



<36601351800014



Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.

Redigirt

von

Ferdinand Stolle.

1854,1

Jahrgang 1854.

Leipzig,

Verlag von Ernst Keil.

Inhalt.

Gedichte.

Erzählungen und Novellen.

Biographien und biographische Skizzen.

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Ueber den menschlichen Körper im gesunden und kranken Zustande.

Von C. Bock.

Erziehungswesen und Kulturgeschichte.

Blätter und Blüthen.

☞ Für diejenigen Abonnenten, welche sich die „Gartenlaube 1854“ einbinden lassen, bemerken wir, daß durch uns höchst geschmackvolle Decken, mit Golddruck nach eigens dazu angefertigter Zeichnung zu beziehen sind. Wir sind in den Stand gesetzt, dieselben zu dem höchst billigen Preise von 13 Ngr. zu liefern.

Die Verlagshandlung.

No. 1. Die Gartenlaube. 1854.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Katharina.

Auf Kamtschatka's wilder Steppe
An dem eiserstarrten See,
Schreibt ein greiser Hochverräther
Seinen Namen in den Schnee.

Katharina ist der Name,
Der in seinem Herzen lebt
Und der Liebe grünen Epheu
In sein ödes Dasein webt.

Katharina ist die Rose,
Die Kamtschatka selbst verschönt,
Die mit Gott und seinem Kaiser,
Mit dem Schicksal ihn versöhnt.

Katharina ist die Taube,
Die den grünen Oelzweig bringt
In die Arche seines Herzens,
Das aus Lust und Leid zerspringt.

Katharina ist die Harfe,
Die zu ihm herüberklingt
Und ihm tausend süße Grüße
Aus der fernen Heimath bringt.

Katharina ist die Perle,
Die sein Aug' in Thränen hüllt,
Katharina ist die Thräne,
Die mit Sehnsucht ihn erfüllt.

Dankbar gräbt er diesen Namen
In den eiserstarrten Schnee;
Jubelnd sproßt in seinem Innern
Liebeslust und Heimathsweh.

D—r.

Zwei Verzweifelte.

Von **Ludwig Storch**.

Mitternacht war vorüber. Die Laternen auf der Blackfriarsbrücke in London leuchteten nur noch einzelnen Fußgängern. Von der City her schritt ein junger Mann hastig der Mitte der Brücke zu, von Southwark her schlich ein bejahrter Mann ihm entgegen. Noch stießen sie nicht zusammen, als der Letztere sich vom Wege rechts ab nach der Brüstung wandte und die augenscheinlichsten Anstalten traf, sich über dieselbe in die Themse hinabzustürzen. Der junge Mann war ihm gefolgt, und hielt ihn plötzlich zurück.

„Herr, ich glaube Sie wollen sich ersäufen?"

„Ihr Glaube ist richtig, Herr; aber was geht das Sie an?"

„Allerdings nicht das Mindeste. Ich wollte Sie nur um die Gefälligkeit bitten, noch einige Augenblicke zu verziehen und mir zu erlauben, die Partie mitzumachen. Lassen Sie uns einander fest umarmen und so vereint den Luft- und Wassersprung machen. Die Aussicht, mich mit einem mir blutfremden Manne, den ich in diesem Augenblick hier in derselben Absicht getroffen, die auch mich hierher geführt hat, zusammen zu expediren, ist zu pikant für mich, als daß ich Sie nicht bitten sollte, sich mit mir zu dem angegebenen Zwecke zu verbinden. Wahrlich, Herr, seid lange ist mir nichts so reizend vorgekommen; und ich hätte nicht geglaubt, daß mir in der Todesstunde noch so etwas Angenehmes widerfahren könne. Schlagen Sie ein, Herr; ich habe seit Jahren keine Bitte mehr an ein menschliches Wesen gestellt; verweigern Sie mir also die Erfüllung dieser einzigen und letzten nicht.

Auch kann ich mich nicht erinnern, jemals so viele Worte gemacht zu haben, als in dieser Minute."

Damit hielt er dem Andern die Hand hin. Dieser gab denn auch die seinige, und der junge Mann fuhr in einer Art muthiger Begeisterung fort: „Also fest umschlungen, Arm in Arm! Und nun kurzen Prozeß! Es ist mir recht wohl, zuletzt noch ein paar Augenblicke an einem Menschenherzen zu liegen. Ich frage nicht, ob Du auch ein Schuft bist Hinab!"

Der ältere Mann, der erst so große Eile gehabt hatte, in die kalten Fluthen der Themse unterzutauchen, legte jetzt der Eile des Jüngern einen Zügel an, indem er dessen Hand festhielt und ihn zurückzog. „Halt, Herr!" sagte er, indem sein lebensmüdes Auge in den Zügen seines Gegenübers zu forschen bemüht war, so viel der ungewisse Schein der nächsten Laterne erlaubte, „Sie sind noch so jung, und wollen schon freiwillig aus dem Leben gehen. Ich fürchte, Sie übereilen sich. Für einen Mann in Ihren Jahren bietet das Leben noch tausend schöne Fernsichten und reizende Genüsse."

„Ja Moder und Gestank, Lug und Trug, Nichtswürdigkeit und Verworfenheit. Kommen Sie und machen wir der Sache ein Ende!"

„So jung Sie sind, Sie haben schon sehr schlimme Erfahrungen gemacht, und scheinen alle Kreaturen, welche die menschliche Gestalt tragen, für Otterngezücht zu halten."

„Ottern sind edle Geschöpfe gegen den Menschen; denn sie folgen ihrem Naturtrieb; sie sind keine Heuchler, welche die Tugend im Munde führen und das Laster im Herzen."

„Sie thun mir leid; denn in der That es giebt viele ehrenwerthe Ausnahmen von der von Ihnen aufgestellten Regel."

„Hahaha! Ausnahmen!" lachte der junge Mann bitter und höhnisch. „Ich habe keine gefunden."

„Dann darf ich Ihnen wenigstens den, wenn auch armseligen Trost geben, daß Sie in dieser ernsten Stunde eine solche gefunden haben. So sehr auch das Lügen den meisten Menschen zur Gewohnheit geworden ist, in der Todesstunde, gegenüber der ernsten und stummen Ewigkeit, pflegen die Wenigsten zu lügen. Ich aber habe mein Leben lang nicht gelogen und möchte um keinen Preis der Welt mit einer Lüge auf den Lippen die dunkle Straße wandeln. Wenn ich Ihnen also sage: ich bin kein Schuft, für den Sie auch mich zu halten scheinen, sondern ein ganz ehrlicher und braver Mann, so ist das die lautere Wahrheit."

„Wirklich? Das ist interessant! So müßte ich den einzigen ehrlichen Menschen, der mir vorgekommen, gerade auf diesem letzten Wege kennen lernen, um mit ihm gemeinschaftlich der Welt Valet zu sagen."

„Lassen Sie mich allein gehen und bleiben Sie. Es giebt noch mehr, noch viel ehrliche und brave Menschen, die Ihnen ein nüchternes, einfaches, thätiges Leben mit Lust und Schönheit würzen können. Suchen Sie sie nur, Sie werden sie gewiß finden."

„Nun den ersten hätt' ich ja schon gefunden. Aber wenn sich Ihnen das Leben von so paradiesischer Seite präsentirt hat, warum wollen Sie es denn gleich mir von sich werfen?"

„Weil ich ein alter blutarmer und dabei kranker und schwacher Mann bin, der nicht im Stande ist, etwas zu verdienen und es nicht länger mit ansehen kann, daß sein einziges Kind, ein Engel von Tochter, sich Tag und Nacht todtarbeitet, um mich alten unbrauchbaren elenden Menschen zu ernähren, ja mir sogar noch manche kleine Freude zu machen. Nein, Herr, das länger zu ertragen, müßte ich ein Unmensch, ein Barbar sein."

„Was, Herr!" rief der Andere wie erschrocken, „Sie haben eine einzige Tochter, die sich für Sie aufopfert?"

„O und mit welcher Geduld, mit welcher Milde, mit welcher Liebe, mit welcher Ausdauer thut sie es! Ich sehe sie dahin welken unter Arbeit und Entbehrung und keine Klage entschlüpft ihren bleichen Lippen. Sie arbeitet und hungert und hat immer ein Wort der Liebe, ein seliges Lächeln für mich."

„Herr, und Sie wollen sich umbringen? Sind Sie des Teufels?"

„Kann ich den Engel langsam ermorden? Das wühlt mir wie ein Schwert in der Seele," weinte und schluchzte der alte Mann.

„Herr, Sie müssen mit mir eine Flasche Wein dort in der Taberne trinken und mir dabei Ihr Schicksal erzählen. Wenn's Ihnen recht ist, will ich dagegen mit dem meinigen aufwarten. Im Voraus sag' ich Ihnen, Sie brauchen nicht da hinab zu springen; denn ich bin ein reicher, ein sehr reicher Mann, und wenn Alles sich so verhält, wie Sie mir angedeutet haben, so braucht Ihre Tochter nicht mehr zu arbeiten, und Sie sollen Beide nicht hungern."

Der weinende alte Mann ließ sich fortziehen. Sie traten zusammen in die Schenkstube. Bald standen volle Gläser vor ihnen, und sie betrachteten einander näher beim hellen Lampenlichte.

„Mein Schicksal ist bald erzählt," nahm der Alte gefaßt und vom Feuer des Weins angenehm erregt, das Wort. „Ich bin Kaufmann, aber das Glück war mir nicht hold; ich hatte kein eignes Vermögen und liebte ein armes Mädchen. Aus diesen Gründen brachte ich es niemals zu einem eignen Geschäfte, sondern diente in verschiedenen Häusern als Commis und Buchhalter, bis man mich nicht mehr brauchen konnte oder vielmehr wollte und jüngere Kräfte den meinigen vorzog. So beschränkt meine Verhältnisse waren, so schön und glücklich war mein Familienleben. Mein Weib war ein Engel an Liebe, Güte und Sanftmuth, fromm und gottesfürchtig, thätig und treu, und sie hat ihre einzige Tochter wiederum zu solch einem Engel erzogen. Aber durch Krankheit und Alter bin ich endlich der härtesten Noth verfallen, und mein Gewissen giebt es nicht zu, daß das beste Kind auf Erden sich für mich alten unbrauchbaren Menschen opfert. Ich kann ja unmöglich mehr lange zu leben haben, und so wird mir Gott verzeihen, wenn ich selbst ein paar Dutzend Tage oder Wochen abstreiche, um wenigstens Gesundheit und Leben meiner Betty zu erhalten."

„Alter, Sie sind ein glücklicher Mann," rief der Jüngere. „Mir ist noch kein so Glücklicher vorgekommen. Was Sie Ihr Unglück nennen, das ist Lapperei. Dem ist jetzt schon gründlich und für immer abgeholfen. Ich werde Sie morgen früh durch ein Testament zu meinem Erben einsetzen, und den Sprung von der Brücke noch um einen Tag verschieben. Erst will ich Ihre Betty kennen lernen, um doch einem Menschenkinde, das den Namen Mensch verdient, in's Auge geschaut zu haben, eh' ich zu den Todten gehe."

„Aber, Herr, was hat Sie so unglücklich bei dieser Jugend gemacht?" rief der alte Mann voll Mitleid und Jammer.

„Ich glaube der Reichthum meines Vaters. Ich bin der einzige Sohn eines der ersten Handlungshäuser Londons, und auch ich bin Kaufmann, wie Sie. Wenn ich Ihnen meinen Namen nenne, werden Sie ihn kennen und von der Wahrheit meiner Angabe überzeugt sein. Mein Vater starb vor fünf Jahren und hinterließ mir ein ungeheures Vermögen. Von Stund' an bin ich von allen Menschen, die mit mir in Berührung kamen, belogen, betrogen, hintergangen und bestohlen worden. Ich war ein unschuldiges Kind an Glauben und Vertrauen; ich war in der Erziehung nicht verdorben worden und hatte von meiner guten Mutter das weiche, liebedürftige Herz geerbt. Ich wollte mit edlen, guten Menschen im Bund der Liebe und Freundschaft leben; ich fand heuchlerische Schurken, Falschmünzer der Gesinnung, ohne andern Zweck, als mir Geld abzunehmen und sich auf meine Kosten vergnügte Tage zu machen. Freunde, oder vielmehr Schufte, die ich für Freunde hielt und denen ich mein ganzes Herz hingab, verriethen und verlachten mich als einen guten dummen Jungen, aber mein Auge schärfte sich mit der Zeit und mein Herz sog sich voll Mißtrauen. Ich durchschaute endlich alle Betrüger. Ich verlobte mich mit einer reichen Erbin, im Besitz der höchsten Bildung unsrer Zeit; ich schwärmte für sie in kindischer Begeistrung. Ihre Liebe sollte mir alles Andere ersetzen. Bald erkannt' ich sie als eine eitle stolze Närrin, die mich zu ihrem Sklaven machen und alle Männer an ihren Triumphwagen spannen wollte. Ich brach mit ihr und wählte ein reizendes armes Kind, ein süßes unschuldiges Täubchen, das der Engel meines Lebens werden sollte. Juchhe! Ich überraschte sie in den Armen eines andern, von ihr geliebten Jünglings. Mir hatte sie Liebe gelogen, um eine reiche Frau zu werden. Ich stürzte mich in Genüsse, ich ging auf Reisen: überall dasselbe moralische Elend. Zuletzt wurde mir das Leben zum fürchterlichsten Ekel. Wir begegneten uns, als ich der jämmerlichen Posse ein schnelles Ende machen wollte."

„Armer junger Mann!" sagte der Alte mit einer Thräne des Mitgefühls im Auge. „Wie sehr bedaure ich Sie! Ja ich armer Mann bin glücklicher gewesen als Sie. Ich hatte ein Weib und eine Tochter, die rein und tugendhaft aus Gottes Hand her-

vergingen. Die Eine ist eben so wieder zu ihm zurückgekehrt, die zweite wird es. Ich kenne meine Betty. Sie wird ihre Tugend und ihren Edelsinn bewahren. Sie kann gar nicht anders."

„Hört, Alter, gebt mir Eure Adresse und erlaubt mir, daß ich morgen Eure Tochter aufsuche. Ich muß mich selbst von Eurer Behauptung überzeugen. Aber auch Euer Ehrenwort müßt Ihr mir geben, Eurem Kinde mit keinem Worte, keiner Miene, keinem Blick zu verrathen oder anzudeuten, daß ich ein reicher Mann bin."

Der Alte reichte die Hand hin: „Ich gebe mein Ehrenwort. Es liegt mir selbst daran, Sie zu überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen. Ich heiße John Smid und meine Wohnung ist auf diesem Zettel verzeichnet." Damit zog er ein Blatt Papier aus der Tasche und händigte es dem Andern ein.

„Und ich heiße Lewis Stauton und bin der Sohn und Erbe von Andrew Stauton. Hier ist eine Hundertpfundnote mit der Bedingung, daß Sie in diesem Hause bleiben, bis ich Sie morgen abhole. — Knabe! Ein Zimmer mit einem guten Bett für diesen Herrn! — Sie bedürfen der Ruhe, Mr. Smid. Gute Nacht! Morgen sehen Sie mich in einer andern Gestalt. Aber in welcher auch, vergessen Sie Ihr Ehrenwort nicht."

Der Alte machte eine Geberde des Staunens über den gehörten Namen und des freudigen Schreckens über die Banknote; aber eh' er sich zu fassen vermochte, war sein neuer Bekannter zur Thür hinaus, und der Aufwärter leuchtete ihm in ein Zimmer vor, in dessen Bette er bald den schnellen Wechsel seines Geschicks vergessen hatte.

In einem armselig ausmöblirten, aber sehr reinen und fast zierlich aufgeputzten Dachstübchen in einem der hohen, schwarzgeräucherten Häuser in einer engen und dunkeln Nebengasse der City saß ein sehr hübsches blondes Mädchen von ohngefähr zwanzig Jahren und nähete feines Weißzeug. Wahrlich ihr ganzer Anzug war nur wenige Schillinge werth, aber er war so rein, so nett und saß ihr so trefflich, als wenn er eben so viele Pfunde gekostet hätte. Ihre hellblonden Locken umrahmten ein Gesichtchen voll süßen Seelenfriedens, in welchem ein paar Augen von reinster Himmelsbläue und von reinster Himmelsunschuld sanft leuchteten. Ueberall in ihr, an ihr, um und neben ihr der Geist der Ordnung, der Züchtigkeit, der Sitte und der Reinheit. Die Züge waren so blaß, so zart und so fein, wie die einer Fürstin. Und doch war das Auge übernächtig und voll Unruhe, und dann und wann löste sich ein banger Seufzer aus dieser jungfräulichen Brust los. Endlich hörte sie Schritte auf der Stiege, und ihr Gesicht verklärte sich schnell; sie horchte; aufsteigende Zweifel schatteten sich in ihren reinen Zügen ab. Es klopfte an die Thür, und sie erbebte. Kaum vermochte sie die Einladung zum Eintreten auszusprechen. Ein junger Mann in einem abgetragenen und ausgebesserten Anzug schritt, sich linkisch und demüthig verbeugend, über die Schwelle. „Um Verzeihung, wohnt hier Mr. John Smid?"

„So ist's, Herr. Was wünschen Sie von ihm?"

„So sind Sie seine Tochter Miß Betty?"

„Ich bin's."

„Zu Ihnen wollt' ich gerade; denn von Ihrem Vater komme ich her."

„Um Gotteswillen, wo ist er? Was ist mit ihm geschehen? Es ist ihm ein Unglück begegnet, denn noch niemals ist er Nachts aus dem Hause geblieben."

„Allerdings ein kleines Unglück —"

„O mein armer, armer Vater! Was werd' ich hören müssen."

Der junge Mann betrachtete die sichtbaren Zeichen ihrer Seelenangst in ihren Zügen mit großer Theilnahme und sah sich auch im Zimmer um. „Erschrecken Sie nicht, liebes Kind; mit dem Unglück hat's nichts auf sich. Ein alter Bekannter hat ihn gestern Abend getroffen und in eine Taberne gezogen. Da haben sich die beiden Herrn fest gezecht. Der Andre hat sich spitzbübischer Weise aus dem Staube gemacht, Ihr Vater aber ist als ehrlicher Mann geblieben und muß nun als Faustpfand sitzen, bis die Schuld bezahlt ist, wenn er nicht in's Gefängniß wandern will. Sonst ist er frisch und gesund."

„Mein Vater! Mein lieber Vater darf nicht in das Gefängniß!" sagte das Mädchen ängstlich. „Können Sie mir angeben, wie viel seine Schuld beträgt?"

„Zwölf Schillinge."

„Ach, mein Herr, ich habe nur drei Schillinge in meinem Besitz. Aber ich will schnell zu Miß White laufen und sie sehr bitten, daß sie mir neun Schillinge auf meine Arbeit vorstreckt."

„Wer ist Miß White?"

„Die Putzhändlerin, die mir Arbeit giebt."

„Wenn Miß White aber Ihre Bitte nicht erfüllt, was dann?"

Das Mädchen brach in Thränen aus. „Ach, Gott," schluchzte sie, „ich fürchte selbst, sie thut es nicht; denn ich bin ihr schon sechs Schillinge schuldig, und sie ist eine harte Frau."

„Wofür haben Sie diese Schuld gemacht?"

Sie zögerte erröthend mit der Antwort.

„Sie dürfen sich mir anvertrauen; ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihrem Schicksal und wollte nur, ich könnte Ihnen helfen. Aber ich bin selbst ein armer Schreiber. Wozu haben Sie die sechs Schillinge geborgt?"

„Mein Vater ist gar schwach und bedarf der Stärkung. Ich habe ihm zuweilen ein halbes Hühnchen in der Brühe gekauft oder ein Beefsteak."

„Unter solchen Umständen wird Miß White nichts mehr borgen. Sechs Schillinge will ich Ihnen geben, aber das ist auch Alles, was ich besitze. Haben Sie keinen werthvollen Gegenstand, den wir versetzen könnten?"

„Ich habe nichts, gar nichts als das Gebetbuch meiner verstorbenen Mutter. Sie hat mich sterbend beschworen, mich nie davon zu trennen, und es ist mir nichts heiliger, als ihr Andenken und mein ihr gegebenes Versprechen, aber ich gebe es gern hin für meinen Vater." Zitternd holte sie das Buch herbei. „Ach, mein Herr, in mancher stillen Nacht habe ich auf die leeren Blätter hinten im Gebetbuch meine geheimsten Gedanken niedergeschrieben. Es darf Niemand erfahren, daß ich die Schreiberin bin. Wollen Sie mir das versprechen?"

„Gewiß, gute Miß. Sein Sie außer Sorgen. Es soll kein Mißbrauch mit ihrem Heiligthum getrieben werden. Nun machen Sie sich fertig; wir wollen gehen."

Während sie in die Kammer schlüpfte, schlug Stauton das Buch auf und las die frommen Herzensergüsse des Mädchens. Seine Augen leuchteten und füllten sich mit Thränen der Rührung und Wonne. Sie kam und hatte ein sehr geringes Tuch umgeschlagen, aber als sie auf der Straße so neben ihm hinschritt in ihrer unbewußten Würde, betrachtete er sie mit Blicken der Ehrfurcht und Bewunderung.

Miß White gab den neuen Vorschuß nicht, versicherte aber dem Begleiter des Mädchens, Betty sei ein Engel. Das war ihm aus diesem Munde lieber als das Geld aus dieser Hand. Er versetzte also auf dem Wege das Buch bei einem Trödler, und die zwölf Schillinge kamen zusammen. Betty hatte eine große Freude darüber.

„Wovon wollen Sie aber heute und morgen leben, Miß, wenn Sie all Ihre Baarschaft weggeben?"

„Ich weiß es nicht, aber Gott wird helfen," versetzte sie vertrauensvoll. „Ich werde die Nächte hindurch arbeiten."

„Ja, Gott wird weiter helfen!" rief er und hätte sich durch seine Bewegung fast verrathen.

Stauton ging erst allein in die Taberne und auf das Zimmer des alten Smid, um ihn mit wenig Worten in seiner Rolle zu instruiren. Dann holte er Betty herbei. Welch ein himmlischer Genuß für ihn, als das süße Kind dem Vater weinend um den Hals faßte, küßte und an ihr Herz drückte. „Ach, mein Vater, mein Vater, welche schreckliche Nacht hab' ich verlebt, voll Angst und Kummer um Dich! Doch still davon! Gelobt sei Gott, daß ich Dich gesund wieder habe." Und nun lachte und jubelte sie.

Dann löste sie den theuern Mann ein und führte ihn im Triumphe davon.

Stauton begleitete sie und meinte, er habe noch ein paar Schillinge aufgetrieben; sie solle ein Mittagsessen besorgen. Nun die frohe Geschäftigkeit, das flinke heitre Wesen, die süße Anspruchslosigkeit des herrlichen Kindes! Der junge Mann hätte vor ihr niederfallen und ihr die Füße küssen mögen.

Stauton ging spät Abends und dachte nicht mehr an den Sprung von der Blackfriarsbrücke. Er kam alle Abende „um seinen angeblichen kleinen Verdienst mit der Familie zu verzehren."

Nach vierzehn Tagen sagte er Abends beim Scheiden: „Miß

Betty, wollen Sie meine Frau werden? Ich bin zwar nur ein armer Schreiber, aber ich habe ein redliches Herz."

Sie schlug die Augen erröthend nieder.

„Kannst Du mich lieben, Kind?" fragte er mit überwallendem Gefühl.

Sie nickte stumm und reichte ihm die Hand. Er küßte diese Hand und sagte: „Ich liebe Dich unaussprechlich. Du hast mir das Leben gerettet."

Wenige Tage später in der Morgenfrühe ging das Pärchen, einfach aber anständig gekleidet, und vom alten Smid begleitet, nach der nächsten Kirche, wo es still getraut wurde. Wonnebebend schloß Stanton sein Weibchen an das Herz und küßte sie auf die Stirne. Vor der Kirche hielt ein prächtiger Stadtwagen. Der gallonirte Diener öffnete ehrerbietig den Schlag. „Hinein!" rief der glückliche Gatte der ihn mit stumm fragendem Staunen anblickenden jungen Frau zu. Eh' sie sich's versah, saßen sie alle drei in der Kutsche, die im Fluge davon fuhr. Vor einem hohen prächtigen Hause in Westminster hielt sie. Reich gekleidete Dienerschaft hob sie heraus und führte sie in glänzend decorirte Zimmer. „Hier ist Eure Herrin!" sagte Stanton zu der Dienerschaft. „Bezeigt ihr Eure Ehrfurcht und erfüllt ihre Befehle. —

„Mein holdes süßes Kind, ich bin Lewis Stanton, einer der reichsten Männer dieser reichen Stadt. Dieses Haus ist Dein Eigenthum, diese Diener und Dienerinnen sind die Deinigen. Ich habe die Bürgschaft von Dir in der Hand, daß der Reichthum Dein reines Kindesherz nicht verderben wird. Hier ist sie, das Gebetbuch Deiner Mutter. Sieh, was Du hineingeschrieben:

„Und wenn Du mir alle Schätze der Welt gäbest, mein Gott, ich würde Deine demüthige Magd bleiben. Denn was ist Gold vor Dir, der Du auf die Herzen siehst? Dein ist mein Herz und soll es bleiben."

„Gott und Dein, mein Lewis," flüsterte Betty und sank sanft erröthend an seine Brust.

„Hurrah, der Sprung von der Blackfriarsbrücke!" rief Stanton seelenvergnügt und umarmte seinen Schwiegervater.

Der alte Herr.

Er war ein geborner großer Mensch, ein Mann aus dem Ganzen.
Goethe über den „alten Herrn."

So nannten ihn in seinen späteren Tagen vertraulich unter sich die ihn liebten, und außer den Schlechten, die ihn zu fürchten hatten, liebten ihn Alle.

Seinen Namen, liebe Leser, habt Ihr oft nennen gehört, — das Gute aber, was er gewirkt, ist in seiner vollen Bedeutung Wenigen bekannt. Ihr Alle genießt es mit. Laßt Euch eine kleine Skizze seines Wesens und Wirkens gefallen. — Der Beschreibung seines Aeußern überhebt mich das treue Bild, das hier vor Euch steht. Außer bei festlichen Gelegenheiten ging oder fuhr oder ritt der alte Herr nie anders einher, als in dieser einfachen Kleidung.

Die Geschichte nennt ihn Großherzog **Karl August** von **Weimar**, die Literaturhistorie den „Dichterfürsten," das Volk, das ihn noch jetzt wie einen Vater liebt und ehrt, den „alten Herrn." —

Als er in dem alten Schloß zu Weimar auf unserm wirren Planeten ankam, schrieb man den 3. September 1757. Das war für die Menschwerdung eines Fürstenkindes eine einigermaßen hindernißliche Zeit. Da wuchsen die Prinzleins noch in dem festen Glauben auf, nur Fürsten und Adel seien Menschen, und diesen zum Nutzen und Vergnügen laufe das übrige Volk in Städten und Dörfern herum, wie Hirsche, Hasen, wilde Schweine in Wäldern und Feldern. Zehn Jahre erst war der gute alte Dessauer todt, der als hoffnungsvoller Prinz schon in blinder Eifersucht einen unschuldigen Verwandten seiner nachherigen Frau Gemahlin Liebden, der Apothekerstochter Fedse, vor deren Augen niederstach, ohne daß im ganzen heiligen römischen Reiche ein Hahn danach gekräht hätte. Der gute alte Dessauer, der alle Menschen, die nicht im Soldatenrocke staken, gründlich verachtete, dessen höchster Genuß blutiges Schlachtengemetzel war. Karl August verlor schon im zweiten Jahre seines Lebens den Vater, Ernst August Konstantin. Aber seine Mutter war die geistreiche und aufgeklärte Fürstin Amalie, der edle Graf Görz sein Erzieher, **Wieland** sein Lehrer. Unter den Einflüssen dieser ausgezeichneten Geister wuchs er gedeihlich empor. Als er in seinem vierzehnten Jahre Friedrich dem Großen in Braunschweig vorgestellt wurde, äußerte dieser tiefblickende Menschenkenner, er habe noch nie einen jungen Menschen — er sagte nicht Prinzen — von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige. Diese Worte sprach ein König, der jedem Preußen erlaubte, „nach seiner Façon selig zu werden."

Karl August hatte einen jüngern Bruder, Konstantin; dieser starb im Jünglingsalter, und gehört nicht in meine Skizze. Mit beiden hatten Mutter und Erzieher wohl zuweilen ihre Noth. Beide Prinzen waren Wildfänge, die, von üppiger Jugendfülle überströmend, manchen tollen Streich begingen. Doch mußte sich Karl August bald ein wenig zu fassen suchen. Denn schon 1774, in seinem siebzehnten Jahre, wurde er von Kaiser Joseph für majorenn erklärt, und trat bald darauf die Regierung des Landes an.

Der junge Herzog war ein zwiefaches Wesen. Kräftig und gewandt in allen ritterlichen Künsten, die er leidenschaftlich trieb, umfaßte er mit gleicher Liebe die ernstesten Studien. Heute auf feurigem Rosse dem Hirsche nachjagend, gleich einem englischen Sportsman über Hecken und Gräben setzend, saß er morgen anhaltend über belehrenden Büchern und sammelte sich Schätze des Wissens. Sein philosophischer Geist kam bald zu der Einsicht, daß der Stand des Menschen an sich nichts sei, als ein günstiger oder ungünstiger Zufall. Er fühlte, daß der Mensch allein geadelt werden könne durch höhere Bildung. Daraus entstand zunächst eine gründliche Verachtung aller Hofetikette. Die „spanischen Stiefeln" nannte er sie, in die er nicht kriechen wolle. Daher die Einfachheit und Ungezwungenheit seines ganzen Wesens und Behabens. „Ich habe mit ihm gesprochen wie mit einem Menschen," erzählte ein Bürger treuherzig, als er von ihm kam, und der sonderbare Ausdruck sagt nicht uneben, wie Karl August schon damals seinem Völkchen erschien. Das war aber zu jener Zeit eine ungewohnte Erscheinung. Die Höfe bis zu den kleinsten herab spielten alle noch Ludwig XIV. Auch Weimar war ein kleines Versailles.

Außer den höhern Hofchargen krabbelten Mohren, Haiducken, Laufer, Jäger, Husaren, Pagen u. s. w. in buntem Gewirr durch die Vorzimmer. Karl August nannte sie „die Hofmenagerie." Er ließ sie aus Pietät für seine Mutter, später für seine Gemahlin, fortvegetiren, nahm aber selbst keine Notiz von dem Zeug. Zu Pferde, einen Reitknecht hinter sich, oder auf einer kleinen Droschke mit einem Lakai auf dem Hintersitz, in derselben einfachen Kleidung, wie wir ihn hier auf dem Bilde sehen, und nie ohne die Cigarre im Munde ritt, oder fuhr er aus oder machte er größere Reisen.

Die Art, wie Karl August mit **Goethe** bekannt geworden, kennzeichnet sein Wesen besonders.

Wieland war der Erste, der unter Amalien's Regierung den Reigen der großen Geister eröffnete, der später das kleine Weimar so groß machte. Man war mit Recht stolz auf seinen Besitz und er war das gehätschelte Schooßkind des Hofes und der Stadt.

Da flatterte von dem bekannten frechen Blatt: „Götter, Helden und Wieland" auch ein Exemplar nach Weimar. Wieland's Alceste wurde darin mit beißendem Spott gegeißelt. Wäre das Ding ein bloßes Pasquill gewesen, man hätte es verziehen. Bosheit ohne Geist verletzt nicht. Aber es waren Lessing'sche Schläge darin, Gründe, die wie spitze Dolche in das Bewußtsein fuhren; man konnte die Wahrheit nicht wegläugnen, und das schmerzte. Alles was von Bildung in Weimar lebte, war auf's Aeußerste empört über den unerwarteten Blitz, der auf das ruhmgekrönte Haupt des verehrten Dichters geschleudert worden. — Wer ist der Verfasser? fragte man erbittert überall. Ein junger Mensch, in Frankfurt am Main lebend, bekam man endlich heraus. Goethe

soll er heißen. Aus gutem Hause, aber ein Nichtsnutz, der beschäftigungslos herumvagirt.

Auf Einen nur hatte das Schriftchen anders gewirkt, auf Karl August. Nicht daß er sich über den rücksichtslosen Angriff auf den von ihm hochverehrten Dichter und Lehrer gefreut hätte, aber



Der alte Herr.

er erkannte in dem jungen Mann einen kühnen, scharfen, vorurtheilslosen Geist, von dem Bedeutendes zu erwarten. Nach einem solchen sehnte er sich. Die Reise nach Darmstadt zu seiner hohen Braut führte Karl August über Frankfurt. Knebel, der nebst dem jüngern Prinzen Konstantin den Herzog begleitete, wurde zu dem jungen Bären geschickt, um ihn zu einer Unterredung nach Mainz einzuladen.

Man weiß von Goethe selbst, daß seine Freunde und namentlich sein Vater, ihn vor dieser Zusammenkunft warnten; man fürchtete irgend eine Demüthigung für den Angriff auf Wieland. Aber Goethe ließ sich nicht abhalten. Die Zusammenkunft fand Statt, und von diesem Momente datirt sich jenes seltene Verhältniß zwischen einem Fürsten und einem Bürgerlichen, jene Freundschaft, die ein ganzes Menschenalter hindurch bestand, und auf die Bildung der Nation so heilsamen Einfluß übte. Viel in geistiger Hinsicht hat Karl August Goethe zu verdanken, mehr vielleicht ist Goethe und die Welt Karl August schuldig geworden.

Karl August hob durch und mit Goethe den ganzen Gelehrten-Stand, und verschaffte ihm durch seine Anerkennung eine bis

dahin in Deutschland unerhörte Schätzung. Ein Fürst wählte einen Bürgerlichen, seines Geistes wegen zu seinem vorzüglichsten Umgange, er schloß ein inniges Freundschaftsbündniß mit ihm auf Du und Du, er verlieh ihm Aemter und Würden bis zum Minister hinauf und verschaffte ihm endlich den Adel. Was er dem Einen erzeugte, das warf seine Glorie auf den ganzen Stand, er hob das Vertrauen begabter Geister, eröffnete ihnen ungewöhnliche Aussichten und trieb sie an, durch edles Bemühen, sich solcher Schätzung würdig zu zeigen. Die Secte der liederlichen Genie's unter den Künstlern, Dichtern und Gelehrten ging freilich nicht aus, so wenig wie das Unkraut je von der Erde verschwinden wird, aber man betrachtete ihre Verderbniß nicht mehr als eine von dem Genie unzertrennliche Eigenschaft, man machte Unterschiede zwischen ordentlichen und unordentlichen Geistern der Art, man achtete die Einen, und verachtete die Andern, und Jedem geschah sein Recht.

Als Goethe in Weimar ankam, begann ein seltsames Treiben. Bald stürzten sich die beiden jungen Titanen rücksichtslos in die wildesten Strudel materieller Genüsse, schweiften Tage und Nächte zu Pferde im Lande herum, trieben auf den Rittergütern der Edelleute die tollsten Streiche, nicht fragend, ob des Sommers Hochsonne auf sie sengend herabbrannte, oder kalte Herbstschauer und Aequinoctialstürme sie umtobten, oder zur Winterzeit ihnen der Hauch vor dem Munde zu Eis gefror. — Dann wieder lebten sie eine Zeit lang wie griechische Weltweise, saßen Tage und Nächte hindurch in traulichen Gesprächen, und brüteten gemeinschaftlich über den schwersten Problemen. Sie konnten es so treiben, denn sie hatten Leiber von Eisen und Geister, die einer ungeheuern Ausdauer fähig waren. Karl August gewöhnte sich so an Goethe, daß ihm, wo er nicht war, ein Theil seines Selbst fehlte. Auf dem Zimmer, im Walde, auf der Jagd, im Krieg, auf Reisen, überall wollte er ihn um sich haben; Goethe erwiederte die Anhänglichkeit und folgte seinem fürstlichen Freunde mit Lust. Das gab nun freilich für Hof und Stadt großen Scandal. Die adeligen Herren erbosten sich über den frechen Frankfurter, der ganz ungenirt mit ihnen umging, denn Goethe war gegen diese Art, wo er ihre Abneigung bemerkte, rücksichtslos stolz. Er hielt einen Frankfurter Republikaner und Patriziersohn um keinen Deut geringer, als einen Thüringer Adeligen, ohne seine Geistesüberlegenheit dabei in Anschlag zu bringen, und er gab sich gar keine Mühe, seine Ansichten diplomatisch zu verhüllen. Dem Herzog war das Recht. Einen solchen Menschen wollte er, einen, von dem er ungeheuchelte Freundschaft und die größte Freimüthigkeit zu erwarten hatte und erhielt.

Mit den zunehmenden Jahren legte sich der etwas zu geniale Sturmdrang Beider, und nun trat in voller Abklärung, wie die Sonne aus verhüllendem Gewölke, was die Natur, oder der Weltgeist mit Karl August beabsichtigt hatte. Er wurde, was damals nur wie Hohn gegen das Volk klang, im vollsten Sinne des Worts: ein Landesvater. Seine ungemeine geistige Sorgsamkeit, die schwellende Fülle seiner Gedanken, die rein menschliche Gesinnung, die wahre ungeheuchelte Menschenliebe, der stählerne Character traten völlig ausgebildet hervor, er war fertig „Eine Fürstenseele, so wie ich nie eine sah," schreibt Dalberg an einen Freund.

Karl August, der **erste** Fürst in Deutschland, welcher seinem Volke und zwar freiwillig eine Constitution verlieh, und sie ehrlich hielt, war selbstständig durchaus, er prüfte, untersuchte, leitete Alles selbst, wie ein tüchtiger Fabrikherr, der sein ausgebreitetes Geschäft selbst dirigirt. Er vermochte das trotz der mancherlei Abhaltungen, Jagden, Reisen, Feldzüge, zu denen ihn Neigung und Pflicht riefen, denn er konnte es nachholen durch anhaltendes Arbeiten, und begünstigt durch die Schnelligkeit seines Geistes, womit er die verschiedensten Dinge übersah, begriff und beurtheilte.

Landeskultur, Gewerbe, Ackerbau, Künste, Wissenschaften, Militair, Justiz, Polizei, Volksunterricht u. s. w., alles wußte er in's Auge zu fassen, über alles ließ er sich vortragen, urtheilte darüber, entschied und wachte, daß seine Entscheidungen auch richtig und vollständig ausgeführt wurden, daß keine Eigenmächtigkeit, keine Ungerechtigkeit der Subalternen sich einschlich. Nichts, was auf Menschenwohl und Fortschritt der Menschheit zur Humanität in materieller und geistiger Hinsicht Einfluß äußern konnte, ließ Karl August ohne lebhaftes Interesse. Und nichts, was speciell in beiden Punkten seinem Volke zum Vortheil gereichen konnte, ließ er außer Acht. So weit es seine Mittel zuließen, rief er es gewiß in's Leben.

Daß seine Befehle in ihrer ganzen Tragweite prompt ausgeführt wurden, wußte er auf seine eigenthümliche Weise wohl zu erfahren. Nicht mit Gefolge und im besternten Fracke, sondern allein und ohne vorherige Anmeldung besuchte er einzelne Bürger und Handwerker seiner Residenz, von derem hellen Verstand und Wahrheitsliebe er sich überzeugt hatte. Eine Cigarre rauchend und gemüthlich mit ihnen plaudernd, frug er diese dabei aus über die nächsten Bedürfnisse des Volkes, besprach mit ihnen die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Oekonomie und Maschinenkunde, forschte nach dem Benehmen dieses und jenes Beamten und ging auf alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wie ein alter Freund ein. Diese Männer hatten dann jeder Zeit freien Zutritt im Schloß und zwar im gewöhnlichen Anzuge, nicht in der vorgeschriebenen Audienzkleidung: schwarzem Frack und weißen Handschuhen. Wurde in der Nähe von Weimar eine Jagd abgehalten, so wurden diese seine bürgerlichen Freunde zum großen Verdruß manches Hofherrn ebenfalls eingeladen und dann trank er, wenn der Wind recht eisig pfiff, oft mit ihnen aus einer Flasche.

Einer seiner Lieblinge war der Bäckermeister Christian Rückolt, ein sehr verständiger, praktischer und erfahrener Kopf, ein offener und ehrlicher Charakter, der mit seiner Meinung niemals hinterm Berge hielt. Auch dem Großherzog gegenüber genirte er sich nicht, und was ihm nicht gefiel, sagte er ihm offen und ohne Hehl. „Königliche Hoheit," sagte er dann in seinem ächt weimarischen Idiom, „das is nischt: das hat irgend so ein Dummkopp ausgeheckt, der nischt versteht," und wenn er dann durch Gründe den alten Herrn überzeugt hatte, nickte dieser gewöhnlich freundlich und meinte, Abschied nehmend: „Gott — Rückolt, Ihr habt Recht!"

Das Volk wußte es auch recht wohl, daß seinem Fürsten der ärmste Bauer so viel werth war, wie der reichste Edelmann im Lande und deshalb liebte und verehrte es ihn, trotzdem er dann und wann etwas leicht mit dem Gelde umging, wenn es galt, Kunst und Wissenschaft zu unterstützen. Noch mehr aber ward er von der deutschen akademischen Jugend geliebt. Es ist bekannt, daß ihn die damalige Demagogie zum deutschen Kaiser ausersehen, als den Würdigsten von Allen. Wenn auch der alte Herr darüber lachte, so blieb er doch stets nachsichtig gegen alle ihre Streiche, wenn sie aus nichts als jugendlichem Uebermuthe entsprungen. „Hab ich doch in meiner Jugend selbst tolle Streiche genug gemacht und bin nicht besser gewesen," äußerte er einmal, als man ihn bei einem gewissen Falle zur strengen Ahndung veranlassen wollte. Eben so mild benahm er sich bei den demagogischen Geschichten in den 20ger Jahren. Es wurde ihm von den auswärtigen Höfen arg zugesetzt. Aber er ließ durchschlüpfen, wo es immer möglich war. Das wußten die Bursche, und doch ließen sie ihn leben in ihren Commersen.

Eines Tages stößt ein alter Jäger in dem Lichtenhainer Forste auf einen Jenaer Studenten, der mit Jagdtasche und Büchse frisch und fröhlich dem edlen Waidwerke nachgeht. Auf die Frage: „was er hier mache?" giebt er die lakonische Antwort: „Ich jage." „Und wer seid Ihr?" poltert der Alte barsch. „Ich bin der Herzog von Lichtenhain," antwortet der Student mit einer hohen Miene (bekanntlich wird der Präses bei den Jenaer Studentencommersen Herzog von Lichtenhain titulirt) und geht gravitätisch von dannen, während der alte Mann ihm verdutzt nachschaut. Kopfschüttelnd geht er nach Hause, setzt einen Bericht über den Vorfall auf, und sendet ihn nach Weimar mit der Bemerkung, daß er einen Herzog von Lichtenhain nicht kenne. Die Sache wird dem Herzog vorgetragen. Dieser lachte, daß ihm die Thränen von den Backen fielen und ließ später dem alten Förster antworten: „Serenissimus wisse allerdings, daß in Jena Herzöge von Lichtenhain residirten, ihre Herrschaften aber lägen nicht in seinem Lande. Es solle zwar dem jetzigen die Jagd auf weimarischem Gebiete für diesmal nachgesehen werden, doch sei dem Herrn zu eröffnen, daß, wenn er inskünftige wieder Lust zum edlen Waidwerke verspürte, er es in höchst seinen eignen Wäldern treiben sollte, widrigenfalls das Carcer ihm sicher sein werde." — Man kann denken, welches Gaudium dieses Rescript den Studenten machte.

(Schluß folgt.)

Lebens- und Verkehrsbilder aus London.

Von **Heinrich Beta** in London.

Was die Schaufenster sind. — Folgen der Schlacht von Waterloo. — Blücher's Urtheil über London. — Heller Tag bei Nacht. — Ein Prachtladen. — Vor funfzig Jahren und jetzt. — Die Kosten eines Gewölbes und das Budget eines deutschen Fürstenthums. — Gaunerei in Läden. Die Schattenseiten eines freien Handels und Wandels.

Schaufenster und Läden sind Titelblätter und Inhaltsverzeichnisse einer ganzen Cultur. In London, wo die Blüthen und Früchte der Cultur aller Nationen der Erde am Dichtesten zusammenströmen, vertreten sie, wie eine immerwährende, erweiterte Ausstellung die höchste Gesammt-Civilisation der Erde. Man braucht nicht in Bibliotheken und Museen diese Bücher durchzustudiren, nicht Reisen um die Erde zu machen, um die Welt kennen zu lernen und Weisheit zu sammeln; wer diese offenen Bücher in verständlicher Sprache und redenden Bildern zu lesen und sehen versteht, weiß bald in der ganzen Welt Bescheid. Welche Wunder des Fleißes und der Geschicklichkeit, der Entdeckung und Erfindung, der Kunst und Wissenschaft, des Wohlstandes und Reichthums, des Muthes und der Kühnheit, der Arbeit und Ausdauer, von Gefahren und Erfolgen. Was auch die Kunst Rühmliches, die Wissenschaft Stolzes schuf, das Schaufenster stellt es offen hin vor alle Welt. Im Schaufenster zu prangen, ist die höchste Spitze des Ruhms und des Lohnes, den ein Unternehmen, ein Verdienst erreichen kann. Für das Schaufenster, für den Ladenbesitzer pflügt das Schiff des Meeres den Ocean und „das Schiff der Wüste", das Kameel die Sandmeere Afrika's; für das Schaufenster steigt die Wissenschaft über die Wolken und die Industrie in die Schachten; der indische Taucher holt ihm Perlen aus dem Meeresgrunde und der Mexikaner Erze aus ungeheuren Klüften; für den Ladenbesitzer ächzt und kämpft die Dampfmaschine athemlos über Fluthen und Gebirge, für ihn ist der Blitz des Zeus Briefträger und die Sonne des Himmels Lithograph geworden. Das Schaufenster und der Laden zeigen allen Ständen und Klassen, ohne Ansehen der Person, in der gefälligsten, verständlichsten Form, was die einzelnen Arbeitsklassen, was eine Nation, was die Welt werth ist, was sie gethan hat, thut, will und kann, um es der Menschheit bequem, angenehm und „comfortable" auf der Erde zu machen. Sie zeigen mit einem Blicke, auf einem einzigen Spaziergange, wie weit es der Mensch in Ueberwindung der Natur, in Vergeistigung, Veredelung und Schönheit ihrer rohen Kräfte und Materialien gebracht hat.

Die Engländer waren von jeher am Liebsten Handelsleute und Krämer, doch erst der neuern und neuesten Zeit, welche Waaren, Geschmack und Geschick vom Continente dazu herüberschaffte, blieb es vorbehalten, eine ganz neue Wissenschaft und Kunst des Ladenhandels auszubilden. Das neue Laden-London entstand erst nach der Schlacht bei Waterloo, nach Erfindung der Gasbeleuchtung und der Spiegelscheiben und mit dem Fortschreiten auf der Bahn des Freihandels. Die deutschen und französischen Kunst-Industrie-Schöpfungen findet man am Schönsten und Massenhaftesten in London. Von ihnen lernten die Engländer Geschmack, mit ihnen machten sie Geld genug, um ihnen geschmackvolle, prächtige Tempel zu bauen.

Wer Cheapside, Strand, Oxfort- oder Regentstreet seit 30 Jahren heute wieder zum ersten Male sähe, würde keinen einzigen Vergleichspunkt mehr herausfinden. Man stelle den Vergleich bei „Lichte" an. Damals schmuzige, löcherige, lebens- und taschengefährliche Straßen, aus deren spärlichen, schmuzigen Schaufenstern einige kurzsichtige Oellampen oder Talglichter sich vergebens anstrengten, nur die Finsterniß etwas sichtbar zu machen; die Ladenthür geschlossen und nur vorsichtig auf besonderes Klingeln geöffnet. Alles todt und trübe, nur Leben in den knarrenden, quiekenden Ungeheuern von Schilden und Symbolen, die im Winde oben geisterhaft auf das trübe Licht herabdrohten. So sah's noch aus in dem Jahre, als bei Waterloo gefochten ward, so sah es Blücher, der bei'm ersten Anblick London's ausrief: „Jott, wat eene prächtige Stadt vor's Plündern!"

Und jetzt? Jetzt verkündet die sinkende Sonne den anbrechenden Tag. Solch ein Licht, wie die Gasflammen der großen Klein-Industrie bis in die engsten Straßenwinkel verbreiten, gelingt der Sonne in London nicht am heitersten Sommertage. Breite, fließende Ströme des Lichts lodern oft hundertweise in den engsten Straßen und züngeln und flimmern um solche Massen aufgebauter und aufgeschichteter Vorräthe aller möglichen Art und Abkunft herum, daß man glaubt, selbst London könne dies nicht Alles vertilgen. Nur eine große unsichtbare Krystall-Wand trennt den barfüßigen, zerlumpten Kreuzfeger, der die Straßenübergänge kehrt, von den kostbarsten Schätzen dahinter, und er würde sich wenigstens die Nase an den Spiegelscheiben platt drücken, wenn nicht massive Metall-Barren ihm ein ehrerbietiges Halt zuriefen.

In Fleetstreet ist jetzt ein Rahmen- und Spiegelladen vollendet worden, dessen zwei untere Stockwerke von Spiegelscheiben bestehen, welche je nur Eine Scheibe bilden. Gehen wir in einen dieser Prachtläden, so sieht man nach Oben und in der Perspective oft kein Ende. Ueber den Galerien oben wölben sich Himmelslichter (Fenster im Dache oben) und an den Zahltischen hin haben wir schon 80 Diener auf einmal beschäftigt gesehen. In Tottenham Court Road sind in einem Schnittwaarengeschäfte über 200 Diener beschäftigt. Am Eingange empfängt uns ein Ceremonienmeister mit weißem Halstuche und ganz neuen Handschuhen und führt uns in dem Labyrinthe von Waaren just zu dem Orte, wo wir für 1 Schilling 6 C. oder 2 Schilling $10\frac{1}{2}$ C. ein Paar Handschuhe und das Kupfer in einem eleganten Envelopve zurück bekommen, damit wir unsere Finger nicht durch Berührung des gemeinen Metalles zu entweihen brauchen. Auf dem Wege in diesem Laden treten wir geisterhaft, ungehört auf die weiche, bunte Wiese eines Teppichs, dessen zarte Halme bei jedem Tritte einsinken, wie junges Gras, und unser eigenes Bild begleitet uns oft von beiden Seiten und wundert sich aus den großen Spiegeln heraus über unsere Thorheit, daß wir hier beim Kauf von ein Paar Handschuhen alle diese Pracht mit bezahlen helfen. Warum gehen wir nicht in eine, oft dicht angrenzende, wohlfeile Gegend? Wir können's, nur der Mann und die Frau und die Tochter der hohen Gesellschaft, welche mit Pferden und gepuderten Dienern vorfahren, können und dürfen es nicht und wollen es nicht: sie wollen den Vorzug haben, den doppelten Preis für Alles zu zahlen, um selbst im öffentlichen Laden mit keinem Menschen ohne Geburt und Geld zusammen zu treffen.

Noch vor 50 Jahren waren die meisten Läden kleine, gemüthliche Kramläden, die ihren Mann ernährten und beschäftigten und nicht mehr, und dabei betrug die Zahl derselben kaum den vierten Theil. Jetzt sind viele in Regent-, Oxford-, Fleetstreet, St. Paul Church Yard u. s. w. jeder eine Welt, eine kleine Stadt für sich. Mancher einzige Laden ernährt 100 Familien in ihren eigenen Häusern draußen vor der Stadt, von wo die Diener Morgens hereingefahren kommen. Ein einziger Theeladen in Ludgatehill schickt alle Morgen 20 beladene Wagen hinweg, lauter Pfunde, Viertelpfunde, sogar Lothe, die den Kunden alle einzeln vor's Haus gefahren und fein gepackt überliefert werden. Manch einzelner Laden füllt 3—6 Häuser neben und hinter einander und der Eigenthümer hat noch andere Geschäfte in andern Stadttheilen und 50—60—100 in andern Städten Englands. Solcher Gliederungen einzelner Detailgeschäfte durch das ganze Land, oft mit Filialen in den Colonien und in Amerika oder China giebt's in großer Menge. Ein Laden in Lombardstreet mit lauter chinesischen Artikeln beschäftigt in Kanton Hunderte von Menschen für seine alleinige Rechnung. Der Unterschied zwischen Engros- und Detailgeschäft, einst so scharf geschieden und durch besondere Gesetze getrennt gehalten, verschwindet in diesen Tagen mit zunehmender Geschwindigkeit. Schon die große Firma „Dombey und Sohn" vereinigte Beides. Eben so übermächtigen die großen Detailgeschäfte zusehends die Reste kleiner Kramläden, die mit eigenem Fleiße und Capitale sich zu nähren suchen. Das mächtige Capital tritt auch hier immer gewaltiger in Association auf, und Beschaffung von Rohmaterialen, drei- bis zehnfache Veredelung und Verarbeitung derselben und deren Ver-

kauf im Ganzen und Einzelnen wird oft von einer einzigen Capitalisten-Gesellschaft betrieben. Die Brauer von London lassen Dreiviertel der Bierlokale auf eigne Rechnung betreiben, außerdem gehört ihnen schon eine ganze große Zeitung, der Morning-Advertiser.

Diese monopolisirende Macht des associirten Capitals erklärt zum großen Theile das Zusammensinken der vielen Mittelleute und deren massenhafte Auswanderung, eben so das gewaltige Fieber der Arbeitseinstellungen. Es ist ein Bürgerkrieg des Arbeits-Capitals mit dem associirten und monopolisirten des Geldes und Credites.

Gegen die vereinigte Macht des Detail- und Engros-Geschäfts giebt es keine Macht mehr, weil sich in ihnen der Gewinn beider Geschäftsarten ohne Mittelspersonen vereinigt. Dem Käufer kommt dies einstweilen zu Gute, denn er hat blos einen Profit zu zahlen. Freilich, wenn sich das Monopol erst seiner bewußt wird, schröpft es die Leute in der Regel um so ärger. Dabei ist die Ladenmiethe mit jedem Jahre so bedeutend gestiegen, daß der Käufer mit jedem Schritte in ein solches Geschäft bedeutend dazu beitragen muß. Mancher Laden in London kostet mehr, als das ganze Budget eines deutschen Fürstenthums austrägt. Er kostet täglich mehr, als den ganzen Jahrgehalt eines gut situirten Schulmeisters. Um in einen guten Laden nur hineinzukommen, sind schon 2000 Pfund oder 14000 Thaler bezahlt worden. Ich denke hier an ein ganz bestimmtes Beispiel: es war ein bloßer Bilderladen. Aber bei aller Theurung und den massenhaften Abgaben, die auf Häusern und Läden liegen, steigt doch der Begehr und Preis letzterer seit 20 Jahren ununterbrochen fort, weil die Vortheile vielleicht noch im höhern Grade steigen, als der Preis und die darauf ruhenden Kosten — denn der Londoner Ladenbesitzer wohnt nicht nur mitten unter $2\frac{1}{2}$ Millionen Menschen, die alle gern kaufen, sondern auch in der Stadt, wo für alle Welt gekauft und gearbeitet wird und die ganze Aristokratie Englands mit ihren Millionen alle Jahre 5—6 Monate wohnt und halb England zu Wasser und zu Lande herbeileilt, um hier einzukaufen. So strömt ein ununterbrochener Fluß baaren Geldes stets über seinen Zahltisch: er giebt und bekommt keinen Credit. In der Provinz hat der Ladenbesitzer bestimmte Kunden, die bald Credit verlangen und haben müssen und von denen alle Jahre so und so viel durchgehen. Das kennt man in Londoner Läden nicht. Immer mit einer Hand das Geld, mit der andern die Waare. Blos Bäcker, Fleischer und Schneider geben gut situirten Familien Credit, außerdem die großen Detail-Geschäfte für die Aristokratie in Regent- und New-Bondstreet u. s. w., welche warten müssen, bis es dem Lord oder der Lady einfällt, nach der Rechnung zu fragen. Auf die geringste Mahnung würde die ganze „Klike" wegbleiben. Wer's da aushalten kann, ist in 7—10 Jahren ein gemachter Mann. Die kleineren Capitalisten gehen dabei natürlich zu Grunde. Oft hat schon Dieser und Jener einen Schein-Bankerott gemacht und seine schweren Aristokratie-Rechnungen einem Freunde zum Einkassiren übergeben, um selbst nicht zu mahnen.

Im Ganzen strömen aber immer fremde Leute in den Läden aus und ein, die stets baar bezahlen.

Mit der Wohlthat, keine Kunden, also auch keine schlechten auf Rechnung, sondern immer mit Fremden gegen baar zu thun zu haben, hängt freilich auch ein nicht unbedeutender Uebelstand zusammen. Es bilden sich in verschiedenen Hauptverkehrsstraßen Banden von Gaunern mit Läden, in denen nach den Anzeigen in den Zeitungen ganz besondere, unerhörte, kostbare Dinge, besonders für das schöne Geschlecht, zu haben sind. Eva's Geschlecht ist neugierig. So nimmt manche Lady ihren Muff und ihren Hut und sucht den Laden auf. Hier wird ihr auf die mannichfaltigste Weise das Geld abgeschwindelt, wenn sie nicht gradezu beraubt wird. Wälder giebt's nicht mehr für Räuber; so setzen sie sich in Läden oder wohl gar in große Kutschen und treiben ihr Geschäft unter gebildeten Menschen, oft in den besten Zirkeln. Ich kann hier die Gaunereien in und mit Läden nicht detailiren. Deren Art und Geschäft ist Legion. Nur der Curiosität wegen, daß sich unlängst ein Laden blos damit abgab, den Damen, die als Kunden herbeikamen, die Muffs wegzunehmen und sie in's Schaufenster zum wohlfeilen Verkauf auszuhängen. Solche Gaunerstreiche passiren natürlich immer unter vier Augen. Das Gesetz kann ihnen nicht beikommen. Und wenn sie an einem Ende der Stadt entlarvt sind, setzen sie sich am andern Ende unter anderm Namen und so fort. London besteht aus 30—40 Städten. Sie werden reich, ehe sie überall entlarvt sind. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft stehen nicht in der geringsten Verbindung, so daß, wenn 100 Leute in der Tausendpfundklasse betrogen sind, noch alle Hundert in der Funfzehnhundertschicht übrig bleiben. Das Pfennig- und Gimpel-Fang-System hat hier auch bessere Gimpel und Gelegenheiten, als in den Hauptstädten anderer großen Länder. Die einzelnen abgeschlossenen Kasten Englands sind im Ganzen viel bornirter, als die mehr durcheinander fließenden Gesellschaftsklassen in Paris oder Berlin. Die Massen sind dabei fabelhaft leicht- und abergläubisch. Ein Mann, der einmal ankündigte, wer ihm 5 Schillinge einschicke, könne sich dadurch eine Leibrente von 100 Pfund sichern, bekam von der Post in Geld-Aufträgen über 800 Pfund ausgezahlt, wie wenigstens in den Household-words versichert wird.

Das sind die Schattenseiten eines großen, freien, uncontrolirten Handels und Wandels. Unter strenger polizeilicher und gewerberäthlicher Aufsicht würde vielleicht die Gaunerei nicht so großartig betrieben werden, dann aber auch nicht Industrie, Handel und Wandel. Gegen Betrug kann und muß sich Jeder selbst schützen. „Niemand wird betrogen, Jeder betrügt sich selbst." Die Betrogenen sind Schuld, daß es Betrüger giebt. Vor den Folgen der Beschränkung, des Zwanges, der Gewerbegesetze kann sich Niemand schützen; deshalb haben sich die Engländer alle diese väterliche Fürsorge vom Halse geschafft und sind dadurch die Kassirer, Wechsler, Schiffer, Käufer und Verkäufer der ganzen civilisirten Erde geworden. Kein Volk hat solche Titelblätter und Inhaltsverzeichnisse, keins solchen Inhalt.

Gesundheits-Regeln.

Das Herz und sein Herzeleid.

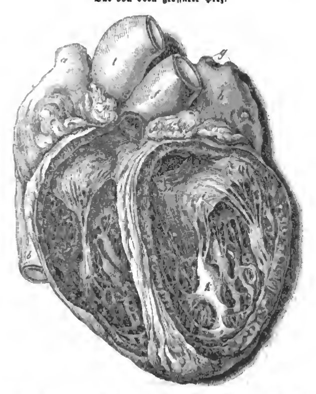
Herz! mein Herz! was soll dein Schlagen? Was Dir frommt, das will Dir's sagen. Denn dem Herzen, als dem Mittelpunkte des Lebens, wird mit Hülfe einer Menge von elektrischen Telegraphen (d. s. Nerven) Alles mitgetheilt, was im Körper und Geiste des Menschen Gutes oder Böses vorgeht und durch Klopfen giebt dann das Herz zu erkennen, daß es die Mittheilung in Empfang genommen. Mit dem letzten Herzschlage hört auch alles Thun und Treiben im Körper auf, und durch die Steigerung in der Dauer, Heftigkeit und Häufigkeit des Klopfens kündigt sich der Grad der natürlichen oder widernatürlichen Anregung irgend eines Körpertheiles an. Legt man das Ohr da an die Brust, wo der Herzschlag zu fühlen ist, so hört man, ob im Innern des Herzens die verschiedenen Kammern gehörig aufgethan und geschlossen werden. Denn 4 Kammern oder Höhlen (e. e. h. k.) besitzt das fleischige Herz (s. Gartenlaube No. 9. v. J.), von denen die beiden obern, dünnwandigen und mit einem blinden Anhange (Herzohr n. o.) versehenen, die rechte und linke Vorkammer (e. h.) heißen, während die beiden untern, welche sehr dicke, muskulöse Wände besitzen, rechte und linke Herzkammer (e. k.) genannt werden. Die Vorkammern sind die Sammlungsapparate und Zubringer des Blutes für die Herzkammern, diese letzteren treiben dann vermöge ihrer kräftigen Zusammenziehung das Blut in die großen Pulsadern, und zwar wird dasselbe durch die rechte Herzkammer in die Lungenschlagader (f), durch die linke Herzkammer in die große Körperpulsader (l) getrieben. Bei der gleichzeitigen Zusammenziehung beider Herzkammern drängt sich das kürzer und kugliger werdende Herz stärker gegen die Brustwand an und dies bewirkt den Herzschlag, Herzstoß, Herzpuls oder das Herzpochen.

Verfolgen wir den Lauf des Blutes durch das Herz,

so nimmt derselbe folgenden Weg: das Blut, welches die Ernährung des Körpers besorgt hatte und dabei schlechter, dunkler, besonders reicher an Kohlensäure und Wasser geworden war, kehrt aus den Haargefäßen aller Körpertheile durch die Blutadern zum Herz zurück und ergießt sich hier aus der obern (a) und untern (b) Hohlader in die rechte Vorkammer (c), tritt sodann aus dieser durch eine längliche Oeffnung (die rechte Vorhof-Herzkammermündung (d) herab in die rechte Herzkammer (e) und wird von letzterer durch die Lungenpulsader (f) in die Lunge geschafft, wo es sich eines Theiles seiner Kohlensäure und seines Wassers entledigt (Stoffe, die wir deshalb fortwährend ausathmen müssen), dafür aber Sauerstoff (Lebensluft) aus der eingeathmeten atmosphärischen Luft aufnimmt. Auf diese Weise wird das Blut in den Lungen gereinigt (s. Gartenlaube Nr. 16 v. J.) und aus dunkelrothem in hellrothes umgewandelt. Dieses verbesserte Blut kehrt nun aus der Lunge zum Herzen zurück und zwar zur linken Hälfte desselben, fließt durch die 4 Lungenblutadern (g) in die linke Vorkammer (h) ein, aus dieser durch die linke Vorhof-Herzkammermündung (i) herab in die linke Herzkammer (k) und wird von letzterer in die große Körperschlagader (Aorta l) getrieben, um durch die Verzweigungen dieser den Haargefäßen aller Theile des Körpers zugeführt zu werden, von wo dann wieder der Rücklauf des Blutes zum Herzen beginnt. — Damit nun der Blutlauf durch das Herz stets in der gehörigen Ordnung und Richtung vor sich gehen kann, muß ebensowohl die Oeffnung, welche aus einer Vorkammer in die Herzkammer, (die Vorhof-Herzkammermündung d. i.) als auch die, welche aus einer Herzkammer in die Pulsader führt, (die Pulsadermündung) die natürliche Weite haben; diese Oeffnungen müssen ferner aber auch durch Vorrichtungen, welche man Klappen (d. f. i. m.) nennt, hinreichend verschlossen werden können, um das Rückwärtsfließen des Blutes (z. B. aus einer Herzkammer in die Vorkammer, aus einer Pulsader in die Herzkammer) zu verhindern. Leider finden sich nicht selten entweder diese Oeffnungen im Herzen widernatürlich verengt, oder die Klappen zum Schließen der Oeffnungen unfähig. Solche krankhafte Zustände, die sich fast stets durch widernatürliches Herzpochen andeuten, bezeichnet man als organische Herzkrankheiten oder Herzfehler; sie sind unheilbar. Das was man im Herzen hört, wenn man dasselbe behorcht, sind 4 Töne (2 rechts und 2 links), welche hinter einander durch das Anprallen des Blutes an die geschlossenen Klappen, zuerst an die Klappe der Vorhofs-Herzkammermündung und dann an die der Pulsadermündungen erzeugt werden. Anstatt dieser Töne, von denen der erste (welcher gleichzeitig mit dem Herzschlage wahrgenommen wird) länger als der zweite ist, hört man blasende, kratzende, knarrende oder schnurrende Geräusche, sobald eine der Klappen nicht gehörig mehr schließt, oder eine der Oeffnungen zu eng wird. Deshalb ist auch der Arzt im Stande, aber freilich nur wenn er das Behorchen der Brust ordentlich versteht, die einzelnen Herzkrankheiten mit ziemlicher Sicherheit zu erkennen, und hat er sie erkannt, dem Patienten wenn auch keine Heilung doch Linderung zu schaffen und einen Rath zu geben, welcher die Verschlimmerung des Uebels und den Tod weiter hinausrückt.

Der Herzschlag, welcher auch die Ursache des Pulses der Schlagadern ist und bei gesunden Erwachsenen gegen 70 bis 75 mal in einer Minute erfolgt, wird zunächst zwar vom Fleische des Herzens veranlaßt, aber dieses muß immer erst durch die Herznerven zur Zusammenziehung angeregt werden. Diese Letzteren wurzeln nun im Gehirn und im Rückenmarke und stehen hier mit allen übrigen Nerven des Körpers in mehr oder weniger genauem Zusammenhange, so daß jede stärkere Reizung eines Nerven, an was immer für einer Stelle des Körpers und aus was immer für einer Ursache, sich im Gehirn oder Rückenmarke den Herznerven mittheilen und stärkeres und beschleunigtes Herzklopfen veranlassen kann. So ist das Fieber (aber nicht etwa das kalte Fieber), was sich eben durch ein, längere Zeit anhaltendes und häufigeres Klopfen des Herzens und der Pulsadern zu erkennen giebt, nichts als eine krankhafte Erscheinung, die einer großen Anzahl der verschiedenartigsten Krankheiten zukommen kann und dem Arzte blos andeutet, daß irgendwo im Körper irgend ein Leiden seinen Sitz aufgeschlagen hat. Nur wenn ein stärkeres und häufigeres Herzklopfen gar nicht wieder verschwinden will oder sofort bei körperlichen und gemüthlichen Bewegungen in bedeutenderem Grade eintritt, ist die Furcht vor einem Herzfehler gegründet. Daß man fast alle guten und schlechten Leidenschaften in das Herz anstat in das Gehirn, wo sie doch ihren Ursprung haben, verlegt unt daß man deshalb von einem guten und bösen, traurigen und liebenden, muthigen und furchtsamen Herzen spricht, kommt daher weil alle Leidenschaften vom Gehirn aus durch die von hier zun Herzen führenden Nerven deutlicher wahrnehmbares Herzklopfe veranlassen. Uebrigens erzeugen auch starke und anhaltende körperliche Anstrengungen, vorzugsweise mit den Armen, sowie Spirituosa, ein stärkeres Herzklopfen. Kurz, jedes starke Herzpochen deutet an, daß im Körper nicht Alles in Ruh und Ordnung ist. Recht leicht kann aber die stärkere und häufigere Zusammenziehung des Herzens, welche eben das Klopfe veranlaßt, eine Unordnung im Blutlaufe nach sich ziehen und di Ursache zu Entzündungen, Blutungen, Schlagfluß u. s. w. werden Ja, kehrt das Herzpochen sehr oft wieder oder wird es länger

Das von vorn geöffnete Herz.



a) Obere Hohlader. b) Untere Hohlader. c) Rechte Vorkammer. d) Rechte Vorhofs-Kammermündung (mit der dreizipfligen Klappe). e) Rechte Herzkammer. f) Lungenpulsader (mit 3 halbmondförmigen Klappen am Eingange). g) Lungenblutadern. h) Linker Vorhof. i) Linke Vorhofs-Kammermündung (mit der zweizipfligen Klappe). k) Linke Herzkammer. l) Große Körperpulsader mit m) 3 halbmondförmigen Klappen am Eingange. n) Rechtes und o) linkes Herzohr.

Zeit unterhalten, dann kann das Herz allmälig um Vieles fleischiger und größer (überernährt) werden, das stärkere Klopfen desselben wird dann bleibend und Brustbeschwerden der mannigfachster Art und Heftigkeit finden sich ein, bis endlich das zu Tode gejagte Herz still steht. Umgekehrt könnte aber auch ein Herz, wa nie zum stärkern Klopfen veranlaßt wird, allmälig matt und kraftlos werden und dann dem Blutlaufe durch den Körper nicht gehörig vorstehen.

Darum wahre Dein Herz! Nur wenn es dem Recht und der Wahrheit, der Freundschaft oder der Liebe gilt, dann wehre seinem belebenden Klopfen nicht, sonst aber meide, was Di anhaltend starkes Herzpochen macht, damit sich keine Herzvergrößerung einstelle. Um aber von den Herzfehlern, welche die Klappen und Oeffnungen im Innern des Herzens befallen, befreit zu bleiben, muß man stärkere Erkältungen der Haut, besonders nach Erhitzung, zu vermeiden suchen, weil sich neben sogenannten rheumatischen, durch Verkühlung entstandenen und mit Fieber verbundener Schmerzen (Entzündungen) in den Gelenken gar oft Herzentzündung einfindet und diese letztere dann jene unheilbaren Herzfehle nach sich zieht. Wie oft ist nicht schon die falsche Ansicht übe Abhärtung und der Glaube, daß man sich bei kalter feuchter Luf

nicht durch warme Bekleidung verweichlichen müsse, die Ursache jahrelanger Herzensqual geworden. Ein vernünftiger Mensch sucht sich allerdings nach und nach durch Gewöhnung an Kälte für den Einfluß einer kalten Temperatur weniger empfänglich zu machen, aber stets muß auch ein Abgehärteter, wenn er seine Gesundheit lieb hat, bei erhitzter und feuchter Haut die schnelle Abkühlung vermeiden. Die große Mehrzahl der jetzigen Menschen, mit deren Herzen es überhaupt nicht besonders aussieht, gehören deshalb bei uns zu Lande in wollene Unterjäckchen und warme Strümpfe, wenn sie nicht in ihren besten Jahren schon in das Lied einstimmen wollen:

Herz! mein Herz! warum so traurig
Und was soll dein Ach und Weh?

(B.)

Nordamerika, sein Land und seine Zustände.

I.
St. Louis.

Was immer man auch über Amerika sagen mag, Das ist nicht zu läugnen, die Union offenbart als Reich im Innern wie nach Außen eine Lebenskraft und ein Gedeihen, wie es die Geschichte bisher in keinem Staate, weder des Alterthums noch der neuern Zeit, in gleichem Maaße erblickt hat. Den großen Einfluß, den in den jüngsten Tagen Amerika faktisch auf Europa schon ausübt, und der sich nothwendig mit jedem Tage noch steigern muß, macht es uns zur Pflicht, das Land und seine Zustände genau kennen zu lernen, das einst über unsere Zukunft das allein entscheidende Wort aussprechen wird. Wir haben Veranstaltung getroffen, daß schon in den nächsten Wochen uns regelmäßige Originalberichte aus einigen der größten Städte der Freistaaten zugeben, und beginnen indeß unsere Rundschau mit einer vorläufig kurzen Beschreibung und Abbildung einer Mississippistadt.

St. Louis, auf dem linken Ufer des Mississippi, 300 Meilen oberhalb New-Orleans, jetzt eine der bedeutendsten Handelsstädte Amerika's, liefert wie viele andere Orte dieses Landes den Beweis, daß dort Alles mit einer fieberhaften Schnelligkeit vorwärts und zur größtmöglichsten Vollendung drängt. Im Jahre 1763 jagten dort noch die wilden Indianer die Raubthiere des Landes mit Pfeil und Bogen, kein Acker war urbar, keine Axt in diese undurchdringlichen Wälder gedrungen. Erst zwei Jahre später wagte ein französischer Colonist, Namens Laclade, der Gründer von St. Louis, an der Stelle des jetzigen alten Marktplatzes, die ersten Blockhäuser aufzuschlagen, zu denen sich bald noch mehrere gesellten, so daß schon im Jahre 1780 zum Schutz derselben ein Fort errichtet werden mußte. Bis zum Jahre 1803 unter spanischer Oberherrschaft, die wahrlich nicht geeignet war, Bildung und



St. Louis.

Intelligenz aufkommen zu lassen, war St. Louis eigentlich nicht mehr, als ein indianischer Handelsposten, dessen Einwohnerschaft meist aus Abenteureen bestand.

Erst vom Jahre 1820, als der Staat Missouri in die Union aufgenommen ward, datirt sich der Aufschwung dieser Stadt. Bis dahin hatte St. Louis noch kein Dampfschiff gesehen. Eine Schiffsreise von New-Orleans nach St. Louis, die jetzt ein gutes Dampfschiff in 4 Tagen zurücklegt, kostete damals $3^1/_2$ Monat Zeit und selbst das erste Dampfschiff im Jahre 1820 kam erst nach 18 Tagen in St. Louis an. Mit dem Eintreffen der ersten Dampfschiffe hob sich die Bedeutung der Stadt mit jedem Tage und derselbe Ort, der im Jahre 1825 kaum 10,000 Einwohner zählte, hat jetzt deren 112,000, und wie lange noch und die 200,000 sind voll. Vierhundert Dampfschiffe befahren jetzt schon den Mississippi, dessen Thalgründe sich mit jedem Jahre in wahrhaft fabelhafter Schnelligkeit mehr und mehr cultiviren.

Für uns hat St. Louis noch das besondere Interesse, daß dort vorzugsweise das deutsche Element am meisten vertreten ist. Unter den 112,000 Einwohnern sind 36,000 Deutsche, 8000 Franzosen, 10,000 verschiedene Nationalitäten, die Uebrigen eingeborne Amerikaner. Zwei deutsche Zeitungen erscheinen dort und so groß ist bereits der Einfluß unserer Landsleute, daß selbst deutsche Sitten und Gebräuche von den übrigen Bewohnern angenommen werden, während sich in andern Städten die Deutschen fast ihres Mutterlandes und ihrer Sprache schämen.

Seit dem furchtbaren Brande im Jahre 1849, der 640 Häuser 20 Dampfschiffe und Güter im Werthe von 6 Millionen Dollar zerstörte, ist St. Louis und zwar in 18 Monaten prächtiger als je wieder aufgebaut und jetzt eine der blühendsten Städte Amerika's. Man nennt sie mit Recht die „Königin des Westens.“ Zahlreiche Kirchen und öffentliche Gebäude im großartigsten Styl zieren die schönbepflanzten Plätze der Stadt, die mit jeder Woche an Ausdehnung zunimmt. Ihr Handel mit Bauholz, Tabak, Hanf Mehl, Blei ꝛc. ist sehr bedeutend, ein Hauptumstand aber, dem St. Louis seinen blühenden Zustand verdankt, ist der, daß die großen von New-Orleans kommenden Dampfschiffe nicht weiter hinauf, noch die den obern Mississippi befahrenden nicht weiter hinunter gehen, als bis nach St. Louis, so daß diese Stadt das Hauptdepot für alle Erzeugnisse des ungeheuren Mississippithales wird. Ihre Bedeutung wird eine noch größere werden, wenn die große Bahn nach Californien fertig sein wird, die St. Louis ebenfalls berühren soll.

Blätter und Blüthen.

Jagd in Amerika. Keines der wilden Thiere in Amerika springt rascher und keine wilde Bestie greift so kühn und verwegen den Menschen an wie der Panther, wenn er gedrängt wird, und er ist nicht minder kühn und entschlossen gegen andere Thiere, wenn er auf Beute ausgeht; aber es geht ihm eine Eigenthümlichkeit oder Untugend ab, wodurch sowohl der Puma-Löwe als auch der Löwe von Afrika sich auszeichnet — das heißt, er schleicht nie den Fußstapfen des Menschen nach. Wenn er plötzlich einem Menschen begegnet, so wird er sich gewöhnlich, wenn die Begegnung nicht eine ganz nahe ist, in den Wald zurückziehen; sobald er aber sieht, daß ihm der Rückzug abgeschnitten ist oder daß er von einem Hunde verfolgt wird, dann macht er durch mehre furchtbare Sprünge einen entschlossenen wüthenden Angriff. Der „Rastro“ oder die Spur, welche der Panther zurückläßt, ist fast ganz wie die des Puma-Löwen; aber es giebt einen kleinen Unterschied, an welchem das Auge des geübten Jägers — aber auch nur eines solchen — erkennt, welches Thier diesen Pfad gegangen ist. Der Panther — und hier muß ich einfügen, daß ich mir erlaube, die Wörter Panther und Tiger als gleichbedeutend zu brauchen — setzt seinen Fuß flach auf den Boden und hebt ihn so gleichmäßig wieder empor, daß auf nassem Boden oder im Sande ein vollständiger Abdruck zurückbleibt; aber der Puma, der im Verhältniß zu seiner Größe eine größere Pfote hat, wirft mit dem Ballen des Fußes, indem er ihn erhebt, hinten etwas Sand oder Erde aus, und so unbedeutend der Unterschied dem Anscheine nach auch sein mag, so ist er doch für den verfolgenden Jäger von großer Wichtigkeit, da sich die beiden Thiere auch in ihren Gewohnheiten sehr von einander unterscheiden.

Der Panther richtet unter Rindern und Pferden, welche im Walde herum streifen, unberechenbaren Schaden an, vorzüglich aber unter den jungen Thieren; alte Stiere und selbst Kühe gewinnen ihm jedoch zuweilen den Sieg ab.

Ein Stier, der einem meiner Bekannten gehörte, hatte so viele Kühe durchbohrt, daß man ihn endlich mit dem Lasso einfing und seine Hörner abstumpfte, damit er fernerhin kein Unheil anstiften könnte. Einige Wochen später wurde auf der Savanna eine Kuh von einem Panther getödtet und der zertretene Boden sowie der entsetzlich zerrissene Kopf und Hals desselben Stieres bewiesen deutlich, daß er für jene Kuh den Kampf gewagt hatte. Man fing ihn ein, versah seine Wunden mit den nöthigen Pflastern und gab seinen Hörnern eine sehr scharfe Spitze; hierauf entließ man ihn wieder in die Savanna, wo noch immer die todte Kuh lag, von welcher man während des Tages die wilden Hunde und Geier verscheucht hatte. „Wohlan, Don Jorge,“ sprach mein Bekannter und zog eine altmodische Uhr heraus, die ungefähr fünfzehn Schillinge werth war — „ich wette diese kostbare Uhr gegen tausend Dollars“ — offenbar schätzte er seine Uhr auf tausend Dollars — „daß es heute Nacht einen Kampf giebt.“ Natürlich ging ich auf die Wette nicht ein, aber der Panther kehrte allerdings, wie man erwartet hatte, bei Anbruch der Nacht zu seinem Schmause zurück und es mußte ein wüthender Kampf zwischen ihm und dem Stiere stattgefunden haben, denn man fand am nächsten Morgen neben der todten Kuh einen sehr großen todten Tiger, der vielfach durchbohrt war. Ein großer Theil dieser Wunden mußte ihm nach seiner Tödtung beigebracht worden sein, denn die Wuth des Stieres hatte sich bei Tagesanbruch noch keineswegs vermindert. Der Sieger kehrte von Zeit zu Zeit immer wieder zu dem gefallenen Feinde zurück und durchbohrte und stieß ihn in verzweifelter Wuth aufs Neue mit seinen Hörnern. Aber auch der Stier war mit neuen Wunden bedeckt; man durfte es jedoch nicht wagen, sich ihm zu nähern, und erst als er nach dem Flusse ging, um sich zu erfrischen, was ihm sehr nöthig war, konnte man ihm den Lasso überwerfen und seine Wunden schließen, was größtentheils durch Zunähen geschehen mußte. Der Stier behielt jedoch eine so große Vorliebe für den Gebrauch seiner Hörner, daß sie ihm leider bald wieder abgestumpft werden mußten.

Die Pantherjäger jagen gewöhnlich paarweise und einer von ihnen ist mit zwei aus hartem Holze gefertigten Speeren bewaffnet, die scharf gespitzt, zuweilen auch mit eisernen Spitzen versehen sind. Einer dieser Speere ist ungefähr zehn Fuß lang, der andere ungefähr drei Fuß kürzer; doch werden beide dicht zusammengehalten, damit der kürzere den längeren ersetze, im Fall dieser abgebrochen wird. Der andere Jäger führt entweder Bogen und Pfeil oder irgend eine Feuerwaffe, da aber Schießgewehre überhaupt selten sind, so bedient man sich auf dieser Jagd meistentheils nur der Bogen und der Pfeile. Wenn der Panther sich auf einen Baum geflüchtet, oder in die Enge getrieben, Halt gemacht hat, nähert sich der Mann mit den Speeren und läßt sich auf ein Knie nieder, indem er die beiden Speere fest anlegt, und ihre Spitzen gerade auf die Brust des zum Sprunge bereiten Thieres richtet. Der Mann mit dem Bogen oder der Flinte steht unmittelbar hinter ihm und schießt auf den Panther sobald dieser den letzten Sprung thut. Zuweilen genügt der Schuß, das Thier zu Boden zu strecken, besonders wenn es in der Mitte des Kopfes oder am Halse getroffen wird; ist dies nicht der Fall, so stößt der Panther ein furchtbares Gebrüll aus und macht einen wüthenden Sprung gegen seine Feinde. Hiermit beginnt der gefährlichere Theil des Kampfes. Springt der Panther, wie es gewöhnlich geschieht, mit weit ausgebreiteten Vorderbeinen, dann ist die Gefahr nicht sehr bedeutend, weil er sich dann an den großen und zuweilen auch zugleich an den kürzeren Speer spießt, so daß der Jäger ohne Furcht in seiner Nähe bleiben kann; springt er aber, was zuweilen selten vorkommt, mit enggeschlossenen oder gekreuzten Beinen, so zerbricht oder beseitigt er durch einen einzigen Schlag seiner Pfote die stärkste Lanze und in einem solchen Falle ist der Jäger allerdings einer bedeutenden Gefahr ausgesetzt. Das einzige Hülfsmittel bleibt nun der Kampf mit dem Messer oder irgend einer andern Waffe. Ein kurzer Bericht von einer dieser Jagden, die sich von den ostindischen Tigerjagden wesentlich unterscheiden, giebt vielleicht ein besseres Bild als jede allgemeine Bemerkung.

Man hatte ein Joch zahmer Ochsen mit einem aus Thierhaut gedrehten Stricke an den Hörnern zusammen gebunden und ihnen Raum genug zum Weiden gegeben. Früh am nächsten Morgen kam ein Indianer herein, um zu melden, daß die Ochsen verschwunden seien, daß an der Stelle, wo er die Spur gefunden, viel Blut liege und daß der „Rastro“ oder die Fährte so breit sei, wie der nahe Fluß.

Mein alter Freund, der Tigrero war zufällig in der Nähe. Er wurde herbeigerufen und um acht Uhr Morgens begann er, mit seinen Speeren bewaffnet und von zwei anderen Männern begleitet, von welchen der eine eine Doppelflinte, der andere ein einfaches Gewehr trug, die Verfolgung der Fährte, auf welcher einige kleine Hunde vorangingen. Die großen Hunde waren sämmtlich eingesperrt worden, da sie von keinem Nutzen sein konnten und jedenfalls getödtet worden wären.

Die Fährte war vier oder fünf Ellen breit und zeigte, einen steilen Abhang hinanführend, die Spuren eines heftigen Kampfes und auf dem Gipfel des Hügels, über welchem viele Geier sich drehten, fand man die beiden Ochsen, von welchen der eine todt, zerfleischt und zum Theil schon aufgezehrt, der andere aber noch unverletzt war, und das lebendige Thier war es wahrscheinlich gewesen, welches die Geier bis jetzt verhindert hatte, seinen todten Gefährten vollends zu verzehren. Von der Stelle, wo der Ochse getödtet worden war, bis zu dem Gipfel des Hügels mußte wenigstens eine Entfernung von einer Viertelstunde sein und dennoch war nur die Spur eines einzigen Panthers zu entdecken — große schwerfällige Fußstapfen; auf dem Gipfel des Berges zeigten sich noch zwei andere Spuren, die jedenfalls von dem Weibchen und dem Jungen oder „Cachorro“ wie man es nennt, herrührten. Welche erstaunliche Kraft mußte das Männchen angewendet haben, um den Ochsen, welchen es getödtet, und mit diesem zugleich dessen lebendigen Gefährten, welcher sich, wie die Spur zeigte, dem wilden Führer widersetzt hatte, einen so steilen Abhang hinanzuziehen.

Die kleinen Hunde wurden dann auf die Fährte gewiesen, die sie flink

und munter verfolgten; sie war zwar auf dem Sacate-Grase ziemlich deutlich sichtbar, würde sich aber ohne Hunde nicht so leicht haben verfolgen lassen. Nach einem halbstündigen Laufe erreichte man endlich den Fuß einer sandigen Höhe, wo die frische Spur nicht mehr zweifeln ließ, daß die vierfüßigen Räuber ganz in der Nähe waren. Die kleinen Hunde wurden in das Dickicht zurückgetrieben und zur Ruhe verwiesen, und die Jäger erstiegen hierauf so schnell wie möglich die Höhe. Auf dem Gipfel angelangt, sahen sie in einer Entfernung von ungefähr dreißig Schritten einen großen männlichen Panther, ein Weibchen und ein starkes Cachorro, die sich auf dem Sande herumwälzten und von ihrem blutigen Schmause reinigten.

Das Weibchen und das Junge flüchteten sich augenblicklich nach dem jenseitigen Dickicht, jeder der beiden mit Flinten bewaffneten Jäger feuerte auf das Weibchen, aber es verschwand in dem Gebüsche. Der männliche Panther benahm sich anders; er bot den Verfolgern die Stirne und ging ihnen wüthend brummend aber ruhig und entschlossen entgegen, bis ihm, als er ungefähr noch zehn Schritte von ihnen entfernt war, die Ladung des dritten Laufes in den Hals gefeuert wurde; aber der Schuß traf den Hals etwas zu nahe an der Brust, als daß er hätte eine augenblickliche Wirkung haben können, und der Panther, noch keineswegs entmuthigt, duckte sich plötzlich nieder und machte mit einem doppelten Gebrüll, das sich nicht recht beschreiben läßt, aber viel Aehnlichkeit mit zwei kurzen Donnerschlägen hat, einen furchtbaren Sprung. Er sprang, wie unter zehn seines Gleichen neun zu springen pflegen, mit weit geöffneten Vorderbeinen als hätte er etwas umfassen wollen, und fast in demselben Augenblicke drang die Lanze des Tigrero wenigstens vier Fuß tief in seinen Körper. Die Spitze hatte sich gerade in die Mitte der Brust gebohrt und den Panther vollkommen aufgespießt, aber mit einem einzigen Schlage seiner mächtigen Vorderpfote zerbrach er die Lanze dicht an seinem Körper so leicht, als wäre sie ein Strohhalm gewesen; da man ihn aber in seinem Sprunge aufgehalten hatte und die Jäger auf die Seite gesprungen waren, so konnten sie ihn jetzt mit ziemlicher Sicherheit beobachten, da er nicht im Stande war, sich umzuwenden und ihnen zu folgen. Er war keine zehn Ellen von den Jägern entfernt, welche die Gelegenheit benutzten, auf's Neue zu laden; aber seine Kraft war gebrochen und langsam und mit Mühe sich fortschleppend, suchte er den Schutz eines in der Mitte des Gipfels befindlichen Busches zu gewinnen, wo er sich sehr langsam und bedächtig niederlegte, denn jede Bewegung mußte ihm sehr großen Schmerz verursachen. Nachdem er sich jedoch vollständig unter dem Busche verborgen hatte, stieß er von Zeit zu Zeit ein eigenthümliches Geschrei aus, welches mit seinem gewöhnlichen Gebrüll keine Aehnlichkeit hatte, sondern, wie der alte Indianer sagte, ein Hülferuf war, durch welchen er sein Weibchen herbeirufen wollte; aber es kam nicht und aus gutem Grunde, denn hätte es seinen Hülferuf gehört, so würde es ohne Zweifel herbeigeeilt sein. Das Blut floß aus Maul und Nüstern des Panthers; sein Geschrei wurde schwächer und schwächer; er versuchte es, sich zu erheben, aber es gelang ihm nicht, seine Kraft war dahin, wenn auch das Leben noch einige Augenblicke ausdauerte, und endlich legte er seinen Kopf zwischen die Vorderpfoten, stieß noch einige halberstickte Seufzer aus und hatte geendet. Sein erstarrender Körper hätte in dieser Lage ein schönes Modell für einen Bildhauer abgeben können.

Nachdem man dem gefallenen Panther einen zweiten Speer durch den Leib gestoßen hatte, wurden die kleinen Hunde herbeigerufen und auf die Fährte der Pantherin und des Jungen gewiesen; als man jedoch an den Eingang des Dickichts kam, sah man sie todt in dem Gebüsche liegen, sie war von einem der beiden Schüsse, die man auf sie abgefeuert hatte, tödtlich getroffen worden, wie eine dicht am Kopfe befindliche Halswunde zeigte, und hatte daher dem Hülferufe ihres Männchens allerdings nicht folgen können; wäre sie am Leben gewesen oder hätte sie nur eine schwere Wunde gehabt, so würde sie ihn nicht haben vergebens rufen lassen. Das Cachorro wurde bis zum Anbruch der Nacht gesucht, aber weder Hunde noch Jäger konnten seine Spur entdecken. Wahrscheinlich hatte es sich in einen hohlen Baum geflüchtet.

Ein Brief von Ida Pfeiffer aus Californien. Die berühmte, kühne Weltreisende, welche gewissermaßen in ihrer Person den kosmopolitischen Drang Deutschlands leibhaftig darstellt, hat ihrem nächsten Werke über Kalifornien Privatbriefe vorausgeschickt, so auch folgenden an unsern berühmten Landsmann, Herrn A. Petermann in London, der uns zur Veröffentlichung zugegangen ist. Er kam in Herrn P.'s Hände am 22sten December und ist datirt:

St. Franzisko, 30. October 1853.

Bester Herr Petermann!

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, mich manch kleinen Augenblick mit Ihnen zu unterhalten. Aus den Zeitungen werden Sie zwar häufig ersehen, auf welchen Plätzen der Welt ich mich herumtreibe, aber das Wie? Warum? u. s. w. fällt dabei weg. Als ich London verließ, hatte ich den festen Entschluß, Australien zu besuchen. Ich war diesem Welttheile ziemlich nahe, als ich mich im Indischen Archipel herumbewegte, und dennoch kam ich nicht hin! Die Entdeckung des Goldes, der europäische Durst und Heißhunger danach waren Ursache, daß ich meinem Plane entsagte. Die Theuerung in diesem Lande stieg so ungeheuer, daß nur ein Goldsucher oder Missionair dahin wandern konnte, aber nicht Leute, deren Seckel mehr als bescheiden gefüllt und deren Streben nach Insecten und Reptilien geht. Ich mußte also diesem Wunsche entsagen und eine andere Fährte aufsuchen — und wo führte diese mich hin? — auch in ein so verwünschtes Goldland — das ist doch seltsam! Allein die Ueberfahrt kostete mich nichts, ein Amerikaner nahm mich umsonst mit. Wir hatten eine glückliche Fahrt — 79 Tage bis San Franzisko. Aber obgleich ich 60 Tage nichts als Himmel und Wasser gesehen, machte die Küste Californiens doch keinen freundlichen Eindruck auf mich: nichts als kahle Sandhügel, hier und da mageres Gebüsch, düstere Bäume mit dürren, kleinen, schmutzig-grünen Blättern. — Die Stadt St. Franzisko ist in ihrer Art ein Wunderwerk, aber nicht alle Wunderwerke sind reizend und bezaubernd. Die Stadt ist seit 5 Jahren 6 mal abgebrannt und wurde 1851 zweimal gänzlich in Asche gelegt — und heutzutage prangt sie mächtig, als hätte sie nie Feuer gesehen. Die steilsten Sandhügel tragen Häuser und Hütten bis in die höchsten Spitzen. Die Bucht wurde ½ Meile zurückgedrängt, mit Sand aufgefahren und so ein ebenes Fleckchen wenigstens für den Mittelpunkt der Stadt gewonnen. Da herrscht nun ein Leben, gleich dem in der City von London; da wird gefahren, geritten, gelaufen mit einer Hast, als gäb' es kein Morgen mehr. Ueberall werden mit der größten Eile die prächtigsten Ziegelhäuser gebaut, so daß eine Straße nach 1—2 Monaten gar nicht wieder zu erkennen ist. Der Luxus in Einrichtung und Lebensweise ist so groß, wie nur immer in Paris und London; dabei herrscht aber ein Schmutz, eine Unsauberkeit auf den Straßen, daß selbst Konstantinopel dagegen als Muster an Reinlichkeit aufgestellt werden kann. Ein Staub- und Sandlager von ½ Fuß Dicke deckt den Boden. Aller Unrath der Häuser wird auf die Straße geworfen. Kisten und Fässer, Reifen und Flaschen, Kleider, Wäsche, alte Schuhe, todte Hunde und Ratten liegen wie Kraut und Rüben durcheinander. Ein Gang durch die Stadt ist eine Buße, ein Gang außerhalb derselben Höllenpein. Ihr Fuß ermüdet im tiefen Sande, Ihr Auge in dem kahlen, leb- und laublosen Einerlei. Freilich die Bucht ist hübsch, sie bildet mannichfaltige Einschnitte in das Land, und der Hafen ist reich mit Fahrzeugen aller Nationen belebt. In der Regenzeit soll auch das Land eine ganz andere Gestalt annehmen; ein Ueberreichthum von Gras und Blumen bekleidet dann den nackten Sand. Leider werde ich es nicht in seinem Schmucke sehen, denn die Blüthezeit beginnt im December und ich will schon im November fort — nach Mexiko, der Stadt, vielleicht auch dem Lande, dann nach Vera-Cruz, Havannah, den vereinigten Staaten u. s. w. Ohne den Wasserfall von Niagara gesehen zu haben, kann ich nicht nach Europa kommen. O daß ich nur 10 Jahre jünger wäre, wie wollte ich meine Reisen noch mehr ausbreiten! Ueberall kommt man mir so hilfreich entgegen, daß ich wahrlich nicht viel brauche, um recht viel zu sehen. Schiffsgelegenheiten, sonst wahre Gelddiebe, bekomme ich meist umsonst, ebenso in den Städten oft auch freie Wohnung. — Von Kalifornien habe ich noch die neu entstandenen Städte Sacramento und Marry's Ville gesehen und auch Ausflüge in die Quarz-Minen und mehrere Goldgruben gemacht. An allen diesen Orten herrscht die größte Sicherheit des Eigenthums. Die Leute gehen an ihre Arbeit; kein Mensch wird zur Bewachung ihrer Zelte und Hütten zurückgelassen, und nie soll man von Entwendung des Goldes hören.

Nun Gott befohlen, vielleicht sehe ich Sie doch im nächsten Jahre.

Mit Achtung

Ihre ergebene

J. Pfeiffer.

Höhere Industriestreiche. Unter den vielen Pastetenbäckerläden in London machte vor Kurzem besonders einer in der City gute Geschäfte, so daß, als der Besitzer starb, der gegenüberwohnende Bäcker um die Hand der Wittwe dieses blühenden Geschäfts anhielt. Sie gab ihm aber eine Kiepe d. h. einen Korb. Der Bäcker, statt in unglücklicher Liebe zu verschmachten, buk Rache d. h. er machte auch Pasteten und alle noch einmal so groß, als die der Wittwe gegenüber, so daß diese sehr bald bedeutend zurückkam. Der Bäcker buk mit Schaden, bis er das Geschäft der Wittwe todt gemacht haben würde, wie dies oft der Fall ist im concurrirenden Kapitalgeschäftskriege. Die mit unverkauften Pasteten beladene Wittwe bekam eines Tages Besuch von einem Freunde ihres Verstorbenen, dem sie bitterlich ihr Leid über den Bäcker gegenüber klagte. „Well, well, hm, hm!" sagte der Gast, „ich denke, wir wollen dem Liebhaber drüben das Geschäft legen." — Eines Morgens nun, als der Laden des neuen Pastetenbäckers voll von Kunden war, kömmt ein schäbiges Subject herein, wirft zwei todte Katzen auf den Ladentisch und verschwindet wieder mit den Worten: „das ist nun die 35ste und 36ste diese Woche, macht zusammen 16 Schillinge. Sagen Sie dem Meister, morgen würde ich mir das Geld holen." Die Gäste stoben auseinander, übergaben sich und stürzten in einen benachbarten Branntweinstempel. Von diesem Augenblicke an ruhte ein Fluch auf den Pasteten des Rache-Bäckers und er kam nie wieder auf, wohl aber die Wittwe, die natürlich ihren Erretter heirathete.

Literarisches. Wie es im Buchhandel jetzt eine Masse Bücher giebt, die nur des hübschen Einbandes wegen gekauft werden, so giebt es wiederum andere, die bei gewissen Leuten um ihrer gewissen Richtung willen stets großen Anklang finden, einerlei ob diese Bücher literarischen Werth haben oder nicht. Ein Beispiel liefert der sentimental-frömmelnde Redwitz, der Dichter des Amaranth. Noch ehe sein neuestes Buch Siglinde erschienen war, sah sich der Verleger durch die einlaufenden festen Bestellungen gezwungen, mit der ersten contraktlich auf 3000 Expl. festgestellten Auflage eine zweite ebenso starke im Druck aufzugeben und wie wir hören, ist auch diese zweite Auflage, jetzt 4 Wochen nach Erscheinen der ersten und zweiten, bereits ihrem Ende nahe. Das ist ein ungeheurer Erfolg, der mit den bekannten (besonders Berliner) Schwindelauflagen anderer deutscher Dichter in gar keinen Vergleich zu bringen ist. Und doch ist Publikum und Kritik darüber einig, daß diese Siglinde ein durchaus verfehltes Product sei, ohne dramatischen und poetischen Werth, eine Faselei, die nur bei Jenen Anklang findet, die kräftig-gesunde Speise nicht vertragen können.

E. K.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 2. Die Gartenlaube 1854.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Dreimal denselben Weg.

Ein frischer sonniger Julimorgen glänzt über den grünen baum- und buschreichen Gärten, welche die Stadt im weiten Umkreise auf Berghöhen und in Thalmulden umgeben. Auf einem Hügel, sanft ansteigend, liegt da auch der Garten mit der „Saat, gesäet von Gott, am Tage der Ernte zu reifen." Ein junger Mann schreitet die Straße daher, welche von dem waldgekrönten Berge zur Stadt im Thale hinabführt. Er geht jenen träumerischen in sich selbst versunknen Schritt, eigenthümlich den Leuten, die sich nicht viel um die Außenwelt kümmern, höchstens ihre Schönheit auf sich einwirken lassen, von ihren häßlichen Erscheinungen aber kaum berührt werden. Man könnte ihn den Dichterschritt nennen. Die Erscheinung des jungen Fußgängers entspricht diesem Schritt vollkommen. Eine hohe schlanke Gestalt mit den edelsten Formen, der Antinouskopf von lichtbraunen Locken umflattert, ein träumerisches süßlächelndes Auge, das Antlitz ein Spiegel der reinsten Seelengüte, der schönsten Gefühle, der hochherzigsten Gesinnung. Die Rosen der Jugend blühen auf seinen Wangen; er kann kaum zwanzig Jahre alt sein, und doch hat sich schon so viel Ernst in diese Züge eingenistet. Er ist einfach, aber modern und sehr fein und propre gekleidet. Sein großes, braunes, tiefinniges und schwärmerisches Auge strahlt von der Fülle jungen Glücks; man sieht es ihm an, daß er sich in der ersten Frühe des köstlichen Tages eine ganze Tracht seliger Gefühle im reichen Bergwald geholt hat. So geht er heimwärts, still selig vor sich hinlächelnd, unverkennbar ein Dichter, ein glücklicher Dichter. Da begegnet ihm ein armseliger Leichenzug. Auf dem Armen-Leichenwagen der rohe Sarg, dürftig zugedeckt von einem dürftigen Leichentuche. Der Führer der trägen Pferde vorn, die Leichenfrau und ein junges Mädchen hinten, das war der ganze Conduct. Das Kind fiel dem jungen Poeten auf. Es konnte höchstens dreizehn Jahre alt sein, aber in seiner Gestalt lagen alle Keime einer ungewöhnlichen Schönheit; ein prächtiges, großes lebendiges Auge sprach blitzend von Ahnungen, die sich empor drängten, um zu Verständnissen zu werden; aus diesen zur Ausrundung sich emporringenden Formen verkündete sich ein starker und kühner Geist. Das Kind hatte ein verwaschnes Kattunkleidchen an, aber es schritt daher wie eine Fürstentochter. Das war etwas ganz Besonderes und Ursprüngliches. — Ueberrascht trat der junge Mann zu der Leichenfrau und fragte: wer hier begraben werde?

„Eine Schauspielerin," war die Antwort, „Madame Rosenthal. Sie ist vor vier Monaten hierher gekommen und hat ein Engagement gesucht, aber nicht gefunden, weil sie schon krank war. Sie ist an der Lungenschwindsucht gestorben, eine sehr hübsche und leidliche Frau, und hat nichts weiter hinterlassen, als ihr Töchterchen da, die Kleine."

„Lebt der Vater des Kindes nicht mehr?"

„Wer kann's wissen! Wie's eben bei den Theaterleuten zugeht. Das arme liebe Geschöpf hat keinen Verwandten und Bekannten auf Gottes weiter Welt. Da steht sie wie sie ist, arm und verlassen und so hübsch und so gescheidt! Sie können's kaum glauben, bester Herr! Daß sich Gott ihrer erbarme! Da könnten Sie sich einen Gotteslohn verdienen, wenn Sie Ihren Herrn Vater vermöchten, etwas für die arme Waise zu thun. Ich kenne Sie; Sie sind der junge Herr Bleimüller."

Der junge Mann sah das Kind wieder an, dessen Antlitz von der Purpurröthe der Scham übergossen war und das Auge verlegen zu Boden schlug. Eine Fülle des schönsten dunkeln Haars wand sich in Geflechten um den edel geformten Kopf und fiel als Lockenschmuck in den Nacken. Das war eine Amorine, wie sie die üppigste Phantasie sich nicht reizender schaffen konnte. Er nahm ihre Hand und sagte leise: „Laßt uns gehen!" Und so geleitete er die Leiche der armen Künstlerin schweigend und tief ergriffen zu Grabe.

Als der Sarg versenkt und mit Erde überschüttet wurde, weinte das Kind heftig und auch die Thränen des jungen Mannes flossen reichlich. Dann beteten sie still über dem geschlossnen Grabe.

„Willst Du mit mir gehen?" fragte er das im Schmerz doppelt schöne Mädchen. „Ich will Dich in mein Vaterhaus führen und für Dich sorgen."

Das Mädchen sah die Leichenfrau fragend an und diese trat mit ihr bei Seite und flüsterte:

„An Dir hat Gott ein Wunder gethan, daß er uns den jungen Herrn entgegengeschickt hat. Er ist der einzige Sohn des steinreichen Banquiers Bleimüller am Altmarkt und ist auf der Universität. Geh, mein Kind, mit ihm. Nun ist Dein Glück gemacht. Ich gratulire Dir." Und sie nahm das Mädchen bei der Hand und führte es dem jungen Herrn Bleimüller zu. Mit einem Blicke seligster Empfindung nahm er sie in Empfang und wandelte mit ihr im freundlichen Gespräch nach der Stadt hinab.

„Wie ich es mir gedacht und Dir vorhergesagt habe, mein lieber Eduard," sagte eine vornehme Dame in feinster Morgentoilette, aus deren blassen, von Körper- und Seelenleiden zeugenden Zügen nicht nur die nächste Verwandtschaft des Bluts, sondern auch des Geistes und der Seele mit dem jungen Bleimüller sich kund that, zu diesem, der eben in den reich dekorirten Speise-

salon hereingetreten war, wo die servirte Tafel der Gäste harrte, „Dein Vater will durchaus das fremde Mädchen nicht im Hause dulden. Er ist sehr erbittert über Deine Großmuth, die er Leichtsinn nennt. Du kennst ihn ja und weißt wie unzufrieden er immer mit Dir und Deinen Handlungen ist. Du weißt auch, daß er den Groll nicht überwinden kann, daß Du gegen das Banquiergeschäft Widerwillen hast und poetische Studien treibst, mit welchen sich kein Geld gewinnen läßt. Du weißt das Alles, warum reizest Du seinen Zorn immer wieder von Neuem?"

Eduard sah so seelenvoll lächelnd zu der Dame empor und entgegnete: „Ich weiß es, liebe Mutter, aber ich denke nie zur rechten Zeit daran. Im entscheidenden Moment handle ich immer, wie's mir das Herz eingiebt, und das ist gewiß jedesmal mit des Vaters Willen im Widerspruch!"

„Ach, ich kenne Dich ja!" hauchte die Mutter ihm mit einem zärtlichen Kuß auf die hohe gedankenreiche Stirn. „Du müßtest nicht mein Kind und mir in allen Dingen so ähnlich sein, wenn Du anders thätest. Ich kenne das; denn es ergeht mir gerade so, und deshalb ist nie ein herzliches Einverständniß zwischen mir und Deinem Vater gewesen. Doch hat er wenigstens die Tugend, mir endlich nachzugeben, wenn ich beharrlich bin. Laß also den Sturm über Dich ergehen und gieb ihm gute Worte. Dann werden wir ja sehen, was für Deinen hübschen Schützling zu thun ist. Das verwaiste arme Kind macht übrigens keinen erhebenden, vielmehr einen beängstigenden Eindruck auf mich. Seine Schönheit kommt mir dämonisch vor; mir ist als drohe Dir oder mir Unglück von ihm."

„Seltsam!" sagte der Sohn. „Ich habe ein ähnliches dunkles Gefühl in Helenen's Nähe, aber das darf mich nicht abhalten, ihr Wohlthäter zu werden. Sie hat auf Erden keinen Freund weiter als mich."

„Mein edler Eduard."

Ein sehr gewählt gekleideter Herr trat hastig herein und erwiederte die Grüße der beiden Anwesenden kurz und mürrisch; eine strenge, bornirte Physiognomie; ein Auge ohne Tiefe, eine Stirn ohne Schwung.

„Was sind das wieder für Streiche!" redete er den jungen Mann zornig an. „Ein liederliches verlaufenes Komödiantenkind, eine junge Landstreicherin in mein Haus zu bringen! Wirst Du nie zu Verstand kommen? Ich fürchte, Du studirst Dich immer dümmer. Fort mit dem Pankert! Ich dulde das Mädchen nicht."

„Mein Vater," sagte Eduard bittend, „ich fand das Kind arm und verlassen hinter der Leiche seiner Mutter. Es hat keinen Menschen auf der Welt. Was würden Sie gethan haben?"

„Dummheit! Wenn wir alle armen Verlassnen in unser Haus aufnehmen wollten, wir würden bald selbst keinen Platz darin haben. Wozu hat der Staat Armenhäuser? Ich zahle eine sehr hohe Armensteuer."

„Sie haben Recht; aber ich bitte Sie um die einzige Vergünstigung, meinen kleinen Schützling nur einmal zu sehen. Mögen Sie dann selbst ihr Schicksal bestimmen."

„Ich bitte Dich ebenfalls, lieber Bleimüller," nahm die Frau das Wort, „es könnte ja nichts Lächerlicheres geben, als glauben zu wollen, es käme Dir auf die wenigen Thaler an, welche das Mädchen kosten würde. Und überdies will sich ja Eduard die Gunst von Dir erbitten, ihre Erziehung aus seinen eignen Mitteln zu bestreiten. Es handelt sich also bei Dir nur um ihren Aufenthalt im Hause. So sieh sie Dir doch an. Du hast Dir ja stets eine Tochter gewünscht. Ich denke, die Kleine ist nicht unwürdig, die Stelle einer Tochter unsres Hauses einzunehmen."

Der Hausherr brummte einige unverständliche Worte; die Mutter nickte dem Sohne lächelnd zu, der sich schnell entfernte. Einige Minuten später führte er seinen schönen Schützling herein. Sie war neu und sorgfältig gekleidet; ihre Toilette sehr nett. Mit großem Anstand verneigte sie sich, schritt stolz und anmuthig auf den sie überrascht anblickenden Hausherrn los, senkte ein Knie vor ihm, und hob die Hände bittend zu ihm empor. Aber sie that das Alles wie auf der Bühne. Keine Thräne stieg ihr in's Auge.

„Aufstehn!" befahl der Banquier.

„Wie alt?"

„Dreizehn Jahre."

„Wie heißen?"

„Helene von Löbenstein."

„Wer war Vater?"

„Oestreichischer Offizier."

„Mutter?"

„Sie sagte mir oft, daß ihre Eltern sehr vornehme Leute gewesen, aber nie hat sie mir nähere Angaben darüber gemacht."

„Johann, noch ein Couvert!" befahl der Hausherr dem aufwartenden Diener.

„Sie bleibt!" flüsterte die Mutter dem Sohne freundlich lächelnd zu und Eduard drückte ihr dankbar und mit verklärten Zügen die Hand.

2.

Sechs Jahre später an einem trüben Herbsttage bewegte sich ein imposanter Leichenzug aus der Stadt dem hohen Friedhofe zu. Trauermarschälle begleiteten den kostbaren Leichenwagen, auf welchem ein massiver polirter und mit Beschlägen versehener Sarg stand. Die Frau Geheime Finanzräthin von Bleimüller wurde begraben. Wieder folgte Eduard Bleimüller mit Helenen von Löbenstein dem Sarge, aber diesmal machte er den Weg in einem eleganten Stadtwagen, in welchem sich auch sein Vater befand. Der Finanzrath saß gleichgültig neben Helenen im Fond, welche eben so wenig Zeichen der Trauer und des Schmerzes an den Tag legte. Eduard hatte gegenüber Platz und weinte still. Er bemerkte es nicht, wie die Augen seines Vaters dann und wann mit einem seltsamen Ausdruck auf Helenen's reizender Gestalt weilten. Wie üppig hatte sich die Schönheit dieses Mädchens entfaltet! Sie galt bei weitem für die reizendste Dame des ganzen Landes und Niemand machte ihr diesen Rang streitig. Aber sie war eine von jenen Schönheiten, welche gleichsam vernichtend auf alle Männer wirken. Bezaubernd, majestätisch, stolz, sich aller ihrer Vortheile bewußt und sie mit Berechnung benutzend, hochgebildet in allen Dingen, welche die Gesellschaft in den Kreis ihrer Bildung gezogen hat, mit ihren Augen alle Männerherzen in ihrer Nähe entzündend, blieb sie selbst kalt, ruhig und streng. Hundert Männer aus den vornehmen Ständen umschwärmten sie, keiner hatte noch auch nur den kleinsten Vortheil über sie errungen; ihr Hof war von ungeheurer Ausdehnung; sie blieb die stets einsame Königin der Feste. Die besten Partien würden sich für sie gefunden haben, wenn man gewußt hätte, ob sie Miterbin des Finanzraths sein werde. Niemand wußte etwas Näheres über ihr eigentliches Verhältniß zu dem reichen Hause, in welchem sie aufgewachsen war. Viele hielten sie für die Verlobte des Sohnes, der still seinen weitumfassenden Studien lebte. Helene selbst war viel zu stolz und abstoßend, um eine Vertraute zu haben. Heute im reichen Trauergewande glich sie der Königin der Nacht; ihre dämonische Schönheit war überwältigend.

Eduard weinte allein am Grabe der geliebten Mutter; er hatte in ihr sein Alles, seine einzige Freundin verloren. Wer verstand nun noch den stillen Schwärmer? wer hauchte ihm nun noch einen erfrischenden Kuß auf die heiße Stirn, wenn er aus den Dichtergärten des Orients mit Blüthen beladen zu ihr trat?

Als er heim kam, fand er einen versiegelten Brief auf seinem Schreibtisch, in dessen Ueberschrift er mit schmerzlicher Ueberraschung die Hand der Verstorbenen erkannte. Er erbrach ihn hastig und las:

„Mein theurer Sohn!

Wenn Du diese Zeilen durchliesest, bist Du von meinem Begräbniß zurückgekehrt; so hab' ich's angeordnet. Die Worte der Sterbenden machen tiefern Eindruck, als die der Lebenden. Die meinigen sollen Dich warnen vor — Helenen, sollen Dich beschwören, das Mädchen aus dem Hause zu entfernen, es sei auf welche Weise es wolle. Ich sehe in die Zukunft; die Ahnung, daß dieses Mädchen das Unglück unseres Hauses ist, steht klar vor meiner Seele. Laß Dich nicht von ihrer Schönheit bethören, mein Sohn; Du würdest als ihr Gatte der unglücklichste Mensch sein. Helene hat kein Herz; sie kann nicht Seele gegen Seele tauschen; denn die ihre ist starr und kalt; sie kann nicht weinen, denn sie fühlt nichts für Andre. Der Stolz ist das Element ihres Wesens; sie ist eine entsetzliche Egoistin. Ich habe sie in der letzten Zeit vielfach beobachtet und geprüft und bin mit Widerstreben zu der ausgesprochnen Ueberzeugung gelangt, aber ich wollte Dir durch Eröffnung derselben nicht weh thun, denn ich weiß, Du bist von

den schimmernden Eigenschaften ihres Geistes und Körpers eingenommen; ich fürchte, Du liebst sie. Entferne sie, mein Sohn! Entferne sie schnell, wo es noch Zeit ist. Höre auf die Warnungsstimme der Frau, die Dich über Alles liebte und die jetzt gleichsam aus dem Grabe zu Dir spricht. Zum letzten Male auf Erden Deine Mutter."

Eduard küßte die Schriftzüge und schloß den Brief ein. Er fühlte plötzlich klar, was bis jetzt noch nicht der Fall gewesen war, daß die Mutter in Bezug auf seine Neigung zu Helenen Recht gehabt, aber gerade deshalb war er aber auch sogleich entschlossen, ihrer Warnung Folge zu geben. Tage lang war er in stiller Trauer und in tiefem Sinnen, wie er es anfangen sollte, den letzten Willen der theuern Verstorbenen auszuführen. Er wußte es nicht und fand es nicht, und verließ wochenlang sein einsames Zimmer nicht. Endlich überwältigte ihn eine seltsame Angst, und er ging mit dem Briefe zu seinem Vater und trug ihm den Befehl der Mutter vor.

„Helene bleibt im Hause," versetzte der Finanzrath kalt und kehrte ihm den Rücken.

Eduard lebte in seiner Weise fort. Er studirte die arabischen und persischen Dichter, die Sanskritschriften und war für die Welt todt. Er sah und hörte in seinem stillen Paradiese nicht, was draußen vorging. Die heilige Wissenschaft hatte die Mauern desselben gefeit. Wie groß war also sein Erstaunen, als er nach einem Spaziergang im jungen Frühlingsgrün eine Karte und ein Billet seines Vaters auf seinem Tische fand, und auf der erstern las: „Geheimer Finanzrath von Bleimüller und Helene von Löbenstein. Verlobte." und im Letztern: „Du wirst mich verbinden, wenn Du das Gartenhaus beziehst. Ohnedies sind Gartenhaus und Garten Dein Eigenthum als mütterliches Erbe."

Am andern Tage zog Eduard aus. Er wollte seinem Vater einen Abschiedsbesuch machen und — wurde abgewiesen. In der Fülle der Reize, welche der Frühling verschwenderisch über den Park ausgegossen hatte, der sein Eigenthum war, und in seinen Büchern, fand er reichlich Entschädigung für den Umgang mit Menschen, die nichts mit ihm gemein hatten. Es wehte ihm wie ein Eishauch von ihnen entgegen. Wohl wußte er jetzt, daß er Helenen geliebt, aber er fühlte auch, daß die verklärte Mutter ihn von dieser aufkeimenden Leidenschaft geheilt hatte. Aus redlichem wohlwollenden Herzen wünschte er dem Brautpaare Glück und ließ die Dinge gehen, die er nicht ändern konnte.

3.

Fünfzehn Jahre sind vergangen. An einem Frühlingsmorgen, wie vor einundzwanzig Jahren zieht der Armenleichenwagen eine Menschenhülle nach der Ruhestätte. Die Todtenfrau, Eduard Bleimüller und ein dreizehnjähriges Mädchen sind wieder die alleinigen Begleiter, ganz so wie damals. Die Frau ist dieselbe; Eduard ist ein ernster Mann, dessen Auge vom Glanze der ewigen Jugend strahlt, welche die Wissenschaft einem edlen Herzen verleiht. Das Mädchen aber ist die Tochter jenes Mädchens, welches einst hinter dem Sarge ihrer Mutter ging. Auch diese geht hinter dem Sarge ihrer Mutter. Die Leiche der Frau von Bleimüller auf dem Armenwagen!

Zehn Jahre hat sie als Gattin des Geheimen Finanzraths und Banquiers in fürstlicher Pracht und Herrlichkeit gelebt. Sie hat es recht darauf angelegt, Fürstinnen in Luxus auszustechen. Sie hat alljährlich in den vorzüglichsten Bädern, sie hat in Paris und London, in Wien und Berlin die vornehmste Welt um sich versammelt und Männer zu ihren Füßen gesehen, die zu befehlen gewohnt waren. Ihren auf sie stolzen und eitlen Gatten hat sie zu allen Thorheiten verleitet; sie hat ihn so vollständig beherrscht, daß er ihr gegenüber keinen eignen Willen mehr hatte. Und er war so schwach, ihr den durch sie herbeigeführten Ruin seines Vermögens nicht eher einzugestehen, bis er ein Bettler war. Nun überhäufte sie ihn mit den bittersten Vorwürfen und Schmähungen. Der alte Mann verschwand spurlos; Niemand erfuhr, wohin er gekommen war. Die reizende Frau versank in ein Leben voll vornehmer Schande. Nach fünf Jahren war sie bis zur tiefsten Gemeinheit herabgesunken und starb elend als Bettlerin. Eins hatte sie stets hartnäckig abgelehnt: Unterstützung von Eduard.

Die Unglückliche hinterließ eine Tochter, über deren Abkunft seltsame Gerüchte gingen. —

„O, mein Herr Bleimüller!" sagte die Leichenfrau bitter lächelnd, als er, der die nöthigen Begräbnißkosten erlegt hatte, zu ihr trat, um der Verstorbenen das Geleite zu geben und die Hand des Kindes faßte, wie er einst die der Mutter gefaßt hatte, „wer hätte denken sollen, als wir diesen Weg zusammen zum ersten Male gingen, daß es so mit der da kommen würde!" Und sie deutete mit einer wegwerfenden Bewegung auf den Sarg vor ihnen.

„Das sind die menschlichen Geschicke!" versetzte der Gelehrte mit seinem ruhigen klaren Lächeln.

„Was soll denn nun aus der Kleinen da werden?" fragte die Leichenfrau weiter. „Die ist ja eben solch' ein Bettelkind, wie ihre Mutter war."

„Sie geht wieder mit mir, wie ihre Mutter mit mir ging; ich erziehe sie, wie ich jene erzog. Ich werde mich nie verheirathen; sie soll meine Tochter und Erbin werden."

„Sind Sie denn kein gebranntes Kind, Herr Bleimüller?"

„Böse Erfahrungen sollen uns nie abhalten, das Gute zu thun."

„Und man sagt: das Mädchen sei gar nicht Ihre Schwester."

„Mag sie's sein, oder nicht. Sie hat keinen Menschen als mich. Ihre Mutter war mir einst theuer; jetzt soll's die Tochter sein."

„Gott segne Sie, edelster Mann!"

Er warf eine Hand voll Erde auf den eingesenkten Sarg, zerdrückte eine Thräne im Auge und ging still selig lächelnd, ein Bild der bescheidenen Tugend, das Mädchen an der Hand führend, in seinen einsamen Musentempel zurück.

Ein Todtenkranz.

Fast jedes Volk hat einen Tag im Jahre, wo es die Gräber seiner geliebten Todten mit Blumen schmückt. Auch wir wollen heute einen Kranz noch auf das Grab eines Mannes werfen, den uns das scheidende Jahr in's dunkle Reich der Schatten entführte, einen Kranz auf ein Grab, dem alle Völker der Erde Kränze werfen sollten, denn Der, den es birgt, gehörte der ganzen Welt, der ganzen Menschheit an!

Er hieß **Dominik Franz Arago**!

Vielleicht habe ich einen, den Massen kaum oder nur wenig bekannten Namen genannt, und sicher weiß die große Mehrheit nicht, welcher Heiligenschein das Haupt des Dahingeschiedenen umstrahlt. Der große Haufen bewundert eben immer nur die Männer mehr, die unter Schwertergeklirr und Kanonengeraffel einherschreiten, die ihm und der Civilisation Wunden schlagen; für die Heiligen der Wissenschaft aber, für die Träger der Civilisation und Cultur muß seinem Gedächtniß nachgeholfen werden. Arago war einer der Führer unter Denen, welche die neue Naturwissenschaft begründen halfen, und gerade dieses Gebiet des Wissens wird dem Volke erst in jüngster Zeit nach und nach zugänglich gemacht; die wissenschaftliche Welt wußte den großen Denker und Forscher schon längst zu ehren, allein sein Denken und Forschen kam aller Welt zu frommen, und indem er die Wissenschaften bereicherte, wußte Keiner so wie er die gewonnenen Resultate für die Wohlfahrt des Volks nützlich zu machen. Seine Leistungen als **Astronom** und **Physiker**, seine Arbeiten über **Galvanismus** und **Magnetismus**, seine Forschungen über die **Polarisation des Lichts**, seine Entdeckungen über den **durch Rotation entwickelten Magnetismus** wußte er selbst zu nenen mächtigen Hebeln für Handel und Seefahrt, Industrie und Landwirthschaft zu machen. In seiner Hand war die Wissenschaft nie eine todte.

Das Leben Arago's blieb nicht frei von Stürmen. Geboren am 26. Februar 1768 zu Estagel, genoß er seine erste Bildung im College zu Perpignan, welche Stadt sich in spätern Jahren nicht

die Ehre nehmen ließ, ihn als ihren Vertreter in die Deputirtenkammer zu senden. Kaum siebzehn Jahre alt, verließ Arago 1803 das Collège, um nach einem glänzenden Examen in die polytechnische Schule zu Paris einzutreten, von welcher aus er bald darauf dem Bureau der geographischen und astronomischen Längenmessungen am Observatorium als Sekretair zugetheilt wurde. Auf Empfehlung des berühmten Monge beauftragte ihn 1806 Napoleon, mit Biot und den spanischen Commissairen Chaix und Rodrigues, die von Mechain und Delambre begonnenen Arbeiten zur Messung eines Meridians fortzusetzen. Arago begab sich zu diesem Zwecke nach dem südlichen Spanien und legte mit dieser gewaltigen Arbeit, welche dem metrischen System zur Basis dient, den ersten Stein zu seinem Ruhme.

Der mittlerweile zwischen Frankreich und Spanien ausbrechende Krieg zog dem jungen Gelehrten eine Reihe mannigfacher Drangsale zu. Rings um ihn begann die Bevölkerung zu den Waffen zu greifen; er selbst wurde für einen Spion gehalten und mußte sich als Bauer verkleidet flüchten. Auf nichts weiter bedacht als auf die Rettung seiner Papiere und Instrumente, suchte er Schutz auf einem spanischen Schiffe, und läßt sich gern in die Citadelle von Belver bei Palma einsperren, nur um in Sicherheit seinen Arbeiten obliegen zu können. Von hier konnte sich Arago nach Algier begeben und bald darauf nach Marseille einschiffen. Das Fahrzeug, das ihn der Heimath zutrug, wurde jedoch unterwegs von einem spanischen Kaper genommen, und Arago auf die Pontons von Palamos gebracht, wo er die schwersten Arbeiten verrichten mußte. Der Verwendung des Dey's von Algier verdankte er das Ende seiner Leiden. Wiederum schifft er sich nach Marseille ein, allein, unglücklich wie das erste Mal sieht er sich an die afrikanische Küste zurückgeworfen, kommt in Bugia an und muß, um Algier sicher erreichen zu können, den Weg dorthin als Beduine verkleidet machen. Nicht viel besser denn ein Sklave gehalten, verwendete der Dey den jungen französischen Gelehrten als Dolmetscher auf seinen Korsarenschiffen und erst den wiederholten Vorstellungen des französischen Consulats verdankte Arago 1809 seine Freiheit.

Bei seiner Rückkehr nach Frankreich fand der so hart Erprobte die gerechte Anerkennung für seine Arbeiten, seinen Muth und die überstandenen Beschwerden. Obwohl erst 23 Jahre alt, wurde er doch schon zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt und zum Professor an der polytechnischen Schule, deren warmer Vertheidiger er zu allen Zeiten war und wo er zwanzig Jahre lang lehrte. 1830 wurde er zum lebenslänglichen Sekretair der Akademie der Wissenschaften gewählt und bekleidete diesen hervorragenden Posten bis zu seinem Tode. Besonders war es das Observatorium, dessen er sich vorzugsweise annahm, und dabei mit allen bedeutendern auswärtigen Akademien Verbindungen anknüpfte. Alle gelehrten Gesellschaften der Welt rechneten es sich zur Ehre an, ihn zu ihren Mitgliedern zu zählen und mit allen Heroen der Wissenschaft stand er in innigstem Verkehr. Bei diesem unaufhörlichen Verkehr mit ihm mehr oder weniger ebenbürtigen Geistern, übersah er gleichwohl nicht, junge Talente zu ermuthigen, zu pflegen und zu beschützen, und die strebsame Jugend fand stets einen treuen Berather an ihm. Die Ergebnisse seiner Arbeiten hat Arago in einer Reihe von wissenschaftlichen Werken, Memoiren und Biographien berühmter Gelehrten niedergelegt, außerdem war es hauptsächlich das Jahrbuch des Bureau der Längenmessungen, das ihn literarisch beschäftigte und das er zu einem Werke von höchster



Dominik Franz Arago.

Bedeutung machte. In seinen Schriften wie in seinen Vorträgen war er ein Muster von Klarheit, Eleganz und Geistesschärfe.

Arago war nicht blos Gelehrter. Vom Jahre 1830 an findet man seinen Namen auch mit der politischen Geschichte Frankreichs eng verknüpft und seine Betheiligung an den Ereignissen trug nicht wenig dazu bei, seine kräftige Constitution zu untergraben. Ihn half der Parlamentarismus aufreiben, dem Ludwig Napoleon ein Ende machte. Als ich im Sommer 1839 nach Paris kam, brachten mich Verhältnisse, die hier unerwähnt bleiben können, mit den sogenannten Männern des National, zu denen Arago seinen politischen Ansichten nach gehörte, in nähere Berührung. Bei Garnier-Pagès, dem damaligen Führer der Opposition, vereinigten sich diese Männer zumeist im geselligen Verkehr. Man traf dort den strengen Dupont de l'Eure, den liebenswürdigen Lafitte, Bethmont, Jolly, den schweigsamen Raspail, den unerschütterlichen Marrast, die demokratischen Buchhändler Pagnerre und Degouve-Denunques, den gewandten Bastide, den feurigen Dupoty und manch Andern noch; auch Arago kam zum öftern. Bei ihm hatte die Natur für einen großen Geist die entsprechende Hülle gewählt. Man kann selten eine stattlichere Gestalt gesehen haben, selten edlere und ausdrucksvollere Gesichtszüge als die seinen; in seinem Mienenspiel und seinen Bewegungen prägte sich die ganze Gluth des Südens, der ihn geboren, aus. Seine biegsame und klangvolle Stimme steigerte sich, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, zu gewaltigem Umfange; so standen ihm alle natürlichen Gaben der Rede zu Gebote, und bei seinem reichen wechselnden Vortrage fand er stets, ob er nun als Professor, Akademiker oder Deputirter sprach, aufmerksame Ohren. Der Mathematiker ließ sich insofern nie in seinen Reden verkennen, als er immer klar und bestimmt war, und die verwickeltsten Fragen zu allgemeiner Verständlichkeit zu bringen wußte.

So eifrig sich Arago auch der politischen Fragen annahm, so war er doch als Mann der Wissenschaft ungleich größer, denn als Politiker. Man konnte dies recht deutlich in den Zusammenkünften bei Garnier-Pagès gewahren. Ich glaube, seine wissenschaftlichen Arbeiten nahmen ihn zu sehr in Anspruch, um daß er sich hinlänglich mit politischen Studien befassen konnte. Politik aber mußte er als Franzose treiben, denn außerhalb der Politik ist in Frankreich wenig Ruhm zu ernten, und Arago liebte den Ruhm leidenschaftlich. Um des Glanzes willen, der seinen Namen umgab, sah sich Arago mit an die Spitze der demokratischen Opposition gestellt, er war dabei einer ihrer taktvollsten Wortführer und gab sich in der Kammer nie eine Blöße. Mit den meisten Franzosen theilte Arago das Gelüste nach dem Rheine, als Frankreichs natürliche Grenze, er konnte über diesen Gegenstand sehr eifrig sprechen und als Deutscher mußte man sich ihm gegenüber erinnern, daß eben jeder Franzose zur Stunde noch an dem traurigen Ruhmesvermächtniß des Kaisers zehrt.

Einige Jahre später hörte ich Arago am Grabe Garnier-Pagès' sprechen und bei solchen Gelegenheiten war sein Vortrag von hinreißender Gewalt. Ein anderes Mal hörte ich ihn in der Kammer, als die Befestigung der Hauptstadt verhandelt wurde; er wandte zwar vergeblich den ganzen Zauber seines Wortes auf, allein seine Rede war nichts destoweniger ein Meisterstück, das weit hinaus über die engen Räume der Kammer wirkte. Die Februarrevolution führte Arago in die provisorische Regierung, nach deren Rücktritt er so ziemlich von dem politischen Schauplatz verschwand. Ein Triumph war ihm noch vorbehalten. Als Ludwig Napoleon die höchste Gewalt an sich gerissen und von allen Besoldeten des Staats den Eid der Treue verlangte, verweigerte Arago diesen Eid. Da beugte sich die Gewalt vor der Wissenschaft. Der Kaiser erließ dem Akademiker den Eid, um nicht das Vaterland der kostbaren Dienste desselben zu berauben. Es wurde hier auf beiden Seiten ehrenhaft gehandelt.

Daß Arago's Verdienste von Seiten der wissenschaftlichen Welt die gebührende Anerkennung fanden, wurde schon gesagt; in mehr volksthümlicher Weise wurde sie ihm dadurch zu Theil, daß als er 1834 Großbritannien besuchte, die Städte Edinburg und Glasgow sich beeilten, ihm das Ehrenbürgerrecht zu ertheilen. Ebenso ernannte ihn der verstorbene König von Preußen, bei Stiftung des Ordens pour le merite 1842, zum Ritter desselben.

Die reichen Schätze seines Wissens hat uns Arago in einem umfangreichen literarischen Nachlaß aufgespeichert, worunter sich nebst Anderm ein höchst gediegener Abriß über „populäre Astronomie" befindet, welche den Namen des Gefeierten mit neuem Ruhme umgeben wird. Arago macht dadurch die Sternenwelt dem Volke zugänglich. Noch größeres Aufsehen werden seine „Studien über die berühmtesten Erfindungen" erregen, ein Werk, worin Alles, was Kunst und Wissenschaft hervorgebracht, auf das Erschöpfendste und Volksthümlichste behandelt ist. So hilft er noch nach seinem Tode die Schranken niederreißen, welche das Volk von der Erkenntniß der Wahrheit trennen.

Die rastlose Thätigkeit, mit welcher Arago Tag wie Nacht seinen wissenschaftlichen Forschungen oblag, hatte in der letzten Zeit sein Augenlicht merklich geschwächt. Die bei der Akademie einlaufenden Manuscripte, Memoiren, Berichte, Briefe u. s. w. mußte er sich daher vorlesen lassen. Dann in der Sitzung ließ er sich nur jedes Mal den Namen des Verfassers nennen, und erstattete hierauf mit bewundernswürdigem Gedächtniß Bericht über den betreffenden Gegenstand, dabei keine Forschung der alten wie neuen Zeit außer Acht lassend.

So starb er, 67 Jahre alt, in voller Geistesfrische, und ärmer wurde die Welt um eine ihrer schönsten Zierden; zu ihren Unsterblichen zählt sie aber Ihn, der, um ganz groß zu sein, nur etwas weniger hätte Franzos sein müssen.

Der alte Herr.

(Schluß.)

Den glänzenden Kreis von Denkern und Dichtern, der Karl August umgab, kennt die Welt. Schiller, Goethe, Wieland, Herder, Knebel, Einsiedel, Musäus und einige Zeit auch Jean Paul waren seine Freunde und meist seine Tischgenossen. Wodurch fesselte er die erhabensten Geister deutscher Nation an sich? spendete er ihnen Schätze und Reichthümer? Nein, er konnte bei den beschränkten Mitteln seines Landes jene Männer nur mäßig bedenken. War der Ort ein kleines Naturparadies, das poetische Gemüther und Contemplative Geister unwiderstehlich anzuziehen vermochte? Nicht doch! Weimar war damals einem großen Dorf oder kleinen Landstädtchen ähnlicher als dem Bilde, das man sich von einer Herzoglichen Residenz machen mochte. Das Schloß, im Jahre 1774 durch einen furchtbaren Brand verheert, lag Jahrzehnte hindurch als wüster Trümmerhaufen da. Karl August residirte mit seiner Gemahlin und dem Hof in dem sogenannten Fürstenhause, einem wenig ansehnlichen und an Raum beschränkten Gebäude. Die Stadt hatte etwa 7000 Einwohner, sie war von einer halbverfallenen Festungsmauer mit alten Thürmen und übel duftenden Wassergräben umgeben. Durch dunkle feuchte Thore ging man hinaus in eine wenig anmuthige Gegend, oder trat man aus dieser herein, in einen Complex kleiner unansehnlicher, meist noch mit Schindeln gedeckter Häuser. An beiden Seiten, unmittelbar vor der Stadt lagen Reihen alter Scheunen, deren Strohdächer von Alter, Regen und Wetter grau geworden waren, und auf welchen mannigfaltige Moose wucherten. Nur einige Hauptstraßen waren gepflastert, die meisten Gassen und Gäßchen lebten noch im Urzustand, hüllten im Sommer die Wandelnden in dicke Staubwolken, verwandelten sich bei Regen und Thauwetter in Tümpel und Schmutzlachen. Auf einem mächtigen Kuhhorn blies des Mittags der Hirt durch das Städtchen, klatschte mit einer Peitsche, welche die ganze Gasse todtesgefährlich durchschwirrte, herum, worauf sich Thüren und Thore aufthaten, und die Rinder brüllend heraussprangen, daß man schnell retiriren mußte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, aufgegabelt und in die Luft geschleudert zu werden.

Das ärmliche, dumpfe, düstere Bild ist jetzt verschwunden; aber damals war es so, wie ich beschrieben, und das konnte also jene Geister gewiß nicht für Weimar gewinnen, und sie

daselbst festhalten. Man denke sich aber in jenem düstern Aufenthalte die Dichter, Denker, in betreßten, langschößigen Röcken, kurzen, engen Beinkleidern, seidenen oder auch nur baumwollenen Strümpfen, gold- und silberbeschnallten Schnäbelschuhen, Perrücken, oder gepudertem Haar mit langen steifen Zöpfen, den kleinen dreieckigen Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, — man denke sich Goethe, Wieland, Herder, Schiller, Knebel, so durch die engen Straßen zur Mittagstafel nach Hof wandelnd. Dies alles konnte sinnliche Dichternaturen nicht anziehen. Was sie fesselte, war die wahre, ungeheuchelte Achtung, die Karl August ihnen zollte. Ihnen gegenüber war er nicht Herzog, war er ein weiser, liebevoller Mensch, mit warmem, wohlwollendem Freundesherzen. Er zog sie an, nicht um mit ihnen zu prunken, sondern seinem geistigen Bedürfniß Nahrung zu verschaffen. Die Gespräche, die er mit ihnen über die mannigfaltigsten Materien geführt, wären sie uns aufbewahrt, man würde erstaunen, was Alles in dem Kopf und Herzen dieses seltenen Fürsten gelebt.

So lieb und werth ihm aber von der Natur geadelte Menschen waren, mit so großer Aufrichtigkeit er sie seine Freunde nannte, so wußte er doch seine Fürstenwürde und seine Fürstenpflicht auch ihnen gegenüber zu bewahren. Durften sie als seine Freunde alles Gute von ihm erwarten, so wäre es ihnen doch unmöglich gewesen, auf diese Freundschaft und Vertraulichkeit hin irgend etwas bei ihm durchzusetzen, das mit seinen allgemeinen Pflichten für seine Unterthanen, oder mit seinen gefaßten Ueberzeugungen von der Nützlichkeit oder Nothwendigkeit einer Sache sich nicht hätte vereinigen wollen. Es mochte ihm das zuweilen peinlicher sein, als er sich merken ließ, aber er war in solchen Fällen weder durch rasche Angriffe zu überrumpeln, noch durch wiederholte Versuche weich und nachgiebig zu machen.

Mancherlei Noth in dieser Beziehung verursachte ihm besonders **Herder**. Dieser reizbare, starre, rechthaberische Kopf konnte seinen Gelehrtenstolz und seine hierarchische Herrschsucht nicht bemeistern; er wollte überall der Erste sein. Auch war er nicht frei von Neid. Daß er Goethe, den er in Straßburg als Student verehrend zu seinen Füßen gesehen, in Weimar nicht blos neben, sondern später sogar über sich sehen mußte, machte ihm oft böses Blut. So fehlte es Herder nicht an Conflikten mit Untergebenen, mit dem Publikum, mit Collegen, Vorgesetzten, ja mit Karl August selbst. Dieser aber blieb sich gleich. Er war des großen Denkers Freund, gebot ihm indessen nöthigenfalls als Landesherr in einer Weise, die alle weitere Appellation kurz abschnitt. Es wären interessante Fälle zu erzählen, aber wir dürfen uns nicht in's Einzelne einlassen, wenn aus der kurzen Skizze nicht ein Buch hervorwachsen soll.

Wie Karl August alle Arten von Dunkelmännern zuwider sein mußten, kann man sich von einem solchen aufgeklärten Geiste denken. Sie standen in gar schlimmem Ansehn bei ihm. Was sie unter dem Deckmantel der Religion seit Jahrhunderten ihres Vortheils wegen der wahnbefangenen Menschheit Uebles zugefügt, das konnte ihn, wenn die Rede darauf kam, in früheren Jahren namentlich, wo er sich noch rücksichtsloser seinem Temperamente überließ, in helle Zornesflammen auflodern machen. Redliche, von wahrhaft christlichem Geiste beseelte Diener der Kirche dagegen ehrte und achtete er aufrichtig, und es existiren viele Beispiele, daß er diese mit großer Auszeichnung behandelte. Ein Mann wie **Röhr** (der Generalsuperintendent) stand in hohem Ansehn bei ihm. Nur die Anmaßenden haßte er, und diese haßten ihn wieder, weil er ihre Macht nicht anerkennen und nicht fürchten wollte und wie sie mit heimlichem Ingrimm wohl erkannten, nicht zu fürchten brauchte. Denn er verdummte sein Völkchen nicht, er klärte es auf. Die Intriguen dieser Leute konnten daher Karl August nicht gefährlich werden; Hirtenbriefe, die allergehorsamst zum frechsten Ungehorsam gegen die Staatsgewalt aufreizten, hatte er nicht zu fürchten. Entschieden trat er dem geistlichen Hochmuthe entgegen, der unter der Maske christlicher Demuth hervorglitzerte. Da liefen, um ein Beispiel anzuführen, von dem Eisenacher Consistorium einst Klagen über neologische, d. h. neuerungssüchtige Vorlesungen, die in Jena gehalten würden, an ihn ein. Es waren damit Paulus' Vorlesungen über Dogmatik gemeint. Die geistlichen Herren erwarteten wenigstens eine demüthige Controverse des Landesherrn. Glaubt doch mancher Dorfpfarrer mit der höchsten weltlichen Macht gleich und gleich verhandeln zu dürfen. Und wird die Hierarchie doch heute noch von manchem mächtigen Fürsten durch Rücksichten und Nachsichten in diesem kitzelnden Glauben bestärkt.

Karl August verachtete diese Anmaßungen, und drückte das auf die fatalste Weise aus. Vergeblich warteten die gestrengen Herren in Eisenach auf Einstellung jener Vorlesungen oder wenigstens auf eine Entschuldigung des Herzogs. Es kam gar keine Antwort.

Eine Anecdote mag hier folgen, die den Charakter des alten Herrn näher beleuchtet.

Den Sommer über bewohnte Karl August das römische Haus im Park. Er hatte da nur einen Lieblingslakeien zur Bedienung, und einen Husaren für schnelle Aufträge nach der Stadt. Oft wandelte er mit der geliebten Cigarre im Munde in den schattigen Gängen herum, oder hing auf einer Bank unter der Colonade sitzend seinen Gedanken nach. An einem schönen Sommerabend geht ein junger Bürgersmann, Sattler seines Handwerks, in heiterer Bierlaune von dem nahen Dorfe Oberweimar nach Hause. Als er auf dem breiten Wege, der durch den Park nach der Stadt führt, in die Nähe des römischen Hauses kommt, sieht er am obersten Rande einer Treppe, die in die untern Theile des Gebäudes führt, seinen Freund, des Großherzogs Leiblakei, mit dem Rücken dem Wege zugekehrt, in einem Buche lesend, sitzen. Bei diesem Anblick wandelt den Spaßvogel die Lust an, einen Scherz auszuführen. Vorsichtig schleicht er heran, stellt sich seitwärts in gehörige Positur, holt aus, und zischend fährt sein Spazierrohr hernieder auf den breiten Rücken des in die Lektüre Vertieften.

Verwundert dreht sich der Getroffene um, und — wie vom Donner getroffen stürzt der Bürger auf die Knie mit hoch erhobenen flehend gefalteten Händen, rufend: „Gnade! Gnade! Königliche Hoheit!"

Es war der alte Herr, der Großherzog von Weimar, der den kräftigen Hieb empfangen. Die Verwechselung war in der Dämmerung leicht. Der Lakei hatte eine ähnliche Figur und trug dieselbe Kleidung wie sein Herr, Soldatenmütze, grüne Pikesche, graue lange Beinkleider.

Aus des alten Herrn Antlitz schoß im ersten Augenblick ein fürchterlicher Zornesblitz auf den Knieenden. Aber sogleich die unglückliche Verwechselung begreifend, dreht er sich ohne ein Wort zu sagen wieder um und fährt ruhig in seiner auf eine so unerwartete Weise unterbrochenen Lektüre fort.

Der zum Tode erschrockene Spaßmacher kriecht einige Schritte hinterwärts auf den Knieen fort, springt dann plötzlich wie ein angeschossener Eber auf und fort, kommt leichenblaß und verstört nach Hause, legt sich an allen Gliedern zitternd in's Bett, zieht die Decke über sich, und bringt in Todesschweiß gebadet und von den furchtbarsten Vorstellungen gepeinigt eine fieberische Nacht zu.

Am andern Morgen, als der Lakei Karl August das Frühstück mit einer außergewöhnlichen Demuth servirt, fragt der Herzog ihn ruhig über dies und jenes Gewöhnliche. Endlich sagt er wie beiher: „Apropos! Du hättest mich beinah nicht lebend wieder gesehen. Gestern Abend wurde ein Mordanfall auf mich gemacht!"

„Ach! Königliche Hoheit," erwiedert der Lakei ängstlich aber mit Zornesröthe im Gesicht, und in seiner Kraftsprache, die der Herzog dem erprobten Diener nicht übel nahm, „Lassen Sie Gnade für Recht ergehen! Ich weiß wohl, der Ochse glaubte — Seine Mutter hat mich gegen Morgen herausgeklopft, er ist in Verzweiflung — er will fort."

„Ich konnte mir's denken, daß der Schlag Dir gegolten," sagte der Herzog.

„Ach ja, Königl. Hoheit, ein Scherz für mich."

„Den Teufel auch," erwiederte der Herzog, „ein Scherz! Du kannst Dir gratuliren, daß Du ihm entgangen. Ich werde die Spur davon einige Zeit herumtragen!

„Heiliger Gott! das Vieh!" fährt der Lakei heraus.

„Wer ist denn Dein geistreicher Freund?" frägt Karl August etwas spöttisch.

„Die gutmüthigste, beste Seele von der Welt, Königl. Hoheit. Ein treuer Unterthan, ein friedlicher Bürger, ein guter Sohn, der seine alte Mutter ernährt und liebevoll pflegt, nur etwas plump, etwas ungehobelt. Der liebe Herr Gott muß ihn ganz und gar mit Blindheit geschlagen haben, daß er — — aber, nicht wahr, Königl. Hoheit verzeihen ihm?"

„Was soll ich machen," erwiederte der alte Herr, „ich kann ihn doch nicht köpfen lassen! Geh und beruhige ihn, ich kann mir denken, daß er einige Angst hat. Sapperment! Hand an seinen Landesherrn zu legen. Sag ihm, ich verzeihe, er soll aber die Sache für sich behalten, wie Du auch. Es ist doch eine kitzliche Sache."

Die Freude des unglücklichen Spaßvogel, als ihm der Lakei die Verzeihung des alten Herrn brachte, kann man sich denken.

Im Sommer 1828 fuhr Karl August nach Berlin, um eine neu angekommene Enkelin von sich zu sehen. Der Körper war alt und abgenutzt, sein Geist aber jung und regsam geblieben. Viele Jahre hatte er schon Alexander von Humboldt zu seinen besten Freunden gezählt, auch in Berlin wollte er ihn beständig um sich haben und „als sei eine solche Helligkeit, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes" — schreibt Humboldt darüber „nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller fernern Entwickelung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen." Diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche war für Humboldt ein schreckhaftes Phänomen, wenn man es als den Vorläufer der Endschaft des irdischen Daseins nimmt. Es ist aber auch, mit dem Blick nach oben das tröstlichste Phänomen, als freudige Aufregung des Geistes, wie man sie empfindet bei den nahen Vorbereitungen zu einer großen Reise, die wir aus einem beengten Zustand in ein freies Land empfinden.

Dieser Geist, der dem Laufe der irdischen Natur nach im besten Falle nur noch wenige Schritte von seinem Grabe entfernt war, benahm sich bei einem Frühstück in Potsdam, wo er mehrere Stunden mit Humboldt ganz allein saß, wie er sich in seiner wißbegierigsten Jugend benommen hatte. Er saß mit Humboldt auf dem Kanapee, trank und schlief abwechselnd, war heiter, aber sehr erschöpft. Und von was unterhielt er sich in den Intervallen zwischen Schlaf und Wachen? Mit den schwierigsten Fragen wendete er sich wissensdurstig, der einundsiebzigjährige, körperlich ganz hinfällige Greis, an Humboldt. Ueber Physik, Astronomie, Meteorologie und Geographie, über Durchsichtigkeit eines Kometensternes, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecken auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt innerer Erdwärme!

„Er schlief," schreibt Humboldt, „mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig und fragte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: „Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!"

Hört, liebe Leser, fast die letzten Worte, die er auf dieser Erde gesprochen, wie sie Humboldt in jenem Briefe aufbewahrt hat.

„Karl August klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freien Geistesregungen. „Dazu sind es unwahre Bursche," rief er aus, „die sich dadurch den Fürsten angenehm machen wollen, um Stellen und Bänder zu erhalten! Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen." „Das ist eine menschenfreundliche Lehre" (die christliche) sagte er; „aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultra's."

Auf der Rückreise von Berlin, in Gräditz bei Torgau, fiel Karl August, am Fenster stehend, seinem Kammerherrn sterbend in die Arme.

Das war ein Fürst, liebe Leser! Sein Land nimmt auf der Karte einen sehr kleinen Raum ein. Er konnte nicht, wie Philipp der Zweite, der Verdummer seiner Völker und Menschenlieferant für die Scheiterhaufen, sagen, daß in seinem Reiche die Sonne nie untergehe. Aber er ließ über seinem Ländchen eine geistige Sonne aufsteigen, die in majestätischer Pracht weithin über die Erde ihre leuchtenden Strahlen sandte und noch sendet. — Er hatte keine Armeen, mit denen er die Länder hätte überziehen und verheeren können, und doch wurde er einer der größten Eroberer, denn er gewann sich die ganze intelligente Welt. Seine Krieger waren jene großen Denker und Dichter, und ihre Waffen waren — Gedanken. Mit Gedanken wurde ein ununterbrochener Kampf auf Tod und Leben gegen alles geführt, was die Menschheit schändet, was die Völker in dummen Vorurtheilen fesseln und den Gang zur Humanität aufhalten will. Hat Karl August es nicht dahin bringen können, daß jeder Bauer des Sonntags ein Huhn im Topfe habe, seine Schuld ist's nicht gewesen. Gethan hat er dafür, was ihm möglich. Ein Höherer als die Allerhöchsten auf dieser Erde scheint es nicht haben zu wollen. Warum, weiß er allein!

Das Wasser

in seiner Beziehung zum menschlichen Körper.

Das Wasser ist ein ebenso unentbehrlicher Stoff für alles Lebendige, wie die atmosphärische Luft (s. Gartenlaube Nr. 51 v. J.), aber eben so wenig wie diese ein Element, sondern ebenfalls ein zusammengesetzter Körper, und zwar aus zwei gasförmigen Grundstoffen, aus Wasserstoff und Sauerstoff (s. Gartenlaube Nr. 28 v. J.) zusammengesetzt. Es besteht nämlich das Wasser aus 8 Gewichtstheilen Sauerstoff und 1 Gewichtstheil Wasserstoff, oder aus 2 Raumtheilen Wasserstoff und 1 Raumtheil Sauerstoff. Die größte Menge des Wassers auf unserer Erde kommt als tropfbare Flüssigkeit in Seen, Flüssen, Quellen, Bächen u. s. w. vor, sodann findet es sich aber auch noch in fester Gestalt (als Schnee, Eis, Hagel) und in Luftform; denn als unsichtbares Wassergas und sichtbarer Wasserdunst (Nebel, Wolken) ist es überall in der Atmosphäre verbreitet. Aus dieser wird es, nachdem das Wassergas oder der Wasserdunst in Folge seiner Abkühlung in tropfbarflüssigen oder festeren Zustand versetzt worden, in der Form von Regen, Schnee, Thau u. s. w. auf die Erdoberfläche herabgeführt, um Quellen, Bäche und Ströme zu speisen, sowie Pflanzen, Thiere und Menschen zu tränken und sodann wiederum mittelst beständiger Verdunstungsprozesse von der Erde und ihren Bewohnern in den Luftkreis zurückzukehren, so daß auf diese Weise das Wasser in einem ewigen Kreislaufe zwischen Erde und Luftkreis begriffen ist. Es bildet übrigens das Wasser fast 3 Viertheile nicht nur jedes organischen Körpers, also von Pflanze, Thier und Mensch, sondern überhaupt der ganzen Erde.

Das Wasser übt ebensowohl vermöge seiner chemischen, sowie auch durch seine physikalischen Eigenschaften enormen Einfluß auf das Entstehen und Bestehen der Erde und ihrer Bewohner aus, denn es vermag nicht blos die meisten festen und luftförmigen Körper aufzulösen und dann das Aufgelöste unter gewissen Bedingungen wieder in seiner frühern Form auszuscheiden, sondern es ist auch im Stande, Stoffe von dem einen Orte wegzuwaschen und an einem andern aufzuschwemmen, sowie aufgelöste oder abgeriebene Stoffe aus der Tiefe der Erde an der Oberfläche derselben zu Tage zu bringen. Als Auflösungsmittel trägt es zur Beförderung aller chemischen Prozesse und ebenso zum richtigen Vonstattengehen des Stoffwechsels in den organischen Körpern bei, als Hauptbestandtheil organischer Substanzen dient es zur Erhaltung der nöthigen Eigenschaften und Kräfte derselben. — Eben wegen seiner Fähigkeit, die meisten Stoffe auflösen zu können, findet sich das Wasser nie rein in der Natur vor, sondern stets mit löslichen Substanzen vermischt. Am häufigsten ist das Wasser versetzt: mit atmosphärischer Luft und Kohlensäure, mit kohlensaurem, phosphorsaurem und schwefelsaurem Kalke und Talk, mit Kochsalz, Kieselerde und kohlensaurem Eisen. Es ändert sich natürlich die Zusammensetzung des Wassers nach der Verschiedenheit des Bodens, den es berührt, auch finden sich sehr oft organische, pflanzliche und thierische Stoffe darin vor. Von der Art und Menge dieser Bestandtheile des Wassers hängt nun wesentlich sein Geschmack, seine Farbe und seine Fähigkeit ab, ein passendes Getränk für uns abzugeben. Größerer Reichthum an dem einen oder dem andern mineralischen Bestandtheile oder Gase ertheilt dem Quellwasser den Namen eines Mineralwassers, und diese

Wässer, welche nach der größern oder geringern Tiefe, in welcher sie der Erdrinde entspringen, warm oder kalt zu Tage kommen, stellt man durch Kunst gerade so her, wie sie die Natur liefert. Die bekanntesten Mineralwässer sind: die moussirenden kohlensäurereichen Mineralwässer (auch Säuerlinge genannt), welche außerdem gewöhnlich noch reich sind entweder an kohlensaurem Natron (d. s. alkalische Säuerlinge, wie Selters, Salzbrunn, Pyrmont) oder an Eisen (d. s. kohlensäurehaltige Stahlwässer oder Sauerbrunnen, wie Spaa, Pyrmont), einige derselben sind warm (wie Karlsbad, Ems, Wiesbaden), andere kalt (wie Franzensbad, Pyrmont, Selters, Kissingen, Bilin, Marienbad); die zusammenziehend, tintenartig schmeckenden Stahl- oder Eisenwässer, unter denen Pyrmont und Spaa obenan stehen; die nach faulen Eiern riechenden Schwefelquellen, entweder warme (Aachen, Warmbrunn, Baden bei Wien) oder kalte (Neudorf, Weilbach, Bocklet, Doberan); die Salzwässer mit verschiedenem Gehalte an Bittersalz (d. s. Bitterwässer, wie Püllna, Saidschütz, Epsom), an kohlensaurem und schwefelsaurem Natron (wie Karlsbad, Franzensbad, Marienbad), an Kochsalz (Salinen) und Kalk.

Das Wasser, mit dem wir es im gewöhnlichen Leben zu thun haben, bezeichnet man als süße, salzige und stehende Gewässer. — Das süße Wasser, welches uns zum Getränke dient, kennen wir als Regen-, Quell-, Brunnen- und Flußwasser. Das Regenwasser ist zwar das reinste der süßen Gewässer und schmeckt deshalb eigenthümlich fade, enthält aber dennoch Spuren von Kohlensäure, Salzen (Kochsalz), Ammoniak und atmosphärischer Luft (die aber etwas reicher an Sauerstoff und ärmer an Stickstoff als die gewöhnliche Luft ist, weil sich der Sauerstoff leichter im Wasser löst als der Stickstoff). Daß nicht selten das Regenwasser noch mit Stoffen verunreinigt sein muß, welche sich in der Atmosphäre gerade aufhielten, ist natürlich. Dem geschmolzenen Schneewasser mangeln die Gase des Regenwassers; es soll, wie die kanadischen Jäger bezeugen, den Durst nicht zu löschen vermögen. — Das Quellwasser ist ursprünglich Regenwasser, welches durch die Erde filtrirt ist, aber an irgend einer abhängigen Stelle auf festem Grunde sich zu einem Strahl ansammelt und so an der Erdoberfläche wieder zum Vorschein kommt. Die Bestandtheile des Quellwassers sind nach dem Boden, welchen es durchdringt, sehr verschiedenartige; von Gasen enthält es Kohlensäure und atmosphärische Luft (von ersterer mehr, von letzterer weniger als das Regenwasser), von festen Substanzen gewöhnlich kohlensaure, schwefelsaure und salzsaure Erden und Alkalien (Kalk, Natron, Kochsalz) aufgelöst. Die Temperatur des Quellwassers, gewöhnlich 6—10°, hängt von der Wärme der Erdschichten ab, durch welche dasselbe emporsteigt, und richtet sich sonach hauptsächlich nach der Tiefe des Ursprungs der Quelle. — Das Brunnenwasser ist dem Quellwasser ziemlich ähnlich, allein weil es langsamer als dieses durch die Erde filtrirt, hat es einen größern Reichthum an erdigen Substanzen, besonders an kohlensaurem und schwefelsaurem Kalke, und dieser Reichthum ist um so größer, je mehr Kohlensäure darin vorhanden, welche die Auflöslichkeit des Kalkes befördert. Die Menge jener Kalksalze bedingt die Härte des Brunnen- und Quellwassers, welche sich recht gut dadurch mindern läßt, daß man durch Kochen die Kohlensäure austreibt, worauf sich ein großer Theil der Kalksalze ausscheidet (als Topf- oder Kesselstein anlegt). Hartes Wasser taugt übrigens seines Kalkgehaltes wegen weder zum Kochen (besonders der Hülsenfrüchte und des Fleisches), noch zum Kaffee-, Thee- und Malzaufguß, noch auch zum Waschen, Bleichen und Färben. Hierzu muß weiches Wasser verwendet werden, und ein solches ist das Regen-, Schnee- und Flußwasser. — Das Flußwasser, welches aus einer Vereinigung von Quell- und Regenwasser besteht, enthält außer den Stoffen dieser Wässer auch noch lösliche Bestandtheile des Flußbettes und muß deshalb in verschiedenen Flüssen sehr verschieden sein. Häufig ist das Flußwasser auch noch mit organischen Substanzen verunreinigt. Das Wasser der Landseen theilt im Allgemeinen die Eigenschaften des Flußwassers. — Zu den salzigen Gewässern gehört, abgesehen von den salzigen Mineralwässern, das Meer- oder Seewasser, welches etwa zwei Drittel unserer ganzen Erde einnimmt. Dasselbe zeichnet sich vor dem süßen Wasser durch seinen großen Salzgehalt aus, und dieser besteht vorzugsweise aus Kochsalz, Bitter- und Glaubersalz. An verschiedenen Stellen des Oceans ist dieser Salzgehalt verschieden, am größten im stillen Ocean, am geringsten an den Küsten des nördlichen Europa's, steigend nach den Wendekreisen zu. Zum Getränke für den Menschen ist das Meerwasser vollständig untauglich, doch läßt es sich durch Gefrieren, Destilliren und Filtriren ganz oder zu einem großen Theile von seinen Salzen befreien und dadurch trinkbar machen. Stets ist auch noch das Meerwasser dichter und schwerer, sowie wärmer als das süße Wasser; bemerkenswerth hierbei ist ferner, daß die Wärme in den obern Schichten des Wassers aller Meere immer, bei den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, so ziemlich auf demselben Stande bleibt. — Stehende Wässer, in Sümpfen, Gräben, Teichen, Lachen u. s. w., welche vorzüglich in warmer Jahreszeit in Folge der Fäulniß organischer Substanzen dem Menschen schädliche Gase (Kohlen-, Phosphor- und Schwefelwasserstoff) entwickeln, enthalten zu viel organische Substanzen und Fäulnißprodukte, als daß sie trinkbar sein könnten, jedoch lassen sie sich durch Kohlenpulver etwas verbessern.

Als Trinkwasser empfiehlt sich demnach am meisten das Quell- und Brunnenwasser, und dieses führt dem Körper nicht blos Wasser, sondern auch wichtige Kalksalze zu. An ein gutes trinkbares und gesundes Wasser sind aber folgende Anforderungen zu machen: es muß vollkommen klar und farblos, krystallhell sein und dies auch bei längerem Stehen an der Luft bleiben; es muß perlen, also Luft, zumal Kohlensäure enthalten; es muß völlig geruchlos sein und von reinem, erquickendem Geschmacke, ohne irgend welchen Beigeschmack; zur Sommerzeit muß es kalt, im Winter dagegen wärmer als die atmosphärische Luft sein. — Das Wasser, welches von uns getrunken wird, nimmt seinen Weg größtentheils schon vom Magen aus, in das Blut und wird dann von diesem an allen Punkten des Körpers in Verbindung mit andern Bestandtheilen des Blutes in so großer Menge abgesetzt, daß unser Körper einem mit Wasser getränkten Schwamme gleicht. Ueberflüssiges Wasser im Blute wird baldigst durch die Nieren und die Haut entfernt, so daß enorme Mengen Wassers und zwar bei magerer Kost getrunken werden müßten, wenn bedeutendere Störungen der Gesundheit eintreten sollten. Sehr häufig wird im Gegentheil der zu geringe Genuß von Wasser die Ursache von Krankheiten. Doch hiervon in einem spätern Aufsatze. **(B.)**

Der Montblanc und seine Besteigung.

An der Grenze von Wallis im Herzogthum Savoyen erhebt der König der europäischen Berge sein riesiges Haupt. Aus einer Reihe von Schneegebirgen, die selbst wieder auf dem Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen, aus ungeheuren Gletschern, die gleich gefrornen Strömen weite Klüfte ausfüllen und sich in's Thal hinüberstrecken, steigt die höchste Spitze der Alpen, der weiße Berg, Montblanc, bis 14,760 Fuß über die Oberfläche des Meeres. Im Westen der gewaltigen Massen dieses Gebirgsstockes von Nordost gegen Südwest zieht sich 5—6 Stunden lang das sehr hoch gelegene Thal Chamouny hin. Kaum über ein Jahrhundert, daß diese wegelosen Gegenden bekannter geworden; ihre Bewohner genossen eines mehr als zweideutigen Rufes und hatten dem ganzen Gebirge den bedenklichen Namen der Montagnes maudites (verwünschtes Gebirge) verschafft. Zwei Engländer erschlossen 1741 das Thal; ein paar Jahrzehnte später hatte des berühmten Genfer Naturforschers Saussure Name auch Chamouny berühmt gemacht und heute ist das enge Thal einige Monate des Jahres hindurch der Sammelpunkt unzähliger Reisenden. Es wird südwestlich von der Hauptkette des Montblanc mit seinen gewaltigen Eisfeldern, nordwestlich von den Aiguilles rouges („Aiguilles" heißen die wie Nadeln aufsteigenden Gebirgsspitzen) und dem Breven, nordöstlich vom Col de Balme begränzt. Tritt der Reisende von Wallis über den letztgenannten Berg in das Thal, so wird er von einem Anblicke überrascht, der selbst in diesem Lande alpinischer Größe noch etwas ganz überraschend Großartiges hat.

Vor ihm liegt die gewaltige Pyramide des Montblanc vom

Gipfel bis zur Sohle frei und unverhüllt, umgeben von den verschieden benannten Zacken und Nadeln grauer Felsenspitzen, die wieder durch gewaltige Gletscher getrennt sind, die ihre erstarrten Wogen in das grüne Thal der Arve hinabsenken; — ein überwältigender Eindruck! Denn dieser höchste Gipfel Europa's, obgleich 6—7000 Fuß niedriger als der Chimborasso, steigt aus der Thalfläche von Chamouny höher empor als der Fuß des amerikanischen Bergriesen über seine nächste Umgebung, das Thal von Quito. Fast 12,000 Fuß erhebt sich der Montblanc über das Thal; diese ganze imposante Höhe mißt der Blick auf einmal. Ungefähr 7000 Fuß unter dem Gifel ist der Berg beständig von Eis und Schnee bedeckt. Während das Thal unten in üppiger Vegetation grünt, sind die Seiten und Abhänge des Gebirgsstockes eine beträchtliche Strecke aufwärts mit dichten und finstern Wäldern bekleidet und höher noch mit dem Schimmel von Jahrhunderten.

Einen Weg auf die Spitze dieses in unvergänglicher Majestät weit hinaus glänzenden Berges zu finden, war lange ein Gegenstand des Ehrgeizes, sowohl der Anwohner wie für die Männer der Wissenschaft. Noch der junge Geschichtsschreiber der Schweiz, Johannes von Müller, konnte sagen: „Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg oder den Schreckhorn erstiegen hätte.“ Ein erster Versuch fand auf Veranlassung Saussure's 1762 statt; er war wie mehrere folgende ohne Erfolg. Endlich fand 1785 Peter Balmat den einzigen Pfad, auf dem man zum Gipfel gelangen kann. Diese Entdeckung kam im nächsten Jahre Dr. Paccard aus Chamouny zu statten, der unter Leitung jenes Führers und Angesichts vieler Einwohner von Chamouny und der dortigen Fremden am 8. August wirklich den Gipfel erreichte. Ein Jahr darauf erstieg Saussure selbst den Berg und theilte der Welt eine genaue Erzählung aller Erscheinungen mit, welche er im Laufe des Unternehmens beobachtete. Bis zum Jahre 1812, wo ein Herr Rodez aus Hamburg den Gipfel erreichte, zählt man drei gelungene Versuche, bis 1827 sieben weitere, neben einem, welcher durch den Fall einer Lawine und den Verlust dreier Führer unterbrochen wurde, was um so mehr zu bedauern ist, da diese Reise von dem russischen Arzte Hamel unter Vorbereitungen zu mannigfachen wissenschaftlichen Versuchen begonnen worden war. Dr. Barry bestieg am 17. Sept. 1834, eine Woche später im Jahre, als irgend eine der vorhergehenden Besteigungen stattgefunden, den Berg, und noch einige Wochen später machte ein Franzose den Versuch. Graf Tilly, der im Mai desselben Jahres den Aetna bestiegen, hatte gehört, daß noch keiner seiner Landsleute die Besteigung unternommen, während bereits elf Engländern und mehreren Andern dies gelungen. Dies bestimmte ihn sofort, diesen scheinbaren Vorwurf auf dem hellen Ruhme seines Landes zu verwischen, und das Resultat war — Erfolg, auf Kosten seiner Füße, die er erfroren hatte. Im Jahre 1837 bestieg ein Engländer Atkins den Montblanc, wohl der jüngste der bisherigen Besteiger des höchsten europäischen Felsenhauptes, noch nicht 19 Jahre alt, mit einem Landsmann Pidwell und dem Schweden Hudzengen; bei dieser Gelegenheit kam auch der kleine Hund eines Führers auf den Gipfel, jedenfalls das erste Thier dieser Art, das den Montblanc bestieg. Aber auch weibliche Namen zeigt die Liste der Helden dieses kühnen Unternehmens. Ein Mädchen aus Chamouny hatte ihren Bräutigam und andere Chamounyarden begleitet und war bald gehend, bald getragen auf die Höhe des Berges gelangt, aber Marie du Montblanc, wie sie von da an hieß, sollte lange ohne Nachfolgerin bleiben. Da unternahm Mademoiselle d'Angeville aus dem Departement de l'Ain am 3. Sept. 1838 das schwierige Wagstück, zu dem sich die 42 Jahre alte, feingebaute, indeß an starke Fußreisen in den Bergen ihrer Heimath gewöhnte Dame die Mittel erspart hatte. Unter großen Anstrengungen und Beschwerden erreichte sie glücklich die Höhe, wo die Freude des Sieges sie dem artigen Hauptführer einen Kuß bewilligen ließ, ihr aber noch die besondere Auszeichnung zu Theil wurde, noch höher als der Montblanc sich zu befinden, indem die Führer sie auf ihren Armen emporhoben. Die Heldin trank ein Glas Champagner auf die Gesundheit des Grafen von Paris.



Der Montblanc vom Chamounythale aus.

Die Reise auf den Montblanc ist heut zu Tage weniger schwierig als vormals, wegen größerer Bekanntschaft mit dem Berge (obgleich Gletscher u. A. sich öfters ändern) und vielfacherer Erfahrungen, aber verhältnißmäßig kostspieliger geworden. Jeder Theilnehmer bedarf mindestens vier Führer, von denen der Haupt-

führer einige hundert, jeder andere nicht unter 100 Franken erhält, so daß, einige Nebenkosten für Lebensmittel, Wein u. A. hinzugerechnet, die Kosten einer Montblancbesteigung für die Person 400 bis 500 Fr. kommen. Die Führer von Chamouny sind eine merkwürdig intelligente, scharfsinnige und unternehmende Menschenklasse. Einer, Namens Coutet, auch der Begleiter des Fräulein d'Angeville, wird von verschiedenen Reisenden als eine sehr geistvolle und in jeder Hinsicht achtungswerthe Persönlichkeit erwähnt. Die meisten der Chamounyführer sind stolz auf die Auszeichnung, den Montblanc erstiegen zu haben; aber bei der noch immer großen Gefahr des Unternehmens wenden ihre weiblichen Angehörigen allen ihren Einfluß an, um sie von der Uebernahme dieses Geschäftes abzuhalten. Die Rückkehr von dem Berge ist daher ein wahres Fest, mit Böllerschüssen und Gesang gefeiert, dem gewöhnlich andern Tages ein Mahl folgt, das den Führern gegeben wird. Bei demjenigen, das Fräulein von Angeville gab, nahm Marie du Montblanc die obere Stelle am Tische ein.

wo man es für unmöglich halten sollte, daß ein menschlicher Fuß sie betrete. Wir gingen längs der Trümmer unzähliger, seit langem aufgehäufter Lawinen, die einen meist unebenen und ermüdenden Fußpfad bildeten. Ein weites Schneefeld, hie und da mit Massen gebrochenen Eises bedeckt, trat uns entgegen; bald erhob ein schöner Thurm von dieser Masse seine bläuliche Form und schien der stolzen Felsenspitzen über ihm zu spotten; bald zeigte sich ein ungeheurer Block mit Zinnen, die nun eine Masse Schnees trugen, jetzt lange und klare Eiszacken, gleich einem Schlosse, auf dessen zerbrochenen Wällen der Epheu überhängend in seiner büschlichen Schönheit oder liegend in reicher und dunkler Fülle, von dem Stabe einer Fee in die prächtigschimmernde Materie verwandelt worden war, die ihn jetzt zusammensetzte."

An diesen niedrigeren Theilen des Berges kommt die Hauptgefahr von der Lawine, die jedoch meist Nachmittags zu fallen pflegen, wenn die Sonne die ungeheuern Massen darüberliegenden Eises abgelöst hat. Eine gleiche Gefahr drohen die zahlreichen



Besteigung des Montblanc.

Um den Lesern eine möglichst anschauliche Schilderung von den Mühsalen und Gefahren einer Besteigung des höchsten europäischen Berges zu geben, folgen wir Mister John Auldjo vom Trinity-College in Cambridge, welcher die Reise im August 1827 unternahm und sie mit Karten und Zeichnungen publicirte. Sie giebt das klarste Bild, das wir kennen.

Als Mister Auldjo seine Wanderung begann, brachte er den ganzen Morgen mit dem Marsche durch den untern bewachsenen Theil des Berges hin. Bei der Annäherung an den Gletscher beim Beginne der obern und Schneeregion hielt er es für unmöglich, ihn zu betreten oder auf alle Fälle eine große Strecke längs ihm vorzugehen, wegen der auf einander gethürmten Massen von Eis und der tiefen und weiten Risse, die jeden Augenblick den eingeschlagenen Weg unterbrechen. „Hier," bemerkt der Reisende, „zeigt sich die Gewandtheit und Erfahrenheit des Führers; die Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit der er eine gangbare Stelle entdeckt, ist außerordentlich; er schlägt den Weg über Stellen ein,

Risse und Spalten in dem weiten Eismantel des Montblanc. Gegen das Hinabstürzen in diese abschüssigen Oeffnungen sucht man sich dadurch zu schützen, daß je drei sich mittels eines Seiles verbinden. „Wir waren," erzählt Auldjo, „von zu Bergen aufgepfeilertem Eise, bei jedem Schritte von Spalten, und zur Hälfte in irgend einen tiefen Abgrund versunkenen Massen umringt; der Ueberrest, über uns sich erhebend, schien unserm Vorschreiten unübersteigliche Barrieren entgegenzuwerfen; doch fand sich eine Stelle, wo Stufen mit dem Beile eingehauen werden konnten; und wir gingen über diese Brücken, oft das Eis mit einer Hand ergreifend, während die andere mit dem Alpenstocke den Leib balancirte, der über einem Abgrunde hing, in den das Auge drang, ohne sein Ende zu finden. Manchmal mußten wir von einer Eisklippe zur andern klettern, ein andermal längs eines Felsengrates auf Händen und Knien rutschen, oft in einen tiefen Spalt auf der einen Seite hinabsteigen, um den schlüpfrigen Abhang auf der andern hinaufzuklettern. Man konnte nicht aufgeräumter als meine

Führer sein, die lachten, sangen und scherzten; aber wenn wir an solche Stellen kamen, war der strenge, ernste Blick, der die Stelle des Lächelns einnahm, ein sicheres Zeichen großer Gefahr; augenblicklich, sobald wir an ihr unversehrt vorbei waren, kehrte das Lächeln zurück.... Eine breite Eismasse setzte sich jetzt unserm Vorschreiten entgegen: wir erklommen ihre Seiten und passirten sie. Sie bildete eine Brücke über einen Spalt von großer Weite, der außerdem unserer Expedition ein Ende gemacht haben würde. Nachdem wir uns eine Zeit lang zwischen Klüften und ungeheuren Felsspitzen gewunden hatten, kamen wir an den Rand eines andern Spaltes, über den wir nur Eine Brücke sehen konnten, die nicht von Eis, sondern nur von Schnee und so dünn war, daß es unmöglich schien, sich ihr anzuvertrauen. Ein Plan ward entworfen, der den Uebergang ermöglichte. Man legte die Stöcke darauf; die Mitte gab nach und fiel in den Abgrund, an jeder Seite blieb aber noch genug, um Anhaltspunkte für die Stöcke zu geben, von denen dann 9 eine schmale, freilich mit größter Vorsicht zu passirende Brücke bildeten." Ueber andere zu weiche oder zu breite Schneebrücken half man sich durch das Hinüberziehen der Einzelnen, nachdem es vorher einem starken Führer gelungen war, hinüberzukriechen.

Mit allen diesen Mühseligkeiten war indeß doch erst die Hälfte, wenn auch die etwas größere, des Weges auf den Berg zurückgelegt, und zwar bis zu zwei spitzen Felsengipfeln, die man die Grands und Petits Mulets nennt. Die ersteren bieten gewöhnlich den Reisenden während der ersten Nacht der Tour Obdach, manchmal auch während der zweiten, denn Auf- und Herabsteigen erfordert häufiger drei als zwei Tage. Auldjo und seine Begleiter fanden die Grands Mulets durch eine fürchterliche Spalte unmittelbar an ihnen fast unzugänglich. Auch ein ungemein hoher Eiswall mußte mittels in das Eis gehauener Stufen erstiegen und dann eine Zeit lang auf seiner engen Höhe, die allenthalben in unergründliche Abgründe abfiel, hingegangen werden. Hier gleitete Auldjo aus und rutschte hinab, so weit das Seil reichte, mit dem er an die Führer befestigt war. Erst dann zogen diese, selbst feststehend, den Reisenden, der nun selbst mithelfen konnte, wieder zu sich und in Sicherheit. Dies Verfahren ist einleuchtend. Hätten sie während seines Hinabgleitens versucht, ihn aufzuhalten, hätten Alle das Gleichgewicht verlieren und hinabstürzen können. So galt es vor Allem, daß die Führer selbst festen Fuß faßten, um dann den Hinabgeglittenen sicher emporziehen zu können. Der Platz für die nächtliche Ruhe der Reisenden ist ein Felsenriff in der Nähe des Gipfels der Grands Mulets. Gegen den Felsen gelehnte Stöcke bilden eine Art Zelt. Dr. Barry (der 1834 den Berg bestieg) fand die Luft hier 40° Fahrenheit warm, litt also nicht vor Kälte. Ueber die beispiellos großartige und eindrucksvolle Scenerie, welche Barry, als er um Mitternacht aus seinem Zelte trat, erblickte, äußert er sich in folgenden Worten: „Es war eine herrliche Nacht. Der Vollmond war über den Gipfel des Berges aufgestiegen und schien glänzend auf die glatte Oberfläche seiner schneeigen Decke. Die Führer schliefen. So, in mitternächtiger Stunde, auf einer Erhöhung von 10,000 Fuß, stand ich — allein: mein Ruheplatz eine Felsenspitze, die sich dunkel über die erstarrte Wüste aufthürmte, aus der sie isolirt sich erhob. Unter mir lagen in wildester Unordnung aufgepfeilert die colossalen Eismassen, die wir erklommen hatten und deren Gefahren wir kaum entgangen waren; ringsum und oberhalb war ein See schönen aber verrätherischen Schnees, dessen versteckte Gefahren wir noch zu überstehen hatten. Das Juragebirg und mancher unbekannte Gipfel des Schweizerlandes, in der Entfernung dunkel erscheinend, gaben mir einen Vorgeschmack der Aussicht von noch erhabeneren Regionen. Das Thal von Chamouny ruhte schlafend am Fuße des Berges; und nur gelegentlich von dem donnernden Falle einer Lawine unterbrochen, herrschte das tiefste Schweigen. Es schien das unermeßlichste, ernsteste, erhabenste Bild einer ruhenden Natur — jetzt auffahrend wie in einem Fiebertraum — dann wieder in die tiefste Ruhe versinkend."

Zwischen den Grands Mulets und dem Fuße des ausdrücklich Montblanc genannten Gipfels geht der Weg im Zickzack längs einer weiten aufsteigenden Rinne, die durch drei Eisfelder unterbrochen ist, deren letztes und breitestes das Grand Plateau genannt wird. Dieser Theil des Wegs ist vielfach durch Spalten und die Trümmer von Lawinen unterbrochen, ungeheure Massen, die jedoch wie vorher, manchmal als Brücken über die Klüfte dienen. Mit dem Beile eingehauene Stufen, um Platz für Füße und Hände zu bekommen, müssen auch hier helfen. Auldjo und seine Gefährten nahmen ihr Frühstück an einer hohlen oder hängende Brücke von Schnee, die ihnen Schutz vor dem scharfen Wind gewährte, der über das Eis blies, deren Fall sie aber auch unrettbar in den nahen Abgrund gestürzt haben würde.

Etwas über dem großen Schneerücken des Grand Plateau beginnt der Reisende gewöhnlich großen Durst und große Trockenheit der Haut zu empfinden, während der Reflex der Sonnenstrahlen von dem glitzernden Schnee nur durch den Gebrauch grüner Brillen oder eines grünen Schleiers ertragen werden kann. Das Aufsteigen längs der obern Firsten bis zur Spitze ist äußerst schwierig, theils wegen der größern Steile, theils wegen natürlicher Erscheinungen. Die in dieser Höhe sehr dünne Atmosphäre erzeugt bei der geringsten Anstrengung Entkräftung und Athemlosigkeit. Man kann nur wenige Schritte auf einmal thun und diese werden immer weniger und langsamer. „Zwei oder drei tiefe Einathmungen," sagt Dr. Barry, „scheinen nach jedem Stillstande hinreichend, um mir das Weitergehen zu ermöglichen; aber bei dem Versuche fand ich, daß die Athemlosigkeit wie vorher zurückkehrte. Eine kleine Ohnmacht wandelte mich an, so daß ich mich für einige Minuten setzen mußte; als nach einem kleinen Schlucke Weines eine größere Anstrengung gemacht wurde, und wir endlich auf dem höchsten Gipfel standen." Mister Auldjo scheint in einem noch elenderen Zustande gewesen zu sein; er war erschöpft, äußerst ermüdet, dem Ersticken nahe von der Trockenheit seines Gaumens und der Athemschwierigkeit; sein Kopf brannte schmerzhaft; seine Augen schmerzten entzündlich; der Reflex des Schnees machte ihn fast blind und brannte und zog zugleich sein Gesicht in Blasen auf. Er wollte nicht weiter; aber seine Führer entschlossen sich, ihn hinaufzutragen, ehe sie ihn der Enttäuschung, vor dem Ziele zurückgewichen zu sein, aussetzen wollten.

Oben änderte sich dies. „Nach wenigen Minuten Ruhe auf dem Gipfel (der ein von Morgen gegen Abend sich erstreckender Grat ist, an der höchsten Stelle beinahe horizontal und so schmal, daß zwei Personen kaum nebeneinander gehen können) war alle Erschöpfung, Schwäche und Gleichgültigkeit gewichen; die Bergspitze war gewonnen — die Gefahren des Hinabsteigens wurden für einen Augenblick vergessen — und es geschah mit einem nie vorher gefühlten Freudenschauer, daß ich mich an die Betrachtung des Anblickes umher und unter mir machte. Der Gesichtskreis, obgleich durch Bergketten in verschiedenen Richtungen begränzt, umfaßt beinahe ganz Sardinien (Savoyen und Piemont), die westliche Hälfte der Schweiz, ein Drittel der Lombardei und ein Achtel von Frankreich — ja bis zu den Bergen Toskana's reicht der Blick — Alles dies unter einem Himmel buchstäblich ohne eine Wolke." Saussure und Dr. Barry zündeten Feuer auf dem Gipfel des Montblanc an, das aber bei der äußersten Dünne der Luft, welcher der Sauerstoff fehlt, nur durch unablässigen Gebrauch von Blasbälgen unterhalten werden konnte. Der Siedpunkt des Wassers ward von Saussure auf dieser Höhe bei 187° Fahrenheit gefunden (25 Grad unter dem Punkt, auf dem es in der Ebene siedet). Die Dünne der Luft vermindert auch die Wirkungen des Schalles. Eine abgefeuerte Pistole knallt schwach, etwa wie eine Rakete, was theilweise auch von dem Mangel jeglichen Echo's und des Abpralles von festen Gegenständen auf diesem so hohen Gipfel herrührt. Die feierliche Stille, welche herrscht, wird kaum durch die Stimme der mit einander Sprechenden unterbrochen, da ihr schwacher Ton mit Mühe gehört wird. Der Körper fühlt sich merklich leichter; Capitän Sherwill schildert dieses Gefühl in den Worten: „Es schien, als könnte ich die Klinge eines Messers unter die Sohle meiner Schuhe bringen oder zwischen sie und das Eis, auf dem ich stand." Sonne und Himmel bieten einen eigenthümlichen und herrlichen Anblick; die Farbe des einen ist das dunkelste, tiefste Blau, während die Sonnenscheibe äußerst schmal und von einer vollkommenen und glänzenden Weiße wurde. Dr. Barry erklärt diese Tiefbläue des Himmels aus der gleichzeitigen Aufnahme der Strahlen vom Schnee durch das Auge; nachdem er sich auf seinen Rücken gelegt und so jeden Einfluß des Schnees ausgeschlossen hatte, war die natürliche Farbe großentheils wieder hergestellt. Als Saussure den Berg bestieg, entdeckte man nahe am Gipfel zwei Schmetterlinge, eine kleine graue Phaläne und einen Myrtil, an den obersten Felsen kleine knotige Flechten; so

daß selbst auf diesen eisigen Höhen nicht alles Leben der treibenden Natur erstorben ist.

Der Rückweg vom Gipfel ist oft nicht weniger beschwerlich und erfordert wegen der Steilheit und des Zurückprallens der Sonnenstrahlen, welche die nahen Abgründe beleuchten, wegen großer Hitze, weicheren Schnees, in den man einsinkt, gleiche Vorsicht. Oft ist man genöthigt, scharf sein Ziel im Auge, Abhänge hinabzugleiten; ein Ueberschießen des Zieles kann Verderben bringen. Gewitterstürme und dichter Schneefall überraschen nicht selten die Heimkehrenden und machen die Lage noch bedenklicher, wenn die Spur des Heraufwegs dadurch verloren gehen sollte. Dann quälen Hagelschauer und Kälte, wie vorher Hitze. Genug, um auch die Unerschrockendsten beben zu machen. Mit Auldjo, dessen lebendige Beschreibung wir theilweise benutzt haben, wiederholte sich eine Scene, wie sie wohl aus der Schreckenszeit des französischen Rückzugs aus Rußland erzählt werden. Er war in einem solchen Hagel- und Schneesturme so erstarrt, daß ihn die Führer im Kreise umschlossen, mit ihren Körpern wärmten, ihre Jacken auf ihn deckten, seine Hände in ihren Busen wärmten, während Andere auf seinen Füßen lagen, und ihn so wieder in einen Zustand brachten, daß er weiter gehen konnte. Am Abend erreichte er Chamouny, von dem er nur 37 Stunden abwesend gewesen. Dieses „nur" werden die Leser nun zu würdigen wissen, wenn sie nochmals die Mühen und Gefahren dieser Zeit an ihrem Geiste vorübergehen lassen. Und doch versichern Alle, welche diese Reise zurückgelegt, daß die Erhabenheit und Herrlichkeit Dessen, was sie gesehen, alle jene Mühseligkeiten überreichlich aufwiege!

Dr. L—n.

Blätter und Blüthen.

Besuch bei A. v. Humboldt. Professor Silliman von der Universität Yale in Amerika hat eine interessante Reise durch Europa gemacht und beschrieben und dabei natürlich auch A. v. Humboldt besucht, welcher wohl noch von keinem wissenschaftlichen Manne der Welt, sobald es möglich war, unbesucht blieb. Wir kennen A. v. Humboldt bereits aus Nr. 37 der Gartenlaube v. J. und mögen deshalb ohne weitere Einleitung die Schilderung des Amerikaners übersetzen. „Seine Wohnung in Berlin, versteckt in einem abgelegenen Theile der Stadt, ist ein einfaches Gebäude. Er ist selten zu Hause und würde es auch jetzt nicht gewesen sein, wäre der König nicht nach Königsberg gereist. Sonst wohnt er nämlich fast immer mit dem König in Potsdam, der ihn immer in seiner Nähe hält, sei es der Gesellschaft und Unterhaltung oder des Rathes wegen, den die Weisheit und Erfahrung vieler Jahre zu geben vermag. Wir gingen durch seine Bibliothek, welche eine große Räumlichkeit von allen Seiten füllt. Er kam uns aus seinem Privatzimmer sehr freundlich und mit der größten Unbefangenheit entgegen. Wir fühlten uns sofort ganz frei und leicht mit ihm. Sein ganzes heiteres Wesen drückt großes Wohlwollen aus, und aus dem Borne seines unermeßlichen Wissens strömte ununterbrochen eine ganze Stunde lang ein Strom der anregendsten Mittheilungen; doch ging er dabei stets auf das Freundlichste auf alle unsere Fragen ein (Herr Silliman hatte seinen Sohn bei sich). Ihm stand das beste Englisch vollkommen zu Gebote und er sprach es sehr angenehm. Von diplomatischer und großmännischer Steifheit ist keine Spur bei ihm. Er ist so gesprächig und zugänglich, als hätte er nicht den geringsten Anspruch auf seine Größe. Seine Stimme ist außerordentlich musikalisch; dabei ist er so lebhaft und liebenswürdig, daß man glaubt, er sei ein alter Freund. Seine Größe ist mittel, und die geringe Beugung in seiner Haltung läßt durchaus nicht den Achtziger vermuthen. Von der Stumpfheit hohen Alters keine Spur: seine Augen leuchten noch im Glanze der Kraft, seine Bewegungen sind leicht, Gesichtszüge und Umfang haben etwas Rundes, aber durchaus nichts Fettes. Das Haar ist dünn und schneeweiß, der Geist jung und ununterbrochen thätig, die Sprache brillant und häufig aufleuchtend in prächtigen Gedanken. Er schmeichelte uns wegen unserer Fortschritte in den Vereinigten Staaten, wie sich das besonders in dem „Amerikanischen Journal für Wissenschaft und Kunst" zeige. Er zeigte sich mit allen unsern wissenschaftlichen Unternehmungen und Männern vollkommen vertraut und machte uns dann den von ihm schon vor 40 Jahren vorgeschlagenen Kanal durch den Isthmus von Darien zur Verbindung des stillen und atlantischen Meeres auf einer Karte, die er ohne Brille gebrauchte, klar. Er führte uns rasch und sicher und leicht durch alle möglichen Gebiete des Wissens und zeigte sich auch politisch mit unsern Verhältnissen ganz vertraut. Humboldt, obgleich innig mit einem König verbunden, ist offenbar ein Freund menschlicher Freiheit und freut sich des Gedeihens unsers Landes. Er machte einige sehr treffende Bemerkungen über die Zustände Europa's und die Unmöglichkeit, die Macht des Wissens und Willens, wenn sie eben vereinigt seien, durch physische Gewalt niederzuhalten. Zuletzt erzählte uns der 80jährige Mann, daß die meisten seiner Arbeiten gemacht werden müßten, wenn junge Leute schliefen. Seine meiste Zeit werde vom König in Anspruch genommen. Er habe schon früh die Entdeckung gemacht, daß er mit vier Stunden Schlaf sehr gut auskomme. So läßt sich allerdings die ungeheuere Menge und Stoffhaltigkeit seiner litterarischen Arbeiten erklären, aber auch nur so."

Musikalisches. Die Hausmusik hat Robert Schumann einen neuen Genre zu verdanken; er hat soeben in der Musikalienhandlung von Bartholf Senff in Leipzig drei Balladen herausgegeben für Declamation mit Clavierbegleitung. Die Musik ist in Verbindung mit dem gesprochenen Worte ganz an ihrer Stelle und vermag zu einem schönen Gedichte und dessen richtigem Vortrage die Seelenstimmung des Zuhörers gar wirksam zu erhöhen. Vielleicht wird man also für die Folge nun bisweilen in Gesellschaft und Concert mit Accompagnement declamiren, wie man jetzt singt. Sei dem wie ihm wolle, diese Balladen müssen schon der Eigenthümlichkeit wegen Interesse einflößen. Nr. 1: „Schön Hedwig" von Hebbel ist ein Gedicht inniger Freude und Ritterlichkeit. Schumann hat dazu eine Musik gesetzt, welche in dem kleinen Umfange von etwa hundert Tacten lauter Schönes enthält; überall ist vortrefflich Maaß gehalten, nirgends nimmt die Musik mehr Boden in Anspruch, als ihr zukommt; sie umdunkelt die Gruppen nicht, sie giebt ihnen Beleuchtung durch Töne. Nur sechs Seiten, aber eine schöne Gabe. Nr. 2: „Ballade vom Haideknaben" von Hebbel und Nr. 3: „Die Flüchtlinge", Ballade von Shelly, sind schaueriger Natur und besonders die letztere ein wild bewegtes Nachtstück. Mit doppelter Macht wird hier das Herz bewegt, wenn zu den düstern Gedichten Schumann's charakteristisch schildernde Accorde und zuckende Rhythmen ertönen.

Der musikalische Bratspieß. Die merkwürdigste Vereinigung von Musik und Gesang findet man bei dem reichsten Herrn Treviso's, dem Grafen de Castel Marie, und zwar in der Form eines Bratspießes, der zugleich 130 andere Röst- und Bratwerkzeuge dreht und dabei nach der Reihe 24 Arien spielt. Jede Arie und jeder Theil derselben entspricht einem gewissen Maße der Zeit, welches die verschiedenen Bratensorten zum Garwerden gebrauchen, so daß der Koch bald weiß, bei welcher Arie Hammelkeule à l'Anglaise gut, bei welcher Geflügel à la Flamande u. s. w. Daß die Braten am Feuer in verschiedenen Tönen, Stoßseufzern und manchmal langen, schwitzenden Angsttönen Vocalmusik machen, wird hoffentlich allen unsern Lesern und Leserinnen bekannt sein. Man kann sich also denken, wie der reichste Herr von Treviso stets in einem Meere von Gesang, Musik und Düften schwebt und er stets genau weiß, wenn das Concert zu Ende sein und die Kunstthätigkeit des Kauens, Schluckens und Verdauens feierlich beginnen kann. Es muß sehr schön sein; wir Leser der Gartenlaube wollen aber vorläufig unser Fleisch noch in eigener Musik braten lassen und unsere Küche nicht zu aristokratischer Kochmusikdrehorgelspielerei herabwürdigen.

Tischverrücktheit. Der Jahresbericht des Irrenhauses von Ohio in Amerika weist sechsundzwanzig Personen nach, welche durch das geisterhafte Verrücken von Tischen in den Köpfen verrückt wurden. Wir könnten viel mehr solcher Tischverrückter außerhalb der Irrenhäuser nachweisen; doch scheinen die meisten wieder ohne Arzt, blos durch den Balsam der Alles lindernden Zeit, besser geworden zu sein. Die Tischverrücktheit und Geisterklopferei ging von einer jesuitischen Gaunerbande in Amerika aus, welche auf diese Weise ihren Zwecken, noch mehr aber ihren Taschen dienen wollte.

Heiraths-Gebräuche in Japan. Wenn eine Japanesin (die sollen sehr schön sein) heirathen will, werden ihr erst mit einem ätzenden Mittel alle Zähne schwarz gebeizt. Die Angeschwärzte wird nie wieder weiß und zeigt so bei jedem Lächeln, daß sie verheirathet oder wenigstens Wittwe ist. Bei jeder Geburt eines Kindes wird ein Baum im Garten gepflanzt, der seine volle Größe bis zur Heirathszeit erreicht. Soll nun das Kind heirathen, wird der Baum umgehauen und von dessen Holz die nöthigen Meubles gemacht, so daß Mann und Frau ihren verarbeiteten Baum mit in die neue Wohnung bringen, um von hier aus wieder auf „grüne Zweige" (wie in Japan die Kinder heißen) zu kommen.

Der schwerste Körper. In einer Gesellschaft, in der sich Benjamin Franklin befand, wurde einmal die Frage aufgeworfen: „welches der schwerste Körper sei?" Der Eine rieth auf Blei, der Andere auf Quecksilber, der Dritte auf Gold, und Der, welcher es am Besten wußte, auf Platina. Man fragte endlich auch den berühmten nordamerikanischen Buchdrucker um seine Meinung. Dieser antwortete: wahrscheinlich die Luft. Man fand dieses sehr widersinnig — allein Franklin fuhr fort: „Es ist bekannt, daß die Schwere der Luft von ihrer Dichtigkeit abhängt, und ihre Dichtigkeit von dem Drucke, mit dem sie zusammengedrückt wird, da sie eine elastische Flüssigkeit ist. An der Erde wiegt ein Kubikfuß Luft $2\frac{1}{3}$ Loth, und auf dem Chimborasso nur noch $1\frac{1}{2}$ Loth. Wenn die Erde im Innern große Höhlen hat, so muß in diesen die Luft dichter und schwerer sein als auf der Oberfläche. In einer Tiefe von zwölf Meilen ist sie schon schwerer wie Quecksilber und dieses schwimmt auf der Luft. Noch einige Meilen tiefer ist sie dichter und schwerer als Gold, Platina und alle Körper, die wir kennen."

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 3. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Falsche Ehre.

I.

Es war zu Boulogne im Jahre 1804, als Napoleon der Onkel, der mit den Engländern auf weniger freundschaftlichem Fuße stand denn Napoleon der Neffe, allen Ernstes die Küsten seines stolzen Gegners mit einer Landung zu bedrohen schien. Der Hafen von Boulogne war mit zu einer solchen Expedition tauglichen Schiffen überfüllt, und eine zahlreiche und kriegslustige Armee erwartete sehnsüchtig das Zeichen zur Einschiffung. Daß dieses nie gegeben werden würde, ahnte damals noch Niemand, die Unthätigkeit aber, zu welcher sich die muthigen Krieger verurtheilt sahen, zog den Uebelstand nach sich, daß es unter ihnen selbst mehr als sonst zu Händeln kam. Die in den Kaffee- und Weinhäusern zugebrachte müßige Zeit gab dazu mancherlei Veranlassung.

Unter den Offizieren, welche dergestalt in ein feindliches Verhältniß geriethen, befanden sich auch zwei zur Marine gehörige: Lieutenant Belmont und Fähndrich Trelat. Der Erstere, von sanftem, ruhigem Charakter und schon reifern Alters, hatte mehrere kriegerische Expeditionen mitgemacht und verdankte einzig seinen Talenten und geleisteten Diensten den Grad, den er bekleidete. Der Andere, um mehrere Jahre jünger, war weniger besonnen und dafür um so viel hitziger; auch hatte er seine Beförderung nicht ganz ausschließlich seinen Verdiensten zu verdanken.

Diese beiden Männer von so verschiedenem Charakter, zwischen denen im Dienste nicht einmal eine unmittelbare Berührung stattfand, waren zu bittern Feinden geworden, ohne sich selbst recht des Ursprungs ihres Zwistes bewußt zu sein; ihn fortwährend zu nähren, sorgte aber die Rücksichtslosigkeit Trelat's durch beleidigende Scenen dafür.

Das gehässige Benehmen Trelat's ging dabei eines Tages im Kaffeehause so weit, daß er seinen ältern Kamerad und Vorgesetzten im Grade nicht nur beleidigte, sondern, mit Hintansetzung aller Schicklichkeit, ihn sogar öffentlich forderte und ihn bei Nichtannahme seiner Forderung als Feigling zu betrachten drohte.

„Man hat mir," versetzte der Lieutenant kalt, der dem heißblütigen Fähndrich gegenüber seine Ruhe bewahrte, „die Waffen nicht gegeben, um sie gegen meine Kameraden und Landsleute zu gebrauchen; daß ich aber Muth besitze, wird man wissen, ohne daß ich neue Proben davon ablege. Auch habe ich keine Lust, Ihrer Carrière, Herr Fähndrich, durch einen Degenstich ein frühes Ende zu machen, wo Sie vielleicht bald eine bessere und rühmlichere Gelegenheit zum Tode finden, und eben so wenig bin ich geneigt, mein eigenes Leben in einem persönlichen und durchaus grundlosen Streite auszusetzen, bei welchem weder der Eine noch der Andere von uns Ehre erwerben kann. Mein Blut gehört dem Vaterlande, und nur für dieses werde ich es freiwillig vergießen."

So vernünftig und würdevoll auch diese Weigerung ausgedrückt war, so konnte sie doch unmöglich von Leuten begriffen werden, welche mit dem traurigen Vorurtheil aufgewachsen waren, daß eine Beleidigung nur durch Blut abgewaschen werden kann. Die Antwort des Lieutenants wurde daher mit mißbilligendem Murmeln aufgenommen und Trelat's Aufregung zumal erreichte den höchsten Grad.

„Ich bewillige Ihnen," rief er seinem Gegner zu, „vierundzwanzig Stunden Zeit zur Ueberlegung, und wenn Sie mir nach dieser Frist nicht die verlangte Genugthuung gegeben haben, so werde ich Ihnen allüberall, wo ich Sie treffe, den letzten Schimpf zufügen, der einem Manne und zumal einem Militär widerfahren kann."

Bei diesen Worten überzog sich das Gesicht Belmont's mit tödtlicher Blässe, seine Lippen zitterten krampfhaft und die Hand an den Degen legend, rief er mit bebender Stimme: „Thun Sie das nicht! Thun Sie das nicht! denn ich würde Sie tödten und wir wären Beide unglücklich. Ich würde Sie tödten!" wiederholte er, diese Worte dumpf betonend, während seine Augen düster dazu flammten. „Ich würde Jeden tödten, der die Hand gegen mich zu erheben wagen sollte. Sie Alle haben es gehört," fuhr Belmont mit wilder Stimme fort, indem er sein Auge langsam und fest über die zahlreichen Zeugen dieser sonderbaren Scene schweifen ließ; „ich schwöre bei Gott, daß, wenn Herr Trelat seine Drohung verwirklicht, ich die meinige verwirkliche, und dann .... falle das vergossene Blut auf sein Haupt."

Mit diesen Worten entfernte sich Belmont, die erstaunten Anwesenden in tiefem und langem Schweigen zurücklassend.

„Dies ist sonderbar," hob endlich ein Schiffslieutenant an; „dieser Mann, dessen Kamerad zu sein ich erröthe, entehrt die Offiziersepaulette, und doch wundert mich sein Betragen um so mehr, als ich weiß, daß er das Pistol gleich geschickt handhabt wie den Degen, und es sehr schwer sein würde, ihm mit der Waffe beizukommen."

„Er trifft eine Schwalbe im Fluge," bemerkte ein Anderer.

„Sie können von Glück sagen," fügte ein Dritter, sich an Trelat wendend, hinzu, „daß er Ihre Forderung nicht angenommen hat, denn nach Allem was man hört, ist einem solchen Gegner bös Gegenüberstehen."

„Das ist ganz gleich," versetzte der aufgeregte Fähndrich, dessen Eigenliebe durch die letztgemachte Bemerkung erst recht verwundet wurde, und der daher weniger als je zurücktreten zu kön-

nen glaubte. „Besser ein festes Herz und eine ungeschickte Hand als ein sicheres Auge und eine feige Seele. Und nur ein Feigling kann bei so vielen Vortheilen, die er über mich hat, zurückweichen. Verweigert er, sich mit mir zu schlagen, so muß er aus dem Corps gestoßen werden, dem anzugehören er unwürdig ist, denn Feiglinge dürfen wir unter uns nicht dulden."

„Was das anbelangt," nahm ein Vierter das Wort, „so bin ich nicht ganz derselben Meinung, das heißt, ich bin von seiner Feigheit nicht so ganz überzeugt, wie Sie es scheinen, denn sein ganzes Auftreten verrieth doch den beherzten und entschlossenen Mann."

„Lieutenant Belmont ist ein tapferer und unerschrockener Seemann," ließ sich ein Schiffsaspirant erster Klasse voller Eifer vernehmen, und erzählte als Beleg für seine Behauptung eine Scene, der er während eines Sturmes am Vorgebirge der guten Hoffnung mit beigewohnt, und wo der Kapitän, zur Rettung des von unvermeidlichem Untergange bedrohten Schiffes, einen freiwilligen Mann aufgerufen hatte, um hoch oben am Hauptmast ein Segel loszuhauen. Niemand hatte dem Aufrufe Folge zu leisten gewagt, als plötzlich Lieutenant Belmont, mit einem Beile in der Hand, das Tauwerk hinangeklettert war und mit einem kräftigen Hiebe das Segel heruntergehauen und so das Schiff gerettet hatte.

Die Zuhörer konnten sich nicht enthalten, ihre Bewunderung über diese muthige That auszusprechen.

„O, ich könnte Ihnen noch lange von seinen wackern und edeln Thaten erzählen," fuhr der Aspirant fort. „So fiel ein anderes Mal ein Matrose in's Meer; Belmont stürzt sich ihm schnell nach und trotz der hochgehenden Wogen und dem schnellen Laufe des Schiffs hält er mit seinem nervigen Arm den Mann, der ohne seinen großmüthigen Beistand ertrunken wäre, während einer Viertelstunde empor, bis Beide vom Schiff aus gerettet wurden.

„Das ist wacker, sehr wacker!" riefen die Offiziere von Neuem.

„Sie sehen daraus," schloß der Erzähler, „daß Belmont nicht den Tod fürchtet, und daß er folglich auch kein Feigling ist."

„Am Unangenehmsten ist," meinte einer der Marineoffiziere, „daß der Auftritt in Gegenwart von Offizieren vorgefallen ist, die nicht zu unserm Corps gehören. Wären wir unter uns gewesen, so könnte sich die Sache beilegen lassen, allein so ist es nicht wohl möglich. Welche Meinung würde man von uns haben?!"

„Das wollen wir gleich sehen," versetzte der Aspirant, indem er eine Gruppe von Infanterieoffizieren, die sich in einiger Entfernung unterhielt, scharf musterte und dazu mit lauter Stimme rief: „Es giebt keine Feiglinge in der Marine, und ich bin bereit gegen Jeden, der das Gegentheil zu behaupten wagt, dafür einzustehen."

„Warum aber," meinte Trelat, der diese unmittelbare Herausforderung unbeantwortet bleiben sah und das unterbrochene Gespräch wieder anknüpfen wollte, „warum aber hat Belmont mein Cartel abgelehnt?"

„Das begreife auch ich nicht," gab der Lobredner des Lieutenants zur Antwort. „Ich gestehe, daß sein Benehmen sonderbar ist; es muß jedoch ein Geheimniß darunter stecken, das ich nicht zu erklären weiß, das uns aber vielleicht die Zukunft enthüllen wird."

„Ja, es ist dies auffallend, unerklärlich!" wiederholte man von allen Seiten, und wenige Augenblicke darnach trennte sich die Gesellschaft.

Trelat kehrte nachdenkend in seine Wohnung zurück und war, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, mit sich selbst unzufrieden; er bedauerte den Vorfall mit Lieutenant Belmont.

II.

Mit dem ersten Grauen des folgenden Morgens wurde die Stadt, die Flotte und beide Lager plötzlich durch einen vom Hafendamm aus gelösten Kanonenschuß geweckt. Man signalisirte eine Abtheilung von Handelsschiffen, welche unter dem Schutze der Nacht den Hafen zu gewinnen versucht hatten, und denen jetzt eine feindliche Fregatte und mehrere andere kleinere Schiffe den Weg versperrten. Der Admiral befahl sogleich einer Division der Flotille, dem bedrohten Convoi in Masse zu Hülfe zu eilen, und gleich darauf sah man eine der Kanonierschaluppen, welche hart am Eingang der Rhede vor Anker lag, ihre Ankertaue abhauen, alle Segel einsetzen und auf die feindliche Fregatte lossteuern, um allein den Kampf zu beginnen, obwohl der Admiral dies ausdrücklich verboten. Der die Schaluppe befehligende Offizier täuschte sich nicht über seine Lage, und verhehlte sich weder das Verwegene seines Unternehmens, noch den voraussichtlichen Ausgang des ungleichen Kampfes, in welchen er sich einließ. Keine Illusion war in dieser Beziehung zulässig, allein er war entschlossen, die sich selbst gestellte Aufgabe auszuführen, nämlich die Fregatte zu beunruhigen, wenn möglich aufzuhalten und sich nöthigenfalls in den Grund bohren zu lassen, um das Convoi zu retten. Der über solche Kühnheit erstaunten Mannschaft gab er seinen Entschluß gleich dadurch zu erkennen, daß er seine Flagge am Maste fest nageln ließ.

Es war ein eben so großartiges als trauriges Schauspiel, diese armselige Schaluppe zu sehen, wie sie sich mit ihrem furchtbaren Gegner zu messen versuchte, wie ihr Kommandant mit eben so viel Geschick und Kaltblütigkeit als Glück den Zusammenstoß mit diesem Koloß vermied, der ihn beim geringsten Anprall unfehlbar zertrümmert haben würde, und eben deshalb verschmähte, von seiner Artillerie einem so schwachen Gegner gegenüber Gebrauch zu machen. Die englische Fregatte suchte einfach die französische Schaluppe über den Haufen zu fahren, während die auf ihr befindlichen dreihundert Matrosen den Nationalgesang anstimmten: „Rule Britannia, rule the waves!" worunter sich der Ruf mischte: „Nieder mit Eurer Flagge, französische Hunde!" Die Franzosen antworteten hierauf nur mit dem Rufe: „Tod den Engländern! Tod den Engländern!"

Mittlerweile feuerte die Schaluppe einen glücklichen Schuß ab, der einige Mann auf dem Vorderdeck der Fregatte tödtete, worauf diese mit einigen Kugeln antwortete, in der Hoffnung, daß dieses hinreichend sein würde, das französische Fahrzeug zum Beilegen zu zwingen. Allein die Engländer hatten die Zeche ohne den Wirth gemacht, die dreifarbige Flagge wehte nach wie vor hoch und stolz in der Luft. Der englische Kapitän, Wuth und Rache schnaubend, ließ jetzt sein volles Feuer auf die verwegene Schaluppe spielen, die wie in einen Vulkan eingehüllt, unter Blitzen und Flammen begraben erschien.

Eine zahllose Menge von Zuschauern war an den Meeresstrand herbeigeeilt, um diesem gewaltigen Schauspiel beizuwohnen. Furcht, Mitleid, Stolz, tausend verschiedene Gefühle spiegelten sich wechselsweise in allen Gesichtern ab, und während der Donner der Geschütze dumpf widerhallend von Woge zu Woge bis an die Küste getragen wurde, schlugen die Herzen von Tausenden von Franzosen in fieberhafter Spannung. Bei jeder Ladung der Fregatte bebte die bestürzte Menge ängstlich zusammen, so sehr fürchtete man und hatte die schmerzliche Gewißheit, die kleine Schaluppe auf immer unter dem Feuer des Engländers verschwinden zu sehen.

Von Zeit zu Zeit donnerte vom Ufer aus zur Ermuthigung ein: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Frankreich!" zum Himmel, das jedoch nicht bis zu der Schaluppe drang, die aber immer wieder aus Rauch und Flammen empor tauchte, hoch oben die stolz flatternde Flagge.

Bald aber machte die Furcht dem Staunen Platz, als plötzlich die Fregatte ihr Feuer einstellte, obwohl die Schaluppe sich nicht ergeben hatte, da sie auf ihren Gegner fortfuhr zu feuern, und zwar in einer Stellung, wo sie von dessen furchtbaren Ladungen nicht getroffen werden konnte. Das Räthsel war bald gelöst. Die Fregatte konnte wegen gänzlicher Windstille nicht mehr manövriren, dafür setzte sie nun aber alle Boote mit den besten Leuten aus, um das ärmliche Fahrzeug, das ihr zu widerstehen wagte, zu entern und so dem Kampfe mit einem Schlage ein Ende zu machen. Doch auch jetzt noch täuschten sich die Engländer in ihrer Erwartung, da sie es mit einem Gegner zu thun hatten, der eher unterzugehen als die Flagge zu streichen geschworen hatte.

Dreimal versuchten die englischen Boote die Schaluppe zu entern, allein dreimal wurden sie zurückgeschlagen und das mörderische Feuer der Franzosen zwang sie zuletzt, mit dem Verlust der Hälfte ihrer Mannschaft, an Bord der Fregatte zurückzukehren. Wenige Augenblicke darnach begann die Kanonade mit erneuerter Heftigkeit.

In derselben Zeit waren die übrigen französischen Kanonierschaluppen nicht müssig geblieben. Die Einen hatten die kleinern englischen Schiffe angegriffen, das Einlaufen des Convoi beschützt; die Andern eilten zum Beistand ihrer Kameraden herbei. Die

Letztern kamen indeß zu spät an, denn als der Pulverdampf sich ein letztes Mal verzogen hatte, zeigte sich die englische Fregatte so übel zugerichtet, daß sie ihren ärmlichen Gegner, den sie anfangs so sehr verachtet hatte, weder nehmen, noch in Grund bohren, ja nicht einmal verfolgen konnte. Von den Küstenbatterien bedroht, welche schon zu feuern anfingen, mußte sie sich noch glücklich genug schätzen, das Weite gewinnen zu können. An ihrem Bord war jetzt Alles still und düster, die Siegesgesänge hatten aufgehört; dagegen ließ sich von der französischen Küste her ein lang anhaltendes Triumphgeschrei vernehmen.

Das Verdeck mit Blut überschwemmt und von Todten und Verwundeten bedeckt, die Segel zerfetzt, die Planken durchlöchert, so kehrte, von einem andern Schiffe in's Schlepptau genommen, die tapfere Schaluppe in den Hafen zurück, wo sie von den Salven aller Batterien, dem Jubel der Bevölkerung, der Armee und der Flotte begrüßt wurde. Alle Fahrzeuge waren wie zu einem großen Feste beflaggt und bewimpelt. Alles gab sich der Freude hin, Jeder wollte dem muthigen Kommandanten der Schaluppe die Hand drücken und sein Lob erschallte von allen Seiten.

Es war ein förmlicher Triumphzug. Der leicht blessirte Kommandant schritt langsam durch die auf- und abwogende Menge, welche untereinander wetteiferte, ihm ihre Bewunderung zu bezeigen. Plötzlich machte der Zug Halt, ein Adjutant des Kaisers erschien, näherte sich dem wackern Offizier und sagte: „Der Admiral, gegen dessen Befehl Sie gehandelt haben, indem Sie die feindliche Fregatte allein angriffen, befiehlt Ihnen, sich in Haft zu begeben."

Ein dumpfes mißfälliges Murmeln ließ sich bei diesen Worten in der Menge vernehmen.

„Se. Majestät jedoch, der Zeuge Ihres tapfern Benehmens gewesen," fuhr der Adjutant mit erhobener Stimme fort, „hat mir befohlen, Ihnen Ihre Ernennung zum Fregattenkapitän und Ritter der Ehrenlegion anzukündigen. Empfangen Sie hier, Herr Kapitän, das Kreuz von mir im Namen Seiner Majestät des Kaisers."

Bei diesen Worten erhob sich stürmischer Beifall und das Jubelgeschrei: „Es lebe der Kaiser! Es lebe der tapfere Kapitän!" wollte kein Ende nehmen.

In diesem Augenblicke stürzte entblößten Hauptes und Thränen in den Augen ein Offizier herbei, ergriff mit Wärme die Hand des neuen Ritters der Ehrenlegion und rief in gepreßtem Tone:

„Ich habe Sie verkannt, Belmont, mein tapferer Kamerad, mein Waffenbruder! habe Sie beleidigt! Können Sie mir verzeihen?"

„Ich habe nichts zu verzeihen, Trelat," versetzte der Held erweicht, „und fühle mich glücklich, Ihre Achtung erworben zu haben, wie ich hoffe, eines Tages Ihre Freundschaft zu erwerben. Ihr Platz ist hier," fügte Belmont auf sein Herz zeigend hinzu, und die beiden kurz vorher noch bitter verfeindeten Offiziere sanken einander in die Arme. Es war eine Freundschaft für das übrige Leben geschlossen.

Einige Tage später führte Belmont den neuen Freund im Kreise seiner Familie ein, die aus seiner betagten Mutter, seiner Frau und sechs Kindern bestand. „Sie werden nun einräumen," wandte er sich an Trelat, „daß wenn man eine solche Familie hat und deren einzige Stütze ist, man sich nicht entschließen kann, sein Leben anders auf's Spiel zu setzen, als zum Nutzen und Ruhme des Vaterlandes allein."

Bilder aus dem Pariser Leben.

Von einem deutschen Arzte.

I. Eine deutsche Christnacht in einem Pariser Spital.

Paris ist so groß und die Noth ist noch größer, größer als Allah, wie die Türken sagen. Der Himmel scheint noch größer zu sein, wenigstens hat er uns die Hoffnung gegeben, an ihm nicht zu verzweifeln.

Das sagte mir mein Freund Destouches, den ich am 23. Dezember 1852 abzulösen kam. Ermüdet von den vierundzwanzig Stunden seines Spitaldienstes, melancholisch von Natur, ernst aus seiner jungen Erfahrung, hatte dieser junge großherzige Franzose, ein Berrois wie man die Leute aus der Berry nennt, seine Spitalschürze an den Nagel gehängt, wo seine Hoffnungen auf's Besserwerden hingen und nur das nöthige Gedächtniß behalten, um mich über die Ereignisse des Tages zu unterrichten, und damit seinem peinlichen Posten Lebewohl zu sagen.

„Gott weiß, wie es kommt," rief er am Schlusse seines ärztlichen Berichtes aus, „ich habe mich nur damit getröstet, daß Du kommst; da liegen fünf deutsche Weiber, die mir mit ihrem Heimweh das Ohr zerrissen haben; Du wirst sie wenigstens verstehn und ihnen einige Worte des Trostes sagen. Ich bin mit meiner Kunst zu Ende, alle fangen mir an, an der Schulter zu leiden, und das Kindbettfieber scheint im Ernst von ihnen Besitz ergriffen zu haben. Warum predigst Du uns auch nicht jeden Tag eine Stunde über Eure verdammten deutschen Sitten und Gebräuche? sie reden mir seit heut Morgen in Einem fort von Kristnakt! Kristnakt! Kristnakt! Meine deutschen Sprachkenntnisse gehen nur bis zu den zusammengesetzten deutschen Zeitwörtern und da habe ich keine Silbe von diesem Worte gehört, das Einem die Zunge platt abbricht."

Er drückte mir die Hand und ging. An der Thür drehte er sich noch einmal um und rief: „Du mußt mir ernstlich deutsche Lectionen geben; ich komme nicht mehr fort; diese Weiber mit ihrer Kristnakt haben mir das Herz im Leibe umgedreht und ich stehe da, wie das Kalb Mosis."

Im Krankensaale herrscht die lautlose Stille einer Nacht, wenn die Vorschriften des Arztes wörtlich befolgt worden sind und zufälligerweise keine menschliche Seele in Angst und Pein athmet oder keucht. Die Uhr des weitläufigen Gebäudes hatte zehn Uhr geschlagen, als ich dem Portier seinen guten Abend erwiederte. Das zufallende Thor hatte die lärmenden Wagen wie abgeschnitten und der Schrei des Zündhölzchen-Verkäufers auf der Gasse war verhallt, als ich über die mattbeleuchteten Stiegen emporstieg.

Die Ordensschwester war am andern Ende des Saales offenbar in ihren sanftesten Schlaf versunken und die Krankenwärterinnen schienen im Bewußtsein ihrer gethanen Pflicht in ihre Nebenzellen verloren zu sein. Ich putzte die mächtige Nachtlampe und warf meinen durchnäßten Ueberrock in einen Winkel. Dann horchte ich auf den Athem meiner Kranken, die in ihren von weißen Vorhängen verhüllten Betten wie lauter lebende Räthsel der menschlichen Weisheit mit sich selbst zu berathen schienen.

Im Saale selbst und in den kleinen Nebenzimmern befanden sich eben etwa einhundert und zwanzig Weiber, die, vor Kurzem entbunden, noch die Folgen duldeten, die ihnen der Engel im Paradiese angekündigt hatte, als er ihnen prophezeite, daß sie mit Schmerzen ihre Kinder gebären würden; er hat ihnen nichts von den Seufzern vorausgesagt, die sie nach der Geburt ausstoßen würden. Die meisten dieser Weiber schienen sich mit ihren Kindern über diesen medizinischen Gedächtnißfehler des Engels zu trösten und die Uebrigen, denen die Schmerzen der Geburt diesen Trost nicht gelassen hatten, mochten nicht mehr Lust genug haben, über sich selbst nachzudenken.

So verging eine halbe Stunde; ich saß im alten Lehnsessel und brütete über einen alten Spruch, der die Weiber hochpreist; die Ordensschwester begann leise zu schnarchen.

„Uer!" hustete es aus einem weißen Bettvorhange hervor.

„Sie schlafen noch nicht?" antwortete ich auf französisch und sehr leise.

Die Angeredete antwortete nicht.

„Also Sie haben todtgeboren?" fuhr ich deutsch fort.

„Ja!" erwiederte die Frau mit Berliner Accent.

„Sie denken an die Christnacht, die daheim hereinbricht?"

„Ach, der liebe Gott hat mir keinen Stern aufgehen lassen," rief die Kranke und verbarg ihr Weinen in den Kissen ihres Bettes.

So leise auch unser Gespräch geführt worden war, so antwortete doch von allen Seiten des Saales ein leises Husten auf unsere vaterländischen Laute.

„Das sind noch vier Landsmänninen," sagte ich eben so leise und trat zu dem Bette meiner armen Patientin. „Sie haben Ihr Kind vielleicht gar nicht gesehen? Sind Sie verheirathet? Wie kommen Sie nach Paris?"

„Mein Mann ist in einer Wagenfabrik und arbeitet Tag und Nacht, um unsere paar Schulden zu bezahlen, die wir in den ersten Wochen in Paris gemacht haben; mein erstes Kind ist bei meiner Schwester in der St. Annagasse."

Ein schwaches Wimmern drang vom andern Ende des Saales zu mir, die Ordensschwester fuhr aus ihrem Lehnsessel empor und rief: „Da bin ich, nur ruhig, Kind!"

Sie trat zu einem Bette und ich eilte ihr entgegen. Da überraschten mich die geräuschlosen Schritte des Krankenwärters, den ich durch den langen Gang erhorchte. Der Mann trat in den Saal, die offene Thür gab keinen Laut von sich. In seiner Rechten hielt er einen Weihnachtsbaum, mit vergoldeten Nüssen und Zuckerwerk behangen, mit flatternden Bändern und flimmernden Kerzchen geziert und in der Linken einen Brief, mit einem rosenrothen Faden sorgfältig umwickelt.

„Was ist das?" rief ich ihm erstaunt zu. Der Mann, dem man jedes Wort abbetteln mußte, wenn er sehr gut aufgelegt war, hatte offenbar seine finstere Laune umgehängt und starrte mich stumm an. Die Stille des Saales und die engelhafte Erscheinung des blassen Menschen, die traurigen Bilder der verhängten Betten und die heitere Bescheerung des Christbaums mitten in der Stätte der Leiden erschütterten augenscheinlich den menschenfeindlichen Franzosen eben so sehr, als mich selbst. Welche Künste mußten aufgeboten sein, um diesen griesgrämlichen Menschen dahin zu bringen, seine Instructionen auf diese unerhörte Weise zu überschreiten und unser nächtliches Leben mit einem so ungewöhnlichen Glanze zu erhellen!?

„Sie kommen von Gott gesandt!" rief ich biblisch aus.

„Der Mann, der mir's draußen übergab, ist auf die Knie vor mir selbst gefallen!" versetzte er.

„Und Sie glauben, daß ich Sie nicht morgen früh augenblicklich anzeige?"

„Der Mann sagte, Ihr Freund Dr. Destouches habe ihm gesagt, daß Sie heute die Nachtwache haben."

„Ah! warten Sie! um Sie und Ihre Familie zu retten, muß ich Alles auf mich nehmen." — Die Ordensschwester stand mit weit aufgerissenen Augen vor uns. „Er ist närrisch geworden," jammerte sie, „ich sagte es ja immer." Der alte François setzte seinen Baum zur Erde und hielt seinen Brief in die Höhe.

Die feenhafte Erscheinung hatte die Schläferinnen geweckt und alle kranken Weiber, denen noch ein Funke Bewußtsein geblieben war, blickten durch die Spalten der weißen Vorhänge. Ein Weib braucht so wenig, um neugierig zu sein.

„Meine Damen! legen Sie sich auf der Stelle, oder der Zauber fliegt zum Fenster hinaus; ich stehe Ihnen dafür; wer was sehen will, gehorche augenblicklich," rief ich und der Saal versank wieder in seine Ruhe. Die Weiber folgen so gern, wenn sie etwas erwarten!

„Oh, mein Gott, mein Gott!" seufzte die Ordensschwester, „welche Verwirrung!"

François hatte den Brief auf den Tisch gelegt, seinen Christbaum auf die Erde gestellt und ich drückte der Ordensschwester die Hand, um sie zu beruhigen.

„Die Arme da unten ist schlimm?" frug ich.

„Sie wird die Nacht nicht überleben," versetzte sie.

„Wie viel Kindbettfieber haben wir?"

„Ah, nur fünf, darunter eine Deutsche, die da unten." Sie zeigte nach dem Ende des Saales, von woher das Wimmern kam.

„Ma mère! wir werden die deutschen Betten zusammenstellen und Christnacht feiern. Sie haben das noch nicht gesehen?"

„Mein Gott, nein! Himmel, welche Verwirrung!"

„Ma mère! wir retten die übrigen vier Deutschen; ein Christfest kommt vom Himmel, die deutschen Weiber stehen dafür von den Todten auf."

François stand, eine steinerne Säule, vor dem Bette der Schwerkranken, welche sich im Halbdunkel mit ihrem Fieber abrang. In wenigen Minuten waren die vier deutschen Betten auf einen Teppich nach der andern Seite des Saales gerückt, eine Scheidewand mit einem mächtigen doppelten Tuche gezogen und Deutschland vereinigt, fünf deutsche Weiber und vier kleine Deutsche, die Vorhänge aufgezogen, der Christbaum angezündet und die Ordensfrau, vor dem Muttergottesbilde knieend, betete das französische Vaterunser, das die Weiber deutsch nachbeteten, selbst die Todtkranke zitterte leise mit den Lippen und hauchte „Dein Wille geschehe ... so auch auf Erden!"

Die Spitaluhr schlug eilf, der Regen plätscherte gleichmäßig an die hohen Fenster und die vier kleinen Würmer zirpten wie fröstelnde Grillen im warmen Sommergrase; die Frau des Wagenbauers las eben zum zehnten Male den Brief ihres wackern Mannes, François starrte noch immer unbeweglich in das Gesicht seiner sterbenden Lieblingskranken.

„Berlinerin!" frug ich leise, „hat die Arme da einen Mann?"

Die Weiber schwiegen.

„Wissen Sie, wie es kommt, daß sie so schwer mit dem Tode ringt?"

„Herr Doctor!" rief eine kleine dicke Würtembergerin, welche in ihrer Bescheidenheit nur eine einzige Nuß angenommen hatte, „geben Sie mir ihr Kind, mein Mann wird's wohl noch ernähren; wir haben ihrer fünf und da kann das sechste ..."

„François!" rief ich, „wollen Sie mit mir bei der kleinen Waise Pathe stehen? Die Berlinerin kann es ihrem Manne mitbringen und die drei andern Weiber wollen mit uns Gevatterinnen sein."

Der Krankenwärter hatte weder gehört noch gesehen; er war neben dem Bette der Kranken auf den Stuhl gesunken und hielt das Kind derselben in den Armen.

„Ich glaube, seine Frau ist in demselben Bette gerade so gestorben," fiel die Würtembergerin ein. „Rosel, da fällt mir eben ein, daß ja . . . ."

Die Angeredete Resel winkte ihr mit der Hand zu schweigen und zeigte auf den großen Vorhang, der unser deutsches hellerleuchtetes Saalstück von dem übrigen trennte. Zwei Männer schauten durch die Spalte desselben, mein Freund Destouches mit einem Fremden in der Tracht der Pariser Arbeiter.

„Ah, Joseph!" rief die Berlinerin und streckte beide Arme nach dem Manne aus, der an ihr Bett eilte.

„Mein Gott! Welche Verwirrung!" bat die Ordensschwester

„Ich bringe Euch die Weihnachtsgeschenke," unterbrach mein Freund; „zum großen Glück habe ich diesen wackern Mann vor dem Spitalthore angetroffen und er war so gut, mir das Zeug zu erklären und zu helfen, geschwind noch einigen Plunder einzukaufen."

„François!" rief ich. — Er war verschwunden. Das Kind der Todtkranken regte die kleinen Aermchen und ein schweres Papier fiel auf den Boden, das die Ordensschwester aufhob. Destouches theilte aus.

„Joseph!" schluchzte die Berlinerin, „Du willst Dein Kind sehen . . .? ich habe so viel ausgestanden; ich glaube, unsere Noth, die wir vor sechs Wochen noch . . ."

„Da liegt ein ganz gesunder Bursch, Joseph," schaltete ich ein und blickte nach dem Korbe am Bette der Sterbenden.

Joseph fuhr mit der breiten Hand über das geschwärzte Gesicht und schien einen harten Augenblick zu bestehen.

„Ich bin Pathe!" rief Destouches, „und zahle das Schulgeld."

„. . . auch auf Erden," lispelte die Kranke in ihrem Fieberdelirium und athmete schwer.

„Amen!" versetzte Joseph und schritt auf das Bett zu.

Ein voller letzter Athemzug der Sterbenden antwortete, Joseph legte das Kind in die Arme seiner Frau.

„Doctor," flüsterte die Ordensfrau, „François ist total närrisch, da hat er dem Kinde fünfhundert Francs in zwei Bankbillets und in Gold vermacht; lesen Sie."

An die Direktion des ** Hospitals.

„Ich schenke dem Kinde der Kranken No. 17 die Summe von fünfhundert Francs," las ich, „und bitte Herrn Doctor Gr., mich zu entschuldigen. — Ich gehe nach Afrika. In dem Bette No. 17 starb mein Weib, meine gute Marie — in demselben Bette stirbt

nun auch das Wesen, das ich nach Marie am meisten geliebt. Ich kann nicht mehr, François.

. . . .

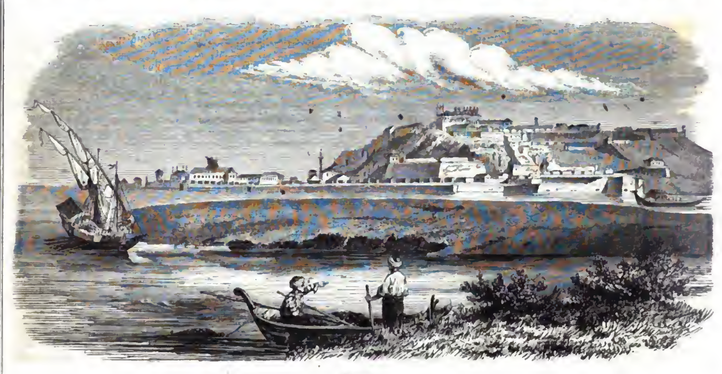
Die Spitaluhr schlug zwölf Uhr. Joseph, Destouches und ich saßen im kleinen Zimmer der Ordensfrau und löschten die Lichter des Christbaumes aus. Vom Krankensaale her athmeten nur die regelmäßigen Züge der Schlafenden.

„Sie können bei mir schlafen, Gevatter," sagte Destouches zu Joseph; „ich will uns ein Glas Punsch machen, um unsere Kristnakt vollständig zu feiern; der Doctor kann sich sein Glas morgen aufwärmen lassen. Also das nennt man in Deutschland eine Kristnakt . . kurios das . . . sehr kurios."

Das Kind der Kranken aber, die in der Nacht starb, von der man nicht wußte, woher sie kam, und wer sie war, hat in der Berlinerin eine brave Mutter und in Joseph einen wackern Vater gefunden. Gestern feierten wir den Geburtstag.

Belgrad.

Es ist Pflicht jeder belehrenden Zeitschrift, auch wenn sie keine politischen Tendenzen verfolgt, ihren Lesern bei wichtigen politischen Ereignissen diejenigen thatsächlichen Erläuterungen zu geben, welche zum vollständigen Verständniß der obschwebenden Frage nothwendig sind. Der russisch-türkische Krieg gab uns bereits mehrere Male Gelegenheit zu derartigen erläuternden Mittheilungen, und die Wichtigkeit Serbiens fordert uns auch heute zu einer kurzen erklärenden Skizze auf.



Belgrad.

Wenn man die Donau hinab zieht aus deutschen Landen durch Ungarn und immer weiter dem Reiche der Osmanen zu, so erblickt man zum ersten Male den türkischen Halbmond bei Belgrad, das am Einfluß der Sau in die Donau, hart an der östreichischen Grenze liegt. Einem Deutschen fällt dann wohl „Prinz Eugen, der edle Ritter" ein, der hier die schönsten seiner Lorbeeren pflückte. Manch anderer Kampf noch hat um die stolz emporragenden Wälle Belgrads getobt, und wenig Festungen haben öfter den Besitzer und Gebieter gewechselt. So ist die Hauptstadt Serbiens geschichtlich berühmt geworden durch viele Belagerungen und Eroberungen, stets wichtig geblieben ist sie als Mittelpunkt des Handels zwischen der Türkei und Ungarn. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 30,000.

Was von allen Städten der europäischen Türkei gilt, gilt auch von Belgrad: Unansehnliche Häuser, enge Straßen und schlechtes Pflaster, wovon nur einige Stadttheile Ausnahme machen. Die eigentliche Festung, von der Stadt durch einen 400 Schritt breiten Raum getrennt, mit hohen Wällen, festen Thürmen, dreifachen Gräben, Mauern und bombenfesten Kasematten, beherrscht die Donau und birgt eine türkische Besatzung von 3000 Mann, an deren Spitze ein Pascha von drei Roßschweifen steht. Neben Belgrad ist im gewissen Sinne auch das im Innern Serbiens gelegene Krajugewaz Hauptstadt, letzteres wird sogar noch heiliger gehalten als jenes und ist auch der Sitz der serbischen Nationalversammlung.

Unter den zum türkischen Reiche gehörenden christlichen Vasallenstaaten ist Serbien, obwohl nur von etwa dreimal so großem Flächenraum als das Königreich Sachsen und mit nicht einmal 1 Million Einwohner, der wichtigste. Diese Wichtigkeit geht zum Theil aus der Lage Serbiens hervor, welches sich auf dem rechten Donauufer bis in das Herz des osmanischen Reiches erstreckt; weit mehr noch liegt sie aber in dem Nationalcharakter der Serben, die von allen Slavenstämmen der begabteste sind. Kein körperlicher Vorzug geht den Serben ab, und in geistiger Beziehung stehen sie weit über allen übrigen Slaven. Kräftig, abgehärtet, tapfer und unerschrocken, sind sie der türkischen Herrschaft entschieden abgeneigt, ohne sich deshalb gerade nach der russischen zu sehnen.

Die gegenwärtigen Zustände Serbiens wurden im Wesentlichen durch den Frieden von Adrianopel (1829) herbeigeführt; die noch bestehende Verfassung trat jedoch erst 1842 in Kraft. Nach ihr steht Serbien unter dem gemeinsamen Schutze Rußlands und der Türkei; die Türken haben das Besatzungsrecht in Belgrad und empfangen von dem Lande einen jährlichen Tribut von ca. 140,000 Thlrn. Im Uebrigen regieren sich die Serben selbstständig unter einem eigenen Fürsten, zur Zeit Alexander Karageorgewitsch, der zweitgeborne Sohn des in zahlreichen Liedern gefeierten serbischen Nationalhelden Czerny Georg, der schon zu Anfang dieses Jahrhunderts seinem Lande auf einige Zeit die ersehnte Unabhängigkeit zu erkämpfen wußte.

Da Serbien, wie alle Donaustaaten, an tiefen innern Zerspaltungen leidet, so sehen wir auch bei dem dermaligen russisch-

türkischen Kriege, wie die vornehmsten Familien des Landes, deren Häupter sich alle gleich zur Herrschaft berufen glauben und alle gleich lüstern darnach sind, die Nation in gewisse Unruhe versetzen und zu ihren verschiedenen Zwecken zu stimmen suchen. Von jenen Familien dienen die Einen russischen, Andere östreichischen Interessen; nur Wenige türkischen. Am zahlreichsten ist die Nationalpartei, welche jeden auswärtigen Einfluß bekämpft und ein durchaus freies unabhängiges Serbien will.

Bisher hat Serbien in dem Kampfe zwischen Rußland und der Türkei eine strenge Neutralität behauptet, obwohl von der einen wie andern Seite Manches versucht wurde, das Land in den ausgebrochenen Streit hineinzuziehen. Gelänge dies, so erschiene in diesem kriegerischen Volke, wo alle Männer Waffen tragen müssen, eine Streitmacht auf dem Kampfplatze, die schwer in die Waagschale des Krieges fallen würde.

Mit gespannter Erwartung sieht man jetzt in Belgrad der Veröffentlichung zweier großherrlichen Fermane entgegen, welche demnächst aus Konstantinopel eintreffen sollen, wenn dies nicht bereits geschehen ist. In dem einen Ferman soll Serbiens Verhältniß zu Rußland aufgehoben werden, das heißt, der Sultan erklärt darin, Serbien bedürfe des russischen Schutzes nicht mehr, da er in dem andern Ferman alle bisherigen Freiheiten Serbiens als Souverän bestätigt. Es wird durch den ersten Ferman Alles, worüber die Pforte bisher mit Rußland bezüglich Serbiens übereingekommen, aufgehoben, und das Fürstenthum hat hiermit unmittelbar und ausschließlich blos den Sultan als Oberherrn zu betrachten. In dem zweiten Ferman werden in Hinsicht auf die bisherige Treue und Anhänglichkeit den Serben auf's Neue alle jene Freiheiten derselben bestätigt, in deren Besitze sie bisher waren, sie sollen in demselben alle aufgezählt sein. Da der Sultan nun Alles „aus eigener Gnade und Huld" bestätigt, was er früher den Serben gewährt, so bedürfen sie jetzt keinerlei Schutzes mehr und keiner weitern Garantien.

Lebens- und Verkehrsbilder aus London.

Weihnachten in London.

Weihnachten! Es liegt eine Weihe in diesem Worte, die sich an kalten Tagen und öden Nächten warm über die ganze Christenheit ausbreitet mit Engelsfittigen, aber in London zunächst in der Gestalt von Preismastochsen und Falstaffs von Schweinen. Es ist eben ganz vollenglisch, daß in London die Weihnachtsfreuden mit der großen aristokratischen Thierschau in Bakerstreet anfangen, wo Lords und Herzöge (der von Richmond an der Spitze) über die lebendige Mastkunst, über die thatsächliche Fleisch-Poesie Englands, in der man Shakspeare und Milton längst überwunden hat, zu Gericht sitzen und den künstlerischsten Meistern animalischer Pädagogik goldene Preise zuerkannt werden. Diese Thierschau ist jedesmal ein nationales Fest, zu welchem die Omnibusse besondere Zettel drucken lassen und Mitglieder des Oberhauses mit Familie Hunderte von Meilen weit herkommen, damit die feinste, zarteste Hand der höchsten Lady gemeinschaftlich mit der fettigen, feisten Faust des Fleischers und Farmers das ehrwürdig in seinem Fette schlummernde Preisschwein liebkose und mit dem gekrönten Kurzhorn-Mastochsen verliebte Blicke wechsele. Doch „vorüber, ihr Schafe, vorüber!" wir haben mehr zu sehen.

Die gekrönten Thiere sind unter einem periodischen Wahnsinnsfieber der Fleischer verkauft. Die von Falstaff verfistirte Ehre glüht unter der blauen Schürze des Thierschlächters eben so hoch, wie unter dem diamantenen Stern des Generals. Entschlossen, im bevorstehenden Carneval (das ist Weihnachten in London) eine Rolle zu spielen, kauft er für 150 Pfund ein Preis-Thier, das ihm, wie er sicher voraussieht, nicht mehr bringt als 75. Was schadet's? Nicht blos die englische Flotte in der Türkei hat Ehrgefühl, auch Mr. Johnson oder Johnston zahlt mit Stolz 500 Thaler blos für die Freude, sein Licht, statt es unter einen Scheffel zu stellen, leuchten zu lassen vor seiner dicht mit Fleisch, Stechpalmen und Mistelzweigen behangenen Ladenthür auf einem, wenn nicht mit Blumen, so doch mit reinlichen Sägespähnen bestreuten Platze. Er weiß es wohl, was ein fetter Ochse den ausgebildetsten Fleischessern der Welt, den Engländern, ist. Seht, wie sie dort drängen um das ausgestellte Wunder, angethan mit bunten Bändern und Blumen, wie sie zu ihm wallfahrten in ungeheuern Massen, andächtiger, wie weiland die Griechen zu dem Zeus des Phidias oder die Kunstreisenden zur mediceäischen Venus, wie sie das ehrwürdige Thier (ganz altägyptisch) ehrfurchtsvoll anstaunen und es hätscheln und liebkosen! Dort der musterhaft feine aristokratische Herr, der vielleicht vorgestern erst aus Italien zurückkam und 3 Minuten auf Raphael und $1\frac{1}{2}$ Minuten auf Tizian's und Correggio's blickte, was fesselt ihn hier mitten in der Kälte auf der Straße? Er studirt eine musterhafte Hinterkeule, wie sie dort hundertweise bis in's zweite Stockwerk am Fleischerladen hängen, musterhafter und flammender beleuchtet, als der ganze Fackelzug zu Ehren eines deutschen Universitäts-Prorectors. Thierschau und Fleischschau sind die höchsten Freuden des Engländers und streiten sich nur mit den Genüssen Homerischen und Nibelungenschen Fleischvertilgens um den ersten Rang in seinem Herzen d. i. Magen. So nehmen auch die Geflügelhändler neben dem Fleischer die höchste Stellung ein und entwickeln um Weihnachten eine Ausstellungs-Manie, die man sehen muß, um daran zu glauben. Zunächst einen Blick auf die lebendigen Geflügelmärkte.

Seht dort den grünen Herrn im Jagdsrack. Herrscher von 50 oder 100 Enten um ihn herum, die er selbst lebendig aus der Provinz hereintrieb. Um sich ihrer Treue und Anhänglichkeit versichert zu halten, streut er dann und wann homöopathische Dosen von Gerste aus seiner Tasche unter sie, vielleicht in der Ueberzeugung jenes berühmten Staatsmannes, daß ein mäßig hungerndes Volk sich am Leichtesten regieren lasse. Seht, wie die unmäßig hungrigen Enten die ganze Welt um sich her vergessen und ihre breiten Schnäbel und kleinen runden Augen immer nach der homöopathischen Kornkammer ihres Staates richten! Und seht, was der Ernährer nun mit ihnen vornimmt. Er schlachtet sie ab je nach dem Wunsche des Käufers oder verkauft sie auch lebendig als Sklaven. Durch eine Seitenstraße, in welcher wir den millionenfach getretenen und zu Vogelleim gekneteten Schmutz der Hauptstraßen vermeiden wollten, kommt uns eine andere fleischliche Weihnachtsausstellung entgegen, eine unabsehbare Phalanx todtenstill watschelnder, von Unten bis Oben schmutziger, nach Luft gapsender Gänse. Unähnlich ihren berühmten Vorfahren auf dem Capitole von Rom wissen sie auch kein Sterbenswörtchen zu sagen. Ueber 15 Meilen müssen sie zurücklegen, um hier endlich den Weihnachtsfreuden zum Opfer zu fallen. Und dann wissen die Engländer noch nicht einmal eine Gans zu braten. Wollen Sie's glauben, Fräulein, daß sie hier mit Salbei und Zwiebeln auf den Tisch gebracht werden? „Eene jute Jans is eene jute Jabe Jottes," sagt der Berliner, „aber man nich mit Bollen." Man kann Gänsebraten lieben, aber doch Thränen vergießen über das Schicksal dieser Zöglinge von Epping und der Hainault-Wälder, wo sie zu Tausenden für Weihnachten in London erzogen und dann auf dem Wege halb oder ganz todt getrieben werden. Der schmutzige, rohe Treiber hat seine Taille mit 8—10 Gänsen geschmückt, die unterwegs zu Tode gehetzt ihren Geist aufgaben, um vielleicht in einem der vielen Weihnachts-Gänse-Clubs (wo man $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Jahr lang wöchentlich einzahlt, um am „heiligen Abend" um Gänse, Gin und dergleichen mit würfeln zu können) als Hauptgewinn zu paradiren.

Einen Blick in den nächsten Geflügelhändlerladen. Das ist kein Laden. Das ist ein durchaus buntbefiedertes Haus, ein einziger Riesenvogel. Mit scharfem Auge unterscheiden wir zwar die Composition, aber sie spottet wohl des besten Ornithologen. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?" Die Kraniche des Ibykus sind auch dabei und unzählige Bewohner des Sumpfes, Waldes und der Luft, alle nicht für die Küche, sondern blos zur Schau. Das Volk muß sehen, daß der dickste Mann in diesem befiederten Felsen alle Gattungen von Vö-

geln beherrscht. Es muß für 10,000 Pfund Waare sehen, wenn es einen Artikel für 6 Penny ¾ Stunden lang aussuchen und dann vielleicht noch in den nächsten Laden gehen soll. Ueber der Thür schweben ein paar ungeheuere Schwäne mit ausgebreiteten Flügeln, daneben Pfauen mit entfalteten Schweifen, auch Kraniche, Adler, Geier, Reiher, Rohrdommeln, Raben u. s. w. Weiter unten Burgen und Gebirgszüge von Schnepfen, Hühnern, Gänsen, Rebhühnern, Lerchen, Tauben, Enten (wilder und zahmer) Fasanen und allem möglichen Geflügel, das Sumpf, Wald, Luft und Gebirge von Großbritannien, Portugal, Spanien, Amerika, Indien, China und Cochinchina zu liefern vermag. Und wie sie sich drängen mit Körben und Droschken, als gält' es, eine allgemeine Hungersnoth mit frikassirten Pfauenzungen zu curiren! Seht den feinen, feisten Herrn, wie er seine Droschke mit einem Fuder des besten Geflügels beladen läßt, verdrießlich einsteigt, den Jungen mit auf den Bock springen läßt und davon fliegt, um unzählig andern seiner Herren für dasselbe Geschäft Platz zu machen. Wer ist es? Nur ein gewöhnlicher Koch für eine bürgerliche Kaufmannsküche vielleicht in Westbourn-Terrace, oder ein „herrschaftlicher" in Belgrave-Square.

Die Vögel- und Hasen- und Kaninchen- und Saugferkel-Gebirge verschwinden zusehends, aber ein ellenlanges Placat tröstet Dich. Der Eigenthümer des Ladens unterrichtet darin seine Kunden, daß er mit der ganzen Grafschaft Norfolk einen Contract für Tausende von Enten, Zehntausende von Gänsen u. s. w. geschlossen habe, welche alle bei Strafe von 6 oder 10,000 Pfund bis zu dem und dem Tage abgeliefert werden müßten. Also ehe die Londoner verhungern, essen sie lieber Gänsebraten und wildes Geflügel und Preisochsen.

Zu den Spezerei-, Frucht- und Italienerwaarenläden fallen uns gewiß die Alpenzüge von Feigenschachteln, Weintrauben u. s. w., besonders aber von großen und kleinen Rosinen auf. Ich fragte in einem solchen Laden, wie viel Rosinen da allein am Schaufenster aufgeschüttet wären. Antwort: 75 Centner (englische à 100 Pfund) Rosinen und 36 Centner Corinthen. Die Massen von überzuckerten Pommeranzenschaalen u. s. w., von Gewürzen entsprechen den Rosinen und den Tonnen von Talg in den Fleischerläden. Aus diesen Ingredienzien wird nämlich der bis in die ärmste Höhle herab zu Weihnachten unentbehrliche Plum-Pudding geknetet und gekocht. Von den Tausenden von Sparbänken und wöchentlichen Einzahlungen der Armen, um sich zu Weihnachten blos diesen Plum-Pudding zu sichern, wäre allein eine ganze pecuniäre Odyssee zu singen, eine ganze Bibel von den großen mit Bibelsprüchen bemalten und Stechpalmen und Fahnen decorirten Zelten, in denen unter polizeilicher Aufsicht Tausenden und aber Tausenden, die nichts gespart hatten, Plum-Pudding, Roastbeef und für eine Woche Thee umsonst gereicht wird. Zu Weihnachten thaut der Engländer auf, aber auch nur dies eine Mal im Jahre. Er ist nicht nur gastfreundschaftlich zu Weihnachten, er giebt auch reichlich für unzählige christliche Plum-Puddings-Vereine, so daß er sich sagen kann, jeder Irländer und Straßenfeger hat wenigstens heute am 25. (und auch einen Rest zum 26.) seinen Plum und sein Stück fetttriefendes Fleisch aus unzähligen, ungeheuern Anstalten der Wohlthätigkeit. Jeder Engländer ist auch jährlich einmal wirklich lustig und trinkt dabei bedeutend über den Durst, und das ist Weihnachten. Seitdem durch den Prinzen Albert der Weihnachtsbaum eingeführt und mit jedem Jahre populärer geworden, soll er sogar anfangen, „gemüthlich" zu werden. Vor dem Prinzen Albert wußte man nichts von dem herrlichsten, schönsten Gute Deutschlands, dem Weihnachtsbaume mit seinen goldenen Lichtern, dem Tannen- und Honigkuchengeruche, den bunten Früchten daran und der heitersten, höchsten Kinder- und Familienfreude drum herum, die den Deutschen hernach durch alle Lebens- und Schicksalsstufen begleitet, und um Weihnachten immer wieder erwacht wie die heilige Erinnerung an eine Heimath und an verstorbene Mütter, zerstreute Geschwister und jauchzende Gespielen.

Die grüne Natur nimmt in England an den Weihnachtslustbarkeiten durch Stechpalmenzweige und Mistelzweige ihren historisch naturwüchsigen Antheil, der sich in Bezug auf letztere bis auf den Cultus der Druiden zurückführen lassen soll. Auch sie haben schon gern geküßt, denn unter dem Mistelzweige, der in der Mitte jeder englischen Weihnachtsgesellschaft oben im Zimmer hängt, versteht und practicirt jeder englische Mann und Junge das Privilegium, jede Dame, die er unter demselben trifft, zu küssen, und jede Dame, sich ohne Opposition gegen diese althistorische Sitte küssen zu lassen. Vielleicht ließe sich in Deutschland zu den Honigkuchengenüssen dieser von Honiglippen fügen. In Ermangelung von Mistelzweigen könnte man ja privilegirende Tannenzapfen aushängen, insofern die Polizei keine Gefahren für die Tugend darin fände. — Die Birnam-Wälder von Stechpalmen, Mistelzweigen und auch lebendigen und abgeschnittenen Tannenbäumen kamen des Nachts zu dem Dunsinane von Covent-Garden, dem großen Londoner Central-Tempel des Frucht-, Blumen- und Gemüsemarktes und vertheilen sich von hier aus auf Karren und Wagen in Tausenden von Adern durch die unzähligen Straßenmassen, wo besonders die Läden der Frucht- und Gemüse-, der Kohlen- und Kartoffelhändler und Fleischer reichlich ausgegrünt erscheinen. Mancher fette Ochsenrücken sieht wie der Sattel eines Gebirges aus, auf dem Stechpalmen wachsen. Daß jede Familie, worin Töchter sind, für Mistelzweige sorgt, läßt sich bei den Schwachheiten der menschlichen Natur leicht denken. Schade, daß ich hier keinen Platz finde, von den Wundern des Obstes und der Blumen in Covent-Garden einen Gulistan zu singen. Stoff dazu ist mehr vorhanden, als im Rosengarten von Schiraz. Die Massen von Büchern und Illustrationen, welche die englische Literatur auf den Weihnachtsmarkt schleudert, die Massen von Kleiderstoffen und Luxussachen, die in unzähligen Placaten als die besten, billigsten und willkommensten Weihnachts- und Neujahrsgeschenke empfohlen werden (wir fanden neben dem aus dem Deutschen übersetzten Struwelpeter auch „Patent-Perrücken"), verstehen sich in London von selbst und können trotz ihrer Massen und Mannichfaltigkeit nicht weiter auffallen. Auch die Weihnachtsfreuden selbst innerhalb der Familien lassen sich besser denken, als schildern. Nur vergesse man dabei nicht, daß man hier viel mehr und fetter ißt und trinkt, als irgendwo. Alles Essen ist fruchtbar substantiell und fett, alles Getränk 40 Grad stärker, als in Deutschland, daher auch die Lustigkeit in der Regel derber. Man faßt selbst in feinen Kreisen derb zu und die feinste Elfe hat während dieser Zeit nichts dagegen. Doch nach Weihnachten darf Niemand Consequenzen ziehen wollen, ohne derb zurechtgewiesen zu werden. — Nach Weihnachten kann man die ganze Decke voll Mistelzweige hängen, ohne nur zu einer Kuß-Miene berechtigt zu werden. Alles hat seine Zeit, sagt Salomo, und in England der Carneval blos seine Weihnachtszeit bis zum heiligen Dreikönigseiland, wo mit dem Zwölften Kuchen, („twelfth cake") dem großen, kostspieligen architektonischen und plastischen Conditorkunstwerke, die letzten Bissen der Lustigkeit für ein ganzes Jahr vertheilt und verzehrt werden.

Es bleibt mir nun noch blos Raum, zu sagen, was ich Alles nicht schildern kann, so sehr es auch mitten in die Weihnachtsfreuden gehört, z. B. die Ströme von Pantomimen, diese eigenthümlichen Zauberpossen, die zu Weihnachten über alle Theater sich ergießen und die jede englische Familie glaubt sehen zu müssen; oder die Qualen des „boxing-day" des „Geschenktages" (26.), wo sich ganz London in zwei Klassen verwandelt, Bettler und Angebettelte, und mancher Haushalter, nachdem er Pfunde in Schillingen an alle mögliche Beamte, Diener, dienstbare Geister, Straßenkehrer, Schornsteinfeger, Wasser- und Gasmänner, Steuersammler u. s. w. willig ausgegeben hat, endlich wüthend wird, da er endlich die Entdeckung macht, daß alle zweimal kommen, erst die unrechten, die sich nur Titel anmaßen, und dann die wahren, so daß er sich nicht anders zu helfen weiß, als seinen Ueberzieher zu nehmen, davon zu laufen und seiner Köchin den Kampf zwischen den rechten und unrechten Bettlern zu überlassen.

Zu Weihnachten erlebt man, daß der Engländer eigentlich ein ganz braver, nobler, zugänglicher, geselliger, selbst gemüthlicher Mensch wäre, wenn er nicht zu viel „Geschäft" und „Geld machte." Und die Lippen unter den Mistelzweigen sind oft so rosige und voll und unspröde, daß man es in den ersten vierzig Jahren nicht übel nehmen würde, wenn alle Tage Weihnachten wäre. B.

Aus der Menschenheimath.

Briefe

Des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Achtzehnter Brief.

Alte und neue Alterthümer.

Es scheint eine tief begründete und sehr allgemeine Eigenschaft des Menschen zu sein, das Alterthümliche zu schätzen; und wie jede so artet auch diese Eigenschaft in ihren höchsten Steigerungen in Uebertreibung aus; während sie in ihrer ruhigen Bethätigung die höchste Berechtigung hat.

Was ist es denn, was sich in uns regt, was uns mit jenem so eigenthümlichen und so behaglichen Schauer erfüllt, wenn wir auf deutschem Boden ausgegrabene römische Inschriften betrachten; — wenn wir eine antike Statue in ihrer künstlerischen Vollendung bewundern; oder den nur wenig veränderten Goldring eines Römers an unseren Finger stecken?

Wenn Dir, mein Freund, solche Gelegenheiten sich darbieten, so versäume es nicht, Dir diese Frage vorzulegen. Die Beantwortung derselben wird Dir den Genuß, den Du dann empfinden wirst, gewissermaßen zergliedern, zu vollem Bewußtsein erheben. Du wirst dann eine Zaubergewalt über Dich gekommen fühlen. Das Alterthum, vor dem Du stehen wirst, wird Dich



für Augenblicke über die Gegenwart emporheben, daß Dein Auge mit einem Blicke ungeheuere Zeiträume, das lebende und längst untergegangene Geschlechter, überfliegen kann. Du wirst dann nicht mehr blos Menschen sehen, sondern die Menschheit wird vor Dir stehen, wie sie einst war, und wie sie jetzt ist. Du wirst vielleicht zum ersten Male einen Zusammenhang der Zeiten und der Menschenwerke erkennen.

Der Geist der Geschichte ist es, dessen Wehen Dich dann durchdringen wird.

Was ist aber der Geist der Geschichte? Es ist eine Geisterstimme, welche uns erzählt, welche Wege das Menschengeschlecht bisher gegangen ist, und welche uns mahnt, für unseren Weg dadurch uns rathen zu lassen. Die, welche jenen Weg einst belebten, sind nicht mehr, aber Spuren von ihnen sind auf dem Wege liegen geblieben. Indem wir sie auffammeln, malen sie uns ein Bild ihrer Urheber und dem bewußten Menschen werden sie liebe Erinnerungszeichen, wie die Silberlocke des längst begrabenen Vaters.

Aber, Freund, nicht blos das ist Geschichte, was uns die Schicksale des Menschengeschlechts erzählt, und nicht blos das sind Geschichtsquellen, was an Menschenwerken Kunde von ihren Urhebern giebt. Nicht blos unter dem Schuttlande vom brunnensuchenden Zufalle aufgegrabene Städte sind Geschichtszeugen — die ganze Erde ist ein Geschichtsbuch, welches sich während vielen Millionen von Jahren selbst geschrieben hat. Die Steinschichten ihrer Oberfläche sind seine Blätter und die Versteinerungen in denselben sind die erläuternden Bilder. Was wir Weltgeschichte nennen — in diesem stolzen Worte nennt sich der Mensch die Welt — das ist blos „die Geschichte unserer Tage“; denn die Zeit, seit welcher der Mensch auf die Schaubühne des Erdenlebens trat, ist eben nur ein Tag vom Alter der Erde.

Ich beziehe mich hier auf das, was Du hierüber in Nr. 3 u. 4 der Gartenlaube v. J. in dem Artikel: „Die Vulkane“, und in Nr. 15 in: „Die ältesten geschichtlichen Denkmale“, gelesen hast.

Du kennst schon meinen Grundsatz, den ich so gern der Schule als Lebensodem einhauchen möchte: die Erde ist unsere Heimath, in der ein Fremdling zu sein Jedermann Schande und Schaden bringt.

Die Geschichte unserer politischen Heimath ist eben nur ein kleiner Theil, ist nur der jeweilige Schluß jener großen, eigentlichen Universalgeschichte, welche eben jene große für alle Menschen gleiche Erdheimath in ihrem Werden und Umwandeln schildert.

Man nennt diese Wissenschaft **Geologie**, was wörtlich durch Erdkunde zu übersetzen sein würde, wenn dieses Wort nicht schon durch eine obendrein ungenaue Uebersetzung von Geographie vergeben wäre. Erinnert man sich, daß das Wort Erde alles das begreift, was auf diesem ungeheuern Stäubchen des Weltalls sich befindet, so erscheint uns die Geologie, die Erdkunde, als die gewaltigste, als die umfassendste Wissenschaft. Wie aber im Verlauf der Zeit der Mensch sein Forschen und Wissen in bestimmte Theile, die er Wissenschaften nennt, gesondert hat, so ist dabei unter dem Titel der Geologie derjenige Theil verstanden worden, welcher von der muthmaßlichen ersten Entstehung und Entwickelung des Erdkörpers bis zu seiner gegenwärtigen Beschaffenheit handelt.

Kann es für Denjenigen, der mit seinem geistigen Auge über die engen Grenzen seines Tagewerkes hinausblickt, etwas Erhabeneres geben, als die Wissenschaft, welche ihm sagt, wie die Erde entstanden und allmälig das geworden ist, was sie jetzt ist?

Ich habe Dir erst einmal, in meinem dritten Briefe, etwas aus dem Gebiete dieser erhabenen Wissenschaft erzählt. Mein heutiger Brief soll die Vorbereitung auf einige weitere Mittheilungen sein. Er sollte Dir die gangbaren Begriffe Geschichte und Alterthum berichtigen.

Was man jetzt gewöhnlich Alterthümer oder Antiquitäten nennt, müssen wir nun denjenigen gegenüber, von denen ich Dir einige vorführen werde, neue Alterthümer nennen.

Ich zeige Dir hier eine sehr alte Antiquität aus der Geologie.

Staunte man schon, bei der Ausgrabung von Pompeji in der zu Stein verhärteten vulkanischen Asche, welche 79 n. Chr. jene unglückliche Stadt verschüttete, die Abdrücke von menschlichen Körpertheilen zu finden — wie muß man erst staunen, wenn man auf beiliegendem Bilde die Fährten von Thieren sieht, welche vor Millionen von Jahren gelebt haben?

In einer der ältesten geschichteten Gebirgsarten, in dem bunten Sandsteine, findet man an manchen Orten, z. B. bei Heßberg, solche Fährtenabgüsse. Die näheren Umstände ihres Vorkommens lassen ihre Entstehungsweise nicht zweifelhaft. Jene Thiere, deren Deutung nach diesen Spuren und wenigen versteinerten Knochen, die aber vielleicht nicht einmal von jenem Fährtenthiere herrühren, noch nicht mit Sicherheit erledigt werden kann, liefen auf einem weichen, jetzt als harter, thoniger Mergel erscheinenden, Schlamme hin und hinterließen ihre Fußstapfen darin. Wahrscheinlich bald

nachher wurden große Sandmassen darüber aufgethürmt, welche zu Sandsteinfelsen erhärteten, und natürlich jene Fußstapfen ausfüllten und abformten. Jetzt findet man nun auf der Unterseite der untersten Schicht jener Felsen diese uralten Abformungen. Es ist mehr als einmal gelungen, beim Brechen größerer Flächen solcher Sandsteinplatten diese Fährten in der Reihe zu finden, wie das Thier sie beim Gehen hinterlassen hatte. Auch unsere Figur zeigt Dir die vier zusammengehörigen Fährten eines vierfüßigen Thieres, dessen Vorderfüße kleiner als die hintern waren.

Gegenwärtig kennt man schon ziemlich viel verschiedene Fährtenarten, welche bestimmt von ebenso vielen verschiedenen Thierarten herrühren müssen.

Das Heimweh der Thiere.

Das Heimweh ist die schwärmerische Sehnsucht nach dem früheren, geliebten Aufenthalte. Doch ist sie auf diesen nicht immer allein beschränkt, sie erstreckt sich auch auf die Genossen und selbst auf die Beschäftigung und Lebensweise, und sie tritt um so eher und um so stärker hervor, wenn alle diese Beziehungen zugleich auf den Menschen wirken. Je größer der Kontrast des Früheren mit dem Gegenwärtigen ist, um so eher entsteht das Heimweh. Alle Menschen empfinden es nicht, denn nicht alle Menschen sind gleich leicht durch ihr Gefühl und ihre Phantasie zu erregen und nicht alle geben sich derselben auf gleiche Weise hin. Der Bergbewohner, der meist ein einfaches, mit der Natur noch eng verknüpftes Leben führt, den zieht es und treibt es zurück zu seinen Bergen, wenn er von ihnen fern ist, mit aller Gewalt; er sehnt sich nach ihnen, wenn es ihm auch in der Ferne besser ergeht, und vermag er dieses Sehnen nicht zu stillen, so wird es stärker und stärker, es wird zur Krankheit, zum Heimweh, das oft selbst den Tod herbeiführt. Das Heimweh ist also eine krankhafte Geistes- und Gefühlsstimmung und wirkt lähmend auf das ganze Seelenleben, selbst auf die Verrichtungen des Leibes.

Eben so wie bei den Menschen finden wir das Heimweh bei den Thieren, bei der einen Klasse mehr, bei der andern weniger, und am Deutlichsten sehen wir es bei den höheren Thierklassen hervortreten, z. B. bei Pferden, Affen, Hunden, Katzen, Tauben u. s. w. So werden viele Thiere und namentlich Vögel durch die Gefangenschaft so betrübt, daß sie alle Freßlust verlieren und sterben. Das schreiben nun zwar Manche der Macht der Gewohnheit zu; allein was ist denn die Gewohnheit oder das Gewöhntsein an irgend Etwas, an einen Aufenthalt, wenn es so stark hervortritt, daß es in steter Erinnerung an das Frühere, in stetem Vorführen der früheren, lieben Bilder die Phantasie, das ganze Seelen- und Geistesleben so sehr bewegt und erschöpft, daß diese in einen krankhaften Zustand gerathen, anders als das Heimweh? Der Vogel, dem die Freiheit genommen wird, der sich in wenig Tagen zu Tode grämt, der an dem Heimweh stirbt, auf den konnte doch nicht so schnell die veränderte Luft und Nahrung und Lebensweise einwirken; er hatte vielleicht dasselbe Futter wie in der Freiheit, konnte sich eben so viel Bewegung machen und doch starb er nach wenig Tagen, weil die Sehnsucht an seine Freiheit, an seine Bäume und Genossen, an den freien blauen Himmel ihm das Herz brach. Dies wird Manchem sonderbar klingen und doch ist es wahr. Weshalb überleben die Nachtigallen, wenn sie später im Jahre, wo sie bereits sich gepaart haben, gefangen werden, ihre Gefangenschaft seltener, als wenn sie im Frühjahre gefangen werden? Das Heimweh zu ihrem Weibe oder Manne und ihrem Neste tödtet sie. Ebenso verschmähen die Mandelkrähen in der Gefangenschaft meist alle Nahrung und überleben selten den dritten Tag, und jede alt eingefangene Trappe stirbt bald in Trotz, Gram, Angst und Heimweh dahin.

Der Sav-Affe ist, wenn er schon erwachsen eingefangen wird, traurig und still, er nimmt keine oder nur sehr wenig Nahrung zu sich und stirbt schon nach wenig Wochen, ebenso der gefangene Saguar. Ja Burdach führt uns in seinem Werke: „Blicke in's Leben", Fälle an, wo der Tod so schnell erfolgte, daß er nur durch eine mehr unmittelbare Einwirkung der Seele herbeigeführt sein konnte. Man kann dagegen nicht erwidern, daß selbst bei dem Menschen, der nach seiner höheren Stufe des Geistes und Gefühls das Heimweh stärker und tiefer empfinde, nicht einmal so schnell der Tod einkehre, denn dagegen spricht, daß sich der Mensch nie so ganz und unumschränkt von augenblicklichen Leidenschaften und Erregungen beherrschen läßt, wie das Thier, welches gänzlich dem Eindrucke derselben hingegeben ist.

Was ist es anders als ein Sehnen nach der Heimath, das sich bei den Wandervögeln stets zur Zeit der Wanderung einstellt? Mag es auch nur als ein dunkles Streben, als ein mehr oder weniger vom Instinkt geleitetes Gefühl hervortreten, es läßt sich zum wenigsten nicht fortläugnen. Wenn die Wanderzeit nahet, so werden selbst die in der Gefangenschaft gehaltenen Wandervögel unruhig, ungeduldig und darauf still und eine Zeit lang traurig; und wenn die Vögel wieder zu uns kehren von ihrer Wanderschaft, dann zieht es sie zurück zu ihrem Heimathsorte und sie wissen ihr kleines Nest wieder aufzufinden, oder bauen sich doch in der Nähe desselben ein neues, wie auch die jüngeren Vögel stets in der Nähe ihres Geburtsortes ihren neuen Herd sich gründen. Der Storch sucht stets sein altes Nest wieder auf, er bewohnt es viele Sommer hindurch und ist er gestorben, so nehmen seine Nachkommen es ein. Ebenso ist es mit den Fischen. Zur Laichzeit kehren sie stets zu dem Orte zurück, an dem sie selbst geboren sind, und der Lachs macht vom Meere aus, wenn seine Laichzeit nahet, oft viele, viele Meilen, um seine Nachkommen in demselben kleinen Bache zwischen die Steine, wo er geboren, zu tragen, und stets macht er denselben Weg zurück, auf welchem er zuerst seine Wanderung aus dem Bache in den Fluß, aus ihm in das Meer angetreten. Er kann nicht in dem Bache bleiben, der ihm zu klein, es treibt ihn gleichsam fort, hinaus in die große, weite Welt, aber die Erinnerung an seine Heimath schwindet nicht; er trägt seine Brut zu ihr zurück. Wo aber einmal der Trieb, die Sehnsucht zur Heimath vorhanden ist, wo sie so große Schwierigkeiten zu überwinden vermag, da kann sie auch durch Umstände so gesteigert werden, daß sie zum Heimweh wird.

Wie namentlich bei unsern Hausthieren die Liebe zur Heimath, zu ihren heimathlichen Genossen, selbst zum Menschen oft so stark hervortritt, daß sie den Menschen in Erstaunen setzt, davon giebt es der Beispiele genug. Hunde und Katzen, wenn sie auch in einem Sacke fortgetragen oder des Nachts in Wagen fortgeschafft werden, kehren oft nach mehreren Wochen und oft viele Meilen bis in ihre Heimath zurück. Rennier erzählt von einem Esel, welcher in Gibraltar eingeschifft und am Point de Gat über Bord geworfen war, als dort das Schiff gestrandet, daß derselbe einige Tage darauf Morgens vor dem Thore von Gibraltar erschien, und als dasselbe geöffnet war, sogleich nach seinem alten Stalle lief. Er hatte einen Weg von mehr denn fünfzig Meilen zurückgelegt. Wie der Mensch die Liebe und Sehnsucht der Tauben zu ihrer Heimath sich zu Nutze gemacht, ist bekannt genug, und wir brauchen deshalb nicht bis zum Noah zurück zu gehen. Die Brieftauben finden von England bis Spanien ihren Weg und sind sie einmal auf dem Wege zu ihrer Heimath, sind sie unermüdlich, nehmen kaum etwas Nahrung zu sich, und die Sehnsucht nach der Heimath hat sie oft schon solche Anstrengungen machen lassen, daß sie endlich in der Heimath angekommen, kurze Zeit darauf an den Folgen der Anstrengungen gestorben sind. — Eine Schildkröte, welche man bei der Insel Ascension gefangen und der man am Bauchschilde Buchstaben und Ziffern eingebrannt hatte, wurde, als das Schiff in den britischen Kanal kam, über Bord geworfen, weil man ihren Tod nahe glaubte, und zwei Jahre darauf ward dieselbe Schildkröte in der Nähe der Insel Ascension wieder gefangen. Sie hatte den weiten Weg zu ihrer Heimath zurückgefunden.

Wie unsere Hausthiere, wenn man sie aus ihrer Heimath entfernt, in dem neuen Orte, selbst wenn sie es dort viel besser haben, niedergeschlagen und traurig sind, oft selbst ihr liebstes Futter verschmähen und gar zu gern nach dem alten Orte zurückkehren; wie sie von der herrlichsten Weide stets freudig und schneller nach ihrem Stalle zurückkehren, wie die Pferde unverdrossen und schneller sind, sobald der Weg sie zum heimathlichen Stalle zurückführt, wie sie, von ihren Genossen getrennt, traurig sind und

bei Krankheiten weit langsamer genesen, das ist zu bekannt, da es täglich vorkommt, um es hier noch weiter auszuführen.

Es ließen sich der Beispiele, bei denen wir eben so sehr die starke Liebe zur Heimath, als die Schärfe des Instinktes oder unbewußten Strebens, und die Ausdauer bei Erreichung des Zweckes, anführen; aber aus dem Angeführten wird schon hinreichend und sicher genug hervorgehen und deutlich genug einleuchten, daß die Thierseele ein der menschlichen Einbildungskraft ganz ähnliches Vermögen, ja dieselbe Einbildungskraft, nur in geringerem Grade besitzt, denn sie äußert sich eben so wie bei dem Menschen: in Bildern, in Träumen, im Spiele und als krankhafte Steigerung im Heimweh. Das Traumleben des Thieres ist wie ja selbst das des Menschen noch in großes Dunkel gehüllt, aber mehr und mehr wird es sich aufhellen und manchen Aufschluß mit sich führen, seitdem man von den Wilden Amerika's erfahren hat, wie man sich von den Träumen der Thiere in Kenntniß setzt. Hängt man einem schlafenden und träumenden Hunde ein Tuch über und deckt man sich dasselbe darauf über den eigenen Kopf und schläft unter ihm, so träumt man denselben Traum, den der Hund gehabt, was mehrfache Versuche bereits außerhalb des Gebietes des Zweifels gesetzt haben. Wie weit man dieses zurück zu verfolgen vermag, ist noch nicht erforscht.

Ebenso leuchtet aus dem Gefühle der Sehnsucht nach der Heimath, aus dem Heimweh bei den Thieren die starke Erinnerungskraft und auch das Unterscheidungs- und Vergleichungsvermögen hervor, denn nur durch das Vergleichen des Früheren mit dem Gegenwärtigen geht das Heimweh hervor. — Daß bei dem Thiere alle diese Geistes- oder Seelenkräfte sich mehr oder weniger auf das Gefühl, die Empfindungskraft beschränken, daß sie unmittelbarer, stets nur subjektiv auf das Thier wirken, das wollen wir nicht bestreiten, denn die Kraft des Objectivirens und Abstrahirens ist allein dem Menschen vorbehalten, damit er sich durch sie in freier Kraft über den thierischen Standpunkt erhebt und in dem steten Ringen und Streben nach Fortbildung und höherer objectiver Vollendung sein ewiges Ziel suche und finde, damit er, wie Jean Paul sagt, „in dem Weltmeer wie ein Lebendiger durch Schwimmen aufsteige, aber nicht wie ein Ertrunkener durch Verwesung." —

Blätter und Blüthen.

Lützow's Jagd. Der Freiheitskampf war beendigt, Ruhe in die Gemüther zurückgekehrt und das geregelte Leben des Friedens zeigte sich auf's Neue in allen Verhältnissen. Namentlich herrschte das regste und bunteste Treiben in den verschiedenen Bädern, deren Besuch, während der Kriegsjahre gestört, nun um so lebhafter wurde, da zahlreiche Freiheitskämpfer hier Genesung von den Folgen der Wunden oder die erlittenen Strapazen suchten. Zu den Letzteren gehörte auch ich, und mehrfache Gründe bestimmten mich, das lieblich gelegene Alexisbad zu wählen. Es war ein schöner Sommertag, als ich dort ankam.

„Sie werden nur wenige Gäste im Kursaale finden," sagte mir der Wirth. „Es ist eine allgemeine Landpartie nach einem entfernteren Punkte gemacht worden, und da pflegen sich beinahe alle Badegäste anzuschließen, zumal deren Zahl bis jetzt noch nicht sehr groß ist."

Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, sondern stieg die kleine Erhöhung zu dem Kursaale hinauf. Dieser war ganz leer, doch aus einem Nebenzimmer schallten Stimmen zu mir herüber. Ich trat grüßend in die Thür und überblickte den kleinen Kreis, den ich hier versammelt fand. Es waren nur wenige Personen, und unter diesen fiel mir besonders ein Mann auf, dessen kleine, schwächliche Gestalt auf eine eigenthümliche Weise mit dem ausgezeichneten Kopfe contrastirte, dem sie zur Stütze diente. Scharf markirte Züge, eine hohe Stirn, eine sehr große Nase, verliehen dem Gesichte einen unverkennbaren Stempel des Geistes, der Genialität, und unwillkürlich entstand in mir die Frage: „Wer ist dieser Mann?"

Es schien, als habe man ihn bei meinem Eintritte eben gebeten, sich an den offenstehenden Flügel zu setzen, denn nach einer flüchtigen Erwiederung meines Grußes nahm er auf dem Sessel vor demselben Platz und ließ mit wunderbarer Leichtigkeit die Finger über die Tasten gleiten, denen er in wechselnden Phantasien die lieblichsten Töne entlockte, so daß alle Anwesenden wie unwillkürlich einen dichten Kreis um ihn schlossen und mit angehaltenem Athem dem meisterhaften Spiele lauschten.

Allmälig schienen die tändelnden Phantasien sich zu einer bestimmteren Melodie gestalten zu wollen; ich vernahm bekannte, liebe Klänge, und endlich tönte voll und kräftig die Composition C. M. v. Weber's zu Lützow's Jagd von Körner, welche damals noch in Jedermanns Munde war. Ich konnte mich, hingerissen von den vertrauten Tönen, nicht enthalten, zum Schluß aus voller Brust in die Worte auszubrechen:

Und wenn Ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Da ertönte leise, und wie mit unterdrücktem Schluchzen, hinter uns ein Echo:

Und wenn Ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Verwundert blickten sich Alle nach der Stimme um, welche diese Worte mit einem unendlich klagenden Ausdrucke gesprochen hatte, und wir sahen nun einen kleinen, bejahrten Mann, der während des Spieles unbemerkt eingetreten sein mußte, und dem jetzt die hellen Thränen über die Wangen liefen, während er mit niedergesunkenem Haupte und gefaltet herabhängenden Händen dastand, ein wahres Bild des Schmerzes.

Es entstand eine Pause allgemeinen Schweigens, während welcher Alle die stumme Frage an den weinenden Greis zu richten schienen, wober seine auffallende Rührung komme. Er las sie wahrscheinlich in unsern Mienen, denn indem er den Kopf erhob, sagte er, wie zur Erklärung seines Schmerzes:

„Ich bin Theodor Körner's Vater!"

„Und ich bin Körner's Waffenbruder!" rief ich, von dem Schmerze des Alten tief ergriffen, und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Und das," sagte einer der Gäste, indem er auf den Klavierspieler deutete, „ist der geniale Componist der ergreifenden Dichtung, Carl Maria von Weber!"

Sternschnuppen. In Nr. 45 v. J. dieser Blätter hat eine kundige Hand den Leser in die Geheimnisse der Sternschnuppen eingeführt. Von uns möge er hören, was der Aberglauben mit dieser Erscheinung in Verbindung gebracht hat. In Schweden ist es ein ziemlich verbreiteter Glaube, daß die Sternschnuppen die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen wären, die leuchtend gen Himmel zögen. Einige Talmudisten aber erklären sie für Feuerkugeln, welche die guten Engel den Teufeln nachwerfen, wenn diese sich an das Gitter des Himmels schleichen, um die Rathschlüsse Gottes zu belauschen. Ja, so weit ist man gegangen, eine weiße gallertartige Materie, die man wohl hier und da im Herbst und Winter auf den Wiesen findet und die nichts weiter als unverdauter Froschstoff ist, den wohl die Sumpfvögel auswerfen, für Sternschnuppenmasse zu halten und darnach zu benennen. — In dem elsassischen Städtchen Ensisheim ward einst der große Meteorstein aufbewahrt, der im Jahre 1492 herabgefallen und lange Zeit der berühmteste war. Ob er noch da ist, weiß ich nicht. Während der Revolution war er den Ensisheimern nach Colmar in's Lyceum entführt worden. Sie erhielten ihn aber später wieder zurück und bewahrten ihn dann in der großen Kirche im Chor auf einer Console auf. Der Stein wog, nachdem manches Stück mit Gewalt weggeschlagen war, noch etwa 70 Pfund, hatte 10 Zoll Höhe und 15 Zoll Durchmesser; auswendig mit einer bräunlichen Rinde überzogen. Seitdem hat man freilich viel schwerere Meteormassen beobachtet. Aber noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wogen die Mineralienhändler in Paris ihren Werth und ihr Gewicht gegen gemünztes Gold auf; jetzt nicht mehr, seit so viele gefunden werden, daß alle Liebhaber befriedigt werden können und auch nicht die Versuchung eines künstlichen Nachmachens locken kann. Unter dem Ensisheimer Steine stand (oder steht) eine lateinische, deutsche und französische Inschrift. Die deutsche lautet:

Tausend vierhundert neunzig zwei
Hört' man allhier ein groß Geschrei,
Daß zunächst draußen vor der Stadt
Den siebenten Wintermonat,
Ein großer Stein bei hellem Tag
Gefallen mit einem Donnerschlag.
An dem Gewicht drittehalb Centner schwer,
Von Eisenfarb', bracht man ihn her
Mit stattlicher Procession,
Sehr viel schlug man mit Gewalt davon.

Uebermuth und Demuth. Schleiermacher, der berühmte Kanzelredner, hatte sich einst in einer Krankheit von dem ebenfalls berühmten königlichen Leibarzt Dr. Gräfe, behandeln lassen. Nach seiner Genesung schickte er demselben ein höfliches Briefchen und legte demselben vier Louisd'or bei, indem er bat, diese Kleinigkeit als Beweis seiner Dankbarkeit für gehabte Bemühungen anzunehmen. Am nächsten Tage erhielt er die Goldstücke zurück, begleitet von den folgenden lakonischen Zeilen des Geheimen Generalstabsarztes: „Arme kurire ich umsonst; Wohlhabende zahlen nach der Medicinaltaxe; Reiche honoriren mich nach Belieben anständig." — Darauf ertheilte der Geistliche die noch lakonischere Antwort: „Die vier Louisd'or erhielt mit Dank zurück — der arme Schleiermacher."

Lamartine's Heirath. Dieser große Dichter und ehemalige Präsident der sehr provisorischen Republik in Frankreich hat jetzt wenigstens wohl eine glückliche Häuslichkeit. Eine sehr reiche Dame mit Namen Birch wurde durch die Lectüre seiner „Méditations" so in Liebe für den Dichter eingenommen, daß sie nach langer Geheimhaltung ihrer Neigung und als sie von seinen weltlichen Verlegenheiten hörte, beschloß, ihm ihr Vermögen anzubieten. Sie that es. Gerührt von dieser Großmuth besann sich Lamartine nicht lange, es unter der Bedingung, daß sie Herz und Hand zugebe, anzunehmen. Alles ward bewilligt und angenommen.

Ein Geschenk Gladstone's. Gladstone, der englische Finanzminister unter Aberdeen, bekam neulich von unbekannter Hand einen massiv silbernen Kohlenschürer (poker) mit der eingegrabenen Inschrift geschickt und geschenkt: „Für den Herrn Minister, ihn zu pokern, daß er sich pokere, dem Lande wohlfeilere Kohlen zum Pokern zu verschaffen." Die Kohlenpreise sind nämlich viel über 100 Procent gestiegen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis $1\frac{1}{2}$ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Vergiftet und erschossen.

Eine englische Mordgeschichte ohne Blutvergießen.

„Und der Hochzeitstag ist also wirklich festgesetzt?“

„Festgesetzt auf Lebenszeit in Eisen! Ohne Aussicht auf Gnade und endliche Befreiung!“

„Glücklicher Cranston! So eine ausgesuchte Schönheit! So ein capitaler Schatz!“

„Was sind fünfzehnhundert Pfund jährlich für meinen Tod, meinen Tod, Frank? Begraben ist ein unangenehmer Zufall, der Jedem im Leben passiren kann; aber heirathen, d. h. sich mit Absichtlichkeit selbst lebendig begraben, ist schlimmer, als sich aus Unvorsichtigkeit hängen.“

„Nun Du kommst wenigstens in kein einsames Grab. Dein Grab wird während der Parlamentssitzungen in ihrem Schlosse am Belgrave-Square, dem vornehmsten unter den Londoner Parks, im Herbst und Winter aber in Lincolnshire oder zwischen den Akazien, Statuen und Fontainen der Alameda von Malaga sein.“

„Also drei Särge! Doch was thut der zweite Sohn eines englischen Lords, dito Lieutenant von Ihrer Majestät schweren Dragonern nicht, um sich endlich mit einem Wesen von Rosenduft und junger Sahne in goldener Schüssel zu vereinigen, um gemeinsam mit ihr sauer zu werden, nachdem sie allein seine Schulden bezahlt hat. Ich hatte keine Wahl mehr; die Liebe siegte, denn nur meine Verlobungskarte bewog den Wüthendsten meiner geldhungrigen Shylocks, mir das bestimmte Logis in Queensbench* nicht gewaltsam aufzudrängen.“

„Du bist sehr witzig, Cranston, aber ich denke, Du hast zu viel Witz, als daß Du nicht bessere Stoffe finden solltest, als Deine Braut.“

„Ich räche mich mit den Pfeilen des „Punch“ und „Diogenes“** gegen die Amors, womit sie mich verwundet.“

„Ungleiche Waffen! Ein Lordssohn und Vertheidiger des Thrones Ihrer Majestät“ —

„Reize mich nicht, Frank! Bin ich nicht schon lächerlich genug als kaingestempelter Ehemann? Und Du erinnerst an meine Vaterlandsvertheidigung unter lauter Elihu Burrit'schen Friedenstauben und baumwollen gestopften Puppenbälgen von Menschen! Was hatten wir bewaffnet in der Besikabai als unsere Augen? Was sind wir? Operngucker! Farbloses Frauenglas in rothgesottener Krebsfarbe mit russischer*** fauler Bärenhaut auf dem Kopfe, unsere russenfreundliche, in den Haaren lebendige Gesinnung vor Schnupfen zu schützen!“

„Hast Du keine scharfe Haarbürste, Cranston?“

„Ha! ha! ha! Sehr gut, Frank! Aber was hilft uns die Reinlichkeit auswendig, wenn aus den großen Raupen, die wir im Kopfe hatten, solche sibirische Schmetterlinge ohne Flügel herauskriechen?“

„Das mache mit Aberdeen und Cobdenoffsky ab. Ich wollte Dir nur rathen, Dich in Bezug auf Deine Braut mehr wie ein Gentleman auszudrücken. Miß Sandford ist unsere beiderseitige Verwandte. Was Dir Dein Herz nicht sagt, laß Dir von Deinem Vetter und Freunde rathen.“

„Ah mein Mentor! Meine bessere Hälfte auch von einer andern Seite. Die leibhaftige Kunst, sich in guter Gesellschaft beliebt zu machen.“

„Im Ernste, Karl, Du willst sie wirklich blos Deiner Schulden wegen heirathen?“

„Im Ernste, lieber Cousin, denkst Du wirklich, daß ich mit meinen achtundzwanzig Jahren, meinem Schnurrbarte, meinem Witze und Leichtsinn, der Löwe von ein Dutzend Saisons, expreß so schön aufgewachsen, um die Schönsten vor mir niederfallen zu sehen (denn die Häßlichen bring' ich auf, damit sie nicht fallen), daß ich mich mit Miß Sandford gegen alle diese Casus verschließen —“

„Nimm mir's nicht übel, aber wenn ich bedenke, daß ein Mensch von Deinem Talent und Deiner ehemaligen ehrenhaften Gesinnung, der eine Zierde der guten Gesellschaft hätte werden können, ich meine in moralischer Beziehung —“

„O ich merke! Mal still! Laß uns doch sehen, was Sr. Ehrwürden, mein Bischof von London mit 100,000 Pfund jährlich sein könnender Cousin Alles aus mir hätte fabriziren können! Ah! Sonntagsschulen, Versammlungen zur Unterstützung von Missionären im Innern Afrika's und allgemeine Verdienste um die Menschheit mit jährlich zehn Schillingen für die Lumpenschulen. Nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft in hochkirchlichem Glanze mit weißem Halstuche und baumwollenem Regenschirm. Und was für irdische Freuden neben diesen himmlischen? O, ich weiß! Auserwählte und gebildete, makellose Gesellschaft, ehrwürdige Männer mit einer Reihe von Knöpfen*, und Damen — oh! — all' Eure anbetungswürdigen Miß und Missus in blaustrüm-

* Schuldgefängniß.

** Die beiden englischen Witzblätter.

*** Rothe Uniform und große Pelzmützen.

* Quäker.

ofiger Heiligkeit. — Still, laß mich ausreden — Heiligkeit in Gesellschaft ehrwürdiger Matronen und Candidatinnen Hymens zwischen 40 und 60, jede mit 4 bis 5 Hunden und 6 bis 10 Katzen — jede mit einer besondern Biographie und Krankengeschichte — reizende Reunions, frühes Nachhausegeben, nützliche Unterhaltung, schwacher Thee, Berliner Stickmuster, gebutterte Toaste und allgemeines Wohlwollen zweimal die Woche. Ja, ja, Frank, ich wollte, Du hättest aus mir gottlosen Dragoner einen frommen Küster gemacht, wenn ich Dir gefolgt wäre."

„Mit solchen Gesinnungen darfst Du Miß Sandford nicht heirathen, oder Du bist ein —"

„Bewohner von Queensbeech."

„Nein, ein — Schuft."

Frank war roth vor Zorn aufgesprungen und ging. Cranston folgte ihm mit geballter Faust. Frank wendete sich um, sah ihn fest an und schien auf das Aergste gefaßt zu sein. Cranston konnte den Blick nicht aushalten, kehrte um und warf sich verächtlich in einen großen Federstuhl. Mit den Worten: „ein Schuft", noch einmal in zischender Wuth durch die Zähne gepreßt, schloß Frank die Thür, durch welche er gegangen war.

Cranston blieb eine Weile blaß und zitternd in seinem prächtigen Sammetstuhle halb liegend sitzen und drehte eifrig den Schnurrbart. Endlich sprang er auf, zündete sich eine andere Cigarre an, besah sich im Spiegel und verglich sich dann mit seinem Portrait, das in lebensgroßer, männlicher, blühender Schönheit auf ihn herabsah. Dann fing er an zu lesen, warf aber das Buch bald wieder auf den Tisch, pfiff Reminiscenzen einer neuen Polka und zog dabei ein zierliches Briefchen aus dem Taschenbuche, um es pfeifend noch einmal zu überlesen. Dies veranlaßte ihn, plötzlich zu klingeln und dem Diener zu befehlen, daß man seine „Fliege"* vorfahre.

Die Offiziere der Pferde-Garde** gaben ja heute Abend den ersten Künstlern und Künstlerinnen des kleinen St. James-Theaters ein Soupé, ein splendides Nachtmahl, und er war eingeladen, und die schönste Prinzessin der Idealwelt von St. James hatte ihn in dem erwähnten Billetchen inständigst gebeten, doch ja zu kommen, damit sie sehe, ob er aus seiner neuen Bräutigamsrolle nicht durchfallen werde.

Und täuschte sich Miß Sandford denn wirklich so sehr in den wahren Gesinnungen und Sitten ihres Verlobten? Sie gehörte der strengsten, guten Gesellschaft Englands an, wo der kleinste sittliche Makel, sobald er bekannt geworden, die Thüren verschließt. Und Cranston's Ruf war in ihren Kreisen kein Geheimniß mehr. Auch hatten es Tanten und namentlich jungfräuliche Blaustrümpfe in der ersten Blüthe ihrer Vierziger durchaus nicht an herzergreifenden tugendhaften Warnungen und Hinweisen auf schmachtend lauernde bessere Partieen fehlen lassen. Man könnte sagen: sie liebte ihn einmal und er trug eine Offiziersuniform; aber erstens stehen die Uniformen in England grade in dem Rufe, daß, sobald ein Mädchen aus der höhern Gesellschaft sich mit einem Offizier gefunden hat, letzterer vor allen Dingen seine Uniform auszieht und seinen Abschied nimmt, zweitens liebte sie wirklich und zwar mit der reinsten Flamme, die nichts auslöschen kann, als die Entweihung des Mannes, die Entweihung seiner Liebe und Ehre. Sie liebte ihn um so inniger, weil sie in ihrer Liebe die Verpflichtung und Macht erkannte, ihn, den schönen, ursprünglich edeln Mann von dem Abgrunde zurückzuziehen, in den er ohne sie stürzen würde. Seine Liebe zu ihr, an die sie fest glaubte, war gerade das einzige Band, mit dem er mit seinem frühern bessern Selbst (und sie hatten sich von Kindheit an gekannt) wieder in Verbindung trat. So wies sie alle Warnungen und Verläumdungen ab und hatte nach Veröffentlichung ihrer Verlobung sich alle dergleichen Zuträgereien so ernst verbeten, daß sie jedesmal das Zimmer verließ, wenn wohlmeinende Freundinnen „von reiferer Erfahrung" sich auf diese Weise nützlich machen wollten. Cranston stellte sich alle Tage zweimal ein und scherzte in der liebenswürdigsten Weise mit ihr über seine Unwürdigkeit vor den Augen gewisser hochkirchlichen Tugend-Tanten, die Miß Sandford auch nicht liebte, da ihre Tugend und Reinheit ächt war, so daß sie in der Verachtung der kirchlichen Heuchelei, welche wie ein Gift durch die gute Gesellschaft Englands schleicht, wirklich mit ihrem Verlobten übereinstimmte. Cranston's Besuche blieben regelmäßig, bis er eines Morgens von einem Diener abgewiesen ward: Miß Sandford sei so ernstlich erkrankt, daß sie Niemanden sehen dürfe. Sofort verdoppelte er seine doppelten Besuche jeden Tag und ließ es auch nicht an Briefen fehlen, die aber alle unbeantwortet blieben. Das war sehr beunruhigend für einen Bräutigam, der zwischen dem Himmel der Ehe und der Hölle des Schuldgefängnisses keine Wahl mehr hatte, besonders beunruhigend aber, als er bestimmt erfuhr, daß Cousin Frank, der ihr früher sehr stark aufgewartet hatte, und mehrere andere nähere Freunde bei Miß Sandford Zutritt gefunden hatten. Jetzt schrieb er mit den Qualen verschmähter Liebe, mit bengalischen Flammen, und bat bei Allem, was ihr heilig sei, um Erklärung. Auch dieser Brief blieb ohne Beachtung. Nur noch eine Woche blieb übrig bis zu dem beiderseitig verabredeten Hochzeitstage, und zugleich stellten sich Freunde und Feinde, Juden und Heiden und Christen mit Rechnungen von verschiedener Länge und lauter sehr hohen Graden von Zudringlichkeit ein mit dem Bemerken, daß sie gehört hätten, der beabsichtigte heilige Bund mit 1500 Pfund jährlicher, sicherer Rente solle nicht geschlossen werden. So ein paar Tage später beinahe zum Wahnsinn getrieben, ergriff er wieder die Feder und bat, beschwor, raste und forderte bestimmt und trotzig eine schleunige Antwort. Diese erhielt er denn auch sehr schnell und sehr kurz.

— „Square — — 1853.

Sie bewarben sich um mich und erhielten mein Wort. Das will ich getreu halten — fürchten Sie nichts. Ich will Sie an dem bestimmten Tage zur bestimmten Stunde in der Kirche sehen, aber nicht eher. Beschwichtigen Sie Ihre Ungeduld und zärtliche Bekümmerniß bis zu dieser Stunde, in welcher Sie jede Auskunft erhalten werden von Alice Sandford."

Es wäre vergebens, das Erstaunen, die Furcht, die Zweifel, die Hoffnungen, die Legionen von versuchten Auflösungen des Räthsels, kurz den Seelenzustand Cranston's nach dieser Epistel zu malen. Der Hochzeitstag kam und auch die Stunde und die Equipagen mit den Hochzeitsgästen und Zeugen, alle aus der hohen Gesellschaft, in doppelter und dreifacher Anzahl, abgesehen von Tausenden Neugieriger, die Zufall und Hoffnung auf effectvollen Scandal herbeigetrieben hatte.

Miß Sandford war pünktlich. Sie trug sich durchaus weiß, aber im auffallendsten Grade einfach, ohne eine Spur von Schmuck. Sie trug sich nicht wie eine Braut und sah auch nicht so aus. Außerdem begleitete sie Niemand, als ihr ehemaliger Vormund, der sie vor den Altar hinstellte wie eine Bildsäule. Cranston wollte sich ihr nähern, der Vormund winkte ihn aber zu sich, indem er zugleich dem Prediger ein Zeichen gab, vor den Altar zu treten. Sobald dieser dastand, schob er den Bräutigam vor und die Traurede begann. Die ganze Kirche voll Zuschauer und Zeugen besonders weiblichen Geschlechts schien gleichsam auf den Zehen zu stehen und athemlos zu horchen und lange Hälse über einander weg zu machen, worin besonders einige ungläubige Gläubiger ein so schreckliches Talent entwickelten, daß sie ihrer natürlichen Lunge eine volle Elle zuzusetzen schienen und die Vatermörder, im natürlichen Zustande bis an die Nase reichend, leer in die Luft starrten, da der unterste Theil des Gesichts hoch über ihren höchsten Spitzen erst allmälig anfing.

Aber die Trauungsfeierlichkeit ging ohne alle äußerliche Störung vor sich. Wenigstens bemerkten nur die Näherstehenden, daß sich die Braut zu Ende der Feierlichkeit an ihren — Mann mit vollem Gesichte umwandte, ihm ein niedliches Portefeuille einhändigte und ihm etwas in's Ohr flüsterte.

Nachdem der Geistliche das letzte Wort gesprochen und Cranston ihr den Arm bot, wandte sie sich rasch an ihren Vormund, der sie so schnell zur Kirche hinausführte, als das Gedränge irgend erlauben wollte. Jetzt drängte die Menge zugleich so fanatisch hinter ihr her, daß es Cranston unmöglich war, sofort zu folgen. Als er sich endlich mit steigender Wuth und Verzweiflung durchgearbeitet hatte, konnte er sie nur eben im vollen Fluge der Pferde davoneilen sehen. Er rief ihr nach, doch natürlich vergebens. So sprang er in seinen Wagen und befahl nachzufahren. Ihre Equipage hatte einen so bedeutenden Vorsprung, daß er ihr schwerlich nachgekommen wäre, wenn nicht in einer Hauptstraße ein unendliches Gewirr von Omnibussen, Lastwagen, Droschken und hunderterlei verschiedenartiger Karren alles Räderwerk des Verkehrs gehemmt

* Eine Art leichter Equipage (Fly).
** Das eleganteste Militär in England.

hätte. Er holte sie ein, sprang heraus und trat mitten in dem Wagengewühl an ihre Equipage heran, die aber in englischer Manier keine Seitenfenster hatte, so daß er sie weder zu sehen noch zu sprechen vermochte. Inzwischen entwirrte sich das Wagenlabyrinth und der Kutscher vorn trieb die Pferde wieder an. Cranston sprang vor und griff ihnen in die Zügel. Der Kutscher winkte einem Policeman, von denen Keiner in London in Bezug auf die Hemmung des Verkehrs Spaß verstehen darf. So riß er ihn unsanft zurück auf's Trottoir und er sah seine junge Gemahlin wieder davoneilen. Während er ihr in seinem Wagen wieder nachsetzte, sah er bald, daß sie ihre Richtung nach einem Eisenbahnhofe inne hielt. Dieser war bald erreicht. Er versuchte ihr beim Einsteigen in den Weg zu treten, wurde aber hier von Frank, der ihr entgegeneilte, erst mit Worten, dann entschieden körperlich aufgehalten, sich ihr zu nähern. Er wollte mit Wuth und Verzweiflung ihn von sich schleudern, aber Frank hielt fest und wiederholte: „ich schütze sie nöthigenfalls mit meinem Leben vor Dir, wie ich versprochen." Die Menge, welche sich sofort um diese Scene drängte, veranlaßte Beide, sich in die Grenzen des äußeren Anstandes zurückzuziehen. Cranston nahm sogar eine sehr herrische Haltung an und schien Frank keines Blickes zu würdigen. Er behielt nur den Ausgang aus den Passagierzimmern erster Klasse im Auge und schien im Uebrigen so gleichgültig auszusehen, wie alle vornehmen Engländer.

Als schon die Thüren der Waggons geschlossen wurden, stürzte sich die sonderbarste aller eben getrauten jungen Frauen heraus und verschwand in einem der Coupees. Cranston riß sich jetzt von den Armen Frank's mit Riesengewalt los und war im Nu in dasselbe Coupee gesprungen. In demselben Augenblicke flog aber auch Miß Sandford, wie wir sie noch nennen müssen, heraus und da der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte, schloß ein Eisenbahnbeamter, entrüstet die paar möglichen Schritte noch neben her laufen zu müssen, das Coupee, indem er Cranston unwillig zurückstieß. Der Neuvermählte war so im davonrasenden Zuge gefangen und Miß Sandford fuhr mit ihrem ehemaligen Vormunde und Frank in ihrem Wagen schleunigst davon. —

Nach einigen Stunden war Cranston natürlich zurück und tobte im Hause seiner „Frau" wie ein ächter Ehe-Tyrann herum, maltraitirte männliche Diener, schickte weibliche Dienstboten aus dem Dienste, da Keiner sagen wollte oder konnte, wo seine „Frau" geblieben sei und schien im Ganzen beinahe kein menschliches Wesen mehr, geschweige ein liebender Gatte. Alles um ihn herum verlor den Kopf und folgte zitternd dem seinigen. Der ehemalige Vormund, der sich am hartnäckigsten zeigte, ward als ein „ungebetener Hochzeitsgast" mit Polizei aus dem Hause gewiesen und überhaupt Alles hinausgeworfen, was die geringste Widersetzlichkeit kund gab. Mit einigen Dienern, die sich gefügt hatten, traf er neue Arrangements nach seinem Geschmack im Hause und begab sich dann in seine alte Junggesellenwohnung. Hier erwarteten ihn verzweifelte Gläubiger, die er aber alle glücklich machte, indem er das Portefeuille zog, welches ihm bei der Trauung in die Tasche geglitten war. Bei dieser Operation entdeckte er erst zwei Briefe von weiblicher Hand, den einen von ihr, den andern von der Schauspielerin, der ihm also vom Zimmer gestohlen worden war. Sie schrieb ihm, daß in dem Portefeuille Alles enthalten sei, was ihm an ihr liebenswürdig und des Besitzes werth erschienen; für's Uebrige wollten und müßten sie in seinem Interesse für ewig geschieden sein. Er ward blaß, stellte seine Zahlungen ein und blieb wohl eine Stunde allein. Draußen entstand Heulen und Zähneklappern, denn es hieß, die Quelle des neuen Lebens sei erschöpft, der Mann habe allen Werth verloren. Als er aus dem Hause kam, traten ihm die noch übrigen Geschäftsfreunde in den verschiedensten Positionen in den Weg, wohl wissend, daß sie auf der Straße kein Recht hatten, sich auf eindringliche Weise bemerkbar zu machen. Er aber kehrte stolz und leicht mit ihnen um und ließ die Banknoten fliegen, wie einer der Tausende die Zettel, worin Aerzte, Schuster und Hutmacher ihre billigsten und besten Waaren im Königreiche empfehlen, auf den Straßen beinahe gewaltsam dem Publikum aufdringt.

Später sahen ihn die Leute fortfahren, und schon am folgenden Morgen hieß es in der guten Gesellschaft, Miß Sandford habe sich vergiftet, Cranston aber erschossen. Man anklagte ihre Seelen, die nun in ihren Sünden und mit einer Todsünde hinübergefahren seien, und lief und fuhr umher, um zu erfahren, ob sich Miß Sandford wirklich mit Lorbeergeist oder blos mit gewöhnlicher Blausäure vergiftet habe.

Mit Hülfe einiger Sovereign's, denen in England Niemand so leicht widersteht, hatte Cranston indeß den Aufenthalt seiner Frau bald erfahren. Entschlossen, sich ihr gegenüber als Mann geltend zu machen und den Gründen auf die Spur zu kommen, aus denen so romantische Verwüstung hervorgegangen, suchte er sie auf und folgte dem Diener auf dem Fuße, ohne auf irgend eine Förmlichkeit Rücksicht zu nehmen. Rasch trat er ein und dicht vor Alice hin, die ihn ohne Ueberraschung kalt ansah und dann die Thür suchte. Er ergriff fest ihre Hand und sagte vorwurfsvoll: „Alice, Du hast als schwaches Weib gehandelt, ich als starker Mann und so will ich auch ferner. Du darfst Dich nicht entfernen, ohne Deine Schuld an mich abzutragen."

„Alles, was Ihnen zukommt, war in dem Portefeuille enthalten."

„Alice, denke Deiner würdiger. Kannst Du einem Manne Herz und Hand gegeben haben, der so niedrig steht? Du hast mich geliebt, Du liebst mich, sonst ständest Du niedriger, als ich jetzt in Deinen Augen. Deshalb, Alice, mußt Du zunächst selbst anerkennen, daß Du Dich in Deinem Herzen verpflichtet fühlst, vor allen Dingen das Aergerniß, das Du Dir und mir öffentlich gegeben, zu erklären."

„Gut denn. Sie wollten durch die Kirche und meine Kasse dem Schuldgefängniß entgehen. Ich habe Sie so sehr geliebt, daß ich mich entschloß, Ihnen diesen Wunsch zu erfüllen. Sie bekamen durch den Trauungsakt ein Recht auf mein Vermögen. Dieses erhielten Sie. Auf meine Person haben Sie keine Ansprüche."

„Doch Alice! Doch!"

„Ich werde jeden Anspruch zurückweisen und mich in dem Augenblicke tödten, wo ein Mensch, den ich verachte, der auf der niedrigsten Stufe anlangte, sich — sich —"

„Jetzt sag' mir deutlich und schlicht, warum Du mich verachtest."

„Ich will es. Ich will auch diese Erniedrigung noch ertragen, Ihnen in's Gesicht zu sagen, was ein moralisch nicht ganz verworfener Mann einem Weibe von Ehrgefühl erspart haben würde. Sie haben auf dem Wege zum Altare mit mir einer Schauspielerin öffentlich und in Gesellschaft ewige Treue geschworen und auf Ehre — auf Ihre Ehre geschworen, sie bei mir einzuführen. Und jetzt entfernen Sie sich!"

Mit diesen Worten wandte sie sich um, um in ein Nebenzimmer zu gehen.

„Noch nicht, Alice! Das Verhör ist noch nicht zu Ende. Du hast mir noch mehr Sünden zu beichten. Alice! Bleib! Ich sage Dir, bleib! Heraus mit der Sprache! Ich versichere Dich von vorn herein einer vollständigen, herzlichen Amnestie!"

Er hielt sie gewaltsam zurück. Sie riß sich los und zog in höchster Angst und Erbitterung an der Klingel. Ein Diener kam herein. Cranston befahl, er solle sich sogleich entfernen. Alice befahl, er solle bleiben. Er zögerte. Cranston sagte: „Mein Freund, ich hoffe, Sie haben so viel Lebensart, zu verstehen, was Sie bei diesem Doppelbefehl von Mann und Frau thun müssen. Ich wünsche jetzt mit meiner Frau allein zu sein." Der Diener entfernte sich, wie eine wandelnde Wachsfigur, ohne auf den Befehl und das folgende Angstgeschrei Alice's Rücksicht zu nehmen.

„Jetzt höre, Alice! Du weißt ganz genau, wie ich war und bin. Ich habe Dir keine meiner jugendlichen Fehler verschwiegen, auch als Du noch nicht das süßeste Recht auf mein volles Vertrauen hattest. Du weißt, ich war, so zu sagen, ein lockerer Bursche. Ich habe es Dir mehrmals geklagt, aus tiefstem Herzen ehrlich und bitter, daß mich meine äußerliche materielle Lage nöthigte, unsere noch nicht ganz aufgeblühte Liebe in die Ehe hinein zu treiben, die Ehe, deren Eingangsformalitäten, deren jetzige Form in der „guten Gesellschaft" mir so ungeheuer nüchtern vorkömmt, daß ich mich mit Witz und Ironie und Spott mit Kräften dagegen sträubte. Sie kam mir vor wie eine Entweihung unserer Liebe, da sie sich noch nicht naturgemäß bis zu der Innigkeit und materiellen Reife entwickelt hatte, wo solch ein Bund der Welt wegen der holden Braut namentlich nicht mehr zu früh erscheint. Das weißt Du Alles. Von der geistreichsten, liebenswürdigsten Dame, die ich nach Dir kenne und die des Gegensatzes wegen die passendste Freundin für Dich sein wird, habe ich oft zu Dir gesprochen und mehrmals den Wunsch geäußert, sie mit Dir bekannt zu



Album der Poesieen.

Nr 5.

Die Fürstin von Isenburg.

O könntest du, mein Lied, doch Sonnenglanz
Und Farbenpracht des Irisbogens finden,
Du solltest einen prächt'gen Strahlenkranz
Um ein verehrtes Bildniß daraus winden!
O Genius, der Schillern Farben lieh,
O Genius der deutschen Poesie,
Gieb mir nur heute deine schönsten Tinten!

Denn eine Heilige ist es, der es gilt,
Wenn in den Kanon auch nicht aufgenommen;
Es ist ein hehres deutsches Frauenbild,
In der der Liebe reinste Glut entglommen.
Mehr als dem Papst, des Himmels stolzem Knecht,
Gebührt dem Dichter das erhab'ne Recht,
Zu Heiligen zu sprechen seine Frommen

Gepriesen sei die Fürstin Frau Sophie
Von Isenburg im glänzenden Gedichte,
An der ihr Priesteramt die Poesie
Nach ihrem gottentstammten Recht verrichte!
Die Fürstin trete mit dem Heil'genschein,
Gewebt aus Liederstrahlen hehr und rein,
Aus dem Gedicht hinaus in die Geschichte!

Ein Frühlingsabend führt die hohe Frau,
Von ihrer Dienerin allein begleitet,
Mit ihrem Säugling in die grüne Au,
Die sie mit seligem Gefühl durchschreitet.
Der Liebe Gottesflamme, die sie hegt,
Mit der sie auch den ärmsten Bruder pflegt
Sieht sie als Segen um sich ausgebreitet.

Im Körbchen trägt die Zofe Brot und Wein.
Zur Tafel wandeln oft die Abendstunden
Der edeln Frau den moosgeschwellten Rain.
Da läßt sie froh sich Gottes Gabe munden.
Auch hat zuweilen schon ein armer Gast
An diesem Fürstentische süße Rast,
Erquickung und ein freundlich Wort gefunden.

Sieh nach der Mutterbrust lebend'gem Quell
Verlangt in ihrem Arm der holde Knabe!
Sie setzt auf einen Stein am Weg sich schnell
Und reicht dem Liebling die ersehnte Labe.
Denn ihre höchste, heil'ge Mutterpflicht
Entzieht dem Sohn die treue Fürstin nicht;
Nicht fremder Brust dankt er die Liebesgabe.

Wie so das Kind den Born des Lebens trinkt,
Wankt eine Frau daher, die matten Glieder
In dürft'ge Lumpen eingehüllt, und sinkt
Ohnfern der hohen Dame kraftlos nieder.
Ein Säugling schreit in ihrem Achselbund;
Nach Nahrung stöhnt des armen Weibes Mund,
Dann schließt in Ohnmacht sie die Augenlider.

Rasch eilet auf der edlen Frau Gebot
Die Magd mit Wein die Arme zu erquicken,
Die schlägt die Augen auf und nimmt das Brot
Und deutet nach dem Kind auf ihrem Rücken.
„Weh' mir! das arme Würmlein unterliegt!
Die Quelle meiner Brust ist heut' versiegt."
So stammelt sie mit thränenschweren Blicken.

Die Fürstin reicht den Sohn der Zofe hin
Und leget schnell mit seligem Genügen
An ihre Brust das Kind der Bettlerin,
Das trinkt den süßen Born mit gier'gen Zügen.
O göttliches Gefühl, der Liebe Lohn,
Die ihre Brust entzieht dem eignen Sohn
Und läßt das Kind der Armuth daran liegen!

Viel große Thaten nennt das Weltgericht,
Doch eine schön're hab' ich nicht gefunden,
Und eine würd'gere für mein Gedicht.
Das Herz, das solcher Liebe Kraft empfunden,
Ist mehr als eine Fürstenkrone werth,
Das sei mit einem Sternenkranz geehrt,
Den ihm der Dichter ehrfurchtsvoll gewunden!

Ludwig Storch.

Anmerkung. Sophie Charlotte, regierende Fürstin von Isenburg, eine der edelsten und trefflichsten deutschen Frauen, starb im Jahre 17[illegible]1 in ihrem [illegible]. Lebensjahre.

---

machen. Ich habe ihr öffentlich und herzlich ewige Treue geschworen, d. h. Treue meiner Bewunderung, meiner Heiterkeit gegen sie, Treue zu mir selbst in dem Sinne, daß ich mich mit Händen und Füßen gegen den gewöhnlichen Ehemannscharakter wehren würde, der am Kaminfeuer sitzt und der Frau und den Grazien und der Kunst den Rücken zukehrt. Treue geschworen in Gegenwart ihres vortrefflichen Bräutigams, des Majors —"

„Mein Gott, mein Gott, wie thöricht! Wie unsinnig!"

„Alice! Hast Du mir nicht versprochen, Alles, was Du von mir Nachtheiliges hörst und Dich beunruhigt, mir ohne Ausnahme bis auf das letzte Jota mitzutheilen, damit keiner der vielen Eheteufel, die jedes Paar zum Altare umschwärmen — "

„Es waren die besten Freundinnen, die es so furchtbar, so wahr darzustellen wußten —"

„Wie alt sind diese holden Damen?"

„O mein Gott, wie verblendet —"

„In der Blüthe der Vierziger, Oberste der Teufel!"

„Und Alles so mütterlich, heimlich, beweisend"

„Niemals verheirathet, scharfe Mundwinkel, spitzige Nasen, geschliffene Zungen, ungeschliffene Tugend, rother Zorn, gelber Neid, blaue Strümpfe, grüne Galle, schwarze Hysterie, weiße Jungfräulichkeit, Gold im Munde, damit die Zähne nicht ausfallen, Silber unter der falschen Tour, englische, hochkirchliche Tugend in Kupfer gestochen, gußeiserne Säulen des Himmels —"

Alice schluchzte jetzt so laut, daß Cranston sich plötzlich unterbrach und die so plötzlich von ihren Leiden Befreite in seine Arme schloß. Da sie jetzt nicht davonlief und auch nicht klingelte, haben auch wir keinen Grund, sie aus diesen Armen herauszureißen und überhaupt keinen anständigen Grund, diesen Dialogen der Arme und Lippen weiter Gehör zu geben.

Dieses tragische Doppel-Ereigniß hielt indessen Freunde und Freundinnen der angeblich Ermordeten nicht ab, schon den folgenden Abend einer Einladung der Offiziere der königlichen Garde zu Pferde zu einer außerordentlichen Privatvorstellung von Dilettanten im Saale des St. James-Theaters zu folgen, um so mehr, da man bei dieser Gelegenheit Näheres über den außerordentlichen Doppelselbstmord zu erfahren hoffte. Die Equipagen rollten zu und ab und dienstbare Geister mit künstlichen Waden unter ihren weißseidenen Strümpfen, unförmlichen Blumensträußen vor der Brust, weißen Halstüchern und puderstarren weißem Haar sprangen herab, öffneten die Thüren, spannten Regenschirme auf und schützten die herausspringenden Schönheiten mit weit vorgehaltenem Arm vor dem Naß von Oben, während kostbare Teppiche sich jedesmal, wie durch einen Zauber von der Thür des Theaters bis an den Wagenschlag rollten, sobald eine andere Schönheit vorfuhr, damit sie mit ihrem überirdischen Fuße nicht den gemeinen Bürgersteig zu betreten brauche.

Oben sah es gar nicht aus, als sollte Theater gespielt werden. Der Saal war ganz gemüthlich zum Essen und Trinken eingerichtet. Man wunderte sich und sprach von ungewöhnliched Ueberraschungen, die sich denn auch bald in dem Erschossenen und der Vergifteten nebst der erwähnten Schauspielerin vorstellten. Cranston führte beide Damen am Arme, gab Zeichen, daß er sprechen wolle, so daß sich sehr schnell Alles so arrangirte, daß er mit den beiden Damen der ganzen Gesellschaft gegenüberstand.

„Not so bad, as we seem*", fing er an, „dies ist das Stück, welches Sie heute in einer sehr abgekürzten freien Travestie anzuhören gebeten werden. Personen: Cranston, ehemals Schuldner und Junggeselle von angenehmem Aeußern und noch angenehmerem Herzen, der Zeit verheirathet. Moralischer Werth: 1500 Pfd. jährlich. Mrs. Cranston, geb. Miß Sandford, vergiftet durch Briefpapier und durch die Zungen einiger tugendhaften Klapperschlangen, vollständig hergestellt durch einen Wunder- und Wundenbalsam, den wir beide gemeinschaftlich erfunden und gehörig rührten, nicht wahr, Alice? Miß N...., erste Liebhaberin am St. James-Theater (mehrere tugendhafte Seufzer in der Gesellschaft) und erste Freundin von Mrs. Cranston (tugendempörtes Schluchzen). Später noch eine andere Person als Bräutigam."

„Sie erlauben uns wohl die einzelnen Akte **nicht** vorzuspielen. Es kommt viel Dummes, viel Lächerliches, aber auch viel Trauriges darin vor. Cranston erschießt, Mrs. Cranston vergiftet sich und trotzdem bleibt das Ganze ein Lustspiel, obwohl giftige Zungen und alte Weiber bestens für eine Umwandlung zu einem Trauerspiel gesorgt hatten. In den Zwischenacten aber, hinter den Coulissen ging der rothe Faden der Intrigue verloren, aus dem Trauerspiel formte die Liebe ein Lustspiel. Nur den vierten Act dieses Lustspiels lassen Sie uns vollständig auflösen. Dieser beginnt so eben. Mein Koch soll sehr gut sein und ich bitte die verehrten Herren und Damen, den braven Mann auch als untergeordneten Mitbruder zu ehren und die Früchte seiner erhabenen Kunst mit Appetit und Heiterkeit ihrer Bestimmung entgegen zu führen."

Cranston drückte dabei sein junges seliglächelndes Weib an sich und führte sie zu Tische. Alles jubelte und lachte und selbst die giftigen Zungen zogen ihre Gesichter in freundliche Falten.

* „Nicht so schlecht als wir scheinen", ein beliebtes Stück von Bulwer, das namentlich oft zum Besten des neuen Unterstützungsfonds (mit **Dickens** in der Hauptrolle) für Schriftsteller privatim aufgeführt ward.

Die Geschichte von der Heilkünstelei,

von den Heilkünstlern und Heilmitteln.

Im grauen Alterthume, als der menschliche Verstand noch in den Windeln lag und nicht Wissen, nur kindliches und kindisches Glauben herrschte, auch da gab es schon Pfiffienusse, die als Götzenpriester, Zauberer, Wahrsager, Isis- und Osirisdiener u. s. f. den Kranken unter Opfern, Zauberformeln, Incubationen (Schlafen und Träumen im Tempel), Gesängen und anderm Hokuspokus die gewöhnlichsten Dinge als Heilmittel verabreichten und, weil die meisten Krankheiten auch damals schon, gerade so wie heutzutage noch, von selbst heilten, als übermenschliche Wesen, als heilende Engel verehrt wurden. Einer solchen Verehrung verdankte Aesculap (wahrscheinlich ein Hauptpfiffieus im Behandeln von Kranken, wenn er nämlich wirklich existirt hat) seine Stelle als medicinische Gottheit. Ihm zu Ehren wurden Tempel, meistens in schönen Gegenden, auf Bergen oder in Hainen und in der Nähe von Quellen gebaut, zu welchen die Kranken, in der Regel zu Fuße, wallfahrteten und, wie es ganz natürlich war und noch ist, in Folge der Reise, der Luftveränderung, der Zerstreuung und Bäder (mit Reibungen, Striegeln und allerlei Manipulationen) sehr häufig genasen; auch trug sicherlich die durch mystische Gebräuche erhöhte Einbildungskraft des Patienten manches zur Genesung mit bei. Neben diesen Wallfahrten suchte man aber auch noch die Götter, welche die Krankheiten geschickt haben sollten, durch Opfer zu versöhnen oder, verschwand die Krankheit, dafür zu belohnen. Solche Opfer, welche man Anathemata nannte, wurden in den Tempeln aufgestellt und bestanden entweder in metallenen Votivtafeln oder in goldenen, silbernen und elfenbeinenen Nachbildungen der kranken Glieder. — Die Nachkommen und Erben der Geheimnisse des Aesculap (die Asklepiaden), welche klug und weise waren und sich durch Eidschwur gegenseitig verpflichteten, den Schwindel Niemand zu verrathen, kurirten als eigene Kaste auf der Insel Kos und Knidos wacker darauf los. Ihnen machten es sodann in der mysteriösen Heilkünstelei die spätern Aerzte der alexandrinischen Schule, sowie die römischen Augurn und Haruspices mit Glück nach.

Blicken wir auf diese erste Kindheit der Heilkunst zurück, so muß man erstaunen, wie so ähnlich dieselbe der Heilkunst unserer Tage ist. Unsere Pfiffici, sehr oft aber gar nicht sehr pfiffig, versetzen jetzt — als Allopathen, Homöopathen, Hydropathen, Rademacherianer, Schrothianer, Magneti eure, Sympathetiker, Gymnastiker, Barbiere, Apotheker, Schäfer, Hufschmiede, Somnambulen und die zu ihrem, aber nicht zu der leidenden Menschheit Besten mit Geheimmitteln handelnden Buchhändler (s. Gartenlaube Nr. 48 v. J.) — den Kranken unter verschiedenartigem Hokuspokus mehr oder weniger harmlose Stoffe als Heilmittel oder machen an ihnen possirliche Heilkunststücke und lassen sich dann, wenn die Krankheit zufällig und von selbst verschwindet, mit öffentlichen Danksagungen, Titeln, Orden, Louisd'oren oder wenigstens mit der Versicherung ewiger Dankbarkeit (anbei eine Stickerei von schöner Hand) u. s. f. ehren. Die Aesculapstempel existiren jetzt als Bäder und Kaltwasserheilanstalten; die Anathemata findet man in den Krücken, Rollstühlen, Votivtafeln, Albums und dergleichen wieder, welche die Badedoctoren sorgsam aufbewahren; und daß die Asklepiaden, d. s. unsere in die Mysterien der verschiedenen Heilkünste einzuweihenden Nachkommen nicht aussterben, dafür wird schon von verschiedenen Seiten gesorgt.

Die ersten Spuren einer wissenschaftlichen Anwendung wirksamer und naturgemäßer Heilmittel finden sich (etwa 700 Jahre vor Christi Geburt) bei den **Griechen** und entsprangen aus den Kampfschulen (Gymnasien) derselben. Diese Mittel bestanden in gymnastischen Uebungen, Bädern, Einreibungen und in Ausbildung der Athmungsorgane, wurden aber nach dem Alter und der Körperconstitution des Einzelnen verständig modificirt. Uebrigens war es nicht sowohl die Herstellung von Krankheiten, womit sich die damaligen Aerzte (so hießen die Aufseher über die Gymnasien und deren Handlanger) beschäftigten, als vielmehr die Heranbildung eines gesunden, kräftigen und schönen Körpers. Ach! hätten wir doch noch solche Aerzte! Leider gab es damals aber neben der rationellen Heilkunst auch noch eine von den Priestern gepflegte und aus abergläubischer Gaukelei bestehende. Selbst **Pythagoras** sieht noch überall Geister und Dämonen, welche Krankheiten hervorbringen und heilen, und deren Einfluß man durch Zauberei und magische Kunst bekämpfen muß. Aus jener Wiegenzeit der Medicin und des Menschengeschlechts überhaupt besitzen wir übrigens noch jetzt eine recht hübsche Anzahl von Medicamenten, die zum Theil von den Hindus und Aegyptern, zum Theil von den Griechen stammen. — **Hippokrates** (zu Deutsch: Pferdebändiger) war es, der die Pferdearbeit unternahm und die Heilkunst von den abergläubischen Gaukeleien zu reinigen suchte (400 vor Chr. Geb.) und zuerst den Satz aussprach: „**die Natur ist es, welche die Krankheiten heilt.**" Er wendete seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Krankheitsursachen, auf Luft, Wohnung, Wasser und Nahrung, wie der von ihm gethane Ausspruch beweist: „die Wirkungen der diätetischen Mittel sind dauerhaft, die der Arzneimittel vorübergehend." Diesen ersten rationellen (d. h. vernünftigen) und wirklich physiologischen Mediciner, welcher nur der nüchternen Erfahrung und nicht der hohlen Speculation Vertrauen geschenkt wissen wollte, hat man nun in der folgenden und zwar bis auf unsere Zeit schmählich mißverstanden und jeden Unsinn der rohesten Empirie, wie er heutzutage in der Rademacher'schen Quacksalberei hoffentlich seine höchste Höhe erreicht hat, in die Schuhe geschoben. So ist es denn gekommen, daß der einfache hippokratische Heilmittelapparat durch ganz kopflose Anwendung des ersten besten Mittels bei der ersten besten Krankheitserscheinung zu einem Wuste nichtsnutzigen Zeuges angewachsen ist, welches nur insofern noch hippokratisch genannt werden kann, als es allenfalls Pferde zu bändigen im Stande wäre. Noch heute passen **Plato's** Worte auf das betrogene arzneisüchtige Menschengeschlecht: „solche Kranke, die aus Unmäßigkeit und Faulheit keine Lust haben, von ihrer schädlichen Lebensweise abzulassen, richten durch alles Heilenlassen nichts aus, als daß sie ihre Krankheit bunter und größer machen; bevor sie nicht anfangen anders zu leben, wird weder Arznei, noch Brennen, noch Schneiden, noch Besprechen, noch Amulette, noch irgend etwas dergleichen das Mindeste helfen können." Nur noch **Erasistratos** (der schon vollständig den Aderlaß und die Purganzen verwarf), sowie **Hierophilus**, die ersten Lehrer der Schule zu Alexandrien (etwa 300 vor Chr. Geb.), gehörten noch zu den rationellen Medicinern, denn sie empfahlen Mäßigkeit, Bäder, Klystiere, Frictionen und Bewegung; sie tadelten die Thorheit solcher Aerzte, die aus allen drei Reichen Arzneimittel zusammensuchten, auch behaupteten sie, daß man mit ihren einfachen Mitteln weiter komme, als mit der Masse zusammengesetzter Arzneien. Mit diesen beiden alexandrinischen Aerzten hörte so ziemlich die vernünftige Heilkunst mit ihren einfachen physiologischen Mitteln ganz auf und es begann nun in der Medicin das lange Zeitalter der Quacksalberei.

Die **unvernünftige empirische Schule**, von den Griechen (250 vor Chr. Geb.) und den Römern (100 vor Chr. Geb.) gegründet, beschäftigte sich von nun an mit nichts anderem, als mit Arzneiversuchen und mit leeren Zänkereien darüber. Man wendete gegen jede in die Augen fallende widernatürliche Erscheinung oder Symptomengruppe irgend ein Mittel an, welches, sobald diese darnach verschwand, als Heilmittel gegen jene Erscheinung angesehen wurde. Man ahnete gar nicht, daß dasselbe Resultat auch ohne alle Arznei oder beim Gebrauche sehr vieler anderer, auch der unschuldigsten Mittel hätte erzielt werden können. Man wußte nämlich damals noch nicht, daß unser Körper von Natur so eingerichtet ist, daß Störungen in einem Theile desselben durch nothwendig nachfolgende anderweite Veränderungen allmälig wieder ausgeglichen werden. Was sagst Du nun aber, lieber Leser, dazu, daß dieselbe Wirthschaft mit den unvernünftigen Arzneiversuchen auch jetzt noch, wo die medicinische Wissenschaft die Heilkünstler doch aufgeklärt haben sollte, ganz wie damals fortdauert? Auch gab es damals unter den Empirikern schon eine Art von Homöopathen, die den Grundsatz hatten, man müsse bei krankhaften, in die Sinne fallenden Erscheinungen solche Heilmittel anwenden, die ähnliche Erscheinungen hervorzurufen im Stande wären. — Nach **Galen**, der noch einmal (150 nach Chr. Geb.), aber vergebens, den alten empirischen Unsinn zu stürzen und die hippo-

kratische Medicin wieder einzuführen versuchte, kam die Heilkunst, wie überhaupt die menschliche Vernunft, allmälig so herunter, daß nur noch mit Wallfahrten, Wundern, Magie, Reliquien, Amuletten, Teufelbannen, Exorzismen, kabbalistischem Unsinn und dergleichen gegen Krankheiten zu Felde gezogen wurde. Auch von diesen Mitteln trifft man in der Jetztzeit noch manche an und wer weiß, was die Zukunft davon wieder bescheeren wird. — Die Araber, die Erben der übrig gebliebenen Reste griechischer Weisheit, sorgten zur damaligen Zeit für die Heilkunst nur insofern noch, als sie eine unsinnige Masse von Heilmitteln, bisweilen aus 60, 70 und mehr Ingredienzen zusammengesetzt (Theriak, Mithridat) ersanden und im Jahre 765 in Bagdad eine öffentliche Apotheke stifteten. Daß sie solche schreckliche Thaten thaten, wird man erklärlich finden, wenn man weiß, daß der berühmteste arabische Arzt, Ebn Sina (oder Avicenna) behauptete, der Arzt dürfe eben so wenig als der Priester die Vernunft anwenden. — Im 10. und 11. Jahrhundert befand sich die Heilkunst fast nur in den Händen der Mönche und bestand natürlich bei dem damaligen Hange zum Wunderbaren und Abenteuerlichen, größtentheils aus Aberglauben, selbst dann noch, als die medicinischen Schulen zu Salerno (wo die Aerzte zuerst den Titel Doctoren und Magister erhielten), Montpellier, Paris und Bologna gegründet waren. Die Aerzte des 14. Jahrhunderts traf übrigens damals schon ihres vielen Medicinirens wegen der Spott und die Verachtung ihrer vernünftigeren Zeitgenossen und Petrarca schrieb in einem Briefe, welchen man auch jetzt noch recht gut unterzeichnen kann, die Worte: „daß durch die Medicin im Allgemeinen mehr geschadet als genützt werde, daß das leichtgläubige Volk meistens betrogen werde und daß der Arzt nicht durch das Unglück Anderer sich bereichern solle."

☞ Als durch die Buchdruckerkunst im 15. Jahrhundert die Wissenschaften und Künste wieder aufzublühen begannen, blieben die meisten Aerzte doch immer noch blinde Nachbeter ihrer unwissenden Vorgänger und abergläubische Verehrer der von diesen empfohlenen Arzneimittel. Die meisten derselben glaubten noch, daß die Krankheiten durch den Teufel, durch Zauberer und Hexen entständen; sie hätten am liebsten durch Verbrennen und Ersäufen die Kranken radical geheilt. Daß bei solcher Dummheit und zu einer Zeit, wo die Astrologen (Nostrodamus an der Spitze) sowie die Alchymisten (Goldmacher) und Universalmedicin- oder Lebensessenzen-Brauer mit den Suchern nach dem Steine der Weisen ihr Pfeifchen schnitten, einer vernünftigeren Heilkunst nicht auf die Beine geholfen werden konnte, ist leicht einzusehen. — Im Anfange des 16. Jahrhunderts erschien als Stern für alle zukünftigen Arzneimitteljäger Theophrastus Paracelsus, der fanatischste Charlatan und Kabbalist, den es je gegeben hat. Er bereicherte die Heilkunst mit Unmassen von Arzneikörpern, von Arcanis und Talismanen, und diese Bereicherung stieg in Folge der Entdeckung von Amerika und dem erwachenden Verkehr mit Ostindien in's Unglaubliche. Selbst im 17. Jahrhunderte noch, wo die wichtigsten Entdeckungen in der Anatomie und Physiologie gemacht wurden, blieb die Heilkunst in den Banden des Mysticismus und Aberglaubens; Amulette, sympathetische, Geheim- und Universalmittel spielten neben Medicamenten aus der alten und neuen Welt eine Hauptrolle. Die Sucht, möglichst viele Stoffe in einer Arznei zu vereinigen, wurde nie höher getrieben als damals. Uebrigens waren bald diese bald jene Klassen von Arzneimitteln an der Tagesordnung. Es scheint wirklich, wenn man diese früheren Zeiten mit der jetzigen vergleicht, als ob die Heilkünstler stets der Wissenschaft zum Aerger und Hohne gelebt hätten, auch heute noch steht die Heilkunst weit hinter der Wissenschaft zurück, heute noch kommen die unsinnigsten Mittel bald in bald aus der Mode, heute noch suchen die Aerzte nach Arcanis. Uebrigens hörte man damals doch schon einzelne Stimmen behaupten (Guy Patin), daß durch manche Arzneien mehr Menschen umgekommen wären, als durch den dreißigjährigen Krieg. Am heftigsten eiferte gegen die damaligen Aerzte Harvey; er theilte dieselben in sechs Klassen: in Eisendoctoren, die vorzüglich Eisenmittel verordneten; in Eselsärzte, welche Schwindsuchten mit Eselsmilch zu heilen vorgaben; in Jesuitenärzte, die das schädliche Jesuitenpulver (China) gaben; in Wasserdoctoren, die alle Krankheiten mit Mineralwasser heilen wollten; in Fleischdoctoren, die Freunde der Blutentziehungen, und in Dreckdoctoren, die Empfehler der ausleerenden Mittel. Als um diese Zeit der Taback und Thee allgemeiner eingeführt wurde, boten sich die Gewinnsucht der Aerzte und der holländischen Kaufleute einander die Hand; so gab Bontekoy folgende Lehre zur Verlängerung des Lebens: „rauche unaufhörlich Taback und trinke beständig Thee oder im Nothfall Kaffee, und bediene dich des Opiums, so oft dir etwas fehlt." — Im 18. Jahrhunderte findet man ein buntes Durcheinander von Heilmethoden; hier mußten die Kranken bei dem einen Arzte schwitzen, beim andern Blut lassen; Der vomirte, Jener purgirte; was dem Patienten fehlte, wußten sie natürlich alle zusammen nicht. Die Heroen dieser Zeit sind Hoffmann, Stahl und Stoll. Fr. Hoffmann erwartet sehr viel von der Naturheilkraft, war ein großer Freund der diätetischen Behandlung und namentlich der äußern und innern Anwendung des Wassers; Stahl dagegen hielt auf Ausleerungen durch Schweiß und verordnete Aderlässe, Brech- und Purgirmittel; er verkaufte übrigens nebenbei, wie auch Fr. Hoffmann, verschiedene Arcana und führte die unsinnigen Präservativaderlässe ein. Stoll, der den Grund der meisten Krankheiten in einer Gallenveränderung und in Unreinigkeiten im Bauche suchte, kurirte fast nur mit Brech- und Purgirmitteln; Brown und Girtanner kämpften bei einer Krankheit immer nur entweder gegen heftige Erregung oder gegen Schwäche; ähnlich kurirte Rasori. — Das 19. Jahrhundert zeichnet sich bis jetzt noch durch keine rationellere Heilkunst vor dem achtzehnten Säculum aus; im Gegentheile, hier schossen und wachsen noch jetzt eine Menge der widersinnigsten Heilmethoden, geheime und Apothekermittel, zur Praxis berechtigte und unberechtigte Heilkünstler, kalte und warme Wasseranstalten zusehends empor, trotzdem daß die medicinische Wissenschaft eine ganz bedeutende Höhe erreicht hat. Während zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich Broussais fast alle Krankheiten einer Magen- und Darmentzündung, wenigstens einer Entzündung zuschrieb und deshalb alles mit Blutentziehungen kurirte, betrachtete man (die sogen. naturhistorische Schule) in Deutschland die Krankheit als ein für sich bestehendes Etwas, als eine feindliche Macht, ja sogar als eine parasitische Person, die sich mit der Lebenskraft unseres Organismus, wie Engel und Teufel um unsere Seele stritten. Der Engel bemüht sich (wie Henle sagte) seinen Gegner todtzuschlagen und dessen sterbliche Reste aus irgend einer der natürlichen Oeffnungen unseres Körpers hinauszuschmeißen; ihm muß natürlich vom Arzte beigestanden werden. Häufig unterliegt aber der Engel, trotz des Beistandes von Seiten des Arztes. Noch jetzt giebt es solche naturhistorische Heilkünstler und diese forschen fortwährend nach neuen Waffen (Arzneimitteln) und entwerfen Schlachtpläne (Heilmethoden), um die feindliche Krankheit zu überrumpeln und mit Pulver und Blei oder mit Kartätschen (Pillen) zu vernichten. — Um die allgemeine Confusion im Reiche des Aesculap vollständig zu machen (sagt Steudel in seiner, auch vom Laien lesenswerthen Schrift: „die medicinische Praxis, ihre Illusionen und ihr Streben zur Gewißheit," sehr gut), erschien nun die Homöopathie und stellte Grundsätze auf, welche aller Erfahrung und dem gesunden Menschenverstande Hohn sprechen, und nur der Umstand, daß es in der Heilkunst noch nie einen Unsinn gegeben hat, der nicht seine Vertheidiger und Anhänger gefunden hätte, läßt es begreiflich erscheinen, daß es Männer gab und noch giebt, welche glauben, daß ein Naturgesetz, welches keine Ausnahme macht, unwahr sei für die Arzneimittel, indem sie annehmen, daß deren Wirksamkeit mit ihrer Verdünnung und Abnahme gerade an wirksamem Stoffe zuzunehmen fähig sei. Doch hat die Homöopathie trotz ihrer unsinnigen Grundprincipien das Gute gehabt, daß sie zeigte, wie viel durch bloße diätetische Behandlung, ohne alle Medicamente, zu erreichen sei. Es ist übrigens sehr zu bedauern, daß Hahnemann bei der Verkleinerung der Arzneigaben nicht noch einen Schritt weiter ging und die letzte Täuschung fallen ließ, welche in den Pülverchen und Kügelchen besteht, womit den Kranken der erforderliche Sand in die Augen gestreut wird. Wir wären heute weiter und brauchten nicht vor Hahnemann's Denkmal die Augen niederzuschlagen, wenn dieser Mann damals schonungslos die Wahrheit ausgesprochen hätte, daß unser ganzer Arzneischatz unnützer Kram sei. So aber wächst die Heilkünstelei mit Arzneimitteln zusehends, die Heilkünstler bringen sich durch ihre fortwährenden Widersprüche und den schnellen Wechsel ihrer Systeme immer mehr um den Credit und aller Orten tauchen jetzt Feinde der legitimen Heilkunst als wassersüchtige Heilkünstler, trockene Semmeldoctoren, Magnetiseure, Geheimmitteler, Somnambulen, Kräuterweiber u. s. f.

auf. Am betrübendsten ist es aber, daß sich selbst die meisten derjenigen Aerzte, denen die großartigen Fortschritte der medicinischen Wissenschaft nicht fremd geblieben sind (die sogen. rationellen oder physiologischen Mediciner), doch von dem allgemeinen Strudel fortreißen lassen und nicht um ein Haar weniger quacksalbern, als die unwissenschaftlichsten Heilkünstler. Fragst Du warum? so heißt's: mit so unwissenden und abergläubischen Kranken ist ja nichts Vernünftiges anzufangen. Und allerdings scheint es auch wirklich so, denn vernünftige diätetische Vorschriften werden von den meisten Kranken verachtet und nicht honorirt, während sie für ein Recept, ein Pülverchen, ein Geheimmittel und dergl. schwärmen und dabei das Geld so gut wie zum Fenster hinauswerfen. Kurz, in Sachen der Heilkunst steht es heutzutage so, daß dieselbe weit hinter der Wissenschaft zurückgeblieben ist und sich, trotz des täglich wachsenden Wustes von Arzneimitteln und von Heilmethoden doch in einem ganz erbärmlichen Zustande befindet und zwar blos deshalb, weil die Menschheit über sich und über das, was in der Natur vorgeht, in der größten Unwissenheit lebt. Soll denn das nie anders werden?

(Ueber die Heilkunst der Jetztzeit in einem spätern Aufsatze.)

(B.)

Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von Friedrich Georg Wieck.

Die wollenen Lumpen.

„Nur die Lumpe sind bescheiden."
Goethe.

Lumpen sind allerdings eine bescheidene Waare. Es sind die Ueberbleibsel unserer Gewänder und Kleidungsstücke, unserer Bett- und Möbelüberzüge, unserer Decken und Teppiche, unserer Segel und Netze, unserer Stricke und Emballage. Das endliche Loos aller unserer schönen leinenen, baumwollenen, wollenen und seidenen Stoffe ist: zu Lumpen zu werden. Die Spitzenhaube und das Züchtlingshemd, Bettlerkittel und Königsmantel: als Lumpen werden sie sich alle gleich und müssen es sich gefallen lassen, sortirt zu werden, nicht nach dem gewesenen Zeugwerthe, sondern nach dem jetzigen Lumpenwerthe: in Schwarz aus wollenen Lappen u. s. w., Filtrir zu Löschpapier; Pack, grobe aus Säcken und dergleichen, auch Schrenz genannt; Concept, Adler, Kanzlei und Post aus mehr oder minder feinen baumwollenen und leinenen Zeugen. Die theuren Wollenstoffe und die kostbaren stolzen Seidenzeuge sind die werthlosesten Lumpen, weil man aus ihnen nicht das schöne weiße Papier machen kann: den Träger unserer Gedanken, den Vermittler unserer Empfindungen, den Trost aller verkannten Dichter, die Hülfe bedrängter Schuldner und die, wenn auch oft trügerische Hoffnung lange hingehaltener Gläubiger, das Spielzeug der Börse und die Stütze der Finanzwirthschaft.

So bescheiden nun auch die Lumpen sind, so anmaßlich werden sie, wenn sie sich in Papier verwandelt haben. Das bescheidenste Linnen wird das alleranmaßlichste Velinpapier, während der Frack der feinen Gesellschaft sich als — Löschpapier in derselben nicht mehr sehen lassen kann.

Unsere nachdenkenden Leser werden es daher sehr begreiflich finden, daß Lumpen oder Hadern, wie man sie auch wohl nennt, einen höchst wichtigen Handelsartikel ausmachen, der, wie alle Papierfabrikanten klagen, von Tage zu Tage verhältnißmäßig theurer und seltener wird, weil die Papierfabrikation überall doch noch rascher fortschreitet als die — Zerrissenheit. In einigen Ländern bestehen Ausfuhrverbote von Lumpen, während man fertige Zeuge willig herein läßt, so daß es fast den Anschein gewinnen könnte, als müsse die Erzeugung von Lumpen gute Rechnung geben.

Wir haben gesehen, daß die Lumpen gleichsam als abgestorbene Zeuge zu betrachten sind, die sich in der Form von Papier wieder beleben. Dieses geht in Makulatur, in Spähnen und in mancher andern Form wieder zu Grunde in den Holländern der Papierfabriken und stellt so ein anschauliches Bild des Kreislaufs der Materie, der steten Verjüngung des Stoffs auf! Eine Fabrikation der neueren Zeit giebt zu dieser Behauptung einen neuen Beleg. Jeder, der über den Lumpenartikel nicht so ganz leicht hinweg denkt, wird sich fragen, wo denn die vielen wollenen Lumpen, die, wie unschwer einzusehen ist, nur in sehr geringer Menge für ganz gemeine Papiersorten verwendet werden, endlich hinkommen? Die Antwort darauf ist, daß sie endlich, nach mancherlei Schicksalen, über deren Schilderung wir hinweggehen wollen, so weit herunterkommen, daß sie — wenigstens vor noch nicht langer Zeit, und zum Theil auch noch jetzt — als Dünger auf's Feld gefahren werden müssen.

Jene neue Fabrikation hat sich nun inzwischen jener armen alten Lumpen angenommen, vorausgesetzt, daß sie aus ungewalkten Zeugen herrühren, daher u. A. von Strumpfzeugen, Merino's, Thibets, Flanellen u. s. w., und vorzugsweise nimmt sie auf Stoffe aus Kammgarn Rücksicht. Jene gutsortirten, wollenen Lumpen nimmt nun die Fabrikation, wäscht sie zuförderst rein aus und bringt sie, zuweilen gleich unter Wasser, in eine Maschine mit rasch umlaufenden sägenartigen Blättern.

Diese zupfen, zerren und reißen endlich die Fäden auseinander, so daß dieselben sich wieder in ihre ursprünglichen Wollfasern auflösen.

Hat die schlaue Fabrikation es so weit gebracht, so bringt sie jene neuaufgezupften Wollfasern mit ein bischen frischer Wolle vermischt, in die Wollkratze. In derselben entsteht nun eine zarte, lockere Wollwatte und aus dieser wird endlich auf den bekannten Spinnmaschinen mit ungemeiner Geschwindigkeit ein neuer Faden gesponnen. Die weitere Verarbeitung jenes Fadens auf dem Webstuhle zu allerhand Zeugen, erklärt sich von selbst. Augenscheinlich ist ferner, daß in Folge der Vermischung der verschiedenen Farben in den wollenen Lumpen — es wäre denn, man sortirte sie vorher nach der Farbe — eine Melirung entsteht, die in der Regel die Eselsfarbe oder, wenn man lieber will, die Mausfarbe besitzt. Auch sind die aus der Lumpenwolle (franz. Chiffons de laine engl. Shoddy wool) gefertigten Zeuge nicht so haltbar und können nicht so fein gemacht werden, als die aus frischer guter Wolle gefertigten. Jedoch, sie sind wohlfeiler; und was thut nicht ein guter Hausvater oder eine gute Hausfrau in dieser theuren Zeit, wo es so viele Ausgaben giebt, um nur etwas recht wohlfeil zu erhalten!

Kaum bleibt ein Zweifel, daß gewisse Waaren aus England, wo die Fabrikation aus Lumpenwolle schon eine geraume Zeit lang betrieben worden ist, lumpenwollig nach Deutschland eingeführt werden. So lesen wir u. A. in einem ganz neuen Geschäftsberichte aus Leeds: „Eine der vortheilhaftesten und am schwunghaftesten betriebene Fabrikation in der Umgegend von Leeds, ist in Batley und Nachbarschaft angesiedelt. Sie besteht in der Wiederverarbeitung von Wolllumpen in Vermischung mit etwas neuer Wolle. Man fertigt allerlei Stoffe, wesentlich für Männertracht daraus. Die metirten Witneys (ein Beinkleiderstoff) sind darin ein sehr gangbarer Artikel." In Sachsen haben sich zu verschiedenen Zeiten mehrere Unternehmer ebenfalls angelegen sein lassen, beregte Fabrikation einzuführen. Da dieselben aber nur die Lumpenwolle erzeugten, nicht zugleich aber fertige Waare machten, so fanden sie Schwierigkeiten, denen gegenüber sie die Fabrikation wieder einstellten. Unseres Wissens giebt es jetzt im nördlichen Deutschland nur in Borna und in Ruhla zwei Fabriken, welche die Lumpenwolle auf Filzwaare verarbeiten; dahingegen besteht in Baden eine bedeutende Fabrik, welche dem Vernehmen nach dreihundert Arbeiter beschäftigt, und jene Wiederbelebung alter Wollstoffe, die „Phönix-Wollerzeugung" in großem Maßstabe und mit aller Vorsorge betreibt. Zumal fehlt es nicht an Reinigungsanstalten, Wasch- und Badehäusern für die Arbeiter.

Unserentheils können wir vom gewerblichen Gesichtspunkte jene Fabrikation nicht als bedenklich betrachten, vorausgesetzt, daß

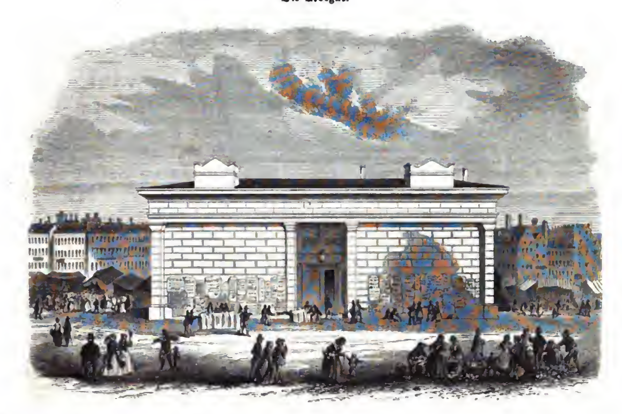
die Waare dafür verkauft wird, was sie ist; und daß dies auch geschehe, irgend eine Sicherheit gegeben sei. Man erlasse uns hier Vorschläge dazu! Daß sich aber eine Fabrikation vor dem öffentlichen Verdachte hütet: Lumpenwolle zu verarbeiten, muß Jedermann billigen. Welche Wunden sind der deutschen Leinwandmanufaktur dadurch geschlagen worden, daß man Baumwolle unter die Leinwand mischte und es nicht sagte!

Die Vernichtung haben wir also besiegt in der Wolle. Es handelt sich jetzt um die Seide. Trotz unserem Geschick stehen wir darin den Chinesen nach. Diese kleben einzelne Lappen mit dem Firniß Sit-si wieder zu ganzen Stücken zusammen und bedrucken sie dann auf's Neue.

Bilder aus dem Pariser Leben.

Von einem deutschen Arzte.

Die Morgue.



Wer von den Höhen des lateinischen Viertels herab und aus seinen schmutzigen, engen, dunklen Gassen an der Seine heraustritt, schreitet gewöhnlich unbekümmert um seine nächste Umgebung, die Blicke auf die graziösen, träumerischen Thürme von Notre-Dame geheftet, über die steil aufsteigende Brücke von St. Michel und weiß, an den ersten Häusern wieder angekommen, gewiß nicht, daß er an dem alten Marché neuf und an der Morgue vorbei, an einem der schauerlichsten, seltsamsten und zugleich praktischesten „Institute" neuer Polizei vorüber geeilt ist.

Er hat sich nicht gefragt, was das nicht allzugroße, dunkle, massive Häuschen vorstelle, das knapp am schmalen Seine-Arme angeklebt, wie die Wachthütte des Polizeipostens schweigend dasteht, gleichsam die doppelte Reihe grüner Regenschirme commandirend, welche die ewigen Buden des Neumarktes repräsentiren. Er hat vielleicht nicht die großen Wunder von Paris bemerkt, die sich auf der Brücke unter seinen Blicken offenbarten, einen Pariser Schuhflicker, jetzt Mineralienhändler, der ohne Hammer und Löthrohr, ein Kind des Pariser Pflasters, die Wunder Gottes in den Steinen kennt und um zwei bis fünf Sous verkauft, klassifizirt, rubrizirt, etikettirt und putzt .... oder der Mann mit den drei Schuh langen besenartigen Haaren, der seine Pommade verkauft, oder den Kaninchenhändler, oder aber den Bajazzo, der täglich um vierzig Sous mehr Witz und Geist verschleudert, in Wind und Wetter und in dumme Ohren, als mancher Humorist, oder endlich die Schaaren der Neugierigen, die über die Brüstung der Brücke gelehnt stundenlang einem langweiligen Angler zusehen, der unten am Flusse sitzend, seinem Weibe entfloh.

Paris ist so reich an abwechselnden Unterhaltungen, daß selbst die überall gewesenen Menschen vor Wonne zerfließen, wie sollte man also Angesichts von Notre-Dame noch Zeit und Augen haben, auf All' das zu achten, was die Brücke St. Michel und der Marché neuf enthalten! — — — Und doch steht hier die Morgue, jenes dunkle, massive Häuschen, nach welchem der Pariser zuerst eilt, noch bevor er sich bei der Polizei Raths erholt, wenn ihm ein theures Wesen, ein Bruder, eine Schwester, oder Vater oder Geliebter plötzlich verloren gegangen, der in das Gewirre der Stadt ging und nicht heim kehrte; das Häuschen, worin ein Theil von Paris vor Schauer nie den Fuß setzt und der andere, wie in's Schauspielhaus täglich eilt, um sich gerade jene Dosis Schauer zu holen, der diesen nach Aufregung lechzenden Gemüthern zur nothwendigen Labung geworden ist.

Die Morgue ward an dem Arm der Seine in die arme Cité gesetzt, am Eingange vor den gleich armen Quartieren St. Jacques und Marceau, von denen es eben die Brücke St. Michel trennt, zwischen der Polizeipräfektur und ihren Gefängnissen, dem Justizpalaste und dem großen Spitale Hôtel-Dieu. Hier werden die Leichen oder die Leichentheile von Personen aufgenommen, deren Namen oder Familien unbekannt geblieben sind. Was man aus der Seine an unbekannten Körpern fischt oder in den Gassen, Cloaken und Speiunken der Stadt auflieſt, alle Leichname von Menschen, welche Laster, Elend oder Verzweiflung oder der Mörderdolch aus der Welt geschafft und auf die Straße geworfen — sie kommen in diese Hallen, deren Wände schon Scenen des Jammers und des Wiedererkennens gesehen, wie kein anderes Gebäude der Erde.

Durch die einzige Thür tritt man in einen mit Steinen gepflasterten Raum, der an hundert Personen fassen kann. Rechts von der Thüre sind die dem Publikum verschlossenen beschränkten Localitäten des Beamten, der die Bücher führt, des Arztes, welcher mit einer Untersuchung beauftragt wird, und der zur Reinhaltung der Anstalt bestimmten Diener. Wohnungen befinden sich keine darin. Links von der Thür hinter drei großen Schaufenstern, von denen das Publikum durch eine eiserne Schranke in einiger Entfernung gehalten wird, erblickt man auf geneigten Steintafeln die nackten Verunglückten, auf die ein Wasserstrahl fortwährend geleitet wird, während zu ihren Köpfen an der Wand die zu ihnen gehörenden mitgefundenen Kleider und Geräthschaften u. dgl. aufgehängt sind. Diese sämmtlichen Reste bleiben hier ausgesetzt, bis sie erkannt werden. Die Verwandten oder Bekannten können sie dann zurückfordern und haben nur ganz unbedeutende Kosten zu entrichten. Das jetzige Gebäude besteht erst seit 1835.

Von 1836 bis 1846 wurden hier 3341 Leichen und 94 Leichentheile ausgesetzt, wovon nur 378 unerkannt blieben; unter 8 Ausstellungen haben also 7 ihren Zweck erreicht.

Oft schweigt diese Morgue wochenlang, das geöffnete Thor sperrt sich langweilig auf, nur einzelne unentbehrliche Besucher, die Stammgäste des Schauers, treten schüchtern ein, werfen einen enttäuschten Blick auf die wenigen Lumpen, die von verwesten Leichen allein noch übrig geblieben an den schwarzen Nägeln hängen. Die Steintische sind trocken und leer und das sonst nasse Pflaster des Zuschauer-Raumes glänzt staubig im matten Tageslichte.

Plötzlich aber, ohne daß eine Zeitung vielleicht das Schauspiel ankündigt, wimmeln die Umgebungen des finstern Häuschens. Der Bajazzo, der Kaninchenhändler und der Mann mit den langen, besenartigen Haaren schreien ihre Wunder und Witze aus, der Mineralog kramt seine schönsten Krystalle auf der Brüstung der Brücke aus und die Gaffer, welche die Kunst der Angler bewundern, erdrücken einander, bevor noch ein einziger Fisch seine Albernheit bereut. — — Es ist ein Tag der Morgue, die Fischer haben einen Pariser aus der Seine gezogen, oder in irgend einem „häuslichen Leben" hat die Polizei ein Mittelding zwischen Tod und Mord, zwischen Krankheit und Selbstmord gefaßt.

Das große Volk der Pariser, Mann und Weib, Greis und Kind, Reich und Arm, Publikum und Kritiker, Polizei und Taschendiebe sind auf den Beinen, vor und in der Morgue, und der Beamte spitzt die Federn, um „die Mähre zu erzählen eines Menschen, der an sich und der Welt verzweifelte", oder den ein „mitfühlendes Geschöpf" um einiger Groschen willen erschlug.

Dann liegen auf den geneigten Steintischen die blau aufgedunsenen Glieder eines „Unbekannten", der „vierzehn Tage im Wasser geblieben", oder die rothgestreiften Züge eines Erstochenen, oder das schwarz unterlaufene Gesicht „eines erhängt Gefundenen".

Wer ist's? Woher kam er? Wer brachte ihn? Niemand kann Antwort geben und jeder fragt. Die Weiber voran, die Kinder zur Seite und die Provinzialbewohner in dichten Schaaren fragen, zweifeln und erzählen Geschichten, um einander die Haare zu Berge zu treiben. Der Doctor in seinem „Arbeitszimmer" hat der Polizei seinen unentbehrlichen Fingerzeig gegeben; die Polizei hat seine feinhörigen Agenten ausgeschickt, die in allen Trachten unter das Publikum gemischt, meinen und zweifeln, klagen und spotten, streiten und declamiren, und an jedem Ohr und Herzen horchen, wo sich vielleicht ein böses Gewissen oder eine berauschte Zunge verrathe.

Neben der blauen Blouse und den nägelbeschlagenen Schuhen des armen Tagelöhners glänzen an den schwarzen Nägeln die lackirten Stiefeln und der feine schwarze Rock des wohlhabenden, des ruinirten oder des abenteuernden Boulevardkindes und die alten Fetzen des Weibes aus dem Volke triefen neben den seidenen Flittern der „Geliebten", die ein eifersüchtiger oder ein diebischer Liebhaber abseits geführt hatte.

In dem nahen Justizpalaste sitzt der Instructionsrichter mit seinen Schreibern bereit, jede Aussage, die ihm dienlich scheint, mit einer Anweisung auf zwei Francs zu belohnen, und in der eben so nahen Polizeipräfectur laufen einander die witternden Agenten die Zehen ab.

In der höhern Gesellschaft von Paris muß ein Unglück dramatisch aussehen, um die Ehre zu verdienen, daß man von ihm spreche... in der großen untern Gesellschaft muß ein Fall mit der Morgue, mit der Polizeipräfectur und mit dem Justizpalaste in naher Berührung stehen, um in allen Familien, in allen Garküchen, in allen Werkstätten beredet und berüchtigt zu werden, um auf allen Märkten gesungen zu werden, in Verse gebracht und von der Drehorgel begleitet, nach der beliebten Melodie: „Ein Vöglein kam an's Fensterlein ꝛc."

Darauf verfällt die Morgue wieder in ihr finsteres Schweigen, die Stammbesucher, allein treu, nahen sich wieder schüchtern, der Bajazzo, der Mann mit den langen besenartigen Haaren verschwinden.... der Untersuchungsrichter und die Kanzleien der Polizeipräfectur schreiben und schreiben, die genialsten Agenten der Polizei bewahren in ihren fernsten geheimsten Gehirnfalten die unbestimmten, farblosen Schimmer von Spuren, auf die sie der Zusammenlauf in der Morgue gebracht und Tage, Monate, wohl auch Jahre vergehen.... Plötzlich faßt eine Hand mitten in seiner unschuldigen Zerstreuung und Sicherheit einen Schuldigen, der vor so langer Zeit einen Streich gethan, von dem die Morgue so leise erzittert hatte, als die Volksmenge zuströmte.

Dann enthält die Tribunal-Zeitung einen kurzen Artikel, „wie von ungefähr eines der gefährlichsten Subjecte in's Garn gelaufen".... die Assisen hallen von den glänzenden Anklageakten und Vertheidigungen wider und wiederum eines Tages sagt uns ein kurzer Brief der Tribunal-Zeitung, daß am genannten Datum die menschliche und göttliche Gerechtigkeit gesühnt ward von dem....

Die Morgue aber steht anspruchlos da, Tag für Tag, „eine Mausefalle", wie die Polizei-Agenten sie nennen, „eine nützliche Secirschule", sagt der Mediciner, „eine gräßliche Baracke" ruft der Bürger aus, „ein ganz profitabler Platz", meint der Mann mit den langen Haaren, „pfui, ein schreckliches Wort", entsetzt sich die elegante Welt.

Blätter und Blüthen.

Kriegsrath Klepper. Wer wollte es in Abrede stellen, daß unsere Zucht- und Besserungshäuser selbst der bessern Zucht und der Verbesserung oft mehr bedürfen, als viele der in ihnen eingesperrten Verbrecher; daß namentlich die Benennung „Besserungsanstalten" eine bittere Ironie ist. Geschieht nun gleichwohl auf diesem Gebiete sehr wenig, diese Anstalten ihrem Zwecke entsprechender zu machen, so verdienen die Anstrengungen einzelner Männer um so mehr die öffentliche Anerkennung, da sie meistens mit eigener Aufopferung verbunden sind, und auf allgemeine Anerkennung, auf prunkenden Lohn kaum rechnen können, indem die Mehrzahl der Menschen von dem Kreise ihres stillen Wirkens die Blicke mit Geringschätzung oder Ekel abwendet. Deshalb haben wir das Streben Appert's mit lebhaftem Interesse verfolgt, und ihm die vollste Anerkennung gezollt, obgleich die Früchte desselben bis jetzt noch nicht segensreich zu Tage gefördert worden sind. Deshalb stimmen wir aus vollem Herzen in das Lob, welches dem Spanier Montesinos, Director des Gefängnisses in Valencia, in Nr. 47 der Gartenlaube von 1853 gezollt wird. Eben deshalb aber finden wir uns auch veranlaßt, der Vergessenheit das Andenken eines deutschen Landsmannes zu entreißen, der auf dem gleichen Gebiete mit Montesinos in unserer Zeit viel Gutes geleistet hat, und wenn auch nicht in einem kleineren Wirkungskreise gleich dem Spanier so wahrhaft Ausgezeichnetes, dafür in einem weit ausgedehnteren viel Gutes, so daß die Summe seines Verdienstes kaum geringer sein dürfte.

Klepper, Königlich Preußischer Kriegsrath, ein Mann, der noch in späterem Alter das Gemüth eines Kindes bewahrte, der kein größeres Vergnügen kannte, als Werke der Wohlthätigkeit und Menschenliebe zu üben, hatte sich während der Freiheitskriege bei der Verwaltung der Lazarethe rühmlichst ausgezeichnet. Man fand dabei Gelegenheit, seine seltene Aufopferungsfähigkeit und Selbstverläugnung, sowie seine wahre Menschenliebe kennen zu lernen, und dies gab Veranlassung, ihn in den Zwanziger Jahren mit einer Revision sämmtlicher Strafanstalten der preußischen Monarchie zu beauftragen. Er wurde von dem Ministerium mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen, und sämmtliche Directoren, Ober- und Unteraufseher aller den Civilgerichten unterworfenen Zucht-, Straf-, Corrections-Arbeitshäuser, oder welchen Namen immer dergleichen Anstalten führen mögen, erhielten den Befehl, seinen Anordnungen unbedingte Folge zu leisten, und in besonderen Fällen stand ihm unter seiner persönlichen Verantwortlichkeit sogar das Recht zu, niedere Beamte augenblicklich von ihrem Amte zu suspendiren oder ganz abzusetzen. So kam es denn, daß

sein Name durch das ganze Land von den Zuchthausbeamten bald eben so sehr gefürchtet als von den Züchtlingen gesegnet wurde. Denn so weichmüthig er im gewöhnlichen Leben war, so unnachsichtlich strenge zeigte er sich, wo es die Bestrafung unmenschlicher, grausamer oder roher Zuchtmeister galt, und bald hörte man von zahlreichen Absetzungen bei dem Aufsichtspersonale der Gefängnisse. Sein Augenmerk war zunächst auf eine bessere, menschlichere Behandlung der Sträflinge gerichtet, denn eine durchgreifende Reorganisation des ganzen Strafsystems und der innern Einrichtung der Zuchthäuser lag außerhalb seiner Machtvollkommenheit, obgleich er die Instruction hatte, dazu nach den zu sammelnden Erfahrungen Vorschläge zu machen.

Klepper wußte wohl, wie wenig offizielle Revisionen dahin führen, die Wahrheit zu ergründen; deshalb nahm er die seinigen häufig incognito, unter irgend einer unscheinbaren Maske vor, in der Tasche die gefürchtete Vollmacht, die ihn in den Stand setzte, im Fall der Noth augenblicklich mit Energie einzuschreiten. Ein mehrfach von ihm angewendetes Mittel, auf praktische Weise zu der Kenntniß der Behandlungsart zu gelangen, der die Gefangenen hier und dort unterworfen wurden, war, daß er sich arretiren ließ, um so an sich selbst die gewünschten Erfahrungen zu machen. Er besuchte zu diesem Zwecke häufig solche Orte, von denen es bekannt war, daß dort Prügeleien zu Verhaftungen en masse führten, bei denen es dann natürlich hieß: Mit gefangen, mit gehangen, und wo der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden mußte. Diese Absicht erreichte er auch eines Abends in einer Tabagie Berlins, und er wurde mit einem ganzen Schwarm Arretirter, unter denen sich auch mehrere Frauen und Mädchen befanden, nach dem sogenannten Ochsenkopf transportirt. Hier angekommen, wurde der ganze Schub in ein Gemach gesperrt, ohne daß man es nöthig fand, zuvor die Geschlechter zu sondern. Klepper murrte darüber laut, allein durch einige derbe Worte des Schließers zur Ruhe verwiesen, schwieg er, um den weitern Verlauf der Dinge abzuwarten. Das Gemach, in dem er sich mit allen Uebrigen befand, und in welchem eine undurchdringliche Dunkelheit herrschte, war so eng, daß unmöglich Alle darin Platz zum Liegen hätten finden können, und so suchte sich Jeder, so gut es gehen wollte, einzurichten, um den Rest der Nacht zuzubringen, denn vor dem vollen Tage ließ sich auf keine Erlösung rechnen.

Klepper hatte einen Platz in der Nähe der Thür eingenommen und lauschte hier, oft mit Schauder, auf die Unterhaltung seiner rohen Umgebung. Da wurde das halblaute Geflüster durch gellendes Schmerzensgeschrei unterbrochen. Eine Frau war plötzlich auf eine Weise erkrankt, welche augenblickliche Hülfe verlangte. Klepper klopfte daher mit gewaltigen Schlägen an den Schieber in der Thür, und bald fragte eine Schildwache, was es gäbe. Klepper sagte es und bat, den Schließer zu benachrichtigen, damit er ärztlichen Beistand herbeischaffe. Brummend entfernte sich die Schildwache mit der Aeußerung, das würde wohl keine so große Eile haben. Und in der That vergingen zehn Minuten, es verging eine Viertel-, endlich eine halbe Stunde, ohne daß der Schließer kam. Während dessen aber war das Geschrei der armen Frau immer kläglicher, immer herzzerreißender geworden, und Klepper donnerte nun ununterbrochen und aus allen Kräften mit Händen und Füßen gegen die Thür und forderte die Zunächststehenden auf, ihn in seinen Bemühungen zu unterstützen. Diese aber verweigerten jede Hülfsleistung der Art, indem sie lachend sagten: „Na, warte nur, Dir wird der Schließer den Dank für Deine Menschenliebe auf den Rücken schreiben.“

Und es schien, als sollte ihre Prophezeihung sich verwirklichen, denn schon nach wenigen Minuten kamen eilige Schritte herbei, und an dem Rasseln des schweren Schlüsselbundes erkannte man den Schließer. „Na, warte nur, Kerl, Du sollst daran denken!“ brummte er, während er die Thür aufschloß und alle Gefangenen scheu aus der Nähe des Ruhestörers zurückwichen, um ja nicht mit diesem verwechselt oder als dessen Mitschuldige betrachtet zu werden.

Kaum hatte der Schließer die Thür geöffnet und die Laterne neben sich auf den Fußboden gesetzt, als er mit dem Ausrufe: „Verfluchter Kerl, was soll das heißen!“ auf Klepper eindrang und dazu hoch die Peitsche schwang. — „Zurück!“ donnerte ihm Klepper entgegen. „Er wird hier Niemand mehr unmenschlich behandeln, denn ich entsetze Ihn seines Postens! — Ich bin der Kriegsrath Klepper!“ — Zugleich hielt er ihm mit drohenden Blicken seine Vollmacht entgegen.

„Gnade, Herr Kriegsrath!“ stammelte erschrocken der Schließer, und sank auf die Knie vor dem Zürnenden, dessen unerbittliche Strenge er kannte und der ihn bei einer frühern Gelegenheit bereits ernst verwarnt hatte.

Ohne eine weitere Antwort zu geben, gebot Klepper: „Jetzt rasch Hülfe geschafft für diese arme Frau. Das Uebrige wird sich finden! — Und für hinlängliche Beleuchtung gesorgt!“

Mit zauberhafter Schnelligkeit wurden die Befehle befolgt, doch bei der Absetzung des Schließers blieb es!

Leider wurde der Kriegsrath Klepper bald darauf seinem segensreichen Wirken durch schwere körperliche Leiden entzogen, welche eine Folge seiner Thätigkeit in den Lazarethen waren. So blieb sein schön begonnenes Werk unvollendet, obgleich man mancherlei Verbesserungen anerkennen muß, die seit jener Zeit in dem Zuchthauswesen Preußens eingetreten sind. Ist aber der Name Dessen, dem man, wenigstens zum großen Theile, den ersten Impuls dazu verdankt, hinlänglich gekannt und geehrt? — Längst ruht er in kühler Erde, doch segensreich hat sein Streben ihn überlebt. — Möchte er bald einen edeln Nachfolger finden, der kräftig und würdig in seine Fußstapfen tritt.

Für Mütter. Unter dem Titel: **Die Benutzung der ersten Lebenstage des Säuglings zu dessen Eingewöhnung in eine naturgemäße Lebensordnung** ist so eben ein kleines aber beherzigenswerthes Büchlein von Dr. Besser (Göttingen bei Wigand) in zweiter Auflage erschienen. Wenige Aeltern wissen oder beherzigen es, daß gerade diejenige Erziehung oder Gewöhnung, welche dem neugeborenen Erdbürger in seinen ersten Lebenswochen zu Theil wird, für die ganze Entwickelung seines späteren Charakters und Benehmens von überwiegender Wichtigkeit ist. Dr. Besser hat die Hauptregeln, welche bei der Pflege eines gesunden Neugeborenen in den ersten paar Lebenswochen streng beobachtet werden müssen, auf drei zurückgeführt:

1. Vom ersten Tage an werde eine Nachtzeit, etwa von 9 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens, ausschließlich als Zeit der Ruhe für das Kind und die Mutter beobachtet und dem Kinde daher in dieser Zeit schlechterdings keine Nahrung gereicht.

2. Die Zeiten, wo das Kind den Tag über genährt wird, sollen festbestimmte sein, und dasselbe soll in keinem Falle öfter als viermal täglich Nahrung erhalten (also diese nicht, wie es üblich, durch Schreien ertrotzen dürfen).

3. Das neugeborne Kind soll in den ersten paar Wochen niemals umhergetragen, gewiegt oder geschaukelt werden.

Auf diese Weise soll das Kind bei Zeiten gewöhnt werden, in Befriedigung seiner Bedürfnisse Ordnung zu halten und seine Launen (oder Langeweile ꝛc.) nicht durch ertrotzte Beschwichtigungsmittel zu befriedigen.

Dr. R.

Pariser Geschichte. Eine mysteriöse Neuigkeit trauriger Natur geht heute von Mund zu Mund. Es handelt sich um einen Mord, den ein bekannter Kaufmann im Quartier des Champes Elysées an seiner Frau verübt hat. Nach vollbrachter That hat er sich alsbald nach dem benachbarten Polizei-Commissariat begeben und sich als Gefangener gestellt. Was ich über den Fall habe in Erfahrung bringen können, theile ich Ihnen in Nachstehendem mit.

Gegen Ende des Jahres 1849 machte Herr B. die Bekanntschaft einer jungen Dame, deren Mutter in der Provinz in einer kleinen Stadt ein Hotel garni hielt. Aus der Bekanntschaft ward eine zärtliche Liebschaft, deren Frucht ein Mädchen war.

Es war der lebhafteste Wunsch des jungen Mannes, eine legitime Ehe mit dem Gegenstande seiner Neigung zu schließen, alle seine guten Vorsätze aber scheiterten an der Hartnäckigkeit seiner Familie, welche ihre Einwilligung trotz aller Bitten und Thränen versagte.

Vor ungefähr zwei Jahren verlor die Mutter des jungen Mädchens ihren Sohn, der bei der Armee in Afrika stand, durch den Tod, und fühlte sich durch diesen Verlust bewogen, ihren bisherigen Wohnort mit Paris zu vertauschen, wo sie Zerstreuung zu finden hoffte. Sie kaufte hier ein großes Hotel garni. Ihre Tochter und Herr B. schlossen sich ihr alsbald an und es ist heute gerade ein Jahr, daß die jungen Leute durch eine legitime Ehe ihre begangenen Sünden wieder gut zu machen suchten. Seit jener Zeit machten die B.'schen Ehegatten ein großes Haus; sie sahen viel Gesellschaft bei sich und gaben Diners, Feten und Bälle. Einer dieser B.'schen Bälle war es auch, bei welchem eine junge liebenswürdige Künstlerin vom Theater Odeon ihren Tod durch Erstickung fand, da sie mit einem leichten Gazekleide beim Contretanz dem Kamin zu nahe gekommen und von der Flamme ergriffen worden war.

Vorgestern war bei B., wie gewöhnlich, Empfang, und seine Frau hatte, obgleich sie ein wenig leidend war, bis um ein Uhr Morgens getanzt. Sie hatte sich an einen Tisch gesetzt, an welchem man Lansquenet spielte und über heftiges Kopfweh geklagt. Ihr Mann, der die häufigen Feste ungern sah, hatte sich nur eine Stunde lang sehen lassen, dann aber in sein Zimmer zurückgezogen, in welchem er sich einschloß.

Um fünf Uhr Morgens entfernten sich alle Gäste, und als einer der Eingeladenen sich bei Madame B. entschuldigte, so lange geblieben zu sein, erwiederte sie ihm: „Sie haben mir im Gegentheil einen Dienst geleistet; ich habe schon seit drei Tagen kein Auge geschlossen und werde auch jetzt noch nicht zu Bett gehen.“ „Wollen Sie dann nicht ein wenig mit mir spazieren fahren?“ fragte darauf eine Dame von der Gesellschaft. „Ich? spazieren fahren?“ erwiederte Madame B., „was würde mein Mann dazu sagen! Wenn ich um eine ähnliche Stunde selbst mit Ihnen, spazieren ginge, würde es bald keine Madame B. mehr geben.“

Sie sprach diese Worte mit vieler Traurigkeit, welche von der Gesellschaft auf Rechnung der Eifersucht des Herrn B. geschrieben wurde.

Im Laufe des folgenden Tages ging Herr B. mehrmals aus, kam aber immer bald wieder zurück. Um 4 Uhr Nachmittags setzte er sich in seinem Zimmer nieder und schrieb. Als die Kammerfrau ihn bleich und erregt sah, frug sie, ob der Brief fortzutragen sein werde. „Nein! ich werde ihn selbst forttragen! Entfernen Sie sich!“ erhielt sie zur Antwort. Sie ging schweigend und hörte, wie Herr B. die Thür hinter ihr verschloß.

Sobald der Brief fertig geschrieben war, trat Herr B. aus seinem Kabinet, schritt durch das Schlafzimmer und den Salon, und trat in's Boudoir seiner Frau. Diese saß am Fenster, mit einer Stickerei beschäftigt, und hatte ihre kleine sechsjährige Tochter bei sich.

Was sich hier ereignete, weiß kein Mensch, aber nach Verlauf einiger Minuten hörte die Kammerfrau das kleine Mädchen schreien: „Bonne, Bonne! komme doch! ich weiß nicht, was Vater mit Mama macht!“ Die Kammerfrau lief herbei. Sie fand Madame B. am Boden liegend, ihren Mann über sie gebeugt. Sich erhebend, warf dieser einen von Blut rauchenden Dolch in die Mitte des Zimmers und sagte, sich zur Kammerfrau wendend: „Jetzt gehe ich zum Polizeicommissär!“

Die unglückliche junge Frau hatte ihr volles Bewußtsein behalten. „Louise, hilf mir aufstehen,“ sagte sie, „ich will versuchen, ob ich gehen kann.“ Die Kammerfrau wollte ihr in die Höhe helfen, es gelang ihr aber nicht. Ihre Herrin äußerte, dies bemerkend: „Ich bin also verloren!“

Indessen war ein Arzt aufgesucht worden, der sogleich herbeieilte. Beim Anblick zweier Wunden, die sich an der Brust, ein wenig unterhalb

des Herzens befanden, glaubte er, daß edle Theile nicht verletzt sein würden, als er aber die Unglückliche noch aufmerksamer untersuchte, fand er noch schwere Wunden in den Nieren, und eine Bewegung, die er sie machen ließ, führte sogleich heftigen Auswurf von Blut und den Tod herbei.

Während das Alles sich im Boudoir der unglücklichen Madame B. zutrug, ließ sich Herr B., der einen Wagen bestiegen hatte, zu dem Polizeicommissär des Reviers fahren. Die Entschlossenheit, Aufregung und Wuth, die ihn bis dahin ohne Zweifel aufrecht erhalten hatten, verließen ihn unterweges, und als der Wagen vor der Thür des Commissariats anlangte, fand der darin Sitzende sich außer Stande, ohne fremde Hülfe auszusteigen; der Kutscher ging zum Commissar hinein und sagte ihm, daß er einen Herrn geladen habe, jetzt aber fürchte, ihm nur noch einen Leichnam zu bringen. Von zwei andern Personen unterstützt, gelang es ihm jedoch, Herrn B. in das Büreau zu führen. — „Ich habe soeben meine Frau getödtet,“ sagte Letzterer mit schwacher Stimme beim Eintreten, „sie betrog mich mit anderen Männern, welche sie empfing; ich habe sie getödtet, meine Ehre gerächt und stelle mich nun als Gefangener.“ Nach diesen Worten verfiel er in eine völlige Abspannung und man hat bis diesen Augenblick noch nicht ein Wort aus ihm herausbringen können.

Ich behalte mir weitere Enthüllungen in Betreff dieses romantisch-schauderhaften Falles vor. —

Die Zeitgenossen des „alten Herrn.“ Es giebt einen Vorwurf, den man den an Jahren vorgerückten Menschen macht, daß sie ihre Jugendzeit schöner, freundlicher, besser finden, als die Gegenwart. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, wie weit dieser Vorwurf ein gerechter ist. Die Lebensskizze des alten Herrn können wir ohne den Gedanken an diesen Vorwurf nicht aus der Hand legen. Wir genießen jetzt die Früchte der Geistesfreiheit, die er, den Cyclus der größten Männer um sich versammelnd, anstrebte.

Aus dem klang- und sagenreichen Thüringen erheben sich die Wiegen der geistigen Freiheit. Was Karl August in Weimar schuf, haben wir gesehen. Werfen wir einen Blick in die weitern Gauen von Thüringen. Das Weimar nächste Erfurt war bewohnt und regiert von dem Krummstabe und ein altes Sprüchwort war daselbst: „unter dem Krummstab ist gut wohnen.“ Es war damals ein wahres Wort! Dahlberg, der Gönner und Freund des edlen Wessenberg, regierte als Coadjutor von Mainz. Wenn er auch nicht die Heroen des Geistes um sich versammeln konnte, so war nicht weniger ein Kreis der freisinnigsten und denkendsten Männer um ihn. Er gab wöchentlich Gesellschaften, wo jeder gebildete Mann Zutritt hatte, gleichviel welcher Confession er angehörte, und nur wissenschaftliche Erörterungen waren der Gegenstand der Unterhaltungen. Zu seiner Tafel wurden Alle gezogen, die seinem edeln freisinnigen Leben und Streben gleichgesinnt schienen. So war sein, dem katholischen Bischofe, innigster Freund der Senior des evangelischen Ministerii, Engelhardt. Aus einzelnen Zügen des Lebens ist der Charakter des Menschen zu erkennen. Engelhard war an der Tafel bei Dahlberg. In vielleicht heiterer Weinlaune bemerkt Dahlberg: „Ihr Evangelischen seid doch arme Leute. Ihr habt nur drei Sakramente, da haben wir es doch besser, wir haben sieben.“ „Wohl wahr,“ sagte Engelhardt ernst, „aber mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kömmt man auch aus.“ Da war von keinem confessionellen Kampfe die Rede, das Licht der Vernunft durchleuchtete den Regenten, es durchleuchtete die Professoren der damaligen Universität, und dieser Geist der ächten edlen Freiheit verzweigte sich in unendlichen Aesten durch die Schulen zum Volk. Ein Schüler jener Zeit war Gneisenau, der Schlachtenheld, dessen Vater bekanntlich Bauinspektor in Erfurt war und Neidhard hieß. Gneisenau's mathematischer Kopf war wohl eine der Hauptzahlen in dem Kampfe gegen den Riesen des neunzehnten Jahrhunderts. Auch das war ein Mann, der stets bereit war, die töpferne Schüssel auf seine Tafel zu setzen. Noch erinnere ich mich, wie er als Feldmarschall nach Erfurt kommend, sich alle offizielle Ehrenbezeugungen verbat, bei einem alten Professor der Universität einkehrte, dessen Schwester ihm als Braut gestorben, alle die mit ihm zu Dahlberg's Zeit studirt, um sich versammelte, und diese fröhliche Zeit durch gaudeamus igitur etc. zurückrief und Alle mit brüderlichem Du, mochten sie nun in bescheidenen Kreisen oder in höhern Lebenssphären sich bewegen, begrüßte. Es waren wackere Namen dabei, als Trommsdorff, der Mitgründer der neuern Chemie, Weingärtner der Mathematiker, auch der meines Vaters, den ich verschweige, der mit Röhr, Bretschneider, Paulus und Ammon, die Dunkelmänner, die überall wieder auftauchten, mit den Waffen der Wahrheit und des Lichtes bekämpfte. Das waren die Zustände Erfurts zur Zeit des alten Herrn. Einen andern sächsischen Thron schmückte in Gotha Ernst II., bekannt durch seine Einfachheit und Gerechtigkeit, und sein Nachfolger Herzog August, ein Fürst, ausgeschmückt mit seltenen Geistesgaben. Wenn ihn auch der Vorwurf trifft, daß er nicht so weise mit den Mitteln, die ihm sein Vorgänger hinterlassen, umging und seine Hofhaltung nicht zu der billigsten gehörte, so verband er aber mit dieser Neigung zum Luxus die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, vervollständigte die für ein so kleines Land wie Gotha sehr reichen Sammlungen aller Art und unterstützte Alles, was den geistigen Fortschritt begünstigte. Zu seinen Lieblingen und Vertrauten gehörte Friedrich Jacobs, im Kreise der Gelehrten als Herausgeber der griechischen Anthologie, aber noch mehr im Volke bekannt, als der Anbahner einer edlern Geistesrichtung der Jugendschriften! Häufig las er seine Manuscripte dem Herzoge vor, darunter einst seine Bruchstücke über die Forderungen der Zeit, die in einer Weise geschrieben waren, daß sie jetzt schwerlich gedruckt werden dürften. „Lieber Jacobs,“ erwiederte der Herzog, „das ist nicht für mich und noch viel weniger für meinen Vetter in Weimar geschrieben.“ „Das weiß ich,“ erklärte Jacobs, „aber es kann eine Zeit kommen, wo es gut ist, wenn es nicht braucht gedruckt zu werden.“

In Coburg regierte Ernst Friedrich mit seinem Minister Moritz August von Thümmel, dem Dichter, dem Verfasser der Reisen, der mit eisernem Fleiße außer seinen Lieblingsarbeiten Alles leitete, untersuchte, entschied, was sich seinem Ministerberufe entgegenstellte.

So war es zur Zeit des alten Herrn in Thüringen, die meisten Herrscher des zerstückelten Landes vereinigten sich zum Fortschritt der Geistesbildung, des Lichtes und der Wahrheit.

Der amerikanische Gesandte am französischen Hofe. Ueber dieses Thema bringt ein amerikanisches Blatt, die Cincinnati Gazette, folgende Notizen:

„Am 15. August (1853) gab der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Drouyn de L'Huys, dem diplomatischen Corps ein Diner zu Ehren des Geburtstags Napoleon's I. Alle in Paris befindlichen Gesandten und Geschäftsträger, sowie einige nicht mehr in Thätigkeit befindliche Diplomaten, waren bei diesem Mahle anwesend. Auch auf Sandford's, unseres Gesandten, Karte stand, wie auf allen übrigen, in einer Ecke „in Uniform.“ Sandford schrieb sofort an den Minister des Auswärtigen, „daß seine Regierung, wie Herr de L'Huys ohne Zweifel wahrgenommen haben werde, kürzlich gewisse Instructionen in Bezug auf Hofuniform erlassen habe, denen nachzukommen seine Pflicht sei; wenn er also bei dem Mahle erscheine, was ihm sicher viel Vergnügen machen werde, so müsse es in dem einfachen Anzuge eines Bürgers der Vereinigten Staaten geschehen. Gleichfalls ersuche er den Minister, wenn nöthig, dem Hofe anzuzeigen, daß er eben so in den Tuilerien sich zeigen werde.“ Er empfing ungesäumt vom Minister eine Antwort, welche keinen Einwand machte.

Er ging, und wie man sich denken kann, machte dieser Eingriff in altes Herkommen gerade zu einer Zeit, wo der Hof mehr und mehr ceremoniell und glänzend wird, großes Aufsehen und veranlaßte viel Gerede. Die Versammlung war brillant und schien mehr aus Gold, funkelnden Kreuzen, Sternen und kaiserlichen Adlern, als aus Menschen zusammengesetzt. Sie waren buchstäblich mit Schmuck überladen.

Sandford allein erschien in dem Anzuge eines einfachen Bürgers: schwarzer Frack, weiße Weste, gleiche Halsbinde und schwarze Hosen, ohne irgend eine Auszeichnung oder Stickerei. Während des Essens saß er neben dem Geschäftsträger der Schweiz, ihm gegenüber aber der Geschäftsträger von Venezuela, so vollständig in goldene Stickereien eingewickelt, daß er seinen Körper nur mit der größten Schwierigkeit in Bewegung setzen konnte. Der schweizer Geschäftsträger bemerkte, indem er sich gegen Sandford wandte: „Sehen Sie diesen kleinen Herrn, er ist der Repräsentant der unbedeutendsten Regierung von Venezuela, einer Macht, die kaum auf ihren Beinen stehen kann, die Wucht seiner Goldborten erstickt ihn fast, indessen Sie, der eine der größten Mächte der Welt, wo nicht die größte, vertritt, in der einfachen Tracht eines bescheidenen Bürgers erscheinen. Dieser Contrast macht Ihnen und Ihrem Lande Ehre.“ Etliche andere Complimente der Art wurden Sandford indirect gesagt, indessen die Mehrzahl der Anwesenden zeigte positive Abneigung. Die Neuerung war zu sehr ein directer Commentar zu ihrer eigenen Erscheinung, sie führte zu einem eigenthümlichen Gedankengang und nothwendig auch zu unangenehmen Betrachtungen über ihre eigene Stellung. Der Herzog von Guiche, der die französische Regierung zu Turin vertritt, nahm nach dem Essen Sandford's Arm und machte einige starke Bemerkungen über sein Auftreten. Sandford entgegnete in demselben Ton, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Der türkische Gesandte, Omar Pascha, am französischen Hofe sehr geachtet, suchte Sandford's Gesellschaft und sagte zu ihm mit schlecht verhehltem Verdruß: „Eh! Qu'est ce que c'est! Vous avez l'air d'un corbeau dans cette foule des oiseaux d'or!“ (Was ist das? Sie sehen wie ein schwarzer Rabe unter diesen goldenen Vögeln aus!) Obwohl Sandford dem Muhamedaner seine Gründe aus einander setzte, wollten sie diesem doch nicht recht einleuchten.

Der Tag war zugleich der Empfangstag in den Tuilerien, und der Kaiser empfing eine große Anzahl Würdenträger, darunter auch das diplomatische Corps. Sandford war auch hier in seinem schwarzen Gewande anwesend, abermals ein Rabe unter den goldenen Vögeln. Gewöhnlich bildet bei solchen Gelegenheiten das diplomatische Corps einen Kreis, der Kaiser geht dann herum und reicht Jedem die Hand. Diesmal aber blieb er auf der Stufe des Thrones stehen, zum Zeichen, daß die Gesandten zu ihm zu kommen haben. Etliche derselben näherten sich ihm, darunter Lord Cowley. Sandford schritt gerade durch das Zimmer und machte im Vorübergehen dem Kaiser sein Kompliment.

Abends wurde eine auserwählte Gesellschaft von hundertfunfzig Personen in die Tuilerien geladen, um mit dem Kaiser und der Kaiserin der Illumination beizuwohnen. Die Gesellschaft bestand aus der kaiserlichen Familie, den Gesandten und ihren Frauen und etlichen wenigen hervorragenden Fremden, unter denen der Marschall Narvaez und die Königin Christine von Spanien. Wiederum war Alles in Uniform, mit Ausnahme Mr. Sandford's, welcher diesmal etwas Mühe hatte, durch die Hände der zahlreichen Lakaien zu kommen, die den Weg zur Majestät pflastern. Die Gesellschaft hatte sich im Saale der Marschälle versammelt; um neun Uhr traten der Kaiser und die Kaiserin ein. Sandford sprach mit der Prinzessin Mathilde, dem preußischen Gesandten und mit zwei oder drei Anderen über seinen Anzug, als der Kaiser sich zeigte. Als dieser Sandford erblickte, ging er sofort auf ihn zu, reichte ihm die Hand, sprach einige Minuten mit ihm und ersuchte ihn, wenn er schreibe, zu melden, daß er der beständige Freund Amerika's sei! Der Kaiser ist schlau und hat seine Schule durchgemacht.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 5. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Wie ein armer Apotheker doch noch glücklich wurde.

Wahre Geschichte.

Zu Bray, einer kleinen Stadt in der Picardie, sieht man an der Vorderwand der am Merktplatz gelegenen alten Apotheke eine eigenthümliche Schilderei, welche das Haus berühmt gemacht hat und als Wahrzeichen der Stadt gilt. Das Gemälde selbst soll nachher beschrieben werden; vor der Hand genüge, daß sich daran eine sehr romantische und merkwürdige Geschichte kettet, die wir hier mittheilen.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in Bray ein reicher und gelahrter Rathsherr, welcher sogar Parlamentsmitglied der Provinz war und Michel d'Aubray hieß. Sein Ehegemahl hatte ihm eine einzige Tochter geschenkt, die sie mit Hülfe ihres Beichtvaters in großer Zucht und Frömmigkeit auferzogen hatten. Aber Madelaine d'Aubray war nicht nur das sittsamste und frömmste, sie war auch das schönste und liebenswürdigste Mädchen der ganzen Stadt, und alle Männer, die über den Markt gingen, machten die Schritte kleiner, wenn sie in die Nähe des hohen steinernen Hauses kamen, welches der Familie d'Aubray seit undenklichen Zeiten gehörte, um die schöne Madelaine am Fenster zu sehen und ehrerbietig zu grüßen. Madelaine dankte aber auf eine Weise, aus der die Herren nichts für sich hoffen durften. Wenn dagegen Niemand vorüber ging, und sie sich unbeobachtet glauben durfte, dann flog ein verstohlener freundlicher Blick über den Markt hinüber nach der Apotheke, wo ihn zuweilen ein junger hübscher Mann aufzufangen so glücklich war und schüchtern erwiederte. Es war dies der Provisor des alten Apothekers d'Ortous, Namens Jacques Senac. Er stammte aus der Normandie, stand erst seit kurzer Zeit in der Apotheke, hatte sich aber das Vertrauen seines Principals bereits in einem so hohen Grade erworben, daß dieser ihm die Besorgung der Apotheke ganz übergeben hatte. Der geschickte Provisor hatte kaum seine schöne und sittsame Nachbarin gegenüber kennen gelernt, als er auch schon sterblich in sie verliebt war. An Gelegenheit, ihr seine Leidenschaft merken zu lassen, fehlte es Herrn Senac keineswegs; denn Madelaine kam fast jeden Tag in die Apotheke, welche, wie zu jener Zeit gebräuchlich war, auch mit Material- und Specerei-Waaren handelte, um für den häuslichen Bedarf kleine Einkäufe zu machen. Man wollte bemerken, daß sie nach Verlauf einiger Wochen sogar öfter in den duftenden Laden kam, als früher. Junge Mädchen, die über das sechszehnte Lebensjahr hinaus sind, haben auch zu allen Zeiten für die Gefühle, Wünsche und Hoffnungen junger Männer eine höchst merkwürdige Divinations-Gabe besessen, und die frommen und sittsamen haben davon keineswegs eine Ausnahme gemacht. Genug, die beiden jungen Leute hüben und drüben am Markte zu Bray wußten bald vortrefflich, wie sie mit einander d'ran waren. Nun war aber Jacques Senac eine der edlen, tiefsinnigen nordischen Naturen, die wenig Worte machen, aber ein gewaltiges Gefühl besitzen, und jede Sache mit heiligem Ernst und Eifer angreifen und betreiben. Ein ächter Nachkomme der Normannen und das Gegentheil eines leichtfertigen Franzosen, liebte Senac die schöne Madelaine mit einer an seinem Leben zehrenden Glut und Kraft, und diese Leidenschaft wühlte sich um so tiefer in sein Herz, je weniger er sich davon äußerlich merken lassen durfte. Denn er war blutarm, von geringem Herkommen, ohne Beschützer und Freunde, ein Fremdling in dieser Stadt. In seiner Bescheidenheit dachte er auch gar nicht an die Möglichkeit, die reiche und vornehme Madelaine d'Aubray für sich gewinnen zu können; er war nur selig im Bewußtsein, ihr nicht ganz gleichgültig zu sein, wovon sie ihm nicht selten kleine rührende Beweise gab. Dabei blieb es aber auch; zu einer eigentlichen Erklärung, zu einer heimlichen Zusammenkunft und Unterredung der beiden Liebenden kam es durchaus nicht.

Zu dieser Zeit kehrte der Sohn des reichsten und angesehensten Handlungshauses der Stadt, Philipp Dubois, von Paris zurück, wo er mehre Jahre auf einem der größten Comptoire gearbeitet hatte. Es waren die Zeiten der liederlichen und abscheulichen Regentschaft des nichtswürdigen Herzogs von Orleans, jener acht Jahre, die an Sittenlosigkeit und Lascivität der carikirten Maske der frechsten Heuchelei ihres Gleichen nicht haben in der neusten Geschichte.

Der junge Dubois hatte seine Schule in Paris mit um so größerem Vortheil gemacht, da der Minister, welcher denselben Namen führte, einer der verworfensten Menschen, sein Verwandter war, in dessen Hause er stets Zutritt gehabt hatte. Er kehrte als ein vollendeter Wüstling und Heuchler in das Vaterhaus zurück. Auf einem Balle erneuerte der „aimable Roué“ die Bekanntschaft der schönen Madelaine, legte ihr sogleich sein Herz zu Füßen, und traf Veranstaltung, daß sein Vater schon in den nächsten Tagen Rücksprache mit dem alten Rathsherrn wegen einer Verbindung ihrer Kinder nahm. Weder die eine, noch die andere Partei, noch sonst irgend Jemand in der kleinen, vom moralischen Pesthauche des Pariser Lebens noch nicht berührten Stadt hatte eine Ahnung von der Sittenfäulniß des durch sein angenehmes Wesen sich Allen empfehlenden Liebhabers. Es stand ihm also von Seiten der Aeltern der Jungfrau nicht nur kein Hinderniß

entgegen, sie hielten die eheliche Verbindung ihrer Tochter mit dem jungen Dubois sogar für ein großes Glück für sie und hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihr Jawort zu geben. Madelaine wagte als eine gehorsame Tochter keinerlei Einwendung zu machen, obgleich ihr Herz von Stund' an von einem unbeschreiblichen Herzweh befallen wurde. Ihre reine Seele hatte eine Ahnung von dem ihr bevorstehenden Geschick. Die feierliche Verlobung war kaum vorüber, so fühlte sie erst recht, wie theuer ihr der stille Provisor war, der von diesem Tage an nicht mehr am Fenster und an der Thüre der Apotheke gesehen wurde. Sein Schmerz war so groß und so tief wie seine Liebe, aber er wurde so wenig laut wie diese. Senac verzehrte sich in stummem Gram und widmete sich seiner Kunst mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit, die seinen Principal in Erstaunen setzte.

Noch war kein halbes Jahr seit der Hochzeit Dubois' und Madelaine's verflossen, als die Letztere bereits die ganze Tiefe ihres Elends erkannt hatte. Sie verachtete ihren liederlichen Mann, der dagegen ihren Umgang sehr langweilig fand und sich in der Gesellschaft unterhaltender Frauenzimmer entschädigte. Er reisete oft in die benachbarten größeren Städte und nach Paris und bald wohnten einige Damen in Bray, die er unterhielt. Madelaine's stiller Gram wurde täglich größer, und steigerte sich durch den Tod ihrer Aeltern, die schnell aus Herzeleid, daß sie ihre geliebte Tochter in ein solches Unglück gestürzt hatten, dahin starben. Die arme Frau weinte seit dieser Zeit schier Tag und Nacht und machte sich dadurch ihrem lebenslustigen Manne nur noch unausstehlicher. Es kam zu heftigen Scenen, und die letzte derselben hatte den tragischen Ausgang, daß Madelaine eine Fehlgeburt machte und einige Stunden darauf an Schwäche starb.

Dubois, froh, „die Betschwester", wie er sie nannte, los zu sein und die reiche Erbschaft anzutreten — im Ehecontract hatten sich die beiden Gatten ihr Vermögen gegenseitig vermacht — ließ sie schon am Abend des folgenden Tages in dem Familiengrabgewölbe ihrer Familie, welches sich unter der Salvatorkirche am Gottesacker befand, beisetzen.

Kaum war das Leichenbegängniß vorüber, als er nichts Eiligeres zu thun hatte, als jede Spur von der Verstorbenen in seinem Hause zu vertilgen, mit der Nacht Thüren und Läden zu schließen, seine Zimmer aufzuputzen und mit Kerzenlicht freundlich erhellen und ein leckeres Mahl bereiten zu lassen. In der Dunkelheit der Nacht führte er sodann seine Pariser jungen Freundinnen in's Haus und hielt mit ihnen ein schwelgerisches Mahl, um sich für den Zwang zu entschädigen, den er sich zeither hatte anthun müssen.

Dem Provisor Senac war Madelaine's Schicksal nicht verborgen geblieben, und die öftere Kunde, die er von einer Zofe der unglücklichen Frau einzog, vermehrte nur sein eigenes Leid. Als er ihren schnellen Tod vernahm, wurde er zwar von ungeheurem Schmerz fast niedergeworfen, aber er dankte doch Gott für die Erlösung der armen Dulderin. In seinen Mantel gehüllt, folgte er von fern dem Leichenzuge, und hegte jetzt für sein Leben nur noch einen Wunsch: Madelaine's liebliche Hülle noch einmal zu sehen. Seit sie verheirathet war, hatte er ihren Anblick als sündhaft vermieden. Jetzt war sie Gottes Eigenthum, und das Verlangen, seine Seele noch einmal an den theuern, milden Zügen zu weiden, so groß, daß er ihm nicht widerstehen konnte. Er versah sich daher mit Geld und ein Paar Wachskerzen und begab sich zum Sacristan der St. Salvatorkirche. Das Gold öffnete die Hand des Mannes und die Hand die Thüren der Kirche und des Grabgewölbes. Es war noch lange nicht Mitternacht, als Senac mit einer brennenden Kerze in die schauerliche Gruft hinabstieg. Ohne Furcht und Grauen — die heiligste Liebe erfüllte ja sein Herz so ganz und gar, daß kein andres Gefühl darin Platz greifen konnte — schritt er an der Reihe der aufgestellten Särge vorüber bis zu dem vor wenig Stunden hierhergebrachten und nahm den Deckel ab. Da lag sie schön wie ein Engel im weißen Brautkleide, das höchste Gut seines Lebens und Seins, für dieses Leben verloren für ihn. Die Kerze, die er neben ihr Haupt gestellt hatte, beleuchtete die schönen verklärten Züge; er stand lange in ihr Anschauen versunken mit verschränkten Armen vor ihr, und große Thränentropfen rollten langsam über seine Wangen, ohne daß er es merkte. Endlich bog er sich zu ihr hinab; er that es unwillkürlich. Die Natur forderte ihr heiliges Recht. Nie hatte er auch nur an die Kühnheit gedacht, einen Kuß auf die keuschen Lippen der Geliebten drücken zu dürfen. Jetzt, da diese Lippen vom Tode kalt geküßt waren, konnte er es sich nicht versagen ihnen den einzigen, den ersten und letzten Kuß aufzudrücken. Und er küßte sie mit der Seele. Erschreckt fuhr er zurück. Was ist das? Das ist nicht die eisige Kälte des Todes! In diesen Lippen ist die warme Welle des Bluts noch nicht erstarrt. Barmherziger Gott, wär's möglich? Sollte Madelaine nicht todt sein? Senac hat die ausgedehntesten ärztlichen und wundärztlichen Kenntnisse. Im Nu reißt er die Gewande hinweg und forscht mit kundiger Hand nach den Anzeichen des Lebens. Die Seele ist ihm in die Fingerspitzen getreten; der eigne Athem stockt ihm vor Erwartung. Er stößt einen Schrei der Ueberraschung aus; er hat die leise Wärme und Bewegung des Bluts entdeckt. Die Geliebte ist nicht todt. Rasch umschlingt er sie und trägt die köstliche Last aus dem Gewölbe, dem in der Kirche harrenden Sacristan seine Entdeckung verkündend. Die beiden Männer bringen die Scheintodte in des Sacristans Wohnung, legen sie in ein Bett, und der Apotheker giebt zweckmäßige Verordnungen auszuführen, während er selbst nach Hause eilt, die nöthigen Mittel herbeizuholen. Er fliegt und zurückgekehrt, reibt er den schönen Körper mit den kräftigsten Essenzen ein und tropft ihr andre zwischen die Lippen. Eh' eine Stunde vergeht, athmet sie und ein leichter Schweiß tritt aus den Poren. Er öffnet ihr eine Ader; das köstliche Blut fließt in die Schale. Sie schlägt die Augen auf. Verwundert schaut sie um sich, und ihr Auge ruht mit stillem Entzücken auf dem geliebten Manne. Sie hält Alles für einen schönen Traum. Aber Senac's Seligkeit bricht in Worten aus. „Gelobt sei Gott und alle Heiligen!" ruft er. „Sie ist gerettet! — Könnt Ihr sprechen, theure Frau? Wie fühlt Ihr Euch?"

„Wohl! Sehr wohl! haucht sie ihm zu. Aber wo bin ich? Was ist mit mir vorgegangen?"

„Es ist Euch ein kleiner Unfall zugestoßen. Euer Zustand erlaubt nicht, daß ich Euch jetzt Alles mittheile. Ihr werdet es erfahren, wenn Ihr ganz genesen seid."

„Aber warum bin ich nicht in meinem Hause, in meinem Zimmer, in meinem Bette?"

„Ein seltsamer Zufall hat Euch demselben entführt. Morgen sollt Ihr das Ereigniß kennen lernen. Jetzt ruht. Ein wohlthätiger Schlaf wird Euch erquicken."

„Aber nicht hier. Die fremde Umgebung ängstigt mich. Ich bitt' Euch, Herr Senac, bringt mich nach Hause. Hier kann ich nicht bleiben."

„Bleibt nur bis morgen. Die Rückkehr in Euer Haus könnte Euerm Leben gefährlich werden."

„Nein! nein! Ich beschwör' Euch: laßt mich heim. Mir wird hier unwohl. Auch ist's unziemlich, daß ich hier in Eurer Gesellschaft verweile. Ich gehöre in das Haus meines Gatten."

Senac vermag ihren rührenden Bitten nicht zu widerstehen. Der Sacristan schafft eine Sänfte herbei, die Kranke wird wohlverwahrt hinein gesetzt, und die beiden Männer tragen sie durch die stille Nacht ihrer Wohnung zu, der Apotheker voll verzweifelten Schmerzes, daß er es ist, welcher das theure Kleinod seinem gewissenlosen Peiniger selbst überliefern muß. Einen Augenblick hat er daran gedacht, sich vor Madelainen niederzuwerfen, ihr Alles zu entdecken und sie zu beschwören, und mit ihr zu entfliehen. Aber der Streit in ihm ist bald geschlichtet. Er weiß, daß die gottesfürchtige Frau nicht einwilligen wird wider göttliche und menschliche Gebote zu handeln, und er schämt sich selbst seiner sündhaften Gedanken.

So langen sie bei Dubois Hause an und klopfen an die Thür. Nicht lange, und es wird geöffnet. Dubois tritt ihnen mit einer Kerze in der Hand selbst entgegen, berauscht und schimpfend ob der unwillkommenen Störung.

Stumm schreiten die Träger in das Haus und öffnen die niedergesetzte Sänfte. Madelaine erhebt sich. Dubois stößt einen furchtbaren Schrei aus und stürzt zu Boden. Die herbeigeeilte Dienerschaft flieht entsetzt. Ein wildes Geheul erschallt durch das Haus. Die leichtfertigen Pariserinnen rasen, wie von einem Engel mit dem Flammenschwert verfolgt, aus dem Hause. Senac und der Sacristan bringen die vom Tode erstandene Frau in ihr Zimmer, betten sie weich und gewähren ihr alle nöthige Hülfeleistung, da Niemand im Hause sich hören oder sehen läßt. Senac holt aus der Apotheke neue Medicamente herbei und giebt sie ihr ein.

Endlich versinkt sie in Schlaf. Nun wollen sich die Männer nach der geflüchteten Dienerschaft umsehen, da finden sie den gottvergess'nen Dubois auf der Hausflur liegen. Keiner seiner Diener, keine seiner Freundinnen hat sich um ihn bekümmert; Alle sind sie über ihn hinweggestürmt, um das Freie zu gewinnen. Die beiden Männer heben ihn auf und tragen ihn in sein Zimmer. Sie halten ihn für ohnmächtig, aber er ist kalt und steif. Die Medicamente, die Rettungsversuche werden nun bei ihm angewandt. Vergebens! Sie müssen sich bald überzeugen, daß er todt ist. Der Schrecken hat den betrunkenen Wüstling mitten in seinen Lüsten getödtet.

Senac trifft genaue Vorsorge, daß Madelaine durch nichts gestört werde. Mit einem seltsamen Gemisch von Freude und Schmerz holt er Aerzte und andere Leute herbei. Dann bewacht er ängstlich eifersüchtig Madelainen's Schlaf.

Dubois ist und bleibt todt! Seltsamer Wechsel des Geschicks!

Am zweiten Tage nimmt er den Sarg ein, in welchem seine unglückliche Gattin gelegen. Sie erfährt nichts von ihrer wunderbaren Erlösung, nicht daß sie im Grabe gelegen und daß ihr unwürdiger Gatte nun ihre Stelle eingenommen hat. Aber sie erstarkt schnell unter des geliebten Senac's sorgsamer Pflege. Nun erst berichtet er ihres Gatten Tod. Sie faltet die Hände und flüstert ein Gebet für das Heil seiner Seele. Aber ihr Auge leuchtet dankbar für die Befreiung von ihrem Peiniger.

Erst als sie vollkommen genesen, erfährt sie den ganzen Zusammenhang, und ihr feuchter Blick hängt dankbar an den selig lächelnden Zügen ihres Retters.

Madelaine wurde nun die Erbin des Mannes, der eben mit Frohlocken im Begriff gewesen war, ihr reiches Besitzthum als Erbschaft einzustreichen. Niemand lebte mehr, der ihr hinderlich sein konnte, der Stimme ihres Herzens zu folgen. Nach dem gesetzlichen Trauerjahre wurde sie die Gattin ihres geliebten glücklichen Senac, der unterdessen die Apotheke von seinem alten Prinzipal käuflich erworben hatte. Die ganze Stadt nahm freudigen Antheil an der Vereinigung des edlen Paares.

Die Wiedererweckung Madelainen's durch Senac's Hand hatte aber noch eine andere glückliche Folge, an die Niemand vorher gedacht hatte. Senac ließ an der Vorderwand der Apotheke zum ewigen Angedenken an die wunderbare Begebenheit, die ihn zum glücklichsten Manne gemacht hatte, ein Gemälde anbringen. Man sah da die schöne Madelaine, wie sie noch halb in den Armen des knöchernen Sensenmannes liegend und halb daraus emporstrebend von Senac, der vor ihr stehend ihr die Hand und ein Heilkraut reicht, dem Tode entrissen wird.

Dieses Gemälde vollendete, was die Rettung selbst begonnen hatte, nämlich sie pflanzten der Bevölkerung der Stadt und der Provinz einen unerschütterlichen Wunderglauben an die Geschicklichkeit Senac's und die Heilkraft seiner Medicamente ein. Niemand zweifelte daran, daß er die geliebte Frau wirklich vom Tode auferweckt habe. Er ließ sich zum Arzt promoviren, und der Zulauf zu ihm wurde weit und breit her ungeheuer, zumal er wirklich als geschickter Arzt glückliche Kuren machte. Man glaubte nun einmal steif und fest, in seinen Medicamenten sei eine größere Heilkraft als in andern. Er wurde dadurch zum steinreichen Manne, und seine blühende Nachkommenschaft wußte das günstige Vorurtheil der Menge für die Apotheke geschickt zu erhalten.

Ein Stiergefecht auf der Insel Madagaskar.

(Tagebuchsskizze.)

Nicht Spanien allein ist das Land der Stiergefechte, jener blutigen Schauspiele, welche unsere humane Zeit nachgerade in Acht und Bann zu thun begonnen hat; auf der ostafrikanischen Insel Madagaskar gehören sie ebenfalls zu den Belustigungen des Volks.

Ich hatte Gelegenheit, einem Stiergefechte in Mazangai beizuwohnen, nachdem mir von früherer Zeit her die spanischen nicht unbekannt waren. Ueber letztere würde ein Madagasse mitleidig lächeln, so ganz furchtbar anders ist bei ihm der Kampf.

Man kann sich nicht leicht etwas großartiger Wildes, grauenhaft Schöneres vorstellen. Da giebt es für den Toreador keine Schlupfwinkel, wohin er sich nöthigenfalls vor der Wuth seines Feindes retten kann, und kampflustig genug sind auch die madagassischen Stiere, um nicht erst wie die spanischen durch rothe Tücher gereizt werden zu müssen.

Der erste beste Madagasse, mit einem Wurfspieß und kurzem Beile bewaffnet, trat hervor und näherte sich schnell einer Heerde wilder Stiere, deren drohende Hörner und von Zorn geschwollene Nasenlöcher die Lust zum Kampfe verriethen. Das Auge des Madagassen suchte einige Augenblicke wählend unter den Thieren, bis er dasjenige, das ihm das stärkste und bösartigste schien, herausgefunden hatte.

Dann schlenderte der madagassische Toreador seinen Wurfspieß mit fester Hand auf den Feind, und das Gefecht begann. Nach kurzem Besinnen stürzte sich der verwundete Stier ungestüm auf seinen Angreifer, der, da sein Wurfspieß in den Weichen des Thieres sitzen geblieben, schon zur Hälfte entwaffnet war. Der Stier suchte schmerzlich brüllend seinen Gegner nach allen Seiten hin und wurde nur noch wüthender, als er statt diesen zu fassen, mit seinen Hörnern immer nur in die leere Luft stieß. Mit freudestrahlendem Auge und lächelndem Munde schlüpfte der behende Madagasse fortwährend rechts und links an den Seiten des Stiers vorüber, der durch diese muthwilligen Neckereien immer erboster wurde. Bisweilen, wenn das grimmige Thier seinen Kopf zum furchtbaren Stoße senkte, glaubte ich den Madagassen unrettbar verloren. In demselben Augenblicke aber setzte er seinen Fuß auf die breite Stirn des Thieres, und flog dann mit einem fünfzehn Fuß hohen Sprung über dasselbe weg, um leicht wie ein Tiger wieder auf die Füße stehen zu kommen.

Nach und nach erhitzte sich jedoch der Toreador an dem wagehalsigen Spiele und kein Lächeln umspielte mehr seinen Mund. Seine Blicke nahmen einen wildern Ausdruck an, seine Muskeln schwollen straffer und ernstlicher begann der Kampf. Schnell und immer schneller umkreiste er den Stier, sein blankes Beil, das im Sonnenscheine ringsum Blitze warf, hoch in der Luft schwingend. Allmälig wurden die Kreise, die er beschrieb, enger, und endlich, als er den rechten Moment gekommen glaubte, stürzte er sich mit einem heisern Geschrei rasch auf seinen furchtbaren Feind, der plötzlich schwankte und wie vom Blitze getroffen hinstürzte. Der Madagasse hatte ihm mit einem Hiebe die Gelenke der beiden Hinterfüße durchhauen.

Es gewährte einen traurigen Anblick, wie jetzt das arme Thier, das eben erst noch so fürchterlich schön in seiner Wuth war, sich, eine lange Blutspur hinterlassend, mühsam fortschleppte und in ein klägliches, weithin hallendes Gestöhn ausbrach. Der Madagasse vervollständigte schnell seinen Sieg, indem er mit einem letzten Beilhiebe seinem Opfer den Kopf spaltete.

Einige dreißig Stiere wurden so auf die verschiedenste Art erlegt, und ich hoffte schon, dieses blutige Schauspiel, das mir, als bloßem Zuschauer, der an der Aufregung und Gefahr des Kampfes keinen Theil hatte, schließlich widerwärtig geworden war, beendigt, als ich plötzlich eine junge und sehr hübsche, höchstens sechszehnjährige Madagassin hervortreten sah, die ihrerseits den Kampf versuchen wollte. Ein Madagasse, vermuthlich ihr Geliebter oder Mann, begleitete sie.

Peinlich ergriff es mich bei dieser Scene; auf die ich nicht gefaßt gewesen.

Nachdem sich das junge Mädchen unter den Stieren einen Gegner herausgewählt, schleuderte es fröhlich jauchzend den Wurfspieß auf ihn ab. Der Stier, mitten in die Brust getroffen, stieß ein wüthendes Geheul aus und stürzte sich in mächtigen Sprüngen auf seine stolze und hübsche Feindin. Diese ließ sich von diesem Angriff, auf den sie übrigens gefaßt sein mußte, nicht außer Fassung bringen, und schwebte leicht und anmuthig um das zornschnaubende Ungeheuer.

Dieses gefährliche Geplänkel, das mir das Herz zusammenschnürte, dauerte ziemlich lang. Durch einige ermuthigende oder vorwurfsvolle Worte, welche der Geliebte fallen ließ, angeregt,

griff endlich die junge Madagassin mit hocherhobenem Beile unerschrocken den Stier an. Allein, mochte ihr nun in diesem verhängnißvollen Augenblicke der Muth wanken, oder gebrach es ihr an Erfahrung, oder versah sie sich sonst wie, genug — ihr flüchtig blitzendes Beil verletzte nur leicht den nervigen Hals des riesigen Thieres.

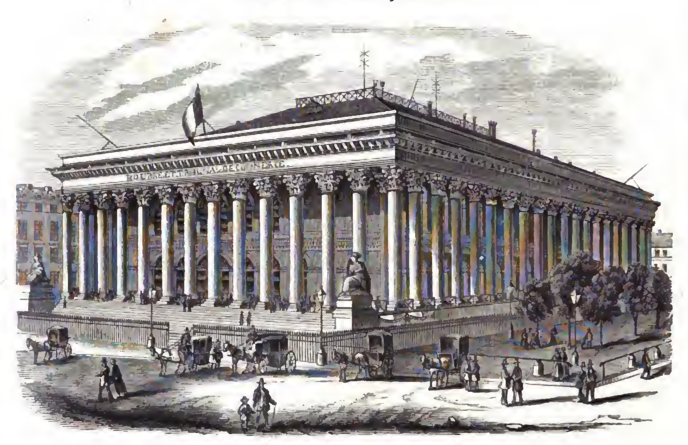
Eine grauenvolle Scene folgte nun.

Bevor noch das Mädchen dem neuen Angriff ihres Feindes ausweichen konnte, hatte es derselbe schon mit seinen spitzen Hörnern gepackt und schleuderte es über dreißig Fuß hoch in die Luft. Zweimal fing der wüthende Stier das arme Kind mit seinen Hörnern auf, und immer wieder warf er es zornknirschend in die Luft zurück. Voller Entsetzen wandte ich mich von dem gräßlichen Anblick ab, während die Eingebornen in rasende Beifallsbezeugungen ausbrachen.

Der Madagasse, welcher während des ganzen Kampfes das junge Mädchen begleitet und angefeuert hatte, zögerte nicht, sie zu rächen, indem er den Stier tödtete.

Er machte jedoch, was übrigens leider auch ganz überflüßig gewesen wäre, nach seinem Siege keinen Versuch, um dem armen Kinde Hülfe zu leisten, sondern zuckte, als er an der Leiche desselben vorüberging, halb mitleidig, halb verächtlich die Achseln, wie wenn er ihr noch Ungeschicklichkeit vorwerfen wollte. Dann setzte er ruhig seinen Weg fort, ohne ein einziges Mal den Kopf zu wenden, ohne einen letzten Blick, ein letztes Wort Derjenigen zu schenken, die er vielleicht im Leben geliebt hatte und an deren Tod er sicherlich die Schuld trug.

Die Börse in Paris.



Die Pariser Börse.

Die Börse! verhängnißvolles Wort, verhängnißvoll zumal in Paris, dessen Bevölkerung mehr oder weniger in das Börsenspiel mit allen seinen Schwindeln hineingerissen worden ist; geheimnißvolles Wort auch, da Börse und Politik immer enger verwachsen. Wird doch von vielen Seiten behauptet, daß die Regierung Ludwig Napoleon's sich nur so lange halten kann, als an der Börse gespielt wird.

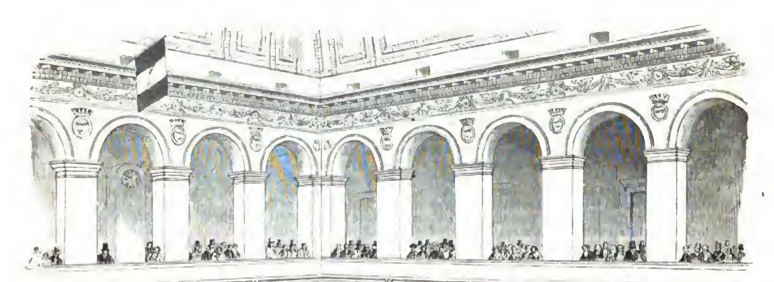
Dies bleibe dahin gestellt. Gewiß ist aber, daß dem Börsenspiel nur dann vorgebeugt werden könnte, wenn die Politik von den materiellen Interessen streng gesondert würde, wenn die Staatspapiere zum sichern und ungefährdeten Eigenthum würden, wie jedes andere Eigenthum, und die Nation nicht bei jedem Gerüchte ob ihres künftigen Verhängnisses erbebte. Das Land müßte außerdem hinlänglich Vertrauen in seine eigene Rechtlichkeit und Zahlungsfähigkeit besitzen, um nicht gleich bei dem geringsten Anstoß den Ruin zahlreicher Staatsgläubiger und Staatsbankrott selbst zu befürchten. Und dies könnte der Fall sein und würde der Fall sein von dem Tage an, wo die Regierungen das Soll und Haben des Staates genau feststellen, und ohne die Schuld zu vermehren, ihre Rückzahlung auf solider Grundlage anbahnen würden.

Bis dahin ist aber die Börse nur der Tummelplatz aller die Politik ausbeutender Leidenschaften. — —

Das getreueste Abbild dieses Treibens liefert die Börse in Paris. Schon unter der Regierung Ludwig Philipp's wurde die Speculationswuth maßlos genährt, unter der Regierung Ludwig Napoleon's aber hat sie alle Schranken überstiegen. —

Es schlägt 1 Uhr, die Börse wird geöffnet! Hunderte warten schon auf diesen Moment an den Eingängen; Wagen um Wagen rasseln heran, Alles drängt und eilt die breiten Freitreppen hinan dem großen Börsensaale zu, der über 2000 Menschen fassen kann. Schnell füllt er sich an. In den Mienen der Börsenmänner lies't man häufig schon das Schicksal des Tages.

Das anfangs verworrene Geräusch der Stimmen wächst bald zu einem furchtbaren Lärme an, gegen welchen das Gewühl eines



Das Innere der Pariser Börse.

Leipziger Meßsonntags auf dem Roßplatz heilige Stille genannt werden kann. Man hört immer nur einzelne Phrasen heraus, allein; das Ganze gestaltet sich zu einem sturmvollen Gebrause. Wem die Börsenausdrücke nicht geläufig sind, der sieht wohl in dem Allen nur ein wirres Chaos vor sich.

„Ich nehme!" — „Ich gebe!" — „Ich kaufe!" — „Ich

verkaufe!“ so hört man von jeder Seite schreien. „$4^1/_2$ Procentige!“ — „Dreiprocentige!“ — „Spanische!“ — „Sardinische!“ — „Holländische!“ — „Mobiliarcreditbank!“ — „Nordbahn!“ — „Paris-Orleans!“ — „Paris-Straßburg!“ — „Canal!“ und wie die Effekten und Papiere alle mit Namen heißen. Dazwischen durch hallen die Stimmen der Ausrufer, die Course der abgeschlossenen Geschäfte verkündigend. Inmitten dieses von tausend Stimmen angerichteten Sturmes unterscheidet der Verkäufer oder Käufer genau Das, was er braucht oder sucht. Ein Geschäft, zwanzig Geschäfte, hundert sind in einer Minute abgeschlossen: „Ich nehme!“ „Ich gebe!“ ein Wink, ein Zeichen mit der Hand, eine Notiz mit dem Bleistift und das Geschäft ist gemacht. Und sehr selten kommt es darüber hinterher zu Zwistigkeiten. —

So geht es von 1 bis 3 Uhr ohne Unterbrechung im Parquet zu, wie der von Schranken umgebene innere Raum des Börsensaales genannt wird (s. das Bild). Hier im Parquet sind nur die privilegirten Wechselagenten die allein zum Kauf und Verkauf der Rente Berechtigten. Es gab deren früher nicht mehr als sechzig, die jetzige Regierung hat jedoch noch einige Dutzend hinzugefügt, in der That bilden sie aber mit ihrem gesammten Anhange, da zu einer Wechselagentur oft zwei, drei und selbst vier Theilhaber gehören, eine Zahl von nahe an dreihundert. Und diese feinen Herren, den höchsten Ständen angehörig, sind nun zwei Stunden lang dazu an verurtheilt, ihre Lungen anzustrengen. Und wie schwer ist es hier, sich vernehmbar zu machen! Es ist gewiß ein hartes Geschäft, ganz abgesehen von den Sorgen, den Hin- und Herkäufen u. s. w., allein für 100,000 Franks jährlich, wie hoch das Einkommen einer Wechselagentur durchschnittlich geschätzt wird, kann man wohl ein Bischen schreien und auch eine Reise nach Belgien, der Schweiz, Amerika, riskiren, was die Börsenleute einen Unglücksfall nennen.

Im Parquet befinden sich auch die Finanzbarone, die Noblesse der speculirenden Welt, die Fürsten der Börse. Um jeden dieser reichen Banquiers gruppirt sich eine Anzahl von Commis als Generalstab, und von vielen werden sie aufmerksam beobachtet, weil sich aus ihrer Haltung so Manches auf dem Börsenmarkte bemessen läßt. Vielleicht gehören sie zu den in die geheimen Absichten des Kabinets Eingeweihten, zu den Unterrichteten. Vielleicht ist eine bedenkliche Note von St. Petersburg eingelaufen, wird im nächsten Moniteur ein drohendes Circularschreiben erscheinen. Das Alles können diese Herren schon wissen! In einer Viertelstunde fallen vielleicht die Dreiprocentigen unter 70! Welche Pein, welche Angst! Und wenn nun gar versiegelte Depeschen an jene Bevorzugten gelangen! Welchen Inhalts mögen sie wohl sein?! Ob Baisse, ob Hausse! Ob Steigen oder Fallen? Ob Krieg oder Frieden! Ob die vereinigten Flotten wohl in's schwarze Meer eingelaufen sind! Ob die Russen wohl Kalefat erstürmt haben! Wer da nur wissen könnte! Wohl oder Wehe, reich oder arm steht auf dem Spiele. In fünf Minuten kann ein recht wohlhabender Mann auf der Börse zum Bettler werden!

Oft bricht nur in Folge eines leeren Gerüchts solches Unglück herein, daher auch die immerwährende Angst, Unruhe und Pein der Börsenspeculanten, die nie in den ruhigen Besitz ihrer Habe gelangen. Es ist ein stets rastloses Treiben; heute handelt es sich um die $4^1/_2$ Procentigen, vor einigen Tagen waren es die Dreiprocentigen. Auf die Benennung kommt übrigens gar nichts an, in russischen Juchten wär's ebenso; die Geschäftswuth wäre ganz die gleiche. Die wirklichen Besitzer der Rente nehmen an dem Börsenspiel sehr wenig Antheil und eigentlich sind die Staatspapiere meist in festen Händen. Bisweilen kommen sie allerdings massenhaft auf den Markt, doch sind dies seltene Fälle. Die wahren Börsenspieler kaufen und verkaufen Werthe, die nie in ihren Händen sind und nie in ihre Hände kommen, und die am Lieferungstage nur durch Auszahlung der im Stande der Course entstandenen Differenz ausgeglichen werden.

Man spricht viel gegen diese Agiotage, Differenzenspiel, — und das mit Recht. Gleichwohl läßt sich's leichter darüber schimpfen, als der Sache abhelfen. Die Staatseffekten, Aktien, Bankpapiere u. dergl. haben nur unter der Bedingung Werth und Credit, daß sie zu jeder Zeit und schnell verwerthbar sind. Nur so ist der immer offene Handel der Renten und Effekten erklärlich. Wie aber will man die Spekulation, diese Seele des Handels hindern, sich hieran zu betheiligen? Vielleicht indem man das Lieferungsgeschäft verbietet? Aber man thut dies ja. Die Gerichte verurtheilen stets diese als Hasardspiele betrachtenden Geschäfte, daß sie aber gemacht werden, weiß alle Welt. Wenn die 80 Pariser Wechselagenten, von denen jeder im Durchschnitt 100,000 Franks jährlich verdient, nur auf die gegen baar gemachten Geschäfte angewiesen wären, so würden sie keine 10,000 Franks verdienen. In einzelnen Jahren wurden durch das Parquet und die Coulisse an 20 Millionen von den Operationen der Spieler erhoben. Man urtheile daraus auf den Umfang der Geschäfte! Denn die den Wechselagenten gesetzlich bestimmten Gebühren sind sehr mäßig, von 100,000 Franks der Papierwerthe beziehen sie beim Kauf wie Verkauf nur 50 Franks, und die Zwischenhändler in der Coulisse begnügen sich wohl auch mit der Hälfte. Wie viel mal 50 Franks, oder verkaufte, gekaufte und wiederverkaufte Rente bedarf es nun, um beim Rechnungsabschluß 20 Millionen zu machen.

Die zweitäglichen Geschäftsstunden in der Börse genügen dem wirklichen Bedarf so wenig, als der Wuth und den Launen der Spieler und den verschiedenen Eventualitäten, die jeden Augenblick mehr oder weniger auf die Rente einwirken können. Wie könnten den ächten Spekulanten zwei Stunden täglich befriedigen?! Die Rente ist eine Göttin, welche Dem, der sich einmal mit ihr eingelassen, keine Ruhe mehr läßt; Morgens und Abends, früh und spät, Tag und Nacht hat er mit ihr zu thun!

In Anbetracht dieser Nothwendigkeit muß die Coulisse dasein, dieses Parquet im Kleinen, ohne festen Sitz, ohne Cautionen, doch nicht ohne Rechtlichkeit und Mittel, und häufig zuverlässiger als das officielle Parquet.

Die Coulisse ist die Börse in ewiger Bewegung! Sobald der Morgen in Paris beginnt, d. i. etwa um 10 Uhr früh, vereinigt sie sich in ihrem gewöhnlichen Lokale, Passage de l'Opera. Dort bleibt sie bis zur Börsenstunde, begleitet das Parquet in die Börse, wo sie neben dem von Schranken umgebenen innern Raum des Saales verhandelt (s. das Bild), und bleibt selbst eine Stunde länger da, indem die kleine Börse (d. i. die Coulisse) bis vier Uhr dauert. Ohne sich kaum ein Mittagsessen zu gönnen, beginnt sie dann sofort wieder ihre Operationen in der Passage, und setzt sie gewöhnlich bis 11 Uhr oder Mitternacht fort. Während der Wintersaison, zur Zeit der Bälle, werden die ganze Nacht über Geschäfte gemacht; auf den Maskenbällen, bei Punsch und Champagner wird fortwährend gekauft und verkauft.

So ist die Coulisse rastlos thätig, beutet jede neue Nachricht aus, jedes Gerücht, während das Parquet gemeinhin nur diese Bewegung regelt. Parquet und Coulisse lassen sich nicht von einander trennen. In der Coulisse ist das gesetzlich verbotene Wettgeschäft an der Tagesordnung. Wie will jedoch das Gesetz diesen Leuten zu Leibe, die aneinander vorüber huschend mit einem Worte, Blicke, Zeichen, einer Geberde ihre Wetten abschließen? —

Die von den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Coulisse ist für den Beobachter besonders interessant. Man sieht dort Leute, die sich lange im Parquet bewegten und wegen ein Paar unglücklicher Abschlüsse das Feld räumen mußten. Das im Parquet verlorene Vermögen gewinnt dann Mancher in der Coulisse wieder, die auch mit wenig Ausnahmen für so solid wie das Parquet gilt. In der Coulisse kann man auch am Besten das sonderbare Spiel der Hausse und Baisse studiren, wo ein Wort, ein Wink, eine Bleistiftnotiz, ein Nicken mit dem Kopfe zum Untergange wie zur Gründung eines kolossalen Vermögens werden kann. Hier auch äußert sich die Spielwuth in ihren gemeinern und häßlichern Formen.

Artikel 1. des Reglements vom 15. Juni 1802, bezüglich der Börsenpolizei, besagt, daß die Börse jedem Franzosen und selbst jedem Ausländer zugänglich ist, und nur Frauen und Bankrotteurs ausgeschlossen sind.

Die Frauen spielen deshalb nicht desto weniger. Die den höhern Ständen Angehörigen wissen ihre Leidenschaft in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen und verkehren, ohne Aufsehen zu erregen, mit den Börsenmäklern. Einen andern Schlag Frauen gewahrt man gegen ein oder zwei Uhr Nachmittags an der nordwestlichen Ecke des Eisengitters, welches das Börsengebäude umgibt. Es sind ältere Frauen in bescheidenen Anzügen; heiter oder niedergeschlagen, je nach dem Einflusse des Augen-

blicks. In ihren Blicken spiegelt sich wechselnd Zorn und Freude, Entmuthigung und Hoffnung ab. Ein Hungernder kann nicht gieriger auf Brot warten, als sie auf die Berichte, welche ihnen von Minute zu Minute die Mäkler und Commis der Wechselagenten bringen. Dies ist die Frauenbörse.

Das Wetter mag sein, wie es will, sie sind da, mit immer entflammtem Gesicht, begehrlichen Augen, heftigen Geberden, aufgeregter Stimme. Die Sprache, die sie dabei sprechen, bewegt sich nicht immer in den Schranken strenger Etiquette. So wie der Mäkler sich an dem Eisengitter zeigt, bestürmen ihn hundert Fragen.

„Wie hoch die $4\frac{1}{2}$ Procentigen? Wie hoch die Dreiprocentigen? Wie Nordbahn? Haben Sie für mich verkauft?“

„Sie haben mir keinen Auftrag gegeben.“

„Wie? keinen Auftrag?“

„Gewiß nicht, Madame.“

„Ach, Sie schlechter Kerl!“

„Beruhigen Sie sich, Madame, ich werde auf der Stelle verkaufen.“

Ohne das ihn von seinen Kunden trennende Eisengitter würde der unglückliche Mäkler häufig in sehr unangenehme Verwickelungen gerathen. —

So treibt es die Pariser Börse, dies ist das Spiel in dem, dem Gotte des Geldes geweihten Tempel, der zugleich das Handelsgericht in sich schließt. Der äußere Anblick des Börsenpalastes (s. das Bild) ist wahrhaft imposant. Bei 71 Metres Länge, hält er 49 Metres Breite; auf den vier Seiten erhebt sich in majestätischer Regelmäßigkeit eine Reihe stolzer korinthischer Säulen. Zu der Fronte des Palastes, der ganzen westlichen Seite entlang, führt eine Freitreppe von 16 Stufen, der den Anblick des Ganzen noch großartiger macht. Vier Statuen prangen an den Ecken des Eisengitters, mit welchem die Börse umgeben ist: die Gerechtigkeit, der Handel, die Industrie und der Ackerbau; . . . im Innern des großartigen Palastes haben aber andere Götter ihre Sitze aufgeschlagen.

Der neue Krystall-Palast in Sydenham bei London.

Die sieben alten Wunderwerke der Welt und die sieben alten Weisen Griechenlands bieten zusammen bei Weitem nicht so viel Wunder und Weisheit, als der einzige Krystall-Palast in Sydenham schon jetzt vor seiner Vollendung. Er enthält die Wissenschaften und Künste aller Zeiten und Nationen in lebendigen, wissenschaftlich geordneten körperlichen Bildern. Er ist eine Universal-Bibliothek in Gestalten, statt in Worten, und zugleich ein immerwährender kosmopolitischer Weltmarkt. Deutschland hat bereits für mehr als 1 Million Gulden Beiträge in Sculpturen, Bauwerken &c. geliefert. Unter den betreffenden Künstlern nennen wir nur Professor Rietschel in Dresden, Professor Schwanthaler, die Papiermaschee-Fabrik von C. W. Fleischmann in Nürnberg (welche z. B. eine vollständige Copie des Grabmals des heiligen Sebaldus, dieses größten mittelalterlichen Kunstwerks Deutschlands, das man bisher für unnachahmbar hielt, geliefert hat) eine große Masse Kunstwerke von Veit Stoß, das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin. Die Directoren des Kunst-Departements im Krystallpalaste, Digley Wyatt und Owen Jones, haben persönlich eine Reise durch Deutschland gemacht, um die besten und am Meisten charakteristischen Denkmäler der verschiedenen Kunstperioden auszuwählen und copiren zu lassen. Ueber 200 deutsche, französische und italienische Künstler sind seit Jahr und Tag im Krystall-Palaste thätig, um die Arten von Ausschmückung und Decoration zu übernehmen, für welche die Engländer nicht Geschmack genug haben. — Abgesehen von der universellen, kosmopolitischen Bedeutung dieses neuen Tempels, der sich über die ganze Erde ausbreitenden Civilisation ist es also eine Art von persönlichem Interesse, welches Deutschland mit ihm näher verbinden mag.

Die Welt-Industrie-Ausstellung von 1851 war als erste Verdichtung der industriellen Intelligenz der ganzen Erde — als der erste Völker-Congreß auf dem Boden der Bildung — vielleicht das größte und segensreichste des Jahrhunderts, vielleicht auch in architektonischer Beziehung, denn auch das ungeheure Bauwerk, von Eisen und Glas gewoben, war ein Ereigniß. Das Parlament beschloß in aristokratischer Kurzsichtigkeit, dessen Zerstörung. Sofort erhob sich die ganze civilisirte Bevölkerung, „um ihr Vaterland von der Schmach zu retten, von welcher es durch den Verlust des herrlichen Baues bedroht war,“ und der Krystall-Palast erhob sich schöner, höher, majestätischer auf dem schönsten Hügel im Süden von London zu einem Zwecke, wie ihn die Welt bisher noch nie zu verfolgen gewagt hatte, und der doch mit einer Schnelligkeit und Sicherheit ausgeführt wird, wie er früher in Jahrhunderten nicht möglich gewesen wäre. Es vereinigen sich eben hier die ausgebildetsten künstlerischen und wissenschaftlichen, industriellen und technischen Kräfte aller Nationen zu dem Wunderbaue, der als der große Gegensatz des Thurmbaues von Babel angesehen werden kann.

Wir geben hier nur die nothwendigsten Thatsachen, wie sie zur Bildung eines vorläufigen, allgemeinen Begriffes von dem Baue und dessen Inhalte gehören mögen. Den 14. Mai 1852 bildete sich ein Verein zum Wiederaufbau und der architektonischen Vollendung des Krystall-Palastes zu einem dauernden kosmopolitischen Culturtempel unter dem Namen „Krystall-Palast-Kompagnie.“ Schon nach 14 Tagen waren alle Actien abgesetzt und zwar auf den bestimmt dahin ausgesprochenen Zweck hin, „der Erziehung der großen Masse des Volkes und der Veredlung ihrer Erholungsgenüsse einen Universaltempel zu bauen.“

Der Park von Sydenham, etwa $1\frac{1}{4}$ deutsche Meilen südlich von London, auf dessen höchster Erhebung sich der Krystallpalast erhebt, bildet ein Parallelogramm von 300 Ackern, sich 1300 Fuß lang von der Brigthon-Eisenbahn hinziehend und sich nördlich bis 3000 Fuß ausbreitend. Hier ist der Krystall-Palast von London und viele Meilen weit von allen Seiten des Landes aus zu sehen und macht im Sonnenschein einen unbeschreiblichen, feenhaften Eindruck. Man wird sich die kühnsten Luftschlösser und Phantasie-Feenpaläste der Mährchen kaum so schön zu denken wagen. Der Zugang zu dem Krystall-Palaste wird durch drei Eisenbahnen und eine wunderschöne Landstraße vermittelt werden. Die eine Bahn hält unmittelbar unter einem großen Portikus des Gebäudes. Die neue Lage und der neue Zweck riefen architektonische Veränderungen hervor, die alle Fehler des alten zu Schönheiten erhoben. Der Neubau wurde um 240 Fuß verkürzt, um einen Totaleindruck für das Auge zu ermöglichen. Dabei stieg er um 44 Fuß höher, nämlich zu 194 im mittleren Hauptbogen (Transept), der die ungeheuere Spannung von 120 Fuß erreicht. An beiden Enden befinden sich zwei kleinere Transepte. Außerdem ist hier das ganze Dach gewölbt.* Die Einförmigkeit im Innern des früheren Baues, die Wiederholung zweier Elemente, der Säule und Strebe, in gerader Linie ist jetzt durch alle 42 Fuß um 8 Fuß hervortretende Säulenpaare gehoben. Sie geben dem Auge Anhaltspunkte für die Maßverhältnisse. Das Hauptgebäude bedeckt mit den an beiden Seiten weit hinauslaufenden Flügeln 15 Acker Landes, welche terrassirte Gärten mit Springbrunnen (bis 200 Fuß Höhe) und Pflanzengruppen, wissenschaftlich geordnet, begrenzen. In diesen Gärten wird man außerdem viele Statuen, Wasserkünste, Tempel in ganz neuen Baustilen und in entsprechenden geologischen Formationen und Gebirgsbildern die lebensgroß ausgeführten vorsündfluthlichen Thiere**) finden. Der Winter ist hier auch außen durch immergrüne Baum- und Pflanzengruppen verwiesen. Zwei schlanke Glasthürme an beiden Endpunkten werden

* Die Maßverhältnisse sind genau folgende: größte Länge ohne die Flügel 1608 Fuß, größte Tiefe im mittlern Transept, 384 und der ganze überbaute Raum 542,592 Fuß oder $13\frac{1}{4}$ acres ohne die Flügel. Das große Dach erhebt sich 110 Fuß vom Parterre, unter welchem drei Stockwerke unter ein großes Gewölbe, in der Mitte die Heiz- Wasser- und Ableitungsröhren und unmittelbar unter dem Flur Erde für die Pflanzen &c. enthalten. Die größte Höhe im mittleren Transept (das Bild giebt blos die eine Hälfte des Ganzen) ist 194 Fuß. Der alte Krystallpalast bedeckte 19 acres und seine höchste Höhe betrug blos 108 Fuß.

** In einem derselben, dem Iguanodon, nahmen am 9. Januar 21 Künstler ein festliches Mittagsmahl ein.

eine fast unbegrenzte Aussicht über Städte und Dörfer, Flüsse und Wälder, über London hin bis zur Nordsee gewähren.

Von dem Weltreichthum im Innern können wir hier nur ein annäherndes Sachverzeichniß geben. In den Transepten und an den Seiten des Hauptschiffes treten die über die Erde verbreiteten Vögel, Pflanzen und Bäume zu lebendigen Vegetations- und Landschaftsbildern zusammen, an der nordöstlichen Seite historisch geordnete Sammlungen von Sculpturen und Bauwerken aller Zeiten und Nationen. In einem pompejanischen Zimmer und einer „Alhambra“ findet man Erfrischungen. Der nördliche und südwestliche Theil nehmen die Fabrikate aller Art (verkäuflich) in einer architektonisch künstlerisch erbauten immerwährenden Weltmesse auf. Die Lehr-Abtheilung enthält 1) eine ethnologische Sammlung, wie niemals in der Welt nur etwas Annäherndes versucht ward, nämlich alle Menschenracen mit ihrer Nationaltracht, ihren Waffen, Wohnungen, Fuhrwerken und sonstiger charakteristischer Umgebung, 2) die lebenden Pflanzen nach Klima und Boden geordnet, dazu 3) die entsprechenden Thiere noch mit Mollusken und Wasserthieren aller Art in gläsernen durchsichtigen Behältern, und 4) Geologie und physikalische Geographie in körperlichen Bildern, die Alterskrusten der Erde, die Millionen von Jahren repräsentiren, Modelle von Bergwerken, Erläuterungen von Erdbeben und Formationen zur Erläuterung von Brunnen, Wasserleitungen, Schachten &c. Als 5. und praktischster Theil wird sich die Ausstellung, Arbeit und Erklärung aller Arten von Maschinen, physikalischen und chemischen Processen geltend machen. Der Markt, wo verkauft wird, darf nur Waaren und Fabrikate enthalten, die sich durch Neuheit, Originalität und Vorzüglichkeit als Muster der jetzigen Industrie und Kunst auszeichnen. Jedem in jeder Nation steht es frei, sich um Vertretung zu bewerben und werden betreffende Anerbietungen unter der Adresse: „Krystal-Palace-Company, 3 Adelaide-Place, London Bridge, London“ entgegengenommen.* Endlich wird die „Halle für Erfindungen und Modelle“ in praktischer Beziehung für die Industriellen, Techniker und Künstler aller Nationen von dem höchsten Interesse sein. Man übersieht hier mit einem Blick alle bisher gemachten Erfindungen und was demnach für weitere Fortschritte noch übrig bleibt. Erfinder und alle Solche, denen es um Patente zu thun ist, werden hier nicht nur wissenschaftliche, sondern auch ganz speciell praktische Anweisung erhalten, wie sie ihren Zweck am Schnellsten und Billigsten erreichen können.

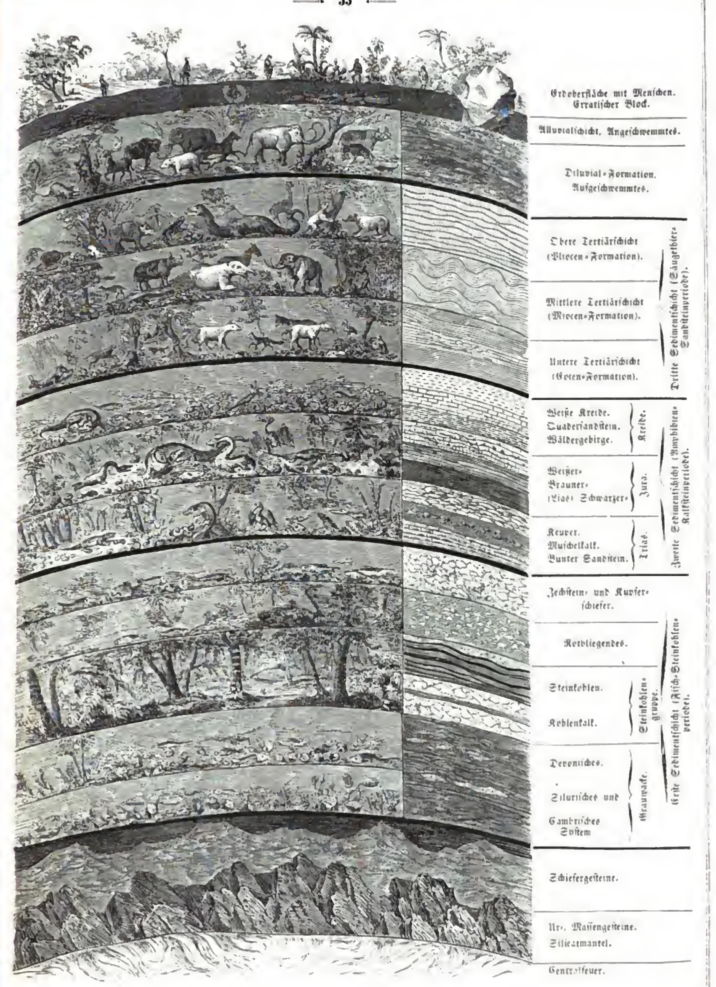
So viel für jetzt über die Weltmesse, den Völker-Bazar und den ersten universellen Friedenstempel aller Nationen.

* In sprachlicher Beziehung ist H. Beta, 18 Alfred Street, Tottenham Court Road, London, dem von Digley Wyatt die Uebersetzungen der Correspondenzen zwischen den deutschen Künstlern und der Krystall-Palast-Compagnie übertragen worden sind, bereit, Vermittelungen zu übernehmen, die ihm wegen persönlicher Bekanntschaft mit den beiden Directoren der Kunst-Abtheilung sehr erleichtert werden.

Die Erschaffung unserer Erde.

So wunderschön wie jetzt, war es nicht immer auf unserer Erde. Es gab Zeiten, wo sie weder von Menschen, noch von Thieren und Pflanzen belebt war, auch wuchsen höchst wahrscheinlich einstens schon Pflanzen auf derselben, bevor noch Thiere hier ihren Wohnsitz aufschlugen, und Thier und Pflanze existirten ganz gewiß schon lange, und zwar in ganz anderer Gestalt als jetzt, ehe der Mensch zwischen ihnen erschien. Ja, man hat guten Grund zu vermuthen, daß die Erde bei ihrem ersten Entstehen vor Millionen Jahrtausenden nichts als ein Gasball aus dunstförmiger Nebelmasse war, der sich allmälig verdichtete, dadurch in Glut gerieth, so eine glühende Kugel darstellend, und, indem er an seiner Oberfläche langsam abkühlte, eine feste Rinde erhielt. Diese Rinde, welche dadurch, daß sich an derselben fortwährend neue Erdschichten an den alten anlagerten, immer dicker wurde und auf welcher nach und nach die verschiedenartigsten Mineralstoffe, Pflanzen, Thiere und Menschen zum Vorschein kamen, umgibt auch jetzt noch einen, das Innere unseres Erdballes bildenden, feurig-flüssigen Kern (das sogen. Centralfeuer) und hat zur Zeit eine Dicke von durchschnittlich etwa 15—20 Meilen erlangt. Dieses Centralfeuer theilt natürlich den untersten oder innersten Schichten der Erdrinde eine nicht unbedeutende Wärme mit, die aber nach der Oberfläche der Erde hin immer geringer werden muß, so daß sie von uns gar nicht mehr gespürt wird, denn die jetzige Erdoberfläche erhält ihre Wärme nur von der Sonne. Daher kommt es nun, daß je tiefer man in die Erde eindringt, die Schichten derselben und die zwischen diesen fließenden Wässer um so wärmer werden, und daß man endlich bei fortgesetztem Eindringen an einem Punkte ankommen muß, wo Alles schmilzt. Die 163 zur Zeit noch bestehenden Vulcane (s. Gartenlaube 1. Jahrg. No. 3 und 4) sind nichts anderes, als Abzugskanäle für den Erdkern, durch welche ein Theil des feurig-flüssigen Inhaltes desselben (als Lava) ausgebrochen wird, sobald im Innern der Erde solche Revolutionen zu Stande kommen, durch welche beim Mangel an Oeffnungen in der Erdrinde ausgebreitete, zerstörende Erdbeben hervorgerufen werden müßten. Insofern sind also Vulcane die Sicherheitsventile für unsern Erdball und verhindern das Zerplatzen desselben.

Ist die Erde wirklich aus einem Gasballe hervorgegangen, so mußte die erste Bildung auf derselben die einer festen Schale um den glühenden Kern sein; eine solche findet sich denn auch und zwar aus den härtesten Gesteinen (Granit und Syenit, Basalt, Porphyr, Grünstein &c.) und den schwersten Metallen gebildet. Wegen ihres Reichthums an Kieselgestein (Silicaten) wurde diese Schale der Silicatmantel genannt und die denselben zusammensetzenden, aus verschiedenen Gesteinsarten gemengten Gesteine, erhielten die Namen „Urgesteine, Massen- oder Gemenggesteine, plutonische Bildungen.“ — Nach der Mantelbildung ging als Folge der Abkühlung ohne Zweifel eine Scheidung der Luft vom Wasser unter wolkenbruchähnlichen Regengüssen vor sich, so daß demnach die Erde in ihrer allerfrühesten Kindheit nur aus einem feurigen Kerne und einer festen glühend heißen Rinde um denselben, sowie aus siedend heißem, salzigem Wasser (Urweltmeer) und einer Atmosphäre aus glühend heißer Luft voll Kohlensäure und andern schädlichen Gasen bestand. Während der Luft- und Wasserbildung verdickte sich die Rinde allmälig immer mehr; sie berstete ferner in Folge ihrer Abkühlung an vielen Stellen, erhielt dadurch eine unebene Oberfläche mit bedeutenden Vertiefungen und Erhöhungen, und ein Theil des feurig-flüssigen Inhaltes des Erdkerns ergoß sich durch die Risse in der Rinde auf die Oberfläche derselben, mischte sich hier mit siedendem Wasser und bildete so eine Schicht von Gesteinen über dem Silicatmantel, welche sich durch ihr wellenförmiges, schieferiges Gefüge auszeichnen und deshalb auch Schiefergesteine (aus Gneiß, Glimmerschiefer und Talkschiefer) benannt wurden, auch vulkanisch-neptunische Bildungen genannt werden könnten. — Daß bei einem solchen Zustande auf der Erde noch keine Pflanzen, Thiere und Menschen existiren konnten, ist leicht einzusehen; auch finden sich nirgends Spuren dieser Organismen in den Ur- und Schiefergesteinen. Um die Erdoberfläche für lebende Wesen vorzubereiten, mußte vorher noch die Temperatur sinken und ein erdiger Boden geschaffen werden, auf welchem vor allen Dingen Pflanzen wachsen und Thiere alsdann durch diese Pflanzen ernährt werden konnten. Denn die Pflanze lebt von unorganischen Stoffen, von Wasser, Kohlensäure, Ammoniak und Salzen, das Thier braucht dagegen Pflanzen oder andere Thiere zu seiner Nahrung. Ein solcher Boden bildete sich nun allmälig aus den Ur- und Schiefergesteinen mit Hülfe des Verwitterungsprocesses (d. i. ein Zerstörungsproceß der Gesteine durch die Luft und das Wasser) und wurde von Wasserfluthen (großen Ueberschwemmungen) über die Erdoberfläche hin verbreitet. Diese Verbreitung geschah theils so, daß das Wasser gewisse Mineralstoffe auflöste, die sich dann entweder als solche oder mit andern zu neuen Stoffen verbunden hier oder da wieder ausschieden, theils dadurch, daß es dergleichen nur mit sich fortriß und später an dieser und jener Stelle wieder fallen ließ. Weil man die Stoffe, welche sich aus dem Wasser und zwar gewöhnlich in Schichten über einander absetzen, Sedimente nennt,



Schematische Uebersicht der verschiedenen Erdschichten.

so erhielten alle die Erdschichten, welche sich über dem Schiefergestein allmälig auf unserer Erdrinde in Folge von großen Ueberschwemmungen und theils durch Zertrümmerung und Verwitterung des Ur- und Schiefergesteins theils aus Pflanzen- und Thierstoffen bildeten, die Namen „sedimentäre oder Schichtgebilde; auch nannte man sie neptunische Bildungen, weil vorzugsweise das Wasser zu ihrem Entstehen beitrug, oder Flötzgebirge (d. i. geschichtete Niederschlags-Gebirge). Erst in diesen Erdschichten findet man die Spuren und Ueberreste von Pflanzen und Thieren, niemals aber die von Menschen, denn diese bewohnten bis jetzt nur die Oberfläche der letzten oder obersten Erdschicht. Die wesentlichen Bestandtheile dieser Flötzgebirge sind Thonerde, Kieselerde und Kalkerde, sie bilden vorzugsweise Thonschiefer, Sandsteine und Kalksteine. Uebrigens lassen sich wegen der auffallenden Verschiedenheit der Pflanzen- und Thierarten in den obern, mittlern und untern sedimentären Schichten diese in 3 Abtheilungen trennen, in die untere oder erste (primäre), mittlere oder zweite (secundäre) und oberste oder dritte (tertiäre) sedimentäre Schicht, von denen aber eine jede wieder aus verschiedenartigen, über einander lagernder Schichten zusammengesetzt ist, so daß die Rinde unserer Erde, wie eine Zwiebel, aus um einander herum liegenden Schalen besteht, die aber an den verschiedenen Stellen unserer Erde von verschiedener Dicke und Form, auch hier und da verschoben und durchbrochen sind.

I. Die **unterste** oder **erste** sedimentäre Schicht, (primäre Formation oder primäre Flötzbildung) heißt deshalb, weil in ihr die Steinkohlen und Fische die bemerkenswerthesten Bildungen sind, auch die Steinkohlenperiode oder die Epoche der Fischorganisation. Die Gesteingruppen, welche man in dieser Schicht von unten nach oben über einander lagernd findet, sind:

1. **Grauwackengruppe,** das älteste Schichtgestein, besteht hauptsächlich aus thonigen und sandsteinartigen Gesteinen, welche mit Lagen von dichtem Kalkstein verbunden sind, nämlich aus Urkalk, Thonschiefer, Grauwacke und altem rothen Sandsteine. Man theilt diese Gruppe auch in eine untere (cambrische), mittlere (silurische) und obere (devonische) Grauwackenschicht.

2. **Steinkohlengruppe,** aus Steinkohlen zwischen Kalk-, Thon- und Sandsteinlagern. Es lassen sich zwei wesentlich verschiedene Abtheilungen in dieser Gruppe unterscheiden, die untere aus dichtem Berg- oder Kohlenkalk mit viel Meerorganismen und die obere aus Kohlensandstein, Kohlenschiefer und Steinkohlen, mit wenig Resten von Organismen des süßen Wassers.

3. **Rothliegendes** oder Rothtodtliegendes (jüngerer rother Sandstein), darüber thoniges Grau- und Weißliegendes; ohne Metallgehalt (deshalb todt); die Unterlage des Kupferschiefers.

4. **Zechsteingruppe** mit dem **Kupferschiefer**, aus welchem viel Kupfer gewonnen wird und die viel Fischreste enthält. Der Zechstein ist ein thoniger Kalkstein, auf welchem gewöhnlich Gyps, Dolomit (Rauhkalk, Rauhstein, Rauhwacke) und Stinkstein (ein erdiger, theerartigriechender Kalk) lagert.

Von **Pflanzen** wuchsen in dieser primären Periode, in welcher die Wärme des Wassers, des Erdbodens und der Luft über die ganze Erde noch eine sehr bedeutende war und die Luft sehr großen Reichthum an Kohlensäure besaß, theils üppige Meerpflanzen (Tangen), theils riesenhafte Landpflanzen, wie baumartige Farrenkräuter und Bärlappe, Schachtelhalme, palmähnliche Schuppenbäume, und zwar größtentheils ohne Blüthen und Früchte. Alle diese Pflanzen konnten aber deshalb sehr gut gedeihen, weil ihre Hauptnahrung, die Kohlensäure, in so großer Menge in der Luft vorhanden war. Indem sie nun dieses, für Thier und Mensch so schädliche Gas aufzehrten und anstatt dessen Sauerstoff (d. i. die Lebensluft für Thiere und Menschen) von sich gaben, veränderten sie die atmosphärische Luft allmälig so, daß endlich Thiere in derselben leben konnten. Die Meerpflanzen machten das Meer früher für seine Bewohner bewohnbar, als die Landpflanzen das Land, denn Meerthiere gab es weit früher als Landthiere. Aus den Pflanzen dieser primären Epoche sind übrigens durch Verkohlung (wahrscheinlich auf ähnliche Weise wie dies in Kohlenmeilern geschieht) oder durch Vermoderung und durch gewaltigen Druck der Gesteine die Steinkohlen entstanden, in denen man auch jetzt noch die damaligen Pflanzen deutlich wiederfindet. — Unter den **Thieren** der primären Periode nehmen die Fische den obersten Rang ein, denn Landthiere existirten so gut wie noch gar nicht. Diese Fische hatten meistens eine eigenthümliche (haifischartige) Form und ein knorpliches Skelet, waren groß, plump und mit eckigen oder ohne alle Schuppen, aber mit Panzern. Es gab ferner noch eine große Menge von Muscheln, Polypen, Schnecken, gestielte Haarsterne, und krebsartige schwimmende Thiere (Trilobiten). Die ersten Ueberreste eines Reptils (Proterosaurus) finden sich im Kupferschiefer. — Die organischen Reste des Grauwackengebirges gehören ausschließlich Meeresbewohnern von sehr unvollkommener Organisation an, es sind Korallen, gestielte Haarsterne, die krebsartigen Trilobiten und gepanzerte Fische. In den Steinkohlen zeigen sich schon einzelne Insecten, ein scorpionartiges Geschöpf und die Flügel von Schaben. Im Kupferschiefergebirge finden sich der eidechsenartige Proterosaurus und schmelzschuppige Fische, während die gepanzerten Fische und die Trilobiten verschwunden sind.

NB. Die primäre Periode wird von den Gelehrten auch noch so eingetheilt: 1. Paläozoische Gruppe, die unterste Schicht aus stark thonigen, feinkörnigen und sehr harten Gesteinen, welche mit ähnlichen Kalken oder thonigen Sandsteinen wechselt. Sie entspricht der Grauwackengruppe und wird zertheilt: in das Cambrische System (oder azoische Gruppe), ohne Versteinerungen, aus Thonschiefer; in das Silurische System aus Thonschiefer und grauem Sandstein (Grauwacke), welches sehr reich an Versteinerungen ist, und in das Devonische System aus altem rothen Sandstein, mit vielen Versteinerungen. — 2. Steinkohlengruppe, aus verkohlten Pflanzensubstanzen zwischen Kalk-, Thon- und Sandsteinen (Bergkalk, Kohlenschiefer, Schieferthon, Kohlensandstein). — 3. Permsches System aus dem Rothliegenden, Kupferschiefer und Zechstein, mit Dolomit, Gyps und Stinkstein.

II. Die **mittlere** oder **zweite sedimentäre Schicht,** secundäre Flötzformation, wird auch ihres Reichthums an Kalkgesteinen halber, sowie wegen des ersten Auftretens der Amphibien die Periode der Kalkgebirge oder der Amphibienorganisation genannt. Die Gesteinsgruppen folgen hier von unten nach oben so aufeinander:

1) **Trias-** oder Steinsalzgruppe aus einer Sandstein-, Kalk- und Mergelformation, nämlich aus buntem Sandsteine, Muschelkalk mit Steinsalz und Keuper (mit der kohlenarmen Lettenkohle). Jede dieser drei Gesteinsarten besteht wieder aus mehreren Gliedern; die ersten und letzten sind hauptsächlich aus Sandsteinen und Mergel zusammengesetzt, während in der zweiten Kalkstein mit vielen Muschelresten vorherrscht.

2) **Juragruppe** (weil das Juragebirge viel davon enthält) oder Oolith-Formation (wegen der kuglig-schaligen Form des Kalkes) besteht im Allgemeinen aus Thon, Mergel, Sand- und Kalksteinen und zerfällt: in den untern oder schwarzen Jura (Lias-Schiefer), in den mittlern oder braunen Jura (mit Eisengehalt) und in den obern oder weißen Jura (mit lithographischem und Korallenkalk).

3) **Kreidegruppe** enthält in ihrer obersten Schicht die weiße Kreide und Quadersandsteine mit Plänerkalk und Mergel, sonst besteht sie aus Mergel- und Sandstein-Ablagerungen, Hilsthon, mit vielen Meer- und Süßwasserbildungen. Die unterste Schicht der Kreidegruppe heißt auch die Wälderformation oder das Wäldergebirge und besteht aus vielen Muschel- und Schneckengehäusen, Mergel und Sandsteinen.

Die **Pflanzen** der secundären Epoche sind außer Pilzen und Flechten vorzugsweise Farren, Schachtelhalme, Palmen, Nadelholz- und Laubholzbäume, während die Schuppenbäume und die baumartigen Bärlappe der früheren Periode untergegangen sind und die Kryptogamen sich bedeutend verringert haben; weiden- und ahornähnliche Pflanzen finden sich in geringer Anzahl vor. Durch die Flora dieser Epoche wird ein Uebergang von den Pflanzen der primären Periode zu denen der tertiären vermittelt. — Von den **Thieren** der Secundärschicht nehmen die merkwürdig gestalteten, meist krokodil- und eidechsenartigen und selbst fliegenden (fledermausartigen) oder schwimmenden (wallfischartigen) Amphibien die erste Stufe der Organisation ein, denn Säugethiere giebt es noch nicht. Diese Amphibien sind riesenhafte Eidechsen, Krokodile, Schildkröten, sowie Gemische von allen diesen (Saurier: Ichthyo-, Snalio-, Plesio-, Mosa-, Mystrio-, Mastodon-, Rothe-,

Simo-, Ptero- und Dinosaurier; Labyrinthodonten). Neben den Amphibien existirten noch Knochenfische, viel Muscheln und Schnecken, Ammoniten und Belemniten, Polypen (mit Korallenstöcken), Haar- und Seesterne u. s. w. — In der **Triasgruppe** zeichnen sich langschwänzige Krebse, die Enaliosaurier und Labyrinthodonten aus. Im **Jura** finden sich Korallenpolypen, viele Muscheln und Schnecken, freie Seesterne und Seeigel, Tintenfische, Belemniten und Ammoniten, Krebse, Ichthyosaurier, Plesiosaurier und Pterosaurier. In der **Kreidegruppe**, in welcher zuerst Weiden, Birken und Nadelhölzer auftreten, zeigen sich ächte Knochenfische, Krokodile, Eidechsen und Schildkröten.

III. Die **oberste** oder **dritte sedimentäre Schicht**, tertiäre Flötzformation, oder die Periode der Säugethierorganisation und Sandgebirge, besteht hauptsächlich aus Sandsteinen; Thonflötzen, Braunkohlen, Mergel und Molasse. Die Gesteinsarten bilden hier drei Schichten:

1) Die **unterste** Tertiärschicht (Eocen-Formation), im Pariser und Londoner Becken, aus Nummulitengesteinen und sogenannten Flysch, enthält Thon und Sand mit einigen Braunkohlen-Ablagerungen, mit Bernstein, Erdöl und Erdpech, Grobkalk.

2) Die **mittlere** Tertiärschicht (Miocen-Formation), im Mainzer und Wiener Becken, aus den Molassenbildungen der Alpen und dem Hauptlager der norddeutschen Braunkohle (d. s. verkohlte Pflanzen, und zwar Palmen, Cypressen und Nadelhölzer). Der Bernstein ist das Harz dieser Waldbäume; eben daher stammt das Erdöl und Erdpech (Asphalt).

3) Die **obere** Tertiärschicht (Plioeen-Formation) oder Molassenformation, enthält viel Süßwasserkalk und als Reste von Infusorien den Tripel, das Bergmehl, Kieselguhr und den Polirschiefer. Man nennt die obere Gruppe auch die Tegelformation, die untere die subappenninischen Gebilde.

Die **Pflanzen** der Tertiärschicht gleichen so ziemlich denen, welche jetzt wachsen, nur giebt es weniger Arten von denselben, auch sind sie etwas einfacher gebaut. — Von **Thieren** giebt es jetzt, nachdem die Kohlensäure in der Atmosphäre durch die Pflanzen zum größten Theile entfernt worden ist, eine große Menge von Säugethieren. Im Meere herrschen Wallfische, Potfische, Delphine und Seekühe; ihnen schließen sich zwei ganz untergegangene wallfischähnliche Thiere, der Ziphius und das Metaxytherium, sowie die Robben und das Wallroß an, zu deren Familie auch das Zeuglodon oder Hydrarchos (eine Art von Wallfisch mit Seehundskopf), das Dinotherium und Toxodon gehören. Unter den Pflanzenfressern auf dem Lande zeichneten sich das elephantenartige Mastodon, das pferdeartige Hippotherium, colossale Elephanten und Nashörner aus. Außerdem finden sich jetzt Schlangen, sowie Frösche und Kröten (zum Theil ungeschwänzt). Die Reste eines Riesensalamanders dieser Zeit hielt man früher für die eines Menschen (des Sündfluthmenschen, Andrias Scheuchzeri). Von Vögeln kennt man besonders Falken, Eulen, Wasserhühner, Riesenstrauße.

Ueber diesen drei sedimentären Schichten folgt nun eine Lage von Sand, Kies, Gruß, Geröllen und Geschieben, mit etwas Lehm und Löß, welche aus den Schichtgesteinen hervorgegangen ist und sich mit Hülfe einer großen allgemeinen Ueberschwemmung (Diluvium) über die ganze oberste Tertiärschicht verbreitet haben soll, weshalb sie **Diluvial-Formation**, aufgeschwemmtes Land, Schwemmland der Vorzeit genannt wird. In dieser Erdschicht trifft man Reste von (diluvianischen) Thieren, die theils jetzt noch leben, wie Hirsche, Pferde, Ochsen, Nashörner, Flußpferde, Bären und Hyänen (in Höhlen), theils untergegangen sind, wie riesenhafte Katzen, das Mammuth, Mastodon und Mylodon. Das Klima muß zu jener Zeit überall auf der Erde ein höheres (tropisches) gewesen sein, wie die Pflanzen von damals beweisen. Erst später sank die Temperatur, wie und wodurch ist noch nicht erforscht, und es bildete sich der jetzt bestehende Zonenunterschied und mit diesem das Eis, welches die sogen. erratischen Phänomene (das Fortschaffen von Felsstücken nach entfernteren Gegenden d. s. die sogen. erratischen Blöcke oder Wander-Blöcke) hervorrief.

Ueber der Diluvialschicht befindet sich nun die oberste Lage unserer Erdrinde und auf dieser leben wir Menschen mit den uns bekannten Pflanzen und Thieren. Diese oberste Lage erhielt den Namen **Alluvialschicht**, Angeschwemmtes, Schwemmland der Jetztzeit, und besteht vorzugsweise aus lockern Massen, deren Bildung immer noch fortdauert. Zur Bildung des Alluviums tragen bei: Sand- und Schuttlager (Tuffe), abwechselnd mit Lehm- und Mergelschichten, sowie Reste von Infusorien (Trippel, Polirschiefer, Bergmehl); über diesen lagern Schichten verwitterter Pflanzen (Moorland, Torf als Wald-, Wiesen-, Haide- und Moostorf) und Ackererde. Diese Massen sind theils Anschwemmungen der Flüsse (Sand, Schlamm, Geschiebe und Gerölle) und Ablagerungen des Meeres (Sandbänke, Dünen), theils Niederschläge aus Wasser, besonders der Quellen, (Kalktuffe, Kieseltuffe, Raseneisenstein, Steinsalz, Asphalt), und Anhäufungen organischer Massen (Infusorienlager, Riffe, Koralleninseln, Torf). Das jüngste Gebilde des Alluviums ist die Dammerde, ein Gemenge von organischen und unorganischen Materien, hervorgegangen aus der Zertrümmerung und Verwitterung der verschiedenartigsten Gesteine und der Zersetzung organischer (pflanzlicher, thierischer und menschlicher) Substanzen. In den Alluvial-Gebilden hat man auch schon incrustirte Menschenknochen, sowie Produkte des menschlichen Kunstfleißes, wie Waffen, Werkzeuge, Geräthschaften 2c. gefunden. Uebrigens spricht alles dafür, daß erst mit dem Eintritte der Alluvial-Formation das Erscheinen der Zonenunterschiede und des ersten Menschen auf der Erde stattfand. Dies geschah aber nach den Forschungen der Gelehrten vor etwa 70 bis 100 Tausend Jahren und nicht, wie die jüdische Aera will, vor 6000 Jahren.

(Ausführliches später.)

(B.)

Blätter und Blüthen.

Brief aus Afrika von E. Vogel an Ritter Bunsen in London. — Eduard Vogel reiste bekanntlich dem berühmten Forscher im Innern Afrika's, Barth, durch die große Wüste Sahara zu Hülfe, um mit ihm weiter zu vollenden, was der Engländer Richardson und der Deutsche Overweg (welche beide ihrem Wissenstriebe zum Opfer fielen) und am meisten Barth selbst so wunderbar weit gefördert, daß Herr A. Petermann in London, aus dem gesammelten wissenschaftlichen Stoffe bereits eine brillante Karte von dem bisher völlig unbekannten Innern Afrika's auf Kosten der englischen Regierung auszuführen im Stande war. Die Karte, welche das Innere Afrika's etwa vom 5ten bis zum 18ten Grade nördlicher Breite um den großen, romantischen Tsad-See herum — bisher auf den Karten eine **leere Stelle** — mit seinen vielen dichtbevölkerten und in ihrer Weise blühenden Staaten darstellt, wird in einigen Wochen mit Text erscheinen, unter Anderem auch mit dem Inhalte des Briefes, den wir hier auszugsweise mittheilen, da der Preußische Gesandte in London ihn an Herrn Petermann zu dem Zwecke geschickt hatte, daß für die englische und deutsche Presse beliebiger Gebrauch davon gemacht werden möge. Der Einsender copirte die interessantesten Stellen für die Gartenlaube daraus gerade an dem Tage der Ankunft. Zum Verständnisse derselben gehört noch, daß E. Vogel auf seiner Reise von Tripolis aus durch die Wüste nach dem Tsad-See, in dem muhamedanischen Staate Fezzan mit der Hauptstadt Murzuk, und der nächst größten Tedgerehi, Monate lang aufgehalten ward, da es ihm Behörden und Privatleute mit muhamedanischer Saumseligkeit so schwer machten, die nöthigen Mittel, Führer und Hülfstruppen, die zu einer Reise durch die wilde Natur voll brennenden Sandes oder wilder Menschen gehören, zu beschaffen. Murzuk liegt etwa 150 geographische Meilen von der Küste des mittelländischen Meeres nach dem Innern hinein, Tedgerrhi 20 Meilen südlicher. Von da bis zum Tsad-See hatte er noch etwa 200 Meilen durch die Wüste zurückzulegen. Die im Briefe noch vorkommenden Orte Bornu und Kano sind Hauptstädte großer muselmännischer Staaten um den Tsad-See herum.

„Tedgerrhi, 17. Novbr. 1853.

„Excellenz!

„Endlich kann ich Ihnen melden, daß ich, mit allem Zubehör ausgestattet, auf dem Wege meiner Bestimmung flott geworden bin. Nachdem ich unter Protection des Sultans von Fezzan in Tedgerrhi angekommen war, schloß ich mich einer nach dem Tsad-See bestimmten Sklavenkarawane an. Und ich weiß nun schon, was Sklavenhandel ist. Unterwegs stießen wir unzählige Male auf Gebeine, größtentheils vom Fleische entblößt, die alle menschlichen Wesen zugehörten. Es waren Sklaven, die unterwegs liegen geblieben und so in der Sonnenhitze verhungert und verdorrt oder noch lebendig von Schakals aufgefressen worden waren. Eine dieser so

benagten Leichen, die uns eines Tages gerade im Wege lag, bestattete ich in ordentlicher muhamedanischer Weise und sprach mit gewiß mehr als priesterlicher Würde einen Segen über sie, denn des Herzens innerste Erregung war dabei. In Tedgerrhi sah ich die Karawane, etwa 500 Personen, größtentheils Knaben und Mädchen von 10—15 Jahren, ankommen. Ich werde den Anblick nie vergessen. Sie waren am Halse in Eisenringe geschmiedet und an diesen Ring noch die rechte Hand gefesselt. Die Ringe und Köpfe laufen zwischen zwei Eisenstangen hin, so daß sich auf diese Weise Linien von 20 und mehrern bilden. Sie gingen fast alle nackt oder nur spärlich mit jämmerlichen Lumpen bedeckt, obgleich der Sultan von Fezzan befohlen hat, daß jedem Sklaven ein Hemd und eine Kopfbedeckung gehalten werden solle. Man hatte ihnen nicht einmal ihre natürliche, das Haar, gelassen, da Jeder (selbst Kinder von 10 Jahren) auf den entsetzlichen Märschen durch brennenden, salzigen Sand noch bis 25 Pfund Gepäck auf dem Kopfe tragen muß, um die Kameele zu schonen. Dadurch war ihnen das Haar bis auf die wunde Haut thatsächlich abgerieben worden. Unter den Sklaven machten besonders eine Gruppe junger Mädchen von 10—15 Jahren durch den Ausdruck einer tiefen Melancholie einen erschütternden Eindruck auf mich, besonders als sie mich mit herzzerreißendem Flehen baten, ich möchte sie kaufen. Ich machte ihnen deutlich, daß mir meine Religion verböte, Sklaven zu halten, worauf sie mit der Miene rührender Ueberzeugung antworteten, daß meine Religion besser sei, als die ihrer Tibubs (Sklavenhändler). Ich sah, wie sie vor Hitze und Ermüdung zusammenfallend noch 3 Stunden lang eine Art Getreide zermalmen und sich davon ihr einziges Mahl im Tage bereiten mußten. Das Mehl wird mit Wasser und Salz geknetet und gebacken. Davon müssen sie sich auf je 24 Stunden satt essen. — Ich habe diesen schrecklichen Scenen gegenüber die Erinnerung an eine noch entsetzlichere. Auf unserer Reise hierher stießen wir auf ein menschliches Gerippe, das noch lebte. Ich flößte ihm etwas Fleischbrühe ein und fuhr allmälig mit stärkeren Gaben fort, bis der Mann einigermaßen so weit zu sich kam, daß er erzählen konnte, er liege hier seit langer Zeit, nachdem man ihm im Sklavenzuge (einem andern) schon 3 Tage jede Nahrung vorenthalten habe, um ihn durch Hunger zu tödten, da er als älterer Mann nichts werth sei und die Sklavenpreise in Bornu überhaupt sehr niedrig ständen. Ich brachte ihn hier unter und bezahlte eine hübsche Summe für dessen Verpflegung. Der Sultan von Fezzan nimmt für jeden aus- oder eingeführten oder durchpassirenden Sklaven einen Zoll, so wie er überhaupt das Nehmen versteht. Er hat in Murzuk ein Zollhaus bauen und für 1000 Pfd. Sterling jährlich verpachten lassen. (Folgt ein Verzeichniß verschiedener Landesartikel und Zollsätze.) Sein Land soll 54,000 Einwohner haben. Unter den eingeführten Artikeln ist besonders Zink im Begehr, da sich die Damen der Fezzaner Residenz und die Damen überhaupt gern reichlich mit Zinkschmuck behängen. Der Boden ist reich an mannichfachen Mineralien, besonders Natron. Das ganze Land ist gleichsam auf Salz gebaut, nicht minder auf eine ziemlich alte Cultur, die in Ruinen umherliegt. Ich muß hier den Irrthum in meinem letzten Schreiben berichtigen, in welchem ich die entdeckten Ruinen von Mauern und Schlössern als römische bezeichnete. Nach näherer Untersuchung fand ich deutliche Spuren ehemaliger Gestalt mit dreieckigen Fenstern, lauter Ueberbleibsel des zwischen 800 und 1000 nach Chr. Geb. hochblühenden Staates Fezzan. —

Vor meiner Abreise mit einer gut geschulten und wohlbewaffneten kleinen Armee von 20 Mann und 60—70 Freiwilligen bekam ich noch die angenehme Nachricht, daß mir die Tuariks (ein Räubervolk weiter im Süden) bereits auflauerten, um mir die Geschenke, die Sie für den Sultan von Bornu bestimmt haben, abzunehmen. Die Lust soll ihnen theuer zu stehen kommen, wenn sie sich nicht in ehrerbietiger Entfernung von unsern Läufen halten. Der Sultan von Bornu kann uns nämlich keine Protection entgegenschicken, da er mit dem Sultan von Kano um drei Städte Krieg führt. So lautete die letzte mit dem Courier-Postkameele aus Kuka angekommene Nachricht. Doch wurde mir zugleich die Versicherung gegeben, daß solche Kriege nie lange dauerten, und er wohl noch Zeit und Leute finden werde, uns und seine Geschenke in Schutz zu nehmen, ehe wir in das Bereich der wilden Tuariks kämen." (Folgen noch Privatsachen.)

Der Brief giebt besonders ein drastisches Bild des innern Sklavenhandels in wenig starken Zügen. Mögen wir uns deshalb um so mehr freuen, daß die Civilisation durch Engländer und Deutsche jetzt rasch und mit zunehmender Bedeutung auch für den Handel in das Innere Afrika's eindringt, nachdem 23 große Expeditionen (von 1769 bis 1852) allmälig die ersten Culturstraßen von allen Seiten angelegt haben. Die Hauptbedeutung Afrika's und die Quelle der Civilisation wird besonders an der Westküste von Senegal und Gambia bis nach dem Golf von Guinea (englische Besitzung) hinlaufen, an dem Chaddaflusse hinauf und von der Republik Liberia aus (dessen Präsident Robert sein Parlament am 19. Decbr. unter guten Aussichten eröffnete) nach dem Tsad-See, von da hinüber nach dem Nil und an diesem herunter durch Aegypten. Der Verkehr im Innern ist jetzt auf „Schiffen der Wüste", Kameelen, und in großen Handels-Karavanen, die oft ein ganzes Volk enthalten, schon ungemein lebhaft und großartig.

Rennes, den 20. Dezbr. 1853. Ich gebe Ihnen nachfolgenden Bericht über eine Sitzung der hiesigen Assisen, welche am 14. d. Mts. stattfand, und in welcher die Details eines schrecklichen Dramas, wie es, Gott sei Dank — selten vorkommt, vor mir entrollt wurden.

Auf der Anklagebank erschien Jules François Berger, ein Mann in der Blüthe der Jahre, dessen schöne, männlich edle Züge den Ausdruck des tiefsten Schmerzes trugen. Vor seiner Verhaftung hatte er zu Nantes, rue de Georges Nr. 5 gewohnt. Am 9. September d. J. befanden sich mehrere Bewohner dieses Hauses auf dem daran stoßenden Hofe, als aus der dritten Etage des Hauses die entseelten Körper zweier kleiner Kinder herabgeflogen kamen, welche durch den Sturz auf das Pflaster die entsetzlichste Verstümmelung erlitten. Es waren die beiden Kinder Berger's. Ihr eigener Vater hatte sie erst erdrosselt, dann mit eigener Hand aus dem Fenster des dritten Stockes in den Hof hinabgeworfen. Die Justiz begab sich alsbald an Ort und Stelle, um den Mörder zu verhaften. Man fand ihn ganz mit Blut bedeckt und er zeigte eine breite klaffende Wunde an der Gurgel, welche er sich selbst beigebracht hatte. In einer Art von Raserei rief er den Beamten sogleich entgegen: „Ja, ich selbst habe meine Kinder getödtet und sie dann zum Fenster hinaus geworfen; ich werde mit ihnen wieder vereinigt werden; ich fürchte das Schaffot nicht!" Als man ihn nach dem Gefängniß führte, schrie er zu wiederholten Malen laut auf: „ich bin gerächt, ich habe mich gerächt!"

Berger war seit ungefähr vier Jahren mit Jeanne Rivet verheirathet. Die Frucht dieser Ehe waren drei Kinder, von denen das älteste, Jeanne, drei Jahre alt, und das jüngste, Alexander, zehn Monate alt, von ihrem Vater ermordet waren.

Die Familie Rivet befand sich in großem Wohlstande, während Berger im Gegentheile nichts als Schulden hatte. Das gute Einvernehmen zwischen ihm und den Rivet's bestand nicht lange nach der Hochzeit. Berger überhäufte seine Frau und seine Schwiegermutter täglich mit Beleidigungen, er ging sogar soweit, sie zu schlagen und wurde deshalb schon im Frühjahr d. J. vom Corrections-Tribunal zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt. Seit dieser Zeit drohte er den beiden Frauen öfters, daß sie von seiner Hand sterben müßten und daß er sich jedenfalls rächen werde. Er schien indessen seine Kinder und namentlich das älteste Mädchen sehr zu lieben, das ihn fast beständig auf seinen Spaziergängen begleiten mußte. Er war stolz auf seine Kinder, wie er sich selbst nicht selten ausdrückte.

Nichtsdestoweniger hatte die verbrecherische Idee, sich an der Mutter in der Person dieser Kinder zu rächen, sich seines Geistes bemächtigt. Er scheute sich mitunter gar nicht, diesen gräßlichen Gedanken sogar Worte zu geben. „Meine Kinder werden vor mir oder mit mir in's Grab stürzen," sagte er. „Ihr werdet weinen, aber es wird zu spät sein; Ihr wißt nicht, was es heißt, einen Menschen zur Verzweiflung bringen."

Am Tage der That war Berger um 6 Uhr früh ausgegangen, um in mehreren Häusern zu arbeiten. Um 10 Uhr zurückgekehrt, war er ruhig und man merkte nicht, daß er vielleicht getrunken gehabt hätte. Nachdem er seine Frau umarmt und über häusliche Angelegenheiten mit ihr gesprochen hatte, wünschte er zu frühstücken. Die Speisen, die ihm vorgesetzt wurden, gefielen ihm nicht; mit einer Geberde des Zorns warf er Brot und Messer von sich, stand auf, steckte Geld ein und erklärte, daß er bei einem Restaurateur sein Dejeuner einnehmen wolle. Seine Frau widersetzte sich seinem Fortgehen, hielt ihn an der Blouse zurück, schloß die Thür ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Als Berger dies bemerkte, malte sich Zornesröthe in seinem Gesicht; er ergriff seine Frau am Arme, zog sie in die anstoßende Küche und schlug sie mit einem irdenen Topfe, den er dort fand, dergestalt auf den Kopf, daß der Topf in Stücke brach; dann ergriff er ferner eine Glasflasche, mit welcher er unbarmherzig auf das Gesicht seiner Frau losschlug. Letztere, halb betäubt von den empfangenen Schlägen, lief zur Küchenthür hinaus, welche offen geblieben war, und rief den Bewohnern der unteren Etagen zu: „ich bin eine verlorene Frau! Retten Sie meine Kinder!"

Das Dienstmädchen Jeanne Biron war Zeugin dieser Scene gewesen. Sie sah, wie Berger, nachdem er seine Frau verfolgt, mit Zornesröthe im Gesicht in die Küche zurückkehrte und hörte ihn sagen: „die Rache kann nicht verschoben werden." Dann ergriff er ein Messer, begab sich in's Zimmer zurück, wo sein jüngstes Kind und das kleine Mädchen sich befanden. Letzteres ergriff er am Halse und das Dienstmädchen floh erschreckt mit dem dritten Kinde, das sie auf dem Arme trug.

Berger blieb jetzt mit seinen Kindern allein im Zimmer und stieß einige Personen zurück, welche einzudringen versuchten und schloß hinter ihnen die Thür, indem er den innern Riegel ebenfalls vorschob. Dann ergriff er sein kleines Mädchen auf's Neue und stieß ihr ohne ein Moment des Verzuges das Messer in die Kehle, dann schlug er seinen kleinen Jungen, der spielend in der Mitte des Zimmers saß und stieß auch diesem das Messer in die Kehle, welches noch von dem Blute seines andern gemordeten Kindes rauchte. Hierauf ergriff er die beiden unglücklichen Kinder, in denen das Leben noch nicht entflohen war, und stürzte sie aus dem Küchenfenster in den Hof hinab. Man sah ihn von unten, wie er sich über das Fensterkreuz hinauslehnte, die Kinder erst eine Zeit lang hin- und herschwenkte, dabei seine Frau rief und endlich mit den Worten: „Du wolltest Deine Kinder, hier hast Du sie!" fallen ließ.

In der Voruntersuchung hat Berger sich darauf beschränkt, zu behaupten, daß ihm von Allem, was vorgefallen, so gut als gar nichts erinnerlich sei. Er wisse nur, daß er von seiner Frau in's Gesicht geschlagen worden wäre, in Folge davon er geblutet habe, und daß er durch den Schmerz und den Anblick des Blutes seiner Vernunft völlig beraubt worden sei. Er hat das größte Bedauern über den Tod seiner Kinder geäußert und sich energisch dagegen verwahrt, jemals die Absicht eines Attentats auf ihr Leben gehegt zu haben.

Die Wunde, welche Berger sich selbst am Halse beigebracht, hat keine nachtheiligen Folgen von Bedeutung für ihn gehabt. Auch in der Audienz machte er keine weiteren Ausflüchte, als daß er im Momente der That sich nicht im zurechnungsfähigen Zustande befunden habe.

Das Resultat der Beweisaufnahme war jedoch nicht geeignet, den Geschwornen die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieses Einwandes zu gewähren. Sie erklärten Berger schuldig, ohne ihm mildernde Umstände zuzugestehen. Der Gerichtshof verhängte dem Verdikte gemäß die Todesstrafe über ihn.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 6. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Die neue Geisterwelt.

Eine Geschichte aus dem 19. Jahrhundert von Friedrich Gerstäcker.

Beim Maurermeister Brummhuber war Gesellschaft gewesen und es verstand sich von selbst, daß die Tische, als sie sonst ihre Dienste geleistet, und um ebenfalls etwas mit zur Unterhaltung beizutragen, sich drehen mußten zuletzt, wie es jetzt einmal Mode ist. Die Versuche mit den eben auftauchenden Klopfgeistern gelangen dabei so vollkommen, daß ein Theil der Gesellschaft, je mehr die Tische mit ihren Beinen klopften, desto mehr mit den Köpfen schüttelte und ein anderer Theil vor Staunen und innerem Grausen starr wirklich nicht wußte, was er sagen und denken sollte.

Nur einige junge Leute, besonders Anna, die Tochter vom Haus, die den schwersten Tisch blos zu berühren brauchte, um ihn ihrem Willen zu unterwerfen, waren übrigens wirklich aktiv bei dem ganzen Versuch geblieben, von dem alle Anderen bald als „störende Kräfte“ zurücktreten mußten.

Nur ein kleiner Spiegeltisch und ein Nähtisch ließen sich nicht, selbst durch sie, in Gang bringen, während dagegen ein schmaler, sehr elegant gearbeiteter Mahagoni-Theetisch mit einer Säule und vier unten auslaufenden Füßen ihrer leisesten Berührung auf unbegreifliche Weise folgte.

Die Aufregung der Gesellschaft stieg dadurch zu einem immer höhern Grad.

„Ich wollte, ich hätte jetzt den Geheimrath Nurnorden hier oben,“ rief der Maurermeister Brummhuber aus, „den könnten wir jetzt schön überführen mit seinem ewigen Schimpfen auf's Tischrücken — aber wo's Brei regnet, hat er gewiß keinen Löffel — jetzt könnt' er sich überzeugen.“

Der Mann war ganz außer sich, so hatten ihn die unerwarteten Erfolge gepackt und er schwelgte in einem förmlichen Meer von unheimlicher Wonne.

Selbst die Dienstmädchen vergaßen fast Küche und Aufwartung, sich nur immer, wo sich die mindeste Gelegenheit bot, zur Thüre drängend, und Fanny, das Stubenmädchen, ein niedliches, blauäugiges Kind von siebzehn oder achtzehn Jahren, brannte ordentlich vor Verlangen, Theil mit nehmen zu dürfen an dem wunderlichen Spiel, und ihre Kraft zu versuchen an den Tischen. Aber das arme Mädchen durfte es nicht wagen, sich zwischen die Honoratioren zu drängen und nur verstohlen durfte sie zuschauen und sich mit hinanwünschen an den Tisch.

Bis um eilf Uhr etwa dauerte der Lärm, und wie die Leute endlich selber ermüdeten, schienen auch die Tische läßig zu werden und die Fragen lau zu beantworten. Hier und da brach schon Einer oder der Andere der Gäste nach Hause auf, und einmal begonnen, fanden bald Alle, daß es Zeit sei, zu Bette zu gehen.

Eine Viertelstunde später kam das Mädchen, das die Hausthüre hinter den Gästen geschlossen, langsam die Treppe herauf — unten auf dem ersten Absatz blieb sie stehen, setzte das Licht auf den Eckständer und zählte die Zwei- und Viergroschenstückchen, die sie eben eingenommen, schob, vorsichtig nach oben sehend, einen Theil in ihre Tasche, den Rest mit den Uebrigen zu theilen, und verschwand dann in der Küche, an die anschließend sich ihr Zimmer befand.

In dem großen, vor kaum einer halben Stunde noch so lebhaften Saale war es indessen gar still und öde geworden. Unordentlich standen noch die Tische und Stühle umher, wie sie von den Gästen verlassen worden — morgen früh mußte ja doch aufgeräumt werden, was sollte sich die Christel da noch heute Abend bemühen — nur der Mond stahl sich durch die nachläßig offen gelassenen Gardinen in den unheimlich öden Raum, und blitzte von der hellen Politur des Theetisches wider und blinzte nach dem breiten Spiegel hinüber, der ihm gerade gegenüber, über dem Sopha hing. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ach,“ seufzte da eine leise feine Stimme, und sie klang klar und deutlich durch den ganzen Saal. Wohl eine halbe Stunde hatte tiefes, auch durch keinen Laut unterbrochenes Schweigen auf dem düstern Raum gelegen, und selbst dieser leise Seufzer schien sich zu scheuen, den fast unheimlichen Frieden zu stören, und stahl sich nach allen vier Ecken hinauf, einen heimlichen Schlupfwinkel zu finden und Niemandem ahnen zu lassen, daß er es gewesen, der eben solch einen entsetzlichen Spektakel in dem Heiligthum vollführt.

Alles war wieder ruhig geworden, und nur das regelmäßige Ticktack der großen Bronzeuhr und das leise Bohren eines Holzkäfers klangen durch die Nacht, und es war fast, als ob der Käfer nach dem Takt der Uhr seine Arbeit fortsetzte, so genau hielt er das Zeitmaaß nach den scharfen abgemessenen Tönen.

„Ach,“ tönte da noch einmal derselbe Seufzer, lauter fast als vorher, und der Ton kam augenscheinlich von dem schön polirten Theetisch her, der noch, wie ihn die Gesellschaft verlassen, mitten in der Stube stand.

„Na, was ist denn das für ein Gewinsel da drüben,“ brummte da plötzlich eine etwas derbere Stimme von dem Secretair herüber, „soll man denn heute Nacht auch nicht einen Augenblick Ruhe haben? Gebt's jetzt einmal Frieden da unten!“

„Ach,“ seufzte es vom Tische aus wieder, dem Gebot zum Trotz, und im Mondenstrahl war es, als ob eine klare, wunder-

liche Gestalt von kaum sechs Zoll Höhe auf der Platte säße, und das lockige Köpfchen gar schwermüthig in die Hand gestützt hielt.

„Und Sie haben ganz recht, Herr Secretair," sagte da die Chiffonniere, „das ist jetzt gerade zum Politur verlieren, was das seit den letzten sechs Wochen hier für eine Wirthschaft im Hause geworden" — auf der Chiffonniere wurde eine runde winzige Frauengestalt in einem braunen Röckchen mit gelben Knöpfen, die an beiden Seiten wie Schubladenzieher saßen, sichtbar — „ich will nichts von mir selber sagen, ich weiß, zu welcher Klasse der Gesellschaft ich gehöre, und daß wir nicht „verrückt" werden können, aber es ist auch schon ein Skandal, das nun in einem fort mit ansehen zu müssen, und der Schreibtisch sollte sich da alles Ernstes einmal hineinlegen und die alte Ordnung wieder herstellen."

„Ganz Ihrer Meinung, Frau Base, ganz Ihrer Meinung," flüsterte der eine Rohrstuhl, der rechts neben ihr stand, „ich habe mich auch schon lange gewundert, daß der Herr Secretair, der so lange geduldig zugesehen hat, wie sie's hier trieben und noch treiben; ich bin zwar nur ein Stuhl, aber die Galle ist mir wahrhaftig schon ein paar Mal übergelaufen, und ich genirte mich nur selber mit allen vier Beinen dagegen aufzutreten, so lange der Herr Secretair und die Frau Base zu dem ganzen Schwindel schwiegen."

„Prosaische Gestelle!" rief da endlich der Tisch, und das kleine Wesen sprang in der Erregung des Augenblicks empor, es war eine schlanke, zierliche Jünglingsgestalt mit braunem Teint wohl, aber lebendig blitzenden Augen und einem eigenen seelenvollen Ausdruck in den schönen, zartgeformten Zügen — „nüchterne Alltagsgebilde, die Ihr zürnt und grollt, daß die ertödtende Monotonie Eurer Existenz endlich einmal aufgerüttelt wurde zu That und Leben. Die Hand, die Euch hinsetzt, wohin es ihr beliebt, die Euch benutzt, wie sie es für gut findet, und Euch nur sauber und blank hält und vor Nässe oder Sonnenstrahlen bewahrt, duldet Ihr und lobt sie, lehnt Euch dann in starrem Hochmuth an die Tapete und blast aus allen Schlüssellöchern Eure Zufriedenheit heraus — aber dieselbe Hand, die Euch Gefühl und Seele geben will, die den Geist über Euch bringt, und Eure Poren mit zuckendem Leben füllt, die stoßt Ihr zurück, rümpft die Leisten und schreit über Revolution und Aufruhr."

„Ei seht doch den Gelbschnabel," zürnte der Secretair, und auch auf ihm regte es sich, daß die dunklen Umrisse einer kleinen Figur in recht hochfahrender Stellung und mit sehr weißem Busenstreif und Manschette, mit Brille und Goldkette sichtbar wurden, „weil ihn jede neue Bewegung mit fortreißt, glaubt er sich das Recht herausnehmen zu dürfen über andere — vernünftigere Leute, die Gott sei Dank Gewicht in der Welt haben, loszuziehen, und ihnen am Ende gar vorzuwerfen, daß sie nicht auch seinen Tarantellewahnsinn theilen."

„Das würde sich wohl von unser Einem schicken, wenn er mit den Beinen klopfte oder hinten ausscharrte," sagte die Chiffonniere.

„Ich bin überzeugt, ich bräche," lispelte der Glasschrank.

„Laß sie reden," wandte sich aber jetzt der Spieltisch, eine untersetzte breitkräftige Gestalt, zu seinem also plötzlich angegriffenen Kameraden, „sie verstehen uns doch nicht, wenn wir es ihnen auch erklären wollten, was für ein eigenes seliges Gefühl es ist, das neue kaum früher geahnte Wesen in sich überströmen zu fühlen, laß sie reden, sie sind doch nur arm, mit all ihrer Breite und Höhe, denn sie werden das nun und nimmer begreifen."

„Ach geahnt hab' ich es wohl schon in früherer Zeit," seufzte der Theetisch wieder, „wie eine Erinnerung an den alten rauschenden Wald ist es mir schon manchmal durch die Poren gezogen, wenn sie ihre Hand auf meine Fläche legte, oder ihr kleines Köpfchen sinnend gegen mich gelehnt, darin stützte."

„Na nu bitte ich aber zu grüßen," knarrte ein dreiwinkliger Eckschrank, der sich zwischen zwei Blumentische eingezwängt hatte, und jedesmal, wenn er aufgemacht wurde, mit der linken Klappe — denn die rechte war festgeriegelt — nach den Epheuzweigen hinüberschlug, die an ihm hinaufranken wollten (er konnte die Blumen nicht leiden), „da möchte man ja wahrhaftig gleich aus dem Leime gehen über solchen Unsinn. Ich habe außerdem den schlechtesten Platz in der ganzen Gesellschaft und alle Klappen voll zu thun, das Schmarotzerzeug hier von mir abzuwehren, und dann auch noch solch ein langweiliges Geschmachte mit anhören zu müssen — es ist zum Verzweifeln."

„Nein, die Arroganz ärgert mich nur, das Geschmachte möchte noch angehn," sagte die Chiffonniere, „ganz auf einmal klüger sein zu wollen als der Herr Secretair und selbst der Schreibtisch und andere ältere Stücken — der Schreibtisch hat doch eine Menge geheime Gefache und er sagt nichts; da sieht man's, wie sich Leute zu verhalten haben, die etwas in der Welt gelten und auf ihre Würde zu sehen wissen."

Jetzt nahm sich aber der Spieltisch wieder seines Nachbars an, denn dieser schien auf das Zanken der übrigen Meubeln gar nicht zu achten und wirklich ganz in seinem Schmerz versunken zu sein.

„Was Schreibtisch und Secretair," sagte er verächtlich, „leere Gefache sind's, die er hat, höchstens mit der Weisheit Anderer gefüllt — der mag recht nützlich sein, etwas nachzuerzählen oder aufzubewahren, was man ihm aufgeschrieben hat, aber was um ihn her vorgeht und was in der Welt passirt, davon weiß er Nichts. Geht mir mit seinem gelehrten Meubel."

„Das ist recht, der Grünschnabel muß auch sein Maul dabei verbrennen," sagte die Chiffonniere, „glaubt, weil er inwendig und auswendig polirt ist, sei er allein klug, aber die Fußbank selbst hat gelacht, wie Ihr Euch da im Kreise herumgedreht und geknarrt, geschnarrt und geklopft habt."

„Als ob etwas daran läge, wenn eine Fußbank lacht," sagte der Spieltisch.

„Der Spieltisch thut jetzt auch so, als ob er prophezeihen könnte," ließ sich jetzt noch eine neue Stimme hören, „und dann verlangt er auch noch, daß man es glauben soll" — es war der Spiegel, der über einem kleinen Säulentisch zwischen zwei Fenstern stand.

„Und hab' ich Euch nicht den Beweis gegeben, daß ich es kann?" rief der Spieltisch, ärgerlich zu ihm aufblickend.

„Ich habe gesehen, wie der eine Student gedrückt hat" sagte der Spiegel.

„Wenn Du noch einmal solch eine Lüge weiter erzählst," brummte dieser aber, „so laufe ich das nächste Mal in Dich hinein."

„Das ist die Art aller gemeinen Naturen, gleich mit Zerstörung zu drohen," sagte der Glasschrank, „die Stärke thut's freilich nicht; und wenn ich von Eisenblech wäre, ich würde keinem Schwächern drohen; alles Schwache ist edel."

„Sein Sie nur ruhig, Jungfer Glasschrank," nahm aber hier ein kleines Pfeilertischchen die Partie des Spieltisches, „Ihr Edelmuth ist auch nicht so weit her, denn wie wir vor einem Jahr hier einzogen, und das Hausmädchen unten in der Flur eine arme entfernte Verwandte von Ihnen, die Stalllaterne, zu Ihnen hinsetzte, wollten Sie gar nichts von der wissen, und bließen sich so auf, daß zwei Scheiben sprangen."

„Nun ich drehe mich nicht," sagte der Glasschrank.

„Ja, das glaub' ich," lachte aber der kleine Pfeilertisch ein wenig boshaft zurück, „die Leute, bei denen der ganze Glanz und Flitter draußen sitzt — ich will auf Niemanden anspielen — und die hinten eben nur weißes Tannenholz haben, die drehen sich Alle nicht, so viel haben wir bis jetzt herausbekommen."

„Es ist schändlich, einem sittsamen Frauenzimmer so etwas in's Gesicht zu sagen," rief der Glasschrank.

„Sie sorgen wenigstens dafür, daß man nicht hinter Ihrem Rücken von Ihnen reden kann," sagte der Pfeilertisch.

„Laßt sie gehen," legte sich aber hier der Theetisch, der durch den Zank der Uebrigen erst auf den um ihn her immer lauter werdenden Lärm aufmerksam geworden war, in das Wort, „sie verstehen uns doch nicht, und es wäre deshalb auch vergeblich, ihnen das ganze Selige unserer Empfindung begreiflich machen zu wollen. Wir aber haben das Bewußtsein einer erstehenden Existenz in uns; nicht mehr nur die seelenlosen Träger der Lasten unserer Herren, sind wir plötzlich ihre Freunde, ihre Rathgeber geworden, von ihrer eigenen Kraft, ihrem Lebenstrieb theilen sie uns mit, die schon fast vertrockneten Poren saugen es gierig ein, und wir Geister des Waldes, die wir den liebgewordenen Aufenthalt unserer alten Stämme selbst dann nicht verlassen wollten, als wir niedergeworfen und verstümmelt in die Welt hinaus gestreut wurden, jauchzen in bebender Lust dem kaum mehr gehofften und doch o so heiß ersehnten neugewonnenen Dasein frisch und fröhlich entgegen."

„Es ist zum Verzweifeln," sagte der Secretair.

„Warum nur der Spiegel- und Nähtisch sich nicht rühren wollten?" frug der Pfeilertisch.

„Der arme Nähtisch ist taubstumm," sagte der Theetisch, „ich kannte seine Aeltern in Mittel-Amerika, eine muthwillige Axt hatte ihn frühzeitig verstümmelt und er ist jetzt auch, trotz des glänzenden Aeußern, durch und durch wurmstichig, und der Spiegeltisch darf nicht," flüsterte er dann dem Pfeilertisch unter die Platte, „der Spiegel hat ihn einmal unter dem Daumen und läßt ihm seinen freien Willen nicht; aber ich bin darum dem Spiegel nicht gram, er ist zwar grob, aber doch ehrlich, und sagt's frei vom Quecksilber heraus, wie es ihm gerade vor das Glas kommt."

„Das eben ärgert mich so an dem Glasschrank," erwiederte der Pfeilertisch, „die Mamsell möchte am liebsten allen Andern Sand in die Augen streuen. Was sie hat, rückt sie vorn zur Schau und mit dem Spiegelglas dahinter thut sie, als ob's gerade noch einmal so viel wäre, und faßt man sie nur an, so klirrt und klappert die ganze Bescheerung."

„Ich bin furchtbar angegriffen heut' Abend," sagte der Theetisch und knarrte, „ich fürchte fast, ich habe mir Schaden gethan."

„Das geschieht Dir ganz recht, mit Deiner albernen Aufregung," brummte der Spiegel, „s'ist ja zum Zerspringen, nur so etwas mit ansehen zu müssen."

„Ach, wenn es nur erst wieder Abend wäre," seufzte aber der Theetisch, ohne ihn weiter einer Antwort zu würdigen, „daß ich die weiche Hand wieder auf meiner Fläche fühle. Schon als Baum draußen kannte ich solch ein süßes liebes braunes Kind, das lag auch so gern in meinem Schatten, und ich flüsterte ihm aus den Zweigen manch holdes Liebeswort herunter und streute ihm Blüthen und Blätter über Stirn und Schläfe, es ist aber nun lange todt," setzte er seufzend hinzu, „und Jahre lang vorher, ehe der gierige Zahn der Axt meinen Stamm angriff, gruben sie ihm ein Grab zwischen meinen Wurzeln. O, die liebe, liebe Zeit!"

„Pst, da kommt Jemand!" flüsterte der Pfeilertisch, der ein sehr feines Gehör hatte, und die Geister der Meubeln horchten einen Augenblick und glitten dann schweigend unter ihr Fournier zurück; nur der Mond lag auf den blitzenden Flächen und warf breite wunderliche Schatten in das stille Gemach.

Da öffnete sich leise und vorsichtig die Thür, und Fanny steckte schüchtern und ängstlich den Kopf herein. Die Tische standen noch alle wie sie verlassen worden. Kein Laut ließ sich hören und unschlüssig blieb sie auf der Schwelle stehen. Es sah auch gar so still und unheimlich aus in dem weiten Raum, und kein Wunder war's, wenn das arme Kind den Ort zu betreten fürchtete, der noch vor kurzer Zeit der Schauplatz so geheimnißvollen, unbegreiflichen Lebens und Schaffens gewesen. Es ist wahr, nichts Feindseliges, Drohendes oder Gefährliches ließ sich irgendwo entdecken. Dort stand noch derselbe Theetisch auf allen vier Beinen, wie jeder andere harmlose Tisch auf der weiten Gotteswelt und nur die krankhaft erhitzte Einbildungskraft eines tollen Menschenkindes wäre im Stande gewesen, Unheimliches aus der blanken polirten Fläche des Mahagoni herauszulesen — und doch, doch lag eben jenes unheimliche Schweigen, jene sprechende Stille über dem Gemach, die das Herz des jungen Mädchens ängstlich klopfen machte. Endlich aber bezwang sie doch das Grauen, das ihr fast unwillkürlich die Brust beengen wollte, und mehr fast noch eine Ueberraschung von außen fürchtend, warf sie scheu den Blick über die Schulter zurück, den weiten, düstern Gang entlang, den sie eben gekommen, und dann, als sie dort alles ruhig sah, heimlich und still in's Zimmer schlüpfend, drückte sie vorsichtig und geräuschlos die Thür wieder hinter sich in's Schloß.

Es war, als ob das arme Mädchen etwas Böses begangen, und doch schaute das von der Angst wohl etwas gebleichte aber liebe und freundliche Gesichtchen so vertrauungsvoll und unschuldig in das milde Licht des Mondes auf; man hätte ihm, nicht um's Leben, etwas Unrechtes zutrauen können.

Jetzt schien sie sich auch endlich von ihrer ersten Befangenheit erholt zu haben, denn plötzlich blieb sie stehen, strich sich das dunkelbraune volle Haar aus der Stirn und ging dann mit festem Schritt gerade auf den in der Mitte des Zimmers stehenden ovalen Theetisch zu.

Hier aber war es, als ob aufs Neue eine gewaltige innere Bewegung sie ergriff; scheu und zitternd stand sie noch einen vollen Schritt von dem Tisch entfernt, und wagte nicht, ihn zu berühren.

„Ob er mir denn aber auch wohl Rede und Antwort stehen wird, wie dem Fräulein?" flüsterte sie da leise und wie zweifelnd vor sich hin: „ob er mir sagen wird, um was ich ihn so gerne fragen möchte?"

Hui, wie das plötzlich knisterte und knatterte in dem Holz. Sie schaute erschreckt empor, um sich her — aber Alles war ruhig, und nur Täuschung gewesen.

„Das Holz hat sich gezogen," sagte sie leise, wie um sich zu beruhigen, vor sich hin, „aber ich wag's," setzte sie dann etwas lauter und entschlossener hinzu, „ich wag's, und wenn ich ihn recht fest halte und warm, wird er mir ja auch wohl Kunde geben von dem, was er weiß, was er wissen muß, — wie ja fast jeder Tisch jetzt im ganzen Haus; er muß reden."

Mit den Worten fast trat sie dicht hinan zu dem Tisch und ihre beiden warmen Hände flach und fest auf den blitzenden Mahagoni pressend, daß ein zarter Hauch unter dem Rand der Hand fort über die Fläche schoß, wie sich die Eisblumen in Winterzeit an den Fenstern bilden, stand sie und schaute still und lautlos vor sich nieder.

Da begann es wieder. Still wie festgewurzelt noch stand der Tisch, aber wie zu dem warmen Körper gehörig, der sich ihm anschmiegte, bebte er, bis in seine innersten Poren, und wie knitternde Funken sog sich der schimmernde Glanz in das Mondlicht ein.

„O mein Gott!" stöhnte das erschreckte Kind, und in sich zusammenbrechend, sank sie auf einen daneben stehenden Stuhl und breitete die Arme aus, auf deren rechtem ihr Haupt ruhte, und Brust und Arme berührten die Platte.

Da regte und hob es sich in dem Holz, da quoll und drängte es in jenem eigenen geheimnißvollen, wunderbaren Leben durch die trockenen Fasertheile des Tisches, und des Mädchens Augen blitzten jetzt lebendiger in dem freudigen Bewußtsein, die Kraft zu haben über jenes wunderbare Wesen, das in dem leblosen Tische da schaffe und treibe und zu dem Menschen in seiner eignen Sprache redet.

„Und willst Du mir eine Frage beantworten?" flüsterte sie, „willst Du mir Rede stehen, jetzt, wie dem Fräulein Anna?"

„Frage nicht, frage nicht!" tönte und zitterte es da um sie her, „tollkühnes Menschenkind, frage nicht! Du bist unser, Du bist unser, und wenn Du es wagst, und wie Du uns jetzt drängst und umspannst, umspannen wir Dich in dem engen Haus, und Du schläfst tief, tief hinein in den sonnigen Tag."

„Wie ist mir denn nur, träume ich denn oder wach' ich?" rief da das Mädchen, „das ganze Zimmer wird lebendig und regt sich und räuspert und knistert, mir fängt's an zu grausen."

„Frage nicht, frage nicht!" rief's da mit mürrischem, warnendem Ton vom Secretair nieder, und dem erstaunten Mädchen kam es vor, als ob es sich auch dort oben regte und hob, und der kleine wunderliche Geist lief auf und ab auf seinem Sims und schüttelte seinen kleinen Kopf und die Frackschöße, und rückte mit der Brille und scharrte mit den winzigen Füßen, „frage nicht, Unsinn. Tisch ist trunken, hat den ganzen Abend gesogen und gesogen, bis er toll und voll war und sich drehen mußte, frage nicht."

„Warne Dich, warne Dich, Kind," knarrte es von der Chiffonniere, „hab Acht, hab Acht, bist hier in unserm Bereich, warne Dich, warne Dich, hab Acht."

„Trauen Sie dem Tisch nicht, Liebwertheste," wisperte es aus dem Glasschrank herüber, „er ist falsch, er ist falsch, lange schon hat er sich um mich gedreht, aber er lügt, er lügt."

„S'ist doch merkwürdig, wie Einem das bloße Handanlegen so durch die Nerven zuckt," flüsterte das Mädchen, sich ängstlich dabei nach allen Seiten umschauend, „in den Armen und Fingerspitzen kitzelt's und dehnt's, und vor den Ohren summt mir's wie menschliche Stimmen und Worte, wenn er sich nicht bald dreht, lauf ich davon; aber wahrhaftig, er fängt an, ich fühl's, ich fühl's, er regt sich schon, er kommt."

„Frage nur, frage nur!" zischte und wisperte es da um sie hin, vom Spieltisch und Pfeilertisch her, „frage nur, furchtsames Kind, die Zeit ist günstig, die Geister sind wach, und wir Alle dienen Dir, helfen Dir, frage nur."

Der Tisch fing sich jetzt mehr und mehr an zu regen und zu

drehen, und das Mädchen mit klopfendem Herzen und fliegenden Pulsen folgte seiner Bahn.

„Ich habe große Lust, mich da mitten hineinzuwerfen in den Unsinn," kreischte da der Eckschrank, und stieß seine eine Klappe auf, gegen den Epheu, „ich kann mich so oben abheben! Prahlhans von einem Tisch, Prahlhans!"

„Er geht," jubelte Fanny, „ich habe die Kraft," und sie fühlte dabei, wie die Platte unter ihrem Tisch Leben und Weiche gewann und sich hob und drängte. „Frage nur," knisterte und wisperte es dann wieder vor ihrem Ohr, „frage, wie alt Du bist und den Datum, die Hausnummer und die Bilder an den Wänden, frage uns nach Reisen und Wiederkehr, nach Namen und Ehen und Briefen, wir wissen Alles, Alles, frage nur, frage nur!"

„Jetzt aber hab' ich's satt," schrie der Secretair, und all seine Fugen knackten und knarrten und unter seinen Füßen stöhnte der Boden. Und in dem Glasschrank klirrte und klapperte es, von rechts und links herüber zischten und summten die Laute.

„Ach, ich fürchte mich wahrhaftig," flüsterte das junge Mädchen vor sich hin, „das ganze Zimmer ist wie lebendig, und der Tisch dreht sich, daß ich anfange schwindlig zu werden; ob ich ihn frage? Ich wag's, ich versuch's, der Augenblick kehrt im Leben nicht wieder. Wenn er nur nicht die Dielen aus einander reißt. Willst Du mir antworten, Tisch?"

Es war, als ob ein elektrischer Schlag durch die Platte zucke, denn mit einem plötzlichen Ruck, daß die Fugen knackten, blieb er stehen, und sich auf zwei seiner Beine hebend, klappte er wieder nieder und zwar so bestimmt, so zuversichtlich, als ob er hätte sagen wollen: „Na, das versteht sich doch jetzt wohl von selbst."

So unerwartet kam dabei dem jungen Mädchen diese entschiedene Bewegung, daß sie mit einem leisen Schrei in die Knie sank.

„Ha ha ha ha," lachte da und schüttelte sich die kleine Gestalt auf dem Secretair, und winkte und nickte nach der Chiffonniere hinüber, „närrisch Ding, närrisch Ding, hab's mir wohl gedacht, wie es kommen würde. So geht's, wenn man sich einläßt mit den wahnsinnigen Tischen und dem Unsinn das Ohr leiht; tolles Zeug, tolles Zeug."

„Sie wird nicht ruhen, bis ihr alle Schiebladen verklommen sind," sagte die Chiffonniere, „und die Tische tragen nachher die Schuld mit ihrer unzeitigen Bewegung. Das kommt von den Neuerungen, da lob ich mir meine Ruhe."

„Der Tisch fängt wahrhaftig an sich wieder zu bewegen," sagte der Glasschrank — „wenn er nur nicht in mich hineinläuft."

„Das geschieht ihr aber recht" knurrte der Eckschrank — „jetzt freut mich erst mein Leben. Aber ich will den Unsinn auch gar nicht mehr mit ansehen — es wird überhaupt kalt hier im Zimmer."

Und er schloß seine Klappe wieder, daß das Schloß einschnappte, und lehnte sich schweigend in die Ecke.

Aber nur der erste Schreck hatte die Fragende überrascht; scheu den Blick zurück über die Schulter werfend, richtete sie sich wieder auf und mit den mehr gehauchten als gesprochenen Worten — „so stehe mir Rede" — hielt der Tisch regungslos an, und schien die Frage jetzt förmlich zu erwarten.

„Sage mir denn" flüsterte das schüchterne Kind, und das Blut schoß ihr dabei in Stirn und Schläfe — „ob er bald Actuar werden wird, wie wir es lang, ach lang erwartet?"

Der Tisch hob sich rasch und entschieden und schlug wieder nieder als „Ja!"

„In wie viel Jahren?" drängte sie da, und die Augen blitzten ihr ordentlich in freudiger Erwartung.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf!"

Halblaut zählte sie, immer ängstlicher werdend mit, und als der merkwürdige Antworter stehen blieb und sich, wie zum Zeichen, daß seine Rede beendet, ein klein wenig nach ihr hindrehte, seufzte sie wehmüthig und recht aus voller Brust.

„Ach, das ist gar so entsetzlich lang' noch, Du böser, böser Tisch, und da gäbe es ja doch nur ein Mittel, dem zu begegnen auf der weiten Welt."

Und die Platte unter ihr regte und drehte sich rasch jetzt und immer rascher, als ob sie ihre Bereitwilligkeit wolle zu erkennen geben, dabei zu helfen.

„Und weißt Du schon, was ich meine?" flüsterte scheu und ängstlich das Mädchen.

Wieder stand der Tisch und hob sich rasch und entschieden zu einem „Ja."

„Und willst Du mir helfen?"

Heftig hob sich der Tisch und stampfte bejahend, und wie von unten herauf klopfte es plötzlich noch eins, zwei, drei Mal, der Antwort gewissermaßen Bestätigung gebend, daß die Fragende erschreckt aufhorchte nach den fremden ungeahnten Lauten; aber diese verstummten wieder und das Mädchen flüsterte jetzt rasch und heimlich:

„Wenn Du denn weißt, was uns allein nur helfen kann, so nenne mir die Zahl — nenne mir die Nummer des Looses, das uns frei macht von jeder Noth — die Tausende erst, dann die Hunderte und die Einer nach, und nun klopf' mein Tisch, klopf' und antworte, antworte mir — ich frage Dich!"

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs," hob sich der Tisch in raschen bestimmten Schlägen, die beiden Füße sich nur immer wenige Zoll vom Boden hebend, aber genug, einen klaren Laut zu geben — „sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn" — weiter, weiter und weiter und in ängstlicher, aufmerksamer Spannung lauschte und zählte da Fanny.

„Klopf, klopf, klopf!" kam es von unten dazwischen, als ob die Geister der Tiefe dem Treiben zürnten, und Einspruch thun wollten in das kecke Begehr: „klopf, klopf, klopf!"

„Ich werde irr'", flüsterte ängstlich die Zählende, „dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn."

„Klopf, klopf, klopf, klopf, klopf —"

„Vier und zwanzig, fünf, sechs, sieben, achtundzwanzig — Heiliger Gott — mir schwindelt es schon von dem tollen doppelten Zählen" — aber weiter klopfte der Tisch, immer weiter und unverdrossen fort, und das unheimliche Echo unten schwieg eine Zeit lang, wie besiegt von dem eisernen Willen der oben arbeitenden Kraft.

„Sieben und dreißig —" und der Tisch drehte sich knarrend auf einem Bein, während es unter seinen Füßen wieder zu toben und rühren begann.

„Sieben und dreißig Tausend" — jubelte Fanny, kaum im Stande, ihre laute Freude zu unterdrücken, und der Secretair knarrte und ächzte wieder, und in der Chiffonniere war es, als ob ihr der ganze Rückthell geplatzt wäre vor lauter Aerger, aber sie sagte kein Wort mehr, und wenn sie sich hätte ein Schlüsselloch abbeißen sollen.

„Und nun die Hunderte", bat das Mädchen mit dringender Stimme.

Und „eins, zwei, drei, vier, fünf" — begann wieder der Tisch und drehte sich.

„Also fünfhundert, und nun die Einer!" bat die Fragende mit flehender Stimme, und wieder begann der Tisch:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht" — unten war es still und ruhig geworden, er hatte den Sieg davon getragen — neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebzehn —"

„Himmel, was war das?" — Draußen am Vorsaal riß es an der Klingel, als ob es die Glocke ausreißen wollte mit dem Drahte.

„Achtzehn, neunzehn, zwanzig, einundzwanzig, zweiundzwanzig".

„Tischchen dreh' Dich, Tischchen dreh' Dich!" spottete es von der Chiffonniere herunter, „kommt Besuch, kommt Besuch!" und der Glasschrank klirrte und klapperte wieder, und der Schmied, der auf der bronzenen Uhr stand, hob seinen Hammer und fing an drohend die Zeit zu schlagen auf dem silbernen Ambos — es war zwölf — und die Geister ringsum regten und reckten sich wieder und horchten hinüber nach dem noch immer wild und rastlos zählenden Tisch.

„Dreiundfünfzig, vierundfünfzig, fünfund —"

„Klingglinglinglingling!"

Das ganze Haus dröhnte von dem Reißen der Schelle, und Thüren klappten und Pantoffeln schlurrten über den Vorsaal, und das Mädchen ließ den Tisch los, barg ihr todtenbleiches Antlitz in den Händen und stöhnte verzweifelnd: „Vorbei — vorbei!"

Es war in diesem Augenblick todtenstill im Gemach, und geräuschlos glitten die Geister zurück in ihre Schlupfwinkel, nur der Schmied hämmerte ruhig und unbekümmert seine Schläge fort,

bis er den zwölften gethan — er hatte ein gutes Gewissen — und dann ließ er den Hammer wieder ruhen und horchte aufmerksam nach dem Räderwerk nieder, das unter ihm schnarrte und rollte, das Zeichen abzuwarten, das ihn nach einer halben Stunde zu neuer Thätigkeit rufen würde.

Jetzt öffnete sich draußen die Thür, und mit einem „Himmel Heiland Donnerwetter!“ wurde eine Stimme laut, der die nächtliche Tischrückerin mit ängstlich klopfendem Herzen lauschte, und dabei die Klinke der Nachbarkammer ergriff, sich durch die Flucht, sobald es nöthig sein sollte, jeder Entdeckung zu entziehen.

„Aber mein Gott, Herr Geheimrath?“ sagte draußen die Stimme des Maurermeister Brummhuber — „und verdank ich denn die unverhoffte —“

„Herr, zum Donnerwetter!“ unterbrach ihn aber in wildem Zorn der späte vornehme Besuch — „geben Sie denn die ganze Nacht keine Ruhe mit ihrem unseligen Tischklopfen und Rütteln und Scharren?“

„Aber ich begreife nicht“ — stotterte der Ueberraschte, der eben im ersten Schlafe gelegen.

„Ach was, begreifen — den ganzen Kalk habe ich mir unten von meiner Decke gestoßen, daß das verdammte Klopfen hier oben aufhören soll — aber Gott bewahre! Herr, das ist zum wahnsinnig werden, und gerade über meinem Schlafzimmer — je mehr ich klopfte, desto toller wurd's.“

„Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort —“

„Was hilft mir Ihr Ehrenwort, wenn mein ganzes Zimmer voll Kalk jetzt liegt, und der Teufel hier los ist halbe Nächte lang über die Polizeistunde hinaus?“

„Aber ich liege ja schon mit meiner ganzen Familie zwei Glockenstunden im Bette, und muß mir jetzt hier in dem dünnen Anzug den Tod holen vor Erkältung.“

„Ueber meinem Schlafzimmer war's!“ trotzte aber der Geheimrath, in seinen warmen Schlafrock gehüllt, die Mütze halb über die Ohren gezogen — „und ich kündige meine ganze Etage morgen, wenn mir der Skandal noch einmal vorfällt.“

„Hier ist das Zimmer, das über ihrem Schlafzimmer liegt!“ rief jetzt der Steuerrevisor in allerdings noch immer respektvoller, aber doch auch gerechter, sich seiner Unschuld bewußter Entrüstung, und riß in dem nämlichen Augenblick die Thür auf, als Fanny durch die gegenüberliegende verschwand — „wenn hier ein Tisch geklopft hat, Herr Geheimrath, so hat er mit sich selber gesprochen — und nach den heutigen Vorgängen wäre das allerdings nicht unmöglich — aber ich versichere Sie —“

„Mit sich selber gesprochen!“ rief der Geheimrath in unbeschreiblicher Verachtung, und zog sich die Nachtmütze bis über die Ohren — „mit sich selber gesprochen —“ und über den Saal schlurrte er hin und warf die Saalthür hinter sich in's Schloß, daß die Scheiben klirrten und brummte und knurrte die Treppe hinunter — „mit sich selber gesprochen — toll, toll, toll werden sie im Kopf oben, im Schädel und unten in den Tischen — toll, reine toll — mit sich selber gesprochen.“

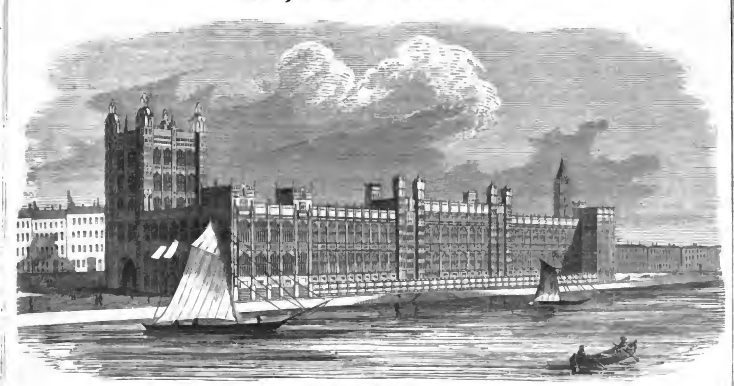
Und die Schritte verhallten unten im Haus — man hörte eine Thür öffnen und schließen — der Maurermeister Brummhuber war schon lange wieder in sein Bett gekrochen und hatte über den brummigen Miethsmann geschimpft, der ihm den Tod werde angethan haben mit Rheumatismus und Schnupfen. —

Auf ihrem Bett aber, das thränenfeuchte Antlitz fest in das Kissen gedrückt, lag Fanny und seufzte und schluchzte still vor sich hin:

„Vorbei — vorbei — siebenunddreißig Tausend fünfhundert und Gott weiß, welche andere Zahl. — O, der unglückselige Geheimrath — und noch fünf Jahre warten, ehe er Aktuar wird.“

Und der Schmied auf der bronzenen Uhr im Zimmer hob wieder aus, ließ den Hammer einmal klingend auf den silbernen Ambos nieder schlagen und horchte bedächtig nach unten — aber kein Laut ließ sich hören weiter wie das regelmäßige Ticktack der Wanduhr und das leise Bohren des Holzkäfers, der nach dem Takt der Uhr seine Arbeit fortsetzte — so genau hielt er das Zeitmaß nach den scharfen, abgemessenen Tönen.

Das Parlament in London.



Das Parlamentshaus in London.

Nach mehrmaliger, immer durch den Stand der russisch-türkischen Streitfrage veranlaßter Vertagung des englischen Parlaments, hat die Königin Victoria dasselbe endlich für nächsten 31. Januar einberufen. Der Zusammentritt eines englischen Parlaments ist stets ein Ereigniß, ein doppelt wichtiges ist er heute, wo in beiden Lägern, die Europa spalten, bereits glühende Kugeln gegossen

werden, wo eine Stimme hüben oder drüben im Parlament über Krieg oder Frieden in der Welt entscheiden kann!

So führt uns die Zeitgeschichte von der Donau an die Themse, immer sind es aber dieselben Hoffnungen, Wünsche, Sympathien und Interessen, denen wir begegnen, und im englischen Parlament, von dessen Sitzungspalast wir heute eine Abbildung bringen, wird das Alles so laut besprochen werden, daß es von dem Tajo bis zur Newa vernehmlich und verständlich sein wird. —

Das Parlamentsgebäude erhebt sich in dem westlichen Theile Londons, welcher den Namen Westminster führt und an Pracht, Eleganz und geschmackvoller Anlage alle übrigen Theile der Riesenstadt weit übertrifft. Neben der altehrwürdigen Abtei und Halle von Westminster gehört das Parlamentsgebäude zu den hervorragendsten Zierden dieses Stadttheils; an die Themse gelehnt, neben der großen und prachtvollen Westminsterbrücke steht es, als würdige Behausung der Volksrepräsentation in würdiger Umgebung, großartig da. Aufgeführt nach dem Brande von 1834, welcher die Sitzungsräume des Unterhauses in Westminsterhall vernichtete, wurde bei dem Neubau durchgängig der eigentlich englisch-gothische Styl festgehalten, so daß auch die zahllosen Verzierungen, Wappenschilder, Spitzsäulen, Statuetten, Knäufe, Fensterbögen und Portale, kurz Alles im genauesten und sorgfältigsten Einklang steht. —

Es giebt in den Augen der Engländer keinen größern Ehrentitel als das M. P., das vor einem Namen steht, und womit die Eigenschaft als Mitglied des Unterhauses, Member of Parliament, angedeutet wird. Auch umschließt das Parlament die gesammten Illustrationen des Landes, die glanzvollsten Namen aus allen Ständen der Gesellschaft. Sie Alle drängen sich zur Politik, zur Führung der innern und äußern Staatsgeschäfte, und kein Volk der Erde hat zu keiner Zeit eine so ununterbrochene Folge großer Staatsmänner und Redner aufzuweisen gehabt wie das englische. Und jeder Lorbeer muß im Parlament erkämpft werden.

Die Anfänge der englischen Verfassung, mit ihnen das Parlament, fallen in die früheste Zeit zurück; das Unterhaus (das Haus der Gemeinen) entstand jedoch erst im 13. Jahrh., als die Städte mächtig zu werden begannen, und die Bürger sich neben den Rittern und Lords geltend machten. Bei den häufig ausbrechenden Zwisten zwischen den Königen und deren mächtigen adeligen Vasallen, verfehlte das Unterhaus nicht, je nachdem es zur Bewilligung von Geld und Mannschaften in Anspruch genommen wurde, seine Rechte beträchtlich zu erweitern. Blutige Verfassungskämpfe blieben dabei nicht aus, selbst Königsblut wurde vergossen, ehe die Zeit der ruhigen Reformen kam, durch welche sich jetzt England vor allen Staaten Europa's auszeichnet. Die letzte dieser Reformen fällt in's Jahr 1831, und wird hauptsächlich dem Lord John Russel, der auch jetzt wieder Minister ist, verdankt. Sie wurde nicht ohne schweren und langjährigen Kampf gegen die aristokratischen Elemente des Parlaments errungen, und ein ähnlicher Kampf steht wiederum für unsere Tage bevor, wo abermals durch Erweiterung des Wahlrechts eine Parlamentsreform betrieben wird.

Das englische Parlament zerfällt in das Ober- und Unterhaus, und wird alljährlich vom Staatsoberhaupte einberufen. Das Oberhaus besteht aus etwas mehr als 400 Mitgliedern, geistlichen und weltlichen Peers; die geistlichen Peers sitzen kraft ihres Amtes darin; von den weltlichen sind die Engländer erbliche Peers, die Schotten und Irländer dagegen durch ihre Standesgenossen gewählte. Das Unterhaus besteht aus ca. 660 Abgeordneten. Bei der Achtung für alterworbene Rechte ist in der Zusammensetzung des Unterhauses das Mißverhältniß eingetreten, daß manche kleine im Laufe der Zeit herabgesunkene Ortschaften stärker vertreten sind, als die mächtigst aufgeblühten Städte des Landes. Auch gegen diesen Uebelstand sind die Reformbestrebungen gerichtet. Gegenwärtig ist das Unterhaus aus den Ritterschaftsdeputirten der Grafschaften, den Abgeordneten der Städte und denen der Flecken zusammengesetzt, zu deren durch direkte Wahl erfolgte Erwählung im Ganzen ungefähr eine Million Wähler mitwirken. Das Wahlrecht in den Grafschaften besitzen alle Freibesitzer, welche 10 Pfund Sterling reine Rente haben, ebenso alle Pächter auf 20 Jahre bei 50 Pfund Sterling reiner Rente. In den Städten ist Wähler, wer Haus-, Fenster- oder die gesetzliche Armensteuer zahlt, oder aus einem Hause die Rente von 10 Pfund Sterling bezieht.

Wie die ganze englische Verfassung, so ist auch das Parlament etwas durch die Zeit Gewordenes, daher nicht frei von sonderbaren Formen und Förmlichkeiten. Bei einem Besuche im Oberhause gewahrt man dies alsbald. Da sitzt der Lord Groß-Kanzler im schwarzen Talar und großer Perrücke auf dem Wollsack, wahrscheinlich um die Wichtigkeit dieses Naturprodukts für die Nation anzudeuten; vor ihm liegt der große goldene Scepter, ihm gegenüber sitzt der Sprecher ebenfalls mit mächtiger Perrücke. Die geistlichen Peers erscheinen in ihren Chorhemden, die weltlichen in gewöhnlicher Kleidung, dabei der nachläßige, ungenirte englische Zuschnitt, die Bequemlichkeit, das Phlegma, welche so weit gehen, nicht einmal das Haupt während der Sitzung zu entblößen. Der größte Theil der Peers ist von respektabelm Alter, sie können für sich durch Bevollmächtigte abstimmen lassen, sie können auch bei Anwesenheit von nur drei Mitgliedern gültige Beschlüsse fassen.

Das Unterhaus zeigt ein weit lebhafteres Bild, wozu die größere Mannigfaltigkeit der politischen Fraktionen wesentlich beiträgt. Der Wollsack für die Minister, die Perrücken sind auch hier vorhanden, daneben aber mehr Laune, mehr Lebhaftigkeit, mehr Feuer, stürmische Verhandlungen und Abstimmungen. Das Unterhaus hat das Recht, seinen Sprecher (Präsidenten) selbst zu wählen, ihm auch muß jede Geldbewilligung, ehe sie an das Oberhaus gelangt, vorgelegt werden; die Minister dürfen nur das Wort ergreifen, wenn sie zugleich Mitglieder des Unterhauses sind, so daß also ein Minister-Peer daselbst nie sprechen kann. Zum Abstimmen ist die Anwesenheit von mindestens 20 Mitgliedern erforderlich.

Die Sitzungen beider Häuser beginnen in der Regel erst gegen 5 Uhr Nachmittags, wie denn überhaupt das Leben in London eigentlich erst in den Nachmittagsstunden beginnt. Der späte Beginn dieser Sitzungen, die sich oft bis zur Mitternachtsstunde, je nach der Wichtigkeit des Gegenstandes bis zum grauenden Morgen verlängern, trägt zu deren eigenthümlichen Gepräge nicht wenig bei. Dem Herkommen, nicht aber der Verfassung nach, sind sie öffentlich, durch den Druck veröffentlicht werden die Verhandlungen erst seit 1771. Bis dahin war die Veröffentlichung bei schweren, selbst barbarischen Strafen untersagt, und wer da denkt, das englische Volk habe seine Freiheiten ohne langes und schweres Kämpfen und Ringen erobert, ist in starkem Irrthum befangen.

Jetzt ist die Oeffentlichkeit ein so gesichertes Gut, daß man sagen kann, das ganze englische Volk wohne stündlich den Verhandlungen seines Parlaments bei. Wenn die großen politischen Fraktionen, die Tories (Conservative), die Whigs (gemäßigte Reformers), und die Radikalen, auch Chartisten genannt, (entschiedene Reformers), die so gut organisirt sind, daß jede immer unter einem in ihrem Namen handelnden und die Angriffe eröffnenden Führer steht, — wenn diese großen Fraktionen im Parlamente aneinander gerathen oder den Kampf mit den Räthen der Krone beginnen, so sorgen die Stenographen, Reporters, Redacteure und Drucker, kurz alle Räder, die bei einer Zeitung ineinander greifen, dafür, daß ehe die Reden im Parlament kaum noch beendigt sind, sie außerhalb fast schon gelesen werden. Der verhängnißvolle Dampf spielt auch hier seine Hauptrolle. Dann überrascht uns vielleicht binnen Kurzem eine telegraphische Depesche: „Das Ministerium Aberdeen-Russel ist im Unterhause in der Minorität geblieben!"

Ein solcher Fall bedingt in England den unabweislichen Rücktritt eines Ministeriums, und müßte zur Stunde als die Erklärung der englischen Nation betrachtet werden: Die russisch-türkische Frage wird durch Kanonenschüsse gelöst!

Gesundheits-Regeln.

Das Mittags-Schläfchen. (Wohlmeinender Rath an einen gewissen Professor.)

Nach dem Essen sollst Du stehen oder tausend Schritt weit gehen, sagt eine alte Gesundheitsregel. Aber wie vieles Alte, so ist auch diese Regel aus Großmutters Handkörbchen nicht viel werth und umzuändern in „nach dem Essen sollst Du ruhn oder auch ein Schläfchen thun. Um die Wahrheit und Vortheile dieser neuen Regel sofort in das hellste Licht zu setzen, brauchte ich nur an das Gebahren der Thiere nach dem Fressen zu erinnern, die, was die Verdauung anbetrifft, wirklich nicht unvernünftiger als die Menschen sind und recht wohl wissen, was dabei nutzt. In welcher behaglichen Lage verdaut aber nicht Hund und Katze, Ochs und Schwein, und nach dem Trinken schläft da nicht gleich der Säugling ein? Auch giebt uns die Natur selbst einen Fingerzeig, indem sie nach dem Essen eine bisweilen kaum zu bezwingende Neigung zum Ruhen und Schlafen in uns erwachen läßt. Total geschlagen werden nun aber die Bewegungs-Fanatiker und Obstructions-Spaziergänger, welche für die alte Regel schwärmen, wenn ich von den Versuchen erzähle, welche Gelehrte, die wahrscheinlich auch gerne ein Mittagsschläfchen machten, deshalb unternahmen. Sie fütterten nämlich gesunde Jagdhunde von derselben Constitution gleich gut und erlaubten nun einigen das gewöhnliche Schläfchen, andere mußten sich dagegen mäßig bewegen und noch andere wurden tüchtig abgehetzt. Was war das Resultat, als man nach einiger Zeit die Magen dieser Hunde untersuchte? Die da geschlafen, hatten schon prächtig verdaut als bei denen, die zur Bewegung gezwungen worden waren, die Verdauung noch im Beginne war. Will man noch überzeugendere Beweise für den Nutzen des Mittagsschläfchens? Vielleicht sind einige von denen noch nicht ganz überzeugt, welche durch den Mittagsschlaf dumm (dämlich) im Kopfe zu werden behaupten, aber das kommt da wohl nicht vom Schlafen her. Die Spanier und Italiener befinden sich bei ihrer Siesta äußerst wohl.

Obwohl ich jetzt schon diesen meinen Aufsatz schließen könnte, so will ich dem Leser trotzdem, daß ein späterer Aufsatz die Verdauung ausführlicher behandeln wird, doch noch einen Blick in einen Magen thun lassen, welcher der Verdauung obliegt. — So lange er nüchtern ist, hängt der dudelsackförmige und querliegende Magen (s. Gartenlaube Nr. 22. v. J.) im Bauche gerade herunter (wenn auch nicht bis auf die Schuhsohlen, wie man zu sagen pflegt); je mehr er sich aber mit Speisen füllt, desto mehr hebt und dreht sich derselbe nach vorn herum, so daß dadurch der Eintritt in die Magenhöhle erschwert und der untere Rand des Magens nach der vordern Bauchwand hin gekehrt wird. Daher kommt es denn auch, daß nach dem Essen die Magengegend aufschwillt und hier die Kleider zu enge werden. Die innere Haut des Magens füllt sich dabei in ihren Gefäßen mit einer größern Menge Blut, wird röther und sondert viel sauern Verdauungssaft, sowie Schleim ab. Dieser Magensaft dringt in die genossenen Nahrungsstoffe hinein und löst bestimmte Stoffe derselben (die Eiweißstoffe) auf, während der Schleim die Magenwand schlüpfrig macht und vor feindlichen Eingriffen zu schützen sucht. Während dieses Lösungsprocesses aber verhält sich der Magen ganz ruhig und erst wenn das Genossene in Speisebrei verwandelt worden ist, was nach der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel in einigen (1—6) Stunden geschieht, fängt er an mit Hülfe seiner muskulösen Wand wurmförmige Bewegungen zu machen, um dadurch den Speisebrei aus seiner Höhle in den Darmkanal zu treiben. Ein Theil der flüssigen und der aufgelösten festen Nahrungsstoffe wird schon innerhalb des Magens von den Gefäßen aufgesogen und in das Blut geschafft. Die wurmförmigen (oder peristaltischen) Bewegungen können durch Bewegungen willkürlicher Muskeln unterstützt werden, weshalb auch Bewegung die Verdauung unterstützen kann, nur nicht gleich nach dem Essen, weil da der Magen Ruhe braucht.

Der Schlaf ist im gesunden Zustande ein vollkommnes Unthätigsein des Gehirns, also desjenigen Organs, durch welches wir Bewußtsein, Verstand, Gefühl und Willen besitzen und mit dessen Hülfe wir unsere Sinne gebrauchen, empfinden und Bewegungen nach unserm Willen ausführen können. Dieses Organ muß natürlich während des Wachens fortwährend in Thätigkeit sein und wird bei sogenannten Kopfarbeiten und starken gemüthlichen Eindrücken am meisten angestrengt. Es kann nun aber ein Organ seine Pflichten nur dann ordentlich erfüllen, wenn es für diejenigen Bestandtheile, die sich bei seinem Thätigsein abnutzten, durch das Blut neue zugeführt bekommt und sich durch diese gewissermaßen verjüngt. Diese Verjüngung ist jedoch blos bei der gehörigen Ruhe des Organs möglich und der Schlaf ist nun eben die Ruhe für das Gehirn, in welcher sich dieses verjüngt, von seinen Anstrengungen erholt, sowie für neues Thätigsein geschickt macht. Der Schlaf kommt also nur dem Gehirne zu und bietet demselben die nothwendige Erholung von seiner Thätigkeit dar. Diese Erholung durch den Schlaf ist aber um so nothwendiger, je mehr die Thätigkeit des Gehirns in Anspruch genommen wurde. Während des Schlafes gehen die Funktionen aller der Organe, welche zur Ernährung des Körpers dienen, ruhig fort, denn diese brauchen nicht zu schlafen, weil ihr Thätigsein stets in Absätzen und nicht in ganz ununterbrochenem Gange, wie das des Gehirns beim Wachen, vor sich geht. — Das Träumen ist ein Thätigsein des Gehirns oder doch einzelner Partien desselben im Schlafe und muß also der Erholung dieses Organs stets etwas hinderlich sein.

Das Mittagsschläfchen bietet sonach einen doppelten Vortheil, einmal den einer bessern Verdauung, sodann den einer Erholung des Gehirns. Es wird deshalb ganz besonders Solchen anzurathen sein, welche vor dem Essen geistig sehr thätig waren, gemüthlich angegriffen wurden, starke Sinneseindrücke erduldeten und anstrengende Muskelbewegungen vornahmen, sowie überhaupt Solchen, die einen schwachen Körperbau haben und an Blutarmuth und sogen. Nervenschwäche (Nervosität) leiden. — Als heilsam kann nun aber das Mittagsschläfchen nur dann empfohlen werden, wenn es mit den gehörigen Einschränkungen geschlafen wird. Zuvörderst muß es ein Schläfchen bleiben und nicht in einen langen Schlaf ausarten; ein halbes bis ganzes Stündchen reicht vollständig dazu hin. Denn beim langen Schlafe wird die Verdauung gerade verzögert, weshalb es auch unzweckmäßig ist, kurz vor dem Nachtschlafen eine reichliche Mahlzeit zu halten. Sodann thut man auch gut, das Mittagsschläfchen mit etwas erhobenem Oberkörper (in einem sogen. Großvaterstuhle), nicht der Länge nach ausgestreckt, zu halten und, was vorzugsweise zu beachten ist, spirituöse Getränke, die beim Essen genossen wurden, vor dem Schläfchen erst etwas aus dem Körper verfliegen zu lassen. Es taugt gar nichts, sich mit einem Räuschchen schlafen zu legen. Ob man ein Täßchen Kaffee vor oder nach dem Mittagsschläfchen zu sich nehmen soll, erfährt der Leser ein anderes Mal. (B.)

Aus der Menschenheimath.

Briefe des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Neunzehnter Brief.

Die Insekten-Verwandlung.

Wenn man die Gleichgültigkeit wahrnimmt, mit welcher im gemeinen Leben die wunderbarsten Erscheinungen der Natur übersehen werden, weil sie allgewöhnliche sind, so fühlt man sich unwillkürlich an Lessing erinnert, indem er den Nathan sagen läßt: „Der Wunder größtes ist, daß uns die wahren, echten Wunder so alltäglich werden können, werden sollen.“

Nur das „werden sollen“ in dieser scharfen Beobachtung hat mich immer überrascht, bedarf wenigstens einer Erläuterung; selbst hier, wo ich Dich einfach auf Lessing's Fingerzeig hinweisen will. — Die „wahren, echten Wunder,“ unter denen der große Dichter nur die überraschenden Erscheinungen im Natur- und Menschenleben meinen kann, sollen uns wohl deshalb „alltäglich“ werden, damit sie uns für unser Handeln den Gleichmuth und die klare Ruhe nicht beeinträchtigen. Wie nun werden sie uns alltäglich? Sie werden es entweder durch Nichtbeachtung und Unkenntniß, oder sie werden es, indem wir diese aufregenden Außendinge uns aneignen, in uns aufnehmen durch Kenntniß. Was wir uns innerlich gemacht haben, das kann uns nicht mehr Wunder nehmen.

Es kann bei Dir keine Frage sein, lieber Freund, daß wir den letztern Weg einschlagen müssen, an dessen Ziele die Heilung von Aberglauben jeder Art liegt.

Zu den „wahren, echten“ Wundern Lessing's gehört unstreitig die Insectenverwandlung, die für das kenntnißlose Volk auf dem ersteren der beiden bezeichneten Wege, durch Nichtbeachtung und Unkenntniß, das Wunderbare verloren hat.

Wenn ich Dir jetzt sage, man habe auf einer neu entdeckten fernen Insel einen Vogel gefunden, der als zwölffüßige Schlange von ungeheurer Gefräßigkeit, die auch das Ekelhafteste nicht verschmähe, aus dem Ei krieche; dann monatelang mumienähnlich ohne Bewegung und ohne Nahrung zu sich zu nehmen tief im Erdboden vergraben liege, und erst im folgenden Jahre aus diesen sonderbaren Banden sich befreie, um als lustiger Vogel davon zu fliegen und nur von süßem Blumennektar lebe — was würdest Du da sagen?

Du würdest mir in's Gesicht lachen. Aber Du würdest dazu nur halb Recht haben; denn ich würde sagen, warum lachst Du? Weil Dir eine Schlange und ein Vogel zu verschiedene Gestalten sind, als daß sie von einem und demselben Thiere in seinen Entwickelungsabschnitten getragen werden könnten? Und wenn ich Dir nun auf Naturforschungen die Wahrheit meiner Geschichte versichern würde — wie dann? Du würdest vor Staunen Dich nicht zu lassen wissen. Du würdest Wunder über Wunder schreien. Setze für Vogel — Schmetterling. Ja der — würdest Du gedehnt und enttäuscht aussprechen. Nun — der —; ist es bei ihm minder ein Wunder? Ist zwischen einem Schmetterlinge und einer Raupe eine geringere Unähnlichkeit als zwischen einem Vogel und einer Schlange?

Wie Wenigen wird es denn so recht tief und innerlich klar, wie wunderbar die Verwandlung einer Raupe in eine Puppe und dieser in den Schmetterling ist? Es ist uns aber „alltäglich“ geworden, und darin liegt das Wunderbare.

Nicht das ist wunderbar, was jenseit der Grenze menschlicher Erkenntniß liegt — (dort drüben liegt überhaupt für den Menschen nur das, was er selbst erst hingelegt hat) — sondern was diesseit liegt und sein Wunderbares eben nur in der ewigen Unerschöpflichkeit seiner wechselnden Erscheinungen hat.

Man hat die Insectenwelt schon oft eine Welt voll Wunder genannt, und man hat Recht, es zu thun; und dennoch liegt auch hier das Wunderbare nur in dem Ueberraschenden, dem flüchtigen Blicke scheinbar Unvermittelten.

Die Insectenverwandlung ist in dieser Hinsicht, wenigstens, um es so zu bezeichnen, der oberflächlichen Bekanntschaft nach, allgemein berühmt. Dennoch, mein Freund, fehlt noch viel, sehr viel, um sagen zu können, das Volk kenne die Wunder der Insectenverwandlung so, wie sie gekannt zu werden verdienen und lohnen.

Schon die Alten, die überhaupt tiefere Kenner der Natur waren, als unsere heutige Schul-Philosophie es sich träumen läßt, wählten den sich der Puppenhülle entwindenden Schmetterling als Sinnbild der Psyche. Unsere Zeit oder richtiger die neue Weltanschauung, innerhalb der dem Menschen gezogenen Schranken bleibend, kann das Bild eben so passend anwenden auf die den Banden der häßlichen Unwissenheit und des schändenden Aberglaubens sich entwindende Menschheit.

Ja das Sinnbild ist recht eigentlich bezeichnend. Sieh die Raupe an. Sie fröhnt in träger Gebundenheit auf ihrer Futterpflanze dem Bedürfniß des Magens, eine strotzende Fülle von Säften sammelnd. Dann webt sie sich ihr gemächliches Lager zur trägen Puppenruhe, wo sie die gesammelten Säfte behaglich verarbeitet. Dann aber wacht in ihr plötzlich der Drang nach etwas Edlerem auf; sie sprengt die alten Bande und fliegt als befreiter Falter dem Lichte der Sonne entgegen und besucht Blume auf Blume, um von ihnen ihr geläutertstes Erzeugniß, den süßen Nektar zu nippen. Wenn das Thier zum Schmetterling wird, ist es schon alt. Es erfreut sich erst im hohen Alter seines bessern Seins.

Sieh, mein Freund! ist's heute nicht eben so mit den Menschen? Ich kenne Tausende, die erst jetzt aus der dumpfen Puppenruhe ihrer Spießbürgerlichkeit erwachen und in ihren alten Tagen noch in sich einen Drang zu etwas Höherem sich regen fühlen. Bücher sind ihnen Blumen, durchdrungen von dem Lichte der Wahrheit, erfüllt von dem Honig nützender Lehre.

Aber wo bin ich hingekommen! Ich wollte beschreiben und habe es nicht weiter, als bis zu Gedanken gebracht. Doch die Gedanken sind ja auch bunte Falter, oder wenn's auch nur Eintagsfliegen wären; ja wirklich, das sind sie, mehr als andere, denn die Eintagsfliegen sind die einzigen Insecten, die sich als vollendete Insecten noch einmal häuten: so häuten sich auch oft unsere Gedanken, bis sie blank und hell vor uns stehen, nachdem sie das Unklare, Irrige abgestreift haben.

Wem die Natur Stoff zu sinnigem Denken ist, der ist ihr wahrer Jünger. Aber ich verspreche Dir, in meinem nächsten Briefe Dir mehr zu beschreiben als vorzudenken. Verzeihe nur, daß ich am Ende gar meinen heutigen mehr für mich, als für Dich geschrieben habe. Das geht Einem ja mit den Briefen oft so. Du wirst als Empfänger meines Briefes es um so lieber verzeihen, je näher wir uns stehen, so daß unsere Briefe so viele verknüpfende Bänder sind.

Blätter und Blüthen.

Der Milchbaum. Der Engländer Wallace fand auf seiner unlängst veröffentlichten Reise am Amazonenstrome und dem schwarzen Flusse (Rionegro), in Südamerika unweit Para zuerst einen Baum, der in Europa noch nicht bekannt ist und mehr Milch giebt, als eine neumelkende Kuh. Die Milch, die aus der geöffneten Rinde fließt (wie Gummi und Gutta Percha, dieses vegetabilische Eisen) gleicht guter Milch oder vielmehr junger Kaffee-Sahne und schmeckte auch zum Thee und Kaffee ganz vorzüglich. Die Milch, welche bei uns von der Natur vermittelst der Kuh fabricirt wird, kommt dort also durch eine Baumart zur Welt. Dabei ist diese vegetabilische Milch nahrhafter, als die thierische und etwas verdickt so zähe, daß man damit ganz schön leimen kann. Die Pflanzensäfte — Gummi, Gutta Percha, diese Baummilch und andere, werden überhaupt eine immer bedeutendere Rolle spielen, und die neue Welt in ihrem Eifer, Glück und Geld zu machen, sehr unterstützen.

Tartaren-Bekehrung. Die russischen Tartaren, welche noch eine eigenthümlich heidnische Religion haben, werden seit Jahren auf Befehl des Kaisers bekehrt. Nach Haxthausen's Buche über Rußland wird das so gemacht. Es werden verschiedene Priester von der Regierung ausgesandt, um diese Heiden zu bekehren, und fordern zu diesem Zweck von dem in's Gebet genommenen Heiden zuerst drei Dinge. Erstens: Haar wachsen lassen; zweitens: kein Pferdefleisch mehr essen; drittens: Verehrung von Bildern und eines Kreuzes. Bilder und Kreuze zu verschiedenen Preisen haben die Evangelisators gleich bei sich. Hat der Heide die beiden ersten Dinge versprochen und Bilder und ein Kreuz gekauft, wird er getauft und als christlicher Unterthan zu Papiere gebracht.

Der weibliche Robinson. Die Californische Zeitung „Placer Times“ erzählt von einer Indianerin, die 18 Jahre lang auf einer Insel allein lebte. Im Jahre 1824 wurden fast alle Einwohner der Insel St. Nicolas, unweit der Insel Santa Barbara im stillen Meere, von russischen Matrosen ermordet. Nach etwa 10 Jahren wurden die wenigen Ueberlebenden auf ihren Wunsch von einem Schiffe auf eine andere Insel gebracht. Als sie alle an Bord waren, vermißte eine Indianerin ihr Kind und lief zurück, während das Schiff, von einem Sturmwindstoße gepackt, in's Meer getrieben ward. Nach drei Monaten suchte dasselbe Schiff vergebens nach der Zurückgebliebenen und sie ward und blieb vergessen, bis ein amerikanisches Schiff auf der Otterjagd zufällig diese Insel berührte, menschliche Fußstapfen und endlich die Indianerin entdeckte. Sie nähte gerade Häute von Vögeln zu Kleidern zusammen mit Nadeln von Fischknochen und Zwirn von Wallfischflechsen. Ihr Kind hatte sie schon im ersten Jahre durch den Tod verloren und von da an 18 Jahre lang allein auf der Insel zugebracht. Genial waren ihre Angelhaken aus alten Nägeln gemacht, die sie in einem Brette gefunden hatte. Sie willigte gern ein, wieder unter Menschen zu kommen. Sie hatte während der ganzen 18 Jahre nicht nur keine menschliche Seele, sondern auch kein Feuer, dieses Sinnbild der Civilisation, gesehen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Der Kellner.

Novelle von O. M.

„Ein für allemal sage ich Dir, es wird nie etwas daraus, François!"

„Aber Vater Meunier . . ."

„Schweig, Knabe, es bleibt dabei, meine Tochter soll niemals die Frau eines armen Schluckers werden, wie Du einer bist. Glaubst Du denn, François, ich habe mein ganzes Leben hindurch gearbeitet, um die sauer erworbenen Ersparnisse einem armen Teufel an den Kopf zu werfen, der meiner Tochter soviel wie nichts in's Haus bringen kann? Richte Deine Augen anderswohin, mein Kind ist nicht für Dich!"

„Aber bedenkt doch, Herr Meunier, daß Ihr Euer Vermögen zum größten Theile meinem verstorbenen Vater zu danken habt, der Euch mit Rath und That unterstützt haben soll, wie man im ganzen Dorfe erzählt."

„Nun hört aber Alles auf!" rief hitzig Meunier. „Was weißt Du von meinen Speculationen, Bursche, und von den Unterstützungen, die mir durch Deinen Vater geworden? Hätte derselbe das Seine zusammengehalten, wie ich es gethan, und nicht leichtsinnig sein Geld verliehen, vielleicht lebte er heute noch und wäre ein wohlhabender und angesehener Mann wie ich, der Maire Meunier von Carillon."

„Ihr wollt Euch also nicht erweichen lassen, und mir Alice zur Frau geben? Wüßtet Ihr nur, wie ich sie liebe!" rief François.

„Wahrhaftig! nun geht mir die Geduld aus. Entferne Dich, François! Mein Schwiegersohn wirst Du nie, es wäre denn, Du hättest zwölftausend Franken in der Tasche. Und höre, noch eins, treffe ich Dich wieder mit Alice allein, so kannst Du Dich auf eine Tracht Prügel gefaßt machen."

Der arme François zerdrückte eine Thräne, die an seiner frischen Wange herablief, und schlich traurig davon. Die letzte Drohung des alten Maire schien jedoch wenig Eindruck auf den Verliebten gemacht zu haben, denn als die Dämmerung über die Gegend herniedersank, stieg François über Meunier's Gartenmauer und huschte in die von duftendem Jelängerjelieber umzogene Laube. Bald darauf schlüpfte eine weibliche Gestalt behend an dem Zaune dahin, und Alice stand vor dem armen François.

„Ich weiß Alles!" weinte das Mädchen. „Der Vater ist böse auf Dich, François, und hat geschworen, Du sollest mich nie heimführen, denn Du seist ein armer Bursch, und hochmüthig dabei, als hättest Du das größte Gut in Carillon zum Eigenthum."

„Es gab eine Zeit, wo mich Dein Vater lieb hatte, Alice. Weißt Du noch, wie er uns früher oft scherzhaft Mann und Frau nannte, und behauptete, wir paßten ganz trefflich zusammen? Das ist nun Alles vorüber, seit mein Vater gestorben ist und es sich gezeigt, daß er kein wohlhabender Mann war."

„Und dann der alte, reiche Pächter Bissot! Seine Bewerbungen um meine Hand werden immer ernster, und der Vater begünstigt den zahnlosen Sünder und will, ich soll ihm Gehör schenken. Aber eher springe ich in den Fluß, als daß ich dem häßlichen Thiere zum Altar folge!" rief Alice und stampfte dazu trotzig mit dem kleinen, hübschen Fuße.

„Mir ist ein Einfall gekommen, Herzblatt," sagte zärtlich der junge Bauer, indem er den Arm um die Geliebte schlang. „Was meinst Du, wenn ich nach Paris ginge und dort mein Glück versuchte. Zwölftausend Franken soll ich dem Vater aufweisen, dann will er uns zusammengeben; wer weiß, ob mir der liebe Gott nicht zu dem Gelde verhilft?" —

„Zwölftausend Franken! Das ist eine große Summe," seufzte Alice.

„Es ist wahr," rief François, „aber bedenke, mein Herz, wie mancher arme Teufel schon in Paris sein Glück gemacht hat. Der Gedanke will mir nicht aus dem Kopfe, seit ich den Brief von meinem Onkel, dem Portier Brassin erhalten, worin er mich auffordert, nach der Hauptstadt zu kommen und als Garçon bei Madame Garnier in Dienst zu treten. Und höre, Alice, bin ich in drei Jahren noch immer der arme François, dann magst Du den alten häßlichen Bissot heirathen, ich aber will mich hinlegen und sterben." — Und François weinte bitterlich.

„Den Bissot heirathen?" seufzte Alice, indem auch ihre Thränen flossen — „nein, mein François, das werde ich nie thun. Vertraue fest auf mein Herz wie ich auf das Deine, und will mein Vater mich nicht Dir zum Weibe geben, so gebe ich in ein Kloster."

„Wir sind noch jung, Alice, ich bin zwanzig und Du siebzehn Jahre alt. Wir wollen Gott fleißig bitten, daß er uns glücklich mache — und bleiben wir einander nur treu, so wird vielleicht noch Alles gut!" —

„Du willst also Garçon werden in dem Hotel?" fragte Alice.

„Ja gewiß, das will ich! Den Herrn Pfarrer werde ich bitten, das kleine Vermögen, was aus dem Nachlasse meines Vaters mir geblieben, aufzubewahren, und dann werde ich unser liebes Dorf verlassen, um meinem Glück oder meinem Unstern entgegenzugehen. Du wirst mir treu bleiben, Alice, das weiß ich, denn Deine Liebe ist ja mein Leben, und der Gedanke, daß ich für Deinen Besitz mich mühe, soll mir eine Stärkung sein in allen trüben Stunden. Rechne auf keine Nachricht von mir, Alice, ehe die drei Jahre vorüber sind, dann aber will ich kommen, um Dir

zu sagen, ob Gott unser Gebet erhört, oder ob ich ein elender Mensch bleiben soll mein Leben lang!"

„Alice!" erscholl die rauhe Stimme des Vaters vom Hofe her, und die Liebesleute fuhren auseinander.

Wenige Tage später wanderte François mit einem leichten Bündelchen auf dem Rücken nach dem Pfarrhause, um seinem alten, ehrwürdigen Lehrer Lebewohl zu sagen. Der Greis empfing den Jüngling mit freundlichem Händedruck.

„Du willst also unser stilles Dörfchen verlassen, mein Sohn, um anderswo Dein Glück zu versuchen?" begann der alte Pfarrer. „Gott möge Dich leiten, daß die fromme Saat, welche ich in Dein reines, unverdorbenes Herz gestreut, nicht untergehe in dem wilden, lasterhaften Treiben der Hauptstadt. Habe immer Gott vor Augen und im Herzen und denke oft der Lehren, die ich Dir gegeben, so wirst Du ein guter Mensch bleiben. Dein kleines Vermögen, es besteht in etwa tausend Franken, werde ich übrigens treulich verwalten."

„Noch eine Bitte habe ich auf dem Herzen, ehrwürdiger Herr!" sagte traurig der Jüngling.

„Welche ist es, mein Sohn?"

„Ihr kennt ja meine Liebe zu Alice Meunier, sie ist Ursache, daß ich die Heimath verlasse, um einer ungewissen Zukunft entgegen zu gehen. Uebertragt die väterliche Freundschaft, welche Ihr mir stets gezeigt, auf die arme Alice, seid Ihr ein freundlicher Schützer und Rather, und wenn ich nach drei Jahren nicht wiederkehre, so tröstet das arme Kind," schluchzte Francois.

„Wohl kenne ich Deine tugendhafte Neigung," lächelte der Greis, „aber bedenke nur, mein Sohn, daß ein Jüngling von zwanzig Jahren sich mit dem Heirathen nicht zu übereilen braucht. Sei fleißig, sparsam und redlich, so wirst Du vielleicht in wenigen Jahren ein kleines Vermögen erworben haben, und trittst Du dann vor Alice's Vater, so dürfte er eher Deinen Wünschen ein geneigtes Ohr leihen."

„Aber Bissot, der alte, reiche Pächter, wirbt um Alice's Hand!" jammerte der junge Bauer.

„Ich glaube nicht, daß Meunier dem alten Manne seine blutjunge Tochter zum Weibe geben wird," tröstete der Pfarrer. „Und nun, François, ziehe mit Gott Deiner Bestimmung entgegen, sei fromm, redlich und fleißig, und möge Gottes Auge stets über Dich wachen!"

Weinend verließ François den ehrwürdigen Pfarrer, und wanderte aus dem traulichen Dörfchen, in dem er so lange glücklich gewesen war. Noch einmal blieb er stehen auf dem Hügel, welcher ihm die letzte Aussicht nach Carillon gewährte und bat Gott in brünstigem Gebete, ihm Alice's Liebe zu erhalten, dann eilte er rasch auf der Landstraße dahin dem fernen Paris entgegen.

Nach einigen ermüdenden Tagereisen sah François eines Abends die ungeheure Hauptstadt vor sich, und blickte staunend auf das Häusermeer, welches vor ihm ausgebreitet lag. Er setzte sich unter einen kleinen Baum, zog seine Abendmahlzeit hervor und verzehrte sie frohen Herzens, denn das Ziel seiner Reise, die Quelle, aus der sein Glück fließen sollte, lag vor ihm.

„Da wäre ich denn angelangt, gesund und voller Hoffnung," rief er, „aber wie werde ich wieder von dannen ziehen? Glücklich und wohlhabend, oder arm und verachtet?"

„Das wird ganz von Dir abhängen, Bursche!" sagte eine Stimme hinter Francois.

Ueberrascht wandte sich der junge Bauer, und sahe einen langen Mann, der wenige Schritte von ihm im Grase saß und ruhig seine Pfeife rauchte.

„Ihr habt mich belauscht, Herr?"

„Wenigstens habe ich gehört, was Du da vor Dich hinplaudertest," antwortete der Mann mit der Pfeife. „Du willst also Dein Glück machen in Paris, Bauer? Da mußt Du es gescheidt anfangen, denn glaube mir, die Stadt ist angefüllt mit den besten Kerlen, die aus gleicher Absicht nach Paris gekommen sind. Hast Du viel Geld mitgebracht?"

„Ich bin ein armer Teufel, Herr, meine ganze Baarschaft besteht in wenigen Franken."

Der Fremde that einige mächtige Züge aus seiner Pfeife. „Es würde nicht übel für Dich sein, Bursche," begann er, „wenn Du einen Freund hättest, der Dich vorerst mit dem Treiben in Paris ein wenig bekannt machte. Ich interessire mich für Dich, Du bist ein hübscher, glatter Junge, und solche sind zu brauchen — vielleicht würde ich mich entschließen, Dich unter meine Leitung und Aufsicht zu nehmen."

„Gott lohne es Euch, mein Herr, daß Ihr so viel Güte gegen einen armen Burschen hegt, aber wißt, ich habe einen Onkel in Paris, den Portier Braffin im Hotel der Madame Garnier, zu dem will ich, da er mich seiner Herrin als neuen Garçon empfohlen hat."

„Den findest Du heute nicht mehr auf," sagte der Fremde, „ich kann Dir aber für diese Nacht eine Herberge vorschlagen, die ihresgleichen in Paris nicht hat. Du kannst da in lustiger Gesellschaft für ein Billiges leben, so lange es Dir gefällig ist."

„Ihr seid sehr gütig, Herr!"

„Wenn Du es erlaubst, mein Sohn, so werde ich also in Deiner Begleitung nach der Stadt zurückkehren. Uebrigens erwähne ich noch, daß ich Sergeant Callier bin, ein alter Krieger, der nach der Schlacht bei Jena wegen schwerer Verwundung seinen Abschied nehmen mußte. Doch wird es Zeit, Bursche, daß wir aufbrechen!"

Die Beiden erhoben sich, und gingen nach der Stadt; der überglückliche François aber hielt es für ein höchst günstiges Zeichen, daß bei seinem Einzuge in dieselbe er schon einen Freund gefunden, der ihn mit Rath und That zu unterstützen versprochen hatte. Unterweges erzählte er daher dem alten Krieger alle die kleinen Leiden und Freuden seines Lebens, und verschwieg ihm auch seine Liebe zu Alice nicht.

„Das ist dummes Zeug," sagte der alte Soldat. „Ich wette, ehe Du einen Monat in der Stadt bist, hast Du das Dorfgänschen vergessen und küssest eine glatte Pariserin mit Locken und Federhut, o ich kenne das!"

„Was glaubt Ihr, Sergeant Callier?" rief erröthend der Jüngling. „In meinem Leben wird es mir nicht einfallen, ein anderes Mädchen zu lieben als Alice Meunier!"

„Schon gut, Junge, aber jetzt laß uns links abschwenken, da kommen wir in die Straße Poissonniere, und nicht weit davon ist das Hotel meiner Freundin, der Madame Mabel, wo Du eine heitere, angenehme Gesellschaft kennen lernen sollst. Uebrigens rathe ich Dir, François, in Paris Dich über nichts zu wundern, oder Dein Erstaunen offen zu zeigen, sonst erkennt man in Dir sofort den unwissenden Bauer, und lacht Dich aus. Die Leute in großen Städten sind nun einmal anderen Schlages als Ihr beschränkten Landleute — und — vergiß ja diesen Rath nicht, mein Sohn, — wer unter Wölfen lebt, muß mit ihnen heulen!"

Der Sergeant war jetzt mit seinem jungen Begleiter in einer schmalen Gasse angelangt, deren unreinliche, baufällige Häuser von einem übelriechenden Dampfe umzogen waren, der aus den Fenstern und Essen verschiedener Garküchen hervordrang. Vor einer solchen blieb Callier stehen, und zog seinen Schützling hinter sich her auf die dunkle Hausflur. Stolpernd und um sich tappend erreichte das Paar endlich einen Hof, so klein, daß er zwischen den Gebäuden wie eine schmale Röhre sich hinaufzog, und von hier aus schob der Sergeant den Jüngling einige Stufen hinab in ein ziemlich großes Zimmer, welches durch das Licht einer Thranlampe matt erhellt war.

„Guten Abend, Mutter Mabel! Gebt mir ein Glas Genever und diesem kleinen Gelbschnabel hier auch eins, damit wir miteinander auf unsere glückliche Ankunft in Paris anstoßen können," rief der Sergeant einem alten, scheußlichen Weibe zu, die neben dem Kamine auf einem Bänkchen hockte.

„Was habt Ihr denn da für ein Bürschchen gefangen, Sergeant?" erwiederte die Alte, indem sie aus einer großen steinernen Flasche den verlangten Branntwein in die Gläser goß.

„Es ist ein Bauernkind aus der Provinz, das seine Studien in Paris machen will. Mein Freund François wird einige Tage hier wohnen, Mutter Mabel, und ich hoffe, der junge Mann soll den vorzüglichen Ruf, welchen Euer Hotel in Paris genießt, vollständig gerechtfertigt finden."

„Gewiß, Sergeant, er soll zufrieden sein! Nehmt Platz, meine Herren, und Ihr, junger Mann, mögt zur Aufbewahrung mir Euer Reisebündel übergeben."

Der arglose François übergab seine Habseligkeiten der Mutter Mabel, die sich damit entfernte und bald darauf mit einigen Männern zurückkehrte, die den Sergeanten mit frohem Jubel begrüßten, wie einen Freund, der nach langer Abwesenheit wieder in den Kreis der Seinigen zurückkehrt. Der Sergeant warf ein Fünffrankenstück in Mabel's Schoos und befahl ihr, die große Stein-

flasche mit dem Genever auf den Tisch zu stellen, da er bei seiner glücklichen Rückkunft die alten Freunde zu bewirthen gedenke.

„Aber, wo sind Grace, Jeanette und die andern Kanaillen?" rief einer der Männer.

„Sie putzen sich noch, Blutauge!" antwortete Mutter Mabel.

„Nun trink, François," sagte der Sergeant, indem er dem Jünglinge ein Glas Branntwein hinschob. „Erinnere Dich, daß Du in Paris bist, wo man ungenirter lebt, als auf Euern Dörfern. Stoßt an, Ihr Herren! Auf das Wohl unseres jungen Freundes, eines wackern Oekonomen aus Cardoon!"

„Carillon!" verbesserte François.

„Oder Carillon, es thut nichts zur Sache," fuhr der Sergeant fort. „Aber austrinken müßt Ihr allesammt, ein schlechter Kerl, wer nicht sein Glas leert!"

„Er lebe hoch!" schrieen die Männer; „aus! aus!"

Mit Mühe trank François den Branntwein, er fühlte, wie ihm das starke Getränk nach dem Kopfe stieg, aber der Sergeant füllte ihm wiederum das geleerte Glas.

Während die Männer dem Genever zusprachen, öffnete sich eine Fallthüre, welche an der Decke der Stube angebracht war, eine Leiter wurde herabgelassen und drei Frauenzimmer, häßlich wie das Laster, stiegen in das Zimmer nieder, laut begrüßt von den zechenden Männern.

„Komm hierher, holde Grace!" rief Blutauge. „Lange schon habe ich nach Dir geschmachtet, aber Mutter Mabel sagte, Du hättest den letzten Rausch noch nicht ausgeschlafen."

„Ich danke für Deine Aufmerksamkeit, Blutauge," entgegnete das Mädchen, „aber ich werde mich jetzt zu dem kleinen, schüchternen Fremdling setzen, welcher heut zum erstenmale in unserm Hotel wohnt. Mache Platz, hübscher Junge, die schöne Grace will an Deiner Seite sitzen, und wenn Du mir gefällst und mich im Rausche nicht zu sehr mißhandelst, will ich Dich zu meinem Geliebten erheben."

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle," antwortete François erschrocken, „ich habe bereits eine Geliebte, ein kleines, schönes Mädchen, Alice Meunier heißt sie.

„Schäme Dich, hübscher Landmann, Du bist ungalant, und zur Strafe für Deine Grobheit sollst Du mir einen Kuß geben; vorher aber laß uns ein Glas Genever auf das Gedeihen unserer jungen Liebe trinken!"

Mit diesen Worten ergriff Grace ein gefülltes Glas und leerte es mit einem Zuge. Der Sergeant zwang François ein Gleiches zu thun.

„Ha, ha, Ihr seid lustige Leute, Ihr Pariser," lachte der halbtrunkene Jüngling, „wenn mich Alice hier sähe, oder der Herr Pfarrer! — Grace, laß ab, Du beißt mich ja in die Wange!"

„Immer setze ihm zu, Grace, damit er das Heimweh verliert. Trinkt flott, Kinder, Mutter Mabel mag noch eine zweite Flasche bringen," rief der Sergeant. „Halloh, Todtengräber, auf Dein Wohl, alter Maulwurf!" —

„Wir freuen uns herzlich, Sergeant, daß Du wieder da bist. Wenn doch ein Wettersturm alle Galeeren zertrümmerte, die der Teufel selbst erfunden hat. Weißt Du noch, wie wir die kleine, alte Frau in der Straße Bissiere — — es war ein schönes Geschäft!" —

„Halte Deinen Mund, Todtengräber — solche Dinge muß man vergessen. Aber trink doch, François, komm her, Alice soll leben, das schönste Mädchen in Carillon!"

„Ich thue Bescheid, Sergeant, sie mag leben, das süße Kind!" erwiederte der berauschte François, sein Glas austrinkend. „Ach Grace, wie häßlich bist Du, bei Gott, eine wahre Nachteule!" —

Eine fürchterliche Ohrfeige war Grace's Antwort, in deren Folge der junge Landmann vom Stuhle fiel und unter den Tisch rollte. Die Gesellschaft lachte, und Grace, nachdem sie ihren unhöflichen Nachbar noch einige Fußtritte versetzt, nahm neben Blutauge Platz.

„Ist der Bauer fertig?" fragte halblaut der Sergeant.

„Er ist toll und voll!" sagte der Todtengräber.

„Gut, so laßt ihn ruhig liegen," fuhr der Sergeant fort, „ich brauche mich jetzt seinethalben nicht zu geniren. Ihr wißt also, meine Freunde, daß ich gestern Nacht frisch und gesund in Paris angekommen bin, nachdem ich mich aus dem hölzernen Palaste in Toulon ohne Erlaubniß meiner Hüter entfernt hatte. Es gehörte Entschlossenheit dazu, Kinder, aus dem Bagno zu entkommen — aber es gelang. Wir wollen nun unsere Arbeiten wieder gemeinschaftlich beginnen, und damit Ihr seht, daß ich noch der Alte bin, so werden wir schon morgen Nacht ein Geschäft machen. Die Vorbereitungen sind bereits getroffen, ich habe blos noch einen kurzen Besuch zu thun, um mich von der Lebensweise eines reichen Dummkopfs zu unterrichten, und bald darauf können wir um Ducaten würfeln."

„Du bist ein Juwel, Sergeant, und wir haben erst Deinen unersetzlichen Werth erkannt, als Du uns fehltest. Keine einzige Arbeit von Wichtigkeit kam zur Ausführung. Einige Uhren, seidene Tücher und magere Geldbörsen waren der Ertrag aller Bemühungen, so daß wir fast hungern mußten. Jetzt aber, wo der alte entschlossene Führer wieder an der Spitze steht, der wegen eines raschen Messerstichs oder der Anwendung einer guten Hanfschleife nicht große Bedenklichkeiten äußert, wird unser Geschäft wieder blühen, und unsere Finanzen werden eine günstige Umgestaltung erfahren," sagte der Todtengräber.

„Und wem werden wir einen Besuch abstatten, kommende Nacht?" rief Blutauge.

„In der Straße St. Honoré wohnt ein alter, reicher Mann, einsam und zurückgezogen mit seinem Diener — aber der betrunkene Bauer da unterm Tische schläft doch auch wirklich?" fragte der Sergeant.

„Er schläft süß!" erwiederte Grace, indem sie François einen Fußtritt versetzte.

Der junge Bauer hatte zwar viel Branntwein getrunken, jedoch nicht soviel, daß er der Besinnung gänzlich beraubt gewesen wäre. Als ihn daher das ausgebrachte Mädchen mittelst einer heftigen Ohrfeige unter den Tisch warf, blieb er scheinbar vollkommen betrunken liegen, einmal um Grace's ekelhaften Zärtlichkeiten auszuweichen, und dann auch um den Aufforderungen zum Trinken zu entgehen. Mit Entsetzen hörte er aus den Gesprächen der Gauner, in welche Gesellschaft er gerathen war, und einsehend, daß sein Leben von seiner Klugheit abhing, nahm er sich vor, die Rolle des Trunkenen fortzuspielen.

„Aber weshalb habt Ihr den Bauer hierhergebracht, Sergeant? Hat er Geld bei sich?"

„Das nicht, Blutauge, aber den Kerl können wir brauchen. Er soll als Kellner in dem Hotel der alten, reichen Madame Garnier angestellt werden. Können wir durch Wein und Mädchen den hübschen, unverdorbenen Jungen liederlich machen, wird er der Unsere, dann ist uns die schwere Geldcasse der alten Dame gewiß — bleibt er aber ein ehrlicher Bauerjunge, so werde ich, sein väterlicher Freund, bald Gelegenheit haben, das Haus und die Lebensweise der alten Garnier hinreichend kennen zu lernen, um die Dame der Sorge für ihre Reichthümer zu überheben. Mutter Mabel, ich mache Euch verantwortlich, daß nichts aus dem Bündel des Bauers entwendet werde, auch müßt Ihr ihm diese Nacht ein gutes Bett einräumen."

„Alles wie Ihr wollt, Sergeant!" krächzte die alte Wirthin.

„Nun hört also, Blutauge und Todtengräber, was ich für nächste Nacht bestimmt habe," fuhr der entsprungene Galeerensträfling fort. „Mit dem Schlage der Mitternacht seid Ihr in der Straße St. Honoré, vor dem Hause, welches mit der Nummer 27 bezeichnet ist. Ihr werdet auf unser bekanntes Zeichen herantreten und die Beute in Empfang nehmen, welche wir an einem Stricke aus dem Fenster herablassen. Während Leichenfinger und ich noch ein Weilchen in Kisten und Kästen herumstöbern, tragt Ihr das empfangene Gut zu Mutter Mabel. Das ist Euer Amt für die folgende Nacht; mit dem alten Herrn und seinem Diener werden der Leichenfinger und ich leicht fertig sein."

„Dann wird aber der Leichenfinger einen größeren Antheil an der Beute haben, als wir!" — brummte der Todtengräber.

„Allerdings," erwiederte der Sergeant, „dafür werden wir aber auch größere Gefahr ausstehen, denn ich glaube nicht, daß wir diesesmal ohne Schlinge und Messer fertig werden."

„Der Sergeant hat Recht," rief Blutauge, „Was kommt es jetzt auf einige hundert Franken an, seit unser alter, kühner Führer zurückgekehrt ist. Die Zeit der Noth ist nun vorüber! Uebrigens braucht auch der Leichenfinger Geld, weil er eine seiner Töchter verheirathen will!"

„Versprichst Du mir eine neue Haube, Blutauge, wenn Ihr morgen glücklich seid?" fragte Grace.

„Die sollst Du haben, und die schönste obendrein, mein Engel! Aber wir vergessen ja zu trinken — füllt Alle die Gläser, es lebe unsere kühne lustige Zunft!"

Jetzt begann eine Orgie, welche die Feder nicht schildern kann, und die bis zum anbrechenden Morgen dauerte. François war ruhig auf seinem harten Lager geblieben und erst als die Wirthin der Diebsspelunke auf den hereinbrechenden Tag aufmerksam machte, faßte der Sergeant den Jüngling beim Arme, um ihn wach zu rütteln.

„Hoho! Was wollt Ihr? Wer seid Ihr?" rief François emporfahrend. „Wo bin ich denn? Auf den Dielen einer Stube — wie komme ich denn hierher?"

„Du hattest etwas zu tief in's Glas geguckt, mein munterer Junge!" lachte der Sergeant. „Na, das schadet nichts, bist ja ein Mann und ein hübscher obendrein!"

„Aber warum habt Ihr mich nicht zu Bett gebracht?" sagte François. „Fürwahr, ich fühle meine Glieder kaum von dem harten Lager!"

„Dafür magst Du jetzt in's Nest gehen, lustiger Gesell, und tüchtig ausschlafen. Nach einigen Stunden werde ich Dich aufwecken, um Dir Paris zu zeigen."

„Wißt, Sergeant, mir wäre es lieber, ich könnte ein Stündchen in der frischen Morgenluft wandeln, hier ist es auch gar zu dumpf. Laßt mir das Haus öffnen, in einer Stunde bin ich wieder hier."

„In Paris giebt es keine frische Morgenluft, mein Sohn. Lege Dich nur in's Bett, und pflege einige Stunden der Ruhe, dann wollen wir einen Spaziergang machen und später bei Mutter Mabel zu Mittag speisen — ich habe die fette Gans schon gesehen, welche die ehrwürdige Frau heute auf die Tafel bringt!"

François wurde von Mutter Mabel in ein kleines Zimmer geführt, in dem ein Bett stand, und die Alte wünschte dem Jünglinge sanfte Ruhe, indem sie ihn zärtlich in die Wange knipp. François warf sich auf das Lager, aber kein Schlaf kam in seine Augen, das Verbrechen, welches in kommender Nacht begangen werden sollte, stand in schrecklichen Bildern vor seinem Geiste und er zerbrach sich den Kopf, was er beginnen solle, um die Raubmörder unschädlich zu machen. Daß der Sergeant ihn mißtrauisch beobachtete, hatte er wohl bemerkt, und ebenso war er überzeugt, daß ihn dieser auf einige Tage in der Spelunke festhalten und nicht aus den Augen lassen werde. Während er also sinnend auf dem Bette lag, fiel sein Blick auf ein breites Gesims, welches sich an der Wand hinzog, und mit alten Töpfen, Schachteln und sonstigem Geräthe bedeckt war, worunter sich auch ein zerbrochenes irdenes Schreibzeug befand. Hastig sprang François auf, nahm das Schreibzeug herab, erweichte durch einige Tropfen Wasser die vertrocknete Tinte und war so glücklich, nach einigem Suchen in einem alten Buche auch ein Blatt weißes Papier zu finden.

„Gott segne Dich, wackerer Pfarrherr, daß Du mich schreiben lehrtest!" rief der Jüngling. „Durch diese Kunst werde ich mit des Himmels Hülfe im Stande sein, ein blutiges Verbrechen zu vereiteln und die Raubrotte in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern." Dann schrieb er folgende Zeilen:

„In der heutigen Nacht werden Raubmörder in das Haus der Straße St. Honoré, welches die Nummer 27 trägt, einbrechen, um einen alten, reichen Herrn, der da allein mit seinem Diener wohnt, zu ermorden. Den Raub wollen sie um Mitternacht an einem Strick auf die Straße herablassen, wo ihn zwei Helfershelfer in Empfang nehmen und nach ihrer Diebshöhle bringen sollen.
François Duprès aus Carillon,
zu erfragen im Hotel der Madame Garnier."

François faltete das Papier, schob es in die Tasche, und nachdem er das Schreibzeug an seinen Ort gebracht, legte er sich vergnügt zur Ruhe und schlief sanft, bis er von dem Sergeanten geweckt wurde.

„Wach' auf, Jüngelchen!" rief der Gauner, „wir wollen einen kleinen Spaziergang machen, damit Du die Pariser Luft athmen lernst."

„Wenn ich Euch bitten darf, Sergeant, so führt mich nach dem Hotel der Madame Garnier, ich habe große Sehnsucht, meinen Verwandten zu sehen," bat François.

„Dort sollst Du bald genug hinkommen, mein Sohn, aber ich habe Dich lieb gewonnen und wünsche Dir Gutes zu thun. Zweifle nicht, François, daß ich die ernstliche Absicht habe, Dich wohlhabend und glücklich zu machen, so daß Du vielleicht schon über's Jahr Deine Alice heirathen kannst."

„Ihr wollt mich glücklich und wohlhabend machen?" fragte François, indem er den Sergeanten mit verstelltem Erstaunen anblickte.

„Warum nicht, Knabe? Ich kann mehr als Du glaubst. Willst Du mir in Allem, was ich Dir rathe, Folge leisten, so kannst Du sogar noch ein vornehmer Mann werden — doch davon reden wir später, jetzt folge mir, wir gehen nach der Straße St. Honoré, wo ich einen Auftrag zu besorgen habe."

Das Aeußere des Sergeanten hatte sich seit gestern bedeutend verändert. Er trug eine schwarze, lockige Perrücke und über das Kinn herauf zog sich eine hohe Cravatte. Sein brauner Rock war mit goldübersponnenen Knöpfen besetzt und aus der Weste hing eine goldene Kette mit zwei großen Petschaften. In der rechten Hand führte der Gauner ein starkes, spanisches Rohr mit schwerem silbernen Knopfe.

An der Seite des Sergeanten durchwanderte François mehrere Straßen, bis ersterer vor einem Hause stehen blieb und die Klingel zog. Bald darauf tönte langsamer Fußtritt die Hausflur daher, und ein alter Diener öffnete die Thür. François bemerkte, daß das Haus die Nummer 27 trug; hier wohnten also die Opfer, welche in nächster Nacht unter den Händen der Raubmörder sterben sollten.

„Ist Herr d'Aligne zu sprechen?" fragte der Gauner.

„Mein Herr ist ausgegangen, und überhaupt und selten des Vormittags in seiner Wohnung zu treffen. Wenn Sie mit ihm zu sprechen haben, werden Sie gut thun, des Abends herzukommen," antwortete der Diener.

„Das thut mir ungemein leid," sagte der Sergeant. „Ich habe Herrn d'Aligne eine höchst angenehme Botschaft zu bringen, von seiner Schwester in Poitiers, und glaube, es wird sehr spät werden, ehe ich Ihrem Herrn meinen Besuch abstatten kann. Wann pflegt Herr d'Aligne zur Ruhe zu gehen?"

„Bald nach zehn Uhr," erwiederte der Diener.

„Dann melden Sie meinen Besuch zwischen neun und zehn Uhr an, denn wie schon gesagt, ich brenne vor Verlangen, mich meines angenehmen Auftrags zu entledigen. Empfehlen Sie mich Ihrem Gebieter, mein Name ist Jean Mousson, Fabrikant aus Toulon!"

„Wie nanntet Ihr Euch dem Diener, Sergeant?" fragte François, indem er dazu ein möglichst albernes Gesicht machte.

„Ich gab mir den Namen meiner Mutter, die eine Freundin des Herrn war, und so wird er gleich wissen, daß er einen erfreulichen Besuch zu erwarten hat."

„Ha! sehen Sie, Sergeant, diesen herrlichen Laden mit den ausgewähltesten Delicatessen. Wer doch reich genug wäre, um sich hier einmal recht satt essen zu können!"

„Wir haben noch kein Frühstück genossen. François, laß uns hineingehen und iß, was Dir beliebt; natürlich als mein Gast. Unterwirf Dich meiner Leitung, und Du sollst bald Geld genug haben, um Dir täglich den Magen mit Delicatessen vollstopfen zu können. Folge mir, Knabe!"

Der listige François war entzückt. Er hatte zwei Offiziere in dem Laden bemerkt, und glaubte diesen sein Billet zustecken zu können. Der Sergeant verlangte eine Flasche Wein, und ließ das Beste auftragen, was da war.

„Iß mein Junge, es wird Dir schmecken!" sagte der Sergeant, die Gläser füllend.

„Sieh da!" rief einer der Offiziere, indem er seinem Kameraden ein Journal hinreichte, „da ist wieder ein Galeerensträfling, und zwar einer der gefährlichsten, entsprungen, nachdem er den Aufseher getödtet. Hier ist sein Signalement: Haar kurzgeschoren, Nase spitz, Gesicht hager, Statur lang, — na, der wird nicht weit kommen!"

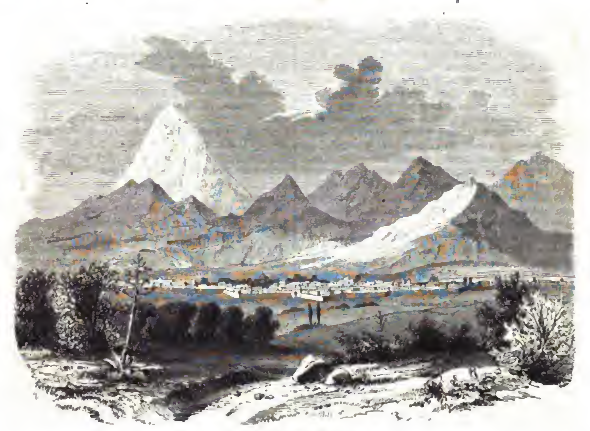
François bemerkte, daß der Sergeant über die Aeußerung des Offiziers leicht erröthete und seinen Stuhl so rückte, daß er den beiden Soldaten den Rücken kehrte; alsdann aber fuhr er fort, behaglich zu speisen und rief nach einer zweiten Flasche. Als auch diese geleert war, zog der Gauner seine gefüllte Börse, und legte ein Goldstück auf den Tisch.

(Schluß folgt.)

Spiegelbilder aus Persien.

Persien, Rußland und England. — Der Empfang einer Gesandtschaft. — Ein Besuch im Harem. — Die persischen Houris. — Bartfärben der dortigen Dandy's. — Treulosigkeit. — Die Soldateska. — Merkwürdiges Verbrecherasyl. — Ohren- und Nasenabschneiderei. — Ein grauenhafter Weingarten. — Der furchtbare Thurm.

Die Erschütterung, welche durch den Angriff Rußlands auf die Türkei in den Völkerverhältnissen des Ostens entstanden ist, hat die Aufmerksamkeit in jüngster Zeit auch auf Persien gelenkt, dessen man sonst kaum gedachte. Dieses einst so berühmte Land ist in so tiefes Verderben versunken, daß es an sich wenig Bedeutung mehr hat, aber seine Lage und sein Verhältniß zu den beiden Großmächten, welche ihre Grenzen bis an die seinen vorgeschoben haben, ertheilen ihm noch eine solche, und wenn es jetzt dazu käme, daß England und Rußland in einen Kampf um die Weltherrschaft geriethen, so würde Persien wahrscheinlich der entscheidende Schauplatz desselben werden. Es ist daher von Wichtigkeit und Interesse, die inneren Zustände dieses Landes zu kennen, um ermessen zu können, welcher von beiden Mächten es am sichersten zufallen würde und ob es seinerseits noch im Stande ist, ein Gewicht in die Waagschale dieses Kampfes zu legen. Unsre



Teheran, Hauptstadt von Persien.

Kunde über dasselbe ist ziemlich dürftig. Zwei Jahrhunderte lang haben wir nur durch die Jesuiten, welche versuchten, ihrem Christenthum in demselben Bahn zu brechen, Nachricht über Persien erhalten. Seitdem sie vertrieben wurden, ist derselbe beinahe gestockt, denn die Engländer ließen sich nur den Handelsverkehr mit Persien, nicht die ethnologische Schilderung des Landes angelegen sein.

Erst in jüngster Zeit haben wir durch zwei Pariser Künstler — der Maler Flandrin und der Architekt Costa — welche einer französischen Gesandtschaft beigegeben waren (1851) etwas genauere Mittheilungen über dieses Land erhalten und ihre Schilderungen und Forschungen verdienen unbedingt Berücksichtigung und Glauben, da sie (die Künstler) zwei Jahre lang Persien nach allen Seiten hin bereisten und gründlich kennen lernten.

Wir wollen versuchen, unsern Lesern den Hauptinhalt jener Forschungen mitzutheilen. Die Gesandtschaft wurde, als sie die Grenzen des Landes überschritten hatte und sich Tabriz näherte, mit allen Ehren empfangen. 5—600 Offiziere und Beamte, sowie die fremden Consuln ritten ihnen entgegen, und die Bevölkerung begrüßte sie auf's Freundlichste. Es dauerte aber lange, bis sie der Gouverneur der Provinz, Karaman Mirza, der Bruder des Schachs empfing. Er war ein altgläubiger Muselmann, der sein Haus für befleckt hielt, wenn ein Christ in fränkischer Kleidung es betrat, und der französische Gesandte wollte sich nicht einmal dazu verstehen, die Stiefeln auszuziehen. Darüber wurden lange Unterhandlungen gepflogen und als der Prinz sah, daß mit dem stolzen Franzosen nichts anzufangen war, beschloß er endlich nachzugeben, aber ihn auch ebenso kurz abzufertigen. Der Palast, in den die Gesandtschaft geführt wurde, war prachtvoll, mit Spiegeln und Gemälden, welche Siegesthaten der Perser und Bildnisse Ghenkis Khans und Nadir Schachs darstellten, geschmückt. Der Prinz trug reiche goldne Epauletts, den Löwen- und Sonnenorden auf der Brust, einen goldnen mit Diamanten besetzten Gürtel um den Leib und Caschemirpantoffeln an den Füßen, saß aber unbeweglich auf dem Divan und machte kaum ein Zeichen, daß die Gesandtschaft sich setzen möge. Er sah nur auf die Stiefeln des Grafen de Sercey. Auch gegen die blumenreichsten Complimente des Dolmetschers blieb er ungerührt und antwortete nur kurz und einsilbig, so daß de Sercey sich gleich wieder empfahl.

Glücklicher Weise waren jedoch nicht alle Prinzen des königlichen Hauses so unzugänglich. Ein Oheim Karaman's, Malek-Khassam-Mirza war ein Mann von Bildung und ein Freund der europäischen Kultur. Er kannte sechs Sprachen und unter diesen die französische. Er ließ es sich angelegen sein, die Fremden durch Jagd- und Lustpartien zu unterhalten, und namentlich gelang es Flandin vertraut mit ihm zu werden, weil er sich lebhaft für die Malerei interessirte. Die Perser verhalten sich gegen diese nicht feindselig wie die Türken. Als Schiiten sind sie nicht an den unbe-

dingten Gehorsam gegen den Koran gebunden, der es bekanntlich verbietet, das Bildniß eines Menschen abzunehmen, weil dieser sonst berechtigt sei, seine entwendete Seele von dem Maler zu verlangen. Die Perser haben selbst Maler, welche einzelne Gegenstände nach der Natur, sowie Arabesken recht gut ausführen und viel Sinn für Farbe zeigen. Die Perspective ist ihnen jedoch noch unbekannt und wo diese zur Anwendung kommt, erscheinen ihre Bilder dem Europäer noch rein kindisch. Der europäisch gebildete Khassam hatte daher eine lebhafte Freude an Flandin's Zeichnungen und suchte ihm alle mögliche Gelegenheit zu verschaffen, die Sitten und Trachten des Landes kennen zu lernen. Flandin erkühnte sich daher auch, ihn zu ersuchen, ihm dazu zu verhelfen, eine Frau in Haremskleidung zeichnen zu können. Der Prinz lächelte über diese Verwegenheit, sagte indessen nach einigem Bedenken auch dies zu. Mehrere Tage vergingen, ehe Flandin etwas Weiteres darüber erfuhr.

„Eines Abends," erzählt er darauf, „erhielt ich eine Botschaft von dem Prinzen, die mich einlud, mit ihm zu Nacht zu speisen. Sein Arzt, ein alter weißbärtiger Franke, dessen Kunst uns sehr zweifelhaft erschien, der aber ein guter Kerl war, der Vertraute des Prinzen, holte mich zu dem Stelldichein ab. Die Nacht war dunkel, ein Führer ging uns mit einer weißleinenen Laterne, in der eine große Kerze brannte, voran, und bewahrte uns damit vor den Schneehaufen, die auf der Straße lagen, zog uns aber freilich auch die wüthenden Hunde, die sich dort umhertrieben, auf den Hals. So gingen wir durch finstre einsame Straßen nach dem Theile der Stadt, welcher das Serail des Prinzen und die Baracken der Soldaten enthält. Statt durch das große Gitter zu gehn, bogen wir nach einem Hinterhofe ein, in dem Alles finster und still war. Dort löschte unser Führer das Licht aus, der Doktor gab mir ein Zeichen zum Folgen und klopfte an eine kleine Thür, die vorsichtig geöffnet wurde. Hier war Alles geheimnißvoll und vielleicht nicht ohne Gefahr. Diese verschwand jedoch in meinen Augen vor dem Reiz, den das Abenteuer gewährte. Wir gingen durch ein dunkles Zimmer und einen langen Gang, stiegen einige Stufen hinauf und durchschritten ein halb erleuchtetes Zimmer, in dem ich mehrere Gemälde unterschied, welche tanzende und spielende Frauen darstellten, Gegenstände, die ich noch nirgend gesehen. Daraus schloß ich, daß ich mich in dem Theil des Hauses befand, der sich sonst nie den Fremden öffnet, in dem Zenanah oder Frauengemächern. Mein Führer kannte den Weg genau und wir gelangten endlich an einen der großen Thürvorhänge, die Perdehs heißen und dieser öffnete sich plötzlich. Ich stand wie geblendet, denn Alles strahlte in dem geräumigen Saale von Licht, Gold, Spiegeln und Gemälden. In der Mitte desselben sah ich eine Schaar Frauen, die bei meinem Anblick erschreckt aufschrieen und ihr Gesicht verbargen. Prinz Malek-Khassam, den ich zuerst nicht sah, lag am andern Ende des Saales auf Teppichen und Kissen am Boden, und brach in ein lautes Gelächter aus, als er mein und der Weiber Erstaunen sah. Darauf lud er mich ein, näher zu treten und sagte mir, daß er mich in sein eignes Anderoun habe laden müssen, da ihm keine Verfügung über das eines Andern zu Gebote stände." —

Die Houris dieses irdischen Paradieses hatten sich jetzt von ihrem Schreck erholt und an dessen Stelle trat die Neugier. Während Flandin, sein liebenswürdiger Wirth, ein Verwandter desselben und der fränkische Doktor eine treffliche Abendmahlzeit verzehrten, wurde Musik gemacht und getanzt. Die Tänzerinnen hatten kleine, den Castagnetten gleichende Cymbeln von klangreichem Metall, die sie mit den Fingern schlugen und mit denen sie den Takt angaben. Anfangs schienen sie nur aus Gefälligkeit für ihren Herrn und Meister zu tanzen, allmälig wurden sie aber lebhafter und leidenschaftlicher, ihre Bewegungen wurden rascher und das Orchester, das aus zwei Tambourins, einer Mandoline und einer dreisaitigen von einem blinden Mann gespielten Geige bestand, nahm ein schnelleres Tempo an und spielte immer heftiger, bis die Tänzerinnen in eine Art nervösen Parexismus fielen. Flandin konnte sie am besten beobachten, wenn sie vor Erschöpfung ausruhten. Nie hatte er hierzu wieder so gute Gelegenheit, als an diesem Abend, wo er sie ganz unverschleiert vor sich sah.

„Die persischen Frauen," sagt er, „haben einen sehr kleinen Mund, schöne Zähne, gut geschnittene Augen und ihre Züge sind meistentheils sanft und zart. Sie färben gewöhnlich die innere Seite des Augenlides schwarz und verlängern die schwarze Linie von den Lidern mit einem feinen Pinsel. Die elegantesten schminken sich roth und tragen Schönpflästerchen. Durchweg färben sie ihre Hände orange mit Henna, das zu dem Zweck aus Indien gebracht wird. Aehnlich sind die Sohlen ihrer Füße gefärbt, so daß sie wie ein Schuh aussehen. Die Nägel sind mit Carmin gemalt. Ihr Haar ist von Natur dunkelschwarz und sehr fein, um es aber noch schwärzer zu machen und recht glänzend zu erhalten, färben sie es von Zeit zu Zeit mit einer Mischung, welche diesem Zweck entspricht. Diese schwelgerischen Sitten beschränken sich nicht auf die Weiber, auch die Männer fröhnen ihnen. Auch sie bemalen Hände, Füße und Nägel. Außerdem bildet der Bart und besonders der Schnurrbart den Gegenstand sorgsamster Pflege. Die alten Leute tragen den Bart nie weiß. Die unteren Klassen färben ihn mit Henna, das ihm eine unangenehme Orange-Farbe giebt. Auch die, welche von Natur den schönsten schwarzen Bart haben, unterwerfen ihn alle vierzehn Tage einem ziemlichen Prozeß des Färbens, der beim Baden vollzogen wird, und bei dem der Bart alle möglichen Farben durchmachen muß, die ihm mit Henna, Indigo und Pomade beigebracht werden. Das Henna färbt ihn zuerst hellroth, dann macht der Indigo ihn dunkelgrün und nach vierundzwanzig Stunden wird er endlich blauschwarz. Zwei Stunden lang muß der Patient regungslos auf dem Rücken liegen, wenn der Indigoextract angewandt wird, während dieser zugleich die Haut heftig reizt. Der persische Dandy unterwirft sich dieser Plage aber ohne Murren. Ist das Wetter schön, so begiebt er sich darauf unter sein Zelt, um sich dem dolce far niente hinzugeben. Wie alle Orientalen liebt der Perser das Zeltleben. Sechs Monate hindurch ist es in Teheran unerträglich heiß und ungesund. Während dieser Zeit leben die Teheraneser in den benachbarten Bergen und Thälern, wo sie in köstlichen Gärten ihre Zelte aufschlagen. Da sitzen sie, rauchen, essen Wassermelonen und Gurken und plätschern mit den Händen im Wasser. Die Gärten sind voll der herrlichsten Früchte und in allen Zweigen singen die Vögel." Flandin rühmt besonders die schönen Granatäpfel, die 12—15 Zoll im Umfang haben und deren Saft die köstlichste Erquickung gewährt. Wenn er einen Schilling zahlte, konnte er mit seinem Gefolge in diesen Gärten so viel Früchte essen, wie er wollte.

Aus diesem Landleben und dieser vegetabilischen Kost der Perser entspringt aber keineswegs eine patriarchalische Sitteneinfalt. Sie sind vielmehr voll der größten Falschheit und Doppelzüngigkeit und sie besitzen die höchste Verstellungskunst. Diese nisten sich von früh an durch Beispiel und Erziehung so fest bei ihnen ein, daß sie lieber lügen, als Wahrheit sprechen, wenn auch gar nichts davon abhängt. Einschmeichelnd in ihren Manieren und verschwenderisch mit Versprechungen, sind sie voll Trugs und moralisch verderbt vom Wirbel bis zur Zehe. Wenn Xenophon die jetzigen Perser sähe, würde er sie für die größten Lügner unter der Sonne erklären. Man muß daher in dem Verkehr stets mit ihnen auf der Hut sein und darf ihren süßen Schmeicheleien nie trauen. Eins ihrer Sprichwörter sagt: „Höflichkeit ist eine Münze, die nicht den reich macht, der sie empfängt, sondern den, der sie ausgiebt." Nach dieser Vorschrift lächeln sie nie süßer, als wenn sie betrügen oder berauben wollen. Treulosigkeit ist bei ihnen die Regel, Ehrlichkeit eine Ausnahme. Nie erhält man in Persien, was geschuldet wird, zu rechter Zeit oder ganz. Der französische Gesandte hatte hierin sehr bald bittere Erfahrungen zu machen. Auf das Ersuchen des Schachs hatte die französische Regierung zwölf Offiziere zur Ausbildung der Armee nach Persien geschickt. De Sercey fand sie im größten Elende in Tabriz. Man hatte sie bei ihrer Ankunft sehr freundlich empfangen, aber weder angestellt noch bezahlt und auch de Sercey konnte für sie nur Versprechungen, nie Sold erhalten. Das Soldatsein besteht für die Perser nur in dem Stolziren mit Uniformen nach russischem Schnitt und lächerlichen Dekorationen. Dabei sind die meisten Offiziere wahre Kinder, vierzehn Jahr alte Knaben, die lange Säbel schleppen und beinahe in ihren weiten Beinkleidern und hohen Stiefeln versinken. Diese hatten daher das größte Interesse, das französische Exerciren zu hintertreiben, und da den Russen ebenfalls daran gelegen sein mußte, daß die Armee so schlecht blieb, wie sie war, so wurde nichts daraus.

Eine weitere löbliche Eigenschaft der Perser ist ihre Habsucht. Alle kamen in Tabriz zum Herrn de Sercey gelaufen und rühmten, was sie für den französischen Padischah gethan hätten,

das Ende ihrer Schmeicheleien bestand aber regelmäßig darin, daß sie Geschenke dafür erwarteten. Um sich Freunde zu verschaffen, mußte der Gesandte unablässig Uhren, Juwelen, Waffen, Seidenzeuge und Tuche verschenken. Das war in Persien hergebrachte Sitte.

In Teheran blieb die Gesandtschaft nur drei Wochen. Als der Schach nach Isvahan ging, folgte ihm de Sercey dahin. Obwohl Teheran die gewöhnliche Residenz des Schachs ist und als Hauptstadt angesehn wird, ist sie doch von geringerer Wichtigkeit als Isvahan und Tabriz. Der einzig interessante Theil der Stadt ist die Burg, die von befestigten Wällen umgeben und mit Zugbrücken versehen, den Palast des Schachs, die Wohnungen einiger Prinzen von Geblüt und Großwürdenträger des Hofes und die Quartiere der königlichen Garde enthält. Darin befindet sich ein großer Platz, der Schach-Platz genannt, der umwallt und mit Kanonen besetzt ist. In dessen Mitte sieht man eine Plattform von einer Elle Höhe und auf dieser eine ungeheuer große Kanone. „Zwischen den zerbrochenen Lafetten derselben sah ich eines Tages einen Mann, der Ali anrief und bettelte," erzählt Flandin. „Ich hörte, er sei ein Mörder, der sich hierher geflüchtet. Wer die Kanone erreicht, ist straflos, auch wenn er das größte Verbrechen begangen hat. Dort wartet er des Vorbeigehens des Schachs, der ihm die Begnadigung nicht versagen darf. Aehnliche Zufluchtsorte giebt es auch in den Moscheen. Die Straflosigkeit der Verbrecher hängt also nur von ihrer Schnelligkeit ab. Berücksichtigt man indessen die Grausamkeit, welche das persische Strafgesetz vorschreibt, so muß man gegen diese Asyl-Sitte Nachsicht üben. Das Strafgesetz ist ein Verzeichniß der barbarischsten Martern und alle Tage werden diese vollzogen." Flandin sah dies mehre Male. Ein Bäcker, der an dem Brot betrogen hatte, wurde in seinen Ofen geworfen, ein Schlächter mit den Ohren an seine Thür genagelt.

Ohren- und Nasenabschneiden gilt nur für geringe Strafe und Flandin hatte Mühe, diese Bestrafung abzuwehren, wenn er sich über einige Leute bei den Behörden zu beschweren hatte. Diese Gräuel erreichten aber erst in Isvahan ihren Gipfel. Der Schach brach dahin an der Spitze einer großen Truppenmasse auf, um einen Aufruhr zu unterdrücken, den der Führer der Mollahs, der persischen Aristokratie erregt hatte. Er war sehr reich und der Ehrgeiz trieb ihn dazu, sich die königliche Macht anzumaßen. Er hatte alle mögliche Räuber, Mörder und Bummler, die in Persien Lontis heißen, angeworben, diese hatten die nur schwache Garnison Isvahan's vertrieben und seitdem dort lustig gelebt und alle möglichen Grausamkeiten begangen. Bei dem Nahen der königlichen Armee flohen die Meisten, Einige, die verwegener waren, blieben jedoch in der Stadt verborgen. Sie wurden jedoch entdeckt und Tausende, die ihre Opfer gewesen, kamen herbei, gegen sie zu zeugen. Die Weiber baten inständigst um die Erlaubniß, ihren Beleidigern Hände und Köpfe abschneiden zu dürfen. Dies wäre jedoch noch eine milde Strafe gegen die gewesen, welche über die Aermsten verhängt wurde. Einige wurden auf Bajonnette gespießt, andere bis an die Brust den Kopf nach unten in einer Reihe begraben. Die in der Luft schwebenden Beine waren zusammengebunden. Das nannte man einen Weingarten. Noch schrecklicher war einige Jahre vorher Manatcheher Khan, ein Eunuch aus Georgien, als Gouvernenr von Isvahan gegen Räuber verfahren, die im Gebirge gehaust hatten. Als er eine Anzahl von diesen gefangen genommen, ließ er in der Ebene von Schiraz nahe an den Thoren der Stadt einen Thurm mit so viel Nischen bauen, als Gefangene waren. Darin ließ er sie einmauern mit einer Oeffnung für ihre Gesichter, damit jeder Vorübergehende sie verschmachten sehen könne. Flandin sah noch die Reste ihrer Schädel. Man darf über diese Erscheinungen freilich nicht nach europäischem Maßstab urtheilen, bemerkt Flandin hierzu. Die barbarische Natur dieser asiatischen Racen macht auch strenge Strafweisen nöthig. Der Schrecken ist nöthig, um sie im Zaum zu halten. Die Strenge müßte nur nicht selbst in Barbarei ausarten und willkürlich ausgeübt werden. Wenn der Gerechtigkeit ein Opfer entgangen ist, wenn ein Paar Lontis in die Asyle entkommen sind, wird oft der erste beste andere Lonti genommen und hingerichtet.

(Schluß folgt.)

Populäre Chemie für das praktische Leben.

In Briefen von Johann Fausten dem Jüngeren.

Erster Brief.

Wissenschaft und Leben. — Reaction, Reagens. — Grenzen, bis zu denen hin der Chemiker Stoffe mit Sicherheit erkennt. — Einfluß dieser Operationen auf Leben und Industrie.

Die chemischen Vorgänge oder Prozesse sind so alt wie unsere Erde selbst. Bei der Bildung derselben spielten sie eine hervorragende Rolle, und selbst heute noch nimmt das kundige Auge überall an dem Erdkörper die Einwirkung der chemischen Thätigkeit wahr, wenngleich in einem um Vieles verringerten Grade. Wir wollen hier nur erinnern an das Verwittern, das Zerbröckeln der Gesteine durch die Einwirkung der in der atmosphärischen Luft enthaltenen Kohlensäure und des Wassers — ein ununterbrochen stattfindender Vorgang, der für das Gedeihen der gesammten Pflanzenwelt von der allergrößten Wichtigkeit ist — und an die Mineralquellen, in denen keine geheimnißvollen Kräfte walten, wie dies selbst heute noch vereinzelt von Badeärzten der alten Schule ausgesprochen wird. Nicht minder waltet der chemische Prozeß in der lebenden Natur. Hier tritt er uns überall entgegen, wohin wir auch die Blicke wenden mögen. Mit dem Keimen des Saamenkorns, mit dem ersten Athemzuge des Neugebornen beginnt die chemische Thätigkeit in der Pflanze, dem Thiere und in dem Menschen selbst. Während des Lebens steht sie hier zwar unter bis jetzt noch nicht erforschten Einflüssen, aber diese hemmen nicht, sondern regeln und ordnen nur. Mit dem Tode des Individuums aber hört die eingreifende Macht des geheimnißvollen Wirkens auf und der chemische Prozeß übt unumschränkt seine zerstörende, dabei zugleich aber stets wieder schaffende Kraft aus. Denn was einmal vorhanden ist, kann durch nichts vernichtet, sondern nur in seiner Form verändert werden; verschwindet es auch scheinbar, so ist es nichtsdestoweniger doch da, und der Chemiker vermag es sehr leicht unserem blöden Auge wieder vorzuführen. Der chemische Prozeß ist die Grundlage des ewigen Wechsels, der sich uns fortwährend in der Natur offenbart, er ist es, der unausgesetzt aus dem Zerstörten wieder neues Leben gedeihen läßt.

Chemische Operationen sind ferner ausgeführt worden seit der Zeit, wo der Mensch die Erde betrat, denn durch sie wird ein großer Theil unserer Bedürfnisse befriedigt. Sie waren es, welche dem ersten Jäger die Waffen, dem ersten Maler die Farben darreichten; das erste Kochgeschirr aus Thon war das Produkt einer chemischen Operation. Schon die heilige Schrift erzählt uns, daß der vorsündfluthliche Tubal-Kain geschickt war in der Anfertigung von Geräthschaften aus Eisen und Kupfer. Bei den alten Aegyptern herrschte eine für die damalige Zeit ungewöhnliche industrielle Thätigkeit, deren Grundlage chemische Kenntnisse ausmachten. Sie verstanden die Bereitung von Soda, Salmiak, Alaun und Kochsalz; sie fabricirten Farben mancherlei Art, und hatten nicht unbedeutende Kenntnisse in der Färberei der verschiedenen Stoffe. Essig und Seife waren ihnen bekannte Dinge, und vom Osiris heißt es sogar, daß er das Bier statt des Weines seinen Unterthanen anempfohlen habe. Das Glas ist nicht eine zufällige Erfindung der Phönizier, wie es gemeinhin die Mythe berichtet, sondern lange, bevor dieses Volk auf den Schauplatz der Geschichte trat, wurde Glas und zwar in seltener Schönheit in Aegypten hergestellt. Erst vor wenig Jahren hat uns die Wissenschaft das Geheimniß entdeckt — das der Erhaltung der Leichname vor der Fäulniß — in dessen Besitz sich die Aegypter bereits vor zwanzigtausend Jahren befanden, — ein solches Alter schreiben gründliche Forscher einzelnen Mumien zu.

Bei alledem aber ist das, was man heute unter Chemie versteht, doch erst eine Schöpfung der Neuzeit. Mit der Entdeckung

des Sauerstoffs durch Priestley und Scheele — 1774 — mehr noch durch die Forschungen des scharfsinnigen Lavoisier wurde dem rastlosen menschlichen Geiste eine neue Bahn gebrochen und seit dieser Zeit erst ist die Chemie eingetreten in die Reihe der Wissenschaften. Die meisten übrigen Zweige der gesammten Naturwissenschaften haben von dieser Zeit her neue belebende Kraft von der Chemie empfangen. „In diesem Zeichen wirst Du siegen," rief Lavoisier, als er die Waage, dieses einfache Instrument, von dessen Zunge man allein sagen kann, daß sie stets nur die Wahrheit verkünde, in die Wissenschaft einführte. Noch sind seitdem keine hundert Jahre verflossen, und diese kurze Zeit hat genügt, unsere gesammte Industrie umzugestalten, den Einfluß der Chemie auf das Leben als einen allgewaltigen darzuthun.

Um die culturgeschichtliche Bedeutung der Chemie zu beweisen, bedarf es heute keiner Worte mehr. Als unumstößliche Wahrheit steht der Ausspruch von Berthollet fest: „Es existirt keine menschliche Beschäftigung, die sich nicht mit ihrem Lichte erleuchtet." Niemand kann sich jetzt ihrem Einflusse entziehen, ohne sich selbst in großen Schaden zu bringen. Leider aber ist diese Erkenntniß noch nicht in das Fleisch und Blut Aller übergegangen, selbst nicht bei denen, wo man es mit Recht fordern kann. Von der großen Menge wollen wir hier nicht reden, sondern nur von den Industriellen, die so gern ihre Bedeutung in den Vordergrund stellen. Wie traurig es hier bei allen Fortschritten aussieht, werden einige Belege genügen, in helles Licht zu setzen. Auf der letzten Industrieausstellung zu Breslau machte sich die Bezeichnung: „Rasenbleiche" auf dem Linnen mit einer gewissen Absichtlichkeit sehr bemerklich; die Aussteller hatten hierbei nicht bedacht, daß sie sich im Jahre 1852 dadurch öffentlich ein Zeugniß ihrer geistigen Armuth ausstellten. Ohne die chemische Bleiche wäre die riesenmäßige Entfaltung der englischen Linnen- und Baumwollenindustrie Englands seit dem Anfange unseres Jahrhunderts gar nicht denkbar. Ganz England gewährte in der That keinen Raum, um alle Fabrikate an der Luft zu bleichen. Ist die Anwendung des Chlorkalkes bei uns in Mißkredit gekommen, so liegt die Schuld einzig nur an dem Mangel chemischer Kenntnisse bei denen, welche diese Operation ausführten. Als Schrötter vor wenigen Jahren eine leichte Methode auffand, den sogenannten amorphen Phosphor darzustellen, wußte bei uns Niemand damit etwas anzufangen, obgleich seine Vortheile im Vergleich zu dem gewöhnlichen auf der Hand lagen und die schrecklichen Krankheiten, denen diejenigen anheimfallen, die mit der Verarbeitung des Phosphors beschäftigt sind, gebieterisch Abhülfe forderten. Kaum aber war das neue Produkt der Wissenschaft auf der Ausstellung zu London bemerkt worden, so ergingen die vortheilhaftesten Anerbietungen an den Entdecker und heute haben wir den beschämenden Anblick, daß die Ergebnisse deutscher Wissenschaft unserem Vaterlande aus der Fremde zukommen. Gleich bei der Entdeckung des Paraffins im Jahre 1830 entgingen die schätzbaren Eigenschaften desselben für die künstliche Beleuchtung Reichenbach, dem Entdecker, nicht. Er sprach es öffentlich aus, daß das neue Produkt ein treffliches Material abgebe zur Darstellung von Kerzen. Mehr als zwanzig Jahre mußten erst vergehen, bevor dieser Gedanke Leben erhielt, und wieder war es England, welches unsern Kleinmüthigen beweisen mußte, daß deutsche Gedanken lebensfähig seien.

Solche Wahrnehmungen, die sich bis in's Unendliche ausdehnen ließen, geben ein Recht den Eifer nach Erkenntniß der Natur, der sich heute in allen Schichten der Gesellschaft offenbart und unserer Zeit ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt, durch welches sie sich von allen andern Epochen auf's Bestimmteste unterscheidet, für Strohfeuer zu deuten. Trotz alledem aber, eben weil sie die Schulen bloß legen, sind sie zugleich Aufforderungen an die Jünger der Wissenschaft, nicht müde zu werden in dem Predigen des Evangeliums der Neuzeit; geht auch nicht die ganze Saat auf, einzelne Körner finden doch hier und da einen fruchtbaren Boden. Dieser Gedanke kam auch mir bei der Durchsicht des ersten Jahrganges dieses vielgelesenen Blattes, als ich in ihm die Chemie nur äußerst schwach vertreten sah. Und so begrüße ich denn als neuer Mitarbeiter den Leser freundlichst. Ich bin überzeugt, daß er den Einfluß der Wissenschaft, als deren geringen Jünger ich mich ansehe, auf das Leben anerkennt und gerne meine Worte vernehmen wird. An Stoff fehlt es mir nicht, denn er ist unerschöpflich, und an dem guten Willen, soviel in meinen schwachen Kräften steht, mit beizutragen zu dem großen Bau der Zukunft, in die man sich oft aus der unerquicklichen Gegenwart flüchtet, auch nicht. Und so hoffe ich denn bald in dem weiten Kreise meiner Leser heimisch zu werden.

Für heute will ich Ihnen zwei Ausdrücke erklären, die für die Wissenschaft von der größten Bedeutung sind. Die Worte: Reaction und Reagens. Das erstere ist heut zu Tage einem jeden Munde mehr oder weniger geläufig, aber dennoch hat Niemand so viel mit der Reaction oder vielmehr mit Reactionen zu schaffen, wie gerade der Chemiker. Die Reactionen sind nämlich die Hauptstützen der analytischen Chemie, desjenigen Zweiges der Wissenschaft, der sich mit der Zerlegung der Körper beschäftigt. Sie ist es, welche uns nicht allein die Natur der Stoffe lehrt, die in einem bestimmten Körper vereinigt, sondern auch die Gewichtsverhältnisse, in denen sie mit einandern sind.

Die Bezeichnung „Reaction" stammt aus dem Lateinischen; sie bedeutet: Rückwirkung, Gegenwirkung, gegenseitige Wirkung. Man hat daher darunter zu verstehen eine jede sinnlich wahrnehmbare Veränderung, die durch Aufeinanderwirken zweier oder mehrerer Körper entsteht. Derjenige Stoff nun, der diese Veränderung hervorbringt, heißt Reagens. In der analytischen Chemie hat dieses Wort aber noch eine speciellere Bedeutung. Reagentien sind hier solche Körper, die durch die bestimmte Veränderung, die sie und nur eben sie hervorrufen, auch bestimmte Stoffe mit unumstößlicher Gewißheit anzeigen. Sie sind es also, welche jeden Körper zwingen, seine ihm eigenthümliche Natur zu offenbaren und sich dadurch zu erkennen zu geben. So groß auch die Zahl der verschiedenen in der Natur vorkommenden Körper und die Zahl der Verbindungen dieser unter einander ist, so sind deren Eigenschaften wiederum so mannigfaltig, daß jeder Körper wenigstens eine besitzt, die nur ihm eigenthümlich und durch die er mit Sicherheit von dem Chemiker, eben mit Hülfe der Reagentien erkannt wird. Die Erscheinungen nun, welche dem Chemiker die Gegenwart gewisser Stoffe zu erkennen geben, gleichsam die Antworten auf seine Fragen, sind, wie wir aus folgenden Beispielen sehen werden, der mannigfaltigsten Art: Farbenveränderung, Trübung, Niederschlag, Aufbrausen, Lichtbildung, eigenthümliche Gerüche, Explosionen 2c.

Ein jeder Leser wird wohl die Bemerkung gemacht haben, daß Anstriche mit weißer Oelfarbe im Laufe der Zeit gelb werden. Dem Chemiker sagt dies zweierlei: einmal daß die Farbe eine Bleiverbindung ist und dann, daß in dem Raume eine Schwefelwasserstoffentwickelung stattgefunden hat. Das Schwefelwasserstoffgas wirkt nämlich zersetzend auf die Bleiverbindung ein; der Schwefel verbindet sich mit dem Blei zu Schwefelblei, das eigentlich schwarz aussieht, hier aber durch den Ueberschuß der weißen Farbe zu gelb modificirt wird, während das Wasserstoffgas mit dem Sauerstoff aus dem Bleioxyd Wasser bildet. Die Thüre, oder vielmehr der Anstrich, ist hier also ein Reagens und zwar auf Schwefelwasserstoffgas, ein weit empfindlicheres als unsere Nase, die auch darauf reagirt, aber nur dann, wenn das besagte Gas in größerer Menge vorhanden ist, wo es sich durch einen abscheulichen Geruch nach faulen Eiern bemerkbar macht. — Rufen wir durch Zusatz von Aetzammoniak — bekannter unter dem Namen Salmiakgeist — in einer farblosen Flüssigkeit eine prächtig blaue Farbe hervor, so weiß der Chemiker mit Bestimmtheit, daß Kupfer zugegen ist. Halten wir einen glimmenden Spahn in ein mit Gas gefülltes Gefäß, und brennt er sogleich mit heller Flamme, so zeigt dies die Gegenwart des Sauerstoffs an. Schütten wir auf eine Substanz irgend eine Säure und erfolgt dann ein Aufbrausen, so erkennen wir daran das Vorhandensein der Kohlensäure, wenn nämlich das entweichende Gas in unserer Nase ein Prickeln hervorbringt, sonst aber keinen Geruch hat. Werfen wir einen Körper auf glühende Kohlen und verbreitet er einen Geruch nach Knoblauch, so haben wir Arsenik vor uns. Ist auch unsere Nase, wie wir gesehen haben, ein sehr unvollkommenes und unsicheres Reagens, auf die wir uns nicht immer verlassen können, so zeigt sie hier doch sehr kleine Spuren von Arsenik deutlich an.

Wir wollen diese Aufzählung nicht bis in's Unendliche vermehren; wir werden noch oft Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Jetzt wollen wir wiederum an einigen Beispielen zeigen, bis auf welche Grenzen hin der Chemiker mit noch einiger Sicherheit die Anwesenheit bestimmter Stoffe anzugeben vermag. Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß in den Angaben hierüber von Seiten der verschiedenen Beobachter große Verschiedenheiten

sich bemerkbar machen, die aber hauptsächlich in der verschiedenen Ansicht über das, was noch als deutlich wahrnehmbar anzusehen ist, ihren Grund haben. Stärke färbt Jodlösungen, die nur $^1/_{150\cdot000}$ davon enthalten, sogleich violett; bei $^1/_{550\cdot000}$ Gehalt tritt nach mehreren Stunden noch eine rosa Färbung auf. Mit Lackmus — einer blauen Pflanzenfarbe — getränktes Papier zeigt durch seine augenblickliche Röthung noch $^1/_{20\cdot000}$ Schwefelsäure an, Chlorbarium $^1/_{60\cdot000}$ durch deutliche Fällung und $^1/_{200\cdot000}$ durch eine leichte Trübung nach zwanzig Minuten. Umgekehrt wird noch $^1/_{400\cdot000}$ Baryt durch Schwefelsäure markirt. Empfindlicher noch ist die Oxalsäure — Sauerkleesäure — als Reagens auf Kalk ($^1/_{800\cdot000}$, nach funfzehn Minuten merkliche Trübung). Gleiche Empfindlichkeit zeigt das Chlor gegen Silber. Durch polirtes Eisen entdeckt man noch $^1/_{156\cdot000}$ Kupfer. Blei wird bei 330,000facher Verdünnung durch Schwefelwasserstoffgas noch geschwärzt. Weniger empfindlich sind die Reactionen auf Arsenik: bei 30,000facher Verdünnung durch Schwefelwasserstoffgas noch ein deutlicher Niederschlag (gelb), ebenso bei 36,000facher durch salpetersaures Silberoxyd (citronengelb) und bei 160,000facher durch schwefelsaures Kupferoxyd-Ammoniak (blaß bläulich-grün). Schwefelsaures Eisenoxydul — der bekannte grüne Vitriol — ertheilt einer Goldlösung mit $^1/_{640\cdot000}$ Gehalt noch eine merklich violette Farbe. Die äußerste Grenze repräsentirt das Eisen; bei einer 6,400,000fachen Verdünnnng wird es fünf Minuten nach Zusatz von Gerbsäure durch eine merklich violette Färbung angezeigt. Mit Hülfe der Nitroprussidverbindungen — durch Einwirkung der Salpetersäure aus dem bekannten, vielfach in der Färberei gebrauchten gelben Blutlaugensalz oder blausauren Kali erhalten — vermögen wir die Gegenwart des Schwefels mit der entschiedensten Sicherheit in einem einzigen menschlichen Haar nachzuweisen. — Solchen Thatsachen gegenüber wird der Leser eine Bezeichnung — Schwarzkünstler — die dem Chemiker noch aus alter Zeit anklebt, erklärlich finden.

Die Wichtigkeit dieser Operationen für das Leben liegt auf der Hand. Sie sind es, mit deren Hülfe der Chemiker bei plötzlichen, verdächtigen Todesfällen aus den Organen der Verstorbenen die Gifte isolirt, dem Richter vor Augen legt und den Verbrecher der Strafe überliefert. Die Methode der Auffindung des Arseniks, des am häufigsten in Anwendung kommenden Giftes, ist so vereinfacht, daß es innerhalb weniger Stunden vor Augen der Richter aus den Eingeweiden dargestellt werden kann. Selbst nach vielen Jahren ist der Verbrecher nicht vor der Strafe sicher. Erst in unsern Tagen gelang es dem Medizinalrath Bley in Bernburg aus den Resten eines vor fast elf Jahren beerdigten Leichnams zehn Gran Arsenik darzustellen, — eine Menge, die ausreicht, um den stärksten Menschen zu tödten. Und in Folge dieses Resultates wurde die Urheberin der Vergiftung am 26. Mai 1853 von dem Schwurgericht in Magdeburg zum Tode verurtheilt.

Weiter haben diese Versuche, die vorerst nur zu wissenschaftlichen Zwecken angestellt worden, einen Weg aus den Laboratorien der Chemiker in das Leben wohl zu finden und sich zu verschaffen gewußt. Sie sind die Grundlage einer ausgedehnten Fabrikthätigkeit geworden. Man bedient sich ihrer bei der Darstellung sehr vieler Stoffe, die in der Natur mit anderen verbunden vorkommen und durch diese in ihren Wirkungen beeinträchtigt werden. Der Umstand, daß viele Reactionen in den schönsten Farben auftreten, hat zur fabrikmäßigen Darstellung eben dieser Farben Veranlassung gegeben. Ferner beruht ein großer Theil der Färberei auf ähnlichen Operationen. Nicht alle Farbestoffe gehen direkt eine Verbindung mit der Pflanzen- oder thierischen Faser, — der Baumwolle, dem Flachs, Hanf, der Wolle und Seide — ein. Solche, die dies nicht für sich allein thun, muß man durch Zwischenmittel, die an und für sich keine Farbe haben, wohl aber sich einerseits mit den Fasern, andererseits mit dem Farbstoff zu verbinden vermögen, auf der Faser befestigen. Oft färbt man auch auf die Art, daß man die Faser mit einer Substanz verbindet, die selbst keine Farbe besitzt oder wenigstens nicht die, welche verlangt wird und dann bringt man sie mit einer anderen zusammen, die zersetzend auf erstere einwirkt, so daß man nur durch die entstehende neue die gewünschte Farbe erzielt, die so direkt auf die Faser niedergeschlagen wird.

Etwas Naturgeschichte.

„L'Esprit des Bêtes“ ist der Titel eines kürzlich erschienenen Buches, welches zu den merkwürdigsten Schriften über Naturgeschichte gehört. Es ist ein gewissenhafter und treuer Bericht über das Resultat der unausgesetzten Studien eines Mannes, welcher, nachdem er länger als dreißig Jahre in vertrautem Umgange mit den Thieren gelebt und viele frohe Stunden in ihrer Gesellschaft zugebracht hat, sich gedrungen fühlt, ihnen auf diese Weise öffentlich seine Achtung und Dankbarkeit zu bezeugen. Viele Schriftsteller haben das Thierreich beschrieben, aber keiner hat sie bis jetzt von dem speziellen Standpunkte ihrer moralischen und intellectuellen Aehnlichkeit mit dem Menschen betrachtet und in Folge dieses Mangels besitzen wir eine Menge Werke über Thierkunde, die dennoch unvollständig sind. Die Thiere, sagt Toussenel, der Verfasser dieses Buches, sind die Ebenbilder des Menschen, eben so wie der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Nur die Dichter haben den eigentlichen Charakter der Thiere verstanden und sie dann und wann in angemessener Sprache reden lassen. Der Zweck des Autors ist daher, das Werk zu vervollständigen, welches die Poesie begonnen hat und dadurch eine ungeheuere Lücke in der Wissenschaft auszufüllen. Man wird leicht begreifen, daß Toussenel's Werk eigentlich eine zoologische Metaphysik genannt werden könnte, das heißt er illustrirt den Menschen mit Hülfe der Thiere, eben so wie er die Thiere mit Hülfe des Menschen illustrirt. So lautet z. B. eins der Motti auf dem Titelblatte: „Das beste Element der Menschennatur ist das mit darin befindliche Stück Hund.“ — Sein Plan bei Besprechung der verschiedenen Thiere ist daher, in ihnen Aehnlichkeilen mit entsprechenden Menschenklassen zu finden und diese Gelegenheit zu benutzen, um eine Reihe satyrischer Bemerkungen zu machen, die oft ungemein treffend und witzig sind. Wir theilen nun Einiges von dem mit, was er über die verschiedenen Thiere sagt:

1. Der Maulwurf.

Virgil hat von dem Maulwurf eine sehr gute Definition gegeben, ohne es zu wissen: „Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum.“ „Ein furchtbares, mißgestaltetes, colossales Ungeheuer mit schlechtem Augenlicht.“ Der Maulwurf ist in der That das ungeheuerlichste aller geschaffenen Wesen, er ist verhältnißmäßig in Bezug auf Muskelkraft das stärkste von allen vierfüßigen Thieren und von allen fleischfressenden das blutdürstigste. Er ist der Vorkämpfer aller andern und mit den Waffen des Krieges, der Arbeit und der Liebe am besten ausgerüstet. — Ich habe, sagt Toussenel, sehr viel von der Stärke des Elephanten reden hören, welcher auf seinem Rücken Thürme trägt, die mit Kriegern angefüllt sind. Ich habe geduldig lange Berichte über die Schnelligkeit der Bewegungen des Wallfisches angehört, welcher im Stande ist, in vierzehn Tagen um die ganze Erde herum zu schwimmen. Der bengalische Tiger ist mir als ein blutdürstiges Thier genannt worden, dessen Appetit nach Blut nicht so leicht zu befriedigen ist. Aber die Stärke des Elephanten und des Wallfisches ist Kinderei im Vergleich mit dem was der Maulwurf leistet. Der Schöpfer hat in die Bildung der Hand des Maulwurfes allein mehr künstlichen Mechanismus gelegt, als in die Skelette aller Land- oder Wasserriesen. Der bengalische Tiger ist eine Eidechse an Enthaltsamkeit und ein Lamm an Sanftmuth, wenn man ihn mit dem Maulwurfe vergleicht, denn der bengalische Tiger hat seine Klauen und Zähne noch nie gegen sein eigenes Fleisch und Blut gekehrt. Schicket eurem Freunde ein paar in einen Kasten gesperrte Tiger zum Geschenk; sie werden ohne Unfall oder Beschädigung an ihre Adresse gelangen. Man versetze zwei Maulwürfe in dieselbe Lage und sie werden einander zerrissen haben, ehe sie die erste Fütterungsstelle erreichen.

Es ist eben keine sehr schwierige Aufgabe, sich entweder wie der Elephant auf der Oberfläche der Erde oder wie der Wallfisch im Wasser zu bewegen, in welchem man je nach der Zusammenziehung oder Ausdehnung der Lunge steigt oder fällt; man stecke aber einmal um des Versuchs willen einen Elephanten oder einen Wallfisch fünfzig Fuß tief in die Erde und man wird dann sehen, was die Folge der verzweifeltsten Anstrengungen ist, welche der Elephant mit seinem Rüssei und der Wallfisch mit seinem Schwanze macht. Sie werden beide binnen wenigen Minuten sterben, weil sie keine Spitzhacken haben, um die Erde zu spalten und ihre Muskein nicht stark genug sind, um die Erdmasse in die Höhe zu stoßen. Man gebe dem Maulwurf die Größe des Wallfisches oder auch nur die des Elephanten und er wird den ganzen Erdball durcheinander wühlen. — Die Kinniaden des Maulwurfs sind mit vierundvierzig Stück furchtbaren Zähnen bewaffnet. Seine Schnauze, das Anzeichen sinnlicher Leidenschaft, ist so unverhältnißmäßig groß, daß dadurch der Sinn des Gesichts — nach Toussenel's Theorie zugleich der Sinn des Mitleids — fast vollständig unterdrückt wird. Der Maulwurf bewegt seinen Kopf und die pulverisirte Erde wird plötzlich in die Luft emporgeschleudert, gleich dem Wasser, welches aus den Nüstern des Wallfisches spritzt. Sein Magen ist ein immer brennender Ofen, in welchem die unverdaulichsten Dinge zusammenschrumpfen, schmelzen und verschwinden. Sein Hunger ist Wahnsinn, seine Liebe Epilepsie, seine ganze Existenz eine fortgesetzte blutige Orgie. Seine Anwandlungen von wahnsinnigem Hunger kehren drei bis vier Mal täglich wieder und ein zehnstündiges Fasten tödtet ihn. — Der Maulwurf schießt mit einem ungeheuern Sprung auf seine Beute zu, faßt sie unter dem Bauche, stößt seine lange Schnauze in ihre Eingeweide, erweitert die Wunde mit seinen Händen, um ganz in das Herz seines Schlachtopfers hinabzutauchen und das Blutbad mit allen Poren zu genießen. Jeder Mord, den er begeht, liefert ihm die Gelegenheit zu einer wollüstigen Ekstase. Ein hungriger Maulwurf sprang einmal einem jungen Mädchen an die Brust und riß ihr dieselbe von einander, ehe noch Jemand Zeit hatte, ihr zu Hülfe zu eilen. Wenn die Alten den Maulwurf gekannt hätten, so würden sie ihn höchst wahrscheinlich dem Priapus, dem Gott der Gärten, geweihet haben. Der Maulwurf bildet keine Ausnahme von dem Sprichwort, daß die Liebe blind sei.

Nach allem diesen ist es sehr freundlich von Herrn Toussenel, daß er uns durch die Bemerkung tröstet, ein Thier wie der Maulwurf könne nicht das Embiem irgend einer besonderen Menschenklasse sein. Der Maulwurf ist nicht das Emblem eines einzelnen Charakters, sondern einer ganzen socialen Periode, der Periode der noch in der Kindheit liegenden Industrie, der cyclopischen Periode, der schmerzlichsten und schwärzesten von allen. Der Maulwurf ist nicht das Symbol irgend eines einzelnen Lasters, sondern das Symbol aller. Er ist der vollständigste allegorische Ausdruck des absoluten Vorherrschens der thierischen Stärke vor der intellectuellen. Seine Haupteigenschaften stehen ihm auf der Schnauze geschrieben.

Der Maulwurf ist ein bis an den Rand gefülltes Gefäß der Unsauberkeit. Man nehme Blaubart, Ludwig XV., Messalinen und den Marquis de Sade zu gleichen Theilen, stoße sie in einem Mörser gut durcheinander, setze sie dann über das Feuer und lasse sie destilliren und man wird den Maulwurf erhalten. Der Titan, der den Pelion auf den Ossa thürmt, Enceladus, dessen Convulsion dem Aetna so furchtbar übel machen, daß er ganze Ströme brennender Lava ausspeit, sind der Maulwurf; das Geschöpf, welches Berg auf Berg häuft, welches fortwährend die Eingeweide des Bodens zerreißt und durch einander wirft und welches die grüne Fläche der Wiesen durch eine Menge Erderuptionen entstellt, ist der Mauiwurf. Der Mauiwurf ist der einäugige Cyclop, der unterirdisch arbeitet, sich von warmem lebendigem Fleische nährt und jede Orgie als schal und abgeschmackt betrachtet, wenn nicht dabei Blut in Strömen fließt. Wo fänden wir daher ein Bild des Maulwurfs, wenn nicht in dem gräßlichen häßlichen Cyclopen?

2. Der Hamster, das Murmelthier und die Haselmaus.

Der Haushalt des **Hamsters** ist das vollkommene Bild der getrennten Wirthschaft und des herzlichen Einverständnisses, welches in der civilisirten Welt zwischen Mann und Frau sehr häufig besteht. Das Männchen und Weibchen vertragen sich anfangs ganz bewundernswürdig, so lange sie gemeinschaftlich das Publikum plündern. Nicht ein einziger Streit entsteht, bis der Augenblick kommt, wo die Beute getheilt werden soll. Das Männchen, welches die Dienste des Weibchens benutzt hat, um seine Vorrathskammer vollzustopfen — gerade so wie der civilisirte Gatte die Mitgift seines Weibes zur Erweiterung seines Geschäfts verwendet — beginnt sofort mit Einbruch des Winters das Weibchen auf eine sehr knappe Ration zu setzen, worauf er sie unter irgend einem oder dem andern beleidigenden Vorwande aus der gemeinschaftlichen Wohnung hinauszutreiben sucht. Madame aber, welche nicht blos ihr Recht kennt, sondern auch das Versteck, in welchem der gesammelte Schatz aufgehäuft liegt, verzichtet nicht so ohne Weiteres auf ihren Antheil. Obschon mit Gewalt zur Thür hinausgeworfen, höhlt sie einen Seitengang aus, auf welchem sie wieder zur Vorrathskammer gelangt, worauf sie dann den alten Geizhals tüchtig bemaust. Dabei aber bleibt sie nicht stehen, sie ruft den Beistand eines Egistheus herbei, mit welchem sie gemeinschaftlich den alten Agamemnon im Schlafe überfällt, erwürgt und aufzehrt, während er in Sicherheit auf seinen aufgehäusten Reichthümern zu schimmern wähnte. Denn es ist das sichere Loos des Hamsters, entweder von seiner Gemahlin oder seinem Geschäftscompagnon zerrissen zu werden, wenn er nicht gescheidt genug ist, die Initiative zu ergreifen.

Das **Murmelthier** hat den Kaminfeger gelehrt, zwischen zwei Felsenwänden oder in einem Schornsteine hinaufzuklettern. Es hat einen unangenehmen Geruch, welcher mit dem des Rußes viel Aehnlichkeit hat. Es ist das Emblem des armen stumpfsinnigen Gebirgsbewohners, der sich geduldig zu den widerlichsten Arbeiten hergiebt.

Die **Haselmäuse** sind die Embleme industrieller Schmarotzer, welche dreiviertel ihres Lebens mit Nichtsthun zubringen und sich für ihren Müßiggang dadurch entschädigen, daß sie von der Arbeit Anderer leben. Alle Haselmäuse verheirathen sich erst in spätern Jahren, eben so wie die Igel und andere ehrgeizige Leute, welche warten, bis sie etwas Ordentliches vor sich gebracht haben, um dann einen anständigen Haushalt etabliren zu können.

3. Die Fledermaus.

Der Name Fledermaus ist ein sehr unpassend gewählter, nicht blos im Deutschen, sondern auch in andern Sprachen, wie z. B. in der französischen, wo sie chauve-souris oder **kahle Maus** heißt und doch ist sie weder eine Maus noch kahl. Die Benennung, welche die Wissenschaft den Fiedermäusen gegeben hat, nämlich **Cheiropteren** oder Handflügler ist auch nicht viel besser gewählt, denn die Fortbewegungsorgane dieser Thiere bestehen weder aus Händen noch aus Flügeln.

Die Fledermaus gehört zu den wenigen Thiergattungen, welche sich des gerade nicht beneidenswerthen Vorrechts erfreuen, auf den ersten Anblick eine tödtliche Antipathie einzuflößen und schwachnervigen Personen Ohnmachten zuzuziehen. Sie theilt diese traurige Eigenschaft mit der Kröte, dem Sinnbild des Bettlers, der Spinne, dem Sinnbild des Ladenkrämers, und der Natter, dem Sinnbild der Treulosigkeit. Und dennoch ist die Fledermaus nicht blos ein unschuldiges, sondern auch ein nützliches Thier. Sie setzt die Dienste fort, welche die Schwalbe leistet und die außerdem durch den Einbruch der Nacht unterbrochen werden würde, indem sie Jagd auf alle nächtlichen Insekten und Ungezieser macht, welche die Menschen und ihre Obstbäume belästigen.

Die Fledermaus ist eine Chimäre, ein ungeheuerliches, unmögliches Wesen, ein Kobold der Nacht, der die Phantome einer kranken Einbildungskraft und die Ausgeburten eines durch Kasteiungen, Fasten und einsamer Betrachtungen verkalkten Gehirnes repräsentirt. Die Fledermaus ist ein thiergewordener Betrug; ebenso wie Talleyrand eine menschgewordene Lüge war. Der Charakter allgemeiner Anomalie und Ungeheuerlichkeit, den man an der Körperbildung der Fledermaus beobachtet, jene seltsamen Versetzungen der Sinne, welche dem häßlichen Thier die Fähigkeit verleihen, mit der Nase zu hören und mit den Ohren zu sehen, erklären sich durch die Verkehrung der Ideen und durch die intellectuellen Krankheiten, deren Symbol dieses wunderliche Thier ist. Ueberdies gesteht die Fledermaus ihre Mitschuld an dem Werke der Verdummung freimüthig selbst zu. Seit sechzig Jahrhunderten ist sie die treueste Bundesgenossin des Aberglaubens und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihre natürlichen Sympathien mit den Dunkelmännern gehen, weil der Sonnenschein sie blendet und weil sie

kein angezündetes Licht sehen kann, ohne den Wunsch zu empfinden, es auszublasen. Natürlich kann man dem armen Thiere diese Sympathien nicht zum Verbrechen anrechnen. Gleich und gleich gesellt sich gern. Die Fledermaus schleppt sich bei Tage nur mühsam von der Stelle, sie fliegt nicht und geht nicht. Natürlich können Soldaten dieser Art nicht in dem Regiment des Fortschritts dienen.

Zur Entschuldigung des systematischen Obscurantismus der Fledermaus wie des Bären, — der ebenfalls kein großer Freund von Licht ist — muß jedoch ein lindernder Umstand von großer Bedeutung hier erwähnt werden. Die Kindheit der Welten war nämlich die Zeit, wo die Fledermäuse herrschten, ebenso wie die Kindheit des Menschengeschlechts die Blüthezeit der Elfen und Kobolde war. Die vorsündfluthliche Geschichte erzählt uns, daß die Fledermaus eins der vollendetsten der damals vorhandenen Thiere war und es scheint, daß in der guten alten Zeit der Schöpfung die Regionen der Luft ausschließlich zwei oder drei gigantischen Fledermäusen angehörten — einer Art Luftschiffen, deren häutige Segel von einer Spitze zur andern zehn bis zwölf Ellen maßen. Diese Muster-Fledermäuse — welche von den Gelehrten Pterodactylen genannt werden, um nicht das Wort Cheiropteren wieder zu gebrauchen, welches aber ganz dasselbe bedeutet — diese Fledermäuse theilten mit dem Bär den Genuß unumschränkter Tyrannei. Ich habe gehört, daß diese gräßlichen Vampyre sich kein Gewissen daraus machten, ein armes Megatherium oder Dinotherium im Schlafe zu überfallen und ihm eine Kleinigkeit von fünfzig Kannen Blut abzuzapfen.

Blätter und Blüthen.

Der Sanguiniker. Wie man vor einem Panorama mit Vergnügen die verschiedenartigsten Gegenden und Naturbilder betrachtet, so gewährt die Musterung der verschiedenen Menschennaturen ein interessantes Schauspiel. Es ist sehr unterhaltend und lehrreich, zu betrachten, wie die Natur die Menschen verschieden gebildet und ausgerüstet hat: den einen beweglich, heftig, energisch; — den andern besonnen, tiefsinnig und ernsthaft. Die Verschiedenartigkeit des Naturells kann man aber oft an den einfachsten Dingen und Vorfällen erkennen. So benehmen sich die Menschen z. B. bei Sterbe- und Trauerfällen sehr verschieden. Der eine still und tief ergriffen, der andere heftig bewegt; ein anderer kalt und theilnahmlos; wieder ein anderer nur äußerlich gerührt, indem er durch viele Worte und übertriebne Klagen das Fehlende zu ersetzen versucht. — Ebenso ist in der Liebe, bei unerwartetem Glück, bei den kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens ꝛc. das äußere Benehmen nicht selten der genaue Gradanzeiger des Temperaments. Wenn z. B. eine Thür nicht zugeht, weil die Feder im Schloß lahm ist und deshalb beim Zumachen die Klinke nicht greifen und einschnappen will, so wird der Eine, nach zwei oder drei vergeblich wiederholten Versuchen, die Thüre zuwerfen, daß sie in den Angeln bebt, ohne daß übrigens dadurch der Zweck besser erreicht würde; das ist der Choleriker. Ein Andrer wird die Sache fünf-, sechsmal probiren und mit Aerger und Verdruß immer noch einmal versuchen, — ohne aber nach dem Grund des Hindernisses zu forschen; er kann nicht begreifen, woher ihm diese Widerwärtigkeit erwächst, aber er vermag's nicht zu ändern und nimmt sich's ordentlich zu Herzen; das ist der Melancholiker. Ein Dritter, dem die ganze Geschichte sehr heiter vorkommt, wirft die Thür am Ende auch zu, doch ohne daß er's ihr weiter nachträgt; das ist der Sanguiniker. An den, welcher bedächtig das Zumachen unzählige Mal wiederholt und forscht und sucht, weil er zu kleinlich ist, jedesmal neben die Scheibe schießt, erkennen wir den Phlegmatiker. Aber erst dem Fünften, dem Vernünftigen, gelingt es sogleich: er sieht mit einem Blick, wo der Fehler liegt, behält den Drücker in der Hand und läßt ihn in's Schloß fallen; so, jetzt ist die Thür zu. Wer hat ihm das gelehrt? Niemand, es ist Naturgabe. Die Vernünftigkeit ist das fünfte Temperament, von dem wir noch öfter hören werden.

Nun vor Allem zur näheren Betrachtung des sanguinischen Temperaments.

Wenn in stiller Nacht die vollen, tiefen Töne der Nachtigall erschallen, oder an einem schönen Maitag hoch in der Luft die Lerche ihr Lied wirbelt, so daß aus der weiten Entfernung auch nicht eine Note dem lauschenden Ohr verloren geht; — so muß es uns befremden, wie aus solch kleinem Wesen eine Stimme hervordringen kann, die in gar keinem Verhältniß zu ihrem Gewicht und ihrer Körpergröße steht. Vergleichen wir damit die Schallweite der menschlichen Stimme, so hält auch die stärkste mit dem Gesang jener kleinen Vögel keinen Vergleich aus. Ein gewöhnlicher Sänger, der so stark und durchdringend wie eine Lerche singen könnte, würde, wenn er in Karlsruhe sänge, in Darmstadt gehört werden, was eine Entfernung von acht Meilen oder sechzehn Stunden ist. Ein besonders schwerer und wohlgenährter Sänger von 180 bis 200 Pfund Gewicht, könnte sich ungenirt auf den Straßburger Münster stellen und für alle Honoratioren der kleinen und großen Städte der Umgebung bis in die Gegend von Darmstadt ein Concert geben, ohne daß sich Jemand beschweren dürfte, als habe er's nicht gut hören können. Die Lerche ist kaum zwei Loth schwer und ihre Stimme reicht fünf Minuten weit; also kann Jeder obige Angabe nachrechnen.

Diese merkwürdige Stimmkraft der Vögel muß uns auf die Frage bringen, welches Organ solche Gewalt der Töne hervorbringt. Dies thun die Athmungswerkzeuge. Ohne Lungen giebt es keine Stimme. Die Fische sind stumm; die mangelhaft entwickelten Lungen der Schlangen bringen nur einen zischenden Laut hervor. Der Vogel zeigt zwar nur eine kleine Lunge, allein indem Luftsäcke von hier aus zu den niedern Eingeweiden gehen, um auch diese im Sauerstoff der Luft zu baden und sogar die Knochen (wie z. B. der Oberarm), die mit der Lunge in Berührung stehen, mit Luft zu füllen; — so darf man wohl sagen, daß der Vogel fast ganz Lunge ist und daß er füglich Athmungsthier genannt werden kann.*

Kein Thier in der Schöpfung athmet so rasch als der Vogel, und keins verzehrt so viel Sauerstoff. Zwei Sperlinge verzehren unter einer Glasglocke in derselben Zeit ebenso viel Sauerstoff, als ein Kaninchen, das vierzigmal schwerer ist.

Dieser ungeheure Verbrauch von Sauerstoff macht, daß das Blut der Vögel dünner, hochrother und wärmer ist, als selbst das der Säugethiere. Der Puls des Vogels ist deshalb sehr schnell und gleicht dem eines fieberkranken Säugethieres.

Aber wozu hier so viel Naturgeschichte? Weil der Vogel das wahrhafte Bild des Sanguinikers ist.

Der gemeine Mann, welcher die Aehnlichkeit ganz richtig ahnt, ohne sich des Grundes bewußt zu sein, nennt einen lebhaften, leichtsinnigen, vom sanguinischen Temperament beherrschten Menschen einen „losen Vogel“ — „lockern Zeisig“ — „Fitt'ch“ (Fittig, Flügel). Die Hauptzüge des Sanguinikers haben mit dem Wesen des Vogels eine überraschende Aehnlichkeit: Flüchtigkeit, Unbeständigkeit, schneller Wechsel der Zustände, Oberflächlichkeit. Sanguinische Menschen haben, wie die Kinder, das Lachen und Weinen in einem Säckchen und lassen ernste Ermahnungen oder Warnungen zu einem Ohre hinein und zum andern wieder heraus gehen. Wenn ein Vogel heute seiner Brut beraubt wird, so klagt er in den traurigsten Tönen. Aber kaum ist ein Tag vorbei, so hat er Alles vergessen und baut von Neuem sein Nest, vielleicht an derselben Stelle, wo er seine Jungen verloren.

Sanguinische Menschen sind gewöhnlich heiter; nichts macht einen tiefen Eindruck auf sie. Sie haben wenig Anlage zu Gründlichkeit und Charakter; dagegen viel Phantasie und schöpferisches Talent. Wenn der Sanguiniker auf der einen Seite ein heiterer lebensfroher Mensch, ein liebenswürdiger Freund, ein Poet und Künstler werden kann, so kann auch dieses Temperament leicht-

* Eine Gans, der man Nasenlöcher und Schnabel zubindet und den Oberarm durchsägt, athmet durch den Stummel desselben ebenso gut, als durch die Luftröhre.

sinnige, liederliche Menschen, Vagabunden, Phantasten und ähnliche Vögel hervorbringen.

Aeußerlich soll der Sanguiniker zu erkennen sein an einer feinen Haut, die leicht erröthet und erbleicht, an großen, gewölbten, hasenähnlich vorspringenden Augen und einer lebhaften Mimik beim Sprechen. Bei Kindern verräth sich dieses Temperament leicht an der äußern Beweglichkeit, besonders an dem schnellen Wechsel der Empfindungen (Zürnen und Lachen), und an einer besonders regen Phantasie. Wie sanguinische Kinder zu behandeln seien, was zu wahren und auszubilden, wovor man sie zu behüten habe, gehört in ein späteres Kapitel.

Ein Neger-Denkmal. Einer uns gütigst mitgetheilten Zeitung von Rio-Janeiro entlehnen wir die Nachricht von der allgemeinen Begeisterung und Theilnahme, welche dort die aufopfernde Handlungsweise eines Negers, Namens Simon, bei dem Schiffbruch eines Küstendampfers, des „Pernambucano", erregt hat. Dieses Dampfboot, von zweihundert Pferden Kraft, befand sich nämlich mit hundertundzwanzig Passagieren auf der Fahrt von Rio Grande do Sul nach Rio-Janeiro und gerieth bei einem heftigen Sturme auf ein Riff, an welchem es scheiterte. Vergebens war das Angstgeschrei der zahlreichen Frauen und Kinder, die sich auf dem geborstenen Schiff befanden. Dasselbe lag nicht weit von der Küste, aber in dem furchtbaren Sturme wagten es weder Schiffer noch Fischer, sich dem untergehenden Fahrzeuge zu nähern. Da warf Simon, der auch auf demselben war, ein langes Seil durch die Brandung nach dem etwa zweihundert Schritt entfernten Strande, wo das eine Ende befestigt wurde, während er das andere Ende des Seiles auf dem Schiffe selbst befestigte. Und nun belud er sich mit denen, die sich ihm zuerst anvertrauten, und brachte sie glücklich über das Seil an den Strand. Er kehrte stets zurück und belud sich von Neuem mit Menschen, die er, zum Erstaunen der Küstenbewohner, von denen Keiner ihm nachzuahmen wagte, immer glücklich wieder absetzte. Er hatte bereits einige Mal die Passage hin und zurück gemacht, als das Seil in der Mitte durchriß und nunmehr seine Rückkehr nach dem Schiffe, das inzwischen in zwei Theile zerschellt war, unmöglich schien. Aber er ergriff die am Strande befestigt gewesene Hälfte des einzigen, ihm zur Verfügung stehenden Seiles, schwamm mit demselben gegen die Brandung an das Wrack und brachte den Verzweifelnden von Neuem Rettung, indem er hier die beiden Theile mit einander verband und das Ganze abermals nach der Küste warf. Noch dreizehn Mal machte er nun auf diese Weise den Weg an das Land, jedesmal mit einem oder mehreren Menschen beladen, die immer an seinen Körper angebunden wurden. Es befanden sich darunter eine Mutter mit sieben Kindern, ein Blinder und ein Invalide mit einem Stelzfuße. Die Anstrengung war so groß, daß er, nachdem er fünf Mal den Weg zurückgelegt, an allen Sehnen zuckte. Man bedeutete ihm, daß er es nun nicht mehr würde durchsetzen können, aber er suchte sich dadurch zu stärken, daß er sich in den am Ufer liegenden Sand warf und seinen Körper, so wie seine Arme und Beine, darin wälzte. Diese Operation wiederholte er von Zeit zu Zeit, und dadurch will er sich, wie er behauptet, stets gehörig gestählt haben zu neuen übermenschlichen Anstrengungen. Auf diese Weise ist es ihm gelungen, einem großen Theile der Passagiere, die einem unvermeidlichen Tode entgegensahen, das Leben zu retten. Von denen, die sich durch eigene Anstrengung retten wollten oder die von dem menschenfreundlichen Neger nicht zu erreichen waren, sind dreißig Personen in den Wellen untergegangen.

Schmachvoll für die weiße Strandbevölkerung ist, daß sie nicht allein zur Rettung von Menschenleben gar nichts that, sondern obendrein an den Geretteten das Strandrecht ausübte und sie, wo sie etwa einzeln angetroffen wurden, völlig ausplünderte. In der Hauptstadt von Santa Catharina, welches der dem Schauplatze dieses Ereignisses zunächst gelegene Ort ist, begnügte man sich, Seelenmessen für die Ertrunkenen zu lesen, während durchaus nichts zur Bergung des mit dem Dampfer untergegangenen, bedeutenden Staats- und Privateigenthums angeordnet wurde. Der Neger Simon hat inzwischen in Rio-Janeiro eine glänzende Genugthuung erhalten. Der Kaiser und die Kaiserin haben ihm persönlich gedankt und ihm eine schwere goldene Ehren-Denkmünze verliehen. Es ward in Rio eine Subscription eröffnet, und in wenigen Stunden war eine Summe von sechstausend Thalern für den edelmüthigen Simon unterzeichnet. Eine Ehre, die noch niemals einem Schwarzen zu Theil geworden, ist ihm zugedacht: die Kaufmannschaft von Rio hat nämlich beschlossen, eine Büste Simon's anfertigen zu lassen und dieselbe im Börsengebäude, als Denkmal seiner That, aufstellen zu lassen. Die Yankees in den freien Staaten Amerika's, die einen Schwarzen weder an ihre Börsen, noch an ihre Theater zulassen, könnten an diesem Vorgange der angeblich so unbarmherzigen Brasilianer ein Beispiel nehmen. Simon ist in Afrika geboren und jetzt vierzig Jahre alt. (Mgz. f. L.)

Ludwig Storch's Gedichte finden täglich mehr Anerkennung. Die geachtetsten Organe der Oeffentlichkeit, wie Nationalzeitung, Frankfurter Journal, Modezeitung, Jahreszeiten, Illustrirte Zeitung ꝛc. ꝛc. sprachen sich mit großem Lobe darüber aus. Neuester Zeit hat auch Prutz — ein sonst sehr strenger Kritiker — in seinem „Deutschen Museum" ein Urtheil darüber abgegeben. „Das Bedeutendste von allen, sagt er (er bespricht mehrere Gedichtsammlungen) ist das Buch eines Dichters, der sich bis dahin nur als fruchtbarer Romanschreiber gezeigt hat, während sein lyrisches Talent dem großen Publikum so gut wie unbekannt geblieben ist. Und doch weisen die eben erschienenen Gedichte von L. Storch dem Verfasser auch als Lyriker einen nicht unerheblichen Rang an. Ja, wir möchten behaupten, daß dieses Bändchen Gedichte das Beste ist, was er überhaupt geliefert hat, und daher auch seinen Namen am sichersten auf die Nachwelt bringen wird. Mit freudiger Ueberraschung finden wir hier alle Eigenschaften höherer Bildung und ernstern Kunststrebens, die der Romanschreiber Storch, der Industrie des Marktes verfallen, uns wohl dann und wann vermissen ließ. Am schwächsten sind die Liebeslieder, dagegen enthalten die Lieder und gemischten Lieder viel Vortreffliches. Ob der einfache Klang derselben freilich dem jetzigen Zeitgeschmack zusagen wird, wagen wir nicht zu entscheiden! Aber daß es wenigstens ein Klang ist voll Wahrheit und Wohllaut und poetischer Innigkeit, das können wir mit gutem Gewissen versichern. Möge denn das Publikum, dem der Romanschreiber Storch so manchen langen Abend so angenehm verkürzt hat, sich dem Lyriker Storch dafür dankbar erweisen. Der Lebensabend des Dichters ist, wie wir hören, vereinsamt und trüb, wie es deutschen Dichtern zu begegnen pflegt; möge denn wenigstens die freundliche Aufnahme, die diesem Büchlein, gleichsam seinem poetischen Testamente, widerfährt, einen erheiternden Strahl in seine Einsamkeit werfen." —

Die unterirdische vorsündfluthliche Riesenstadt auf der Insel Martinique, von welcher Dieser und Jener wohl etwas gehört haben mag, wird von dem Engländer N. P. Willis in seinem Reisewerke: „Ein Gesundheits-Ausflug nach den Tropen („A Health-Trip to the Tropics") so geschildert: „Daß diese Riesenhöhle ein Denkmal der Civilisation vor der biblischen Sündfluth sein müsse — eine Stadt von wirklichen Riesen bewohnt, welche plötzlich ein Erdbeben verschlang und die gegen die Gewalt der Fluth von einem ungeheuern Gebirgsdache, das der Zufall über sie warf, bis heute beschützt blieb, dazu wird sich die kühnste Phantasie nicht leicht verstehen, aber es ist doch so. Alles hat bestimmte architektonische Formen innerhalb. Es ist nicht eine unförmliche unterirdische Höhle, roh und schmutzig, sondern eine Folge ungeheuerer Hallen, Dome, Gänge und Plätze, Bogen und Straßen — alle unterhalb, unter furchtbaren Felsenmassen, aber alle zeugend von dem Plane und den Proportionen einer vorsündfluthlichen Riesenstadt. Es ist keine Höhle, es ist eine Stadt in Ruinen, eine Stadt, von welcher Leben, Sonne, Mond und Sterne weggenommen wurden, deren jüngster Tag gekommen und längst vergangen, und über welcher eine neue Welt erstand und alt ward. Durch welche merkwürdige Gesetze diese riesige, geheimnißvolle Architektur, diese majestätischen Dächer und Decken seit Jahrtausenden gehalten worden, ist noch bisher jedes Reisenden Wunder und Räthsel geblieben. Kein neuerer Baumeister könnte solche ungeheuere Bogen ziehen und stützen. Und Alles harmonirt so mit einander! Es ist Stil, Aesthetik, eine bestimmte Schule darin. Diese Säulen und Bogen, diese Galerien und Chöre haben so genaue Proportionen und werden so geheimnißvoll getragen. Straße auf Straße, Meile auf Meile (englische) dehnt sich aus und scheint zuweilen mitten im Baue vom jüngsten Gericht überrascht worden zu sein. Hier und da ist es, als baute man noch auf Ruinen von Hausgeräthen, die in uralter Verwesung noch nicht alle ihre Gestalt verloren haben. Man kann das Ganze ein Riesen-Herculanum und Pompeji nennen, zuerst von überstürzenden Gebirgen begraben und dann erstickt von der hereinstürzenden Fluth. Welcher Stoff für die Dichter des neuen Westens. Ihr Parnaß ist bereits ein Haus, großartig und reich meublirt. Es fehlen nur noch die Dichter hinein."

Die Statuen der amerikanischen Weltausstellung. Das Ausstellungs-Comite von New-York hat sich nicht damit begnügt, den im dortigen Krystall-Palast aufgestellten Statuen Feigenblätter, zuerst von Metall und dann von Steinpappe, vorzuhängen, sondern ist in neuester Zeit noch einen Schritt weiter gegangen. Die „New-Yorker Staatszeitung" sagt darüber Nachstehendes: „Eine andere ebenso lächerliche Anmaßung besteht darin, daß man die ganze Rückseite der Statuen mit grünen Schirmen bedeckte, so daß es nicht mehr möglich ist, die Kunstwerke (von welchen namentlich aus Italien einige meisterhafte Arbeiten hierher gekommen) in ihrer Vollständigkeit zu betrachten und in allen ihren Theilen zu prüfen. Damit erklärt man mehr als die Hälfte des menschlichen Körpers, mehr als die Hälfte des göttlichen Ebenbildes und Meisterstückes der Schöpfung für unsittlich und unschön oder der Betrachtung unwürdig und der Weltgeist hätte fast nöthig, sich bei dem leitenden Comite deshalb zu entschuldigen, daß er dem Menschen auch eine Avers-Seite gegeben."

Schleiermachiana. Wie sehr Schleiermacher, jener scharfe Dialectiker, den Witz in seiner Gewalt hatte, mögen folgende beiden Anecdoten, die trotz ihrer Wahrheit und Trefflichkeit wenig bekannt sein dürften, beweisen. Ein Freund erzählte Schleiermacher, daß der Kirchenrath S.. in Berlin, welcher bereits den preußischen Adlerorden habe, nun auch den russischen empfangen habe. „Das wundert mich gar nicht," erwiederte Schleiermacher ruhig, „denn wo das Aas ist, versammeln sich die Adler!" — Einst saß er auf einem Balle, mit einem Freunde sich unterhaltend, auf einem Sopha im Nebenzimmer. Eine ihm bekannte junge Dame, welche sehr viel getanzt hatte, trat in das Zimmer und warf sich ganz erschöpft und in einer sehr freien Stellung auf das Sopha und rief: „Ach Gott, ich bin wie gekocht!" — „und doch noch so roh", fügte Schleiermacher ruhig hinzu. — Schleiermacher predigte eine Zeit lang sonntäglich in dem Frühgottesdienste, und hatte immer zahlreiche Zuhörer. Er selbst sagte einst darüber, er habe dreierlei Zuhörer: Studenten, junge Mädchen und Soldaten. Die Studenten kämen seinetwegen, um die Predigt zu hören, die jungen Mädchen der Studenten wegen und die Soldaten der jungen Mädchen wegen. —

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 8. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Der Kellner.

Novelle von O. M.

(Schluß.)

„Nicht wahr, dieses Leben gefällt Dir?“ flüsterte der Sergeant. „Nun, wenn Du ein vernünftiger Bursche bist, sollst Du es auch so gut haben wie ich.“ Mit diesen Worten griff der Räuber nach seinem Hute und erhob sich — und jetzt, als derselbe einige Schritte vor ihm nach dem Ausgange des Ladens hinging, faßte François zitternd in die Tasche, zog das Billet hervor, und drückte es einem der Offiziere in die Hand. Erstaunt blickte dieser auf, aber François war wie ein Blitz an der Seite des Sergeanten, und einen Augenblick später mit diesem in dem lebhaften Gewühle der Straße verschwunden. Die Beiden kehrten nach der Diebsherberge zurück, und François, erfreut, daß sein Plan geglückt war, äußerte eine Heiterkeit, die dem Sergeanten Hoffnung machte, das lockere Leben werde dem jungen, hübschen Landmann gefallen, und er bald einer der Spitzbuben sein. Der ganze Tag verging in Jubel und Schwelgerei, als aber die Thürme der Stadt die neunte Abendstunde verkündeten, wurde es still in der Diebshöhle. Der Sergeant selbst brachte François nach seiner Stube, die er sorgfältig verschloß, und bald darauf hörte dieser, wie der Galeerensclave mit seinem Genossen, dem Leichenfinger, das Haus verließ, um sein entsetzliches Werk auszuführen.

Kaum waren die Schritte der Räuber in der engen Gasse nicht mehr hörbar, als François sich nach einem Wege umsah, auf dem er seine Flucht bewerkstelligen konnte. Die Fenster der Stube waren so klein, daß es unmöglich schien, durch ein solches zu entkommen, und die feste Thür hatte der Sergeant verschlossen, auch durfte der Flüchtling keinen Lärm machen, denn der Todtengräber und Blutange befanden sich noch in der Diebshöhle.

In dem Zimmer, oder vielmehr Gefängniß François' befand sich ein mächtiger deutscher Ofen, der wohl durch einen Zufall oder die Laune eines vormaligen Besitzers des Hauses hierher gekommen sein mochte. Der Jüngling bemerkte, daß der Canal des Ofens, welcher nach dem Vorsaal führte, weit genug sein würde, ihn durchzulassen, und so begann er denn mit großer Vorsicht die einzelnen Theile des Ofens abzuheben, und sich endlich durch den schmalen Feuerheerd drängend, gelangte er glücklich auf den Vorsaal. Hier öffnete François ein Fenster, glitt an dem Fallrohre hinab in den schmalen Hof, entriegelte die Hausthür, und rannte einen Augenblick später frei — aber vom Kopf bis zum Fuße mit Ofenruß überzogen — die Straße hinab.

Voller Freude, aus der Diebskneipe entkommen zu sein, aber zugleich auch in Verlegenheit, wo er für diese Nacht eine Herberge finden solle, wanderte François planlos in die Nacht hinein. Zwar hatte er noch einige Franken in der Tasche, aber da er das Bündel mit seinen Habseligkeiten in der Spelunke zurücklassen mußte, so fürchtete er in seinem Zustande, mit Ruß überzogen, nirgends Aufnahme zu finden.

Indem also François nachdenkend eine schöne, breite Straße hinwanderte, hatte er das Unglück, an eine weißgekleidete Dame anzustoßen, welche am Arme eines breitschultrigen Kürassiers dahinschwebte. Man denke sich den Schreck der Grisette, als sie ihr elegantes Kleid durch den Anstoß mit Ruß geschwärzt sah.

„Sieh nur, Charles, wie mich dieses Thier besudelt hat!“ rief weinend das Mädchen, indem sie dem Kürassier die gefärbte Stelle ihres Kleides zeigte. „Wir können nun nicht nach dem Theater gehen — führe mich zurück nach meiner Wohnung.“

„Nicht eher, als bis ich diesem Schlingel seine Tölpelhaftigkeit bezahlt habe,“ donnerte der Panzerreiter, und damit faßte er den armen François beim Kragen und prügelte ihn weidlich durch. Alle Versuche des Unglücklichen, sich aus den Händen des Reiters frei zu machen, oder ihm wenigstens auch einige Püffe zu appliciren, scheiterten an der riesigen Stärke seines Gegners, der ihn wie mit einer Eisenzange gefaßt hielt, daß er sich nicht rühren konnte.

Als der Kürassier seine Wuth an dem armen François gekühlt hatte, schleuderte er ihn in den offenen, hellerleuchteten Thorweg eines Hauses und entfernte sich mit seiner noch immer jammernden Geliebten. François taumelte hier an die stattliche Gestalt eines Portiers, der mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe und dem Stabe mit dem mächtigen Metallknopfe in der Hand die Prügelei lachend angesehen hatte.

Schon hob der Portier die Faust, um auch seinerseits den schmutzigen Landmann abzustrafen, als dieser plötzlich erfreut ausrief: „Onkel Brassin, kennt Ihr François Duprès, Euren Verwandten, nicht?“

„François Duprès! Beim heiligen Erzengel, Du bist es, Herzensjunge; aber sage mir um Gottes Willen, Du siehst ja unreinlicher aus wie ein Kohlengräber?“

„Onkel, mein guter Onkel, ich habe schon viel erlebt in Paris, obgleich ich erst kurze Zeit hier bin.“

„Daß Du in Paris seist, wußte ich,“ sagte der Portier, „es hat bereits ein Polizeiagent nach Dir gefragt.“

„Gott sei gedankt!“ rief der entzückte François, „so ist meine Absicht gelungen, und die Unglücklichen werden nicht unter den Händen der Mörder sterben.“

„Was faselst Du da?“ fragte der erstaunte Portier.

„Ich bitte Euch, Onkel, laßt uns nach Eurem Zimmer gehen, damit ich mich und meine Kleider reinige, dann will ich Euch die Geschichte meiner Abenteuer erzählen, so daß Ihr vor Verwunderung erstarren sollt."

Onkel Brassin schloß seine Loge auf und schob den Vetter hinein. „In einem Stündchen werde ich dienstfrei sein," sagte er, „und dann magst Du mir erzählen. Jetzt bringe Deinen äußeren Menschen in Ordnung, François, und gelüstet es Dir nach einigen Bissen Speise und einem Glase Wein, so findest Du Beides in jenem kleinen Schranke." Damit schulterte der wackere Portier seinen Stab, und pflanzte sich wieder vor dem Thorwege des Hotels Garnier auf.

Am folgenden Tage stellte Brassin seinen Neffen der Besitzerin des Hotels vor. Diese war eine dicke Dame mit rothen Hängebacken, und ihre Feinde behaupteten, die bläuliche Farbe ihrer Nase rühre von einiger Vorliebe zu Chambertin her. Dabei stand Madame Garnier in dem Rufe, ebenso reich als geizig zu sein, doch ließ man ihr die Gerechtigkeit wiederfahren, daß das Hotel eines der wohleingerichtetsten sei. Wohlgefällig betrachtete die Dame den hübschen, frischen Burschen, und engagirte ihn sofort mit einem Gehalte von hundert Franken jährlich als Garçon für ihr Etablissement. Noch hatte der neue Kellner das Zimmer seiner Gebieterin nicht verlassen, als ein Polizeicommissar angemeldet wurde und bei Madame Garnier eintrat.

„Befindet sich in Ihrem Hause François Duprès, Neffe Ihres Portiers Brassin, Madame?" fragte der Beamte.

Die erstaunte Dame wies auf den Jüngling, dessen Augen vor Freude strahlten.

„Haben Sie dieses Billet geschrieben, Duprès?" fuhr der Commissar fort, indem er diesem ein solches vorhielt.

„Das habe ich, mein Herr! Sind die Schurken gefangen worden?"

„Wir haben das ganze Nest ausgenommen, mein Freund, durch Ihre Benachrichtigung sind vier der gefährlichsten Verbrecher in die Hand der Gerechtigkeit gefallen. Jetzt habe ich ein Protocoll aufzunehmen, wie Sie zur Kenntniß des beabsichtigten Raubmordes gekommen sind.

Der Beamte zog sein Schreibgeräthe hervor, und nahm an einem Tische Platz. François erzählte seine Erlebnisse der letzten Tage und mit Entsetzen vernahm Dame Garnier, daß auch ihr ein Besuch der Räuber zugedacht gewesen war.

„Dich hat Gott nach Paris geführt, mein Sohn," rief die erschrockene Dame, „und damit Du siehst, daß ich die Wichtigkeit Deiner That anerkenne, sollst Du eine jährliche Gehaltszulage von fünfundzwanzig Franken haben."

„Die Räuber waren bis an die Zähne bewaffnet," sagte der Commissar, „und wehrten sich auf's Heftigste. In Folge dieser Verwegenheit wurde einer der Kerle, mit dem Diebsnamen Leichenfinger, getödtet und ein anderer, der erst kürzlich von den Galeeren entwichene Mörder Piston, der Sergeant genannt, stark verwundet."

„Und die Bewohner des Hauses Nr. 27, wurden sie gerettet?"

„Wir kamen im entscheidenden Augenblick, als schon die Schlinge um Herrn d'Alignes Hals gelegt war," erwiederte der Commissar. „Uebrigens, François Duprès, werden Sie morgen drei Uhr auf das Stadthaus kommen, Sie finden dort alle Ihre Bekannten aus dem Hause der alten Mabel, und haben Ihre Aussage zu wiederholen. Dabei können Sie sogleich dreitausend Franken in Empfang nehmen, welche Herr d'Alignes für den Retter seines Lebens deponirt hat, sowie tausend Franken für Ihre Mitwirkung zur Verhaftung eines entsprungenen Galeerensclaven."

Wer war fröhlicher als François. — Während Madame Garnier den Commissar einlud, ein Glas Chambertin mit ihr zu trinken, lief der neue Garçon zu seinem Onkel und erzählte ihm sein Glück. — —

Der Proceß der gefangenen Diebsbande war bald beendigt. Der Sergeant, Blutauge und der Todtengräber starben unter dem Beile der Guillotine, die Weiber aus der Spelunke wanderten in's Zuchthaus.

Es war wohl ein Jahr vergangen nach den eben erzählten Ereignissen. François war ein hübscher, stattlicher Garçon geworden, sein bäuerisches Wesen hatte einer zierlichen Gewandtheit Platz gemacht, und er stand in großer Gunst bei Dame Garnier, die seine unermüdliche Thätigkeit für ihr Geschäft, sowie seine geprüfte Ehrlichkeit hoch zu schätzen wußte. Da traten spät Abends, als eben ein heftiges Schneewetter durch die Straßen tobte, zwei Herren in den Salon, und nahmen an einem Tischchen im Halbdunkel einer Saalecke Platz.

„Wahrhaftig!" rief der Kleinere der beiden Angekommenen, indem er mit dem Taschentuche den Schnee von seinem grauen, bis an den Hals zugeknöpften Oberrocke klopfte — „wahrhaftig, mein Freund Giafar, es war ein Glück, daß dieses Wetter erst in der Nähe des Hotels über uns herfiel. Bei allen Abenteuern, die er erlebt, ist Harun al Raschid wenigstens durch keinen Schneesturm von Bagdads Straßen vertrieben worden, wie wir aus denen unseres guten Paris!"

„Es ist das ein ganz ergötzliches Abenteuer, Sir, wir werden heute bei Madame Garnier soupiren, deren Küche für eine vortreffliche gilt. Garçon!"

„Meine Herren!"

„Bestellen Sie rasch ein Souper für zwei Personen, und bringen Sie Champagner," rief der kleinere Herr. „Wahrhaftig, ein Schneewetter kann mich immer heiter stimmen, es erinnert mich stets an die frohen Jugendjahre in Brienne. Wir bauten dort unsere Schanzen von Schnee, und Schneeballen waren unsere Kugeln. Ach, ich war ein munterer Knabe in Brienne!"

François brachte den Wein. Während er die Flasche öffnete, wandte sich der kleine Herr nach ihm, und faßte ihn am Ohre.

„Hübscher Bursche das," rief er lächelnd, „gäbe einen tüchtigen Voltigeur. Hast Du nicht Lust, Soldat zu werden, Kind?"

„Schönsten Dank, mein Herr! Die Conscription ist glücklich an mir vorübergegangen!" entgegnete François.

„Sie kann wiederkommen — aber rasch, Garçon, bringe zu essen, ich habe Hunger!"

„Es ist Schade um solche hübsche Leute, Duroc," fuhr der Kleine fort. „Die Aushebungscommissionen sind nicht aufmerksam, sie sind wohl gar bestechlich — man muß ihnen auf die Finger sehen — das Heer verliert durch solche Nachlässigkeiten die brauchbarsten Leute!"

„Befehlen Ew. Majestät, daß der Kellner in ein Voltigeurregiment trete?" fragte Duroc, indem ein finsterer Zug seine Stirn umschattete.

„Nein, mein Freund, lassen Sie ihn, wo er ist, ich will Sie nicht verdrießlich machen, Duroc! Ha! wenn uns jetzt die Kaiserin sähe, Champagner trinkend und Rindfleisch essend wie zwei Pächter aus der Normandie." Der Kaiser rieb sich die Hände und lachte fröhlich vor sich hin.

„Wissen Sie, Duroc, daß der Champagner vortrefflich ist? Wahrhaftig! ich werde heute ausarten und noch einige Gläser trinken." Napoleon ergriff die Klingel und schellte dem Kellner.

Keiner von den Anwesenden hatte eine Ahnung, daß der Kaiser mit dem Großmarschall von Frankreich an einem bescheidenen Ecktischchen soupire. Napoleon war äußerst heiter, er neckte Duroc und lachte dabei aus vollem Herzen. Die zweite Flasche Champagner war endlich ziemlich geleert, der Kaiser stand auf und griff nach seiner Mütze.

„Duroc, bezahlen Sie!"

Der Großmarschall von Frankreich wurde außerordentlich verlegen. Er schob die Hände suchend in die Taschen und rief mit unterdrückter Verzweiflung: „Sir, ich habe die Börse vergessen!"

„Dann compromittiren wir uns," erwiederte der Kaiser unmuthig. „Sehen Sie wie Sie fertig werden!"

Duroc stand einige Augenblicke in voller Verlegenheit. „Sir," sagte er dann, „ich werde mit der Garnier reden!"

„Aber nicht das Incognito verrathen, mein Herr!" befahl der Kaiser.

Madame Garnier saß in ihrem Büffet auf einem eleganten Lehnsessel, von wo aus sie den ganzen Salon übersehen konnte. Der Großmarschall näherte sich der Dame und fragte kleinlaut: „Madame, mein Freund und ich haben ein Souper eingenommen, was ist dafür zu entrichten?" — „François!" rief die Dame, „dieser Herr wünscht zu zahlen!"

„Ich bitte um dreißig Franken, mein Herr!" sagte der Kellner.

„Werden Sie mir wohl auf einige Stunden Credit geben?" versetzte der Großmarschall. „Sowohl mein Freund wie auch ich haben die Börsen vergessen, und erst nach dem Souper diese Nachlässigkeit bemerkt."

„Sie haben Beide die Börsen vergessen? Das ist in der That ein eigener Zufall. Da es nun aber oft vorkommt, daß Herren, die wir nicht kennen, in gleicher Verlegenheit sich an mich wenden, wodurch ich, ohne Ihnen eine Sottise sagen zu wollen, mein Herr — schon um vieles Geld gekommen bin, da die Herren später zu zahlen vergaßen, so bitte ich — aus Grundsatz — mich auf irgend eine Art sicher zu stellen, vielleicht durch einen Gegenstand von Werth, der als Pfandstück hierbleiben kann," sagte Dame Garnier.

Duroc war in schrecklicher Verlegenheit. Er wandte sich von der Garnier ab, und bemerkte nahe beim Büffet den Kaiser, welcher mit kurzen Schritten hin und herging, und die Hände auf den Rücken gelegt, leise einen Kriegsmarsch vor sich hinpfiff. Der Großmarschall sah, daß der Kaiser, der jedes Wort, was zwischen ihm und der Hotelbesitzerin gewechselt wurde, gehört hatte, sich über seine, des Großmarschalls, peinliche Lage köstlich amüsirte.

„Aber Madame, ich versichere Ihnen, daß wir ehrliche Leute sind, die blos eine Unvorsichtigkeit in diese Verlegenheit gebracht hat — Sie werden uns doch nicht compromittiren wollen?" rief der unglückliche Duroc.

„Gut, mein Herr! So mag denn einer meiner Garçons Sie nach Ihrer Wohnung begleiten und dort das Geld in Empfang nehmen — nicht so?"

„Das geht auch nicht!" rief der Großmarschall.

„S—o? Auch nicht? Nun, mein Herr, so bitte ich ein für allemal um ein Pfandstück oder genügende Bürgschaft!"

„Mein Herr," sagte François, „ich sah Sie noch nie in diesem Hotel, aber ich glaube, Sie sind Offizier des französischen Heeres?"

„Und was weiter?" fragte Duroc.

„Wenn ich mich nun bei Madame Garnier für Ihre Redlichkeit verbürgen wollte, würden Sie einem armen Teufel von Garçon in den nächsten Tagen das Geld zurückerstatten?"

„Ganz gewiß, mein Freund!" rief aufathmend der Großmarschall.

„Nun wohl, mein Herr," versetzte François, „ich halte Sie für einen braven Soldaten. Madame Garnier, ich bin Ihr Schuldner für dreißig Franken!"

„Ein Thor bist Du, François," sagte die Dame, laut genug, daß es Duroc hören konnte. „Für Offiziere hältst Du die Schlucker? Gauner sind es! Dort sitzt Major Duverrier und nicht weit von ihm Capitain Lasalle, erkundige Dich bei ihnen und Du wirst bald hören, daß die sauberen Vögel vielleicht Baumstämme, nie aber Epauletten auf den Schultern getragen haben."

„Noch einmal, ich bürge für die Herren!" erwiederte unmuthig der Kellner — „und ich zweifle nicht, daß durch diese kleine Gefälligkeit ich zwei Männer von Ehre aus einer peinlichen Lage befreit habe."

„Braver Junge!" rief der Kaiser, indem er rasch am Büffet vorüberschritt, gefolgt von Duroc, der sich den Angstschweiß von der Stirne trocknete. —

Napoleon liebte es, von Duroc begleitet, des späten Abends bisweilen kleine Ausflüge durch die Straßen von Paris zu machen, wobei er sich scherzhaft Harun und Duroc Giafar zu nennen pflegte. Der Kaiser hatte zwar manches kleine Abenteuer bei diesen Spaziergängen gehabt, aber keines, was ihm so viel Vergnügen gemacht, wie der Auftritt im Hotel Garnier, so daß er selbst der Kaiserin Josephine davon erzählt hatte.

Es waren seit jenem Erlebniß bereits einige Monate vergangen, als der Kaiser an der Seite des Großmarschalls die Straße Richelieu, in der sich das Hotel der Madame Garnier befand, herabkam, und lachend vor dem erleuchteten Hause stehen blieb.

„Nun, Giafar, wollen wir ein Glas Champagner trinken?" rief Napoleon.

„Wenn Sie befehlen, Sir?"

„Apropos, Duroc, wie haben Sie denn unsern Bürgen, unsern Freund in der Noth belohnt?"

„Den Garçon — wahrhaftig, Sir, es ist nachlässig von mir, ich habe dem armen Teufel noch nicht einmal die Bürgschaftssumme zurückgegeben. Doch soll er morgen sogleich — —"

„Nein, Herr Großmarschall von Frankreich, sogleich soll der brave Mann bezahlt werden! Nicht blos Ihre Ehre, auch die Ihres Kaisers ist an den Burschen verpfändet. Wie viel Geld tragen Sie bei sich, mein Herr!" rief streng der Kaiser.

„Einiges Geld und etwa dreitausend Franken in Bankscheinen."

„Wir werden heute bei der Garnier soupiren, und alles Geld, was Sie bei sich tragen, soll des Garçons Bezahlung sein; der Bursche soll an den Hof, Lacroix ist gestorben, ich will den jungen Mann zum Kammerdiener der Kaiserin machen, sorgen Sie dafür, Duroc, daß er mir in den Tuilerien vorgestellt werde." —

Der Salon war heute zahlreich besetzt, doch gelang es den beiden Ankömmlingen, Platz an dem kleinen Ecktische zu finden, woran sie bei ihrem letzten Besuche soupirt hatten.

Duroc klingelte. „Der Garçon François soll kommen!"

Der Garçon erschien, und lachte seinen Schuldnern freundlich entgegen.

„Durch meine Vergeßlichkeit haben Sie Ihr Geld noch nicht empfangen, ich werde es Ihnen sogleich mit Zinsen zurückzahlen — wir wollen speisen, François — bringen Sie Champagner!"

François ging nach dem Büffet. „Die Offiziere, für welche ich bürgte, sind eben gekommen, Madame," rief er triumphirend. „Sie sehen, daß ich nicht irrte, als ich die Herren für Männer von Ehre hielt."

„Hast Du Dein Geld schon, François?" fragte die Dame, ärgerlich, daß der Kellner mehr Menschenkenntniß gezeigt hatte als sie, die erfahrene Wirthin.

„Noch nicht, der Herr hat mir aber die Zahlung bereits zugesagt!"

„Nimm Dich vor den Schwindlern in Acht, François — sie werden schon wieder die Börsen vergessen haben, und ehe Du Dich umsiehst, aus dem Salon verschwunden sein."

Madame Garnier war äußerst neugierig, zu erfahren, wer die beiden Gäste wären; sie erhob sich also aus ihrem Lehnsessel und watschelte nach dem Tische, an welchem Major Duverrier und Capitain Lasalle saßen.

„Bitte, lieber Major, werfen Sie einen Blick nach jener Ecke — dort soupiren zwei Herren — ich möchte wissen, ob es Offiziere unserer tapferen Armee sind?"

Die beiden Offiziere sahen nach dem bezeichneten Tische, und eine ungeheure Ueberraschung malte sich auf ihren Gesichtern. „Mein Gott!" rief der Capitain, „ist es Wahrheit oder trügen mich meine Augen?"

„Er ist es!" sprach halblaut der Major.

„Sie kennen die Herren, Major?"

„Aber liebe Garnier, haben Sie wirklich keine Ahnung von dem Glück, was Ihnen heute zu Theil geworden?"

„Um Gottes Willen, sprechen Sie deutlicher!" bat bestürzt die Dame.

Major Duverrier zog ein Fünffrankenstück aus der Börse und zeigte auf das Gepräge. „Finden Sie keine Aehnlichkeit zwischen diesem Portrait und dem Kopfe des kleinen Herrn am Ecktische?" fragte er die leichenblasse Madame Garnier.

Madame Garnier taumelte entsetzt auf einen Stuhl, ihre Lippen schnappten nach Luft, und aus tiefer Brust keuchte sie endlich: „Der Kai— der Kaiser!"

„Es ist der Kaiser!" flüsterte der Major.

Der ungeheure Schreck der Madame Garnier und ihr Ausruf war nicht unbemerkt geblieben — im Nu war durch den ganzen Salon die Kunde gedrungen, daß Napoleon mit dem Großmarschall gegenwärtig sei. Alles erhob sich, und ein jubelndes „vive l'empereur!" tönte aus Aller Munde.

Der Kaiser verließ freundlich grüßend den Saal, vorher aber drückte der Großmarschall dem erschrockenen François eine Börse und ein kleines Portefeuille in die Hand. „Hier ist Zahlung, François," sagte er, „Alles gehört Ihnen, und Se. Majestät der Kaiser befiehlt, daß Sie sich morgen in den Tuilerien melden lassen."

Nach einiger Zeit erst gelangte Madame Garnier wieder in den Besitz ihrer Sprache und Bewegungen. „Der Kaiser!" rief sie — „heilige Maria, wie konnte ich mich so weit vergessen! Major, Sie haben Verbindungen am Hofe, Sie müssen mir eine Audienz bei Sr. Majestät vermitteln — ich werde durch einen Fußfall — François! es ist der Kaiser gewesen, für den Du gebürgt hast, und der andere Herr war der Großmarschall Duroc, Herzog von Friaul!"

„Dreitausend Franken, Madame!" jubelte François, indem er die Geschenke Duroc's emporhielt, „und morgen will mich der Kaiser in den Tuilerien sehen!"

„Dann fahren wir Beide nach den Tuilerien, mein Sohn — Gott sei gedankt, so geht es, nicht wahr, Major? Guter François, ich bin entsetzlich aufgeregt, bringe mir ein Glas Chambertin!" —

Als am andern Tage François in Begleitung der Dame Garnier in den Tuilerien erschien, wurden die Beiden von dem Großmarschall selbst nach den Zimmern des Kaisers geführt. Napoleon saß lesend auf einem kleinen Sopha, und trat der dicken Dame, die sich eben zu einem Fußfalle vorbereitete, rasch entgegen.

„Ah, Madame Garnier, unsere vortreffliche Wirthin!"

„Sir, die unglücklichste Frau in Frankreich, welche durch das Incognito — — Ew. Majestät — —

„Lassen Sie das, Madame," lächelte der Kaiser — „Sie waren ganz in Ihrem Rechte, als Sie zwei Abenteuern, die ihre Böesen vergessen hatten, nicht creditiren wollten."

„Sir, vergeben Sie einer armen elenden Frau" und Madame Garnier weinte heiße Thränen.

„Genug, Madame, ich vergebe Ihnen aus vollem Herzen — wollen Sie mir aber auch eine Bitte gewähren?"

„Mein Leben, Sir, wenn es Ew. Majestät verlangen."

„Ueberlassen Sie mir den Garçon François — — er wird heute nach den Tuilerien kommen, Großmarschall?"

„Er ist bereits im Vorzimmer, Sir!"

Napoleon schellte. „François Duprès!" rief er dem eintretenden Kammerdiener zu.

Der Garçon trat ein.

„Duprès," sagte der Kaiser, „Sie werden Ihre Stellung bei Madame Garnier aufgeben. Durch Ihr Betragen im Hotel dieser Dame bin ich Ihnen eine Verpflichtung schuldig. François, ich ernenne Sie zum ersten Kammerdiener der Kaiserin Josephine — Sie treten Ihren Dienst sofort an. Melden Sie sich bei dem Hofmarschall! — Die Kaiserin interessirt sich bereits für Sie!"—

Halb betäubt von seinem Glück kam François nach Hause. Zwei Jahre war er jetzt in Paris, und hatte schon durch die Gunst des Schicksals eine Stellung erlangt, die seine kühnsten Hoffnungen übertraf. Auch der alte Onkel Brassin war hoch erfreut, und stolz auf seine Verwandtschaft mit François schulterte er jetzt den Portierstab mit ungleich mehr Würde als früher. François aber versah seinen Dienst mit aller Treue eines Mannes, der die ihm wiederfahrenen Wohlthaten dankbar anerkennt, und manches freundliche Wort der engelguten Kaiserin Josephine war sein Lohn. So ging denn das dritte Jahr seines Aufenthaltes in Paris zu Ende, und die Erinnerung an Alice und das gegebene Versprechen trat mit aller Stärke vor seine Seele. Eines Morgens näherte er sich der Kaiserin, und beugte das Knie.

„Ah, sieh da, Duprès, haben Sie endlich auch einmal eine Bitte? Was ist es? Gewiß wünschen Sie Anstellung für einen Verwandten?"

„Nein, Ew. Majestät, ich bitte nur um einen kurzen Urlaub nach meiner Heimath."

„Sie sollen ihn erhalten, Duprès. Leben Ihre Aeltern noch?"

„Alle meine Verwandten in dem Dörfchen Carillon sind todt — es ist ein Versprechen, was mich nach der Heimath zieht, ein Versprechen, das ich vor drei Jahren einem jungen Mädchen gab" — und François erzählte der Kaiserin die Geschichte seiner Liebe zu Alice Meunier.

„Sie ist Ihnen treu geblieben, Duprès, ein Weib, das wahrhaft liebt, wird nie untreu!" rief Josephine mit einiger Aufregung. „Reisen Sie unverzüglich nach Carillon, ich ehre Ihre redlichen Gesinnungen, und nehmen Sie diese Rolle mit Napoleonsd'ors als Beitrag zu den Reisekosten. Ich werde mit dem Kaiser sprechen, daß er Ihnen die Erlaubniß zur Heirath ertheilt, und sagen Sie Alice Meunier, daß die Kaiserin für ihre Ausstattung sorgen werde."

„Ach, Ew. Majestät, womit habe ich diese überschwengliche Gnade verdient?"

„Sie sind ein treuer, guter Mensch, Duprès, reisen Sie mit Gott, und hier," fuhr die Kaiserin fort, indem sie ein Fach ihres Schreibtisches hervorzog — „hier ist ein Armband — finden Sie Ihre Alice mit treuem, reinem Herzen — so geben Sie ihr das Band als Geschenk einer glücklichen Frau."

In einem eleganten Reisewagen eilte François dem heimathlichen Dörfchen zu, und bald tauchte dieses mit seinen freundlichen Häusern und der altehrwürdigen Kirche aus der grünen Landschaft hervor. Thränen des Glücks und der Dankbarkeit drangen aus François' Augen, als er auf der Anhöhe ausstieg, wo er, vor drei Jahren das letzte Mal nach dem Dörfchen zurücksah. Alle seine Hoffnungen waren zu herrlicher Ernte gereift — aber Alice, um deren Besitz er die Heimath verlassen, war sie ihm treu geblieben? — — Er schickte den Wagen voraus, und wanderte nach dem Pfarrhause von Carillon. François trat in das Studirzimmer des alten Pfarrherrn, der sich überrascht erhob und dem Ankömmling entgegenging.

„Was steht zu Befehl, mein Herr?" fragte der Greis den gerührten François.

„Und Sie kennen mich wirklich nicht mehr, mein alter, theurer Lehrer?"

Wie? Was? François? Nein, ich irre mich nicht, das ist ja François Duprès" versetzte der alte Pfarrer. „Willkommen in Carillon, François, oder vielmehr Herr Duprès, denn Sie sind ein stattlicher Herr geworden, der durchaus nicht mehr dem kleinen Bauerknaben gleicht, welcher vor nunmehr drei Jahren nach Paris ging."

„Und wie geht es Alice Meunier?" fragte mit bebender Stimme der Angekommene.

„Sie ist wohlauf, das wackere Kind, und hängt noch mit der alten Innigkeit an Ihnen. Jeder Bewerbung um ihre Hand hat sie Trotz geboten. Und dann noch eine herrliche Nachricht, François — der alte Meunier hat sich ernstlich entschlossen, Ihnen seine Tochter zur Ehe zu geben. Meunier wird alt, und die Bewirthschaftung seines nicht unbedeutenden Gutes kann er allein nicht mehr besorgen, da hat er denn meinen und Alice's Bitten nachgegeben, und wollte nächstens selbst nach Paris, um Ihnen die frohe Kunde zu bringen, und Sie herzuholen. Aber Herr Duprès, Sie sehen nicht aus, als ob Sie in unserem kleinen Carillon leben wollten!"

„Gott hat mich gesegnet, mein theurer Lehrer, ich bin ein glücklicher und angesehener Mann geworden, und kann dem alten Meunier mehr als die verlangten zwölftausend Franken aufweisen."

„Das kleine Vermögen, welches Sie in meiner Verwahrung ließen, hat auch Früchte getragen und sich um dreihundert Franken vermehrt," sagte der Pfarrer, „aber Herr Duprès, was sind Sie denn in Paris geworden?"

„Erster Kammerdiener der Kaiserin von Frankreich!" sagte François, nicht ohne einen leichten Anflug von Selbstgefälligkeit in seinem hübschen, fröhlichen Gesicht.

„Kam — Kammerdiener der Kaiserin von Frankreich?" rief der überraschte Pfarrer, indem er aufstand, und seine Hand das schwarzsammetne Käppchen lüftete. „Da haben Sie ja ein ungeheures Glück gehabt, Herr Duprès!"

„Der liebe Gott war mit mir, Herr Pfarrer, ich habe Ihre Lehren treulich befolgt, und der Segen ist nicht ausgeblieben." François erzählte dem Geistlichen seine Erlebnisse in Paris, und dem alten Herrn standen vor Freude und Rührung die Thränen in den Augen.

„Lassen Sie uns zu Meunier's gehen — Babet, meinen Sonntagsrock und die neue Perrücke!" rief der gute Priester. „Gott, welche Freude zieht in des Maire's Hause ein, und mein altes Herz muß daran Theil nehmen! François Duprès, nicht wahr der alte Priester, der Sie und Alice getauft, er wird auch den Segen über Eure Ehe sprechen?"

„Gewiß Herr Pfarrer!"

„Nun kommen Sie, mein junger Freund, wir gehen hinter dem Dorfe weg, und durch Meunier's Garten, damit die Nachricht nicht vor uns in die Familie kommt. Sie warten in der Jelängerjelieberlaube bis ich die Meunier's auf Ihre Ankunft vorbereitet, und nach wenigen Minuten können Sie dann Ihre Braut in des alten Maire Gegenwart küssen."

Der heitere Greis ging in Meunier's Haus und François verbarg sich in der Laube, derselben Laube, worin er vor drei Jahren Abschied von Alice nahm. Die Sehnsucht nach dem geliebten Wesen trieb ihn aber schon nach wenigen Minuten hinaus in den Garten, dem Hause zu, worin der Geistliche verschwunden war. Da bemerkte er ein offenes dicht von Weinlaub umzogenes Fenster — es ging nach Meunier's Wohnzimmer — und leise hinantretend vernahm er die Stimme des alten Pfarrers.

„So ist es, mein lieber Maire, und Du, mein Kind! Ich habe Nachrichten über François Duprès, aber leider sind es nicht die günstigsten, und Eure Güte wird für ihn sehr wohlthätig sein," rief der Geistliche.



Justus Freiherr von Liebig.

„Ich durfte ihn nicht hinausziehen lassen in das wüste Paris,“ sagte Meunier, „aber ich war ein verblendeter Thor, der sein liebes Kind fast um Geld und Gut an einen alten, grauen Sünder verhandelt hätte. Sagt, Herr Pfarrer, wo befindet sich François, damit ich ohne Verzug nach Paris reise und den Schlingel hierher hole, vorausgesetzt, daß er ein redlicher Mensch geblieben ist.“

„Das ist er geblieben, Vater,“ schluchzte Alice. „François konnte nicht schlecht werden!“

„Was wissen Sie von François, Herr Pfarrer?“ fragte der Maire.

„Der arme Junge lebt mühselig von seiner Hände Arbeit. Alles, was er begann, ist ihm mißlungen, und jetzt beabsichtigt er in's Heer zu treten, um bald den Tod in einer Schlacht zu finden.“

„Oho, das soll er nicht!“ schrie der alte Meunier. „Gott im Himmel, wie weit hat meine Härte den armen Teufel gebracht. Alice, morgen reise ich nach Paris. — Ihr wißt doch, wo der arme Mensch zu finden ist, Herr Pfarrer?“

„Ganz gewiß weiß ich das,“ lachte der Geistliche, „der François' Augen durch die grünen Weinblätter leuchten sah. Ihr könnt ihn fast mit Händen greifen.“

„Er ist in Carillon, gesteht es nur, Herr!“ rief außer sich vor Freude Alice.

„Hier bin ich ja, Ihr guten Menschen!“ jauchzte der glückliche François, indem er mit dem Kopfe durch die Weinreben hindurch in's Zimmer fuhr.

„François! mein François!" stammelte Alice, den Kopf des Geliebten mit beiden Händen fassend und unter Freudenthränen seine Lippen küssend.

„Nur herein, Junge, nur herein!" rief der hocherfreute Maire. „Gott segne Deinen Eingang — fort sollst Du nicht wieder, denn Du hast ein Vaterhaus gefunden!"

François' Kopf verschwand und einen Augenblick später sprang ein junger, eleganter Mann in's Zimmer und auf Alice zu, die er mit stürmischem Entzücken umfaßte. Alice schrie laut auf und der alte Maire riß verwundert die Augen auf.

„Kennt Ihr mich denn nicht? Ich bin ja François Duprès — Alice, Vater Meunier!" und François umarmte jubelnd bald Alice, bald Meunier und den Pfarrer.

„Aber wie stattlich siehst Du denn aus?" rief der Maire. „Herr Pfarrer, Ihr sagtet es ginge ihm schlecht, und doch ist er gekleidet wie ein Edelmann und trägt eine schwere goldene Kette!"

Der alte Geistliche lachte aus vollem Herzen.

„Was ist denn eigentlich aus — Ihnen geworden, Herr Duprès?" fragte verdutzt der Maire.

„Erster Kammerdiener Ihrer Majestät der Kaiserin Josephine bin ich!" erwiederte François — „und hier Vater Meunier sind zwölftausend Franken — jetzt haltet Wort und gebt mir Alice zur Frau!"

Dem alten Meunier gingen die Augen über. „Und wärest Du arm und elend zurückgekommen, François Duprès, ich hätte Dir mein Kind auch nicht verweigert. Gott hat Deine Mühe gelohnt — sein Name sei gelobt!"

„Amen!" sagte der Pfarrer — „und wann ist die Hochzeit?"

„Wenn die Ausstattung fertig ist," versetzte Meunier, „und die muß ich nun doch etwas nach Pariser Schnitt einrichten lassen?"

„Deshalb bemüht Euch nicht, Vater Meunier, Alice's Ausstattung übernimmt Ihre Majestät, die Kaiserin, und hier, meine Alice ist ein Geschenk der Kaiserin, ich sollte Dir es einhändigen, wenn ich Dein Herz in alter Liebe und Treue für mich schlagen fände." Mit diesen Worten öffnete François ein Kästchen, und das goldene Armband blitzte dem entzückten Mädchen entgegen.

„Von der Kaiserin!" schrie Meunier. „Ach, François, wie beschämst Du mich! Als Du arm warst, wies ich Dir die Thüre und jetzt, wo Du ein vornehmer Mann geworden, suchst Du das Haus des hartherzigen Bauers auf, um Glück und Ehre über dasselbe zu bringen."

„Laßt das, Vater Meunier — Ihr wolltet ja auch den armen François aufnehmen und ihm die Hand seiner Tochter geben. Seid mir ein lieber Vater, ich will Euer treuer Sohn sein mein Leben lang!"

Die Kaiserin Josephine erlangte leicht Napoleon's Erlaubniß zur Verheirathung Duprès mit Alice. Bis zum Tode seiner hohen Gebieterin blieb François ihr treuer Diener, dann verließ er den Hof und kaufte ein hübsches Gut, nicht weit von Carillon, wo er, ein rüstiger Greis, hochgeehrt von Alt und Jung an der Seite seiner Alice dem Ende seiner Tage heiter entgegen sieht. Obgleich die Zeit sein und Alicen's Haar mit Silber durchflochten, so sind doch ihre Herzen jung und frisch geblieben, und umgeben von wohlgerathenen Kindern und blühenden Enkeln erhebt sich ihr Auge oft stilldankend zu Gott, der Alles so wohl gemacht. — —

Otto Moser.

Justus Freiherr von Liebig.

Unsere Zeit ist reich an solchen Männern, welche den langsamen Entwickelungsgang der Wissenschaften durch einen mächtigen Anstoß plötzlich um ein gutes Stück vorwärts brachten; und ihr gewaltiger Charakter bleibt sich also auch hierin gleich.

Daß dies ganz besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaft der Fall gewesen ist, ist schon so oft gesagt worden, daß man sich allgemach zu scheuen beginnt, es noch einmal auszusprechen, weil kaum noch Jemand ist, dem es noch neu sein könnte.

Unser umstehendes Bild zeigt uns die Züge eines Mannes, der vor vielen anderen zu den treibenden Kräften auf dem weiten Felde der Naturwissenschaft gehört. Die Chemie ist bekanntlich sein Fach; denn welcher Gebildete kennt „Liebig's chemische Briefe" nicht!

Aus der aberwitzigen Verirrung der Alchemie längst herausgetreten, auch nicht mehr blos die Dienerin der Heilkunst und der Gewerbe, schwingt jetzt die Chemie mit vollster Berechtigung auf dem weiten Kampfplane, wo die Erforschung der Natur mit dem Aberglauben ringt, den siegbaften Herrscherstock.

Im Bunde mit der Physik, ihrer Zwillingsschwester, die ihr Waage und Mikroskop als Waffen leiht, dringt sie unaufhörlich in für unnahbar gehaltene Gebiete immer tiefer ein. Unheimliche Gespenster, welche bisher die Träume der Naturforschung bevölkerten, wie der nisus formativus (Bildungstrieb) und die Lebenskraft, zieht sie an das helle Licht ihrer Nähe, wo sie verschwinden und im Wesen der Siegerin aufgehen.

Wir nannten die Physik die Zwillingsschwester der Chemie. Aber auch diese Bezeichnung des allernächsten Verwandtschaftsgrades drückt die innigen Beziehungen zwischen beiden kaum hinreichend aus. Die Bewegung, welche bisher unangetastet als Gebietstheil der Physik galt, ist eben so sehr Eigenthum und Begleiterin jedes chemischen Vorganges. Die Lehre vom Leben und von der geistigen Seite der belebten Wesen, Physiologie und Psychologie, können fortan ohne Chemie in jener Verschwisterung mit der Physik nicht mehr gedacht werden.

Wenn gleich Liebig in seinen berühmten chemischen Briefen seiner erhabenen Wissenschaft nicht bis an die äußersten Grenzen ihrer Berechtigung gefolgt ist, so bleibt er darum nicht weniger der hervorragendste der lebenden Chemiker, gleichsam der Vertreter derselben.

Gießen, die kleine Universität seines Vaterlandes (Liebig ist am 12. Mai 1803 in Darmstadt geboren) machte er zu dem Sammelplatz aller Nationen, welche am Fortbau der Wissenschaft sich betheiligen. Mehr als ein Vierteljahrhundert hindurch, von 1824 bis 1852, machte er das kleine Gießen nach und nach zu einem Sterne ersten Glanzes. Ihm verdankt es Deutschland großentheils, daß es vor andern Ländern reich an ausgezeichneten Chemikern ist; denn sein Beispiel, seine Lehre, ja selbst sein Widerspruch herausforderndes Sein bilden die treibende Kraft, um hier den allseitigsten Wetteifer hervorzurufen.

Ohne die Arbeiten seiner Vorgänger verkennen zu wollen, darf man doch sagen, daß das mächtige Vorwärts, was in die Landwirthschaft gedrungen ist, wesentlich Liebig's Werk ist. Sein berühmtestes, wenn auch vielleicht nicht sein bestes Werk: „die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur" (1840) durchdrang alle Schichten des ackerbauenden Publikums, vom pflügenden Bauer an bis zu dem das Pflanzenleben studirenden Gelehrten. Es rief eine förmliche Liebigsliteratur hervor, in welcher vielerlei praktische und wissenschaftliche Interessen einen heißen Kampf führten. Sind auch gegen dieses Buch mit Grund manche Einreden erhoben worden, so beginnt doch mit ihm, wie mit Liebig überhaupt, die innige experimentirende Anwendung der Chemie auf die Erforschung und Pflege des Lebens der Pflanzen und der Thiere, denn bald (1842) ließ er jenem ein ähnliches Buch folgen: „die Thierchemie oder organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie."

Glühende Begeisterung, rücksichtslose Geltendmachung seiner Ideen und Ergebnisse, wenigstens auf dem Gebiete seiner unmittelbaren Wissenschaft, und meist das Richtige treffende Genialität sind die Grundzüge von Liebig's Charakter als Gelehrter.

Nachdem er kurz vorher einen Ruf nach Heidelberg abgelehnt hatte, nahm er 1852 einen solchen nach München an, wo er seitdem am Fortbau seiner großen Wissenschaft rüstig weiter arbeitet. Es steht zu hoffen, daß er nicht verabsäumen werde, derselben, wie wir uns oben ausdrückten, nun bis an die äußersten Grenzen ihrer Berechtigung zu folgen, wozu er vor zwei Jahren durch einen lauten Ruf aufgefordert wurde.

Spiegelbilder aus Persien.

Spitzbübereien der Perser. — Der Schach und sein Volk. — Zwei Feueranbeter. — Derwische als Betrüger und Heilige. — Die Armee und ihre Renommage. — Persien, das vormalige Paradies. — Zukunft Persiens bei einem Kriege zwischen England und Rußland.

(Schluß.)

Der Reisende, sagt Flandin, muß in Persien eine volle Börse und gute Waffen haben und darf nicht anstehen, diese zu gebrauchen, zuweilen genügt indessen auch die Anwendung der Peitsche. Flandin selbst lernte sie gebrauchen, ein so gutherziger Mann er auch war. Als er von Isvahan aus in's Innere gereist war, kam er sehr bald mit dem Maulthiertreiber, den er gemiethet, in Streit. Nachdem dieser sich hatte vorausbezahlen lassen, brachte er schlechtere Maulthiere, als er verheißen, und als eins derselben unterwegs gefallen war, weigerte er sich ein Pferd zu kaufen, unter dem Vorgeben, er habe sein Geld in Isvahan gelassen. Flandin ließ ihn durchsuchen, man fand nichts. Nach einigen Peitschenhieben kam indessen die Börse zum Vorschein, der Maulthiertreiber kaufte das Pferd und wurde von da ab der höflichste Mann von der Welt. Als Flandin die Ruinen von Persepolis durchforschte, wollte der Vorsteher eines kleinen Dorfes ihn chikaniren und aus den Gärten vertreiben, wo er sein Lager aufgeschlagen hatte, obwohl der Firman des Sultans ihn dazu berechtigte. Flandin mußte förmlich mit ihm kämpfen und wurde dabei beinahe erschossen. Als dies ein höher stehender Beamter vernahm, ließ er dem Unverschämten sofort die Bastonade geben. Am andern Morgen erschien derselbe bei Flandin, leistete Abbitte und war die Höflichkeit selbst. Ein ander Mal verlangten die Wächter an der Landstraße, eine Art Landsoldaten, einen Tribut von ihm, da ritt sein Courier unter sie, und hieb, den Firman zeigend, auf sie los. Da baten sie mit einem Male um Entschuldigung. Dieser Courier hatte eine Forderung an den königlichen Schatz in Schiraz. Der Schach hatte selbst die Bezahlung angewiesen, sie wurde aber nicht geleistet und auch Flandin's Verwendung konnte ihm nicht dazu verhelfen. Der Mann war in Verzweiflung. „Hätte ich nicht Weib und Kind," rief er aus, „ich bäte Euch, mich mit nach Frankreich zu nehmen." —

Solche Zustände können natürlich nur schlechte Folgen haben. Alles geht in Persien zurück und wird schlechter. Der Patriotismus erstirbt und der Funke von religiösem Fanatismus, der noch unter der Asche brennt, welche dieses unglückliche Land bedeckt, ist nicht mehr im Stande, die Herzen der Perser zu erwärmen. Einige plünderungssüchtige Khans bleiben so lange um den Thron, als noch Gold in dessen Umgebung glänzt, aber unter dem Volke giebt es sehr Viele, die den Schach und seine Veziere mit Verachtung ansehen und ihre Blicke auf die Fremden richten. So sehen die nördlichen Provinzen auf Rußland, die südlichen auf England. Nach Flandin's Urtheil, das aber in diesem Punkt sehr einseitig ist, haben die Engländer seit vierzig Jahren alle Mittel angewandt, das persische Volk zu schwächen und herunterzubringen. Alle einflußreichen Männer des Landes sollen von England bezahlt sein und dieses soll überall seine Agenten haben. Es liegt auf der Hand, daß das Thorheit ist. Ein so demoralisirtes Volk wie die Perser, braucht man wahrlich weder herunterzubringen noch zu kaufen, es fällt dem stärkeren Nachbarn von selbst zu. Flandin selbst sieht sich überdies genöthigt, die in Persien beschäftigt gewesenen englischen Diplomaten Sir John Malcolm und Morier, den Verfasser des Hadji Baba wegen ihrer Verdienste um Persien zu rühmen.

Während Flandin die Ruinen von Persepolis durchforschte, begegnete er unter Anderm auch zwei Anbetern des alten persischen Feuerdienstes. Es waren alte Leute mit Turbanen statt der Kappen von Lammfell, die man sonst sieht, und langen weißen Bärten. Sie wechselten ein Paar Worte in einer Sprache mit einander, die Flandin nicht verstand, dann redeten sie ihn Persisch an und sagten ihm, sie seien Kaufleute aus Yerd, die von einer weiten Reise aus dem Norden zurückkehrten; als Feueranbeter könnten sie nicht vor dem Palast von Persepolis vorbeigehen, ohne ein frommes Gebet gesprochen zu haben. Damit häuften sie trocknes Laub und Holz auf dem Felsen, auf dem sie standen, zu einem Scheiterhaufen zusammen, zündeten ihn an und sprachen ein Gebet in der Zend-Sprache. Es überkam Flandin ein eignes Gefühl, als er diese lebendige Scene vor sich sah, die er so oft auf den Basreliefs des Palastes mit Inschriften derselben Sprache, die sie redeten, erblickt hatte. Seit zweitausend Jahren hatte sich also dieser Gottesdienst trotz aller Verfolgungen von Seiten der Mohamedaner erhalten! Es wurde ihm tief feierlich zu Muthe, als er die beiden Greise niederknien und die Flamme verehren sah, und noch lange blickte er der Rauchsäule nach, die über die mit Ruinen bedeckte lautlose Ebene emporstieg.

Die übrigen Reisenden, welche Flandin dann und wann antraf, konnten nie begreifen, was er unter den alten Steinen mache. Einige meinten, er müsse wohl in seiner Heimath keine so schönen Denkmäler haben, Andere aber, die Schlauköpfe sein wollten, meinten, er grabe nach Schätzen. Daß er ein Interesse daran haben könnte, wenn die Ausgrabungen ein neues schönes Relief zu Tage brachten, kam ihnen nicht in den Sinn. Es erzeugte sich daher auch der Glaube, die Franken hätten Gold und Juwelen gefunden und besäßen eine Vase mit funfzig Pfund goldner Münzen, von denen sie einen Theil dem Schach geschickt hätten.

Flandin mußte daher des Nachts stets auf seiner Hut sein, und er ließ zwei Soldaten Wache stehn und ein großes Feuer vor diesen unterhalten, damit sie Jeder sehen konnte.

Einmal, als er eben die fabelhaften Ungethüme auf den Basreliefs studirte, trat ihm ein Mann entgegen, der in ein Tigerfell gekleidet, aber an Beinen und Armen nackt war; über seine Brust hing ein langer Talisman und an seiner Seite eine Schaale von indianischer Cocusnuß. Diese enthielt etwas Honig, den er Flandin anbot, um ein Almosen dafür zu fordern. Es war ein Derwisch. Die Sonne hatte seine Haut geschwärzt und das Haar flatterte lang um seine Schultern. Diese Derwische oder Fakire bilden die Plage von Persien. Sehr oft sind es entlaufene Sträflinge oder Räuber, die sich für Heilige ausgeben. Unter dieser Maske durchstreifen sie das Land, lassen sich nieder, wo es ihnen gefällt, und bleiben dort so lange sie wollen. Niemand wagt es, ihnen Obdach zu verweigern. Mit den Worten: Ya, Ali! erhalten sie Alles, was sie verlangen. Sie stehen in dem Rufe, Mittel für alle Uebel zu besitzen und treiben damit den unverschämtesten Betrug. Der Schach selbst hielt sich einen Derwisch, der stets in seiner Residenz war und ihm folgte, wohin er zog. Dieser Derwisch war der größte Lump, ein Spieler, Trunkenbold und Gauner. Dies hinderte jedoch nicht, daß er als Heiliger verehrt und daß ihm nach seinem Tode ein Grab errichtet wird, auf dem er den Namen eines Iwan erhält und dem die tiefste Verehrung gewidmet wird. Nur wenige unter diesen Derwischen sind noch religiöse Fanatiker, die ihr Leben in Gebet und Fasten vollbringen.

Als Flandin zuerst Persien betrat, an der nördlichen Grenze, erfuhr er einen praktischen Beweis, wie sehr das persische Volk im Allgemeinen die Russen haßt. Als er den ersten Halteplatz skizzirte, wurde er von einem Steinhagel, Schimpfreden und dem Wort: „Moskowit" begrüßt. Daß es noch andere Franken, als Unterthanen des Czaren gebe, davon hatten die Leute keine Ahnung. Der Verlust von Georgien und die Niederlage an den Ufern des Araxes lag ihnen noch im Sinn. Ebenso groß ist ihre Abneigung gegen die Türken, die aus religiösem Sectenhaß entspringt.

Dabei gaben sie die lächerlichste Eitelkeit kund. „Und wenn die Türkei noch einmal so groß," rief ein alter Mollah, der damalige Premierminister des Schachs aus, „für Persien wäre sie nur ein Frühstück." Bei dieser Rodomontade muß man nur an die Armee denken, wie Flandin sie beschreibt. Die Offiziere sind entweder Knaben, wie schon oben erwähnt wurde, oder von Ausschweifungen und Lastern entartete Menschen, in denen kein Funke Ehre und Vaterlandsgefühl lebt, und die nur für große Epauletten und Dekorationen Sinn haben. Die gemeinen Soldaten werden mit Gewalt zum Dienst gepreßt, dem sie zeitlebens angehören, und erhalten so kleine Rationen und so selten Sold, daß sie fortwährend dem Hunger preisgegeben sind. Der Schach giebt das Geld hierzu an seinen Premierminister und dieser giebt es weiter; bis es jedoch durch alle Beamtenhände hindurchgegangen ist, schwinden die 12 Tomauns (ungefähr 60 Thlr.), welche der Mann jährlich erhalten soll, auf die Hälfte zusammen. Flandin sah ein Regiment, das seit 2 Monaten keinen Sold erhalten hatte. Zuweilen treibt das Elend sie zur Meuterei, und sie erlangen da-

durch eine Abschlagszahlung, mitunter zieht man es aber auch vor, das Regiment aufzulösen und ein neues zu bilden. Die Beförderung hängt nicht von der Kenntniß, sondern von der Geburt, den Launen oder Intriguen ab. Prinzen und Khans, die nichts vom Militairwesen verstehen und nie gedient haben, erhalten die ersten Stellen und werden mit Kommandos betraut, von deren Ausführung sie keine Ahnung haben. Welcher Grad von Vertrauen hieraus erwächst, kann man sich vorstellen, und ebenso, welches Schicksal einer Armee mit solchen Führern wartet, sobald ihnen europäische Truppen oder kriegerischere asiatische Völker entgegentreten.

Die Artillerie ist so schlecht, daß bei der Belagerung von Herat alle Kugeln über die Stadt hinwegflogen und die Soldaten fortwährend um dieselbe herumliefen, um die kostbaren Geschosse wiederzuholen, von denen nur eine kleine Zahl vorhanden war. Dabei kommandirte Hadji Mirza Agassi, derselbe, der die Türken lebendig essen wollte. Man kann sich denken, wie sich der russische Gesandte General Simonitch, ein alter Offizier aus Napoleon's Armee, dabei belustigt hat.

Vor der Stadt lag eine ganze Armee, die wie eine Kolonie aussah. Da war ein Bazar und allerlei Läden, das Zelt des Sultans sah allein wie eine kleine Stadt aus. Die Perser mußten auch wohl selbst kein Vertrauen zu ihrer Belagerungskunst haben, denn sie pflügten und besäten die Felder der Umgegend und brachten auch glücklich die Ernte ein.

Wenn auch englische oder französische Offiziere dann und wann Unterricht in der Armee ertheilt hatten, so verschwanden die Spuren desselben augenblicklich wieder, sobald sie fort waren.

Flandin sahe 6000 Mann im Lager unter des Schachs eignem Befehl. Die Leinwandzelte standen ganz regelmäßig, die Kanonen waren in Ordnung und wurden von Schildwachen mit gezogenen Säbeln bewacht, auch die Pferde waren an ordentlichen Krippen angebunden. Bei der Parade oder im Felde sah es indessen anders aus. Da waren die Uniformen zerlumpt, das Riemenzeug schmutzig, die Musketen schlecht, oft ohne Schlösser, zuweilen hatten die Soldaten auch gar keine, und diese selbst sahen jämmerlich aus. Das waren die Elemente der Regimenter, die unter den glänzenden Bannern des Löwen und der Sonne standen!

So sieht es jetzt in dem Lande aus, in dem der Sage nach der Garten blühte, den die Stammältern der Menschen bewohnten, wo im Brudermord der erste Krieg geboren, die ersten Töne der menschlichen Stimme ertönten. Es geht mit Riesenschritten seinem Verderben und endlichem Untergange entgegen.

Wenn Rußland wirklich die Absicht hätte, das britische Indien anzugreifen, so würde ihm Persien kein Hinderniß in den Weg legen. Es hätte nur die Schwierigkeiten zu fürchten, die ihm die Natur in den weiten, unermeßlichen Wüsten entgegenstellt, in denen es weder Wasser noch eine Vegetation giebt. Dort könnten ihnen allenfalls die Angriffe der unregelmäßigen persischen Cavallerie, sowie die Kurden, Araber und Turkomannen gefährlich werden, die noch in der Weise der alten Parther kämpfen und sehr geschickt mit ihren Waffen umgehn, auch meistentheils gut beritten sind. Vor der geschlossenen russischen Armee würde sie freilich wie Spreu auseinander fliegen, sobald sie ihr aber auf einer langen Linie in einzelnen Abtheilungen begegneten, würden sie dieser sehr gefährlich werden. Es läßt sich daher nicht sobald erwarten, daß Rußland zu diesem Wagestück schreiten werde. England kann keine bessern Barrieren für seine Besitzungen im Osten haben als die Türkei, Afghanistan und Persien mit ihren Wüsten. So lange diese Länder nicht von dem Koloß des Nordens verschlungen sind, haben die Kosaken an den Grenzen Indiens wenig Aussicht. Anders würde freilich das Verhältniß, wenn Rußland sich Constantinopels bemächtigen dürfte. Würde das schwarze Meer sein Eigenthum und gelangte es dazu, eine Seemacht zu gründen, so würde es seine Macht so verstärken, daß es wohl an den Versuch gehen könnte, nach Asien vorzudringen. Denn dann würde ihm auch der Westen dienstbar werden müssen und Preußen und Oesterreich würden nur noch Provinzen an seinen Grenzen bilden.

Ein Stiergefecht in Barcelona.*

Von E. A. Roßmäßler.

In Zügen strömte das Volk nach der plaza de toros, welche alles Schmuckes baar aus Balken und Bretern fest aber roh zusammengefügt in eine Staubwolke gehüllt vor mir lag. Ich betrat nicht ohne das Gefühl einiger furchtsamen Scheu vor dem grausamen Schauspiel das Gebäude, welches von zahlreichen Cavalleriepikets umstellt war, woraus ich eine nicht unnöthige Vorsicht des Gobernadors abnahm. Schon mehrmals ist aus der furchtbaren Aufregung, worein das spanische Volk stets die Carridas versetzen, eine revolutionäre Bewegung geworden, zu denen besonders der Katalonier stets geneigt ist. Das Innere des ungeheuern Amphitheaters bot einen großartigen Anblick. In kurzer Zeit füllten sich die in sombra y sol (Schatten und Sonnenseite) getheilten Zuschauerräume, in deren Mitte die große Arena lag, umgeben von der barrera, die gerade hoch genug ist, um von den leichtfüßigen Toreadores oder, wie die Stierkämpfer auch heißen, Toreos im rettenden Sprunge überflogen werden zu können.

Die bunte, schaulustige Menge flimmerte wie heiße Luft vor meinen Blicken, denn Tausende von Fächern und fächerähnlichen Luftwedeln, die man für 2 Quartos zu jeder Carrida kauft, waren in fortwährender Bewegung. Der excelentisimo Señor el Gobernador führte den Vorsitz des Schauspiels, was in Madrid zuweilen die Königin selbst thut. Das Volk zitterte bereits vor Erwartung und Ungeduld, das jeden Sonntag gesehene Schauspiel auch heute wieder zu genießen. Er gab also das Zeichen zum Beginne. Ein Seitenthor wurde geöffnet und ließ in feierlichem Zuge die cuadrilla (Kämpfergesellschaft) ein, voran drei Alguacils zu Pferde in altspanischer schwarzer Tracht. Einer derselben erhielt aus der Hand des Gobernadors den Schlüssel zum Chiquero (Stierzwinger). Alle nicht zunächst am Kampfe Betheiligten verließen die Arena. Es blieben blos die stets drei berittenen Picadores† und acht Capoteros; alle in bunter Tracht aus Sammet und Seide und mit Goldtressen bedeckt. Jeder Picador nahm dem Gobernador gegenüber links vom Thore, durch welches der Stier hereinkommen sollte, in etwa acht bis zehn Schritt Abstand vom andern und etwa 2 Schritt von der Barrera seinen Platz ein. Wie Eisenmänner saßen sie auf ihren werthlosen alten mageren Pferden, denn diese gehen ja meistens drauf, fest im maurischen Bügel. Ihr rechtes Bein ist gepanzert, und das rechte Auge des Pferdes durch ein Tuch geblendet. Die unglücklichen Thiere dürfen den Feind nicht sehen, der ihnen das spitze Horn in die Eingeweide bohrt. Eine Todtenstille drückt die auf's Höchste gespannte Erwartung der Zuschauer aus. Das Signal ertönt, das Thor öffnet sich und mit hoch erhobenem Schweife und gesenkten Hörnern stürmt der Stier herein, zwecklos über die Arena dahin brausend. Da erblickt er einen der einzeln vertheilten Capoteros und stürzt auf ihn ein. Wird er ihn aufspießen? Erst als der Stier sich seiner Beute gewiß glaubend, den Kopf zum tödtlichen Stoße senkte, hüpfte der Capotero, als gälte es einen Scherz, auf die Seite und der Stier rennt auf einen andern los. Der entfaltet seinen bunten seidenen Mantel (capa), seine einzige Waffe, vor den wüthenden Blicken des Stieres und lockt ihn damit nach einem Picador. Die lange feste Pika mit nur zwei Zoll langer Eisenspitze unter den eisernen Arm geklemmt, erwartet dieser das Anstürmen des Stieres, auf dessen Widerrist eine eingehakte bunte Bandschleife flattert, die Grenze bezeichnend, zwischen der und den Hörnern allein jener ihn treffen darf. Der Stoß sitzt. Der Stier,

* Als Seitenstück zu dem „Stiergefecht auf der Insel Madagaskar" in Nr. 5 der Gartenlaube mag es erlaubt sein, hier ein spanisches Stiergefecht zu beschreiben, was ich am 17. Juni v. J. in Barcelona mit angesehen habe.

† Es sind fünf verschiedene Kämpfer: der Picador, zu Pferde, mit einer festen Lanze, pica, die an ihrem stumpfen Ende eine kurze Eisenspitze hat; der Capotero, ohne Waffen, blos mit einem großen, bunten seidenen Mantel, capa, zum Abwehren und Anlocken des Thieres versehen; der Banderillero mit zwei Banderillas bewaffnet; der Espada mit dem Degen und der Cachetero mit dem dolchartigen Messer.

den Schmerz nicht achtend, drängt nach dem Bauche des Pferdes, das stumpfe Ende der Pica verhindert ein tieferes Eindringen derselben, und so fest hat der Picador sie gepackt, und so fest sitzt er im Sattel — das Pferd wird wohl zehn Schritt weit seitwärts gedrängt. Der Stier läßt ab und stürzt auf den zweiten Picador. Dessen Pica gleitet ab und der Stier bohrt sein rechtes Horn tief in den Leib des Pferdes und hebt es sammt dem Reiter hoch empor. Es stürzt todt zusammen. Der Picador liegt unter ihm. Da fahren von allen Seiten, wie zuckende Blitze ihre verschiedenfarbigen Capas schwingend, die Capoteros herbei, um den Stier von dem Picador zu entfernen, der ja sonst verloren wäre. Wüthend stürzt das Thier, durch das tobende Bravo der Menge noch wüthender gemacht, auf den Schwarm der Capoteros los, die nach allen Seiten auseinanderstieben und sich zum Theil durch einen Schwung über die Barrera retten. Doch der Stier — mir erstarrte das Blut in den Adern — erhebt sich auch auf die Barrera und — es ist ihm gelungen, im schwerfälligen Sprunge jenen zu folgen. Ein Schrei des Entsetzens folgt der lautlosen Stimme. Der Stier ist nun in dem Callejon, einem schmalen Gange zwischen der Arena und der Contrabarrera, den ersten Zuschauerreihen. Wie Gedanken sind die Capoteros längst wieder hinüber in die Arena gehüpft und das schnaubende Thier rennt in der engen Gasse fort, denn hier fehlt seinem ungelenken Körper der Platz zum Anlauf, um die zweite Wand nach den Zuschauern zu überspringen. Es ist dies jedoch schon einige Male geschehen und es haben schon Zuschauer ihre grausame Lust mit dem Leben gebüßt. An eins der vier geöffneten Thore gelangt, stürmt er wieder in die Arena. Er theilt seine Wuth zwischen dem todten Pferde und den Toreros wieder. Doch das Volk verlangt nach Abwechselung. Die Picadores entfernen sich. Es erscheinen die 4 Banderilleros. Sie gleichen den Capoteros, doch haben sie keinen Mantel und als Waffe, mehr noch ein grausam neckendes Spielzeug, hat jeder zwei Banderillos. Das sind etwa drei Fuß lange Stäbe, mit bunten Bändern und Papier verziert und an einem Ende mit einem spitzen Widerhaken. Auch sie dürfen wie die Picadores den Stier nicht angreifen. Wenn der sie nicht freiwillig angreift, müssen ihnen wieder die Capoteros ihn zutreiben. Festen Fußes erwarten sie sein Anstürmen und wenn er vor ihnen den Kopf, um sie anzuspießen, senkt, stechen sie ihn beiderseits die Banderillos in den Nacken und mit einer gewandten Wendung gleiten sie aus der tödtlichen Nähe, wobei ihnen oft kein anderer Ausweg bleibt, als ein Sprung über den Stier selbst. So wird der Stier nach und nach mit zehn oder noch mehr Banderillos gespickt. Er schüttelt furchtbar schnaubend den Kopf, um die stechenden Bremsen los zu werden, daß die festsitzenden Stäbe an ihm herumflattern und seinen Schmerz nur vermehren. Sein Nacken ist mit Blut überströmt und das Jubeln des Volks steigt mit seiner Wuth und mit seiner Noth. Da ertönt der Ruf: „espada! espada!" Man will das Ende und einen neuen Stier. Es sollten heute ja acht getödtet werden.

Die Banderilleros mußten hinaus; der Espada mit dem langen Degen (espada) trat ein. In der Linken trägt er die Mulva, ein blutrothes Tuch, das an einer Seite durch einen Stab offen und flatternd gehalten wird. Während der Stier von den Capoteros beschäftigt wird, tritt er mit gespreizter Großthuerei vor den Gobernador hin und hält eine prahlerische Rede, die mit einem eviva auf ihre Majestät la reyna Isabel segunda schließt. Dann wirft er seinen sombrero calañes (den spanischen Hut) hoch in die Luft und wendet sich zu dem Stiere. Die Capoteros treiben ihm diesen bald zu, wenn er den Espada nicht freiwillig angreift. Doch es ist Regel, daß der Espada in zwei oder drei Gängen mit der vorgehaltenen Muleta die Stöße des Stieres auffängt, um erst das Naturell desselben kennen zu lernen; erst beim dritten Angriffe bohrt er ihm den Degen in den Hals. Der Stoß gelang. Bis an das Heft drang er ein und der Stier rennt damit noch einmal durch die Arena. Das Blut strömt ihm aus Maul und Nase; er spreizt, um sich zu halten, die Beine und sinkt entseelt zu Boden. Doch nein. Er ist vielleicht noch nicht todt, und, wie mein guia del aficionado a los corridas de toros sagt, „um den Zuschauern" — nicht dem armen Stiere — „den Anblick des Todeskampfes zu ersparen," stürzt nun der Cachetero* herbei und stößt dem gefallenen Stiere ein Messer (cachetero) in's Genick. Noch ein letztes Todeszucken und — das Volk denkt schon mit Entzücken an den folgenden Stier. Es öffnet sich das erstgenannte Seitenthor und ein Gespann von drei feurigen, kaum zu bändigenden Mauleseln, mit blutrothen Quasten geputzt, werden hereingeführt. An einem Stricke, den man dem Stiere um die Hörner bindet, wird er im sausenden Galopp hinausgeschleift. Dann folgt ihm eben so die Leiche des Pferdes. Dann kamen die Mozos (Diener), um mit Rechen und Besen die Blutlachen zu beseitigen und ein zweiter Kampf begann; dem ersten gleich, nur noch mehr Pferde kostend. So wurden in zwei Stunden acht Stiere erlegt.

Man hat vielleicht unter den Kämpfern den Matador vermißt. Der Spanier kennt im Stiergefecht diese Benennung kaum; nur selten hört man sie und zwar nicht dem Espada, dem Hauptkämpfer, sondern dem Cachetero geben. Matador kommt von matar, tödten, her.

Nach dem fünften Stiere ging ich voll Ekel und Abscheu hinweg, und doch innerlich so aufgewühlt und zugleich abgestumpft, daß ich mit ziemlich kaltem Blute neben mir einen Menschenmord hätte begehen sehen können.

Man fühlt sich hier versucht, die sittliche Bedeutung der Stiergefechte und ihren Einfluß auf den Volkscharakter zu beleuchten. Doch ich überlasse dies dem Leser. Der Jähzorn des Spaniers findet hier seine Nahrung; dennoch aber glaube ich, von diesem absehend, den Spanier keineswegs roh und gemein nennen zu dürfen. Die Frauen bildeten mindestens die Hälfte der Zuschauer.

Am andern Tage las ich im Diario de Barcelona eine Kritik der Corrida, in welcher den Stieren Verse gewidmet waren, als wären es eben so viele Sänger oder Schauspieler gewesen. Bis zum nächsten Sonntag ist die Corrida Hauptgegenstand der Gespräche in den Cafés, in denen die Toreros, kenntlich an einem dünnen längeren Haarbüschel im Nacken, gesuchte Tischgenossen sind.

Drei von jenen acht Stieren wurden auf portugiesische Manier und von Asiaten bekämpft. Diesen noch viel gefährlicheren Kampf will ich in einer folgenden Nummer der Gartenlaube erzählen. Man fühlt sich auch hier gemüßigt, zur Erhöhung des Kitzels zu raffiniren. Zum folgenden Sonntage war ein gleichzeitig doppelter Kampf in der durch eine Scheidewand getheilten Arena angekündigt. Das muß die Gefahr für die Capoteros und Banderilleros wesentlich vermehren, indem sie, ihrem Stiere entspringend, leicht dem andern verfallen. Uebrigens ist der Erwerb der Lidiadores, auch so nennt man die Stierkämpfer, keineswegs ein bedeutender.

Die Regierung wird dem Volke die Stiergefechte nicht nehmen. Panem et Circenses!

* Sprich Catschetero.

Ein Königreich en Miniature.

Die Sandwich-Inseln und Bruder Jonathan. — Nichtsthun, die Lieblingsbeschäftigung der Eingeborenen. — Origineller Aufputz — Die Kinder und die Missionäre. — König Kamehameha III., der Billardspieler. — Der König amüsirt sich. — Hundefleisch, eine Delikatesse. — Cook's Todesbaum. — Honolulu. — Das gute Leben der Missionäre. — Das Aussterben der Nation. — Zutodebeten. — Kamehameha als Präsident der Republik.

In den letztverflossenen Jahren begegnete man häufig in den Zeitungen einer Notiz über die Sandwichsinseln, welche jeden Leser frappiren mußte. Die Bewohner derselben, hieß es, seien gewillt, die republikanische Staatsform anzunehmen, und sich dem Verbande der vereinigten Staaten von Nordamerika anzuschließen. Der König derselben werde zu dem Zweck seine Krone niederlegen und künftig nur noch als Präsident der neuen Republik fungiren. Wie, mußte man sich hierbei sagen, hat sich die Bewegung des Jahres 48 bis zum stillen Ocean fortgesetzt und wird ihr Wellenschlag auch schon an den Ufern dieser Inseln verspürt, deren Bewohner bis dahin im paradiesischen Zustande politischer und socialer Unschuld gelebt haben?

In der That, die Sache ist nicht zu leugnen. Diese Aenderung wird beabsichtigt und kann alle Tage vor sich gehen, aber die guten Sandwicher sind sehr unschuldig daran. Sie würden wahrscheinlich noch Jahrhunderte lang nicht auf diesen Einfall gekommen sein, denn sie leben auch jetzt noch in solcher Unschuld, daß sie nicht wissen, was gut oder böse ist, geschweige denn, daß sie die Monarchie von der Republik zu unterscheiden wüßten, aber Bruder Jonathan weiß, wozu ihm diese Inseln nützen können, und deshalb hat er sich aus christlicher Liebe über die bis dahin nackt umhergelaufenen Bewohner derselben erbarmt und sie rasch so weit civilisirt, daß er mit ihnen machen kann, was er will und daß es daher auch ein Leichtes für ihn ist, dort eine Republik zu etabliren.

Die Inseln haben eine vortreffliche Lage, und der Hafen der Hauptstadt derselben dient jetzt schon jährlich 200 Wallfischfahrern zur Station. Er ist 2800 Meilen von Mexico, 5000 von China, 2700 Meilen von den Freundschaftsinseln und 1700 von Californien entfernt. Durch die Verbindung des atlantischen Oceans mit dem stillen Meere würde er daher noch wichtiger werden, und Honolulu. Sie hat eine Bevölkerung von 5000 Eingeborenen und 400 Fremden. Unter diesen befinden sich 230 Amerikaner, 100 Engländer und 40 Chinesen. Die Eingeborenen gehören der malaiischen Race an und sind wahrscheinlich von Neu-Seeland und Tahiti auf diese Inseln verpflanzt worden, denn ihre Sprache ist dieselbe, welche dort gesprochen wird.

Das Land ist äußerst fruchtbar. Es erzeugt Zuckerrohr, süße Kartoffeln, Bananen, die in jüngster Zeit so berühmt gewordene Arrow-Wurzel und alle Arten tropischer Vegetabilien. Die Eingeborenen leben meistenstheils von Kalo oder Taro, einem Kraut, das große nahrhafte Wurzeln hat und wild an den Gewässern wächst. Die Amerikaner und die Chinesen bauen Zuckerrohr und Kartoffeln und ziehen daraus einen reichen Gewinn von den Wallfischfahrern, welche an den Küsten anlegen.

Die Eingeborenen lieben es vor Allem, nichts zu thun. Sie können dies allerdings auch durchführen, denn sie haben noch keine Bedürfnisse. Sie gehen nackt, leben in Grashütten und finden, was sie zu ihrer Existenz brauchen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, daß sie Vormittags an die See gehen, baden und sich



Honolulu — Die Königin Kinau mit ihren Ehrendamen.

es ist daher sehr natürlich, daß die Amerikaner darauf denken, sich alle Stationen zu sichern, welche für ihren Handel im Südmeere nach Californien und China von Wichtigkeit sind.

Die Kulturarbeit, welche sie mit den kindlichen Bewohnern der Sandwich-Inseln vorgenommen haben, ist aber so komisch ausgefallen, daß sie einen höchst humoristischen Anblick gewährt.

Ein englischer Reisender, der in den letzten drei Jahren zu seinem Vergnügen eine Reise um die Welt machte, Robert Elwes, hat auf dieser auch die Sandwich-Inseln berührt und eine sehr unterhaltende Schilderung ihrer Bewohner entworfen, und wir wollen unsern Lesern die Hauptsachen hieraus mittheilen, um sie über dieses Terrain der zu erwartenden neuen Republik zu belehren.

Die Sandwich-Inseln bestehen aus einer Gruppe von sechs größeren und vier kleineren Inseln, die nicht mehr ganz dieselben Namen tragen, welche ihnen Cook gab, als er sie im Jahre 1778 entdeckte und die noch meistentheils auf den Karten verzeichnet sind. Sie heißen vielmehr Hawaii, Maui, Molokai, Oahu, Kaui und Nihau. Auf Oahu befindet sich die Hauptstadt derselben, nachher auf dem Rasen umhertreiben. Dabei sind natürlich beide Geschlechter ungenirt beisammen. Die Frauen haben nur eine Art der Bekleidung und des Schmuckes. Sie tragen große Kränze von gelben oder rothen Blumen, von Mimosen oder Rosen, die sie vor der Sonne schützen und ihnen, da sie nicht häßlich sind, ein höchst poetisches Ansehen geben. — Ueber dieses Heidenthum haben sich nun in jüngster Zeit die Missionäre erbarmt, und indem sie den Malaien das Christenthum predigten, haben sie ihnen vor Allem auseinanderzusetzen gesucht, daß sie nicht mehr nackt gehen dürften. Das ließen sich die guten Sandwicher auch gefallen, denn für den Putz ist jeder Mensch empfänglich. Es wurde also vor Allem für die Bekleidung der Frauen gesorgt. Da wollte es aber die Frau des Missionärs, die an der Spitze dieses großen Civilisationswerkes stand, recht gut machen. Sie schnitt den Frauen Kleider zu, die sie bis an den Hals verdeckten, und seitdem sieht man die Sandwich-Damen in den entsetzlichsten Nachtröcken umherspazieren. Sie bestehen aus ganz gerade geschnittenen Blousen, die am Halse zugeschnürt, lose herabhängen und bis auf die Fersen reichen, so daß sich die armen Geschöpfe kaum darin bewegen

können. Dabei sind die Stoffe der Kleider begreiflicher Weise von lebhaften Farben, und man sieht entweder hellfarbige seidene Kleider oder rothbaumwollene, die mit großen gelben Blumen bedeckt sind. Die Aermsten sehen gerade aus, als wären sie mit Tapetenstücken behängt. Nun waren sie aber auch daran gewöhnt, schrittlings, wie die Männer zu reiten. Wo sollten sie dabei mit ihren ungeschickten Kleidern bleiben? Sie wußten sich folgendermaßen zu helfen. Sie halbirten die Blouse und zogen sie wie Hosenbeine an. Diese fabricirten sie aber nicht selten aus verschiedenen Stoffen, so daß man sie halb roth und halb gelb gekleidet auf den Pferden sitzen sieht. Die Kleidertheile reichen bis zum Steigbügel und gewähren einen unendlich komischen Anblick.

Statt der Kränze sollten sie große Strohhüte tragen. Daran haben sie sich aber am wenigsten gewöhnen können. Wenn der Bursch seinem Mädchen begegnet, will er es in dem liebiichen Naturschmuck sehen, und auch dieses will nicht davon lassen, weil es weiß, daß es hübsch darin aussieht. Die Kränze machen daher immer wieder ihr Recht geltend. Der Blumenkultus läßt sich nicht ausrotten.

Höchst ärgerlich war den Missionären ferner das gemeinschaftliche Baden beider Geschlechter. Sie verboten es ihnen, aber nun fand sich, daß die guten Sandwicher die Kunst des Zuhausewaschens nicht verstanden. Sie hatten weder Wasser noch Waschschüsseln. Sie gingen also ungewaschen umher und wurden immer schmutziger und trauriger. Da mußten ihnen die Missionäre wohl die Seebäder wieder gestatten, verordneten aber, daß sie in Kleidern baden sollten.

Am übelsten sind die Kinder daran, da die Missionäre auf diese am meisten Acht haben, um sich eine neue sittsame Generation heranzuziehen. Ihnen verboten sie ihre gewohnten Spiele, weil diese heidnisch sind. Seitdem wagen sich die armen Knaben und Mädchen kaum noch zu regen, und die ersteren sehen so ernsthaft und verschlossen aus, wie alte Leute. Die Natur wird sich indessen auch da schon zu helfen wissen, und sie werden ihre alte Fröhlichkeit wieder zu erlangen suchen. Aus lauter Civilisationswuth sind die Missionäre in die abgeschmackteste Barbarei gefallen. Die Europäer, welche sich auf den Inseln ansiedeln, werden indessen schon dafür sorgen, daß sich vernünftigere und freiere Sitten erzeugen. In Honolulu giebt es vier Kirchen, zwei für die Eingeborenen, eine protestantische für die Engländer und Amerikaner und eine katholische, der ein französischer Geistlicher vorsteht. Man findet aber auch schon sechs Gasthöfe, sechs Billards, zehn Kegelbahnen und zwei Zeitungen auf Honolulu. Der König Kamehameha III. ist ein leidenschaftlicher Billardspieler und seine Hauptbeschäftigung besteht in der Ausübung dieser edlen Kunst. Sein Premierminister ist ein ehemaliger amerikanischer Missionär, Dr. Judd, sein Staatssekretär sowie sein Arzt sind Engländer. In ihrer Hand liegt die Regierung des Landes, und sie sind nach Kräften bemüht, es zu fördern. Der König versteht die englische Sprache, spricht sie jedoch nicht fließend. Als Elwes ihm vorgestellt wurde, trug er eine blaue Uniform mit Epauletten und ein breites, carmoisinrothes Band um die Hüften. Ihm zur Seite stand sein Neffe, Prinz Alexander, der muthmaßliche Thronerbe. Die Königin, welche Elwes auf einem Spaziergang sah und rasch in sein Skizzenbuch zeichnete, war ganz im europäischen Styl gekleidet, und hatte zwei Ehrendamen zur Seite.

Elwes begleitete den König auf einer Fahrt nach Havaii auf dessen in Baltimore gebautem Schoner von 120 Tonnen. Dabei war derselbe ungemein fröhlich. Er scherzte und lachte mit Jedermann und tauchte, wenn er Fleisch oder Fisch aß, seine Finger in dieselbe Kürbisschaale mit Brühe, aus der ein Dutzend Andre aßen. Von dem Messer- und Gabel-Luxus macht man auf den Sandwich-Inseln noch keinen Gebrauch. Abends kam er gern zu Elwes, trank mit diesem Grog und rauchte Cigarren. Dabei erzählte er von dem früheren kriegerischen Leben seines Volkes, ihrer Geschicklichkeit im Schwimmen, Fechten und im Erlegen der Haifische, und schien den Verlust der guten alten Zeiten zu beklagen.

Die Mahlzeit des Königs, zu der Elwes geladen wurde, war im einheimischen Style hergerichtet. Sie bestand aus verschiedenen Fischarten, die theils gekocht, theils geräuchert, theils roh waren, und einem großen Hundebraten, der als größte Delikatesse gilt. Elwes kostete denselben und fand ihn nicht übel. Er schmeckte wie Schweinefleisch. Die zum Schlachten bestimmten Hunde werden eigends dazu mit Kartoffeln, Cocoa-Nüssen und anderen Pflanzenstoffen gemästet. — Zu dem Essen wurde nur Thee getrunken, denn öffentlich folgt der König dem Tempemny-Gebot, das Dr. Judd eingeführt hat. Der König ist von mittlerem Wuchs, aber kräftig und von gutem Aussehen. Die Häuptlinge der einzelnen Inseln sind aber meist sehr groß, oft sechs Fuß hoch. Auch die Frauen sind groß und gewöhnlich sehr fett.

Elwes besuchte die Stelle der Kearakakua-Bai, wo Cook seinen Tod fand. Die Bai ist eine Meile tief und mit Lavaklippen umgeben. Die Ufer sind mit Cocoanußbäumen umgeben. Ein Eingeborener erzählte den Vorfall ziemlich so, wie er in Cook's Reisen steht. Einige wollten sogar dabei zugegen gewesen sein, sagten dies aber offenbar nur, um sich wichtig zu machen. An dem Stumpf des Cocoanußbaumes, der der Stelle, an welcher Cook fiel, gegenüber steht, haben englische Offiziere eine Tafel, welche den traurigen Vorfall erzählt, angebracht. Die Krone dieses Baumes befindet sich im Hospitale von Greenwich. Sehr schön war die Ansicht der beiden mit Schnee bedeckten Berge von Havaii. Der Mouna Kea ist 13,764 Fuß, der Mouna Roa 13,430 Fuß hoch. Der letztere hat einen Krater, der fast in steter Bewegung ist und Feuer und Asche ausspeit. Er unterscheidet sich darin von allen andern. Die Lava ist in demselben in stets glühendem, kochendem Zustande, wird aber nicht ausgeworfen, sondern kommt nur als Asche zum Vorschein. Der Krater war ersichtlich früher weiter. Es scheint demnach, daß er in sich ausbrennt. Der des Mouna Kea ist schon erloschen.

Gleiche vulkanische Bildungen fand der Reisende auch auf der Insel Maui, die aus zwei durch einen Isthmus verbundenen Bergen besteht. Auf dieser liegt die Stadt Lahaina, die zwar nur größtentheils aus Grashütten besteht, aber mit ihren Gärten und Cocoanußbäumen einen recht hübschen Anblick gewährt. Auch dort wurde ein Haus für den König gebaut und ein Amerikaner hatte ein Hotel mit Billardzimmer und Kegelbahn errichtet, in dem man sehr gut speiset. Lahaina wird jährlich von zweihundert Wallfischfahrern besucht, die dort Gemüse einkaufen, das billiger ist, wie in Honolulu. Da sich kein Hafen dort befindet, müssen die Schiffe daselbst auf offener Rhede vor Anker gehen, wo die See der Korallenriffe wegen oft sehr hoch geht. Dort sieht man die Eingeborenen sich mit der größten Geschicklichkeit im Wasser bewegen. Die Frauen wie die Männer sind vorzügliche Schwimmer und können sehr lange im Wasser bleiben. Elwes wurde erzählt, daß die Frauen im Stande sind, zwölf Stunden darin auszuhalten.

Honolulu hat eine sehr romantische Lage. Die Stadt zieht sich an einem Bergrücken entlang, der sich vom Meeresufer allmälig erhebend, sechs englische Meilen weit erstreckt und die Höhe von 1100 Fuß erreicht. Die Thalebne, welche er bildet, ist vier Meilen breit und gewährt hinlänglichen Raum für die nach einem regelmäßigen Plan angelegte Stadt. Jetzt sieht sie zwar noch wie ein Dorf aus, weil sich große Zwischenräume zwischen den einzelnen Gebäuden befinden, die verschiedenen Hügel und Baumgruppen aber gewähren einen prächtigen Anblick.

Die Missionäre fand Elwes durchweg in sehr hübschen comfortablen Häusern, mit zahlreichen Familien umgeben, und in bestem Wohlstande. Unwillkürlich mußte er dabei immer lächeln, indem er der rührenden Phrasen gedachte, die man in London gebrauchte, wenn man von dem großherzigen Entschluß dieser Geistlichen sprach, die es unternähmen, 12,000 Meilen weit von der Heimath das Evangelium den wilden Bewohnern der Inseln des stillen Meeres zu predigen. „Ich weiß zwar nicht," sagt Elwes, „welche glänzende Stellungen diese Herren aufgegeben haben, aber die Unterschreiber zu den Beiträgen für ihre Unterstützung würden jedenfalls sehr erstaunen, wenn sie sie im besten Wohlleben fänden." Die Zahl der Einwohner hat sich nach und nach von 140,000 auf 110,000 verringert, so daß man hieraus den Schluß ziehen muß, daß die Race keine fruchtbare ist und allmälig aussterben wird. Der Leichtsinn, mit dem diese harmlosen Naturkinder dahinleben, hat sie auch zur Nachlässigkeit in der Erziehung der Kinder geführt. Sie sorgen für diese sehr schlecht und schenken sie sehr häufig weg, um der Last ihrer Erziehung überhoben zu sein. Dazu kommt, daß die von den Europäern zu ihnen gebrachten Krankheiten eine große Verheerung unter ihnen angerichtet haben. Die gewöhnlichsten Kinderkrankheiten, die Masern und der Keuchhusten, haben Hunderte von ihnen hinweggerafft. Sie sind

so weichlich und besitzen so wenig Widerstandskraft, daß sie sehr bald sterben, wenn sie erkranken. Während ihres Heidenthums war es bei ihnen Sitte, daß sie ihre Feinde todbeteten. Sobald der davon Betroffene dies erfuhr, erschrak oder grämte er sich gewöhnlich so sehr darüber, daß er bald darauf starb.

Auch diese Beschaffenheit giebt daher den Amerikanern die Aussicht, daß sie auch physisch binnen Kurzem vollständig Herren dieser Inseln sein werden, und dann bringt es die Natur der Sache mit sich, daß dieselben den vereinigten Staaten einverleibt werden. Wie aus der gegebenen Schilderung hervorgeht, brauchen sie indessen nicht darauf zu warten. Wenn Dr. Judd es für gut befindet, wird Kamehameha III. keinen Augenblick Anstand nehmen, seine Krone niederzulegen und sich als Präsident der Sandwich-Republik in den Schutz der Regierung von Washington begeben. Wird er doch dadurch in seinem Billardspiel in Honolulu nicht gestört, sondern erhält er vielmehr die Aussicht, dasselbe um so sicherer fortsetzen und sich auch für seine Häuser auf den übrigen Inseln recht schöne Billards aus New-York kommen lassen zu können!

Blätter und Blüthen.

Einer von der Garde. Villemain, dessen Memoiren soeben in Paris erscheinen, erzählt folgende Scene aus dem russischen Rückzug. Der Kaiser, den man oft, von eisigem Winde gebeugt, auf einen Stock gestützt, durch den Schnee zu Fuß gehen sah, hatte diese Nacht in seinem Wagen zugebracht, der an einige Trümmer einer hölzernen Scheune lehnte, worin sich eine kleine Zahl von Oberoffizieren und Grenadieren befand, die sich bei einem Bivouacfeuer, bald stehend bald liegend, in seinen letzten Wachen ablöste. Verlorene Schüsse fliegender Batterien fuhren über die Ebene und durchstrichen manchmal das Hauptquartier, dessen Herde nachts mit Asche bedeckt wurden, um dem Feinde keinen Zielpunkt zu gewähren.

Das Schneefeld war mit Ueberresten von Pferden und Menschen übersäet, als der Kaiser beim späten Anbruch des Tags, nachdem er sein Wagenfenster herabgelassen hatte, Narbonne zu sich berief und mit schwacher Stimme zu ihm sagte: „Welch' eine Nacht, mein lieber General, sie war nicht härter für unsere Schildwachen als für mich, der sie schlaflos im Nachdenken verbrachte. Unterdessen sehen Sie ein wenig nach; man soll ablösen; kommen Sie zur Vertheilung und nehmen Sie dies zur Erquickung; denn bei 28 Grad Kälte hält der Muth allein nicht warm." Und zu gleicher Zeit gießt er aus einem mit Weingeist gewärmten Gefäß, das im Wagen war, eine kochende Mischung von Kaffee und Chocolade in eine Tasse.

Der Adjutant nahm ehrerbietig an, was ihm der Kaiser anbot und trat, nachdem er einige Schritte vom Wagen zurückgegangen war, beinahe auf einen Grenadier, der auf einem festgetretenen Schneehügel lag, sein Gewehr krampfhaft mit seinen Händen umschloß und in der Energie seiner zusammengezogenen Züge einen unbeschreiblichen Ausdruck überwundenen Leidens hatte.

Er beugte sich zu ihm und sagte: „Nur, mein Tapferer, das war eine schlimme Nacht; aber endlich haben wir Tag: stehen wir auf!" Der Soldat machte mit mächtiger Willenskraft eine Anstrengung, schien jedoch an allen seinen gestreckten unbeweglichen Muskeln erstarrt.

„Nur zu, man muß sich einander ein wenig aushelfen," versetzte Narbonne und reichte ihm das noch warme Getränke hin; „nehmen Sie das, wir haben noch mehr im Hauptquartier." Der Soldat zögerte, legte mit einer Art ehrerbietigen Stolzes die Hand an seine schwarze Bärenmütze, nahm dann die Tasse an und machte, nachdem er sie geleert, von neuem eine kräftige Anstrengung, erhob sich und richtete sich, auf sein Gewehr gestützt, dessen Kolben in den gefrorenen Schnee drang, mit einem gewaltigen Anstoße in seiner ganzen Höhe auf und erschien nun als das, was er war, als einer der tapfersten Grenadiere der Kaisergarde.

„Ach," sagte er, „mein General, wie demoralisiren doch Hunger und Kälte wackere Menschen! Hätte ich das je von Ihnen annehmen dürfen, da Sie älter sind wie ich und es sich am Munde absparten? Ich bitte um Verzeihung, und, auf Wort, nun da ich den Magen warm habe, schäme ich mich ganz."

„Ach, mein Braver, was ich that, ist sehr wenig, und wir müssen den Rest, der uns blieb, brüderlich theilen!"

Und als der Soldat ihm nun die goldene Schaale ehrerbietig zurückgab, sagte er: „Nein, nein, behalten Sie das für Ihre Reisekosten: das Aeußere gehört Ihnen wie das Innere und wird Ihnen in Polen, wohin wir nun bald gelangen, nicht minder nützlich sein." Aber der Soldat trat um einen Schritt zurück, salutirte wieder und sagte: „Davor behüte mich Gott! Mein General, ich habe niemals etwas genommen noch angenommen, als meinen Sold und meine Vertheilung, wenn es eine gab." Und er legte die Schaale auf den Schneehügel nieder, den er soeben verlassen hatte.

Als der General freundschaftlich in ihn drang und sich entschuldigte, daß er einem so tapfern Manne nichts anderes anzubieten habe, ergriff der Soldat die Schaale, drückte unter seiner eisernen Faust mit dem Daumen eine Ecke des Gefäßes ein und brach ein Stück davon ab: „Weil Sie befehlen, General," sagte er, „werde ich von dieser goldenen Tasse diesen kleinen Napoleon behalten. Das wird meine Medaille sein, die mich an die Ehre erinnern wird, die ich hatte, als ich hinter des Kaisers Wagen Wache stehen durfte und von Ihnen abgelöst wurde."

Dann präsentirte er zum Zeichen des Abschieds vor dem General und schritt, gleich als ob er seine volle Kraft wieder erlangt hätte, mit großen Schritten dem Wagen des Kaisers voran, der soeben bespannt worden war und den Schnee mühsam durchfurchend durch die Ueberreste der Bivouacs und die Todten der Nacht hindurchwankte.

Später sah der General den Soldaten, ermattet und abgezehrt, in einem anderen Bivouac wieder, dann verlor er ihn aus den Augen. Vielleicht wurde er gefangen.

„Ich habe," sagte Narbonne zu Villemain, „mit dem Kaiser einmal über diesen Soldaten gesprochen; er wurde davon gerührt. Aber glauben Sie nicht, daß dieser Grenadier ein außergewöhnlicher Mann war: das war der Geist der alten Garde, der Geist der Aufopferung und Disciplin, der Geduld und selbst der Humanität: eine wahrhaft erlesene Schaar, im Kriegsfeuer gebildet und geläutert, die vor allen Garden oder Prätorianeen in der Welt den unschätzbaren Vorzug hatte, nur auf den Schlachtfeldern oder in feindlichen Hauptstädten, niemals aber in den Straßen der unsrigen verwendet zu werden und nur zu erscheinen, um durch Ruhm den Thron zu unterstützen, dessen Kraft sie war."

Eine Enttäuschung. Unsere praktische Zeit und die Wissenschaft zerstören den Romantikern eine Illusion nach der andern. Das schöne spanische Gedicht von „dem gar tugendhaften und tapfern Cid, dem berühmten Geliebten der Ximene" wird den meisten unserer Leser bekannt sein. Fast alle Geschichtsschreiber hatten bis dato theils angenommen, theils nachgewiesen, daß der Cid ein tapfrer, edler Feldherr des Königs von Spanien gewesen und diesem große Dienste in den Kämpfen gegen die Mauren geleistet, bis er in Ungnade fiel und als Rebell triumphirend auftrat. Jetzt aber weist der Professor Dozy in Leyden durch christliche und maurische Documente nach, daß der edle Cid nichts als ein „treuloser Räuber war, der Verträge und Eide brach, seine Gefangenen durch langsames Feuer verbrennen oder durch Hunde zerreißen ließ und zwar nicht, wie die Inquisition zum größern Heil ihrer Seelen, sondern lediglich, um sie zu zwingen, ihre Schätze anzuzeigen." — Anfangs diente der edle Ritter, dieser Repräsentant der religiösen Begeisterung Spaniens, wie ein ächter Landsknecht, dem Erbfeind des Christenthums, den Mauren, die ihn in ihren jetzt aufgefundenen Manuscripten als „galicischen Bluthund" bezeichnen, der die schönsten Landschaften der Halbinsel plünderte, die Heiligthümer entweihte, viele liebliche Jungfrauen (wenn sie sich das Gesicht mit Milch wuschen, hüpfte das Blut ihrer Wangen, die Koralle stritt mit den Perlen in ihrem Munde) mit seiner Lanze durchbohrte und sie wie die Blätter des Herbstes unter seinen Füßen zertrat." — Später diente er dem allerchristlichsten Herrn, und den Spaniern gilt er jetzt noch als der Inbegriff des Tapfern und Frommen.

Lebensgroße Daguerreotyp-Portraits. Zu den unzähligen industriellen und artistischen Dingen, worin uns die Amerikaner übertreffen, gehört besonders die Daguerreotypie, worin nun auch noch Herr Ransom im Universitätsgebäude, Washington Square, New-York, wie die „New-York-Times" erzählt, eine Erfindung gemacht hat, die sich als sehr bedeutend ankündet. Herr Ransom läßt nämlich das Gesicht, welches sich portraitiren lassen will, in Lebensgröße von dem besten Zeichner der Welt, der Sonne, vermittelst des Daguerreotyp-Apparates unmittelbar auf die Leinwand fallen, wo die bis aufs Haar genauen Züge beliebig mit Oel vollendet werden können.

Chinesische Fischer in Californien. Auf der Südseite der Rincon-Spitze nahe der Mündung der Missions-Bucht (Mission Creek) blüht jetzt eine chinesische Fischer-Colonie rasch empor, da die Leute durch Fleiß, Pfiffigkeit und ergiebiges Wasser ungemein viel Geld verdienen. Sie besteht jetzt aus etwa 200 Personen, die fast alle Fischerei treiben. Sie haben 25 Boote, die immerwährend beladen zurückkommen und leer kühn in's Meer hineinfahren. Ihre Wohnungen stehen nett in zwei Reihen sich gegenüber, und sehen sehr reinlich und anmuthig aus. Vor den Thüren sieht man Gruppen, die Netze ausbessern, oder Fische ausnehmen und trennen und der Sonne zum Trocknen hinlegen. Sie fangen größtentheils Störe, Hechte, Haye und Heringe. Letztere werden ganz getrocknet, die andern in dünnen Streifen. Vollständig ausgetrocknet werden sie in Fässer, Kisten und Säcke geschichtet und für die Goldgräber oder lange Seereisen größtentheils an ihre Landsleute verkauft. Sie verdienten letztes Jahr im Durchschnitt täglich vier Dollars oder fünf Thaler auf jeden Kopf, ein Beweis, wie bedeutend der chinesische Verkehr mit Californien schon geworden ist, insofern fast alle ihre Ernten an Landsleute verkauft werden.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 9. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Doctor Schmidt und Magister Müller.

Erinnerung aus dem Leben eines bekannten Komikers.

In einer Mittelstadt eines der kleinern Rheinbundstaaten (es ist sonach von längst vergangener Zeit die Rede und zwar vom Jahre 1808), wo gerade eine Schauspielergesellschaft Vorstellungen gab, erschien eines Tages ein junger Mann, welcher entschlossen war, bei dieser Truppe ein Engagement zu suchen. Sein Mißgeschick wollte jedoch, daß sich augenblicklich alle Fächer ausreichend besetzt fanden, während er in der sichern Erwartung, eine Stelle für sich hier offen zu finden, weit genug hergekommen war. Der junge Mann gehörte aber zum Glück unter die begünstigten Leute, welche sich nicht so gleich durch ein unvermuthetes Fehlschlagen entmuthigen lassen.

Man muß weiter wandern, dachte er, und was sich hier nicht findet, das zeigt sich anderswo. —

Er gehörte indeß ebenso auch nicht unter die Leute, die gern Hunger und Durst leiden, zumal auf der Reise, und um solchem Uebelstande auszuweichen, ist in dieser civilisirten Welt nun einmal das beste Mittel eine wohlgefüllte Börse. Diese letztere besaß er keineswegs, denn die seinige war, wenn auch nicht buchstäblich leer, doch nur äußerst sparsam gefüllt.

Gegen Abend schleuderte er aus seinem Gasthofe hinaus, um ein Kaffeehaus zu besuchen, da er seinerseits die Erfahrung gemacht hatte, daß ein gescheidter Kopf nirgends leichter auf fruchtbare Gedanken geräth, als in einem Kaffeehause.

Das Tagesgespräch drehte sich dazumal, wenigstens in jener Stadt, um die Erhebung der Spanier gegen die Franzosen; namentlich sprach man von dem erbitterten Heldenkampfe, welcher im Augenblick noch unentschieden in den Mauern Saragossa's wüthete. Kaum vermochte ein anderes Gespräch aufzutauchen, als über diesen Gegenstand. Der junge Fremde, welcher an einem Tische Platz genommen hatte, nahm lebhaft an einem solchen Gespräche Theil, sprach viel über die grauenvollen Scenen, welche in jener Stadt jetzt ununterbrochen vorkommen sollten, wo es Rauch und Trümmer in Fülle gab, wo der Krieg über und unter der Erde tobte, ja unter der Erde, in Kellern und Gewölben, fast noch grimmiger als oben. In begeisterten Worten sprach er sich über den Heldenmuth jener Spanier aus, welche lieber ihre Felder verwüstet und verwildert, ihre Städte in Schutthaufen verwandelt sehen, als sich der aufgedrungenen Fremdherrschaft fügen wollten.

Mitten in einer seiner glänzenden Darstellungen schoß ihm aber plötzlich eine Idee durch den Kopf. — „Gefunden!“ dachte er freudig. „Es ist doch wahr, daß man in einem Kaffeehaus am gescheidtesten ist. Alle Welt interessirt sich hier ausnehmend für Spanien und für Alles, was dort vorgeht. Warum sollte eine öffentliche Vorlesung über diese Gegenstände nicht guten Anklang finden?“

Von der Idee zur Ausführung war bei ihm nur ein Schritt. Triumphirend leerte er sein Glas, nahm seinen Hut und begab sich zurück nach seinem Gasthofe, dem goldenen Wolfe, um alle nöthigen Vorbereitungen noch am nämlichen Abend zu treffen, denn schon am folgenden mußte die Vorlesung gehalten werden, weil dies der einzige Abend war, an welchem das Theater in dieser Woche geschlossen blieb. Er befragte zunächst seinen Wirth, einen leidlich gebildeten Mann, welcher ganz der Ansicht war, daß ein solches Unternehmen den besten Erfolg erwarten ließe. Sofort wurde Alles geordnet. Im Hause selbst befand sich ein Saal, welcher weit mehr als dreihundert Personen bequem fassen konnte. Es war gerade noch Zeit, die betreffende Einladung in das Lokalblatt einzusenden, wo sie am nächsten Morgen erscheinen mußte, und ebenso wurden von der Druckerei bis dahin noch in erforderlicher Anzahl Eintrittskarten geliefert. Nachdem Alles dies bestellt war, ließ sich der Gast noch eine Flasche Wein auf sein Zimmer bringen und legte sich, als sie geleert war, zur Ruhe, sehr zufrieden mit sich und seinem guten Einfall.

Er erwachte am andern Morgen ziemlich spät. Das Blatt mit der Ankündigung war bereits vorhanden. Das Publikum erfuhr darin, daß Herr Doctor Schmidt (der Doctor war ein kleiner Betrug, den er unter den Umständen und als unempfohlener Fremder für verzeihlich hielt) am Abend im Saale des goldnen Wolfes gegen einen Gulden Eintrittsgeld einen Vortrag halten würde „über Spaniens Verhältnisse zu Europa in älterer und neuerer Zeit, und insbesondere über den gegenwärtigen Heldenkampf der Spanier gegen die Fremdherrschaft, dessen Einfluß und Bedeutung“ u. s. w.

Während Herr Schmidt noch bei seinem Frühstück saß, brachte ihm der Wirth die frohe Nachricht, daß bereits jetzt am Morgen eine ziemliche Anzahl Karten abgeholt worden wären. Man kann denken, daß diese Kunde das Frühstück würzte.

Nachdem letzteres beendigt war, konnte er sich indeß nicht verhehlen, daß er sich noch mit anderweitigen ernsten Gedanken beschäftigen müßte. Er hatte viel versprochen, und gleichwohl mußte er sich gestehen, daß von den hoffentlich sehr zahlreich erscheinenden Zuhörern die meisten zum wenigsten ebenso viel als er selber, ja Viele vermuthlich weit mehr von dem Gegenstande wissen würden. Was die jüngste Zeit betraf, für welche die Zeitungsberichte noch die einzige Quelle waren, so fühlte er sich unbesorgt, denn er konnte da der nie stockenden und nie in Verle-

genheit kommenden Geläufigkeit seiner Zunge, so wie seiner sehr lebendigen Phantasie vertrauen, um den Zuhörern glänzende Schilderungen von den spanischen Scenerien und Volkssitten, von den unermüdlichen, kühnen Guerillaschaaren in den Gebirgen und von den wilden Gefechten in den Städten aufzutischen. Allein, er hatte noch gar viel mehr in Aussicht gestellt, und was wußte er im Grunde von Spanien? Daß einst die Römer dort gewesen, daß Hannibal daher gekommen, daß später auch Araber da gewohnt, daß zu allen Zeiten mancherlei Südfrüchte und Maulthiere, sowie verschiedene andere Dinge bei gehöriger Pflege, wilder Fanatismus, Mönche und Inquisition aber auch wild daselbst wuchsen, daß es das Vaterland des berühmten Don Quixote, des Marquis Posa und vieler anderer berühmten Personen gewesen: diese und noch einige andere Dinge kannte er ungefähr, wie sie Jedermann kennt; aber sein Publikum wollte natürlich etwas Gründliches und was nicht jedes Kind schon weiß, vernehmen. Einige Vorstudien waren unerläßlich, das ließ sich nicht verkennen; allein sein gutes Gedächtniß und seine treffliche Redegabe ließen ihn nicht zweifeln, daß für den speciellen Zweck die Studien eines Nachmittags völlig ausreichend sein würden, und es kam ihm daher nur darauf an, sich ein Buch zu verschaffen, welches einen Abriß der spanischen Geschichte und einige andere nöthige Notizen über dieses Land enthielte. Das nur flüchtige Durchlesen einer solchen Schrift mußte ihn genugsam ausrüsten, um sein Schiff am Abend glücklich und glänzend an's Ziel zu steuern. Also ein Buch! Ein Königreich für ein Buch!

Es war indeß recht gut, daß er keine sehr tiefen Studien zu machen beabsichtigte, denn dazu würden die Hülfsmittel gefehlt haben. Er erfuhr nämlich auf Befragen, daß sich keine öffentliche Bibliothek am Orte befand; ebensowenig eine Sortimentsbuchhandlung. Möglich, daß sich im Privatbesitz, etwa bei einem Gelehrten, etwas finden möchte, was Herr Schmidt hätte brauchen können; allein an solche Leute mocht' er sich nicht wenden, denn es hätte ihm dies leicht eine Blöße geben und den Kredit seiner Vorlesung im Voraus ruiniren können. Die einzige Zuflucht war eine Leihbibliothek, von welcher der Wirth einen Katalog besaß. Dieser Katalog wurde denn sofort vorgenommen und durchgesehen. Allein, außer zwei Romanzensammlungen, dem Cid, dem Don Quixote, etlichen Dramen und mehreren Rittergeschichten enthielt der Katalog auch rein gar nichts, was auf jenes gesegnete Land einen Bezug gehabt hätte. Indeß fand sich doch darin ein Herrn Schmidt nicht unbekanntes, sehr umfangreiches Lexicon verzeichnet, in welchem er sicher sein konnte, wenigstens das Nothdürftige, zwar gedrängt, doch vollständig, zu finden. Dies war ihm ganz gelegen. Er brauchte da um so weniger zu lesen und konnte den Stoff um so bequemer zurecht legen und übersehen. Hatte er nur das nothwendig Geringe zum Ganzen, so war er sicher, den Vortrag selbst gewiß anziehend und befriedigend zu machen.

Es wurde also auf der Stelle nach der Leihbibliothek geschickt, um den oder diejenigen Bände des fraglichen Lexicons zu erlangen, welche den Buchstaben S oder Sp enthielten.

Herr Schmidt war soeben vom Mittagstisch aufgestanden, und hatte sich nach seinem Zimmer begeben, als ihm der verlangte Band gereicht wurde. Zufrieden legte er sich damit auf sein Sopha, um nun endlich die nöthige Vorbereitung anzustellen. Aber ach, der Band, welchen er erhalten, schloß gerade mit dem Artikel „Spanferkel.“

Er zog die Klingel und erfuhr von dem eintretenden Kellner, daß eben nur dieser Band vorhanden und der folgende bereits ausgeliehen gewesen war. Kein Wunder; es wollten damals vermuthlich auch andere Leute etwas über Spanien lesen. Aber die Mittel waren jetzt in der That erschöpft, und Herrn Schmidt blieb nur der Trost, daß er bei seinen Studien nun zum wenigsten keine herkulischen Arbeiten zu verrichten und keine Berge mehr umzureißen haben würde.

Er brütete einige Zeit, während ihn doch eine gewisse Unlust befallen hatte, die ihm sonst fremd war. Da erschien abermals der Wirth und berichtete, daß jetzt, zwei Uhr Nachmittags, bereits der bei weitem größte Theil der Eintrittskarten verkauft wäre; man risse sich förmlich darum, und wenn es so fort ginge, würde der Vorrath vielleicht nicht zureichen. — „Ich bin soeben im Begriff,“ sagte der Mann, „die Stühle im Saale anders stellen zu lassen, um mehr Raum zu gewinnen. Wie Schade, daß Sie kein höheres Eintrittsgeld festgesetzt haben. Ich denke, Sie dürfen schon auf vierhundert Gulden Einnahme rechnen.“

Wieder allein, setzte Herr Schmidt sein Nachdenken fort. Er hatte, offen gestanden, bis jetzt noch nie vierhundert Gulden auf einmal in seinem Besitze gehabt.

Aber plötzlich sprang er vom Sopha auf, schlug sich vor die Stirn und rief: „Ich Thor, ich Narr! Mich da um solche Dinge zu quälen! Ich sollte doch gleich erwägen, daß das Pathetische eigentlich nie mein Fach war, und wo ich erst studiren soll, da vergeht mir vollends Geist und Lust bei der Sache, wie dem Koche der Appetit. Ich muß mich ganz auf eigenem Grund und Boden, in meinem eigenen Revier ergehen, wenn ich etwas leisten soll. Ich müßt' also einen ganz freien Vortrag halten, reines Gespinnst aus mir selbst heraus. Und wie könnt' ich mir Sorge machen, während bereits Alles so gut geht, und das Publikum oder das Schicksal so ausgezeichnet für mich sorgt!

„Nur sehr schlimm, daß die Leute für ihr vorausbezahltes Geld etwas ganz genau Bezeichnetes und fest Bestimmtes erwarten. Ich müßte einer schlechten Aufnahme, vielleicht einer schmachvollen Niederlage gewärtig sein, falls sich das Publikum widerhaarig zeigen sollte.“

Er sann weiter nach, während er mit starken Schritten auf und ab ging. Die Aussicht lichtete sich mehr und mehr vor seinem Blicke. Ein Plan arbeitete sich aus, und seine Miene ward immer zufriedener und zuversichtlicher, was ihm selbst nicht entging, so oft er vor dem Spiegel vorüberkam.

So brachte er wohl ein Paar Stunden zu. Es fehlten deren noch drei an der Zeit, wo die Vorlesung beginnen sollte.

Herr Schmidt machte sich jetzt fertig zum Ausgehen. Zuvor jedoch schrieb er folgendes Briefchen:

„Geehrter Herr!

„Seit gestern erst hab' ich die Ehre, Ihnen bekannt zu sein. „Ich glaube jedoch, unser kurzes Beisammensein genügte, um „uns gegenseitig zu mehr als nur flüchtigen Bekannten zu „machen. Meinerseits kann ich Ihnen diese Versicherung geben, „und das große Vertrauen, welches Sie mir eingeflößt haben, „ermuthigt mich, eine Bitte an Sie zu richten, zu welcher mich „eine außerordentliche Verlegenheit veranlaßt. Ich erhalte so„eben eine Familiennachricht, welche mich zu augenblicklicher „Abreise zwingt. Indeß kennen Sie jedenfalls die Verpflichtung, „welche ich für diesen Abend hier übernommen habe. Darf ich „Sie bitten, darf ich Ihnen zumuthen, meine Stelle heut' Abend „einzunehmen? Ich muß um diesen Freundschaftsdienst bitten, „die Umstände haben mir jeden andern Ausweg abgeschnitten „und mir bleibt keine Secunde Zeit. Ich weiß, daß Sie weit „besser als ich im Stande sind, das Publikum auch ohne be„sondere Vorbereitung zu befriedigen. Sollten Ihnen einige „nöthige Notizen nicht zur Hand sein, so sende ich beifolgend „das Lexicon, wo Sie unter den Artikeln Spanien, Spanisch u. „s. w. alles Erforderliche beisammen finden werden. In Be„treff der Einnahme werden wir uns leicht arrangiren; in„zwischen ersuche ich Sie, den ganzen Betrag in Empfang und „Verwahrung zu nehmen; sollte ich nicht schon in den nächsten „Tagen zurückkehren können, so werd' ich dafür sorgen, daß „Sie meine Adresse erhalten. Im Voraus sag' ich Ihnen mei„nen unendlichen Dank für Ihren Liebesdienst. Sie werden „mich bei den Zuhörern zu entschuldigen wissen. Ihr u. s. w.

Dr. Schmidt.“

„An Herrn M. Müller, im silbernen Lamm,
hierselbst.“

Diesen Brief nebst dem vorhandenen Bande des Lexicons gab er dem Wirthe mit der Weisung, beides nach einer Stunde, nicht früher und nicht später, im silbernen Lamm abgeben zu lassen.

Darauf verließ er das Haus und nahm seinen Weg sehr vorsichtig, um von Niemand auf der Straße bemerkt zu werden. Zum Glück hatte ihm seine kaum zweitägige Anwesenheit auch erst wenig Bekannte erworben. Er begab sich in eine Barbierstube, ließ sich den Schnurrbart, den er damals trug, abnehmen, und sein etwas langes Haar sehr kurz schneiden. Darauf setzt' er auch noch eine Brille auf, und begab sich so nach dem silbernen Lamm, wo er sich Magister Müller nannte und sich ein Zimmer anweisen ließ. Hier ließ er es sich sofort angelegen sein, die schon begonnene Metamorphose noch vollständiger zu machen,

was ihm bei der Bühnenpraxis, die er früher erworben, nicht gar schwer fiel.

Bald nachher kam der Brief und das Buch aus dem goldnen Wolf für ihn an.

— „Es wäre doch fatal," dachte er, „wenn mich noch Jemand erkennen sollte, z. B. der Wirth, der mich zu genau gesehen hat. Vielleicht wär's klüger gewesen, ich hätte mich in eine Dame verwandelt; dann durft' ich auch beim Publikum auf größere Nachsicht rechnen — wenn ich etwa als die Schwester oder die Braut des Dr. Schmidt erschienen wäre, als liebenswürdige Dea ex machina! — Doch, sei's denn so darauf gewagt!" schloß er diese Erwägung, indem er zugleich seine Toilette am Spiegel beendigte; „ich denke, so bin ich sicher genug!"

Eine halbe Stunde vor dem Beginne der Vorlesung traf er im goldnen Wolf ein, und verlangte den Wirth zu sprechen, der ihn zu seiner Genugthuung als einen Wildfremden empfing.

— „Ist Herr Doctor Schmidt schon abgereist?"

— „Abgereist? Der Vortrag des Herrn Doctors soll ja erst beginnen. Es ist außerordentlich! Wir haben noch eine Menge Personen ohne Karten zulassen müssen. Kein Apfel kann im Saale zur Erde."

Darauf erklärte Herr „Magister Müller" dem unendlich staunenden und anfangs sogar höchlich erschrockenen Wirthe, was ihm geschrieben worden. Er legitimirte sich durch den Brief, dessen Außenseite der Wirth gar wohl wieder erkannte, und erklärte, daß er gekommen wäre, um das an ihn gerichtete Verlangen zu erfüllen.

Der Wirth mußt' es schon geschehen lassen, obwohl ihm nicht ganz wohl bei der Sache zu Muthe war, zumal wenn er das etwas einfältige Gesicht des Herrn Magisters in Erwägung zog. Dieser aber schien nichts zu besorgen, und nachdem er zur Stärkung noch ein Glas Wein zu sich genommen, begab er sich in den Saal, und nahm den für den Vortragenden hergerichteten Platz ein.

Von Herren und Damen war die Elite der nicht umfangreichen Stadt versammelt, und im Ganzen mochten gegen fünfhundert Personen im Saale sein. Damit waren die kühnsten Erwartungen überflügelt. Drei oder vier Personen ausgenommen, war Jedermann des Glaubens, den Doctor Schmidt vor sich zu sehen. Es erregte daher kein geringes Erstaunen, als er zunächst eröffnete, daß man keineswegs jenen Herrn, sondern nur den Magister Müller, auf der Durchreise begriffen, im silbernen Lamm wohnend, in seiner geringen Person erblickte. Er wußte diese einfache Meldung jedoch in einer Weise vorzutragen, daß das Staunen wenigstens kein Unangenehmes war, sondern sich mit einem gewissen Behagen verband. Sodann berichtete er, daß er erst Tags vorher mit Herrn Doctor Schmidt bekannt geworden und erlaubte sich desgleichen, die schriftliche Bitte desselben vorzulesen. Daran knüpfte er die Frage, ob die geehrten Anwesenden überhaupt geneigt sein möchten, den Tausch gelten zu lassen und ihn an der Stelle des vergebens Erwarteten zu hören. Er vernahm, Dank einem sehr zu Herzen gehenden Humor, mit welchem er sich ausdrückte, durchaus kein Zeichen der Ablehnung. Er erwähnte nun ferner, daß sein Freund ihm zu viel zugetraut, denn er wäre keineswegs so gründlich unterrichtet in dem betreffenden Punkte, um darüber vor einer so ansehnlichen und ohne Zweifel sehr kundigen Versammlung sprechen zu können. Er hielt den mitgebrachten Band des Lexicons empor, erklärte, zu welchem Zwecke ihm dieser Band gesendet worden wäre, wie selbiger aber leider blos bis zum Artikel „Spanferkel" reichte. Da nun dies Buch einmal die ihm angewiesene Quelle wäre, so müßte er auch daraus schöpfen und über das sprechen, was darin dem Artikel Spanien noch am Nächsten käme, nämlich über das Spanferkel, und er bedürfe dazu nur noch der Genehmigung von Seiten der Versammlung.

Der Redner bewegte sich jetzt in der That ganz in seinem Elemente, und seine Worte, die ganze Art und Weise, wie er das Obige dargestellt hatte, verriethen eine so unwiderstehliche komische Kraft, daß die Versammlung, vielleicht ein halb Dutzend verhärteter politischer Kannegießer ausgenommen, gar nichts Besseres verlangte, als ihn so fortfahren zu hören, wie er begonnen, und als er nach den letzten Worten, wie Erlaubniß erwartend, eine kleine Pause machte, hatte er die Versammlung bereits so weit gewonnen, daß ihm nur ein rauschender Beifallssturm antwortete.

Nunmehr ließ er sich nach Herzenslust gehen und wußte über das Thema Spanferkel einen Vortrag zu halten, in welchem sich der köstlichste Humor, der glänzendste Witz von Satz zu Satz fortwährend steigerten. Er hatte sich nur einige flüchtige Hauptzüge und Umrisse zuvor entworfen gehabt. Aber während er sprach, strömten ihm die ergötzlichen, durch treffende Satyre und Persiflage gewürzten Einfälle, die schlagenden Witzspiele fort und fort in einer Fülle zu, daß sich selbst das halbe Dutzend Kannegießer bald gewonnen und hingerissen fühlte. Es war das nun eben sein Talent; in andrer Weise würde er vielleicht sehr wenig geleistet haben. Auch möchte der Vortrag, wär' er aufgezeichnet worden, wohl manche schwache Seiten und matte Stellen gezeigt haben, wie es bei allen Improvisationen der Fall ist; allein beim mündlichen Vortrage wirkte des Redners hierin trefflich begabte Persönlichkeit, sein Mienenspiel, sein Organ, seine Betonung. Er sprach wohl dreiviertel Stunde lang, ließ dann eine Pause eintreten, und sprach hierauf noch ebenso lange mit unverminderter Frische. Als er endlich mit einer gloriosen Wendung schloß und sich zurückzog, war er selber innig gerührt über die Begeisterung, mit welcher man den lang anhaltenden Applaus erschallen ließ. Die heitere Lust hatte aber auch zum wenigsten mehr Thränen erpreßt, als es die erschütternste Schilderung der Scenen in Saragossa vermocht haben würde. —

Als der Redner aus dem Saale trat, wurde er von einem Herrn, in dessen Gesellschaft sich der Wirth befand, ersucht, in ein benachbartes Zimmer einzutreten. Dieser übrigens sehr artige Herr hatte für den gefeierten Redner etwas Unheimliches, was er sich nicht gleich zu erklären wußte, was ihm jedoch bald klar wurde, als er mit jenem Herrn in das bezeichnete Zimmer getreten war. Hier bat der Unbekannte, indem er sich näher zu erkennen gab, Herr Magister Müller möchte entschuldigen, wenn er ihn von Amtswegen mit einigen Fragen hinsichtlich des Dr. Schmidt belästigen müßte. Der Herr war nämlich ein Polizeibeamter.

Die vorgelegten Fragen vermochte der Herr Magister Müller nur zum Theil zu beantworten. Man wünschte zu wissen, woher Herr Dr. Schmidt gekommen, wohin er sich gewendet, was seine rasche Abreise veranlaßt, ob und wann er zurückkehren würde, welche Bekannte er etwa hätte u. dgl. mehr. Der Gefragte erklärte, den Doctor am vorhergehenden Abend zum ersten und einzigen Mal im Kaffeehaus gesehen und gesprochen zu haben, im Uebrigen durchaus nichts von ihm zu wissen; aus eigener Liebhaberei habe er sich bestimmen lassen, in der bekannten Weise heute an Jenes Stelle zu treten. Er wies des Doctors Brief vor und versprach, sobald er im Besitz der darin verheißenen Adresse sein würde, dieselbe der Behörde schleunigst mitzutheilen.

Dabei bewendete es. Der Beamte entschuldigte sich abermals sehr artig wegen der Bemühung, und ging.

Nun hielt Herr „Magister Müller" Abrechnung mit dem Wirthe und nahm, nach Abzug aller Kosten und Berichtigung der Rechnung des verschwundenen Dr. Schmidt immer noch über vierhundert Gulden in Empfang.

„Warum forscht man aber wohl so eifrig nach dem Doctor Schmidt?" fragte er nach Beendigung jenes angenehmen Geschäftes.

„O!" sagte der Wirth, nachdem er sich zuvor überzeugt, daß nicht etwa ein Lauscher an der Thür wäre. „Dr. Schmidt hat sich gerade noch zur rechten Zeit entfernt. Es mußt' ihm wohl eine geheime Warnung zugegangen sein. Sein Verschwinden bedarf jetzt keiner Erklärung mehr."

„Aber was vertrieb ihn denn?"

„Lieber Herr Magister, schon die Anzeige im heutigen Blatte hat, wie ich erfahren habe, sogleich die Aufmerksamkeit der Polizei erregt, weil darin vom spanischen Heldenkampfe gegen die Fremdherrschaft, vom Einflusse dieses Kampfes auf Europa u. s. f. die Rede war. Ich hatte mir nichts dabei gedacht, bin aber belehrt worden, daß es mindestens dem Hochverrathe gleichkäme. Sie wissen ja, daß wir jetzt hier so gut wie französisch sind. Der Besitzer und Censor des Blattes, welche die Sache zufällig übersehen haben, werden auch große Ungelegenheit erleben. Dann soll Dr. Schmidt auch gestern Abend schon öffentlich sehr scharf gegen die Franzosen gesprochen haben, und da hat es solche Horcher gegeben, woran es jetzt nirgends fehlt. Sie hatten sich heute kaum in den Saal begeben, als der Beamte mit einigen Gensd'armen erschien, um den Dr. Schmidt zu verhaften. Ich theilte ihm mit, was inzwischen geschehen war. Er hörte nun an, was Sie vor-

trugen, und da nichts Spanisches vorkam, so entließ er seine Leute. Ich bemerkt' aber wohl, daß er ihnen erst noch viele geheime Aufträge gab. Liebster Herr Magister, gratuliren wir dem Dr. Schmidt, daß er bei Zeiten Wind bekommen und sich entfernt hat!"

„Nun ja — allein, was hätte man ihm denn viel anhaben können?"

„Lieber Himmel, was man ihn hätte anhaben können? Herr Magister, unsre Besatzung hier hat jetzt einen französischen Commandanten, weil der Kaiser Napoleon unser Protektor ist, wie man ihn nennt. Drei Stunden von hier ist ein großes französisches Kriegsdepôt. Der Beamte, der Sie befragte, gehört eigentlich gar nicht hierher, sondern ist nur auf Verfügung der französischen Regierung, gewissermaßen als ihr Commissär, hier angestellt, obwohl er nominell zu den ordentlichen städtischen Beamten gehört. Sie fragen noch, was man ihm hätte anhaben können? Jedes Kind, nehmen Sie mir's nicht übel, jedes Kind kann Ihnen das sagen, Herr Magister! Man hätte ihn wahrscheinlich nicht lange im Gefängniß gelassen; man hätt' ihn aber hübsch sicher mit Ketten geschlossen und so an's nächste französische Kriegsgericht abgeliefert. Dort aber — Sie wissen doch, wie's dem Buchhändler Palm gegangen ist?"

„Freilich, freilich! — Ich denke, Sie haben Recht — Dr. Schmidt hat den rechten Zeitpunkt wahrgenommen, um weiter zu reisen."

„Und, im Vertrauen, Herr Magister," fuhr der Wirth fort, „das sollten auch Sie thun!"

„Auch ich?"

„Gewiß! Habe mich schon gewundert, daß man nicht mehr Umstände mit Ihnen machte, aber das ist sicherlich nur eine Falle. Man hält Dr. Schmidt vermuthlich für einen Emissär der antifranzösischen oder preußischen Partei und Sie für seinen Gehülfen. Man glaubt, jener sei vielleicht noch in der Stadt verborgen. Daher wird man all' Ihre Schritte beobachten, und am Ende — könnten Sie leicht ein ähnliches Schicksal haben. Denken Sie an Palm, und der hatte weit weniger gethan!"

„Der Teufel! Ein deutscher Magister vor einem französischen Kriegsgericht? das ist kein wohlthuender Gedanke. Wie soll deutsche Magisterlogik gegen jene metallene ultima ratio aufkommen?" sagte Herr Magister Müller, welchem bei Alledem nicht ganz wohl zu Muthe ward.

„Wenn Sie meinen Rath nicht verachten," bemerkte der Wirth, „so entfernen Sie sich noch diesen Abend, noch diese halbe Stunde, und das gleich von hier, ohne erst in's silberne Lamm zurückzugehen."

„Ganz recht. Gepäck hab' ich nicht dort — es geht sehr leicht. Sie werden so gut sein, meine kleine Rechnung im Lamm zu berichtigen."

„Bewahre der Himmel! Das könnte mich in den Verdacht bringen, Ihr Entweichen befördert zu haben. Sie können ja das Geld aus der Ferne schicken. Es geht jetzt gleich ein Wagen ab, welcher einer alten Dame gehört, die heute hier abgestiegen ist. Ich will mit ihr sprechen. Vielleicht giebt Sie Ihnen einen Platz im Wagen. Inzwischen bleiben Sie ganz ruhig hier."

Die alte Dame war zum Glück barmherziger Gesinnung, und ein halbes Stündchen später gelang es dem mit Recht etwas eingeschüchterten „Magister Müller", in Gesellschaft jener Fremden aus dem goldnen Wolf abzufahren. Er ward erst ruhiger, als er die Stadt einige Meilen hinter sich hatte. Bald nachher erhielt er verschiedene Beweise, daß er wirklich nur wie durch ein Wunder Palm's Schicksal entgangen war.

Noch in späterer Zeit, wo er auf verschiedenen Bühnen als einer der beliebtesten deutschen Komiker glänzte, und außerdem durch zahlreiche heitere Skizzen seiner Feder auf mancher verstimmten Stirn die Furchen glätten half, erregte der Name Spanien gewöhnlich ein Gefühl leisen Mißbehagens in Herrn Schmidt, während er in dankbarer Erinnerung stets das Spanferkel in Ehren hielt, welchem er, genau genommen, doch allein seine Rettung aus ungeahnter, schwerster Gefahr verdankte.

Dampf-Grabe-Maschine

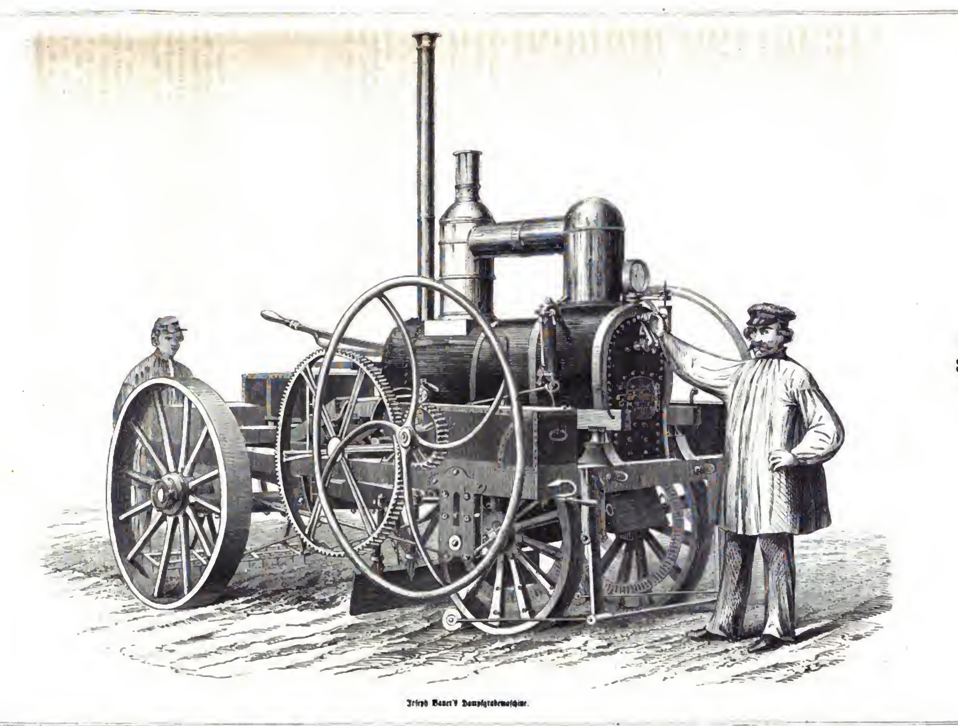
von Joseph Bauer, k. k. Hauptmann.

Wenn irgend eine neue Erfindung in dem jetzt so wichtigen Maschinenwesen gemacht worden ist, welche zu der Hoffnung berechtigen kann, daß ihre Anwendung von unberechenbarem Einfluß auf das Leben der Menschen werden müßte, so ist gewiß die obengenannte eine solche, da durch sie in der That ein Problem gelöst ist, das bisher den vielfach angestellten Versuchen nicht gelungen war zu realisiren. Die Dampfgrabe-Maschine ist bestimmt die Bestellung des Feldbodens an Stelle des Pfluges und mit Anwendung des Dampfes anstatt mit thierischen Kräften zu übernehmen, und zwar in einer Weise, daß die von ihr gelieferte Arbeit nicht nur weniger kostspielig werde als die bisher allgemein angewandte Pflugbestellung, sondern auch so beschaffen sei, daß ein erhöhter Ertrag der mit ihr bestellten Felder erzielt werde.

Wer mit Aufmerksamkeit dem in neuerer Zeit so rege gewordenen Streben nach Verbesserung in der Landwirthschaft gefolgt ist, wird erfahren haben, wie sehr vor nicht zu langer Zeit unsere deutschen Feldbauer, an dem Althergebrachten hängend, noch zurück waren gegen die anderer Länder. Allein die Nothwendigkeit ist auch in diesem Bereiche der menschlichen Thätigkeit zur strengen Lehrerin geworden, und wir finden jetzt überall fast dies Streben durch vernünftige Benutzung der Mittel, welche die Naturwissenschaften an die Hand geben, den Ertrag des Bodens zu erhöhen und ihn dem immer wachsenden Verbrauche entsprechender zu machen.

Eines der erfolgreichsten Mittel die Ertragsfähigkeit des Bodens zu erhöhen, ist nun eine vollkommnere Ackerung desselben, als sie bisher mit dem gewöhnlichen Pfluge hergestellt wurde. Es kommt nämlich bei Bestellung des Feldes vor Allem darauf an, die von der darauf gewachsenen Frucht ausgebeutete Oberfläche zu beseitigen und eine neue noch kräftige dafür zu erzielen. Dazu dient eines Theils das Umackern des Feldes, welches die oberen Schichten nach unten, und die unteren Schichten der Ackerkrume nach oben zu bringen hat, den Boden lockert und so dem nöthigen Zutritt der Luft und dem Wasser öffnet. Andererseits dient dazu die Düngung. Es kann hier nur die Rede von der ersteren Art sein, zu deren Vervollkommnung die Dampfgrabe-Maschine dienen soll. Die tiefere Auflockerung des Feldbodens, als sie gewöhnlich mit dem Pflug hergestellt werden kann, hat sich für so entschieden vortheilhaft herausgestellt und für den nutzbaren Bau verschiedener Feldfrüchte so unbedingt nothwendig, daß man den Pflug als unzureichend verlassen, zum Spaten greifen und mit demselben das Feld umgraben mußte. So entstand die sogenannte Spatencultur, deren Kostspieligkeit indessen von dem erhöhten Ertrage ausgeglichen wird. Diese so wichtige Art der Bodenbehandlung in erhöhtem Maaße einzuführen und somit die Nutzbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens zu erhöhen, ist die Aufgabe der Bauer'schen Dampfgrabe-Maschine. Wie aus dem oben Gesagten schon hervorgeht, ist die von dieser Maschine bewirkte Bearbeitung des Bodens eine vollständige Umspatung desselben und zwar eine so vollkommene, daß das Erdreich bis zu einer Tiefe von 10 Zoll aufgegraben wird und dabei eine vollständige Umwendung der Ackerkrume stattfindet. Besonders auch diese Eigenschaft der Maschine ist hervorzuheben, da durch sie mit einem einmaligen Umgraben das erreicht wird, was mit dem Pfluge erst nach drei- bis fünfmaligem Ueberpflügen zu ermöglichen ist, abgesehen von der geringeren Tiefe des Eindringens des Pfluges.

Wir geben beifolgend eine Abbildung der Dampfgrabe-Maschine in ihrer gegenwärtigen Form und Ausführung, bemerken aber zugleich, daß der Erfinder zur weiteren Vervollkommnung derselben schreiten wird bei dem Baue künftiger Maschinen, die indessen nur einen sichereren Gang bezwecken sollen und das Princip der Maschine ungeändert lassen werden. Die Maschine besteht in



Joseph Bauer's Dampfgrabemaschine.

ihren Haupttheilen aus der Dampfmaschine und dem Grab- und Eggapparat. Die Dampfmaschine ist nach Art der Locomotiven eingerichtet, und besteht aus einem Kessel mit 16 Heizröhren, einer Feuerbüchse und Rauchbüchse, zwei Dampfcylindern, deren Kolben auf eine doppeltgekrümmte Welle bewegend wirken und den nöthigen Steuerungs-, Speise- und Sicherheitsvorrichtungen. Wir übergehen diese Theile als allgemein bekannt schnell und kommen zu der eigentlichen Grabemaschine. Die verschiedenen Functionen der Theile der Grabemaschine lassen sich nach den periodisch erfolgenden Bewegungen derselben eintheilen. Der Hauptbestandtheil ist ein breiter quer unter der ganzen Maschine hingehender Spaten von 5 Fuß Breite, so daß also jeder Einstich dieser Breite entspricht. Dieser Spaten macht nun mittelst der Maschine die nöthigen Bewegungen folgendermaßen. Im ersten Moment fällt er senkrecht herab bis auf die Oberfläche der Erde, wird dann in dieselbe eingedrückt, worauf er eine drehende Bewegung in senkrechter Richtung erhält, durch welche die vor ihm stehende Erde abgebrochen und aufgehoben wird. In demselben Augenblicke fast rückt die Maschine ein Stück von circa 4 Zoll rückwärts und die abgespatete Erde fällt so in den vom vorigen Stich gemachten Einschnitt, daß das, was oben war, zu unterst zu liegen kommt. Dabei wird durch die Heftigkeit des Abwerfens die Erde zerbröckelt und für die nachfolgende Egge bleibt nur ein leichtes Ueberharken, wodurch das gegrabene Land wie ein Gartenbeet hinter der Maschine liegen bleibt. Die Maschine findet nun durch das vierzollige Vorrücken bei dem nächsten wiederholten Herabfallen des Spatens ein neues Stück loszustechendes Land und so wiederholt sich diese Arbeit in der Minute circa 20—30 Mal. Diese sämmtlichen Bewegungen werden durch eine rundgehende Welle vermittelt, welche wiederum durch ein Radvorgelege von der gekrümmten Welle der Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird. Auf derselben sitzen nämlich eine Anzahl Daumen von verschiedener Größe und Form, welche je nach der nothwendigen Aufeinanderfolge der Bewegungen in entsprechenden Winkeln gegeneinanderstehen. Der Spaten befindet sich vertikal drehbar an dem Ende zweier ebenfalls in diesem Sinne drehbarer Balken, die sogenannten Ackerbalken, welche einestheils den Spaten heben und senken, anderntheils ihm als Dreh- und Stützpunkte dienen. Ein noch weiter gehender Mechanismus ist der, durch den die Maschine nach jedem gethanen Abstich um ein Stück fortgeschoben wird und somit dem Spaten eine neue Erdschicht zum Abstechen darbietet. Die Maschine, deren specielle Beschreibung für den Raum und den Zweck dieses Blattes zu weitläufig sein würde, ist im Ganzen überraschend einfach und nur der erste Anblick kann dem Laien in der Maschinenbaukunst den Eindruck größerer Zusammengesetztheit machen, woran einen Theil der Schuld tragen mag, daß die an sich so einfachen Bewegungstheile der Maschine zum größten Theile doppelt an derselben sind. Zum Gebrauche nun muß die Maschine von zwei Pferden auf das Feld gezogen, das nöthige Wasser und die Kohlen mitgeführt werden, dann arbeitet sie ganz selbstthätig voran und macht am Ende des Feldes angekommen immer fortarbeitend mittelst einer Verstellung der hinteren Räder einen Bogen und kehrt so um, um das Feld abwärts weiter zu arbeiten.

Daß eine solche Maschine nicht gleich nach dem ersten Versuche das leistete, was sie zu leisten bestimmt war, ist einleuchtend genug, allein es ist eben so überraschend das zu sehen, was sie nun leisten kann und es ist der Erfinder durch die mehrfachen in der Zeit der Ausführung gemachten Erfahrungen in den Stand gesetzt für eine anderweite Ausführung der Maschine bedeutende Vortheile in der Sicherheit der Bewegungen und in dem Effecte zu bewirken, deren Erreichung mit der gegenwärtigen Form derselben sich nicht ermöglichen ließ.

Für die Zukunft dürfte die Maschine auch noch weitere folgereiche Anwendungen finden, da sie ganz geeignet ist bei Kanal-, Eisenbahn- und anderen Bauten zum Ausgraben des Erdreiches zu dienen und es hat Herr Joseph Bauer bereits eine derartige Maschine entworfen, welche auch das Aufladen der aufgelockerten Erde übernimmt.

Am 23. November v. J. wurde das in Leipzig ausgeführte Werk in Selowitz in Mähren von dem ungarischen ökonomischen Vereine unter Zuziehung sachverständiger Ingenieure geprüft und erhielt dabei nach Ansicht der anwesenden Abgeordneten das Zeugniß, daß das Princip derselben richtig und gelöst sei; es ergab eine berechnete Kostensumme für die Bearbeitung eines Ackers Feld gegen die in dortiger Gegend sehr billige Pflugbestellung eines gleichen Flächenraumes nicht ganz das Doppelte. Dabei ist indessen herauszuheben, daß dies für einmalige Grabung und einmalige Umpflügung gerechnet wurde und das bestellte Feld fertig ist mit einem Bearbeiten der Maschine, während der Pflug drei- bis fünfmal über das Feld gehen muß, um eine ebenso vollständige Arbeit zu liefern.

Stellen sich schon bei diesem ersten derartigen Versuche solche Vortheile heraus, so werden die Resultate künftiger verbesserter Maschinen noch günstiger sein, und es ist sehr zu hoffen, daß die sinnreiche Erfindung von großer Bedeutung für den Feldbau werden wird.

Wer Gelegenheit gefunden hat die Einrichtung in ihren Einzelheiten entweder an der Maschine selbst oder aus den Zeichnungen zu ersehen, wird mit uns gern eingestehen, daß die Lösung der gestellten Aufgabe auf eine so geistreiche und einfache Weise dem Erfinder gelungen ist, wie es wohl selten in ähnlichen Fällen möglich geworden, und wir müssen nur bedauern, daß Herr J. Bauer nicht ganz dem Wirkungskreise angehört, für den er ein so großes Talent entwickelt hat.

Gesundheits - Regeln.

Leben und Tod; Gesundheit und Krankheit.

Stoffwechsel heißt der Proceß, von welchem im menschlichen Körper Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit abhängt. Denn so lange als der Stoffwechsel im Gange ist, haben wir das Leben, mit seinem Aufhören tritt der Tod ein; beim richtigen Vonstattengehen des Stoffwechsels erfreuen wir uns der Gesundheit, Unordnungen in demselben bedingen Krankheiten, und kommt der Stoffwechsel dabei nicht wieder in die gehörige Ordnung, so bleiben in Folge der Krankheit zeitlebens sogen. organische Fehler zurück. — Der Stoffwechsel (s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 39) besteht nun aber darin, daß jeder, auch der kleinste Theil des menschlichen Körpers fortwährend neue Substanz ansetzt, während die alte theilweise abstirbt und entfernt wird, so daß der Körper nach einiger Zeit, obschon er äußerlich noch ganz derselbe zu sein scheint, doch in seinen Bestandtheilen ein ganz anderer, aus jüngeren Stoffen gebildeter ist. — Dieses fortwährende Neuerzeugtwerden, Altern und Absterben (Mausern) der Körperbestandtheile kommt natürlich nur unter bestimmten Bedingungen (sogen. Lebensbedingungen) und mit Hülfe der sogen. vegetativen Processe zu Stande. Zu den ersteren gehören: Luft, Wasser, Nahrung und Wärme; zu den letzteren: der Verdauungs-, Blutbildungs-, Circulations-, Athmungs- und Blutreinigungs-Proceß. Unterstützt wird ferner der Stoffwechsel durch erregende Einflüsse von außen (Lebensreize), durch Ruhe und Bewegung. Doch verfolgen wir die beim Stoffwechsel wichtigen Momente und Bedingungen in ihren Einzelnheiten.

Jedes Theilchen des menschlichen Körpers muß von passender Ernährungsflüssigkeit durchtränkt sein, wenn der Stoffwechsel in demselben richtig vor sich gehen soll, denn aus dieser nimmt sich jedes Theilchen das Material zu seiner Neubildung. Passend ist die Ernährungsflüssigkeit aber nur dann, wenn sie diejenigen Stoffe enthält, aus welchen der zu ernährende Theil gebildet ist. In den Knochen würde z. B. der Stoffwechsel nicht der richtige sein können, wenn die Ernährungsflüssigkeit derselben keine Kalksalze, welche in der Knochensubstanz in großer Menge vorhanden sind, enthielte; die Knochen würden dann krank und zwar nicht hart genug werden, gerade wie die Schale von Hühnereiern, wenn die Hühner ein kalkloses Futter

bekommen. Die Ernährungsflüssigkeit aller Theile des menschlichen Körpers stammt aus dem Blute und gelangt dadurch in die verschiedenen Gewebe, daß sie, während das Blut langsam durch die feinsten Blutgefäßchen (Haargefäße) der Gewebe fließt, durch die äußerst dünne Wand dieser Gefäße hindurchschwitzt.

Die Wände der feinsten Blutgefäßchen (Haargefäße) müssen für die Ernährungsflüssigkeit gehörig durchdringlich sein. Sobald diese Wände in ihrer Durchdringbarkeit verändert, vielleicht dicker oder dünner werden, gleich ist auch das aus dem Blute Herausdringende von anderer, mehr oder weniger consistenter Beschaffenheit als die erforderliche Ernährungsflüssigkeit, und dann nicht mehr im Stande, den Stoffwechsel in dem durchtränkten Theile ordentlich zu unterhalten. Die aus dem Blute herausgedrungene falsche Ernährungsflüssigkeit zieht dagegen sehr oft eine krankhafte Veränderung des Theiles oder wohl auch die Bildung eines ganz neuen Gewebes (Aftergebildes, Geschwülste, Krebs) nach sich. Man pflegt ein solches falsches Ernährungsmaterial, welches bald mehr bald weniger von dem natürlichen abweicht, Ausgeschwitztes (Ausschwitzung, Exsudat) zu nennen und als die Ursache der meisten örtlichen Veränderungen (Krankheiten) der Gewebe anzusehen. Am häufigsten kommt eine Ausschwitzung bei widernatürlicher Erweiterung und Anfüllung der Haargefäße mit Blut zu Stande, ein Zustand, der den Namen Entzündung erhielt.

Von der richtigen Menge und Beschaffenheit des Blutes (s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 45), welches durch die Haargefäße der verschiedenen Körpersubstanzen fließt und dabei die Ernährungsflüssigkeit aus seinem Strome durch die Haargefäßwände hindurch in die Gewebe treibt, muß insofern das ordentliche Vonstattengehen des Stoffwechsels vorzugsweise abhängen, als eben nur das Blut im Stande ist, jedem Theile das Material zu seiner Ernährung zuzuführen. Sonach muß jeder Mensch dahin streben, die gehörige Menge von einem richtig zusammengesetzten Blute zu besitzen. Dies läßt sich aber nur durch fortwährende Neubildung (Verjüngung) und Reinigung (Mauserung) des Blutes erreichen. Die richtige Neubildung hängt von der Wahl und Verarbeitung passender Nahrungsmittel und von der Zufuhr der gehörigen Menge Sauerstoffs ab; die Reinigung läßt sich durch Bewegung, kräftiges Athmen, Bäder, Waschungen u. s. w. unterstützen. Der Leser findet übrigens, wenn er Genaueres über das Blut zu wissen wünscht, dies in der Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 45, 48 und 49. Von den passenden Nahrungsmitteln und ihrer Verarbeitung handeln Nr. 22, 32 und 39 des I. Jahrg. der Gartenlaube; über das Athmen s. Nr. 16 und 17.

Ein gut beschaffenes Blut würde nun aber für sich noch nicht zur Unterhaltung des Stoffwechsels hinreichen, es muß auch ordentlich durch die Haargefäße der einzelnen Theile hindurchfließen, wenn letztere richtig ernährt und gesund bleiben sollen. Anhaltendes, zu schnelles oder zu langsames Hindurchströmen des Blutes durch ein Gewebe übt stets störenden Einfluß auf den Stoffwechsel in demselben aus. Würde aber der Zutritt des Blutes zu einem Theile ganz gehemmt oder häufte sich dasselbe darin so an, daß der Blutlauf vollständig stockte, dann müßte der Stoffwechsel allmälig still stehen, der Theil absterben und endlich in Fäulniß oder Verwesung übergehen. Man pflegt dieses örtliche Absterben und Faulen den Brand zu nennen und zwar den kalten (trocknen oder weißen) Brand, wenn ein Theil in Folge von Blutmangel abgestorben ist, den heißen (feuchten oder schwarzen) Brand, wenn durch Stockung angehäuften Blutes der Stoffwechsel in einem Theile unterbrochen wurde. Sonach ist dahin zu streben, daß der Blutlauf durch alle Theile des Körpers gehörig von statten gehe. Wie der Blutlauf zu unterstützen ist, lehrt die Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 48.

Auch der Theil selbst, in welchem der Stoffwechsel vor sich geht, muß natürlich hierbei in der richtigen Weise thätig sein, denn was würde ihm alle Durchtränkung mit guter Ernährungsflüssigkeit und alles in gesunden Röhren richtig fließende nahrhafte Blut helfen, wenn er seinen Stoff nicht auch ordentlich wechselte. Er muß also einestheils aus der Ernährungsflüssigkeit die Stoffe herauszunehmen wissen, welche seine Substanz bilden und muß aus diesen seine eigene Substanz aufbauen (neubilden, verjüngen), anderntheils muß er aber auch die älteren seiner Bestandtheile abstoßen. Dieses Neubilden und Abstoßen kann nur bei einem zweckmäßigen Wechsel von Thätigsein und Ruhen des Theiles richtig vor sich gehen. Denn während der Ruhe geschieht die Anbildung der jungen Substanz und in Folge des Thätigseins kommt das Absterben und Abstoßen (Mausern) der alten zu Stande. Wollte man z. B. das Auge oder das Gehirn zwingen fortwährend thätig zu sein, so würden diese Organe in Folge der gestörten Verjüngung in ihnen gerade so erkranken, als wenn man sie gar nicht thätig sein ließe. Zu anhaltende Anstrengungen der Muskeln schwächen und lähmen endlich dieselben ebenso wie der Nichtgebrauch derselben.

Aus der die Körpersubstanzen durchtränkenden Flüssigkeit sind nun fortwährend noch, wenn der Stoffwechsel in Ordnung bleiben soll, zwei Arten überflüssiger Materien hinwegzuschaffen, von denen die eine gut, die andere schlecht ist. Die erstere ist der Ueberschuß, der vom Gewebe nicht verarbeitete Rest von Nahrungsstoff und heißt Lymphe, die letztere besteht aus den alten abgestorbenen und wieder flüssig gewordenen Gewebsbestandtheilen (Mauserstoffen, Gewebsschlacken). Die Lymphe wird durch besondere Röhren, welche man Lymphgefäße oder Saugadern nennt, nach dem Halse hin geschafft und ergießt sich hier in eine große Blutader, mit deren Blute dann die Lymphe durch Herz und Lunge läuft und so, früher schon aus dem Blute stammend, nun allmälig wieder zu Blute wird. Die Mauserstoffe dringen durch die Wände der Haargefäße in den Blutstrom und werden hier von dem Sauerstoffe, der mit Hülfe des Athmens aus der atmosphärischen Luft in unser Blut gelangt, verbrannt. Durch diese Verbrennung wird nicht blos Wärme erzeugt, sondern auch eine solche Umwandlung der Mauserstoffe erzielt, daß diese nun durch bestimmte Organe (wie die Lungen, Nieren, Haut und Leber) aus dem Körper entfernt werden können.

Gesundheit (d. i. das richtige Vorsichgehen des Stoffwechsels) kann sonach nur mit Hülfe passender Nahrung, richtiger Blutbildung und Circulation, normaler Durchdringlichkeit der Haargefäßwände, zweckdienlicher Ernährungsflüssigkeit und regelmäßiger Neubildung und Mauserung der Gewebsbestandtheile (durch hinreichende Ruhe mit dem gehörigen Thätigsein wechselnd) erreicht werden. — Krankheit (d. i. das falsche Vorsichgehen des Stoffwechsels) könnte hiernach ihren Grund haben: in unpassender Nahrung, in gestörter Blutbildung und Circulation, veränderter Durchdringlichkeit der Haargefäßwände, falsch gebildeter Ernährungsflüssigkeit (nicht blos in Folge eines veränderten Blutes und einer Veränderung der Haargefäßwände, sondern auch in Folge von verminderter Wegfuhr der Lymphe und Mauserstoffe aus den Geweben) und in unzweckmäßigem Gebrauchen und Ruhen eines Theiles. — Eine falsche Beschaffenheit des ganzen Blutes muß natürlich auch die Ernährungsflüssigkeit und sonach den Stoffwechsel im ganzen Körper verändern und wird deshalb eine allgemeine Krankheit genannt, während alle übrigen Krankheiten örtliche sind. Daß die Heilung von Krankheiten stets darauf gerichtet sein muß, den in Unordnung gerathenen Stoffwechsel wieder in Ordnung zu bringen, versteht sich wohl von selbst, ob dies aber durch künstliche Arzneimittel, wie der Arzt will, oder, wie die Natur will und thut, durch natürliche (physiologische) Hülfsmittel wie Luft, Wasser, Nahrung, Licht, Wärme und Kälte, Ruhe und Bewegung u. s. w. zu erreichen ist, darüber ein anderes Mal. (B.)

Zwei Stunden im englischen Parlamente.

So oft auch in England die Sitzungen der Volksvertreter und Gesetzgeber schon eröffnet wurden — öfter in der That, als in jedem andern Lande der Erde, ruft doch der jährlich wiederkehrende prächtige Zug der Königin zur Vorlesung der Thronrede immer wieder Hunderttausende nach St. James-Park und die angrenzenden Straßen, durch welche die Königin bei dieser Gelegenheit in's Parlament fährt. Ich hatte mich dies Jahr auch unter die Massen gestellt und wartete nun am 31. Januar von 12 Uhr

geduldig und still, wie andere Legionen englischen Volkes, unter den Bäumen des Park-Spaziergangs, die weder Blätter noch Früchte trugen, selbst nicht einmal einen der vielen Jungen, die hinaufkletterten und auf das freundliche Geheiß der höflichen Policemen immer sogleich ebenso freundlich wieder herabstiegen. In der That ein großes Wunder im Kleinen. Die Doppelreihe der Volksmassen war im Park allein eine gute englische Meile lang, und sie warteten zwei Stunden! Zeit und Gelegenheit und Veranlassung genug zu einigen Zänkereien, Widersetzlichkeiten und Arretirungen. Fischblutiges, nüchternes, freies englisches Volk! Nicht eine einzige Widersetzlichkeit? Nicht ein einziger Scandal? Nicht nur dieses nicht, nein auch kaum ein lautes Wort, zwei Stunden lang hunderttausende freier Menschen im Freien oft bis zum Rippenbrechen zusammengedrängt — und kaum ein lautes Wort! In der That konnte man einzelne etwas laute Aeußerungen der 40 Fuß weit gegenüberstehenden Volksmauer auf unserer Seite vernehmen. Hier und da machte man wohl halblaut einen Witz mit den sehr spärlich vertheilten Policemen, die müßig mit ihren „Flöten“ (den kurzen Stöcken, ihrer einzigen Waffe) spielten und kaum etwas Anderes zu thun hatten, als die „Ladies“ in die erste Linie zu bringen, insofern die dadurch zurückgedrängten Herren, die man hier, wenn der Hut nur einigermaßen gebürstet ist, immer „Gentlemen“ titulirt, es nicht vorzogen, auf ihren Plätzen zu bleiben. Sonst passirte während der zwei Stunden gar nichts. Zwar fuhren hinter der linken Reihe öfter prächtige und seltsame Wagen herauf mit dienstbaren Geistern, die buntscheckiger aussahen, als Seiltänzer und Reitkünstler im Dienste, aber das Alles störte die kaltblütigen Massen nicht. Nur einmal wurden sie ganz unten an der Kaserne der Pferdegarde (dem entgegengesetzten Punkte vom Buckingham-Palast, der londoner Residenz der Königin, zwischen welchen sich St. James-Park ausdehnt) ganz ungemein lebendig und lautes Hut- und Taschentuchschwenken und Jauchzen und Jubeln von Oben und Unten um einen einzigen Wagen herum, aus dem zwei Herren mit Schnurrbärten freundlich, aber doch auch traurig und verlegen, herausnickten. Der Eine trug Civilkleider, der Andere, ein älterer Herr mit hoher Stirn und schöner Nase, eine Uniform. Letzterer, hieß es, ist der türkische Gesandte.

Sie erlassen mir wohl die weitere Beschreibung des königlichen Zuges, der ungefähr um 2 Uhr in meine Nähe kam. Die prächtige Leibgarde mit ihren großen kohlschwarzen Rossen, die rothangeputzte Wache des Towers, die jetzt genau noch so aussieht, wie zu Maria Stuart's Zeiten, die kostbaren Staatskarossen, — das Alles ist schon so oft beschrieben worden, daß ich es nicht wiederholen mag. Jetzt endlich erschien in Mitte ihrer Krieger die Königin, deren friedliche Regierung noch durch keine Gewaltthat befleckt ward und welche in der beschränkten Sphäre ihrer politischen Macht für Dichter, Künstler und Gewerbe mehr gethan hat, als unbeschränkte Fürsten für Gefängnisse und Festungen.

An dem Staatswagen der Königin fiel mir Alles auf, erst die Schönheit der Pferde, dann die Pracht ihrer Geschirre, dann die komische Figur auf dem vordersten Paare mit rother Jacke in Gold, der schwarzen Sammetmütze und der ungeschickt hinten in die Höhe klaffenden weißen Perrücke, am Meisten die in ungeheuerer goldener Pracht thronende unmenschliche Fettigkeit des Hauptkutschers auf dem Bocke, der manchen Thron an Goldschmuck übertrifft, dann die goldene Krone auf dem Wagen oben und zuletzt die drei roth und golden überladenen Diener hinten. Alles prächtig und so geschmacklos. Es kann für das edle Paar, die Beide stets bewiesen haben, daß sie wahrhaft ästhetischen Geschmack haben, kein angenehmes Gefühl sein, in dieser altconservativen ungeschickten Pracht, welche den englischen Thron und alle staatsmännischen Acte noch heute umgiebt, öffentlich erscheinen zu müssen. Diese constitutionelle Beschränktheit, welche die Lords nicht antasten lassen, aus Furcht, daß der Thron an Festigkeit für ihre Interessen verliere, mag dem englischen Königspaare eine der empfindlichsten sein, wie die ganze althistorische Hofetikette, welche die der Ludwige von Frankreich an Steifheit weit übertrifft, ohne den Geist derselben zu erreichen.

Durch einen seltsamen, glücklichen Zufall ward es mir möglich, mich in einen Winkel des Oberhauses einschmuggeln zu lassen, wo ich denn thatsächlich eine englische Parlaments-Eröffnung in ihrer ganzen überladenen Pracht und historisch-conservirten Geschmacklosigkeit vor meinen Augen — freilich zwischen verschiedenen Schultern und Köpfen hindurch — sich entwickeln sah. Wie ich durch das Gedränge und die prachtvollen Gänge und Hallen des neuen Parlamentsgebäudes — des umfangreichsten und prachtvollsten aller gothischen Architecturen (wobei ich wieder vom „Geschmack“ absehe) auf meinen Platz kam, weiß ich noch heute nicht, kurz ich war da und dachte so lange, bis die Königin kam, nichts als: „Dieses Haus der Lords ist ein Monstrum von Pracht!“ Ließe man für 100,000 Pfund heraus stehlen, würde es sehr gewinnen. Doch darüber vielleicht ein andermal. Jetzt welch ein Anblick! Der maßlose Reichthum der englischen Aristokratie strahlend und blendend aus tausend diamantenen kleinen Sonnen von schönen und häßlichen Hälsen und Köpfen. Die Orden aller Fürsten Europa's und Asiens auf den Uniformen von Gesandten, Legations-Secretairen, Ministern und Diplomaten aller Art, die sich in der Gesandtenloge in solcher Masse drängen, daß ich mich des gottlosen Gedankens nicht erwehren konnte, Einige davon seien ganz überflüssig. Was den russischen Gesandten betrifft, so sahen bald die Meisten, daß er nicht da war. Das diplomatische Corps erfreute sich trotz des Himmels voller Sterne auf seinen Busen nur beiläufiger Aufmerksamkeit, bis plötzlich alle bewaffneten und unbewaffneten Augen auf sie gerichtet waren und lange einem lebhaften Feuer von Augen und Bemerkungen ausgesetzt blieben. Es galt blos dem türkischen Gesandten Musurus, der mit seinem rothen Fez und seiner blauen besternten Uniform diesem gehaltlosen Feuer eine sehr ruhige, würdige Kälte in seinem Gesicht entgegenzusetzen schien. Die Herren Collegen in der Loge grüßten ihn zum Theil sehr warm. In meiner Kurzsichtigkeit konnt' ich nicht bemerken, ob er dadurch erwärmt ward. Der Türke ist im Allgemeinen ein schlechter Diplomat, er hält Wort, da er die Worte für das hält, was sie wirklich bedeuten. Man sieht, die Türken sind halbe Barbaren.

Die Lords, welche nichts vertreten, als sich selbst, spielten um den berühmten Wollsack herum, (vor welchem zunächst die höchsten Gerichtspersonen — natürlich alle in mächtige, weiße Perrücken gehüllt, saßen) mit ihren langen, scharlachrothen, reich verbrämten Roben und fidibusbecherartigen Turbans eine eigenthümliche Rolle. Da das Ganze auf mich den Eindruck einer seltsamen mittelalterlichen Theaterscene machte, konnte ich sie lange für nichts anderes als Statisten halten. Die Minister bewegten sich links vom Throne an einem großen grünen Tische und entfernten sich Punkt 2 Uhr, gerufen von Trompetenstößen, welche die Ankunft der Königin ankündigten. Nach 10 Minuten trat die Königin mit einem glänzenden Gefolge ein, an der linken Hand geführt vom Prinzen Albert und begleitet von zwei Damen. Die ganze Versammlung erhob sich, bis die Königin vom Throne herab höflich bat, man möge Platz nehmen. Sie trug eine Tiare von Diamanten und eine diamantene Halskette, und über einem weißseidenen Kleide einen reichen Ueberwurf von claretweinfarbigem Sammet. Prinz Albert stand zur Linken in einer reichen Militär-Uniform, die er nur in unumgänglichen Fällen trägt, rechts der Marquis von Winchester, vor ihm Marquis von Landsdowne, die Krone auf einem Sammetkissen haltend. Vor ihr selbst kniete der alte Premier-Minister Aberdeen, mit Muße das große Reichsschwert haltend. Um sie herum prächtige Militäruniformen, ungemein alte aristokratische Damenköpfe mit Schmucksachen, die nur nach Tausenden von Pfunden geschätzt werden und zum Theil als alte historische Familienerbstücke ihre Geschichte haben, die uns verschlossen, aber im „hohen Leben“ geläufiger ist als die Geschichte von England; ferner viel Scharlach, viel Perrücken, viel Backenbart und nobles Gesicht dazwischen, so viel eben der Backenbart Nobles läßt. Die Königin gab sofort, wie vorgeschrieben, Befehl, daß die Herren des Unterhauses eingeladen würden zu erscheinen. Während der Pause sprach sie mit Aberdeen, aber nicht lange, denn nach zwei Minuten entstand ein so lächerlicher Tumult durch das ungestüme Hereindrängen der Unterhäusler, als wenn sie als muthwillige Buben alle auf einmal aus der Schule heraus wollten. Einige ehrwürdige Gestalten kamen in Gefahr auf die Nasen zu fallen. Alle verbissen ein natürliches Lachen, das Ihre Majestät zuerst brach. In der That lachte sie mitten in diesen steifen Formalitäten ganz natürlich weiblich ziemlich hell auf, zuerst nur mit der neben ihr stehenden Herzogin von Southerland, dann aber wohl ziemlich mit der ganzen auserlesensten Gesellschaft. Diese Natürlichkeit der Unterhäusler und die von ihr electrisch aus zuckende electrische Batterie natürlichen Gelächters

ters that mir unendlich wohl, da man jetzt sah, alle diese reichen, theatralisch verkleideten Gestalten auch blos Menschen waren mit Augen und Zwerchfellen wie andere Leute von gar keiner Geburt. Als das Unterhaus endlich placirt war, überreichte der Lord-Kanzler der Königin kniend die Thronrede, die sie mit lauter, schöner, ausdrucksvoller Stimme verlas, nur einige Male durch natürliches „Gedrängle" und ein zischelndes Privatgespräch zweier Auserwählten gestört und unterbrochen. Nachdem sie gelesen, zog sie sich an der Hand ihres Gemahls mit Gefolge zurück und überließ den Lords und dem Unterhause die Sorge, in- und ausländische Fragen und Interjectionen wieder für sechs Monate zu besprechen.

Und nun nur noch einige Worte über die Stunde, die ich im Vogelbauer des Unterhauses zubrachte, um zu sehen, wie sie in ihren Nächten tagen. Das Unterhaus hat architektonisch und ökonomisch mehr Gebrechen, als ein Pferd im Vieharzneibuche, auf dem alle Krankheiten deutlich ausgeprägt sind. Unten Sibirien, zu Häupten Sahara. Viel „Zug" und keine „Ventilation." Sehr hoch, aber zu klein. In der Restauration theurer Wein und nicht alle Abende ein reines Tischtuch. Aber alle diese Gebrechen sind nichts gegen den „Vogelbauer," eine enge Gallerie mit Gucklöchern für 100 Personen d. h. für das ganze englische Volk, das hier angeblich vertreten wird. Es ist hier in der That mehr verdrängt als vertreten. Der Bau beweist, daß die, welche innerhalb der Verfassungsfestung sich ummauert haben, gar keine Lust spüren, die Millionen außerhalb hineinzulassen. Freilich sie haben draußen viel Arbeit und öffentliche Meinung und freie Presse und keine Gewerberäthe, und Polizei und Soldaten ohne Waffen.



Lord Palmerston.

Und das ist mehr werth, als alle sechs Jahre eine Stimme und alle Tage einen Polizeisäbel vor der Nase. Doch halt, ich bin im Vogelbauer! Was sah ich nun von da oben? Wie die Herren auf ihren Bänken spärlich umher lagen oder saßen, mit und ohne Hut, in allen möglichen unanständigen Positionen, plaudernd, schlafend, gehend und kommend, Papiere empfangend, vertheilend, und zerknitternd; wie sie Apfelsinen schälten, hineinbissen und mit den Schalen einen Collegen vor oder hinter sich bombardirten, der seinerseits mit Papier oder Apfelstückchen das Feuer erwiederte; wie Einer den schlafenden Nachbar unter der Nase kitzelte und nun bersten wollte vor Lachen, als der Aufgewachte einen ganz Unschuldigen bedrohte; wie sie sich von dem großen grünen Ministertische Bücher holten oder dieselben hinwarfen, daß es durch die ganze Halle dröhnte; wie bei alle dem Treiben immer Einer dastand und eine Rede hielt und „der Sprecher" in seiner lang überhängenden Perrücke fortwährend sehr würdevoll auszusehen suchte und unter einem solchen Ungethüm von weißen Haarlocken in meinen Augen immer komischer, immer fabelhafter, immer unmöglicher auszusehen anfing; wie Einige immerwährend halblaut plaudernd, manchmal Arm in Arm hinausgingen und immerwährend Andere wieder hereinkamen, wie der Redner ununterbrochen unterbrochen ward und sich doch gar nichts daraus machte, wie die „reporters" und Stenographen in ihrem Winkel die Ohren spitzten und das Wenigste verstehen zu können schienen: wie — nun ich denke es ist genug. So sah's im Unterhause aus, wenigstens als ich im „Vogelbauer" war. Freilich hat es seinen Haken. Es war eine „langweilige" Sitzung ex officio, eine gleichsam vorher und amtlich zur Langweiligkeit bestimmte Nacht, sonst

wär' ich gar nicht unter die Hundert im Vogelbauer gekommen. Zu interessanten, wichtigen Sitzungen, wo eine bedeutende Abstimmung, ein interessanter Parteikampf, eine Rede von Palmerston oder Russel u. s. w. erwartet wird, ist der Zudrang „Bevorzugter" so groß, daß ein Fremder mit'm Bart stundenlang unter einem königlichen Schutzdache auf Zutritt warten muß, um endlich zu hören, daß heute Niemand mehr eingelassen werden könne. Dann kämpfen die Herren im Unterhause auch nicht mit dem Schlafe und Apfelsinenschaalen, sondern mit Reden, guten, oratorischen Reden, derben Angriffen und feinen Witzen und Pointen, dann werden dort Wahrheiten und gewichtige Worte in die Öffentlichkeit geschleudert, wie in keinem andern Saale Europa's, und die Zuhörer beweisen durch häufiges hear! hear! oder Gelächter oder „Groans" oder Beifallsgetrommel ihre lebhafte Theilnahme.

Im Ganzen genommen entwickeln aber die beiden Herzkammern der englischen Gesetzgebung wenig Ernst und Würde. Es geht ein eigenthümlicher Zug von Ironie und Phrase durch alle Verhandlungen, der von viel Bildung und Freiheit Zeugniß giebt, zugleich aber von dem geheimen Bewußtsein, daß wohl Dieser und Jener hinter den schönsten Perioden und erhabendsten Schwingungen seiner Beredtsamkeit doch nur sein eigenes Interesse gegen die Ansprüche Anderer geltend zu machen sucht. Vielleicht habe ich das Vergnügen, Ihnen nächstens schon eine interessante wichtige Sitzung schildern zu können, einstweilen sende ich Ihnen das Portrait Palmerstons, des vielbelobten und vielgeschmähten Lord Feuerbrands, dessen wahrheitsgetreue und parteilose Charakteristik bei nächster Gelegenheit folgen wird.

Ein Kapitel für die Frauen.

Von Amely Bölte.

Im Verlaufe der letzten fünfzig Jahre sind wir dahin gekommen, das weibliche Geschlecht nur für den Salon zu bilden. So wie die Erziehung ein größeres Gemeingut zu werden anfing, wollte man auch die Frauen nicht davon ausschließen und sie durch eine Entwicklung ihrer Geisteskräfte eine höhere Stufe der Kultur erreichen lassen; doch wies man sie vorzugsweise darauf an, dem Schönen zu huldigen. Man hieß sie Talente ausbilden, um dadurch ihre Freude an ausgebildeten Talenten zu erhöhen, weil das Verständniß einer Sache unsern Genuß stets steigert; indem man sie aber mit solchen Blüthen schmückte, lehrte man sie auch durch diesen Schmuck gefallen zu wollen und eröffnete damit ihrer Eitelkeit eine ganz neue Sphäre. Die romantische Schule lieh dieser Hinneigung nun noch den Schmelz der Empfindsamkeit, bis die Anhängerinnen eines Jean Paul es dahin brachten, nur von Blumenduft und Weihrauch leben zu wollen. Der Ernst des Lebens hieß ihnen trockene Prosa, jeden bunten Flitter desselben bezeichneten sie mit dem Worte Poesie, sie träumten nur von überschwenglicher Liebe und setzten die Hauptaufgabe des Lebens darin, angebetet zu werden. Kein Mann konnte sich ihnen nahen, ohne daß ihr Auge auf seinem Gesichte den Ausdruck der Empfindungen suchte, die sie einzuflößen begehrten, und in einsamer Stunde nahmen sie dann sogleich ihr Blümchen Wunderhold zur Hand und zupften: „Er liebt mich, er liebt mich nicht, er liebt mich, er liebt mich nicht;" und so fort, bis sie das gewünschte Resultat gezupft hatten.

Die romantische Schule lebte sich aus, die Männer wuchsen in eine andere Richtung hinüber; — aber die Frauen blieben stehen. Gehen wir in eine Leihbibliothek und sehen die Masse von Romanen aus weiblicher Feder durch, so werden wir finden, daß Liebe und immer wieder Liebe das große Thema ist, welches sie behandeln. Die Schriftstellerinnen sind die Repräsentantinnen ihres Geschlechtes, die dem Worte leihen, was die Andern im meistens Stillen empfinden und sinnen, und der Tadel, der den Männern in diesen Werken zugetheilt wird, daß sie nicht genug, nicht hingebend, nicht aufopfernd lieben, findet ein Echo in aller Herzen. Daß die Frauen nicht, gleich den Männern, jener neuen Zeitrichtung huldigten, die sich eines gesunderen Sinnes rühmt, der die Erde, die er unter seinen Füßen tritt, als seine große Mutter achtet, das ist wohl lediglich ihrem Erziehungssysteme zuzuschreiben.

Die gewöhnliche Phrase ist, daß man in heutiger Zeit schon viel von einem Mädchen erwarte, sie müsse Musik verstehen, müsse Sprachen treiben und in manchen kleinen Künsten erfahren sein. Dies nennt man die Erfordernisse einer guten Erziehung, und ein recht gebildetes Mädchen wird jene geheißen, die diesen Standpunkt erreicht hat. Man thut ihr damit Unrecht. Bildung kann bestehen ohne Sprachen und ohne Talente, Bildung geht dem innern Menschen an, wie dieser den Gang seiner Gedanken geschult und geregelt hat, so hat er sich gebildet. Bildung ist also im eigentlichen Sinne des Wortes Selbsterziehung, und diese erfordert stille Stunden, erfordert ein Insichgehen, ein Rechten mit sich selbst, eine Wachsamkeit über die Gedanken wie über die Thaten, eine strenge Prüfung, ob man an jedem Tage den Ansprüchen genügt, die man an sich machen konnte. — Will man zugleich den Schönheitssinn entwickeln, so muß dies die Bildung fördern; denn alle Sittlichkeit ist schön, und jedes Leben, das seinem großen Entzwecke entspricht, ist ein schönes.

Jedes menschliche Individuum muß zuerst sich selbst als den Zweck seines Lebens ansehen, denn nur, indem Jeder sich bemüht das Höchste, das seine Natur erreichen kann, aus sich zu machen, wird die ganze Menschheit auf ihrem Wege zu einer vollkommeneren Existenz gefördert. Die zweite Beziehung gilt erst den Personen, die unsern nächsten Lebenskreis ausmachen. Der Frauen Sphäre ist das Haus; die Pflege und Erziehung der Kinder liegt ihnen ob, sie mögen verheirathet oder unverheirathet sein. In der Erfüllung dieser Pflichten haben sie die Aufgabe ihres Lebens zu suchen. Kleine Sorgen und kleine Mühen treten ihnen überall entgegen, und werden für sie ein Quell der schönsten Freuden, sobald sie sich derselben im rechten Sinne unterziehen. Die Arbeit zu finden, die uns Befriedigung gewährt, die uns neben der eigenen Billigung auch den Beifall Anderer verspricht, das ist eigentlich das einzige dauernde Glück. Das System unserer jetzigen Erziehung hat den Frauen mehr oder minder diese Genugthuung geraubt, und damit die Basis der Selbstachtung unter ihren Füßen fortgezogen. Die Mütter haben sich eingeredet, daß ein Mädchen, wenn es erwachsen in die Gesellschaft trete, Aufsehen erregen müsse, um so den Männern zu gefallen. Aus diesem Grunde wird die ganze schöne Jugendzeit damit verbracht, sie in Dingen zu unterweisen, die in keiner Mädchenerziehung die Hauptsache sein sollten. Der Mann, der sie zur Gattin wählt, ist nicht immer ein Freund der Musik, weniger noch wird er mit ihr fremde Sprachen reden, wohl aber kann es ihn glücklich machen, wenn sie sinnig auf seine Interessen eingeht, wenn sie seinem Hause mit Umsicht vorsteht, so daß seine Einnahme, wie klein oder wie groß diese sei, für ihre beiderseitigen Bedürfnisse ausreicht. Dieser Punkt ist wohl der schwierigste in jedem neuorganisirten Haushalte und einer ernsten Betrachtung werth.

Der Mann erwirbt das Geld; der Frau fällt das Detail der Ausgaben anheim, sie hat zu überlegen, wie viel sie hier und wie viel dort verwenden kann, damit der ganze Haushalt verhältnißmäßig organisirt sei. Das Glück einer Ehe beruht vielfach auf diesem Talente, oder scheitert an demselben. Der Luxus unserer Lebensweise ist leider unendlich gestiegen, und fast täglich steigern sich unsere Ansprüche! Die Einnahme unserer Staatsdiener ist dagegen, was sie vor fünfzig Jahren war, und auch in andern Lebensstellungen erblicken wir dasselbe Verhältniß. Die Wohnung einer Familie muß jetzt bedeutend größer sein, wie ehemals; es dürfen Gesellschaftszimmer nicht darin fehlen, und die Hausrenten steigern sich mit jedem Jahre. Die Erziehung der Kinder ist viel kostspieliger geworden, die Töchter und auch die Söhne müssen Privatunterricht haben, und sogar die Bücherechnung ist am Ende jedes Jahres eine Summe. Wo sonst eine Dienerin gehalten wurde, da findet man jetzt zwei und unter zehn Müttern nährt kaum eine noch ihr Kind. Ein anderer wichtiger Punkt ist die Toilette der Frau, die in demselben Verhältniß zur Einnahme steht, wie das Cigarrenrauchen des Mannes. Keine Frau kann jetzt mehr ohne bunte seidene Kleider ausgehen, und

weiße Glacé-Handschuhe und Batist-Schnupftücher, von denen unsere Großmütter nichts wußten, gehören zu Nothwendigkeiten des Lebens. — Fällt es nun einem Manne ein, einen Hausstand zu gründen unter Bedingungen, wie es sein Großvater ohne Bedenken gethan, so steht ihm häusliches Elend bevor, wo jener im Wohlstand lebte. Denn wie könnte es auch anders sein, da die Einnahme ja nur dieselbe geblieben ist, während alle Ausgaben sich verdoppelt haben. Ersparnisse, die unsere Großmütter weise in Anwendung brachten, können wir von unsern talentvollen jungen Damen nicht erwarten. Die Wäsche, die in den Haushaltungen nach altem Schnitte, von der Mutter und den Töchtern geplattet wurde, wird fremden Händen übergeben; denn den Dunst ertragen die Nerven unserer heutigen Damenwelt nicht. Ihre Kleider selbst zu machen, haben sie nicht gelernt, dazu wird eine Nähterin gehalten. Die feinen Hemden des Hausherrn werden in einem Laden gekauft, während es der Stolz unserer Mütter war, dieselben mit eigener Hand recht sauber anzufertigen, und wie sorgsam mußte dann in der Wäsche damit verfahren werden! Die Kinder werden von einer Dienerin angekleidet und spazieren geführt, wobei sie rohe Sitten und eine schlechte Sprache lernen; die Mutter aber konnte selbst diese Pflicht nicht übernehmen. Auch ihre Talente, das Einzige, was die Erziehung ihr gab, sucht sie nicht zu verwerthen; denn die Musik ist nach und nach liegen geblieben, die Sprachen hat sie vergessen und aus Liebe zu ihren Kindern kann sie nun nicht wieder rückwärts lernen.

Jahre vergehen, der Schmuck der ersten Jugend ist dahin, und dieselbe Frau, die wir als Mädchen talentvoll nannten, erscheint uns jetzt entsetzlich langweilig, und nur geeignet, mit Klatschereien und fadem Geschwätz die Stunden auszufüllen, die sie ihrem Vergnügen widmen will. Ihr Geist hat keine Nahrung gesucht, weil ihre Erziehung ihr kein Bedürfniß der Art eingeflößt, und aus Langeweile suchte sie mitunter ein Buch, das aber nur ein Liebesroman sein durfte, der ihr nichts zu denken gab. Unter der Leitung einer solchen Mutter wächst nun eine neue Generation empor.

Ein anderer schwarzer Punkt in diesem häuslichen Bilde ist noch die Armuth, die hier verborgen mit giftigem Zahne tödtet. Der Schein soll gerettet werden, man hat eine Position in der Welt zu vertreten. So wird der Entschluß gefaßt, heimlich zu entbehren, und was man sich auf diese Art versagt, das zehrt am Lebensblute. Die Ausgaben für den Tisch werden beschränkt, die Kinder erhalten die angemessene Nahrung nicht, gutes kräftiges Fleisch wird selten gereicht, und lebenslängliches Siechthum ist oft Folge dieser traurigen Oekonomie. An ein frisches fröhliches Gedeihen des physischen Menschen ist dabei nicht zu denken, und der moralische gewinnt wahrlich ebenso wenig. Diese Kargheit in Allem, dies ewige Rechnen und Berechnen thut der jungen Seele so weh, es beugt sie und erdrückt sie. Einen Freund mit heimzuführen, damit er am Tische der Familie mit genieße, was es giebt, das darf der Sohn nie wagen; denn es soll ja ein heiliges Geheimniß bleiben, was man hier vorgesetzt findet. An eine Handlung des Wohlwollens, der Menschenliebe, darf nicht gedacht werden, es sei denn, daß der Schein sie fordere.

Die Töchter wollen auf einen Ball gehen, und haben keine Kleider. Sie sticken heimlich für einen Laden, und benutzen den Ertrag, um dafür den bunten Flitter zu erstehen, mit dem sie in der Gesellschaft glänzen wollen. Wüßte dort Jemand, wie sie diesen Putz erworben, sie würden vor Scham in die Erde sinken; aber man weiß es nicht, und so tanzen sie mit dieser Lüge im Herzen der Welt einen Cotillon vor. Vielleicht fällt es einem jungen Manne gerade heute ein, sich zu verlieben und seine Hand zu bieten; wie kann das Mädchen da anders handeln, als froh die Gelegenheit ergreifen, die sie dem Aelternhause entführet, wo sie gleichsam eine Last ist. Gottlob, ein eigener Herd! seufzt sie, und findet an demselben die ganze Kette von stillen Sorgen wieder, die sie zurückzulassen begehrte. Dies sind die Folgen unserer heutigen Mädchenerziehung.

Wer nicht in sich schaut, der schaut auch nicht um sich, der übersieht den Kreis seiner nächsten Pflichten nicht, und ermangelt des Muthes, um sie mit starkem Willen zu erfüllen.

Blätter und Blüthen.

Eine Tigerjagd in den Certoes. In seiner Reise durch Brasilien erzählt der bekannte Reisende Weechs: An der Grenze von Minas-Geraes beginnt ein ungeheurer Landstrich, welcher eben nur mit Gras bedeckt, manchmal wieder mit Gebüsch überzogen, beinahe noch ganz unangebaut und so wenig bevölkert ist, daß man Tage lang reisen kann, ohne auch nur die Spur einer menschlichen Wohnung zu entdecken. In der Landessprache werden diese Gegenden Certoes genannt, und dort allein findet man dieselben großen Heerden, welche in den Pampas von Buenos Ayres den Reichthum der Einwohner ausmachen. Aus diesen Certoes stammte mein Vater, und als ich mein achtzehntes Jahr erreicht hatte, beschloß er, mich zu seinen Verwandten zu schicken; ich bekam einen treuen Neger und ein gutes Pferd mit, und langte wohlbehalten und freudig empfangen bei dem Bruder meines Vaters an. Nachdem ich gehörig ausgeruhet hatte, gesellten sich die zwei ältesten Söhne des Hauses zu mir und erboten sich, mir ihres Vaters Heerde zu zeigen; ich wurde in ein Zimmer geführt, bekam Hose, Weste, Jacke und Hut, von Sohlleder verfertigt, ein frisches kräftiges Pferd und eine lange, mit einer Spitze versehene Barra oder Lanze in die Hand, und nun ging's über die Ebene weg, was die Pferde laufen konnten. Bei dieser Gelegenheit gaben mir meine Vettern eine Menge Beweise ihrer Reitkunst, welche an Tollkühnheit gränzten, ich war oft nicht im Stande, ihnen zu folgen, und als wir dichtes Gebüsch erreichten, verlor ich sie gänzlich aus den Augen; kaum bemerkte dies mein Pferd, als es den Kopf zwischen die Beine nahm, in wüthendem Galopp mit mir in das Dickicht stürzte und, alle Hindernisse besiegend, mit mir fortrannte. Ich blieb mechanisch auf dem Pferde sitzen; anfangs bemüht es aufzuhalten, oder es auf eine bessere Bahn zu leiten; aber jede Anstrengung war vergebens. In dem Gebüsche angekommen, fühlte ich nur den Widerstand, welchen Zweige und die Stacheln der Dornhecken der reißenden Gewalt, mit welcher mein Pferd zwischen ihnen durchsetzte, leisteten; ich war allein bedacht, mein Gesicht zu schützen, übrigens vollkommen überzeugt, meine Kleider und einen Theil meiner Haut bei diesem verwünschten Ritte zu verlieren. Ich besinne mich nicht mehr, wie lange das Rasen meines Pferdes dauerte, ich fühlte nur, daß es plötzlich stille hielt, und als ich die Hände vom Gesicht brachte und ganz verwirrt um mich sah, erblickte ich meine beiden Vettern, welche sich vor Lachen die Seiten hielten. So roh sie übrigens waren, so bemerkten sie doch, daß meine Erschöpfung zu groß war, um mit Anstrengung weiter zu reiten; wir setzten daher den Weg langsam fort, bis wir einen Theil der Heerde erreichten. Es befanden sich auf dieser Stelle 12,000 Stück Hornvieh auf einem Umkreise von einer halben Stunde weidend, großes, prächtiges Vieh, und der kleinste Theil von dem Eigenthume meines Oheims, der 40,000 Stück des schönsten Hornviehes und 20 Quadratlegoas unbestrittenes Land besaß. Mehrere berittene Schwarze, ebenso wie wir gekleidet, mit einer Barra bewaffnet und mit einem Lasso (Fangschlinge) versehen, hüteten die Heerde. Während dieser Zeit konnte ich nicht unterlassen, mich zu besehen und zu betasten, und zu meinem Erstaunen war ich nicht im Geringsten beschädigt und sah nun die Zweckmäßigkeit der schweren ledernen Kleidung vollkommen ein; dadurch kühn gemacht, forderte ich meine Vettern selbst zu einem rascheren Ritte auf, und wir legten eine beträchtliche Strecke Weges zurück, als wir plötzlich auf einen halberwachsenen Ochsen stießen, welcher zerrissen und zum Theile aufgezehrt an dem Rande eines Dickichts lag. Meine Vettern baten mich zu warten, sprengten in das Gebüsch und kamen bald darauf wieder zurück. Sie beklagten sich sehr über den Schaden, den sie durch die Raubgier eines großen Tigers leiden mußten, dem sie schon lange vergebens auf der Spur wären, versicherten mich jedoch, daß er ihnen nicht mehr lange entgehen könnte, und daß sie zuversichtlich hofften, mir vor meiner Abreise noch das Vergnügen einer Tigerjagd zu verschaffen. Als wir vor der Wohnung ankamen, wurde ich einstimmig befragt, wo ich meine Barra gelassen hatte, und es blieb mir nichts übrig, als mein Abenteuer zu erzählen, und mich tüchtig auslachen zu lassen. Da ich übrigens seit meiner zartesten Jugend mich geübt hatte, so reichten wenige Tage hin, und ich blieb hinter dem besten Reiter der Certoes nicht mehr zurück, und brachte jedesmal meine Barra mit nach Hause. Die Lebensweise auf dem Gute meiner Verwandten war mir ebenso auffallend; wir hatten beinahe keine andere Nahrung als Fleisch, und nur, wenn mein Oheim oder einer seiner Söhne von Bahia zurückkamen, wohin sie im Jahre zweimal einige tausend Stück Hornvieh zum Verkaufe trieben, brachten sie Salz, Manolo-Mehl, Wein und Branntwein mit sich; war der Vorrath aufgezehrt, so lebten sie wieder allein vom Fleische; die Jäger erhielten nie etwas Anderes. Eben so wenig sah mein Oheim jemals Leute bei sich oder besuchte seine Nachbarn, und nur zwei- bis dreimal im Jahre ritt er mit seiner Familie nach einem Kirchspiele, welches dreißig Stunden von seiner Wohnung entfernt war.

Am achten Tage meines Aufenthaltes und im Augenblicke, als wir die gewöhnliche Mahlzeit einnehmen wollten, sprengte ein Sklave vor das Haus und kündigte uns an, daß soeben ein gewaltiger Tiger sich in der Nähe der Heerde gezeigt habe. Wir sprangen alle vom Boden auf, und selbst mein alter Oheim warf sich auf eines der schnell gesattelten Pferde; die Söhne brachten sechs gekoppelte Hunde herbei, und nun ging es im raschesten Laufe der beschriebenen Stelle zu. Die Hunde wurden losgelassen, und wenige Augenblicke darauf hatten sie die Spur des Tigers aufgefunden. Einer der Söhne stürzte in's Dickicht, und das Geheul der Hunde verrieth, daß sie sich bereits im Kampfe mit dem Raubthiere befanden. Ihre

Bemühung, den Tiger aus dem Dickicht zu bringen, schien jedoch vergebens; ungeduldig darüber, eilten ihnen alle Anwesende zu Hülfe, nur mein Oheim, ein erprobter Jäger, und ich blieben im Freien. Ein allgemeiner Schrei der Angreifenden erregte endlich unsere Aufmerksamkeit, und fast in demselben Augenblicke theilte sich das Gebüsch, aus dem der Tiger wüthend und von zwei muthigen Hunden hart bedrängt, hervorstürzte. Ein Schlag seiner gewaltigen Tatze streckte einen derselben zu Boden, und ohne sich weiter zu besinnen, befand er sich mit einem einzigen Sprunge in unserer Mitte. Ich gestehe gern, daß ich für einen Augenblick alle Besinnung verlor, als ich jedoch zu mir kam, erblickte ich meinen alten Oheim unter den mörderischen Klauen des Unthiers; der Neger war bereits vom Pferde gesprungen und griff es mit seinem Messer an, und ich säumte nicht, seinem Beispiele zu folgen. Der Tiger, als wäre ihm meine Unbekanntschaft mit diesem Kampfe bekannt gewesen, ließ nun meinen Oheim los, und brachte mich augenblicklich unter sich. Schon gab ich mich für verloren, als er von der Barra eines meiner herbeieilenden Vettern wohl getroffen niederstürzte und von den übrigen augenblicklich getödtet wurde. Man zog mich betäubt unter ihm hervor, und jetzt erst bemerkte ich, daß ich eine bedeutende Verletzung am Arme erhalten hatte und ganz mit Blut bedeckt war; ich wurde nach Hause gebracht; man wendete einige Kräuter an, und stellte mich in kürzerer Zeit, als ich gedacht hatte, vollkommen her. Ich wollte übrigens diese mir merkwürdige Gegend nicht eher verlassen, bis ich mit der Art, den gefährlichsten Feind der Heerden aufzusuchen und anzugreifen, bekannt war, und die Gelegenheit hierzu stellte sich bald ein. Als ich meines Oheims Gut verließ, drangen mir meine Vettern die Haut des erlegten Tigers auf; ich kam glücklich in Palmeinos an, und habe seitdem manchen nützlichen und glücklichen Kampf mit unsern Unzen bestanden, welche, obwohl kleiner bedeutend als die Tiger der Certoes, nicht weniger schädlich und raubgierig als jene sind.

Linné's Blumenuhr. Der geistreiche Einfall Linné's, durch die Blumen zu erfahren, was die Glocke geschlagen, scheint noch nirgends ausgeführt worden zu sein. Sein Plan gründet sich auf die verschiedenen Theile des Tages, in welchen Blumen ihre Kelche öffnen und schließen. Die Tageslilie macht ihre Augen früh um 5 Uhr auf, die Dandelie um 6, Geierkraut um 7 Uhr und sofort. Aehnlich ist's mit dem Schließen am Abend.

Zum Tischrücken. Zeigt der moderne Fanatismus für Tisch- und Geisterklopfen und andere Phantasieausgeburten des angeblichen Hereinragens einer Geisterwelt in das Erdenleben (das wir eher ein Hinaustragen und Hinaustragen absurdester Hirngespinnste in der Natur nennen möchten) in trauriger Weise, wie wenig sich noch naturwissenschaftliche Kenntnisse und klare Begriffe selbst in der sogenannten gebildeten Welt heimisch zu machen gewußt haben; und hat der im Gefolge dieser und anderer Arten des neumodischen Mysticismus auftretende Unsinn oft eine mehr lächerliche als ernste Seite, so kommen doch dazwischen immer noch Fälle vor, welche vor dem aberwitzigen Treiben warnen müssen. So wird aus Freiburg (in der Schweiz) Folgendes berichtet. Eine junge hochschwangere Frau ließ sich dazu verleiten, während einer gesellschaftlichen Operation des Tischrückens die Frage an den Tisch oder an den Klopfgeist zu richten, wie lange sie noch leben werde. Der Tisch läßt achtzehn Schläge vernehmen. Die Frau fragt weiter, ob damit Jahre gemeint seien. Keine Antwort. „Sind es Minuten?" Die Fragestellerin hört einen Schlag und deutet ihn als Bejahung. Schon steigt ihre Beängstigung und sie fragt weiter: Wird der Tod plötzlich sein? Abermals ein Schlag, den die unglückliche Neugierige wieder als Bejahung deutet, und wodurch ihre Beängstigung zu förmlichem Wirrsinn gesteigert wird, von dem die Arme bis jetzt nicht wieder befreit werden konnte. Wir halten dafür, daß Diejenigen sehr wenig Gescheidtes mehr an sich und auf der Welt zu thun haben müssen, welche derartigem wahnwitzigen Treiben in Rede und That Vorschub zu leisten vermögen!

Mich selbst erinnerte der erste Taumel des Tischrückens, der epidemieartig um sich griff, sogleich an eine traurige Erfahrung meiner Jugend.

Es sind jetzt ungefähr fünfzehn Jahre, da zeigte einer meiner Freunde, mit dem mich besondere Verhältnisse längere Zeit in sehr naher Berührung hatten stehen lassen, Spuren einer geistigen Verstörung, die sich allmälig heranbildete und endlich einen höchst betrübenden Charakter annahm. Der junge Mann, früher heiteren Gemüthes und ein treffliches mathematisches Talent, faßte ein unvertilgliches Mißtrauen gegen seine Umgebung, endlich selbst gegen seine Freunde, schloß sich in seiner misanthropischen Stimmung gänzlich ab, ward förmlich leutscheu und glaubte nun, die unwiderleglichsten Beweise von allerlei kleinen Intriguen, die gegen ihn gesponnen würden, zu erblicken. Freilich war auch seine ganze Lage damals eine solche, daß dem sich täglich fester setzenden Wahne des Unglücklichen kaum mit Erfolg hätte entgegengearbeitet werden können. Unter die von dieser Lage unterstützten Einbildungen gehörte es auch, daß er glaubte, während seiner zeitweisen Entfernung aus dem Zimmer machten sich Unberufene das Geschäft, unter seinen Effecten und Papieren herumzuwühlen; und um sich dessen noch mehr zu vergewissern, machte er vor seinen Ausgängen hier und da Zeichen, um nach der Hand die Spuren fremder Thätigkeit wieder zu finden, die er denn natürlich auch stets fand, so fest wir auch überzeugt sein konnten, daß seine Beobachtung eine durchaus irrige war. Allein der Wahn selbst mußte die Schärfe des Auges für eine unbefangene Beobachtung ja bereits getrübt haben. Dabei mochte es wohl vorgekommen sein, daß der Zug eines offenstehenden Fensters beim Gehen aus der Thüre auf Tischen liegende Papiere einmal verrückt hatte; allein die natürliche Erklärung war dem verstörten Geiste schon verloren gegangen. Der ganze Zustand war für uns Freunde ein um so peinlicherer, als sich mit jener fixen Idee des sonst ruhig und still sich verhaltenden Armen eine immer steigende Vernachlässigung seiner selbst in der äußern Erscheinung, in Kleidern, Wäsche und Zimmercultur verband, die schließlich geradezu in Schmutz überging und so rückwirkend wieder dem Uebel selbst Nahrung zutrug — so gewiß ist es, daß mit dem Verluste der Herrschaft über sich selbst und sein Körperliches der Mensch auch in demselben Grade die geistige Freiheit verliert, und jener Culturmaßstab der Seife eine sehr tiefe psychologische Begründung hat. Genug, die ungenaue oder geradezu irrige Beobachtung, mit der sich unser Freund wahrhaft quälte, hatte ihn bei einmal erwachtem und sich täglich aus sich steigerndem Mißtrauen zuletzt in jenen Zustand geistiger Unfreiheit gebracht, den man gewöhnlich mit dem Namen „fixer Idee" bezeichnet. Das weitere Schicksal des Unglücklichen gehört nicht hierher. Es zeigte nur, wie Recht jener klare, geistvolle Forscher in Silberhaaren, Alexander von Humboldt, hatte, als er sagte: „Eine ungenau beobachtete Thatsache ist schwerer zu erschüttern als eine Theorie!"

Aber was hat diese traurige Geschichte mit dem Tischrücken zu thun? wird man fragen. Mehr als man beim ersten Anblick denkt. Sie zeigt, wie leicht, wenn einmal die Tramontane kalter, ruhiger Beobachtung verloren ist, man unaufhaltsam jenem Stadium zusegelt, wo sich willenlos Wind und Wetter überlassen werden muß und die Zurechnungsfähigkeit aufhört. Die Manie, mit welcher man über das Tischrücken hergefallen, dünkt uns etwas weit Ungewöhnlicheres und Auffallenderes, als uns die wirkliche Entdeckung einer wunderbaren Naturkraft je hätte scheinen können. Ein Tisch bringt uns aus aller Fassung, macht uns schwindeln, uns, die wir als jedes Fanatismus baar gelten konnten, auf einmal wieder zu Fanatikern. Meinen armen Freund hatte sein strenglogisches, mathematisches, illusionsloses Studium nicht davor bewahren können, sein geistiges Gleichgewicht zu verlieren; und uns „Volk der Denker," wie wir uns doch gerne nennen hören, brachte eine einzige, im Ganzen vorerst doch gewiß bedeutungslose Erscheinung so rasch und allgemein in Bewegung, daß wir fast erschrocken vor der Thatsache stehen, wie wenig im Grunde dazu nöthig ist, uns in irgend eine Verrückung jener olympischen Ruhe und ewigen Gleichmüthigkeit zu versetzen, die bereits als unentbehrlich zur Erhaltung des Weltfriedens und des europäischen Gleichgewichts erklärt wurde. Bei dieser Gelegenheit sind so viel faule Seiten unserer vielgerühmten Cultur an den Tag gekommen, daß wir in der That alle Ursache haben, recht bescheiden zu sein, und noch viel, gar viel zu lernen. Auf dem Wege sind wir, seit namentlich die Wissenschaft es nicht mehr verschmäht, Allen verständlich zu reden. Daß aber der Spuk noch nicht beschworen, zeigt in traurigster Weise auch der Eingangs erwähnte Vorfall.

Dr. L—n.

Eine deutsch-amerikanische Zeitung. In Sachsen, Stuttgart und besonders Leipzig wird man sich noch ganz gut des Advokaten Grabl erinnern, der in den politischen Zeiten der Jahre 1848 und 1849 eine Rolle spielte und dann nach Amerika flüchtete. Wie wir hören, hat er dort in den ersten Jahren viel Trauriges erfahren und mit großer Sehnsucht der verlassenen Heimath gedacht. Jetzt lebt er in Sheboigan im Staate Wisconsin und giebt eine Zeitschrift in Format der Times: „Der Phönix aus Nordwesten" heraus, welche wöchentlich zwei Mal erscheint, und außer politischen Leitartikeln und Nachrichten auch Erzählungen und belehrende Aufsätze bringt. Durch die Freundlichkeit eines Anverwandten sind uns mehrere Nummern dieses Phönix zugegangen, die in vielerlei Beziehungen von großem Interesse sind. Man glaubt, eine sächsische Zeitung zu lesen. Außer den üblichen Leitartikeln und politischen Notizen findet man da Erzählungen von Gerstäcker, naturwissenschaftliche Mittheilungen von Roßmäßler, Pädagogisches von Diesterweg (natürlich alles Nachdruck), Auszüge aus Zschokke's, Mahlmann's, Leop. Schefer's etc. Schriften, auf der Inseratenseite „Tanzvergnügen im Waldschlößchen," „Echt baierisches Bier im Gasthof zur Stadt Hamburg." — Deutsches Möbelmagazin von Albrecht — Pulvermachers Rheumatismusketten. — Deutscher Eisenwaaren-Laden von Gärtner. — Vogelschießen der deutschen Schützencompagnie. — Papierhandlung von Reinhold. — Deutsche Freischule. — Grabl, der zugleich einen Buchladen hat, kündigt: Marbach's Volksbücher. Das malerische Deutschland. Hamm, Ackerbaukatechismus. Auerbach's Dorfgeschichten. Gerstäcker's Auswanderungsgeschichte. Meyer's Universum. Schwab, die deutschen Sagen etc. an, wie denn überhaupt alle Ankündigungen — und das Blatt hat davon sehr viele — nur echt deutsche Namen tragen. Interessant ist eine Rubrik: „Deutsche, welche Deutsche suchen." Da sucht Benner in Newbraunfels die Geschwister Kleinhaus aus Ippenhausen in Churhessen, Pohlens in Philadelphia sucht Ernst Louis Pohlens aus Dresden, Lewis Bleidowns in New-York sucht Ernst Kresse aus Altenburg etc. etc. Grabl ist Redakteur dieser Zeitschrift, aber zugleich auch Setzer, Drucker, Verleger und Expedient derselben; wobei ihm nur ein deutscher Freund und sein ältestes Kind zur Hand geben. Ein saures Stückchen Brodt!

Eisenbahnwärter-Romantik. In Frankreich wurde vor etwa fünf Jahren ein Bahnwärter so krank, daß er für immer unfähig blieb, sein Amt wieder anzutreten. In den ersten Tagen seiner Krankheit versah seine Frau, verkleidet, den Posten, der nicht verloren gehen sollte. Da der Mann krank blieb, fuhr sie auch fort, in der Kleidung desselben alle Pflichten des Bahnwärters zu erfüllen und zwar fünf Jahre lang, bis man unlängst entdeckte, weß Geschlechts sie sei und daß sie nur aus Liebe zu dem Manne und den Kindern so ausdauernd und männlich gehandelt habe. Ihre nächsten Nachbarn in der Bahnbeaufsichtigung waren in das Geheimniß eingeweiht worden. Sie wurde zur Strafe abgesetzt und von der Bahndirection und Privatpersonen so reichlich beschenkt, daß sie zeitlebens genug hat.

Fr. K.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 10. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Das liebe Geld!

Geschichte aus Englands Gegenwart. Von H. Beta.

„Da fährt es nun hin, mein Glück, mein Geschäft! Pah! Ich werde mich nach einer Andern umsehen müssen, das ist Alles!"

„„Man schätzt ihn allgemein auf 150,000 Pfund. Und sie ist die einzige Tochter, das einzige Kind. Du wirst Dich lange umschauen müssen, ehe Du eine ähnliche Parthie findest.""

„Ah was, 50,000 Pfund thun's auch. Im Whole sale (Geschäft im Großen, en gros) macht man die 100,000 dazu bald."

„„Heiho! Du speculirst schon auf einen großartigen Bankerott?""

„Hast Du schon eine Firma reich werden sehen ohne Bankerott?"

„„Das weiß ich besser wie Du. Bin ich nicht schon bei fünf in Condition gewesen, die sich bei 100,000, bei 350,000 Pfund mit zehn bis zwölf Procent abfanden und dann von ihren Gläubigern einen drei-, vierfachen Credit bekamen? Das ist 'ne alte Geschichte in der Haupthandelsstadt der Welt, daß ein guter Bankerott reich macht und den Credit um Hunderte von Procenten erhöht; aber die Kunst besteht darin, mit Ehren, d. h. mit mindestens 20,000 Pfund Schulden seine Zahlungen einzustellen. Die Kunst besteht darin, diese Schulden zu contrahiren.""

„Das ist meine Sorge. Der Mensch kann Alles, was er will. Ich bin entschlossen, die 150,000 Pfund, die jetzt mit dem liederlichen Lord dort in die Kirche fahren, durch eine Heirath und einen Bankerott zu ersetzen. Du kriegst Deine Procente. In einigen Tagen etablire ich Dich mit sehr alten Büchern und beziehe mich auf Dich. Zwei habe ich schon. Nun geh' ich zum ersten Besten, und beziehe mich auf einige alte Firmen. So bekommst Du eines Tages einen Besuch: Mister Johnson bezieht sich auf Sie. Kennen Sie den Mann? — Johnson? Johnson? sagst Du und schlägst einige sehr alte Bücher nach. Wir machen mit sehr viel Johnsons. Welchen Johnson meinen Sie? Henry Johnson! Edward Johnson! William Johnson! Harry Johnson und zehn bis zwölf andere Johnson. Edward Johnson, sagt der Mann. O, Edward Johnson, sagst Du, Edward Johnson, Sir! Es ist meine Sache nicht, Andere zu rühmen, sagst Du, aber wenn Sie hier sein Conto nachsehen wollen, hier sehen Sie! Ich kann nicht für ihn bürgen, aber da sind Posten von 50 Pfund, 70 Pfund, 130 Pfund, 370 Pfund, 620 Pfund, 1500 Pfund creditirt auf drei, auf sechs Monate, fällig an dem und dem, bezahlt an demselben früh Morgens 10½ Uhr. Für mich, sagst Du, ist er gut für 10,000 Pfund, rathe Ihnen aber doch, mit dem Herrn, der noch sehr jung ist, vorsichtig zu sein, sagst Du. Gut, denkt der Mann, das brauchst Du Gelbschnabel mit dem kümmerlichen Backenbart mir nicht erst zu rathen, und geht zu dem Zweiten und Dritten. Der Zweite ist grob und hat jetzt nicht Zeit. Wiederkommen! Der Dritte ist eben beschäftigt, mit einem Geschäftsfreunde zu streiten, daß die Verkaufssumme für so viele Centner Indigo nicht 2589, sondern 2598 Pfund betrage. Endlich belachen sie den kleinen Irrthum, der Geschäftsfreund nimmt nachlässig sein Wechselformularbuch und schreibt, eine Onkel-Toms-Arie pfeifend, einen Wechsel gut für 2598 Pfund. Im Weggehen sagt er: Noch einmal, wollen Sie mir die ganze Ladung für 1500 lassen? 1750, keinen Farthing anders, antwortet er und wendet sich nun verächtlich an den Mann, der nach meinen Verhältnissen fragen will: Was steht zu Diensten? Edward Johnson u. s. w. — Oh, Edward Johnson? Wie lange sind Sie Kaufmann? frägt er den Herrn mit ironischem Lächeln. So und so lange. Nun, sagt er, dann nimmt es mich nicht Wunder, daß Sie auf der Börse nicht von dem Mann gehört haben. Verlor 7000 Pfund an einem untergegangenen australischen Schiffe, wurde den folgenden Tag bestürmt, daß er wenigstens dreißig Procent zahlen möge, lachte sie alle aus, warf deren Forderungen seinem Kassierer hin, ließ die vollen Beträge zahlen, und bat die Herren, ihn nicht wieder zu incommodiren. Das ist Edward Johnson, Sir! — Der Zweite, der Grobe, ist endlich einmal zu sprechen. Edward Johnson? fragt er. Seine Verhältnisse? Wer sind Sie? Der und der. Gieb den Herrn Auskunft, sagt er ärgerlich zu einem Diener, während er einige schwere Säcke empfängt, sie auf den Tisch legt, ärgerlich besieht und sie in die große Geldkiste wirft. Die Quittung brummend hinwerfend, sagt er zu dem Geldlastträger: Sagen Sie Mr. So und So, er würde mich ein anderes Mal sehr verbinden, wenn er Wechsel statt Kasse schickte. Inzwischen hat der Diener dem Herrn, der nach Edward Johnson fragt, einige Contobücher gezeigt, Credite von anständigem, doch nicht übertriebenem Betrage und die Quittungen dazu. Nun ist der Mann reif. Man nimmt Einiges, bezahlt es und fährt so mit etwas Avance fort, bis er sich geehrt fühlt, mit einer Lieferung von einigen hundert Pfund dienen zu können. So bringen wir uns gegenseitig in die Höhe, und ich vergesse meinen Liebesgram. Inzwischen bildet sich auch der Backenbart vollends aus. Mit diesem und dem stets hinten gescheitelten Haar und einer gestickten Weste bring' ich ein Minimum von 50,000 Pfund dahin, daß es sich mir an den Hals wirft und erröthend lispelt: Ja, Edward, ewig die Deine! Damit 100,000 Pfund auf Credit bekommen und eine Zeit lang zu bezahlen, bis man einen Bankerott von 250,000 ansagen kann,

ist eine Kleinigkeit. Jeder weiß hinterher, daß man Geld hat, und man nun in den ersten drei Jahren nicht wieder fallirt. So bestürmt man mich mit Anträgen, hat in sechs bis sieben Jahren seine 150,000 Pfund baar, kauft sich eine Villa draußen und spielt mit Hunderttausenden, die es ebenso gemacht haben, den unabhängigsten Gentlemen.“*

„„Das hast Du mir schon öfter gesagt, aber wenn ich an meine Mutter denke, die so ehrlich —““

„Ehrlich und arm und verachtet und ausgestoßen aus der „guten Gesellschaft“, nachdem sie ihr Geld verloren. In unserm großen, freien Lande, wo die Sonne nicht untergeht, frage und suche ringsherum, ob's neben den beiden Tugenden: „Geld machen“ und „Geld haben“ noch eine dritte giebt. Ich für meinen Theil will den Pfad der Tugend wandeln, d. h. Geld machen und haben.“

„„Nun denn sieh da die beiden großen Tugenden in hoher Vollendung. Da sitzt der Mann mit 150,000 Pfund, verlacht und verspottet von Gassenbuben. Seine einzige Tochter an einen Lord verheirathet — und er die Hände ringend und ausgelacht, hörst Du, verhöhnt von dem fettigen Fleischerjungen da mit der Mulde? Da sitzt es, Dein Ideal, Dein Principal mit weißen Haaren, 150,000 Pfund werth!““

„Der Dummkopf besitzt das Geld nicht, es besitzt ihn — das ist der Fehler.“

„„Ich fürchte, dann sind die meisten Reichen die jämmerlichsten Sklaven, elender, als die Schwarzen, für deren Befreiung die fromme, reiche Welt Englands so viel Eifer zeigte, aber mit zugehaltenen Taschen.““

Das Gedränge der Neugierigen und die durch's Gewühl hindurchfahrenden Equipagen störte jetzt die weitere Unterhaltung. Glänzende, gepuderte Diener kamen aus der Kirche und liefen und riefen nach den Wagen ihrer Herrschaften, welche in Sammet und Seide, Gold und Juwelen und diamantenen Blumen im Haar dicht neben zerfetzten und schmutzigen Lumpen, in denen auch menschliche Wesen athmeten, vorbei in ihre seidengepolsterten Wagen sprangen und wie höhere, unsterbliche Wesen davonflogen. Endlich kam die Braut, die junge Frau, blaß wie die weiße Rose in ihrem Haar, neben ihr der große Lord Moretown, ihr jetziger Gemahl. Der alte Mann, der von dem Fleischerburschen so derb verhöhnt worden war, streckte seine Hände zitternd aus und stammelte mit blassen Lippen: „Meine Tochter!“

Sie stieß einen Schrei aus, prallte zurück, faßte sich aber wieder und lispelte ihm in's Ohr: „Mein Frühstück hat die Katze verzehrt!“

Der alte Mann zitterte an allen Gliedern und sank zusammen, während das junge Mädchen davon fuhr. Die Menge gaffte und starrte und drängte, so daß es den beiden jungen Herren, die wir vorher reden hörten, schwer ward, mit Hülfe der Polizei durchzukommen. Man brachte ihn in eine Droschke, in welcher er zusammenfiel, wie ein Haufen loses Gebein, und die beiden Herren fuhren mit ihm ab.

Als sie vor seinem Hause angekommen waren, hatte er sich wieder etwas erholt. Sein Diener sagte, er werde das Fahrgeld für ihn auslegen. „Auslegen?“ kreischte der alte Mann und sah ihn mit scharfen, mißtrauischen, stechenden Augen an. „Habe ich die Droschke bestellt? Ich bin ein ruinirter Mann, ruinirt bis auf's Arbeitshaus; ich habe nichts mehr, Alles gehört meiner Tochter. Sie können nichts auslegen! Sie werden bezahlen! Alles nimmt mir meine Tochter. Alles, allen Schweiß von siebzig Jahren. Ich muß zu Fuße in mein Grab gehen!“

Hier lachte der Diener laut auf.

Sein Freund bemerkte, man müsse einen Arzt holen.

„Arzt holen?“ schrie der alte Mann wieder, Beide scharf musternd, „Arzt holen? Vergiften lassen, dafür bezahlen, sterben wie eine Katze und Alles obendrein bezahlen? Nicht einen Tropfen Medicin bezahl' ich! Keinen Farthing bezahl' ich. Ich bin gesund. Wer sagt Ihnen, daß ich krank bin? Was soll das heißen? O, ich kenne die Welt. Wie viel Procente hat Ihnen der Doctor versprochen, den Sie holen wollen, he? Verrechnet! Erst muß er Geld von mir haben, eh' er Procente giebt, und von mir kann er nichts bekommen. Ich habe nichts mehr, ich bin ein Bettler. Mein Arzt ist der Armendoctor, er wird mich nicht vergiften und eine Guinee dafür berechnen. Gift ist theuer, meine Herren! Geben Sie dem Kutscher keine halbe Krone! Sie wissen nicht, wozu Sie die sechs Pence brauchen können, wenn Sie ihm blos zwei Schillinge geben. Geben Sie mir die sechs Pence. Junge Herren wissen nicht mit Geld umzugehen, und denken nicht an ihre erwachsenen Töchter.“

* Das ist in der That eine in der City von London sehr gebräuchliche Art, nur oft noch viel complicirter, um Credit zu bekommen und Geld daraus zu machen.

Während er so ungereimt faselte, ward es den beiden jungen Herren unheimlich zu Muthe. Sie hatten einen blödsinnigen Greis vor sich, und suchten ihn so bald als möglich in's Haus zu bringen, um dann weiter für ihn zu sorgen. An der Thür aber entspann sich ein förmlicher Kampf. Der alte Mann weigerte sich, aufzuschließen. Der Diener wollte ihm den Schlüssel gewaltsam aus der Tasche ziehen, ward aber davon durch ein förmliches Geheul und Kreischen des Alten abgeschreckt, der sich außerdem mit seinen schlotternden Gliedern kräftiger wehrte, als man ihm zutraute. Polizei, die zu Hülfe kam, drang endlich darauf, daß er sein Haus aufschließe und sich entferne, damit „der Verkehr auf der Straße“ nicht durch das sich sammelnde Volk gehemmt werde. Er that es unter der Bedingung, daß ihm die Polizei Niemanden in sein Haus lasse, und sie ihre Pflicht, „das Eigenthum zu beschützen,“ streng erfülle.

So verschwand er hinter seiner Thür, die er leidenschaftlich hastig wieder verschloß.

Nikolas Arden — so hieß der alte Mann — krappelte und klirrte lange mit einem Schlüsselbunde im Hause umher, öffnete und schloß Kisten und Kasten, zählte Gelder und Geldscheine und murmelte und fluchte und zitterte dabei auf eine schreckenerregende Weise. Endlich ächzte er mit seinen klappernden Gliedmaßen die Treppe hinauf, öffnete eine Thür und trat ein, stolperte aber sogleich über den steifen, schrecklich verzerrten Körper einer todten Katze, deren offene Augen ihn wie vorwurfsvoll anstarrten. Auf dem Tische stand noch der Teller mit einem unberührten Butterbrote, ein anderes lag in Stückchen zum Theil noch um die Katze herum. Er begriff sogleich, wie sein Verbrechen vereitelt worden war. Wüthend stieß er die Katze mit dem Fuße und kreischte in wahnsinniger Wuth: „Warum liegt sie nicht hier? Die Katze hätte mich nicht meines Vermögens beraubt. Das einzige Kind, und der Räuber meines ganzen Vermögens? Nein, sie soll es doch nicht haben! Der betitelte Bettler soll sich nicht von den Früchten eines siebenzigjährigen Fleißes mästen.“

Er warf sich in einen Stuhl und murmelte und speculirte, wie er seiner Tochter das von mütterlicher Seite ihr zufallende, unantastbare Vermögen vorenthalten könne. Dabei rollten ihm die Augen in fieberhafter Hast umher, bis sie auf einen an ihn adressirten Brief fielen. Er war von seiner Tochter. Sie schrieb:

„Vater!“

„In diesem Worte finde ich hinreichenden Grund, das Verbrechen, das Sie gegen mich beabsichtigten, vor aller Welt zu verbergen. Ist es möglich, fragte ich mich selbst, daß Habsucht Sie, mit dem Stempel des Greisenalters auf dem Gesicht, dem Grabe, Ihnen zu Füßen gähnend, die Stimme der Natur so weit ersticken konnten, Ihr eigenes, einziges Kind zu morden? Ich habe alle Qualen, die Ihre wahnsinnige Leidenschaft von Geiz und Habsucht mir auferlegte und mich um die unschuldigsten Freuden der Unschuld und Jugend betrog, ruhig ertragen: dieser letzte Akt — der Beweis liegt in ganzer Wahrheit noch vor mir — bricht hiermit alle Bande der Kindespflicht. Ihret- und meinetwillen habe ich eine unübersteigliche Schranke zwischen uns aufgestellt und meine Hand einem edeln Manne gegeben, unter dessen Schutze ich mich sicher fühle. Bitten Sie Gott um Vergebung! Und wenn Sie wieder mit Hoffnung gen Himmel blicken können, soll Ihnen auch meine Vergebung nicht vorenthalten bleiben, da ich noch immer Ihre Tochter bin! Ellen.“

„Mag sie leben, die Stunde zu verfluchen, in der sie floh!“ heulte der alte Mann und schleuderte den Brief weit von sich. „Sie soll nun keinen Farthing haben für ihren hochgebornen Bettler! Mein Geld! Mein Geld! All mein Geld! Huh! In Stücken sollt ihr mich reißen, eh' ich euch nur einen falschen Schilling zeige! O es giebt noch Polizei, Polizei, Polizei, die das Eigenthum schützt, das Eigenthum, mein, mein Eigenthum!“ — So heulte und kreischte er in seinem Stuhle sich fieberhaft schüttelnd, bis es ihm einzufallen schien, den Brief lieber zu zer-

stören. Er versuchte aufzustehen, aber die schlotternden Füße trugen ihn nicht mehr, die Hebelkraft der alten ausgetrockneten Muskeln und Sehnen war durchschnitten, und auch die wüthend unterstützenden Hände knickten in den Gelenken, so oft als er sie brauchen wollte, zusammen. So zappelte und ächzte der alte Mann schaudererregend umher, bis er wieder aufheulte, sich zu Boden warf und wie ein fabelhaftes, vorsündfluthliches, krokodilartiges Thier nach dem Briefe hinkroch. Er zerriß ihn mit Hülfe der Zähne, da die Hände sich zu schwach erwiesen und schob sich auf die elendeste Weise umher, um wieder auf die Füße zu kommen. Vergebens. Die Schrecken des Todes überfielen ihn in ihrer gräßlichsten Gewalt und Gestalt und beschleunigten sein furchtbares Ende von Innen und Außen. Er heulte, fluchte und schäumte und warf die klappernden Glieder umher, als hingen sie gar nicht mehr zusammen und bot dann in schmeichelndem Tone dem Tode, den er in Person vor sich sah, eine bedeutende Summe, die er immer wieder steigerte, wenn Freund Hain still blieb. „Tausend Pfund, tausend Pfund baar!“ rief er, „wenn Du mich nur noch einen Tag leben läßt! Tausend Pfund, Freundchen, o welch' eine Summe. Nur noch einen Tag, einen einzigen Tag!“ Aber Freund Hain stand da vor ihm ruhig lächelnd von einem Ohre bis zum andern, unbeweglich, unbestechlich — erhabener wie Tausend christliche Diplomaten und Philanthropen, und immer weiter den ganzen Reichthum seiner Zähne zeigend, mit der Sense im Arme — die dem alten wahnsinnigen Greise so scharf erschien, daß er wieder aufkreischte und ihn frug, was er verlange, wenn er die Sense ablegte. Auch hier ließ er sich nicht bestechen. Und so blieb er stehen und wartete ruhig, bis er die scheußlichsten Todesqualen ausgestanden und neben der durch Convulsionen entstellten Katze ruhig da lag wie ein liederlich durcheinandergeworfener Haufen menschlichen Gebeines.

Nur noch einmal kreischte er auf und schabte mit Händen und Füßen umher und horchte und heulte wieder und suchte mit dem letzten Funken entweichender Lebenskraft aufzuspringen. Er vermochte es nicht mehr.

Draußen rollten die Wagen in tausenderlei Gestalten und liefen die Menschen gierig hin und her, Jeder in die Luft starrend, als wenn er Goldstücken und Anstellungen in der Luft nachliefe, und die Häuser öffneten und schlossen sich und gekaufte und verkaufte Waaren und Güter und Lebensmittel drängten sich und wurden in allen Tonarten ausgeschrieen, und Ochsen- und Hammelheerden liefen wild und springend zwischen Rädern, Pferden und Menschen hindurch, Kinder und Weiber nach allen Seiten in die Flucht jagend und die Hunde, welche mit dem athemlosesten Eifer Ordnung machen wollten, zur Verzweiflung bringend, so daß sie oft in großer Rathlosigkeit ihre Herren anblickten, um zu sehen, ob sie ihnen nicht mit einem guten Rathe unter die Arme greifen könnten. Kurz London war wie gewöhnlich lebendig und schien kein Fleckchen zu haben in ganzer, endloser Ausdehnung, wo ein Mensch sich ruhig hinsetzen und einen Gedanken fassen könnte. Nur das eine Haus war und blieb ruhig. Schon Mancher war gekommen und hatte geklopft und geklingelt und die Thür angesehen und gewartet und war dann — wenn die Wagen einen Uebertritt gestatteten — auf die andere Seite gegangen, um die Fenster oben zu mustern und dann endlich mit beschleunigtem Geschäftsschritt davongelaufen. Im Laufe des Tages fiel das geschlossene Haus immer mehr auf. Der Magistrat erfuhr endlich, daß dort etwas „nicht richtig sein müsse“ und ließ von vereideten Personen im Beisein von „Aldermen“ die Thür öffnen.

Die beiden Todten und das Stückchen Butterbrot und die sonstigen Inventarien wurden zu Protokoll genommen und nach Wegschaffung der beiden Leichname das Haus amtlich wieder verschlossen. Lord Moretown — der sich als der einzige rechtmäßige Erbe herausstellte, ward amtlich von dem Ableben seines Schwiegervaters benachrichtigt und ihm anheimgestellt, über sein neues Eigenthum zu verfügen.

Die Wochenzeitungen brachten den Sonnabend darauf unter den stets reich vertretenen Rubriken: „Morde,“ „mysteriöser Mord,“ „erwiesener Mord,“ „grausamer Mord,“ „Ermordung einer Frau durch ihren Mann“ (drei- und viermal in jeder Nummer wiederkehrend) auch die mysteriöse Vergiftung des Nikolas Arden, eine sehr interessante Geschichte, da der Phantasie und der Detectiv-Polizei noch zu ermitteln übrig blieb, ob er sich selbst vergiftet habe, oder von seinem Diener Edward Johnson oder von seinem erhabenen Schwiegersohne, Lord Moretown, oder von einem Schuidner vergiftet worden sei. Edward Johnson war verhaftet aber bereits nach einigen Tagen wieder frei gelassen worden. Die Gerichts-Chemiker hatten in dem Magen der Katze Gift gefunden, in dem Magen des alten Mannes aber kein Gift. Das Gift, an welchem er zeitlebens litt und gestorben — wie viele andere christliche Mitbrüder — ein Gift, das neun und neunzig Procent der modernen Menschheit mehr oder weniger durchtobt, stellt sich auch durch den feinsten Proceß Liebig'scher Analysen nicht dem Auge dar.

Der edelmüthige Lord Moretown hatte sich der unglücklichen Ellen Arden mehr als Beschützer, wie als Anbeter dargestellt und in ersterer Eigenschaft war er auch so glücklich gewesen, ihr Herz zu gewinnen. Der alte Arden hatte den edeln Beschützer durchschaut und sah in ihm nichts, als den Räuber seines Geldes. Er wüthete über den Entschluß Ellen's und bestärkte ihn dadurch nur. Da sie mündig war, konnte der Vater die Verbindung nicht hindern. Wir wissen, auf welche Weise er sein Geld zu retten suchte.

Die Flitterwochen dauerten kaum einige Tage. Lord Moretown war Wittwer gewesen und ließ seinen einzigen „Erben“ von einer jungen Französin erziehen. Der Erbe, ein Knabe von acht Jahren, ward seiner neuen Mutter vorgestellt, die ihn an ihr Herz drücken wollte. Der Junge wehrte sich und sagte trotzig: „Ich kann Dich nicht leiden. Du sollst mich nie küssen. Du sollst meine Mutter nicht sein.“ Vater und Erzieherin waren zugegen. Die neue Mutter fragte ihn, ob er sie nie lieben wolle, wenn sie recht gut zu ihm wäre. „Du sollst nicht gut zu mir sein!“ antwortete der Junge und lehnte sich trotzig an den Schooß der Erzieherin, welche darüber auf eine entzückende Weise lächelte. Die neue Mutter wandte sich an seinen Vater und bat ihn um Aufschluß über diese unerklärliche Abneigung. „Ist ein selbstständiger Charakter,“ sagte der erhabene Vater; „willst Du Deiner Mutter nicht die Hand geben, mein Kind?“ — „Nein, will nicht!“ Die Erzieherin lächelte noch entzückender und der Vater auch, die neue Mutter aber brach in Thränen aus, worüber sie von ihrem edeln „Beschützer“ gescholten ward, es sei eine Sentimentalität, die sich im Allgemeinen nur auf „niedere Kreise“ beschränke.

Dies war die erste Störung ihrer Flitterwochen, der erste Sturm der Enttäuschung, der so viele unschuldige, edle, weibliche Gemüther vernichtet und den Blumengarten ihrer Hoffnungen bald langsamer, bald rascher in Einöden verwandelt, aus denen oft kein späterer Frühling, kein segnender Sonnenstrahl einen grünenden Keim wieder zu erwecken vermag, besonders wenn ärgere Verwüstungen so rasch auf einander folgen, wie hier.

Die nächste Enttäuschung errathen wir aus einer häuslichen Scene. Es ist ein Glück für den Erzähler, daß er sie blos zu errathen lassen und nicht zu schildern braucht.

Eines Morgens kömmt der Beherrscher der unterirdischen Welt in englischen Häusern, d. h. der Koch, in das Frühstückszimmer, wo Lord und Lady Moretown ihren Thee nehmen und frägt nach dem heutigen Küchenzettel.

„Ist Alles gleich,“ sagte der Lord, „wir essen in Familie, meine Frau, Athalie und ich.“

„Mademoiselle Athalie, die Erzieherin?“ frug Ellen zitternd.

„„Natürlich, wer sonst?““

„In diesem Falle werde ich in meinem eigenen Zimmer essen!“ sagte Ellen zu dem Küchenmeister, der sich verbeugte und ging.

„„Wie Ihnen gefällig ist, Madame!““ versetzte Lord Moretown, scheinbar nachlässig.

„Und ich werde jedesmal auf meinem Zimmer essen, so oft „der Herr“ mit Mademoiselle Athalie speist,“ rief Ellen dem Küchenmeister nach.

„„Und was soll diese — diese Gemeinheit, Madame, in Gegenwart von Dienstboten? Fort mit Dir, Schlingel! Können Sie sich gar nicht in die Sitten der guten Gesellschaft schicken, Madame?““

„Meine Sitten hängen sehr mit Sitte zusammen, mein Lord! Diese zwingt mich, dafür zu sorgen, daß mir wenigstens die Achtung vor mir selbst bleibe, nachdem Sie aufgehört haben, Ihren Ruf in dem meinigen zu schonen. Sie haben mich in allen Dingen und in jeder Beziehung unterwürfig und nachgiebig

gefunden, aber nie werde ich mich so weit erniedrigen, mit dieser — dieser Person an einem Tische zu sitzen."

„„Person? Mit Mademoiselle Athalie?""

„Mit — mit — Ihrer" — das Wort erstarb ihr in Scham und höchster Entrüstung.

„„Oho! Ich kann mir denken, was Sie wieder für ein Pröbchen von guter Erziehung geben wollen! Gemeiner Verdacht ist die Frucht einer gemeinen Seele. Doch jetzt hören Sie! Es beliebt mir nicht, von einem Chore dienstbarer Geister und Waschfrauen, angeführt von einer Frau, zur Zielscheibe ihrer Klatschereien gemacht zu werden. Athalie, die stets mehr war für mein Kind, als eine Stiefmutter, wird mit mir essen und Sie mit uns. Ohne Ausnahme."

„Sie mag mit Ihnen essen, nie mit mir. Daß Sie die Vergiftung Ihres einzigen Kindes durch Ihre — durch diese Person nicht einsehen wollen und mir deshalb die Stiefmutter vorwerfen, kann nur eine Folge des getroffenen Gewissens, das nun den Verstand verwirrt, sein, sonst giebt es keine Erklärung für diese Behandlung eines weiblichen Wesens, auch wenn es Ihre Frau nicht wäre."

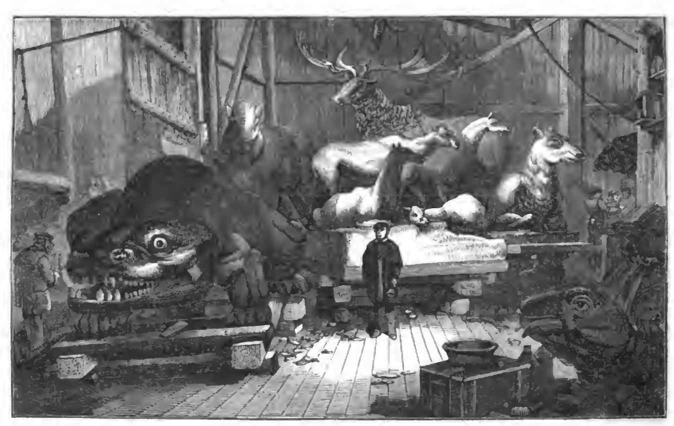
„„Sie werden unbedingt mit uns essen!"" schrie jetzt der Lord außer sich vor Wuth und faßte grimmig ihren Arm.

Ellen wurde todtenblaß und wehrte sich nicht. Beide schwiegen eine Zeit lang. Endlich sagte Ellen schwach und wie sterbend: „Wenn mir auch nicht einmal mehr die Sicherheit vor körperlicher Verletzung von meinem edeln Beschützer bleibt, mögen Sie mich morden, wo nicht, so muß ich meiner Ehre wegen zu dem letzten schmachvollen Rettungsmittel einer Scheidung meine Zuflucht nehmen."

Das traf. Er hatte ja das Vermögen noch nicht. Der äußerliche Anstand hatte erfordert, das Haus des alten Arden nicht so schnell zu überfallen, obgleich die Gläubiger des großen Lords bereits sehr ungeduldig wurden. Ellen begriff die Umwandlung, die in ihrem Herrn Gemahl vorging, in ihrer Unschuld nicht und so klang es ihr wie eine Art von Trost, als er ganz herzlich und reuevoll sprach: „Liebe Ellen verzeihe mir! Der Zorn kann einen Mann wohl auf einen Augenblick hinreißen, aber als Gentlemen weiß er sogleich darüber hinwegzukommen. Ich werde Deinen Verdacht, der, so grundlos er auch ist, Dich so quält und ungerecht macht, zu beseitigen wissen, bis dahin erfordert es allerdings Deine Ehre, Dich entfernt zu halten. Verzeihe mir! Erhole Dich! Wenn wir Beide ruhiger sind, wollen wir weiter darüber sprechen."

(Schluß folgt.)

Das Modell-Haus für vorsündfluthliche Thiere
zum neuen Krystall-Palast bei London.



Der geologische Modellsaal.

Die Leser dieser Blätter sind schon mehrmals in die „vorsündfluthliche Zeit" der Erde geführt worden, wo unter ungeheuern Wäldern, Pflanzen und Sümpfen seltsame Ungeheuer mit einander Krieg führten, und der Mensch und das Pulver noch nicht erfunden waren. Der Mensch ist — wissenschaftlich erwiesen — das letzte Geschöpf in der ewig schaffenden Erde. Die Geologie spricht von einer sechzig Millionen Jahre umfassenden Geschichte derselben, die sie durchmachen mußte, ehe sie fähig wurde, Menschen hervorzubringen. Ohne uns weiter auf geologische Beweise einzulassen, welche eine reiche, genaue Naturwissenschaft überhaupt voraussetzen, bemerken wir nur, daß Ueberbleibsel von ausgestorbenen und noch lebenden Thiergattungen (von Affen, Elephanten u. s. w.) in allen geologischen Erdschichten gefunden wurden, nie aber menschliche Gebeine. Diese findet man blos in der letzten, neuesten, noch lebenden, (d. h. noch nicht geologisch und historisch gewordenen) Schicht. Weder in dem Thonlager, das sechshundert Geviertmeilen sich um die Rheinthäler ausdehnt, noch in dem Felsengestein von Norfolk in England, noch in der über dreihundert Fuß tiefen Thonschicht Londons, noch bis hinunter in die Kalkschichten — die zu den ältesten Häuten der Erde gehören, hat man je Spuren des Menschen gefunden. Und der berühmte Geologe Babbage weist scharfsinnig nach, daß selbst die Bildung der obersten geologischen Erdhäute Millionen von Jahren gebraucht habe. In Bezug auf das Alter der Erde ist das Menschengeschlecht noch nicht so alt wie ein

Sechswochenkind. Im Allgemeinen sind wir also noch sehr jung, so daß wir hoffen können, mit dem Alter auch an Weisheit zuzunehmen, die bei Kindern von sechs Wochen noch nicht sehr entwickelt sein kann. In der That ist die Gattung „Mensch“ noch nicht einmal „aus dem dummen Vierteljahre“ heraus.

Doch Scherz bei Seite. Wir treten wieder, wie schon im vorigen Jahre einmal, in das geologische Modellhaus des neuen Krystall-Palastes bei London, wo die vorsündfluthlichen Ungeheuer in Thon und Stein lebensgroß ausgeführt worden sind und werden. Das Gefühl, welches uns darin durchschauert, ist nicht zu beschreiben. Diese häusergroßen Scheusale sind also unsere Vorfahren. Da stehen sie vor uns und schwellen vor uns und öffnen ihre ungeheuern Rachen und dehnen sich aus in unabsehbarer Länge — lebenswahr und lebensgroß — wie sie einst vor Millionen von Jahren sich auf einer Erdoberfläche, über die sich Felsen und Flüsse, Meere und Gebirge in verschiedenen Häuten lagerten, des Lebens freuten. Man sieht es gleich ohne Wissenschaft, daß der Mensch in solcher Gesellschaft nicht möglich war. Und jetzt ist derselbe Mensch durch Millionen von Jahren zurück eingedrungen in die Geheimnisse der Erdgeschichte, und mit dem Lichte des wissenschaftlichen Gedankens hat er Leben erkannt und entzündet durch Zeiträume hindurch, für welche ihm nur das von den fernsten Nebelsternen herabschießende Licht einen Maßstab giebt, und hat er gesucht und zusammengefunden, was Tausende von Meilen, Millionen Jahre und die tiefsten Tiefen der Erde getrennt hielten. Solche Gefühle und Gedanken durchschauern uns mit beinahe erdrückender, aber bei längerem Anschauen erhebender Gewalt in dem vorsündfluthlichen Modellhause. Das Ganze ist erhaben. Wir fühlen uns so frei und groß und über alle Schranken von Zeit und Raum erhaben, daß wir uns als Theil dieser Gattung Mensch, dem so Unglaubliches gelang, sofort unsterblich, unendlich fühlen.

Sehen wir uns nun die Hauptgestalten an. Gleich wenn wir von links hereintreten, droht uns der vorsündfluthliche Riesenfrosch, den sie Labyrinthodon nennen, in seinem weiten, offenen Rachen zu verstecken, oder auf dem Wege zum Verschlingen zu verlieren, da selbst der fetteste Engländer ihm noch ein sehr schmaler Bissen sein würde. Er ist fünfzehn Fuß lang und beinahe eben so hoch und breit. Unter dem vorsündfluthlichen Geschlechte der Saurier bildet er die sechste Familie. Seine Gestalt und Größe hat man aus abgedrückten Spuren seiner Füße (s. Gartenl. Nr. 3) und Knochen aus Erdschichten der sogenannten triarischen Periode zusammengefunden.

Der Hirsch im Hintergrunde repräsentirt das vorsündfluthliche Geschlecht der Elennthiere, deren Geweihe einen Raum von $4\frac{1}{2}$ Geviertellen jedes einnahmen. Ueberbleibsel von ihm fand man in Irland, der Insel Man und mehreren andern Theilen Europa's und Südamerika's. Die an das Schwein und das Pferd erinnernde Gestalt hinter dem Labyrinthodon ist ein Paläotherium, und die Gruppe von vier Figuren, hinter dem Manne mit einer Klingel zum Essen rufend, besteht aus Anoplotherien, Vorfahren des Rhinoceros, Pferdes, Schweines und Kameels. Die Anoplotherien sind die ersten Versuche der Natur, diese Thiergestalten in einer hervorzubringen. Als sie mit der Zeit sehen mochte, daß sich daraus besondere Thiergattungen machen ließen, schuf sie statt der Anoplotherien Rhinoceros, Pferd, Schwein und Kameel besonders. Die Anoplotherien hatten vierundvierzig Zähne in ununterbrochenen Reihen, wie man sie jetzt blos noch bei den Affen und Menschen findet.



Der Megalosaurus.

Die zweite Darstellung macht uns mit dem Megalosaurus bekannt, einem ungeheuern Reptil, das an den Ufern von Flüssen lebte, wie seine Enkel, die Krokodile und Alligatoren. Die Familie, zu welcher es gehörte, zeichnete sich außer durch fabelhafte Größe, durch eine Vereinigung von Knochenbau aus, wie wir sie bei keinem jetzt lebenden Thiergeschlechte wieder finden. Der Megalosaurus erinnert in Form und Größe der Knochen an die Mammalien, deren Knochen Mark-Höhlen haben. Die Füße waren kurz, wie bei den Pachydermen. Das Heiligenbein bestand aus fünf Wirbelknochen, wie bei den Mammalien, während es bei allen andern Reptilien, sowohl ausgestorbenen als noch lebenden, nur aus ein oder zwei Knochen besteht. Die langen Knochen des Schwanzes und anderer Extremitäten bildeten hohle Mark-Cylinder. Die Körpermasse eines Megalosaurus würde hingereicht haben, fünfundvierzig bis fünfzig Pferde daraus zu machen. Es hatte einen Ritterpanzer, der für jede Waffe und Gewalt, selbst für die schwersten Kanonenkugeln undurchdringlich gewesen wäre. Jedes Panzerstück ist eine Festung und wuchs aus einer Haut, die einer dicken Mauer glich. Die Megalosaurier wurden in einer der niedrigsten Erdschichten, der oolitischen, gefunden, die aus eierartigem Kies besteht und wie Fischroggen aussieht. Mikroskopische und chemische Untersuchungen haben ergeben, daß der Kern dieser Körner aus einer Masse besteht, wie man sie in Korallen und Muscheln wiederfindet. Die Lebenszeit dieser Erdschicht wird von den Geologen in eine Periode versetzt, für die die gewöhnlichen Bezeichnungen nach Jahrtausenden gar nicht mehr hinreichen. Jede Erdschicht der Geologie besteht aus Gruppen, die sich deutlich von einander unterscheiden, aber wieder etwas Gemeinsames im Bau, Zusammensetzung und Spuren des ehemaligen Lebens in ihnen haben, wodurch sie sich wieder deutlich von ältern und jüngern Schichten unterscheiden. Doch das würde in die Wissenschaft selbst führen, in deren Geheimnisse und Heiligthümer nur der gründlich naturwissenschaftlich Vorbereitete einzudringen vermag. Wir begnügen uns einstweilen mit der oberflächlichen Kenntniß dieser Einzelnheiten und der Vorstellung, daß die Erde im Laufe von Millionen von Jahren unter Hunderten von „Sündfluthen“ Geschlechter von Pflanzen und Thieren begrub, um jedesmal darauf ein besseres Kleid und einen neuen Adam anzuziehen. —

Schließlich noch ein Wort über die Gärten und Terrassen vor dem Krystallpalaste, in welchem diese vorsündfluthlichen Thiere —

in entsprechender geologischer Umgebung — aufgestellt werden sollen. Wir haben schon früher berichtet, daß der Krystall-Palast auf dem höchsten Rücken des Penge-Hügels, der den südlichen Horizont Londons begrenzt, sich erhebt und in seinem ätherischen Glanze von den meisten Dächern Londons gesehen werden kann. Vor ihm senkt sich der Hügel allmälig herab in einer dreißig Acker umfassenden Abdachung, welche in lauter Gärten, Terrassen, Flüsse, Springbrunnen, Baumgruppen u. s. w. verwandelt wird. Die erste Terrasse von 1700 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, unmittelbar vor dem Gebäude, ist schon fertig. Um die Abdachung zu brechen, werden die Hauptterrassen durch Wälle und Ballustraden, zierliche Einschnitte und Ballustraden abgegrenzt. Drei ungeheuere granitne Treppen, den Transepten des Palastes gegenüber, führen zu ihm hinauf. Ein Spaziergang unter Bäumen und Fontainen läuft 100 Fuß breit und 3000 Fuß lang zu einem Bassin von 400 Fuß Durchmesser. Ein Park umgiebt das Ganze mit großen Bäumen, Durch- und Fernsichten, Rasenflächen und Grotten. Die Terrassen-Gärten theilen sich in verschiedene Blumen-, Rasen- und Pflanzengruppen, zwischen welchen Statuen leuchten und Fontainen bis 200 Fuß hoch aus Marmor-Bassins springen. Eine Reihe von Treppen führt aus der dritten Abdachung in das eigentliche Thal, das in Krystall-Tempeln die seltensten Pflanzen birgt, durch die vereinigten Effecte von Wasser und Marmor und Grün zu einem wahrhaften Wunder werden muß. Tempel, Grotten, ewig blühende Hügel, Cascaden, kleine Seen, murmelnde Bäche mit kleinen Booten, dann wieder in rascher Veränderung wilde, fremde Natur, aus der uns das Labyrinthodon, der Megalosaurus u. s. w. entgegenspringen, wilder Sumpf, aus denen Plesiosaurier mit ihren langen Hälsen uns zurückschrecken, Urwald, durch welche Anoplotherien neugierig auf diese merkwürdige Nachwelt stieren, oder wohl gar der Riese der Urwelt, das Iguanodon, in dessen Rumpfe unlängst 21 (nicht 21) Künstler ein frohes Mittagsmahl verzehrten, der Ichthiosaurus mit seiner natürlichen Dampfschiffschraube im Schweife, vorweltliche Schildkröten, vorweltliche Elephanten, Mammuths und wie die fabelhaften Riesengebilde der Erde, als sie noch in den Kinderjahren war, sonst noch heißen mögen, und welche der weit aufgerissene Blick des gegenwärtigen Geschlechts, aus der unter dem Krystallpalaste alle fünf Minuten haltenden Eisenbahn aussteigend, zum ersten Male sehen wird. —

Das Iguanodon ist nun, nachdem das Modell vollendet ist, etwas über hundert Fuß lang. — Die Wassermassen, welche zu den verschiedenen Fontainen und Wasserfällen gebraucht werden, und alle künstlich heraufgezwungen werden müssen, würden, wie Joseph Paxton der Königin bei ihrem letzten Besuche versicherte, jede Minute 12,000 Gallonen füllen. Das ganze eiserne Adersystem, durch welche das Lebensblut dieser ungeheuern Schöpfung als Hitze, Dampf, Wasser u. s. w. getrieben wird, mißt, in eine Reihe gelegt, nicht weniger als dreiundzwanzig englische Meilen.

B.

Populäre Chemie für das praktische Leben.

In Briefen von Johann Fausten dem Jüngeren.

Zweiter Brief.

Die vermeintlichen Vergiftungen des Bieres.

Wir halten es für eine Hauptaufgabe dieser viel gelesenen Zeitschrift nach allen Seiten hin gründliche Belehrung zu verbreiten. Deshalb fühlen wir uns veranlaßt, in Folge eines Aufsatzes in Nr. 14: „Ein Töpfchen Bier," einige beruhigende Worte an die Freunde dieses erquickenden Getränkes zu richten über die Verfälschungen, die, nach der allgemein verbreiteten Meinung, damit vorgenommen werden sollen. Von vornherein wollen wir dem Biertrinker die Versicherung geben, daß solche mehr in der leichtgläubigen Einbildung als in der Wirklichkeit vorhanden sind. Bloße Versicherungen aber haben heut zu Tage keine Geltung; es liegt mir daher ob, meine Behauptung zu beweisen.

Wer mit der theoretischen, wie chemischen Grundlage der Bierbrauerei hinreichend vertraut ist, wird bei ruhiger Ueberlegung sehr leicht einsehen, daß sich die theueren zur Erzeugung guter Biere erforderlichen Stoffe keineswegs so allgemein, wie es das irregeleitete Publikum annimmt, durch wohlfeilere Hülfsmittel ersetzen lassen. Wollte der Brauer einem Biere, das in Folge einer Malzentziehung nur sehr arm an Weingeist ausgefallen ist, künstlich durch andere berauschende Mittel eine falsche Stärke geben, so würde dieser Betrug nur zu seinem eigenen Nachtheil ausschlagen, denn solche Biere würden sich nicht lange halten, sondern bald sauer werden. Eben so wenig läßt sich der Hopfen durch andere Bitterstoffe ersetzen, denn einmal unterscheidet sich, wie wir weiter unten sehen werden, der Hopfen bestimmt von anderen, und dann handelt es sich um diesen hier nicht allein, sondern der Hopfen verleiht durch den Wohlgeruch seines Oels dem Biere eine eigenthümliche Annehmlichkeit, die nicht leicht durch andere Stoffe hervorgerufen werden kann. Die ganze Eigenthümlichkeit des Bieres hängt von den Bestandtheilen des Hopfens ebenso unbedingt ab, als der Geschmack und das Aroma des Weines von der Traube.

Diese einfache Betrachtung genügt, die Verfälschung des Bieres sehr unwahrscheinlich zu machen; sie werden es noch mehr, wenn wir alle Umstände gehörig in Betracht ziehen, und dazu haben wir uns einen bestimmten Fall auserlesen. Er zeigt uns deutlich auf wie unverantwortliche Weise dergleichen Beschuldigungen in die Welt geschleudert werden und wie leicht es ist, die Unmöglichkeit derselben allein durch vorurtheilsfreie Erwägung zu beweisen. Payen, ein in weiten Kreisen bekannter französischer Chemiker, hatte, auf keinen weiteren Grund hin, als daß einmal von England aus vor ungefähr zehn Jahren bei dem Fabrikanten Pelletier in Paris eine ungewöhnlich große Quantität Strychnin bestellt worden sei, in einem seiner öffentlichen Vorträge ausgesprochen, daß diese giftige Substanz in jenem Lande allgemein angewendet werde zur Verfälschung der bitteren Biere. Ein englisches Journal verbreitete 1852 diese Nachricht, die im Lande eine große Aufregung verursachte. Obgleich die Beschuldigung nur ganz allgemein gehalten und kein bestimmter Fall angegeben worden, so sahen sich die Brauer doch durch die Macht der öffentlichen Meinung genöthigt, die Unwahrheit des Verdachtes darzuthun. Eine der größten Alebrauereien — von Allsopp in Burton-on-Treet — beauftragte die Londoner Professoren Graham und Hoffmann — in der Wissenschaft sehr verehrte Namen — mit der genauen Untersuchung ihres Fabrikates. Aber auch ohne eine solche mußte die Beschuldigung in sich selbst zusammenfallen.

Nach den angestellten Versuchen genügt ein Gran Strychnin, um einer Gallone (fast vier preußische Quart) Bier die Bitterkeit der Pale-Ale zu ertheilen, eine Quantität, die zur Hälfte hinreicht, die heftigsten Vergiftungsfälle hervor zu bringen. Diese außerordentliche Wirkung kann man ferner nicht dadurch verhindern, daß man geringere Mengen anwendet. Wird das Strychnin in den kleinsten Gaben dem Organismus wiederholt beigebracht, wie es doch beim Biertrinker geschieht, so summiren sich die Wirkungen der einzelnen Gaben und die heftigsten Vergiftungserscheinungen treten ohnfehlbar nach kurzer Zeit auf. Dann unterscheidet sich die Bitterkeit des Strychnins in auffallender Weise von der des Hopfens durch den Geschmack. Letztere tritt augenblicklich auf, ist von einem eigenthümlichen, aromatischen Beigeschmack begleitet, der der ersteren durchaus abgeht, und verliert sich ebenso schnell wie sie bemerkt worden ist. Ganz anders ist es beim Strychnin. Man bemerkt den bittern Geschmack nicht augenblicklich, aber hat sich die Wirkung einmal geltend gemacht, so dauert sie auch einige Zeit an. Ein dritter Umstand ist der, daß in der ganzen Welt nicht so viel Strychnin dargestellt wird als erforderlich sein würde für das Fabrikat der einzigen Brauerei Allsopps. Jährlich werden hier 157,690 Oxhoft Bier gebraut, zu deren Verfälschung man nicht weniger als 16,448 Unzen Strychnin gebrauchen würde, während es sehr zweifelhaft ist, ob die gesammte Fabrikation dieses Stoffes sich auf höher als 1000 Unzen beläuft. Bedenkt man noch den wahrhaft kolossalen Maßstab, in welchem die Operationen in einer so ausgedehnten Fabrikanlage ausgeführt

werden, so muß man ohne Weiteres überzeugt sein, daß jedes Verfahren, welches Geheimhaltung fordert, hier durchaus unmöglich ist. Diesen Voraussetzungen entsprach das Resultat der Untersuchung durchaus. Aus einer beträchtlichen Anzahl von Lagerkellern, die das Londoner Publikum mit Allsopp's Pale-Ale versorgen, wurden ohne Auswahl sechsundzwanzig Proben genommen. Durch Documente war bewiesen, daß die Fässer, aus denen die Proben stammten, mit Ausnahme von fünf, bereits vor dem Tage, an welchem die Zeitschrift die beunruhigende Nachricht verbreitet hatte, in London angekommen waren. In allen aber war mit der größten Sorgfalt nicht die geringste Spur des angedeuteten Giftes zu finden.

Wenn nun auch ein Bier, selbst nach einem sehr mäßigen Genuß Unbehagen und Uebelbefinden verursacht, so haben wir dies durchaus nicht auf Rechnung absichtlicher Verfälschungen zu setzen, sondern es steht fest, daß ein Bier, zu dessen Erzeugung keine anderen als die üblichen und erlaubten Materialien — also Malz und Hopfen — verwendet worden sind, gleichfalls sehr oft diese übeln Eigenschaften besitzen kann. Die Beschaffenheit der zur Bereitung des Bieres gesetzlich zu verwendenden Materialien und ihre Verarbeitung beim Malzen, Meischen und Brauen, so wie ferner der Verlauf der Gährung der daraus bereiteten Flüssigkeit und endlich die Aufbewahrungsart des letztlich erhaltenen Productes üben darauf einen so mannigfaltigen und entschiedenen Einfluß aus, daß selbst bei ursprünglich gleicher Beschaffenheit und Menge der Materialien dennoch die an Farbe, Geruch, Geschmack und eben so auch in ihrer Wirkung verschiedenartigsten Biere entstehen können. Haben nicht unreifes oder faules Obst, schlecht ausgebackenes, schimmeligtes oder sonst verdorbenes Brot ein ganz anderes Aussehen, einen ganz andern Geruch und Geschmack und nach ihrem Genusse eine sehr verschiedene Wirkung auf den Organismus, als reifes Obst und untadelhaftes Brot? Ebenso können auch Biere, aus denselben Materialien erzeugt, eine ähnliche Verschiedenheit an sich und in der Wirkung zeigen. Dergleichen Fälle kommen nur zu häufig vor, da die Nichtbeachtung von dem Anschein nach unwesentlichen Umständen nicht verfehlt ihre nachtheilige Wirkung zu äußern, die nun, da das Publikum sich darüber keinen genügenden Aufschluß zu geben vermag, böswilligen Verfälschungen zugeschrieben wird. Um nur einen bestimmten Fall hier anzuführen, kann der zu große Gehalt an Kleber — Folge einer unvollkommenen Gährung — dem Biere sehr unangenehme Eigenschaften verleihen, die auf den Biertrinker eine sehr empfindliche Wirkung ausüben, so daß dieser sehr leicht auf den Gedanken einer absichtlichen Vergiftung kommen kann.

Wir wollen nun aber keineswegs sagen, daß der Brauer nie dem Biere fremdartige Substanzen zusetzt. Doch sind diese meist unschädlich und sie haben größtentheils den Zweck, dem Getränk ein erhöhtes Aroma zu geben. Fragen wir aber den Brauer nach der Ursache seines Thuns, so schiebt er den größten Theil der Schuld auf das Publikum. Man fordert hier Eigenschaften von dem Bier, die Hopfen und Malz allein nicht ertheilen können. Also auch hier eine Bestätigung des alten Spruches: „wer betrogen wird, will betrogen sein."

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch einem andern, ebenso verbreiteten Vorurtheile entgegentreten, dem nämlich, daß der Chemiker nicht im Stande sei, dergleichen Verfälschungen — namentlich sobald diese in Pflanzenstoffen bestehen, zu erkennen und daher Untersuchungen dieser Art gern aus dem Wege gehe. Wie ungereimt diese Behauptung ist, das zeigt uns Baiern, das Bierland in der vollsten Bedeutung des Wortes, in dem chemische Untersuchungen der Biere an der Tagesordnung sind. Graham und Hoffmann überzeugten sich durch Versuche, daß ein halber Gran Strychnin in einer halben Gallone Bier mit unzweifelhafter Gewißheit nachzuweisen sei.

In den meisten Fällen reicht schon die Prüfung eines Bieres auf den Gehalt an Weingeist und Extract — die Summe aller bei der Kochhitze des Wassers nicht flüchtigen Bestandtheile des Malzes und Hopfens, als Malzgummi, unzersetzter Malzzucker, Hopfenbitter, Kleber, Salze u. s. w. — hin, um darüber Aufschluß zu geben, ob eine Verfälschung vorhanden oder nicht. Der Gehalt beider Bestandtheile des Bieres ist nämlich entweder durch Gesetz oder Herkommen bestimmt und darf bei einem normalen Biere nur innerhalb sehr enger Grenzen schwanken. Metalle lassen sich mit der größten Leichtigkeit, selbst in den kleinsten Mengen nachweisen. Versetzt man eingekochtes Bier mit Kochsalz, so tritt der eigenthümliche Geruch des Hopfens so bestimmt hervor, daß man nicht nur die Gegenwart anderer Bitterstoffe aus seiner Beeinträchtigung erkennen kann, sondern auch die gute oder schlechte Beschaffenheit des in Arbeit genommenen Hopfens.

Müssen wir nun auch zugeben, daß nicht in allen Fällen die Pflanzentheile, welche zur Verfälschung des Bieres dienen sollen, bei der Untersuchung in Substanz ausgeschieden und so sichtbar vor Augen gelegt werden können, so stellt sich doch mit unzweifelhafter Gewißheit heraus, wenn eine Verfälschung vorliegt, ob die Zusätze einen nachtheiligen Einfluß auf den menschlichen Körper ausüben. Ist die Menge des Giftes auch so klein, daß ihre Gegenwart durch chemische Mittel nicht nachgewiesen werden kann, so läßt sich dasselbe doch isoliren und concentriren. Man bringt nun bei kleinen Thieren — Fröschen, Kaninchen — einige Tropfen oder mehr auf solche Stellen des Körpers — in's Auge, auf die Schleimhaut der Lungen, des Mastdarms, auf die bloßgelegte Nervenmasse des Rückenmarkes —, von denen aus die Pflanzengifte am Raschesten und Intensivsten, selbst bei den kleinsten Mengen wirken. Sind sie zugegen, so äußern sich sogleich in die Augen fallende Vergiftungserscheinungen.

Im Allgemeinen haben die Untersuchungsmethoden in der organischen Chemie noch nicht die Ausbildung und Sicherheit erlangt, wie wir sie im vorigen Briefe bei unorganischen Körpern kennen gelernt haben, aber auch hier vermag die Wissenschaft aus der tiefsten Verborgenheit der menschlichen Organe den Beweis für das Verbrechen heraufzuholen, wenn auch der gebildete und verschmitzte Verbrecher wähnt, seine Schandthat vor der Entdeckung sichern zu können, indem er sehr heftig wirkende Gifte anwendet, die nicht allgemein bekannt sind und von denen er glaubt, daß sie nicht nachzuweisen seien. Diese Beruhigung gewährt uns der berüchtigte Proceß Bocarmé! Dem bewährten Chemiker Staë in Brüssel, der mit der Untersuchung beauftragt war, gelang es nicht allein das Nicotin aus den Organen — Zunge, Magen, Leber und Lunge — des unglücklichen Opfers darzustellen, sondern auch aus dem Fußboden des Speisesaales, in welchem die Vergiftung stattgefunden hatte, obgleich jener sorgfältig mit warmem Wasser und Seife gewaschen worden war, um die Spuren des Verbrechens zu tilgen.

Wohl war die im Verläumden geschäftige Welt sorgsam bemüht, das Verdienst dieser Untersuchung zu verringern. Obgleich Niemand den Gang der Arbeiten kannte, den der belgische Gelehrte eingeschlagen, so glaubte sich doch Jedermann zu einer Kritik darüber berechtigt. Man sprengte die Nachricht aus, der Chemiker sei erst durch die Mittheilung des Untersuchungsrichters: der Angeklagte habe viel mit Tabak experimentirt, auf den richtigen Weg geleitet worden. Aber die Wahrheit ist, daß Staë schon lange vorher durch seine eigenen Arbeiten zu der Ansicht gekommen war, daß das Gift nicht Schwefelsäure sei, wie man zuerst vermuthete, sondern entweder Coniin — aus dem Schierling — oder Nicotin sein müsse.

Der Weg, den der belgische Gelehrte bei dieser Arbeit eingeschlagen hat, verdient um so mehr Anerkennung, wenn wir bedenken, wie leicht sich die organischen Substanzen durch geringfügige Umstände verändern. Er ist der Art, daß er bei allen gerichtlichen Untersuchungen, wenn es sich um Pflanzengifte handelt, als Muster aufgestellt werden kann. Die letzten Tage haben die Wahrheit dieser Behauptung wiederum bestätigt.

Dem Leser ist bekannt, daß Tabackkauen eine Lieblingsbeschäftigung der Seefahrer ist. Bei der Bereitung desselben liegen die Tabaksblätter acht Tage hindurch in einer an und für sich unschädlichen Sauce, die der Hauptsache nach aus einer Lösung von Pflaumenmus in Wasser mit sehr geringen Mengen von Salpeter, Salmiak, Alaun und Eisenvitriol besteht. Dann wird der Tabak stark gepreßt und die hier abtropfende, tiefbraune und widerlich riechende Flüssigkeit ist wegen ihres Gehaltes an Nicotin ein starkes Gift. In Folge einer kindischen Wette trank ein in einer solchen Fabrik beschäftigter fünfzehnjähriger Knabe davon ein gutes Schnapsglas voll — und nach Verlauf einer Stunde fiel er als ein Opfer seines Uebermuthes. Die Unwissenheit des Publikums schrieb diesen Tod der ganz unschädlichen Sauce zu. Man verbreitete die nachtheiligsten Gerüchte über die Fabrik, so daß sich die Obrigkeit veranlaßt sah, den Magen und das Herz des Verstorbenen dem Apotheker Lehmann in Rendsburg zur Un-

tersuchung zu übergeben. Bei dem Kundigen waiteten durchaus keine Zweifel ob, wonach hier zu suchen sei. Die von Stas angegebene Methode wurde befolgt, die Gegenwart des Nicotins unzweifelhaft bewiesen und dadurch die Ursache des plötzlichen Todes genügend erklärt. Aus $2^1/_2$ Loth der Flüssigkeit selbst wurde $^1/_3$ Quentchen reines Nicotin dargestellt und dies ist noch nicht der ganze Gehalt, denn bei der Darstellung geht stets etwas verloren.

Pariser Bilder und Geschichten.

Die pariser Polizei.

Eine wunderbare Gewalt, heilsam und gefährlich, nothwendig und mißbraucht; eine Schlange die lauert und ein Löwe der ausfällt, ein Drachen der verschlingt, ein Riese der erdrückt; tausendarmig, tausendängig wie die Ungeheuer Briaräus und Argus, wie sie die griechische Phantasie erfunden und dargestellt. Das und noch mehr ist die pariser Polizei.

Ihre Einrichtungen haben sich durch Jahrhunderte nach Bedürfniß und Erfahrung ausgebildet und erweitert, ihre Verzweigungen und Abtheilungen sind endlos, wie die Laster, Uebelstände, Auskunftsmittel und Auswege von Paris, das sie fortwährend in Athem erhält, ihr vollauf zu thun giebt. Sie ist furchtbar die pariser Polizei; sie muß überall hin eingreifen; denn der Franzose erträgt nicht nur die Einmischung der Polizei in seine Lebensverhältnisse, sondern er verlangt sie; sein unstätes regelloses Wesen, die Haltlosigkeit seines Charakters, die wilde zügellose Hingebung an den ausschweifenden Drang des Augenblicks, die kein Gebot des Anstandes, kein Gesetz der Würde berücksichtigt, erheischen eine polizeiliche Beaufsichtigung. Ich zweifle, daß man sich in St. Petersburg so ausgedehnte Funktionen der Polizei gefallen ließe, wie in Paris. Auf jedem öffentlichen Balle hier, sieht man Polizeidiener in ihrer Uniform, auf die Anordnung der Reihen, was bei uns dem Tanzmeister überlassen bleibt, kraft seines Amtes einwirken. Nicht davon zu reden, daß sie mit Strenge über die gebührende Züchtigkeit der Damen und Herren beim Tanze wachen und die Uebertretung dieser Regel mit einer handgreiflichen brutalen Entfernung des sich Vergehenden, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Stand bestrafen, was nicht etwa zu den seltenen Vorkommnissen gehört. Die Franzosen sind polizeilich so gut geschult, daß selbst Soldaten in Uniform, wie ich es mit meinen eigenen Augen gesehen, sich diese Behandlung öffentlich gefallen lassen.

Die Gegenstände, welche die pariser Polizei zu überwachen theils verpflichtet ist, theils sich herausnimmt, sind kaum zu zählen. Sie regelt die Bewegung auf den Straßen, sie führt über öffentliche Reinlichkeit und Moralität die Aufsicht, sie prüft die zum Verkauf dargebotenen Nahrungsmittel, um für die Gesundheit der Käufer zu sorgen, welche die pariser Gewinnsucht nicht besonders zu berücksichtigen sich sonst geneigt fühlte. In Theatern und auf öffentlichen Plätzen, überall wo Schaulust oder irgend eine Unterhaltung eine Anzahl von Menschen versammelt, waltet die Polizei. Sie macht sogar die Eintracht im Innern der Familie zum Gegenstand ihrer Ueberwachung und schreitet ein, wo sich die Natur und das Gefühl der Pflicht ohnmächtig erweisen. Sie richtet zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Frau, sie regelt Alles. Was sie jedoch am meisten beschäftigt und ermüdet, ist die Politik.

Zunächst sorgt sie für die Sicherheit der Person des jeweiligen Staatsoberhauptes. Pietri oder wer sonst den Posten des Polizeipräfekten einnimmt, muß Richtung und Ziel jeder Fahrt, jedes Ganges des Kaisers wissen, um für dessen Wohlergehen, insofern es von äußern abzuwehrenden Unfällen bedroht sein könnte, zu bürgen. Es ist eine Thatsache, daß der seither bei Seite geschobene Polizeiminister Maupas dem jetzigen Kaiser Napoleon, der es sich aus Vergeßlichkeit oder Muthwillen beikommen ließ, bei Gelegenheit einer Spazierfahrt von der vorherbestimmten Richtung abzuweichen, dieserwegen die lebhaftesten Vorstellungen machte, indem er sich auf seine Verantwortlichkeit berief, der durch solche Unvorsicht Werth und Grundlage genommen würden.

Es giebt kein Haus in Paris, wo die Polizei, wenn nicht ihre Hand, gewiß ihr Ohr hat. Hier ist es ein Diener, dort ein Stubenmädchen, bald ein vornehmer Herr, bald eine schöne Frau und sicherlich fast überall der Thürsteher, der im Dienste und im Solde der Polizei steht. Wie unter Louis Philipp der Vertraute und Leibdiener der Herzogin von Berry, der ehrenfeste Deutz, für eine Million Franken von der Polizei des Herrn Thiers gekauft war, so hat die pariser Polizei bei jeder irgendwie einflußreichen Persönlichkeit, bei allen Körperschaften ihre Organe, vermittelst deren sie häufig in das Geheimniß des vertrautesten Verkehrs eindringt, und oft von den verborgensten Familienangelegenheiten Kenntniß erlangt.

Man möchte sagen, daß der Polizeipräfect Alles weiß, was in Paris geschieht, was man in Paris denkt, fühlt und beabsichtigt. Herr Pietri, oder wer immer seine Stelle bekleidet, könnte noch andere Geheimnisse von Paris, als Eugen Sue, schreiben. Wenn sie auch vielleicht nicht so gut dargestellt wären, so wären sie jedenfalls um Vieles wahrer.

Der Polizeipräfect hält derart die Fäden des pariser Lebens in Händen, daß er nicht nur anziehen, sondern auch loslassen, nicht nur Ausbrüche unterdrücken, sondern auch hervorbringen kann. Und diese zweite Maßregel ist in der letzten Zeit nicht selten zum Vortheil der Regierung in Anwendung gebracht worden.

Carlier, ein ehemaliger Polizeipräfect unter Louis Napoleon, äußerte: „Wenn ich im Jahre 1848 unter Louis Philipp das wichtige Amt eines Präfecten bekleidet hätte, so würde ich ganz einfach von meinen Leuten als Arbeiter verkleidet einige Läden mit dem Rufe: Es lebe der Communismus! haben plündern lassen und ich hätte sehen mögen, was die pariser Nationalgarde für ein Gesicht geschnitten hätte. Ich wette eine Krone gegen eine Jakobinermütze, daß der Julithron wäre gerettet gewesen." Ich weiß nicht, ob Herr Carlier sich nicht zu viel zugemuthet, denn es kommen allerdings Momente, da all die Fäden, noch so fest gehalten in den Händen, dieser furchtbaren Gewalt zerreißen.

Wie weit die Kenntniß des Präfecten der kleinen und großen Vorgänge in der Hauptstadt reicht, ist kaum zu glauben.

Wenn irgend ein ansehnlicher Mann sich in eine Liebschaft einläßt, die noch ängstlich das Licht scheut und flieht, so weiß es Herr Pietri.

Wenn irgend eine reiche Wittwe die Fehltritte ihrer feurigen Jugend nun, da sie vorüber ist, bereuend, ihre Seele der Frömmigkeit und ihr Vermögen in der Person eines frommen Beichtvaters der Kirche anheimstellt, so weiß es Herr Pietri.

Wenn irgend eine reiche Erbin Herz und Eigenthum zum Aerger eines huldigenden Vetters und seiner hoffnungsvollen Aeltern einem Abenteurer von zweifelhafter Abkunft und Stellung schenkt, so weiß es Herr Pietri.

Wenn ein verschwenderischer, ungerathener Sohn an den günstigen Verhältnissen seiner arbeitsamen, sparsamen Aeltern rüttelt, so weiß es Herr Pietri.

Wenn ein Arbeiter seine Frau prügelt und diese bereit ist, sich für die Mißhandlungen zu rächen, so weiß es Herr Pietri rc. rc.

Mit der Kenntniß so vieler Schwächen und Schäden der Gesellschaft, wie sollte die Polizei nicht Alles über sie vermögen, sie nicht lenken und im Zaum halten können!

Aus all diesen Angaben, die nicht an der geringsten Uebertreibung leiden, erklärt sich die unendliche Bedeutung der Stellung eines Präfecten, der Alles für die Regierung, aber auch vorkommenden Falls Alles gegen sie zu thun vermag.

Vor Foucher, seinem Polizeipräfecten, zitterte der Kaiser Napoleon, seines Namens der Erste, und als er von Elba zurückkehrte, wagte er es nicht, den Einflußreichen, vielfach Eingeweihten, abzusetzen, ob ihm gleich dessen Abtrünnigkeit und Liebäugeln mit den Bourbons und ihrem Anhang kein Geheimniß blieb. Der Kaiser behielt sich die Bestrafung des doppelsinnigen Präfecten

für die Zeit vor, da er von einer siegreichen Schlacht nach Paris zurückkehren würde. Dieser Moment trat nicht ein, und Foucher führte sein Werk im Interesse der legitimen Königsfamilie zu Ende. Foucher war für Napoleon I. ein zweites Waterloo. Seine Verrätherei wurde, wie dies gewöhnlich der Fall, von denjenigen bestraft, zu deren Gunsten er verrathen. Die Bourbons gelangten auf den Thron von Frankreich und Foucher starb in der Verbannung.

Die pariser Polizei hat auch, wunderbar zu sagen, ihre Märtyrer! Es sind dies die geheimen Diener niedern Soldes, welche unter dem Namen „Mouchards" bekannt sind, sich so zu sagen mit all ihrer Zeit und all ihren Kräften verdungen haben, sich zu Allem dem Gefährlichsten und Mühseligsten gebrauchen lassen, jede Verkleidung annehmen, jede Rolle spielen müssen. Das sind diejenigen, durch die Herr Carlier die Läden hätte erbrechen lassen, ob sie gleich gewiß als Opfer dieses Unternehmens gefallen wären. In dem Hofe der Präfektur werden oft von diesen Leuten tragikomische Scenen abgespielt, von denen ich eine treu und wahrhaft schildern will. Sie spielte zu jener Zeit, da Louis Napoleon sich zum Kaiser hatte ernennen lassen und seinen Einzug in Paris hielt.

Der Polizei fiel die Aufgabe zu, nicht nur die Beleuchtung der Häuser des Abends, Triumphbogen und andere Huldigungszeichen, sondern auch lebhaften Zuruf der Massen zu bewirken. Bei erstern Anordnungen hatte man's mit solchen Individuen zu thun, die kaum anders als der Aufforderung zu willfahren vermochten; was Anderes war es mit den Massen, die keine Gewalt zum Schreien zwingen konnte. Die Polizei griff zu dem hergebrachten Mittel, sie schickte zahllose Mouchards in den verschiedensten Verkleidungen mit der gemessenen Weisung aus, daß sie durch ihr Beispiel wirken und den lauten Zuruf der Menge gewissermaßen erzeugten. Dieser Kunstgriff ward aus dem Theater auf die Straßen verpflanzt. Man könnte diese Herren sehr gut „politische Claquers" nennen.

Der Erfolg dieses Manövers entsprach nicht den Erwartungen des neuen Hofes und die Bestürzung der Würdenträger fiel zunächst vorwurfsvoll auf den Chef der Polizei, von dem aus der Ausdruck der Unzufriedenheit auf der eingerichteten Stufenleiter bis zu dem dienstthuenden Commissär hinabstieg, der unmittelbar über die ausgesandten Mouchards gesetzt war.

Verdrießlich und mürrisch wartete der Vorgesetzte in dem weiten Hofe auf die zurückkehrenden Untergebenen, um gegen sie den erhaltenen Tadel los zu lassen. Diese kamen nun, nachdem der Durchzug des Kaisers beendet war, theils einzeln, theils in kleinen Gruppen, theils als Arbeiter in Blousen, theils als Bürger, theils sogar als vornehme Herren mit Orden der Ehrenlegion gekleidet, ermüdet und abgeschlagen, um Rechenschaft von ihrem Wirken abzulegen und zu ihrer natürlichen Gestalt zurückzukehren. Nun ergab sich folgendes Gespräch zwischen dem Commissär und den Mouchards.

Commissär (mit gerunzelter Stirn und zusammengezogenen Augenbrauen). „Ihr habt Eure Sachen schlecht gemacht. Man ist sehr unzufrieden mit Euch."

Ein Alter (im schwarzen Frack und mit dem Orden der Ehrenlegion, mit heiserer Stimme). „Herr Commissär, hören Sie mich sprechen und urtheilen Sie, ob ich meine Pflicht gethan. Ich habe mich buchstäblich heiser geschrieen. Ist es meine Schuld, daß mich die verfluchten Kerls von Zuschauern allein schreien ließen und daß kein Ton aus ihnen herauszubekommen war, wie ich es auch anstellte? Die Leute guckten mich spöttisch an und lächelten, indem sie meinen Orden betrachteten. Hätte ich mich nicht vor Schlägen gefürchtet, die mir gewiß nicht entgangen wären, ich hätte den Schlingels die ärgsten Grobheiten gesagt. Ein junger Mann, der neben mir stand, frug mich sogar in einem scheinbar ehrlichen ernsthaften Tone, welchem Verdienste ich die Auszeichnung an meiner Brust verdankte, worauf die Umstehenden mit einem schallenden Gelächter antworteten. Ich diene dem Staate schon dreißig Jahre; ich habe schon manche schlechten Tage erlebt. Aber so wie heute ist mir's noch niemals ergangen."

Commissär. „Sie haben es gerade schlecht getroffen."

„Ja, schlecht getroffen!" rief ein baumstarker Kerl mit breiten Schultern in einer Blouse, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte. „Glauben Sie, Herr Commissär, daß ich minder gut meinen Dienst verstehe, als der alte Barel, dem ich gewiß nicht nahe treten will? Ich habe für Zehne geschrieen, und hatte meinen Platz so gewählt, daß ich unter lauter Arbeiter zu stehen kam, was half's, kein Einziger folgte meinem Beispiel. Vor mir stand ein Gassenjunge, und da ich gar nicht wußte, was anzufangen, forderte ich den Balg barsch auf zu schreien; doch, was geschieht? Der Junge sieht mich an und lacht. Sie schreien ja selbst genug, giebt er mir frech zur Antwort. — Was wollen Sie thun? Ich konnte ihn nicht bei den Ohren nehmen, sonst wäre es mir schlecht ergangen. Wenn Sie das unsere Sache schlecht machen heißen, so ist es besser ich lege mein Amt nieder."

Commissär. „Wir wissen recht gut, Breloche, daß wir auf Sie zählen können." Noch andere wollten sprechen, allein der Commissär winkte ihnen zu schweigen; notirte etwas auf ein Blatt Papier und entfernte sich.

Bisweilen geschieht es, daß sich so ein Mouchard mit einem ansehnlichen Gefangenen einsperren lassen und die Strafe der Haft theilen muß, um sich auf diese Weise in das Vertrauen des Genossen einzuschleichen und über dessen Gesinnung der Regierung Bericht abstatten zu können.

In ihrer wirklich nützlichen, der Gesellschaft heilsamen Anwendung, leistet die pariser Polizei Außerordentliches. Und nur ein pariser Dieb oder Betrüger kann es unternehmen die pariser Polizei hintergehen, ihren ausgespannten Netzen entgehen zu wollen. Die Beamten sind unermüdlich, sie arbeiten, forschen, durchstöbern alle Herbergen des Elends und Verbrechens mit Aufopferung und setzen sich unerschrocken oft den größten Gefahren aus. Ohne ihre außerordentliche Thätigkeit würden tausend von Verbrechen mehr begangen werden. Es ist wunderbar, mit welchem Scharfblick ein Commissär oder selbst der untergeordnete Polizist den Spitzbuben unter jeder Maske erkennt.

Der Kaiser hat nach dem Beispiel der unmittelbar vorhergehenden Könige, seine Privatpolizei. Dieses wichtige Amt ist einem vornehmen Manne von einschmeichelndem Aeußern anvertraut, der nur persönlich unter vier Augen mit dem Staatsoberhaupte verkehrt und dem die Aufgabe gestellt ist, die höchsten Behörden und Würdenträger, Minister, Staatsräthe und Diplomaten und den Polizeipräfekten selbst zu überwachen. Er lebt auf dem größten Fuß, verschwendet unendlich viel Geld und hat in allen Kreisen, ohne Unterschied der politischen Farbe, Zutritt. — Scheinbar ohne jeden andern Einfluß, als den, den Reichthum verleiht, ist er die wichtigste Person nach dem Kaiser.

Aus dem Kaukasus.

Unter den Gegnern, denen sich Rußland in dem gegenwärtigen Kriege gegenüber befindet, sind die Bewohner des Kaukasus nicht zu den wenigstgefährlichen zu zählen. Seit länger als hundert Jahren* im Kampfe mit den Moskowiten, ist dieser mit bald größerer, bald geringerer Heftigkeit geführt worden, jenachdem einflußreiche Häuptlinge sich an die Spitze der verschiedenen Völkerschaften stellten, welche im Allgemeinen unter dem Namen Tscherkessen begriffen werden. Ein solcher Häuptling ist Schamyl, dessen Namen wir seit 1834 zu hören gewohnt sind, und der in diesem langen Zeitraum wechselnd mit Glück und Unglück, stets aber mit Erbitterung gegen die Russen gekämpft hat. Auch jetzt wird Schamyl's Name wieder unter neuen Gefechten und Schlachten genannt, und seine unversöhnliche Feindschaft wirkt unter den obschwebenden Verhältnissen jedenfalls mächtig auf manche Kriegsoperationen der russischen Heere ein.

Mehr noch als der kriegerische Geist, die Tapferkeit und der Freiheitssinn der Tscherkessen, ist die Beschaffenheit ihres Landes den schnellern Fortschritten der Russen hinderlich. Der Kaukasus mit den riesigen Gipfeln des Elbrus (15,400 Fuß hoch) und des Kasbek (14,000 Fuß hoch) zieht sich, bei einer Breite von 16 bis 40 Meilen, in einer Länge von 65 Meilen vom schwarzen

* Die ersten Angriffe der Russen fallen in das Jahr 1719.

Meere nach dem caspischen Meere hin, so daß er hier die Grenze zwischen Europa und Asien bildet. Nur drei größere Passagen führen über dieses einen ungeheuern Wall bildende Gebirge, aber auch diese Passagen sind reich an Fährlichkeiten aller Art und so ist die Verbindung zwischen den russischen Besitzungen diesseits und jenseits des Kaukasus außerordentlich erschwert. Im Laufe der Zeit haben die Russen längs der Küste des schwarzen Meeres eine Reihe von Forts aufgeführt, welche zum Theil dieser Verbindung nachhelfen, andererseits jedoch dazu bestimmt sind, den Tscherkessen das Meer zu sperren, von welchem her sie Schießbedarf und Waffen beziehen. Beide Zwecke sind nicht ganz gelungen. Bei den unaufhörlichen Angriffen der Tscherkessen ist die Verbindung eine noch wenig gesicherte, und kecke Seeleute wußten von jeher noch immer an den gerissen werden könnten. Die russischen Provinzen Georgien und Imeretien wären dann von aller Verbindung mit Rußland abgeschnitten.

Der Krieg im Kaukasus trägt das allen Gebirgskämpfen eigenthümliche Gepräge. Plötzliche Angriffe und nächtliche Ueberfälle spielen die Hauptrollen. Die russischen Besatzungen in den Forts, die Schildwachen auf den Wällen, die auf freien Punkten angelegten Hauptwachen mit Hochschauen, Alle müssen unausgesetzt kampf- und schlagfertig sein. Rascher als die Lawinen vom Gipfel des Elbrus herabdonnern, brechen die tscherkessischen Schaaren aus ihren düstern Berg- und Felsgründen hervor, von Berg zu Thal rast plötzlich der Kampf, und nach kurzer Zeit verschwinden die unermüdlichen Kämpfer wieder in ihren Bergen.

Um sich einigermaßen gegen diese Ueberfälle zu schützen und



Russische Wache im Kaukasus.

Küsten mit den Tscherkessen zu verkehren. Die Meinung hochgestellter russischer Offiziere, daß die Tscherkessen durch Gewalt nicht zur Unterwerfung zu bringen seien, ist schon längst keine vereinzelte mehr, wenn sie vielleicht auch in Petersburg nicht getheilt wird.

Enge düstere Thäler, undurchdringliche dunkle Wälder, schneebedeckte Gipfel, von zerrissenen Felsklüften umgürtete Hochebenen, Abschlünde, die als Wege dienen, in welche den größten Theil des Jahres kein Lichtstrahl fällt, reißende Bergströme: so ist der Charakter des Landes, das dem gemäß für die Bewohner eine natürliche, uneinnehmbare Festung ist. Ein Theil der Kaukasier hat sich gleichwohl schon seit längerer Zeit der russischen Herrschaft unterworfen, doch dürfte diese Herrschaft so unsicher begründet sein, daß die unterworfenen Stämme recht leicht in eine von den unabhängigen Stämmen unter Schamyl begonnene allgemeine Erhebung sowohl ihre Truppen wie die befreundeten Tscherkessen und Kosakenstämme rechtzeitig zu benachrichtigen, haben die Russen besonders in den Ebenen eigenthümliche Wachen aufgebaut, die äußerst praktisch sind und ihre Nützlichkeit vielfach bewährt haben. Von fünf bis sechs schlanken und hohen Baumstämmen wird eine Art Pyramide zusammengestellt, auf deren Spitze eine bedeckte Hütte ruht, die stets von zwei Soldaten besetzt ist, deren Pflicht es ist, in der Ebene nach etwa gefährlichen Bewegungen umherzulugen. Ueber der Hütte selbst ist eine Art Telegraph angebracht, der mit einer Glocke versehen, dem nächsten Telegraphen die Ankunft des Feindes anzeigt und zugleich die nächste Umgebung zusammenruft. Dann wird sofort von dem einen Soldaten die Alarmstange angebrannt, deren Schein bei Nacht und deren Rauch bei Tage den Truppen den Weg zeigt.

Ein Augenzeuge, dem wir die nachfolgenden Mittheilungen verdanken, kann die Gefährlichkeit und die Mühsale dieses Krieges nicht düster genug schildern. „Wenn wir nicht hinter den Mauern unserer Forts lagerten," erzählt er, „mußten wir stets mit dem einen Fuß im Steigbügel stehen. Es liegt in der Art und Weise der Tscherkessen-Kriegführung, den Feind so viel als möglich zu ermüden, um ihn dann in seiner Ermattung leichter zu vernichten. So treffliche Soldaten unsere Russen auch sind und so gute und wachsame Offiziere im Allgemeinen an ihrer Spitze stehen — im Kaukasus hört jede militärische Berechnung, alles strategische Manövriren auf. Dort kann allein die persönliche Bravour einen Erfolg herbeiführen. Nur der Artillerie gegenüber wagt der Tscherkesse selten einen Angriff und so oft auch unsere gegossenen Brummer ihre Lieder sangen, flohen die schlanken Söhne der Berge in aller Eile in ihre Schluchten zurück. Freilich hatten bei unsern Streifzügen in die Gebirge diese gefährlichen Sänger nur selten Gelegenheit, sich zu produciren.

„An eine geregelte Kriegführung nach europäischem Sinn wird sich der Tscherkesse niemals gewöhnen. Jeder Disciplin und militärischen Subordination abhold, haben selbst die vielfachen Bemühungen der türkischen, polnischen und englischen Offiziere ein mehr taktisches Verfahren einzuführen wenig oder gar keinen Erfolg gehabt. Deshalb ist der Tscherkesse auch nur in seinen Gebirgen gefährlich, wo er die einzige ihm verständliche Taktik der Ueberfälle und Hinterhalte in Anwendung bringen kann. Jedes größere Unternehmen in der Ebene, was eine bestimmte Ordnung und ein geregeltes Zusammenwirken der verschiedenen Truppengattungen erfordert, muß den geregelten Bewegungen der Russen gegenüber stets mißlingen. Der Tscherkesse ist sich dieser Schwäche recht wohl bewußt und wagt sich deshalb auch nur äußerst selten und dann nur vorübergehend und mit großer Uebermacht in die Ebenen. In ihren Gebirgen aber sind sie unüberwindlich.

„Ist der Kampf gegen sie schon am Tage ein gefährlicher, so wird er in der Nacht ein wahrhaft grauenvoller. Es gehört eine Armee wie die russische dazu, um vor diesen Schrecknissen nicht zurückzubeben. Man denke sich inmitten dieser undurchdringlichen düstern Wälder, diesen Felsklüften und Abschlünden eine kleine Armeeabtheilung auf einem Streifzug begriffen. Ich selbst habe zwei Mal solchem gefährlichen Streifzuge beigewohnt. Wenn bei Tage das Orientirungstalent der Offiziere uns glücklich die gefährlichen Passagen vermeiden ließ und die Tapferkeit und Wachsamkeit der Truppen jeden Angriff zurückgeschlagen, so änderte die Nacht die Situation ganz und gar. Die Tscherkessen sind, wie ich bereits oben erwähnte, Freunde der Nacht und des Hinterhalts und haben eine unglaubliche Geschicklichkeit, das kleinste Pflanzendickicht, die geringste Unebenheit des Bodens zum Verbergen zu benutzen. Einzelne ihrer Leute verstecken sich Tage lang in dem sumpfigen Schilfdickicht, um einen Vorposten abzulauern. Wenn dann die Nacht hereinbricht, kriechen sie still und leise, wie die Eidechsen auf dem Leibe an ihre Opfer heran, kein Blatt, kein Zweig bewegt sich, und sorglos schaut der Posten hinaus in die dunkle Nacht. Plötzlich ertönt ein kurzer ächzender Aufschrei, den in den meisten Fällen kaum der Nebenposten hört, keine Waffe blinkt, kein Schuß ertönt, aber am Morgen liegt kalt und starr die Schildwache auf ihrem Posten und Gewehr, Patronen und Pferd sind verschwunden. Dieses stille, geräuschlose Hinmorden macht auf die gewöhnlichen Soldaten einen wahrhaft gespenstigen schauerlichen Eindruck. Dann brechen wohl dann und wann auch die versteckten Hinterhalte auf die durch ihre niedergestoßenen Vorposten ungewarnten Truppen, und wenn sie auch nicht immer ihren Zweck erreichen, so sieht doch mancher Tapfere unserer Armee den Morgen nicht wieder, und die Uebrigen werden durch diese nächtlichen Ueberfälle matt und energielos.

„Wer den Kampf am Kaukasus mitgekämpft, wird jeden andern als ein Kinderspiel ansehen.

„Schamyl selbst ist überall und nirgends. Wenige der Unsrigen haben ihn gesehen, aber im Kampfe wird seine Nähe fühlbar. Wo er in eigener Person commandirt, wird die energische Tapferkeit seiner wilden Bergsöhne zur großartigsten Todesverachtung, zum zügellosesten Fanatismus. Nicht ganz mit Unrecht ist er oft mit Abd-el-Kader verglichen worden. Beide gewannen ihre Macht durch eine religiöse Begeisterung, die in ihnen sich entzündete und von da weiter wärmte. Beide wollten die Freiheit ihrer Stämme, die Einheit Deutschlands in kaukasischer und afrikanischer Form. Abd-el-Kader mußte sich auf Hülfe von auswärts verlassen und ging dadurch zu Grunde. Schamyl's Pläne sind andere. Er trat als zweiter Prophet des Muhamedismus, als Luther des Islam auf und erklärte, daß er vom Himmel gesandt sei, das Werk Muhamed's zu reinigen und zu vollenden. So strebte er besonders dahin, die beiden religiösen Parteien der Aliten und Omariden durch eine civilisirtere Lehre zu vereinigen. Er leitet, wie die chinesischen Rebellenhäupter (jetzt Patrioten genannt) alle seine Befehle von Eingebungen Gottes ab, wie's seine Leute haben wollen. So gewann er bald eine große Heldenschaar Gläubiger um sich, die für unbezwinglich gelten und deren Ergebenheit und Fanatismus keine Gefahren kennt. Schamyl ist jetzt sechsundfunfzig Jahre alt, ein Mann von mittlerer Größe und von einem entschiedenen Heldenansehen. Sein Privatleben erinnert an das Abd-el-Kader's, er ist nüchtern und streng, betet und arbeitet, ohne viel zu schlafen. Seine kriegerische Laufbahn begann 1834.

„Schamyl's gefährlichster Feind ist der Fürst Woronzow, der Chef der kaukasischen Armee und Generalstatthalter aller Provinzen vom Pruth bis Araxas. Bekannt und beliebt als der populärste Mann von ganz Rußland, ist ihm vom Kaiser eine Macht übertragen worden, wie sie seit Potemkin kein russischer Großer besessen. Woronzow, welcher zugleich seinen frühern Posten als Generalstatthalter Neurußlands beibehielt, gebietet jetzt über Provinzen, die an Flächenraum Deutschland, Frankreich und England zusammen übertreffen. Indeß nicht durch seine Waffenthaten wurde er Schamyl's gefährlichster Gegner, obwohl er ihm manches siegreiche Treffen lieferte, sondern allein durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, durch eine dort nie gekannte Gerechtigkeitsliebe, durch sein unausgesetztes Bestreben, Alles um sich glücklich und zufrieden zu wissen, durch seine Herablassung, mit der er selbst den ärmsten Bauer anhört und hilft, wo Hülfe nöthig ist. Die tscherkessischen Stämme, welche bereits unterworfen sind, fangen an, den Mann zu lieben, der sie in den Kämpfen gegen ihre frühern Brüder auf jede mögliche Weise schont, ihr materielles Wohl fördert, und ihren kindischen Wünschen an blanken Waffen und Geschmeide auf sehr freundliche Weise nachkömmt. Und das ist für Schamyl, bei dem jedes einzelne Wort Haß gegen Rußland athmet, die Achillesferse, an der er verwundbar ist. Es ist schon so weit, daß, als Woronzow in einem der letzten Jahre von einer längern Reise nach Petersburg nach dem Kaukasus zurückkehrte, er von den Tscherkessenstämmen in der Ebene mit unendlichem Jubel empfangen und überall hin begleitet wurde. Und diese Leute verstehen es nicht, Komödie zu spielen, ihre Zuneigung ist aufrichtig und wahr.

„Fürst Woronzow hat den größten Theil seiner Einkünfte geopfert — sie belaufen sich auf 1,200,000 Papierrubel — die Bodencultur des Landes zu heben und den Handel zu fördern. Er ließ viele tausend Reben aus Deutschland, Frankreich und Spanien kommen und vertheilte sie unentgeltlich an die Colonisten, Bauern und Gutsbesitzer. Für die Armee wie für das Land wirkt er unermüdlich. Er hat die körperliche Mißhandlung der Leibeigenen streng verboten, hat den Augiasstall der Corruption und des Betrugs gereinigt und bei der Organisation des Landes eine immense Energie und unerbittliche Strenge gegen alle pflichtvergessenen Beamten oder Militärs gezeigt. Persönlich ist Woronzow ein schöner hochgewachsener Mann mit breiter Brust, nach Kaiser Nikolaus, wie es in ganz Rußland heißt, der schönste und populärste Mann des Kaiserreichs.

„Mit hastiger Ungeduld richtet man im Kaukasus nichts aus, selbst wenn die Armee um das Dreifache vermehrt würde. Das weiß der Kaiser Nikolaus und deshalb hat er einen Mann dorthingesandt, der während seiner Herrschaft auf friedlichem Wege mehr erobert hat, als alle seine Vorgänger. Ob es ihm gelingen wird ganz zu erreichen, was er bezweckt — das ist eine Frage, die ich hier nicht erörtern will und kann. Ich habe nur Thatsächliches berichtet."

Blätter und Blüthen.

Werther. Der in Deutschland gestorbene, begrabene, und mit seinem zahlreichen Gefolge fast vergessene Werther ist in Frankreich wieder erstanden, hält in Paris, im sinnlich-frivolen Paris seinen Umgang und holt sich tagtäglich seine Opfer. Es ist aber nicht der deutsche Platoniker, der für die Natur schwärmt, die Odyssee liest und sich in Ossian's Nebelgebilden berauscht, nicht der schmachtende poetisirende und philosophirende, nicht einmal der gebildete Werther, der hier umgeht und die Herzen bestrickt; nur seine alte sinnliche Glut und das Ziel seiner Fahrt hat er bewahrt, sonst aber hat er sich in Zeit und Ort gefügt und ist ein ächtes Pariser Stadtkind geworden, dessen Augen niemals über jene Hügel hinauszustreifen begehrten, die den breiten Seinekessel mit den umzäunten Gärten, Parks, Städten, Dörfern und der immensen Häusermasse umgürten, die man Paris nennt. Zehnstündige eintönige Arbeit trocknet das Herz nicht aus, und der Arbeiter, dessen Gefühle für das Allgemeine gewaltsam erstickt wurden, hat oft nur noch Einen Gedanken, Eine Empfindung, die ihn ganz erfüllt und ihn bald auf die Triumphpforte führt, die Apotheose des französischen Ruhms, bald auf die Julisäule, die Verherrlichung der Freiheit, (deren Genius bedeutsam genug schon bei der Errichtung entfliegend gedacht wurde,) um von dort aus der Liebe wie dem Leben zu entfliehen. Ein ächt französischer Tod mit Eclat, der aber nicht selten auch mit dem langsamen Ende neben der Kohlenpfanne im stillen unbelauschten Stübchen abwechselt. Und es vergeht fast kein Tag, wo die Liebe, seltener die Noth der Zeit, ein und mehrere solche Opfer fordert. Gestern war es ein braves Dienstmädchen, das den Tod der Ertragung seines Kummers vorzog.

Charlotte ist einundzwanzig Jahre alt, hübsch und fleißig, ihrer Herrschaft werth wie Allen, die sie kennen. Sie hat ihren Dienst gekündigt, denn sie ist Braut eines wackeren tüchtigen Arbeiters, der sich so viel erspart hat, um ein eignes Geschäft zu beginnen. Zur Fastnacht soll schon Hochzeit sein und das Mädchen erhält die Erlaubniß, zu ihrem Geliebten zu gehen, um mit demselben noch einiges Hausgeräthe anzuschaffen. Sie geht ein Lied trällernd frohen Sinnes weg, sie kömmt nicht so zurück. Sie hatte in der Zwischenzeit ihren Bräutigam gesehen, aber Einkäufe hatte sie nicht mit ihm gemacht. Denn als sie in sein Zimmer trat, lag er vom Schlage gerührt auf dem Bette, von Freunden umgeben, sterbend. Er erkannte sie nicht mehr, in deren Armen er aus dem Leben schied. Schweigend geht Charlotte heim und erhält die Erlaubniß sich zurückziehen zu dürfen. Als sie andern Morgens zur gewohnten Stunde nicht erscheint, wird man besorgt um sie, man dringt in ihr Stübchen und findet sie kalt und starr, die ausgebrannte Kohlenpfanne neben dem Lager, in den Händen einen Brief an ihren Geliebten in der Ewigkeit, den sie am Abend geschrieben. Auf dem Tische lag ein Zettelchen, worauf stand, man möchte ihr den Brief mit in den Sarg legen. — Das ist eine Liebe, welcher die feine Welt nicht mehr erliegt, die die Forderungen des Herkommens durch Vernunftheirathen zu befriedigen und die innere Leere durch kostspielige femmes entretennes auszufüllen sucht.

Ein anderer rührender Fall kam jüngst vor. Einem Arbeiter stirbt sein liebes Weib, mit dem er seit einem Jahre verehlicht war. Er läßt ihr ein Denkmal auf dem Montmartre setzen, und bringt jeden Sonntag frische Kränze hin. Seine freien Stunden an den Arbeitstagen bringt er damit zu, das Denkmal der Geliebten im Kleinen nachzumachen und es mit allen ihm gebliebenen Erinnerungen der Hingeschiedenen zu verzieren. Als dasselbe fertig ist, ladet er seine Freunde zu einem festlichen Mahle ein, dem er in der heitersten Stimmung beiwohnte. Es war sein Abschiedsmahl — am nächsten Morgen fand man ihn vom Kohlendampf erstickt. Ist das nicht rührend?

Doch nicht blos der Schmerz über den Tod oder die Untreue der Liebe fordert Opfer, auch der Ehrgeiz, die Eitelkeit, was im französischen Nationalcharakter erst recht begründet ist. Da wohnte ein einsamer Schneider in der rue Mondar, der von einem seiner Hauptkunden einen bedeutenden Auftrag erhielt, unter der Bedingung, daß die Kleider bis zu einer bestimmten Stunde fertig sein sollten. Der Schneider sagte zu, konnte aber die Zeit nicht einhalten. Der Kunde wurde ihm nun untreu; das ging aber dem Kleiderkünstler so zu Herzen, daß er sich das Leben nahm. Er verließ das Diesseits mit der Bitte, daß man ihm im Sarge einen Paletot anziehen solle, den er für sein Meisterwerk gehalten. Der Erfüllung dieses Wunsches stand eine Verordnung entgegen und der Meister kann nun nicht vor St. Petrus in seinem Musterpaletot paradiren. Er wurde begraben wie ein Anderer.

Ein Besuch bei Omer Pascha. Ein vom „London Journal" in's türkische Lager gesandter Correspondent schreibt in seinem ersten Briefe: „Schumla den 16. Decbr. 1853. — Ich schickte meine Empfehlungsbriefe sofort zu Omer Pascha und bekam schnell die Antwort, daß er bereit sei, meinen Besuch anzunehmen. Demgemäß begab ich mich ohne Verzug in sein Bereich, eines der besten Häuser des Ortes, obgleich es in Europa ärmlich genug aussehen würde. Durch einen Thorweg kam ich in einen Hof, von welchem eine Treppe außen in das erste Stockwerk führt. Ich stieg hinauf und fand mich zunächst unter einer bunten Mischung von Offizieren und allerhand fremdartigen Gestalten. Ich ließ mich melden und wurde sofort in sein Zimmer geführt, eine große Räumlichkeit, deren drei Seiten mit Divans bedeckt waren. In der Mitte stand ein Mongol, ein großes Kohlenbecken, am obern Ende ein großer Kamin, dessen Architectur an eine Moschee erinnert. Stühle und Tische gab es nicht. Omer Pascha saß auf dem Divan, nahe am Feuer, mit einem großen Chibuck (türkischen Pfeife) zur Seite, inmitten von Papieren und Karten. Etwas fern von ihm saßen drei Paschas ebenfalls mit Pfeifen, aber nicht rauchend. Nach türkischer Etikette müssen sie dazu erst aufgefordert werden. Er fing mit mir ohne Förmlichkeit ein langes Gespräch in französischer Sprache an, die er flüssig spricht. Doch ist Italienisch seine eigentliche Muttersprache, obgleich er auch gut Deutsch, Türkisch, Ungarisch und Armenisch verstehen soll. Was mir zuerst an ihm auffiel, war, daß er nicht die geringste Aehnlichkeit mit den vielen Portraits hatte, die in England und Frankreich von ihm erschienen. Er sah überhaupt nicht so barsch aus, als er mir in der Phantasie erschienen war. Man denke sich den großen Schnurrbart, der seinen Mund bedeckt, und den grauen Bart darunter hinweg, und er muß wie ein ganz feiner Engländer aussehen, der natürlich dann einen röthlichen Backenbart und hinten gescheiteltes Haar haben muß. In seinem Auge leuchtet etwas Sanftes, Gutmüthiges, Aufrichtiges, das sofort alle Befangenheit verscheucht. Er vereinigt Bonhommie mit Manneswürde. Nach und nach entdeckt man in dem Gesichte die Züge herkulischer Willenskraft und Kühnheit. Die Falten im Gesicht sind massiv, wie in Stein gehauen. Man sieht, daß er viel in sich gekämpft und gearbeitet haben muß. Sein Geist thront auf der Stirn. Mitten im Gespräche zuckte zuweilen das Auge unter den gewaltigen Brauen, und ich dachte jedesmal an den in Zorn gebrachten Löwen. In seinem äußern Benehmen ist er vollkommener Weltmann, höflich und unerschöpflich geduldig. Seine Bemerkungen, selbst über Dinge, die kein näheres Interesse für ihn haben konnten, verrathen Scharfsinn und vielseitige Bildung. Seine genaue Kenntniß der englischen politischen Verhältnisse überraschte mich, doch war er zu höflich dem Engländer gegenüber, indirect zu urtheilen. Er urtheilte gewöhnlich in fragender Form! In Bezug auf andere Staaten war er offener und sprach ganz unverholen seine Ueberzeugung aus, daß auch England, falls es auch vorläufig wieder einen Frieden erkünstle, über Kurz oder Lang den entscheidenden Kampf mit Rußland durchmachen müsse, denn beider Staatsprincipien (oder vielmehr Volksrichtungen) seien sich so entgegengesetzt, daß beide Staaten nicht große Staaten in Europa bleiben könnten. Es kann keine Indiscretion in Mittheilung dieser Aeußerungen liegen, da er sich ganz in derselben Weise stets ganz unverholen gegen alle Engländer und sonstige Fremde, die ihn besuchten, aussprach."

Ein interessanter Provocationsprozeß schwebt jetzt beim Berliner Stadtgericht. Ein wohlhabender Brasilianer, welcher sich hier seit einiger Zeit als Fremder aufhält, führt einen Sklaven bei sich. Dieser Sklave beansprucht gegenwärtig seine Freiheit, weil es in Preußen keine Sklaven giebt. Derselbe will sich anderweitig vermiethen und hat deshalb eine Provocationsklage gegen seinen Herrn eingeleitet, damit dieser seine angeblichen Rechte beweise. Das Stadtgericht hat die Klage auch angenommen und den Justizrath Straß dem Sklaven als Kurator bestellt. Ein Prozeß dieser Art ist bisher hier noch nicht verhandelt worden. Nach dem alten Landrecht bleiben den Fremden ihre Rechte an den Sklaven, welche sie bei sich führen, vorbehalten, nur dürfen sie solche nicht gefährlich mißhandeln. Es fragt sich nun, ob diese Bestimmung durch neue Gesetze aufgehoben ist. Wenn dieses auch nicht der Fall ist, so fragt sich weiter, wie will der Herr sein Recht an dem Sklaven hier beweisen, da die Zeugen für den Kauf hier gar nicht zu beschaffen sind. Man ist auf den Ausgang des Prozesses sehr gespannt.

Der Strafarbeiter seiner selbst. In Zürich ist in diesen Tagen ein gewiß eigenthümlicher Fall vorgekommen. Ein Baumeister H. hatte in der dasigen Strafanstalt zweiundzwanzig Mann zu ein Frank per Tag bestellt, um in einer der ihm zugehörigen Steingruben zu arbeiten. Er hatte für eine Woche Arbeit. Nun traf es sich, daß derselbe Baumeister unlängst eines Injurienhandels wegen vom Polizeirichter zu ebenso langer Zeit Gefängniß verurtheilt, gerade zur selben Zeit seine Strafe absitzen mußte. Der Verwalter fragte den Verurtheilten, womit er sich während seiner sechs Tage zu beschäftigen gedenke, ob etwa mit Copiaturen, Buchführung u. dgl. Dieser gab lachend zur Antwort: „He! laßt mich nur in Baumeisters H. Steingrube arbeiten!" Wie gesagt, so geschehen. Man sah also den Herrn Baumeister an sechs unmittelbar auf einanderfolgenden Tagen in seiner eigenen Steingrube von Morgens früh bis spät Abends beschäftigt, und die einundzwanzig andern Sträflinge erkiesten noch dazu den vornehmen Herrn Collegen zu ihrem „Hauptmann." Das praktische Publikum der Schweiz hat sich mit diesem Hergange ganz einverstanden erklärt und der Held der Geschichte selbstverständlich auch.

Gudin bei Hofe. Der berühmte französische Maler Gudin wurde einmal zu einem glänzenden Mahle des Herzogs von Cambridge in London (dem Onkel der Königin) geladen und unter andern großen Herren von Rang und Stand dem Herzog vorgestellt: „Gudin, der berühmte französische Maler." Verbeugung, weitere Vorstellungen Anderer. Nach einiger Zeit frug der Herzog: „Wer war das? Was ist er? Maler ist er? Groß, wie groß? Großer Maler? Stellen Sie mir ihn noch einmal vor. Ihre Majestät liebt Gemälde. Er muß bei Hofe vorgestellt werden." Ein Ceremonienmeister flüsterte ihm dabei in's Ohr, daß er als Maler nicht hoffähig sei, aber als ein ehemals französischer Offizier sei er zulässig. Der Herzog machte Gudin demgemäß den Vorschlag, er möge sich in der Uniform eines Offiziers einfinden, wenn es ihm daran gelegen sei, bei Hofe Zutritt zu finden. Gudin erhob sich in seiner vollen Größe und antwortete: „Der König von Frankreich machte mich zum Lieutenant, Gott zum Maler. Ich werde als Maler zur Königin gehen oder gar nicht."

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Das liebe Geld!

Geschichte aus Englands Gegenwart. Von H. Beta.

(Schluß.)

Der Kuß, den er im Fortgehen auf ihre Hand drückte, erschreckte sie, sie fühlte, daß er heuchelte, aber aus heißen Thränen erhob sie sich doch noch mit der Hoffnung, daß sie ihn mit ihrem reinen Herzen noch erheben könne.

Die in der Gesellschaft so beneidenswerth hoch gestiegene und in ihrem Glücke so tief gefallene Lady Moretown sah jetzt bald ein Glück lächeln. Sie hatte ihren jetzt geschmeidigeren Herrn Gemahl vermocht, für den jungen „Erben“ einen Hauslehrer zu nehmen, und zwar einen „Deutschen“ von Geburt, wie es jetzt in vielen hohen Familien Sitte ist, die mit dem Hofe, wo das Deutsche Haus- und Familiensprache ist, in Verbindung stehen. Der Hauslehrer hatte sich zwar ohne glücklichen Erfolg mit der Erziehung des deutschen Volkes im Ganzen und Großen durch feurige Reden auf verschiedenen „freien“ Plätzen Deutschlands abgegeben, aber im Einzelnen gelang es ihm sehr gut, trotz seines beibehaltenen Schnurrbartes (übrigens in der Regel als Zeichen der „Fremdheit“ bei Hauslehrern gern gesehen) und seiner hinter englischen Ansprüchen weit zurückbleibenden „Wäsche.“ Jedenfalls war er Einer von denen, „die sich gewaschen haben“ und setzte gleich am ersten Abende seiner Thätigkeit den alten und den jungen Lord gründlich zurecht. Er bewies dem Alten, daß der Junge, der einmal zu befehlen haben werde, erst gehorchen lernen müßte. Dazu brauche er ein absolutes Strafrecht; auch müsse er die Erzieherin noch einmal erziehen, sonst mache sie's wie Penelope mit ihrem Gewande, sie reiße über Nacht wieder entzwei, was er am Tage aufgebaut und zurechtgestutzt habe. Der hohe Lord stutzte und erhob sich in seiner Entrüstnng hoch über die dienende Hauslehrerseele. Aber Dr. R. (R. steht für einen in Dentschland wohl noch nicht ganz mit Gras überwachsenen Namen) ließ sich durch diese Höhe und Größe von Dünkel nicht irre machen und frug nur einfach und entschieden, ob er hierhergerufen worden sei um Diener der Launen eines total verzogenen Knaben zu werden oder sein Lehrer zu Kenntnissen und gebildeter Männlichkeit? Ob er ihn zur Schande des Vaters oder zu dessen Ehre aufwachsen lassen solle?

Diese unerhörte Kühnheit und Entschiedenheit einem Lord gegenüber, der beim letzten Ministerwechsel beinahe Mitglied der neuen Regierung geworden wäre, wirkte gründlich, denn so verworfen war er als Vater nicht, um jetzt, da ihm die Augen geöffnet wurden, sein „Verhältniß“ zu Athalien über die Pflichten gegen sein Kind zu setzen. Dr. R. bekam seine pädagogischen Vollmachten und ließ sich kein Haar breit davon wiedernehmen, so oft auch die geistreiche Athalie ihn verklagte und so oft der kleine Erbe der Schöpfung auch eingesperrt war und blieb, selbst wenn der erhabene Vater die Drohungen und Thränen der Erzieherin durch einen stolzen Befehl unterstützte. Dr. R. bewies ihm jedesmal, daß der gebildete Vater in seiner Liebe und Pflicht das Wohl des Kindes nicht den augenblicklichen Gefühlen einer liebenswürdigen Französin, die nicht einmal richtig französisch spreche, opfern könne. Das unrichtige Französisch wurde ihr mehrmals bewiesen, obgleich sie das Gegentheil durch Drohungen mit den Nägeln und einige sehr malerische Krämpfe zu beweisen suchte. Kurz Dr. R. blieb fest und dadurch wandelte er das ganze Haus um. Der kleine Erbe liebte nach einigen Wochen nicht nur seinen Lehrer, sondern auch seine Stiefmutter und schalt auf die Erzieherin, so oft er sie sah: sie habe ihm so und so gesagt, und das sei nicht nur falsch, sondern auch schlecht und gemein an einem jungen Gentleman und er sei ein junger Gentleman und wolle auch noch ein älterer Gentleman werden.

So erblühten für Lady Moretown in der Nacht ihrer trostlosen Einsamkeit wenigstens zwei Glückssterne: sie lernte die Liebe eines muntern, schönen Knaben gewinnen und ihn wieder lieben, außerdem fand sie in täglicher Unterhaltung mit Dr. R., dessen deutsche Stunde sie besuchte, manchen Trost und viele Ermuthigung. Er imponirte durch seine Freiheit von Vorurtheilen, welche die „gute Gesellschaft“ Englands oft wie ganze Reihen von Festungsmauern umgeben. Der wirklich gebildete Deutsche steht fast in allen Theilen der civilisirten Welt, wenigstens in gesellschaftlicher Beziehung, als der im Vergleich freieste Mann da und wußte sich deshalb bereits in aller Welt geltend zu machen, wie, außer den Juden, kein anderes Volk der Erde. Selbst der Engländer, der in allen Welttheilen nnd Häfen seine Bureaux und Schiffe hat, kommt nicht einzeln unter andern Völkern fort. Das kann blos der Deutsche.

Im Grunde genommen herrschte Dr. R. in dem stolzen Hauswesen des Lord Moretown und zwar offenbar über den Herrn des Hauses und seinen verschuldeten Ländereien am Meisten. Hinter dem Stolze des Lord Moretown verbargen sich Unwissenheit, Habsucht, niedrige Leidenschaften mancherlei Art und — Feigheit. Er fürchtete sich vor dem graden, ehrlichen, festen Wesen des Hauslehrers, dessen Wissen zugleich so gründlich und vielseitig war, wie es in England, selbst unter den Gelehrtesten, selten vorkömmt. Der Engländer wirft sich auch in der Wissenschaft, wie im Handel und Wandel, gern auf einen bestimmten, oft sehr be-

schränkten Zweig, als sein „Geschäft." Was daneben und drüber hinausliegt, geht ihm nichts an. Ein Mensch hat den linken Fuß gebrochen, wendet sich an einen Chirurgen und wird von demselben mit dem Bemerken, daß er sich blos mit Heilung rechter Füße abgebe, wieder entlassen. Das ist ein Punch-Witz für die Sache.

Lord Moretown war öfter und immer öfter „in Geschäften" aus, und so oft er auch zurückkam, wurde er doch nie eigentlich warm zu Hause. Seine Gemahlin that alles Mögliche in Zuvorkommenheit, Nachgiebigkeit und Sorgfalt, beinahe wie ein treuer Diener, aber die früher abgebrochene Unterredung ward nicht wieder angeknüpft. Er blieb auch „abwesend", wenn er zu Hause war. Alle merkten, daß ihm etwas Besonderes „im Kopfe herumging." Auch Mademoiselle Athalie, die (vielleicht aus Furcht vor dem Hauslehrer) mehr hinter Schlüssellöchern, als in Zimmern gesehen ward, schien den Kopf über den Lord zu schütteln, da er sie eben so sehr mied, wie alle Andern. Eines Morgens, als er eben wieder abreisen wollte, bat sie dringend um eine Unterredung, ward aber abgewiesen, und als sie ihm mit funkelnden Augen beim Einsteigen in den Weg trat, stieß er sie sehr unsanft zurück und fuhr hastig ab. Ellen sah es vom Fenster aus. Man wird ihr die kurze Freude gönnen, die sie darüber empfand. Sie war kurz, denn kaum hatte sie sich mit dem Knaben hingesetzt, um dem Unterrichte des Hauslehrers im Deutschen zuzuhören, stürmte Mademoiselle Athalie furienhaft herein und überschüttete die drei ruhigen Menschen mit einer solchen Fluth von französischen Interjectionen und dramatischen Redensarten, daß alle Drei das räthselhafte Ende eines fünften Aktes vor sich zu haben glaubten, ohne die vorhergehenden gesehen zu haben. Ellen winkte mehrmals mit abgewandtem Gesicht nach der Thür, was die tragische Hitze, wie sie am Ende eines fünften Aktes pflichlschuldigst entwickelt werden muß, nur mehr zu erhöhen schien. Dr. N. sah dies nicht lange mit an, sondern stand auf, trat dicht vor die tragische Heldin und sagte ruhig und spöttisch:

„Mademoiselle, sagen Sie in möglichst kurzen Worten, wenn sie auch nicht grammatisch richtig sind, was uns eigentlich die Ehre dieser ‚Störung verschafft! Ich unterrichte jetzt im Deutschen. Sie haben mich plötzlich abgelöst, doch zweifle ich, ob dabei die deutsche Sprache gewinnen wird, da Sie es nicht einmal mit Ihrer französischen sehr genau nehmen." Mademoiselle schwieg einen Augenblick, gaps'te und zitterte und fuhr dann mit einem wilden Gekreisch dem Hauslehrer in die Haare, die zufällig nicht, wie häufig in Lustspielen, aus einer Perrücke bestanden, sondern sehr fest in der Haut wurzelten, so daß er nicht ohne Schwierigkeit sich in Freiheit, die dramatische Französin aber „an die Luft" setzte und aus derselben in das Kaninchenhaus, das sich der junge „Erbe" von seinem Taschengelde hatte erbauen lassen. Nachdem er sie hier unter Schloß und Riegel gebracht, kehrte er zurück, um in Förderung der deutschen Sprache in England weiter fortzufahren. Doch die Sprache stummen, tiefsten Schmerzes, die er in Ellen's Gesicht und Haltung ausgeprägt fand (der Knabe hing an ihrem Halse und streichelte und liebkos'te vergebens) behauptete ihr Vorrecht über die deutsche Sprachlehre. Dr. N. vermuthete jetzt erst, daß der Inhalt der dramatischen Mittheilung Athalien's ihr neu gewesen sei, doch nahm er keinen Anstand, sie zu ermahnen, daß ein Wesen ihrer Art durch die tiefste Verachtung gegen solche Störungen des Haus- und Herzensglückes geschützt sein oder wenigstens Schutz suchen müsse.

„Vergrößert der Umstand, daß ich einen Mann, der sich mir als edler Beschützer beinahe aufdrang, verachten und zugleich seine Frau sein muß, mein Elend nicht bis zum Unerträglichen? Mein Kind, Du kannst jetzt mit John Deinen Spazierritt machen."

Der Knabe küßte seine Mutter und sprang hinaus. „„Nein, Mylady, ich denke nicht! Sie sind es, wenn, was ich unwillkürlich habe hören müssen, es wahr ist, es Ihrer und der weiblichen Ehre überhaupt schuldig, Ihrer heilig-gerechtfertigten Verachtung zu folgen, falls Ihr Edelmuth nicht so weit gehen sollte, dem Lord Moretown eine stricte Bedingung zu stellen und Ihr Recht, Ihre Pflicht zur Scheidung noch davon abhängig zu machen.""

„Ich bleibe unter allen Bedingungen entwürdigt, entehrt — unheilbar."

„„Es hat mir immer geschienen, daß es Menschen, namentlich Frauen giebt, die mitten in einer moralischen Pestluft rein und edel bleiben, wie im Physischen Naturen vorkommen, die unangefochten und gesund durch Pest- und Fieberhospitäler gehen. Der Eindruck, den Sie jetzt auf mich machen, ist der, daß Sie, in Ihrem tiefsten Abscheu vor dem Schmutze, den die schamloseste Frechheit nach Ihnen warf, nur noch reiner und edler erscheinen. Wenn das wahrhaft Schöne durch schöne Umgebung noch gewinnen kann, ist es gewiß noch mehr der Fall durch den Contrast des Häßlichen neben ihm.""

„Das klingt sehr geistvoll und treffend, kann aber ein so mißhandeltes Herz, wie das meinige, nicht erquicken."

„„Das sind' ich richtig, aber ich halte mich für verpflichtet, mit der Sprache meines Herzens zurückzuhalten.""

„Wahrscheinlich, weil ich eine so hohe Lady und bereits mit meinem Herzen versagt bin?"

„„O mein Gott, nein, nein, nein! Aber Sie erscheinen mir in Ihrem tiefen Schmerze wie eine Heilige.""

Sie antwortete lange nicht und schlug sinnend das Auge zu Boden. Dann reichte sie ihm die Hand.

„Der tiefe Schmerz macht mich auch wahr und ehrlich," sagte sie, „nennen Sie es schwach. Ich bedarf eines Herzens. Ich bedarf Ihres Herzens."

Sie lehnte sich schwach an seine Brust. Ein lautes Schluchzen brach aus und zuckte lange und krampfhaft durch den großen zarten Körper. Beide sprachen kein Wort, nur die Herzen redeten.

Sie saßen mehrere Stunden später wieder neben einander, diesmal in lebhafter Unterhaltung, als sie durch die plötzliche Ankunft und den wüthenden Eintritt des Lords auf das Entsetzlichste überrascht wurden. Kirschbraun vor Wuth brüllte er seine Frau an: „Denkst Du, Tochter eines Wucherers, das Geschäft Deines Vaters fortzusetzen? Wo hast Du das Geld versteckt? Ich habe nun das Haus des alten Maulwurfes bis in den tiefsten Grund aufreißen lassen, nichts fand ich, als einige elende Papiere und gestohlene Münzen. Wo sind die 150,000 Pfund? Nicht 150,000 Schillinge sind da! Denkt ihr Schachervolk mit einem Manne von Geburt zu spielen? Ich gab Dir meinen Titel für 150,000 Pfund, nicht um einen Farthing billiger. Wo ist das Geld? Wo? Den Augenblick — oder —"

Die Frau flüchtete sich todtenbleich hinter den Hauslehrer, der ihm ernst und ruhig in's Auge sah und zugleich Miene machte, ihn wie eine Bestie niederzuwerfen, wenn er noch mehr Rohheit offenbaren sollte. Obgleich beinahe blind vor Wuth, sah der Lord dennoch, wen er vor sich hatte und sagte mit gezwungener Mäßigung: „Herr Doctor, ich fordere Sie als einen gebildeten Mann auf, jetzt das Zimmer zu verlassen. Ich habe mit Lady Moretown wichtige Privatangelegenheiten abzumachen, wie Sie ohnedies schon merken konnten."

„„Sie haben mit Lady Moretown keine Privatangelegenheiten unter vier Augen mehr abzumachen, seitdem —""

Der Hauslehrer konnte nicht ausreden, da eben Athalie mit zwei Kindern hereinstürzte, sie vor den Lord Moretown hinstieß, daß das jüngste jämmerlich hinfiel und aufschrie, während die Mutter kreischte: „Da geht betteln und fangt bei Eurem Vater an. Ich werde nie bei einer Lady Moretown betteln, mein Lord!"

Da lag die hohe Gemahlin eines Lords todtenbleich, bewußtlos; da zitterte der hohe Lord, gelb und hohl und bleiern, der unglückliche Goldgräber in dem Hause seines Schwiegervaters; da warf eine leibhaftige Mutter ihre eigenen Kinder wie giftige Schlangen von sich. — Welch eine schauderhafte Fülle von gräßlich verzerrten Menschengestalten in dem kleinen Raume, der auf den größten Karten von England noch mit einem Stecknadelkopfe bedeckt wird! Und alle Bibeln und Evangelien und Tugenden der Erde reichen nicht hin, die Mißgestalten zu umhüllen, deren Verzerrungen und Bestialitäten die Oberfläche der Erde überall mit Verhöhnungen der Menschlichkeit bedecken, und überall an demselben Faden gezogen und aus demselben Grunde alle Glieder verrenkend, diese Zappelmänner irdischer Herrlichkeit, um einen Teller herumgehen zu lassen und Geld einzusammeln, Geld, Geld, Geld!

O lernt mit dem Gelde umgehen, lernt es beherrschen, sonst zerreißt es euch Herzen, Familien, Staaten, Gesellschaften, die Erde und den Himmel.

Meine Geschichte ist zu Ende. Der Lord war eines Tages verreist, wie man sagte, nach dem Rhein, um dort seine deran,

girten Verhältnisse durch einige Jahre Sparsamkeit zu ordnen. Andere wollten wissen, die Leiche, welche man nach einigen Tagen mit zerschmettertem Kopfe fand, sei die seinige gewesen.

Der Dr. N. und Ellen trafen in Amerika zufällig mit Edward Johnson zusammen, der kein Geheimniß daraus machte, daß er das Nest seines Principals in der ersten Verwirrung geplündert habe. Freiwillig gab er der eigentlichen Erbin den größten Theil des Vermögens zurück und Dr. N. und Ellen leben jetzt in den freien Staaten als ein glückliches Paar, deren Liebe auf gegenseitiger Achtung und Neigung beruht. Der junge Lord wohnt bei ihnen und verspricht ein tüchtiger Maschinenbauer zu werden.

Ein Leichenmahl.

Geschäfte hatten mich nach dem unbedeutenden kleinen Städtchen Lauenburg in Hinterpommern geführt. Als ich dasselbe erreichte, fiel mir auf dem Gottesacker, der vor dem Thore dicht an der Straße lag, so daß ich unmittelbar daran vorbei mußte, ein kleines Gebäude auf, das außer dem Erdgeschosse noch ein zweites Stockwerk hatte, ringsherum mit Fenstern und Jalousieen versehen, und daher weit entfernt, einem Erbbegräbnisse, wie man sie häufig auf Begräbnißstätten findet, zu gleichen, vielmehr ganz das Ansehen eines heitern Lusthäuschens hatte, angelegt in einem freundlichen Garten, und um aus dem obern Geschosse einen Theil der umliegenden Gegend übersehen zu können. Wie kömmt ein solches Gebäude an einen solchen Ort, für den es so wenig passend ist? fragte ich mich verwundert, und bald sollte mir der gewünschte Aufschluß werden.

Ich saß Abends, die Zeitungen durchblätternd, in dem Gastzimmer des Wirthshauses und um eine größere runde Tafel ganz in meiner Nähe hatten sich einige Männer gereiht, in denen ich unzweifelhaft die ansehnlichsten Einwohner des Städtchens vor mir sah. Bald nachdem ich Platz genommen, wurde der Kreis derselben durch einen Neuangekommenen vergrößert, und kaum hatte derselbe sich auf seinem Stuhle niedergelassen, als die Uebrigen mit Fragen auf ihn einstürmten. „Nun, wie sieht es aus?“ — „Hast Du gefunden?“ — „Ist der Zwölfte aufgetrieben?“

„Noch immer nicht!“ lautete die mit sehr verdrießlichem Tone gegebene Antwort. „Verwünschter Auftrag! — Alberner Einfall! — Ich glaube, ich werde zuletzt noch in das Armenhaus gehen und dort einen der Kerle ganz höflich bitten müssen, an unserer Tafel Platz zu nehmen und sich die leckern Speisen, die delikaten Weine gefallen zu lassen!“

„Für eine solche Gesellschaft müßte ich denn doch danken!“ sagte Einer der Tafelrunde.

„Ich auch!“ fiel ein Zweiter ein, „und wenn das geschähe, träte ich zurück!“ Zugleich sah ich, wie er verstohlen auf mich deutete, und dann dem Zuletztgekommenen, der bei der Erfüllung seines Auftrages auf so viele Schwierigkeiten zu stoßen schien, mit dem Blicke des Einverständnisses zunickte. Dadurch aufmerksam, zugleich aber auch neugierig gemacht, bemerkte ich, wie auch einige der Andern ihre stumme Zustimmung gaben, worauf der, welcher die schwierige Commission hatte, aufstand, zu mir trat, und nach einer artigen Anrede sagte: „Entschuldigen Sie, mein Herr, eine Frage, die vielleicht unbescheiden erscheint, zu der mich aber die Gewalt der Umstände zwingt.“

„Fragen Sie, mein Herr,“ entgegnete ich, indem ich aufstand, „und seien Sie einer aufrichtigen Antwort versichert.“

„Werden Sie morgen hier bleiben?“ fragte er weiter, „und würden Sie in diesem Falle wohl die große Gefälligkeit haben, an einem Gastmahle Theil zu nehmen, bei dem Sie in einer sehr guten Gesellschaft die ausgesuchtesten Speisen und Weine finden werden?“

„Eine solche Gefälligkeit, wie Sie es nennen, ist so leicht zu erweisen,“ entgegnete ich lachend, „daß es mir zu einem wahren Vergnügen gereicht, sie Ihnen zuzusagen, da ich nicht nur morgen, sondern auch noch übermorgen hier zu bleiben gedenke.“

„Ich bin Ihnen zwar sehr verbunden,“ sagte er nun mit einiger Verlegenheit, „allein ehe ich mich Ihrer Zusage für völlig versichert halten kann, muß ich Sie mit einer Bedingung bekannt machen, die dabei obwaltet, und die leicht möglich Ihren Rücktritt veranlassen dürfte. — Doch wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, in unserer Mitte Platz zu nehmen, und dort die Bedingung zu vernehmen, zu der ich etwas weit ausholen muß.“

Ich folgte der Einladung, und der Redner, der sich mir als Justizcommissarius vorstellte, erzählte nun die folgenden, in der That höchst eigenthümlichen Umstände:

„Vor etwa dreißig Jahren lebte hier ein Mann, der wegen seines bedeutenden Vermögens sowohl als wegen seiner komischen, oft ziemlich verdrehten Einfälle der ganzen Stadt bekannt war. Stets war er von der heitersten Laune, voller Ränke und Schwänke, besonders aber bei einem Glase guten Weines konnte er ausgelassen lustig sein. Dabei aber hatte er die Eigenthümlichkeit, daß er augenblicklich in die trübste, schwermüthigste Stimmung versank, sobald er durch irgend etwas an den Tod erinnert wurde; ja schon das bloße Wort erweckte ihm einen Schauder, und den Anblick einer Leiche, eines Leichenzuges, eines leeren Sarges sogar, floh er wie die Pest. Man war daher ziemlich fest überzeugt, daß er ohne Testament sterben würde, weil dieses natürlich die Beschäftigung mit Todesgedanken voraussetzt. Doch als er starb, fand sich nicht nur ein Testament vor, sondern ein so merkwürdig verklausulirtes, daß ein ähnliches nicht leicht wieder zu finden sein dürfte. Seine Lebenslust so wie seine Furcht vor dem Tode, seine Scheu vor Allem, was daran erinnert, durchwehte das ganze Testament, welches in Ermangelung directer Erben einige entfernte Seitenverwandte zu Haupterben und meinen Vater zum Vollstrecker einsetzte. Oft hatte der Verstorbene seine Furcht, lebendig begraben zu werden, geäußert, und seine erste Klausel bezweckte die Sicherung gegen diese Gefahr. Seine Leiche sollte nämlich nicht eher zur Ruhe bestattet werden, als bis sein ganzer, ziemlich beträchtlicher Weinvorrath ausgetrunken wäre, und damit man sich damit nicht allzusehr übereile, hatte er bestimmt, daß nie mehr als zwölf Personen zu gleicher Zeit an dem Trinkgelage Theil nehmen sollten. Eine sehr lästige Bedingung für die Trinkenden war dabei, daß der Wein nur in dem Zimmer getrunken werden durfte, in welchem die Leiche in ihrem Sarge stand. Dieser selbst gab einen neuen Beweis für die Manie des Todten, denn der Deckel desselben war von Glas, damit,“ so hieß es in dem Testamente, „er selbst noch nach dem Tode nicht ganz von dem heitern Leben ausgeschlossen sei.“ — Ein Grab in dunkler Erde, selbst ein düstres Grabgewölbe, waren ebenfalls Gedanken, die den Verstorbenen mit Schauder erfüllt hatten; deshalb sollte sein Sarg in dem obern Stockwerke einer Art von Lusthaus beigesetzt werden, das er zu Jedermanns Verwunderung und zu diesem damals noch nicht geahnten Zwecke auf unserem Gottesacker hatte erbauen lassen, nachdem er die Erlaubniß zu einem so sonderbaren Einfalle nur mittelst eines bedeutenden Legates für die städtische Armenkasse erlangt.“

„Das also ist der Ursprung dieses Gebäudes, das mir auffiel, als ich hier ankam,“ unterbrach ich den Redner. „Nach alle dem, was Sie mir da erzählen, muß das wirklich ein origineller Mensch gewesen sein.“

„Ein verschrobener,“ sagte der Justizcommissarius; „denn hören Sie nur weiter. — Ein Capital von 2000 Thalern bestimmte er dazu, daß von den Zinsen desselben alljährlich an seinem Todestage ein Festmahl für zwölf Personen gegeben werde. Dieser Todestag ist nun morgen, und dieses Leichenmahl ist es, zu dem ich die Ehre hatte, Sie einzuladen.“

„Ganz gut; ich sehe aber nicht ein, was mich zu der Rücknahme meiner Zusage bewegen sollte?“

„Sie werden das gleich erfahren, und es soll uns alle freuen, wenn Sie Ihrem Worte treu bleiben. — Der Testator, der im Leben keinen höheren Genuß kannte, als die Freuden der Tafel, will auch im Tode noch Theil an den von ihm veranstalteten Mahlzeiten nehmen. Deshalb hat er verordnet, daß sie in jenem Todten-Lusthause Statt finden. Die eigends dazu eingerichtete

Tafel muß rings um den Sarg aufgestellt werden, dessen hochemporragender gläserner Deckel, an welchen sich der Tisch auf allen Seiten dicht anlehnt, und der unverdeckt bleiben muß, gewissermaßen als Tafelaufsatz dient. Nun können Sie sich aber wohl denken, daß es eben nicht angenehm und nicht appetiterweckend ist, bei jedem Bissen, jedem Glase Wein, die man zum Munde führt, in Gefahr zu stehen, von dem Todtenschädel angegrinzt zu werden, oder die Augen auf ein widerliches Knochengerippe zu richten."

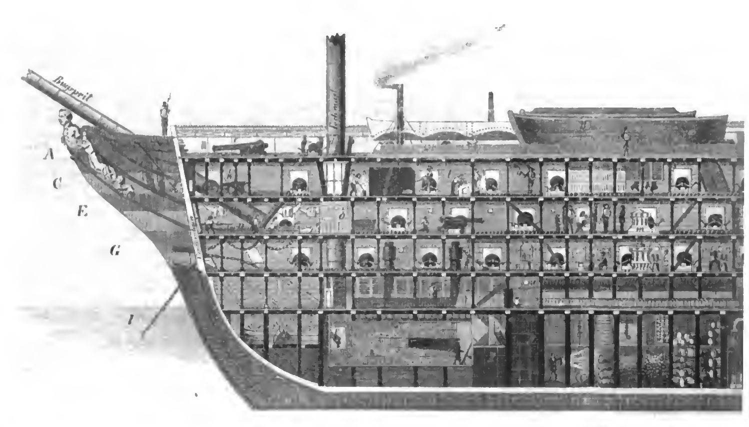
„Allerdings," entgegnete ich, „aber man braucht ja nur nicht hinzusehen; ich trete deshalb nicht zurück, sondern freue mich vielmehr, in guter Gesellschaft einer so eigenthümlichen Mahlzeit beizuwohnen. Wie kömmt es aber, daß Sie, wie sie vorhin äußerten, eine solche Schwierigkeit dabei finden, die erforderlichen zwölf Tafelgenossen zu bekommen?"

„Das rührt wieder von einer Grille des Testators her," sagte der Justizcommissarius; „denn außer dem Testamentsvollstrecker — was ich jetzt an meines Vaters Stelle bin — und den nächsten Verwandten, die Theil an der Erbschaft haben, und die sich bei Verlust dieses Antheiles nicht ausschließen dürfen, ist Niemand, der bereits an dem Mahle Theil nahm, zum zweiten Male zu demselben zulässig, und Sie sehen daher wohl ein, daß es nicht eben leicht ist, jedes Jahr sechs bis acht neue Tafelgenossen zu finden, da Mancher die Einladung ablehnt, und man doch auch nicht den ersten Besten in die Gesellschaft ziehen mag."

Ich stimmte ihm vollkommen bei, und habe nun nur noch hinzuzufügen, daß die Mahlzeit am folgenden Tage sehr heiter ausfiel, und daß ich mir die wirklich ausgesuchten Speisen und die feinen Weine vortrefflich munden ließ, ohne auf das Todtengerippe unter dem Glasaufsatze der Tafel sonderlich zu achten. Uebrigens war dasselbe vor den zahlreichen Blumen, welche den Sargdeckel rings umstanden, kaum zu sehen.

Wer Lust hat, diesem Leichenmahle ebenfalls beizuwohnen, der darf sich nur zu dem Sterbetage, der in den Anfang des Septembers fällt, in Lauenburg einfinden, und er wird mit großer Gewißheit auf eine Einladung zählen können. A.

Der Kriegsschraubendampfer Wellington.



Der Kriegsschraubendamp

In dem Kampfe, der sich zwischen den europäischen Westmächten und dem Kaiserthume Rußland zu dieser Stunde zu entspinnen droht, erscheint die Kriegskunst zum ersten Male mit Gewaltmitteln auf dem Schauplatze, wie sie noch nie in bisherigen Kämpfen vorgekommen. Wir meinen die mächtigen Kriegsdampfflotten, und unter diesen wieder die riesigen Schraubendampfer, welche jetzt die Meere durchfurchen, und bei der Schnelligkeit und Stärke ihres Angriffs kaum ein Widerstandsmittel denkbar erscheinen lassen. Die elementarischen Gefahren des Meeres sind durch diese Dampfcolosse so ziemlich besiegt.

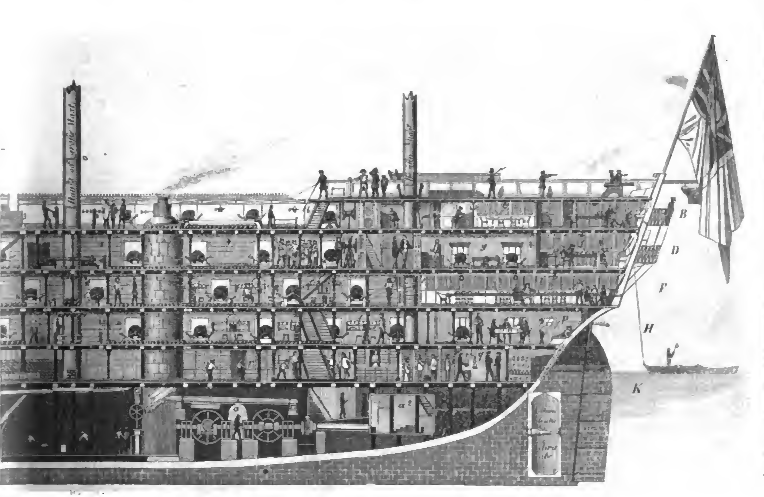
Als erste Seemacht der Welt ist es auch hinsichtlich der Kriegsdampfer England, das alle übrigen Staaten hinter sich zurückgelassen und bei Erbauung derselben in jüngster Zeit Größenverhältnisse erreicht hat, wie deren die Schiffsbaufahrt noch nie hervorgebracht. Der seit Kurzem die Wogen bestreichende Schraubendampfer Wellington ist unter diesen Seeungeheuern das größte.

Wir würden allzu weit in die Geschichte des Dampfes oder auch nur der Dampfschifffahrt eingehen müssen, wenn wir einer stufenweisen Machtentwicklung folgen wollten. Aller frühern Versuche nicht zu gedenken, liegt schon von dem Amerikaner Fulton, der 1807 zuerst erfolgreich die Dampfschiffe einführte, bis zur Erbauung des Wellington eine Reihe so mächtiger Fortschritte dazwischen, daß es an den nöthigen Ruhepunkten gebricht, um sich ein klares Bild zu verschaffen, wie der Dampf allmälig alle bestehenden Verhältnisse umgestaltete. Als Hauptmomente in seiner neuern Geschichte sind die Ueberschiffung des atlantischen Oceans, 1819 zum ersten Male durch einen amerikanischen Dampfer, und die Anwendung der archimedischen Schraube als forttreibende Kraft zu betrachten. Letzteres System feierte mit dem Wellington vorläufig seinen größten Triumph.

Die Idee, einen andern Mechanismus an die Stelle der bei den Dampfschiffen üblichen Ruderräder zu setzen, beschäftigte schon in erster Zeit die Männer von Fach. Man hatte die leichte Zerbrechlichkeit der Ruderräder alsbald erkannt, man hatte gefunden, daß bei nur zwei Rädern eine gleichmäßige Bewegung nicht immer erzielt werden konnte. Bei den Kriegsdampfern zeigten sich noch größere Nachtheile. Die Ruder und ihre Kasten beschränkten nicht unwesentlich die altherkömmliche Breitseite der Schiffe, wodurch ein kostbarer Raum verloren ging, außerdem konnte aber auch im Kampfe ein einziger Kanonenschuß die Ruderräder zerstören und damit das ganze Schiff unfähig zum Manövriren machen und der Gewalt des Feindes Preis geben. Um dem abzuhelfen, mußte ein Mechanismus gefunden werden, der so kräftig wie die Ruderräder, dabei weniger zerbrechlich und durch Zusammendrängung in einen möglichst beschränkten Raum gegen alle feindliche Schüsse geschützt erschien.

Zu diesem Mechanismus eignete sich nichts so gut als die archimedische Schraube, so genannt nach ihrem Erfinder, dem Griechen Archimedes, der im dritten Jahrhundert v. Chr. lebte. An mehrfachen Versuchen, sie anzuwenden, fehlte es nicht, doch erst dem Schweden Eriesson gelang es, eine eigenthümliche Anordnung auszudenken, durch welche die Zukunft der Schraube als bewegende Kraft praktisch gesichert wurde. Die Amerikaner Ogden und Stockton riefen hierauf in Verbindung mit Ericsson die regelmäßige Schraubenschifffahrt in's Leben.

Wir glauben die Leser der Gartenlaube mit einer in Einzelnheiten eingehenden Erklärung des Schraubensystems verschonen zu sollen, denn wir müßten uns dabei technischer Ausdrücke bedienen und, um verstanden zu werden, Vorkenntnisse in der Mechanik und dem Maschinenwesen voraussetzen, welche der größere Theil des Publikums nicht besitzt. Daher genüge nur die Angabe, daß die archimedische Schraube (wie auch unsere Abbildung des Wellington zeigt) in der Mittellinie des Schiffs dicht am Hintersteven über einer Fortsetzung des Kiels unter dem Wasser liegt und ihre Umdrehung durch einen langen von der Dampfmaschine in Rotation gesetzten Wellbaum erhält. Die Schraube selbst, welche entweder von geschmiedetem Eisen oder von Kupfer ist, bildet nur einen nicht ganz vollständigen Umgang, der aus mehreren (bis sechs) Blättern besteht, welche in einem Winkel von 28 Grad zu einander stehen. Die Schraube dreht sich in der Längenrichtung des Schiffes, und ähnlich wie eine gewöhnliche Schraube in Holz eingebohrt wird, bohrt sich die archimedische Schraube durch das Wasser vorwärts und setzt so das Schiff in Bewegung. Wir hoffen mit letzterer kurzen Erklärung dem Leser noch am deutlichsten geworden zu sein und werfen nun einen näheren Blick auf unsere Abbildung des Wellington.



er Wellington. (Durchschnitt.)

Der Herzog von Wellington ist ein Schraubendampfer erster Klasse von 131 Kanonen, 1000 Mann Besatzung und 3209 Ton-

nen Last; seine Länge beträgt 280 Fuß, seine Breite 60 Fuß, die vordere Tiefe 57 und die hintere 65 Fuß, so daß er mithin über 1 Million Kubikfuß Inhalt hat. Die Buchstaben A—B auf unserer Abbildung bezeichnen das Oberdeck. Von dem Grenzgeländer a bis zu der Treppe b reicht das erhöht liegende Spiegeldeck, der Ort, von welchem aus der Admiral seine Signale und Befehle ertheilt; im Kampfe unterhalten auch die Seesoldaten von hier aus das Kleingewehrfeuer. Die Admirals- und Capitänszimmer nebst andern Offizierzimmern liegen unter dem Spiegeldeck. Der Raum von der Treppe b bis zum Hauptmast c heißt das Halbdeck und kann in gewisser Weise als der Paradeplatz des Schiffes bezeichnet werden; von hier aus erfolgen die auf Führung des Schiffs bezüglichen Befehle. Zwischen dem Hauptmaste c und dem Fockmaste d lagern Nothmaste, Lärmwaffen und dergleichen. Der Theil vom Fockmast bis zur Spitze des Schiffs wird Vorderdeck genannt, und ist mit den tüchtigsten Seeleuten bemannt. Von dem Oberdeck führen mehrere Leitern auf das Hauptdeck C—D herunter; f ist die Cajüte des Befehlshabers, g das Speisezimmer des Admirals, an welches der Salon u. s. w. stößt; hieran reiht sich in derselben Ausdehnung wie auf dem Oberdeck das Halbdeck, während der ganze übrige Theil des Hauptdecks Gallerie genannt wird; h ist das große Wasserfaß für den täglichen Gebrauch, i die Küche. Das Mitteldeck E—F enthält im hintern Theile unter l das Speisezimmer der Offiziere und deren Cajüten zwischen den Kanonen; m ist die Schiffswinde, womit der 101 Centner schwere Anker aus dem Grunde gezogen wird; n das Krankenzimmer und o die Apotheke. Auf diesem Decke hält sich vorzugsweise die Militärmannschaft auf. Die Buchstaben G—H deuten das gewölbte oder Kanonendeck an, auf welchem sich das schwerste Geschütz befindet. Hier wohnt der größte Theil der Schiffsmannschaft, zwischen den Kanonen stehen die Eßtische, an den Balken oben sind die Hängematten befestigt; p ist die Constablercajüte. Das Unterdeck I—K endlich liegt 2 Fuß unter dem Wasserspiegel und ist daher finster; der Vorrath und die Bagage des Schiffes ist daselbst zusammengedrängt; q ist das Zimmer des Proviantmeisters, r ein größerer Raum zum Aufenthalt für die Seecadetten, an welchen sich t und u allerlei Vorrathskammern reihen; v ist die Pulverkammer, in welcher die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, so daß sie im Fall der Gefahr augenblicklich unter Wasser gesetzt werden kann, ohne daß deshalb das Pulver verdorben würde, da sich Alles in streng hermetisch verschlossenen Zinkbüchsen befindet; y ist das Wassermagazin, das aus Ständern von je 400 Tonnen Inhalt besteht, für den Wein ist hier ebenfalls ein Plätzchen; in den Kammern z liegt Salz und anderer trockener Proviant aufgespeichert; a^1 und a^2 sind die zur Heizung der Maschine bestimmten Räumlichkeiten, und an sie stößt zuletzt a^3 das Brotmagazin.

So ausgerüstet, durchschneidet der Wellington mit seinen 131 Kanonen die Wogen des Meeres mit Dampf und mit Segeln, in seinen Eingeweiden voller Unheil und Verderben. Gegenwärtig ist er das Admiralsschiff des Admirals Napier, der bekanntlich zum Befehlshaber der nach der Ostsee bestimmten Flotte ernannt worden ist. Die englische Admiralität beabsichtigt dem Wellington eine Reihe ebenbürtiger Genossen an die Seite zu stellen, und man geht sogar damit um, noch weit größere Verhältnisse zu erzielen. Allein schon ein halbes Dutzend Schiffe wie der Wellington würden genügen, um den festesten Hafenplatz der Welt mit allen Wällen, Dämmen und Mauern von granitnen Quadern binnen wenigen Stunden in einen rauchenden Aschenhaufen zu verwandeln. Bringen wir außerdem mit in Anschlag, daß die riesenhaften Handelsschraubendampfer, wie sie bisher nur englische Gesellschaften besitzen, daß z. B. der Himmalaya in eilf Tagen 3000 Mann Soldaten nach Constantinopel führen könnte, so sehen wir für künftige Zeit das ganze herkömmliche Kriegssystem über den Haufen geworfen und die seitherige Leichtigkeit in Vertheidigung der Küsten hat aufgehört zu existiren. Wie feuerschwangere Gewitterwolken kreuzen die colossalen Schraubendampfer umher, um jeden Augenblick sich über die bedrohte Stätte zu entladen und zur wahrhaftigen ultima ratio zu werden.

Ein Stündchen auf dem Monde.

Von Ferd. Stolte.

Eine duftende Juninacht. Ringsum träumen die Blumen — schlaftrunken tönen die eilf Glockenschläge der Dorfkirche durch die Kirchhoflinden — tiefe Ruhe —

„Da im östlichen Bereiche
„Ahn' ich Mondenglanz und Glut —
„Schlanker Weiden Haargezweige
„Scherzen auf der nächsten Fluth.
„Durch bewegte Schattenspiele
„Zittert Luna's Zauberschein
„Und durch's Auge schleicht die Kühl
„Sänftigend in's Herz hinein."

Der Vollmond ist aufgegangen und steht in Sabbathstille über den Waldbergen. Heilige Blume der Nacht, soll ich dich astronomisch zergliedern, deine Phasen, deine Finsternisse, deine siderische, tropische, synodische, anomalistische und draconitische Bahn, deine Perturbationen, die den Astronomen so viel Kopfzerbrechen verursachen? — nein, das gehört in wissenschaftliche Lehrbücher — erfreuen wir uns deines milden Glanzes und versetzen wir uns lieber selbst in diesen Glanz, um zu sehen, ob es bei dir wirklich so lieblich und sanft aussieht, wie es dein freundlicher Anblick erwarten läßt — scheuen wir die funfzigtausend Meilen nicht, folgen wir dem Lichtstrahl, der uns in wenigen Secunden zu dir bringt.

Da sind wir! — aber als Geister, denn mit unserm an Beefsteak und bairisch Bier gewöhnten Erdenmantel oder Körper, würden wir, wie wir später sehen werden, keine fünf Minuten auf dem Monde auszuhalten vermögen. Wir streifen darum als Geister, aber mit menschlichen Augen, wissensdurstig über die wunderbaren Formen und Bildungen der Mondoberfläche, die da ganz verschieden sind von denen der Erde. Da fallen uns vor allen Dingen weite, meilengroße, kreisförmige Wälle in die Augen, deren Boden fast immer unter dem Niveau der sie umgebenden Ebene gelegen und in deren Innern sich zuweilen Berge erheben. Die Wissenschaft theilt diese wunderbaren, seltsamen Gebilde in Wallebenen, Ringgebirge, Krater und Gruben. Die Wallebenen sind die größten Gebilde dieser Art und haben einen Durchmesser von zehn bis dreißig Meilen. Diese Wallebenen sind unstreitig die ältesten Gebilde der Mondoberfläche; sie zeigen nicht mehr ihre ursprüngliche Form, sondern nur Reste derselben, versteckt und verdrückt durch spätere Bildungsformen. Die Ringgebirge haben einen Durchmesser von zwei bis zehn Meilen. Sie sind kreisförmiger als die Wallebenen und ihre Zahl ist sehr groß. Noch weit zahlreicher als die Ringgebirge sind die sogenannten Krater und Gruben. Es sind dies runde Einsenkungen, die von keinem sichtbaren Walle umgeben sind. Der Durchmesser dieser Gebilde ist weniger als zwei Meilen und geht herab bis auf hundert Fuß und darunter. Ihre Anzahl ist fürwahr unermeßlich. Mit einem Fernrohre von fünf Fuß Brennweite zählt man ihrer von Erden aus bereits 15 bis 20,000. Hier ist aber besonders zu bemerken, daß diese sogenannten Mondkrater wegen dieses Namens ja nicht mit den Kratern unsrer feuerspeienden Berge zu vergleichen sind, aus welchen Flammen brechen, Lava, Rauch und Asche hervorquellen. Feuerspeiende Berge kann es auf dem Monde überhaupt schon deshalb nicht geben, weil es daselbst kein Feuer giebt. Das warum werden wir sogleich erfahren. Jetzt zu den seltsamen Gebilden der Mondoberfläche zurück. Eine andere Art solcher Mondformen sind die sogenannten Rillen, sehr schmale lange, gradlaufende oder auch gebogene Vertiefungen, ähnlich den Erddurchschnitten unserer Eisenbahnen. Diese Rillen gehen oft durch kleine Krater oder hart an ihnen vorüber und endigen gewöhnlich auf einer erhabenen Ebene. Oft sind sie von Bergen dicht begrenzt und ziehen an deren steilen Wänden entlang. Nie aber laufen sie quer über dieselben hin. Solcher Rillen zählt man an die Neunzig. Manche sind nur zwei bis drei Meilen, die meisten zehn bis funfzehn, einige fünfundzwanzig

bis dreißig Meilen lang. Ihre größte Breite beträgt 2000 Fuß. Außerdem sind viele Gegenden des Mondes außerordentlich gebirgig und diese Mondberge sind im Verhältniß viel höher und steiler als die Berge unsrer Erde. Am häufigsten erscheinen diese siderischen Gebirge in neben einander gelagerten breiten Massen mit tief eingeschnittenen oder auch ganz hindurchgehenden Querthälern. Es sind dies die sogenannten Massengebirge. Die Thäler werden sehr leicht grubenähnlich; die Berggipfel erscheinen meist dom- oder kuppelförmig, seltner kegelförmig. Hier und da zeigen sich auch einfache Reihen von Bergen oder Bergketten mit einzelnen Gipfeln und kleinen Ausläufern. — Ebenso räthselhaft und wunderbar wie die erwähnten Mondbildungen zeigen sich die großen Strahlensysteme des Mondes, worunter besonders die sieben großen Ringgebirge gehören. Sie werden von radienartigen Lichtstreifen weit und breit umgeben. Diese Streifen fangen gewöhnlich erst in einiger Entfernung vom Walle des Ringgebirges an; von da aus ziehen sie dreißig, fünfzig, ja über hundert Meilen gerade fort und zwar ohne allen Unterschied quer über Ebenen, Bergketten, einzelne Berge, Krater, Rillen, kurz über alle Mondgebilde, ohne im Geringsten durch sie gestört zu werden. Erhöhungen sind diese Lichtstreifen nicht, denn sie folgen weder dem Laufe, noch den Krümmungen der Gebirge.

Die Oberfläche des Mondes ist also mit Erhöhungen und Vertiefungen der mannigfachsten Art gleichsam übersäet. Wie sieht es aber außerdem auf dieser Mondfläche aus? Wo sind die blauen Meere und Seen, die grünen Wälder und Wiesen, die üppige Vegetation, der blaue Himmel mit seinen Morgen- und Abendröthen, seinen Donnerwolken und Regenbogen, seinen Gewitterstürmen und Frühlingsregen? — Von alle dem, theure Erdenlandsleute, ist auf jener so sanft über den Waldbergen leuchtenden Kugel keine Spur zu finden. Auf dem Monde giebt es nichts von dem, was wir Wasser, Feuer, Regen, Wolken, Morgen- und Abendroth nennen und aus dem ganz einfachen Grunde, weil unser getreuer Begleiter vom Schöpfer mit keiner solchen Luftschicht umgeben worden ist, die wir Atmosphäre nennen. Ja, nach den sorgfältigsten Beobachtungen, die darüber angestellt worden sind, hat der Mond entweder gar keine oder höchstens eine nur so äußerst dünne Atmosphäre, daß kein Mensch, kein Thier darin Athem holen, kein Feuer brennen, keine Pflanzen leben und gedeihen könnte.

Was für Erscheinungen hat diese Atmosphärenlosigkeit des Mondes anderweit zu Folge? Neben dem grellsten Sonnenlicht unmittelbar grabesdunkle Nacht. Keine Dämmerung, keine erquickende, tagverkündende Morgenröthe geht dem Sonnenaufgange voran. Auf die finsterste, höchstens durch Erd- und Sternenlicht erhellte Nacht, folgt der blendendste Tag, welcher einen halben Monat währt, denn so lange braucht scheinbar die Sonne auf dem Monde von einem Untergange zum andern. Sie braucht allein 68 Minuten, um völlig aufzugehen, während sie über den Erdenhorizont binnen $2\frac{1}{2}$ Minuten hervortritt. In ihrem eintönigen Laufe wird sie nie von Wolken verdunkelt, kein Gewitter rollt über den Mondhimmel, kein goldner Blitz leuchtet durch die Mondnacht. Und welch ein Sonnenlauf! Nicht wie auf Erden zieht Phöbus seinen Flammenwagen durch den blauen, himmlischen Dom — für den Mondbewohner rückt eine glühende Scheibe unendlich langsam über einen tiefschwarzen Himmel, an welchem auch am Tage die Erde, Planeten und Fixsterne leuchten. Kaum ist nach zwei Wochen der letzte Sonnenfunken am Mondhorizont verschwunden, bricht auch sogleich die tiefste und ebenso lange Nacht herein.

Also sehnen wir uns aus unsrer blüthenduftenden Juninacht nicht thörig hinauf nach dem sanftleuchtenden Gestirne. Es ist für uns Erdenbürger in unsrer Gartenlaube schöner, als dort oben auf jenen Ringgebirgen, Kratern und Rillen; und gleichwohl wie mancher Sterbliche, wie mancher Naturforscher und Astronom würde nicht mit Geld die Stunde aufwiegen, die ihm vergönnt wäre, vom Monde aus die Erde zu betrachten.

Da schwebt sie im himmlischen Raume unsre Mutter, der prächtige Erdball, vierzehnmal im Umfange größer als uns die sanfte Luna erscheint; da bewegen sich ihre Ländermassen, Meere, Wälder, Gebirge, Städte; denn wenn wir unsre Fernröhre auf dem Monde aufzustellen vermöchten, würden wir Städte und Ortschaften, bedeutende Feuersbrünste und Schlachten wohl zu erkennen vermögen. Alle vierundzwanzig Stunden wälzt sich die Riesenkugel um ihre Achse. Seht, da tritt so eben das gewaltige Afrika in schönster Sonnenbeleuchtung hervor. Ha, welch ein Anblick! Wie viele Räthsel über diesen unnahbaren und unbekannten Erdtheil lösen sich. Seht, welche unwirthbare Steppen, welche Ströme, Bergketten, Städte, Seen und Wälder. Wir lernen in einer Stunde Afrika besser kennen, als es alle irdischen Erdbeschreibungen uns zu lehren im Stande sind. Jetzt erscheint das noch unbekanntere Australien. Neue ungeahnte Entdeckungen. Ha, welch neuer himmlischer Glanz! Die Sonne spiegelt sich im Weltmeer! Ein Königreich für eine Stunde auf dem Monde!

Wenn man unsre großen Astronomen Struve, Mädler, Archelander, Galle, Leverier, d'Arrest, Hind, Airy, Adams, Herschel und allen den andern hochverdienten Himmelskundigen die Wahl lassen wollte, ob sie die himmlische Stunde auf der uns sichtbaren Mondseite verbringen wollten oder auf der andern, so würden sie alle über Hals über Kopf nach der uns unsichtbaren Mondhalbkugel eilen, und hier ihre Frauenhofer aufstellen als auf einer der großartigsten Sternwarte im ganzen Sonnensysteme.

Eine Lieblingsfrage der guten Menschenkinder ist: Ob der Mond wohl bewohnt ist? Je nun, wenn die Frager unter der Mondbewohnerschaft solche Geschöpfe, wie sie auf Erden leben, verstehen, kann man die Frage getrost verneinen; wenigstens begreifen wir nicht, wie solche Geschöpfe auf dem Monde sehen, hören, riechen, schmecken, wie sie überhaupt athmen könnten. Daraus aber auf eine völlige Unbewohntheit des Mondes zu schließen, wäre sehr gewagt. Wir haben freilich keine Vorstellung, wie ein Wesen beschaffen sein müsse, um in solcher Natur zu leben. Dies ist unserm Herrn Schöpfer seine Sache. Hätte er z. B. keine Fische geschaffen, würden wir uns vergeblich den Kopf zerbrechen, wie ein Thier beschaffen sein müsse, um im Wasser zu leben. Gott, der auf Erden selbst den Wassertropfen mit lebenden Wesen angefüllt hat, wird wahrscheinlich auch für Mondbewohner gesorgt haben. Wie sie beschaffen, wissen wir freilich nicht. Trösten wir uns aber, daß es den Mondbewohnern, falls sie ebenso geistreiche Leute sind wie die Erdenbürger, hinsichtlich unserer Erde nicht besser ergehen dürfte. Setzen wir den Fall, der Mondbewohner betrachtet die Erde durch ein Fernrohr, so wird er eine Menge Dinge erblicken, die er sich schlechterdings nicht zu deuten vermag, für welche ihm jeder Begriff fehlt. Da der Mond keine Wolken hat, so würde er nicht wissen, was er aus den seltsamen Gebilden machen soll, welche bald ganze Theile der Erde verhüllen und bedecken, bald sich mannigfach verändern, bald wie lebende Wesen eine von der Bewegung der Erde ganz unabhängige Bewegung haben, bald wieder spurlos verschwinden. Da der Mond kein Wasser hat, so kann sich sein Bewohner unmöglich jene in vollkommenster Ebene und Glätte erscheinenden Stellen der Erde, welche ihm als unsere Meere bald in dieser, bald in jener Farbe erscheinen, die ihm bald das Bild der Sonne, bald den eigenen Wohnort als leuchtenden Punkt zurückspiegeln, erklären. Der Mondbewohner sieht das Geäder unserer Flüsse, aber sein eigener Planet zeigt ihm nichts ähnliches. Was sie sind, kann ihm nie klar werden. Er bemerkt die halbjährlich abwechselnde Schnee- und Pflanzendecke als lebhaften Farbenwechsel. Wie soll er sich diese Erscheinung deuten, da der Mond keinen Wechsel der Jahreszeiten, keinen Schnee, kein Wald- und Wiesengrün und keine Blumen hat?

Wenn nun aber dem Mondbewohner alle Anschauungen und Begriffe für die wichtigsten irdischen Verhältnisse, welche das ganze Leben des Menschen bedingen, durchaus fehlen, mit welchem Rechte wollen wir uns denn die Fähigkeit zuschreiben, Begriffe und Anschauungen für die physischen Verhältnisse des Mondes? Welchen denn diese nicht genau ebensoviel von den irdischen ab, als letztere von jenen? Es ist die Selbstliebe der Erdbewohner, bemerkt sehr richtig ein deutscher Astronom, durch welche sie sich gern überreden, sie ständen auf einer Stufe, auf welcher sie den Schlüssel zu allen Naturverhältnissen besäßen, während die Bewohner anderer Weltkörper freilich unsere irdischen Verhältnisse nicht begreifen würden. Wer sagt uns denn, daß hier die Gattung der denkenden Wesen im Stande ist, sich zu universelleren Anschauungen zu erheben, als die auf anderen Weltkörpern etwa vorhandenen? Wer da meint, unsere irdischen Verhältnisse und Organisationen, mit geringen Abänderungen, auf irgend einem andern Weltkörper wieder zu finden, verräth eine beschränkte Naturansicht. Es ist wohl möglich, daß der gesammten Organisation auf allen Körpern unseres Sonnensystems ein allgemeiner Urtypus zu Grunde

liegt, wie wir solchen auch in der tellurischen Organisation vom Infusionsthierchen bis zum Menschen zu entdecken vermögen. Allein, wenn wir schon auf der Erde sehen, wie ungemein verschieden sich derselbe vom Korallenthiere bis zum Käfer, vom Fische bis zum Menschen darstellt und ausbildet, wer will dann wohl wagen, wissenschaftlich nachzuweisen, wie sich der allgemeine Urtypus auf andern Planeten und Monden dargestellt und ausgebildet hat!



Dies unserm Aufsatze beigegebene Mondbild zeigt den Mond zwei Tage nach dem Neumond, also im Zunehmen begriffen. Wir erblicken einen Theil der Mondscheibe vom Sonnenlichte erhellt, während der übrige Theil dunkel abschattet. Dieselbe Erscheinung bietet auch bei reiner, klarer Luft und namentlich in südlichen Gegenden die Mondscheibe einige Tage vor und nach dem Neumonde. Aber wie erklärt sich dieses Phänomen? Woher jene, wenn auch nur schwache Erleuchtung desjenigen Theiles der Mondscheibe, der von den Strahlen der Sonne nicht berührt wird? Es ist die Beleuchtung des Mondes durch unsere Erde. Unser eigenes Erdlicht erblicken wir auf jener dunkeln Mondfläche. Also das doppelt gebrochene Sonnenlicht. Da die Erde den Mond vierzehnmal stärker beleuchtet als dieser die Erde, so ist es uns möglich, dieses Erdlicht zu erkennen. Uebrigens zeigt sich dieses Licht im Herbste des Morgens stärker als im Frühlinge des Abends. Im ersteren Falle sind nämlich dem Monde Asien und das östliche Afrika zugekehrt; im anderen der atlantische Ocean und ein Theil von Amerika. Da nun das Land entschieden mehr Licht zurückwirft als das Wasser, so erklärt sich die bald stärkere, bald schwächere Beleuchtung.

Schließlich noch ein Bauernsprüchwort, wodurch man sogleich erkennen kann, ob die Mondessichel im Zu- oder Abnehmen begriffen ist: „Kann man die Mondsichel in die rechte Hand nehmen, so ist es zunehmender, braucht man aber die linke Hand dazu, ist es abnehmender Mond."

Londoner Schriftsteller-Leben.

Wie in London Alles durch seine Massenhaftigkeit unendlich groß und unübersehbar erscheint, so sind auch die englischen Schriftsteller, die sich fast alle in London zusammendrängen, eine Welt, deren Anfang und Ende mit dem besten Fernrohr nicht entdeckt werden kann. Ebenso ist's mit dem Büchermarkt, der Literatur und den Zeitungen. Von dem bedruckten Papiere, das alle Morgen in London erscheint, könnte man einen Drachen machen, so groß wie das schwarze Meer; könnte man die ganze russische Flotte dran hängen, ohne daß er verweigern würde zu steigen. Man kann sich also denken, was geschriftstellert werden muß, um dieses Papier alle 24 Stunden sehr eng und ohne Absätze, wie das hier so Mode ist, besetzen zu können. Die Zeitungsschreiber sind denn auch ohne Zweifel der erste und mächtigste Stand in Großbritannien, was auch die Millionäre und Lords mit ihren Privilegien, Ländereien und Einkünften (bis zu 7000 Thalern täglich, wie der Herzog von Bedford) und das ganze Oberhaus zusammen dagegen einwenden mögen. Die Minister selbst greifen zur Schriftstellerei, wenn sie sich nicht mehr anders zu helfen wissen. Es ist bekannt, daß Aberdeen und Palmerston selbst verschiedene Leitartikel für die Times schrieben, als ihnen die russische Frage zu nahe an die Kehle kam. Daß Palmerston nur unter der Bedingung, sich einen Leitartikelschreiber für die Times zu halten, um Weihnachten wieder in's Ministerium trat, ist allein ein hinreichender Umstand, die Macht der Presse anschaulich zu machen. Ober- und Unterhaus, Regierung und Hof sind nichts ohne die Presse. Sie fühlen sich durchaus von ihr abhängig und jede auch noch so mächtige Partei beschäftigt eine Menge Köpfe und Federn, um sich zu halten. Fast jede Zeitung wird von einer Partei bezahlt und gehalten, damit die Zeitung sie halte. Die Presse wird dadurch allerdings, trotz ihrer Macht, auch abhängig und unfrei, aber im Ganzen ist und bleibt doch der öffentliche Meinungs-, Interessen- und Parteikampf ein nirgends durch äußerliche Gewalt und Willkür demoralisirter Streit mit Worten, Ideen und Bestrebungen. Jede kann sich vollständig entwickeln und aussprechen, insofern sie nicht so tief im Abgrunde des Lasters stecken sollte, kein Geld zu haben. Geld haben, d. h. sehr viel Geld haben, ist in England überall die erste Bedingung für eine einflußreiche Stellung. Der Schriftsteller allein macht davon eine Ausnahme, insofern er kein Genie ist, sondern ein geschickter, feinnasiger, offener Kopf, der jedes ihm vorgelegte Thema schnell und flüssig in einen $^3/_4$ Ellen langen Leitartikel für einen bestimmten Zweck verwandeln kann, wobei ein gewisses ironisches Lächeln — das die große heutige Tagespresse und gute Gesellschaft charakterisirt — durchschimmern muß. Unter solchen Umständen wird der feine Kopf ein Leitartikelschreiber. Weiter kann es ein Mensch auf dieser Erde nirgends bringen, denn der englische Leitartikelschreiber gehört zur Regierung der Welt und kann in Petersburg und Peking, in Delhi und Capstadt, in Melbourne und Sebastopol Freude und Furcht erregen, um die größten Ereignisse zu vertilgen oder zu fördern.

So viel schien wenigstens nöthig, als Rahmen und Vordergrund für das Bild eines englischen Leitartikelschreibers. Unter ihnen stehen zwei Deutsche ganz oben an. Der eine ist Otto Wenkstern, den Namen des Andern hab' ich vergessen. Wenkstern wurde einmal gefragt, wie es käme, daß die Deutschen ein besseres Englisch schrieben, als die Engländer? Ich glaube, er wußte es nicht. Die Deutschen haben mehr Logik, einen schärfern, wissenschaftlicheren, kritischeren Geist. Wer jemals englische Leitartikel gelesen, wird sich selten erinnern, etwas logisch Scharfes, etwas durch Entwickelung seiner inneren Wahrheit Mächtiges gelesen zu haben. Die Sache wird eben beleitartikelt d. h. auf eine feine, diplomatische Weise „besprochen" und durch ironisches Lächeln, plausible Ansichten und „Räsonnements" so gedreht, wie sie für den Tag dem Leser am Bequemsten sein mag. Braucht die Times einmal kritische und logische Kraft, müssen Deutsche schreiben.

Die ganze Kraft der englischen Presse wird in den Leitartikeln concentrit, alles Uebrige ist Fabrikarbeit. Der Leitartikelschreiber erfreut sich deshalb äußerlich der beneidenswerthesten Lage. Er wird so fabelhaft bezahlt, daß ich es gar nicht zu sagen wage, aus Furcht, daß man mich für einen Aufschneider halten möchte. Aber so viel ist gewiß, daß die Times ausnahmsweise einen einzigen Artikel mit funfzig Pfund (350 Thaler) honorirt. Die Leitartikelschreiber erster Klasse wohnen größtentheils in einer neuen Straße in Camden Town, vielleicht der schönsten von ganz London. Die Paläste stehen hoch

und luftig einzeln in Gärten. Durch die Hinterfenster blicken Wiesen und die Hügel von Highgate und Hamstead, durch die vordern von unten herauf ein unab[illegible]ares Labyrinth von Häusern, Straßen, Thürmen, Eisenbah[illegible]gen aus einer ewigen Wolke von Qualm und Dampfem, [illegible]irdischem Getöse: London. Da oben ist's still und heiter, vornehm und ländlich zugleich. Wer London etwas näher kennt, merkt gleich, daß man etwa 2000 Pfund jährlich haben muß, um hier ein eigenes Haus zu machen, merkt auch, daß das weder ein Platz für die Aristokratie von Belgrave-Square, noch für die City-Potentaten von Westbourn-Terrace sein kann. Nun, wer kann denn hier wohnen? Die Leitartikelschreiber erster Klasse. Ja, ja, so sieht's auch aus. Nun erklär' ich mir auch, warum dort in dem Hause eine Abendgesellschaft Vormittags um elf Uhr so lustig ist. Da die meisten Zeitungen Morgenblätter sind, fällt die meiste Arbeit auf den Abend und die Nacht, so daß für die Abendgesellschaften der Leitartikelschreiber keine Zeit übrig bleibt, als der Morgen, d. h. nach unsern Begriffen, der hohe Mittag. Ein altes Mitglied des Morning-Advertiser versicherte mich, daß, wie Falstaff mit gutem Gewissen behauptete, er wisse nicht, wie das Innere einer Kirche aussähe, er sich auch rühmen könne, niemals einen Tag vor zwölf Uhr Mittags gesehen zu haben.

Die Druckereien, Redactionen und Restaurationen der Zeitungen fallen alle in das Bereich der großen Hauptverkehrsschlagader Londons: Strand und Fleetstreet, bis zum General-Postamte und der Druckerei der Times herauf. Fleetstreet hat für die Literatur- und Literatengeschichte Englands eine Menge klassische Stellen. Da giebt es noch Zimmer in Kneipen, in denen hier Pope, dort Sterne, hier Shakespeare, dort Milton u. s. w. saßen und tranken. Jahrhunderte lang blieben diese „Parlours" von Bierhäusern „Literaten-Kneipen." Und so finden wir auch das heutige Geschlecht noch alle Nächte in diesen Regionen discutiren, rauchen und trinken. Die eine Hauptdisputirhalle ist die Taverne zum grünen Drachen in Fleetstreet, die andere etwas weiter oben in einer Nebenstraße. Hier werden alle Abende um neun Uhr Discussionen über bestimmte Themata eröffnet [illegible] bis zwölf Uhr von verschiedenen Rednern durchgesprochen, so daß sich aus dem Ganzen verschiedene Leitartikel sehr leicht combiniren lassen. Nach zwölf Uhr gehen die Fremden (jeder kann ohne Ausnahme theilnehmen und mitreden) nach Hause. Nun setzen sich die Hauptredner, Alles Schriftsteller, dichter zusammen, zeigen, daß sie etwas „vortragen" können, genießen verschiedene Spirituosa mit Zucker und heißem Wasser und dabei sich und das Leben. Und was können sie vertragen! Um nicht vom materiellen Spiritus zu viel Aufhebens zu machen, wie können die Geister, die sich vorher in ihren Reden so bitter herunterrissen, jetzt als Brüder einmüthig mit einander trinken! Da sieht, dacht' ich immer, das ist die Macht und Gewohnheit der freien Versammlung und Rede, die allgemein anerkannte Ehrfurcht vor dem Rechte des freien Wortes, der Bildung überhaupt. In Deutschland, dacht' ich mir, würden die Redner sich zuletzt schießen oder schlagen, oder die eine Partei die andere hinauswerfen und dann in einem Vereine für sich zusammenkommen. Kurz, in Deutschland ginge das nicht, wenn's inzwischen im Stillen nicht besser geworden sein sollte.

Man trinkt, scherzt, schraubt sich bis zwei, drei, vier Uhr Morgens und sammelt dann zu Hause Kräfte für den Nachmittag und Abend des folgenden Tages. Man ist gemüthlich und witzig, wozu die Eigenthümlichkeiten des englischen, schottischen und besonders irländischen Charakters unerschöpflichen Stoff liefern.

In den Nachtkaffeehäusern um den Strand herum, geht's etwas wilder und dramatischer zu. Es sind Zeitungsschreiber-Börsen, wo man mitten aus einem Leitartikel heraus, zu dem man noch kein sicheres Ende finden kann, hinüberspringt, um zu hören, ob sich auch in dem Thema nichts geändert habe, und dazu etwas kalte oder warme Küche und Flüssigkeit zu genießen, die letzten Ernten „penny-a-liners" (die Stadtneuigkeiten, Mordthaten, Beinbrüche, interessante Arretirungen u. s. w. zusammenjagen und an die Zeitungen, 1 Penny die Zeile, verkaufen) in Empfang nehmen, Vacanzen an der Zeitung aus der Menge disponibler Individuen auszufüllen und sich überhaupt scharf umzusehen, ehe die Redaction geschlossen und die letzten Stellen des Blattes gefüllt werden, ob nicht noch eine telegraphische Depesche oder sonst eine wichtige Neuigkeit gekommen sei oder kommen könne. Während des Parlaments, das immer des Nachts tagt, während großer Versammlungen in London oder einer Provinzialstadt, aus welcher dann stenographische Berichte oder electrische Zuckungen bis zum letzten möglichen Augenblick herbeifliegen und noch gesetzt, gedruckt, corrigirt und eingeschoben werden müssen, ehe der ganze Satz von der ungeduldig brüllenden Dampfmaschine gepackt und in drei bis vier Stunden in 20,000 und mehr Exemplaren abgezogen wird; während dieser letzten Stunden und Minuten der Redactionen nehmen die Lokale und die Kaffeehäuser d'rum herum eine Physiognomie an, wie die letzten Scenen des letzten Aktes eines großen Drama's oder die Umgebung eines Feldherrn, der seine Befehle im entscheidenden Momente nach allen Seiten hinfliegen läßt, während er von allen Seiten jede Minute Nachrichten bekömmt. In der That ist auch der Hauptredacteur in solchen Momenten der Feldherr über Tausende von Gutenberg's Truppen und über Hunderte von Schriftsteller-, Setzer- und Druckeroffizieren. Alle Manipulationen bekommen dann auch eine militärische Strenge und Pünktlichkeit. Wort und That folgen wie Blitz und Schlag auf einander. Jeder fliegt, ohne rechts und links zu sehen, athemlos auf einen bestimmten Punkt hin, Trepp' auf, Trepp' ab mit Stückchen Papier, gesetzten Kompagnien von Typen, Aufträgen und Befehlen. Die Setzer schlagen wie Wahnsinnige mit den Armen umher. Man kann nicht so schnell sehen, als sie ihre Typen aus den Fächern zusammenwerfen. Da, er ist fertig mit seinem zerschnittenen Streifen. Ohne sich umzusehen, wirft er den Satz in die lauernden Arme eines Jungen, der zu einem zweiten und dritten Setzer eilt, bis das ganze gesetzte Manuscript auch zusammengeschoben, abgezogen und corrigirt ist und dann in die große Form gezwängt werden kann. — Endlich donnert eine ungeheuere Kette durch alle Stockwerke, an welcher die großen Formen hinunterrasseln in den Maschinenraum unten, in welchem phantastische Gestalten mit Papiermützen auf dem Kopfe, von grellen kleinen Lampen beschienen, hin- und herlaufen.

Nach dieser, durch das ganze Haus mit Freuden begrüßten knarrenden Arbeit der großen Flaschenzugkette, erfolgt ein allgemeines Rockanziehen, Hutaufsetzen und Davonlaufen, entweder nach Hause, oder zunächst in ein Nachtkaffeehaus, die überall umher noch wachen. Dort wird's nun lustig. Man ist nach der Aufregung des Geschäfts so sehr geneigt, aufzuathmen, sich zu erholen und in eine angenehme Stimmung zu versetzen. Also man ißt und trinkt zu dem Geklimper einer Guitarre und ladet wohl auch eine der schönen Nachtwandlerinnen ein, die sich zu diesem Zwecke schon eingefunden haben und auf eine ziemlich graziöse Weise die gewissenlose Heiterkeit „Londons bei Nacht" repräsentiren. Zuletzt scheint es dann in diesem Falle der Anstand zu gebieten, die Grazie, welche die Freuden der Tafel erhöhte, nach Hause bis vor die Thür zu begleiten, damit sie in der Nacht, die keines Menschen Freund ist, keinen Schaden nehme.

Im Ganzen genommen arbeitet der englische Schriftsteller ungemein viel. Von zwölf oder zwei Uhr Mittags bis Nachts zwei, drei und vier Uhr ist der Zeitungsschreiber „im Dienste." Die in Fleetstreet sind größtentheils Redacteurs und Mitarbeiter von Wochenzeitungen und wissenschaftlichen oder Unterhaltungsblättern, welche deshalb die Abende und Nächte ruhiger genießen können.

Um noch ein Wort über die Autoren von Büchern zu sagen, müssen wir gestehen, daß sich nicht viel über sie sagen läßt. Sie treten nicht als Masse zusammen auf, wie die Zeitungsschreiber, und halten sich im Uebrigen, wie jeder Engländer, verschlossen, um sich nur in ihren gewählten Kreisen zu bewegen. Ihr Hauptvereinigungspunkt ist die große Bibliothek und Lesehalle in St. James-Square, wo jedes Mitglied zehn Guineen Eintrittsgeld und sechs Guineen Jahresbeitrag zahlt. Sie ist einer der glänzendsten Brennpunkte der englischen Literatur, wo auch die deutsche am Vollständigsten vertreten ist. Von der bürgerlichen, häuslichen Persönlichkeit seiner Schriftsteller weiß England im Ganzen vielleicht eben so wenig, als Deutschland. Daß ich Bulwer, Thackeray, Jerry Douglas, Dickens und Charles Lever im Verlaufe von Jahren zufällig einmal oder einige Mal gesehen habe, kann mich nicht zu einer Schilderung derselben berechtigen. Doch läßt sich wenigstens sagen, wie sie aussehen. Bulwer ist ein langer, feiner, schmalbäckig, langbeinig und hochmüthig aussehender geleckter Stutzer mit Ringen und Nadeln. Er macht den Eindruck, als

wäre er ein eitler Ladendiener, der Sonntags in einem neuen Anzug ausreiten und vor dem Fenster der Angebeteten vorbei furchtbare Verwüstungen in dem zarten Herzen anrichten will. Von Thackerry ist mir kein Eindruck geblieben, als daß er, wie ein feiner, gebildeter Engländer aussah, ohne markirte Individualität im Gesicht. Jerry Douglas, der etwas derbe, selbstständige Humorist, der in Deutschland noch nicht gewürdigt genug zu sein scheint, ist ein breitschultriger, vollwendiger, alter Vollblut-Angelsachse, der in sein „Lloyds-Weekly-Newspaper" alle Wochen Artikel schreibt, die alle angelsächsische Kraftworte und eine entsprechende Geißelung der modernen Normannen in „Hand und Fuße" haben. Er schreibt und ist nicht gern nüchtern und hat im Gesicht Aehnlichkeit mit Jean Paul.

Dickens kenn' ich am Genauesten, d. h. ich kenne nicht nur seine Wohnung (im zurückgezogenen Russel-House, Tavistocksquare) und habe seinen großen messingenen Namen daran gesehen, sondern ihn auch selbst und sogar ein Dutzend Male im Vorübergehen gesehen und mit ihm gesprochen. Eine gedrungene, schmale, feine Gestalt mit einem Haupte zwischen reichlich wallendem Haar, das schon durch das Deficit des englischen Backenbartes, welches dem edelsten Gesicht einen prosaischen Ausdruck giebt, ein höheres Wesen verräth. Die Gesichtszüge sind sehr scharf und fein geformt, das Auge ungemein fest und klar, aber beim Sprechen und Lächeln sieht man, welch eine reiche, große Individualität sich darin einen Kopf gemeisselt. Dickens ist vielleicht die vollendetste Verkörperung dessen, was man Individuum nennt. Wie er Menschen geschaffen, die so individuell, so bis in's Einzeinste und Eigenthümlichste erkannt und geschildert, keine Literatur und keine Zeit nur annähernd aufzuweisen hat, ist er auch eine Erscheinung, die auf den ersten Anblick durch eine zugleich scharf und edel bis in's Feinste ausgeprägte Individualität sofort einen lebhaften, unerklärlich anziehenden Eindruck macht. Wir denken ihn wirklich persönlich kennen zu lernen. Dann wird es Zeit sein, die beste Kraft zu versuchen, ein richtiges, würdiges Bild von diesem Genius zu entwerfen, der unter allen Nationen verehrt und geliebt, aber in seiner großen tiefen, reichen Eigenthümlichkeit und seiner praktischen Bedeutung für die Cultur und Erhebung des Volkes wohl noch nirgends hinreichend verstanden und begriffen wird. — Charles Lever, der lustige Irländer, einer der übermüthigsten Humoristen der englischen Literatur, ist blos einmal vor mir vorbeigeflogen. Jeder lacht hier schon, wenn er den Namen dieses pausbäckigen, lustigen Reiter hört, und auch der Deutsche wird lachen, der „meine eigenen Geständnisse" (die hoffentlich übersetzt sind) gelesen. Was kann lustiger sein, als seine Fahrten durch Deutschland, seine Rolle, die er als Gesandter am Hofe zu München spielte, ohne ein Wort deutsch zu verstehen, seine Wahnsinnsscene, um sich einen guten Platz durch Austreibung eines Fremden zu verschaffen, der hernach, bei Tage besehen, sein bester Freund war, seine Bedientenrolle als Liebhaber?

In der schönen Literatur Englands nehmen übrigens die Damen eine ebenso umfang- als inhaltreiche Stellung ein. Sie bewegen sich aber alle in Kreisen, die dem Fremden verschlossen sind, so daß ich keine einzige der schönen und gefeierten Schriftstellerinnen persönlich kenne und nur Mrs. Norton, den weiblichen Byron, bei einer sehr peinlichen Gelegenheit, nämlich als öffentliche Anklägerin ihres Mannes, zu sehen bekam. Miß Edgeworth, Miß Austen, Miß Milford gehören unstreitig zu den graziösesten Roman-Componisten. Miß Mulach (Verfasserin des „Familienhaupts"), Miß Bronté („Jane Eyre"), Mrs. Gaskell („Mary Barton"), Mrs. Marsh („Erzählungen zweier Greise") und Mrs. Norton (aus der berühmten Familie Sheridan) schreiben kein Buch, das nicht sofort im schönsten Einbande und prächtigster Ausstattung die Tische der Besuchzimmer zierte. Großes Genie ist in ihren Büchern nicht, aber ungemein viel sittliche und humane Grazie, Vornehmheit und Feinheit menschlicher Beziehungen, zuweilen auch schöne, zartsinnige Empörung über die heuchlerische Verformelung und Verflachung der englischen „guten Gesellschaft", die mit der Zeit wirken wird, und im Ganzen keine sogenannte „Blaustrumpfigkeit" mehr.

Schließlich läßt sich noch erwähnen, daß eine ziemliche Anzahl Deutsche als Schriftsteller in London leben. Wir nennen nur Bunsen, Bucher, Beta, Bauer, Faucher, Meyer, Schlesinger, Kolisch, Petermann, Seemann, Ohli, Freiligrath u. s. w. Bunsen ist wenigstens mehr Schriftsteller als Gesandter. Eine deutsche Dame schrieb neuerdings den englischen Musikroman „Charles Auchester." Viele Deutsche, die als Mitarbeiter an englischen Zeitungen thätig sind, lassen sich blos rathen, da es in England für anständig gilt, nicht wissen zu lassen, wer ein Blatt redigirt oder schreibt.

So viel über Schriftstellerleben in London. Wenn man nicht viel „Leben" darin fand, bedenke man, daß London nicht dazu da ist, um darin zu leben, sondern zu arbeiten oder den Spleen zu bekommen.

Aus der Menschenheimath.

Briefe des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Zwanzigster Brief.

Die Insekten-Verwandlung.

II.

Ehe ich Dir Einiges von meinen kleinen Wundergeschichten aus der Entwicklung der Insekten erzähle, muß ich Dir noch zweierlei vorher bemerken; erstens, daß neuere Forschungen auch in andern niedern Thierklassen eine Verwandlung aufgefunden haben, die oft nicht minder überraschend ist; und zweitens, daß nicht alle Insekten eine Verwandlung haben.

Der Naturforscher verbindet mit dem Worte Verwandlung hier einen genau abgegrenzten Begriff; er braucht es nicht so unbestimmt, wie es im Leben meist der Fall ist. Er schreibt z. B. den Schmetterlingen eine Verwandlung zu, und spricht sie den Heuschrecken ab; obgleich die jungen von den vollkommen entwickelten Heuschrecken durch den gänzlichen Mangel der Flügel auffallend genug abweichen. Ich muß Dir daher genau bestimmen, was die Wissenschaft unter Insektenverwandlung versteht, damit wir uns im Verlauf meiner Mittheilungen nicht falsch verstehen. Man sagt nämlich von denjenigen Insekten, daß sie eine Verwandlung, Metamorphose, haben, welche während ihres Lebensverlaufs in einen nach rück- und vorwärts scharf begränzten Zustand kommen, der außer einer auffallenden Gestaltveränderung sich hauptsächlich dadurch zu erkennen giebt, daß sie in ihm sich **nicht frei bewegen und keine Nahrung zu sich nehmen können.** Das ist natürlich der **Puppenzustand**, den die Wissenschaft wie das Leben gleich benennt.

Da weitaus die größte Zahl der Insekten im vollkommenen Zustande geflügelt sind, und alle geflügelten Insekten in der ersten Hälfte ihres Lebens der Flügel entbehren, so zerfällt das Leben der Insekten sehr bestimmt in vier Abschnitte oder Zustände. Diese sind **der Eizustand, der Larvenzustand, der Puppenzustand und der Fliegenzustand.**

Schon diese scharfe Gliederung des Insektenlebens unterscheidet diese interessante Thierklasse von den übrigen Thieren, bei denen die Gestaltveränderungen mehr unwesentlicher Art sind und mehr allmälig in einander übergehen.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, wenn es auch auf den ersten Blick so scheinen könnte, vorher genau festzustellen, was die Wissenschaft, welcher sich hierin das Wissen des Lebens anpassen muß, unter Insekten versteht. Spinnen und Krebse sind z. B. keine Insekten, zu denen man sie gewöhnlich, jedoch immer mit einem gewissen und ganz natürlichen Widerstreben, wirft. Ein wahres Insekt hat immer einen aus drei Haupttheilen zusammengesetzten Leib, von denen der Kopf den ersten bildet. Dieser aber ist bekanntlich bei Spinnen und Krebsen innig mit der Brust ver-

schmolzen. Die Spinnen und Krebse bilden zwei besondere Thierklassen für sich. Die Flügel können deswegen nicht als durchgreifendes Kennzeichen der Insekten benutzt werden, weil es doch ziemlich viele flügellose giebt.

Gewöhnlich theilte man sonst die Klasse der Insekten in acht Ordnungen, die auch im gewöhnlichen Leben meist ebenso unterschieden werden: 1. Die Flügellosen, Apteren (Flöhe, Läuse, Springschwänze). 2. Die Fliegen oder Zweiflügler, Dipteren. 3. Die Immen oder Hautflügler, Hymenopteren (Bienen, Wespen ꝛc.). 4. Die Libellen oder Netzflügler, Neuropteren. 5. Die Wanzen oder Halbflügler, Hemipteren (Bett-, Baum-, Wasserwanzen ꝛc.). 6. Die Heuschrecken oder Geradflügler, Orthopteren. 7. Die Falter, Schmetterlinge oder Schuppenflügler, Lepidopteren; und 8. die Käfer oder Scheidenflügler, Coleopteren.

Du siehst, daß es wesentlich die verschiedene Beschaffenheit der Flügel ist, nach denen das Insektensystem sich aufbaut, zu welchem in neuerer Zeit, als eine allerdings sehr abweichende Zugabe, die Tausendfüße als neue Ordnung hinzugefügt werden mußten; so daß, neben einer nothwendig gewordenen Zerfällung der ersten und zweiten obiger Ordnungen, das Insektensystem, wie es zur Zeit feststeht, zwölf Ordnungen zählt.

Von den genannten acht Ordnungen haben alle Insekten der zweiten, dritten, siebenten und achten Ordnung eine Verwandlung nach der vorhin gegebenen Umschreibung; aus der ersten und vierten blos einige, die übrigen haben keine Verwandlung.

Hier muß ich mir das Vergnügen versagen, über die einzelnen Insektenordnungen Dir weiteres zu schreiben, da ich vor der Hand meine Aufgabe im Auge behalten muß, Dir die wunderreiche Insektenverwandlung auseinander zu setzen. Vielleicht komme ich später einmal ausführlicher auf die einzelnen Ordnungen zu sprechen, wo Du dann sehen wirst, wie sonderbare und eigenthümliche Lebenserscheinungen diese Thierchen bieten.

Laß uns nun die vier vorhin bezeichneten Zustände oder Abschnitte des Insektenlebens der Reihe nach betrachten.

Der Eizustand.

Fast alle Insekten werden als Eier geboren, und die wenigen Ausnahmen können diese große allgemeine Regel nicht stören. Dennoch muß ich diesen Ausnahmen erst einige Worte widmen, weil sie ein besonderes Interesse haben. Du wirst Dich schon von selbst fragen: wenn nun manche Insekten nicht als Eier geboren werden, kommen sie denn da als Larven oder als Puppen oder als Fliegen (vollkommene Insekten) zur Welt? Entweder das Erste oder das Zweite, nicht das Dritte.

Wenn im Sommer rohes Fleisch nur eine kurze Zeit an der Luft gelegen hat, so sieht man dann winzig kleine, schneeweiße Würmchen darauf herumkriechen — die Hausfrau sagt: es ist beschmeißt — das sind die als Larven geborenen Jungen der bekannten Schmeiß- oder Fleischfliegen. Den ganzen Sommer hindurch bringen die grünen Wanzen unserer Rosenstöcke lebendige aber flügellose Junge (also Larven) zur Welt.

Die Pferdelausfliege (Hippobosca equina), welche für das Pferd ein arger Quälgeist ist, gebärt ihre Jungen gleich als unbewegliche Puppen.

Dies sind einige der bekannteren Ausnahmen.

Sehen wir uns heute zunächst beiliegende zierliche Figur an. Sie zeigt Dir, worin die meisten Insekten einander sehr ähnlich sind, die eine Hälfte des Eierstockes. Du erkennst leicht in den



schönen perlschnurförmigen Gebilden die Bildungsstätten der Eier, die in ihnen desto größer und entwickelter sind, je tiefer und also je näher sie dem Eiergange liegen, in welchen bereits vier eingetreten und nun geeignet sind, gelegt zu werden, wofür Du unten am Eingange eine Oeffnung siehst. Die zierliche Figur stellt aber eine reiche Quelle von Unheil dar, denn — es ist der Eierstock einer Heuschrecke. In meinem folgenden Briefe sollst Du erfahren, wie diese furchtbaren Pflanzenzerstörer ihre Eier ablegen.

Von der Regel, welche die wunderbarsten Verhältnisse in Gestalt und sonstiger Hinsicht darbietet, soll mein nächster Brief handeln.

Blätter und Blüthen.

Sebastopol. „Als wir uns Sebastopol, von dem die Russen immer mit geheimnißvoller Ehrfurcht und Angst sprachen, näherten, fühlte ich selbst bedeutende Furcht vor allen möglichen Gefahren, doch fuhren wir, im Vertrauen auf unsere doppelte Verkleidung und unsern deutschen Führer Richter, frisch vorwärts. Als wir bei einer plötzlichen Wendung des Weges eine weite Uebersicht der Halbinsel Krimm auf der Wasserseite ihrer Gestade bekamen, erhob sich Sebastopol selbst als der eigentliche erhabene Mittelpunkt der ganzen Landschaft und bildete mit seinen hohen, weißen Häusern, drohenden Batterien und grünen Kirchendächern einen interessanten Anblick. Weit landeinwärts und mitten unter den Häusern und Hügeln erhoben sich Wälder von Masten und müßig im Winde flatternden Segeln. Wir konnten bald die schwerfälligen Körper von Linienschiffen wie Riesen über die Zwerge von Häusern und Straßen hervorragen sehen, so weit geht das Tiefwasser des Hafens mitten in die Bogen der Stadt hinein. Ich verbarg mich ängstlich in meinen Heuwagen, obgleich ich durch Bauernkleidung, über die der Staub noch einen Paletot von Unkenntlichkeit gewoben, mich sicher genug fühlen konnte; aber das strenge Verbot, Fremde in diesen Mittelpunkt der geheimnißvollen russischen Seemacht einzulassen, und die Furcht vor der russischen Polizei im Allgemeinen, beunruhigten mich auf die peinlichste Weise. Wiederholte Versicherungen Richter's, daß ich ganz genau wie einer der vielen deutschen Bauern in der Nachbarschaft aussehe (die Zahl der deutschen Bauern auf der Halbinsel Krimm, der Kornkammer fast des ganzen schwarzen Meeres bis Konstantinopel, ist sehr bedeutend) und die schmutzige Tabackspfeife, die ich mir anstecken mußte, beruhigten mich einigermaßen. So polterten wir langsam und ziemlich unbeachtet vor Massen von Schildwachen vorbei, mitten in die Stadt hinein auf den Heumarkt und von da in ein deutsches Speisehaus, dessen Wirth uns mit Herzlichkeit und Beefsteaks aufwartete.

Die Vorsicht, mit der wir nun als polizeiwidrige Gäste Sebastopol in Augenschein nehmen mußten, paßte ganz genau zu der Luft und den Gesichtern hier. Alles sah uns geheimnißvoll und drohend an. Nichts als Soldaten und forschende Blicke und Kanonenaugen dumpf, groß, schwarz, blind, aber verderbenschwanger. Eines Morgens präsentirten die Schildwachen mehrmals vor mir, bis ich hinter mir den Gouverneur der Festung bemerkte, der mich Schritt für Schritt zu verfolgen schien. Mein Blut gefror zu einem ganzen Sibirien, doch es erwies sich als Zufall und ich athmete auf, wie aus einer furchtbaren Lebensgefahr befreit. Der Ort wurde mir aber bald unerträglich. Hier erinnerte mich keine ehrwürdige Ruine an ehemalige Größe, wie in Italien, keine verschleierten Damen und beladenen Kameele trugen meine Phantasie in den wollüstigen Orient zurück. Die ganze Abwechselung auf meinen Spaziergängen bestand in Sechsunddreißigpfündern bis Sechsundvierzigpfündern und Soldaten. Es war mir, als ginge ich stets, wirklich und figürlich, auf einem ungeheueren Pulvermagazin, stets bereit, uns Alle in der Luft zu begraben."

So schildert Laurence Oliphant, der neuerdings Sebastopol und die russischen Provinzen am schwarzen Meere genau gesehen, seinen Einzug

in den Ort, der nach langer geheimnißvoller Vorbereitung eine welthistorische Wichtigkeit bekommen soll. Sebastopol ist für Rußland, was Portsmouth für England, in der That das Herz für alle russischen Plätze auf dem Süden von Europa und Asien. Diese Plätze stützen sich auf das Testament Peter's des Großen und auf die Kaiserin Katharina (seit 1780). Diese Pläne schufen Petersburg und verwandelten das elende Tartarennest Akhtier in — Sebastopol, das Gibraltar des schwarzen Meeres. Der jetzige Kaiser hat seit mehreren Jahrzehnden große Summen aufgewendet, um Sebastopol zu einem sichern Ankerplatz und einer Pflanzschule für seine neue Flotte zu erheben. Man wußte dies längst im Allgemeinen, ohne daß wir während eines vierzigjährigen Friedens besonders beachteten, was Rußland lange, langsam und sicher begründete und ausbildete. Die natürlichen Vortheile dieses Hafens für diese russischen Pläne sind sehr groß. Die Kunst hat, wie es allgemein heißt, alles Mögliche hinzugethan, so daß man annimmt, Sebastopol gehöre zu den ersten und festesten Festungen und Kriegs-Arsenalen der Welt.

Als Oliphant sich Sebastopol vom Meere aus ansah, kam er auf einen Punkt, wo 1200 Kanonen zugleich ihre Schlünde zeigten. Den verderbenschwangeren Eindruck, den diese Ansicht auf ihn machte, kann er nicht lebhaft genug schildern. Dagegen tadelt er die Kammern, in welchen die Kanonen stehen, als zu eng und ohne Ventilation, so daß die Soldaten darin, schon beim dritten Schusse im Pulverrauche unfehlbar ersticken müßten. Als von großer Wichtigkeit bezeichnet er noch die ungeheueren hölzernen Bollwerke um den Hafen herum. Die Fortificationskunst habe damit etwas Ausgezeichnetes geleistet und wie und wann auch ein Angriff auf diese Wasserfestung stattfinden würde, von der Seeseite sei es uneinnehmbar, schon deshalb, weil die Einfahrt in den Hafen so eng, daß nur ein Schiff auf einmal einlaufen könne, das außerdem dem Feuer von mindestens 300 Feuerschlünden ausgesetzt sei. Aber so gewiß auch die Uneinnehmbarkeit der Festung von der Seeseite sei, so wenig geschützt sei dieselbe von der Landseite. Eine Landung südlich von der Stadt, in einer der sechs Buchten, könne schwerlich gehindert werden und dann allerdings dürfte die Sicherheit der Festung sehr gefährdet sein.

Wassermangel. (Erscheinungen dieses Winters.) Seit Menschengedenken erinnert man sich auch in der Schweiz keines solchen Wassermangels, wie in diesem Winter. In einigen Gegenden ist das Trinkwasser bereits zu einem nicht unansehnlichen Handelsartikel geworden. In Schaffhausen war der größte Wasserstand des Rheins, dessen man gedenkt, im Jahre 1789, der kleinste in diesem Jahre; der Unterschied des Wasserspiegels zwischen diesem größten und kleinsten beträgt 24 Fuß 8½ Zoll. Der Züricher See ist von seinem obern Ende her fast zur Hälfte mit einer Eisdecke überkleidet. Bei Stäfa liegt eine Strecke weit im See draußen, der sogenannte „Stäfnerstein", der zu gewöhnlichen Zeiten wenig oder gar nicht gesehen wird, jetzt aber, von einer großen flachen Felsenzinne umgeben, offen daliegt. Auf diesem kleinen Felsenplateau fand am 10. Januar ein förmliches kleines Volksfest statt. Eine Menge der lebenslustigen Stäfner vergnügte sich mit Essen, Trinken, Schießen, Kegeln und andern Spielen auf einem Platze, den sie selbst nie vorher betreten und der vielleicht nach langen Jahren erst wieder einmal von ihren Söhnen und Enkeln besucht werden kann. Der Klönthalersee ist so tief gefallen, daß kein Tropfen Wasser mehr in dessen Abfluß, den Löntsch, geht, und was das Merkwürdigste, der Oberblegisee im Canton Glarus, 4400 Fuß über dem Meere, dessen einziger Abfluß sonst einen wunderschönen, aus Felsspalten hervorbrechenden Wasserfall bildet, ist beinahe vollständig eingetrocknet. Die jetzt zur Eisdecke gewordene Wasserfläche des in muldenförmiger Vertiefung in reizender Umgebung gelegenen Sees ist jetzt fast 50 Fuß tiefer als sonst; eine unheimliche Schlucht hat die Stelle des dunkelblauen Bergwassers eingenommen, wie der älteste Mann es sich nicht erinnern kann. Dagegen will man aus dem jetzt schon eingetretenen Hervorsprudeln des sogenannten „Hungerbrünnleins" bei Gränichen im Aargau auf ein gutes Jahr schließen; und trotz der Kälte zeigen sich bereits Vorboten des Frühlings. In einigen Dörfern der Schweiz sind bereits verirrte Vorposten der Störche angekommen, und auf den Höhen herrscht schon Frühlingstemperatur. Auf dem Ütli bei Zürich war schönster Sonnenschein, während kalter Nebel auf dem Thale lag. Am 22. Januar zeigte das Thermometer auf diesem Berge im Schatten 4,8° Celsius, in der Sonne freihängend 14,8° C. (fast 12° Reaumur); und die zahlreichen Besucher fingen einen Schmetterling und brachten ihn lebend in die Stadt herab. Hoffen wir, daß dem diesmal besonders strengen Gesellen Winter ein baldiges Frühjahr folge, das so manche Leiden und Entbehrungen zu verwischen hat! Der erste Lenzbote ist aber doch erst der Fön, dieses stürmische Kind der brennenden Sandwüsten Afrika's, wenn er, im Kampfe mit dem Nord- oder Südwinde, dauernd die Herrschaft gewinnt und die zähen Schnee- und Eisschichten gewaltiger und rascher schmilzt als je die Sonne kann. Seiner Herrschaft haben wir die obige wunderbare Erscheinung zuzuschreiben, daß auf den Höhen man den Anbruch des Frühlings begrüßen konnte, während die Thäler noch unter Schnee und Eis seufzen. In diesem Jahre hat er schon einige Mal wieder das Feld seinem rauheren Gegner räumen müssen; aber bis die Leser der Gartenlaube dieses zu Gesicht bekommen, hat er wohl endlich den Sieg behauptet und auch Deutschland als milder Südwind den Vorfrühling gebracht.

Goethe, der dem Taback abhold war, sprach einst die Behauptung aus, ein wahrhaft gebildeter Mann werde sicherlich nicht Taback rauchen und fügte die Vermuthung bei, daß Lessing wohl nicht geraucht habe. Ebert, der ehemalige Bibliothekar in Wolfenbüttel, der bei dem Gespräch gegenwärtig gewesen war, versäumte nicht, sich über Goethe's Vermuthung Auskunft zu verschaffen. Er wendete sich an eine alte in Wolfenbüttel lebende Frau, die mehrere Jahre lang Lessing's Aufwärterin gewesen war. Auf die Frage, ob Lessing Taback geraucht habe, antwortete sie ganz treuherzig: „Ja schmauchen und schreiben konnte der Herr Lessing wohl, sonst aber war er zu nichts zu gebrauchen." —

Pariser Stückchen. In Paris stand neulich ein Herr Boissoneau vor der Zuchtpolizei, angeklagt, eine Uhr mit dem Kuchen eines Pastetenbäckers bezahlt zu haben. Er kam eines Morgens zu einem berühmten Pastetenbäcker: „Ich brauche zu morgen vierhundert Pasteten zu einem Diner, bin Marquis So und So und wohne da und da." — „Sehr wohl, sollen sie haben zu der von Ihnen bestimmten Zeit." — Abgemacht. Jetzt geht der Marquis hinüber zu einem Uhrmacher und sucht sich eine Uhr für zweihundert Franks aus, und während der Uhrmacher das kostbare Instrument einpackt, wird der Kunde plötzlich ein Butterhändler. „Ich bin Butterhändler en gros, Monsieur; der Pastetenbäcker gegenüber ist mir vierhundert Franks schuldig, die er morgen bezahlen will; Sie haben wohl die Gefälligkeit, Ihre zweihundert Franks statt meiner in Empfang zu nehmen. Kommen Sie mit hinüber, damit ich Sie vorstelle." Beide gehen hinüber. Marquis und Butterhändler en gros sagt: „Sie brauchen mir morgen blos zweihundert zu schicken, geben Sie die andern zweihundert gefälligst diesem Herrn hier." — „Sehr wohl! Alles in Ordnung." Marquis und Butterhändler zieht mit seinem Zeitmesser ab, und der Uhrmacher verdarb sich am folgenden Morgen schon beim Anblick der zweihundert Pasteten, die statt der zweihundert Franks sich einfanden, den Magen. Marquis und Butterhändler bekam nun, entdeckt, seine Strafe, aber weder der Pastetenbäcker noch der Uhrmacher Zahlung für ihre Kunstwerke.

Der Luftballon als Kriegsapparat. Kurz vor der großen französischen Revolution ward öffentlich vorgeschlagen, den Luftballon im Kriege als Spion anzustellen. Nach mehreren Versuchen für diesen Zweck gelang es endlich, ihn so anzuwenden, daß er nicht nur als bloßer Spion diente, sondern auch die Schlacht bei Fleurus gewann. Es kam zunächst darauf an, eine leichte Füllung mit Wasserstoffgas (statt des gewöhnlichen Leuchtgases) zu bewerkstelligen. Der berühmte Lavoisier in Paris erfand eine Methode, das Wasser durch glühende Eisenstangen so zu zersetzen, daß das Wasserstoffgas sich schnell und in Masse entwickelte, und in vier Stunden 17,000 Cubikfuß dieser leichtesten aller Luftarten gewonnen werden konnten. Sofort ward in Paris eine „militairische Luftballon-Schule" errichtet, worin fünfzig junge Soldaten den erforderlichen Unterricht für militairische Anwendung großer Ballons erhielten. Ein Ballon von 32 Fuß Durchmesser ward fortwährend gefüllt gehalten und zu Uebungen gebraucht. Ein Offizier stieg mit einigen Schülern 5—600 Fuß hoch, um Unterricht zu geben, d. h. durch Fernröhre Positionen und Stellungen von Menschen und Gegenständen aufzunehmen und deren Entfernungen zu messen. Der Ballon konnte durch ein großes Seil und eine Luftklappe regiert und in der Regel leicht wieder auf den Punkt, von dem er gestiegen, zurückgewunden werden. So lernte man Feindeslager sicher und vollständig übersehen und ausspioniren, ohne die Gefahr, gehangen zu werden. Im Jahr 1794 hatte jede der vier französischen Armeen ein solches Beobachtungs- und Spionirluftschiff bei sich. Eins derselben begleitete die Armee nach Belgien und stieg von der Ebene von Fleurus über 3000 Fuß hoch, von welcher Höhe die Offiziere die ganze Position der österreichischen Armee so genau übersehen konnten, daß General Jourdan öffentlich erklärte, er verdanke seinen Sieg bei Fleurus nur diesem Ballon. Wenn künftige Jahrhunderte sich auch noch schlachten, mag es wohl später zu den Land- und Seeschlachten auch noch Luftschlachten geben. Wenigstens feuerten die Oesterreicher auf den Ballon von Fleurus, bis ihnen die Traube zu hoch hing. Sollte es öfter vorkommen, liegt der Gedanke nahe, daß der Feind dem Spionirschiffe eins seiner Luftschiffe nachschickt, um es herunter zu schießen. Wir sind begierig, ob an der Donau, wo bereits Feuer, Wasser und Erde benutzt werden, Menschen auf die schnellste Weise in das Himmelreich zu expediren, nun auch die Luft noch in Anwendung gebracht wird.

Ein englischer Reisender in Amerika, das von Engländern in der Regel verhöhnt wird, weil die Amerikaner offen, schnell, höflich und keine Heuchler, die Engländer aber zurückhaltend, anmaßend, conservativ in ihren lächerlichen Eigenthümlichkeiten und unbeholfen gegen Fremde sind, läßt sich so vernehmen: „Ich kann feierlich versichern, daß ich niemals von einem Amerikaner eine rohe Antwort bekam. Jede meiner Fragen, ob an den Präsidenten oder an den Locomotivführer gerichtet, wurden immer nicht nur mit der größten Höflichkeit, sondern auch mit dem größten Eifer, die beste Auskunft zu geben, beantwortet. Auf Reisen fiel mir die Aufmerksamkeit und Zugänglichkeit der Mitreisenden um so angenehmer auf, als ich in England hunderte von Meilen mit Herren und Damen gereis't war, ohne nur ein Wort zu wechseln. Meine Gewohnheit ist, jeden Menschen mit Höflichkeit anzureden. Das verlangt in Amerika Jeder, auch der niedrigste, denn auch er fühlt sich ein freier Mann. Höflichkeit ist der einzige nothwendige Paß auf Reisen durch Amerika. Ohne diesen und gar, wenn Du aristokratische Mucker aus der Heimath merken läßt, behandelt man Dich gar nicht oder weis't Dich mit Verachtung ab, selbst wenn Du täglich 100 Pfund zu verzehren hast."

Neue Gutta-Percha. In Indien hat man einen Baum entdeckt, dessen reichlich fließender Saft eine eben so hartnäckige Masse bildet, wie das „vegetabilische Eisen" Gutta-Percha. Proben davon wurden neulich in London in der Gesellschaft für Kunst vorgezeigt und durch Versuche als eben so gut befunden, wie Gutta-Percha.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 12. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

An unsere Freunde!

Trotz des seit Neujahr vergrößerten Formats unsrer Gartenlaube, wodurch wir hofften hinreichenden Raum für den mehr und mehr sich anhäufenden interessanten Stoff zu gewinnen, ist gleichwohl von unsern Lesern vielfach der Wunsch ausgesprochen worden, daß anstatt des versprochenen **Einen Bogens** künftighin ein für alle Mal **anderthalb** Bogen geliefert werden möchte. Bei der brillanten Ausstattung und den kostbaren **Original**-Illustrationen ist dies aber für den Preis von vierteljährlich 10 Neugroschen (wovon dem Verleger nur Sieben Neugroschen zukamen) nicht mehr möglich; wir erhöhen deshalb vom 1. April ab den Quartalpreis um 2½ Ngr., also auf

12½ Ngr. oder 43 Xr. C.-Mz. pro Vierteljahr

und können uns wohl im Voraus der Billigung dieser Maßregel von allen unsern Freunden versichert halten. Die Gartenlaube ist nicht nur eins der schönst ausgestatteten und reichhaltigsten Blätter Deutschlands, sondern trotz dieser Erhöhung, wodurch sich der Preis der Nummer erst etwas über 9 Pfennige stellt, noch immer das **billigste**.

Leipzig, Mitte März 1854.

Die Redaction und Verlagshandlung.

Diejenigen verehrten Abonnenten der Gartenlaube, welche die Zeitschrift semesterweise beziehen, haben mithin auf das zweite Quartal noch 2½ Ngr. oder 8 Xr. C.-M. nachzuzahlen.

Die Verlagshandlung.

Manuela.

Von A. G.

Eine Stunde von der fast unpassirbaren sogenannten großen Straße von Vera Cruz nach Acanosila, am Anfange des Gebirges und zwei Büchsenschüsse weit von einem elenden Haufen von Hütten gelegen, die den Titel Ciudad, Stadt, führen und Santa Fé oder Assençion genannt werden, lag die Casa vieja Tegija, das alte Herrenhaus der Familie Tegija.

Die Nachmittagsruhzeit, die Siesta ist vorüber — die Abkömmlinge der Spanier, welche unten im Herrenhause ihr Quartier haben, haben sich erhoben und laufen mit Wasserkesseln und Cacaomühlen umher und theilen Prügel an die Negerkinder aus, die ihnen den Weg versperren. Ein betreßter, schöner brauner Bursche geht nach einem mit Blau und Gold gezierten zweirädrigen Wagen und streckt gähnend die Hand aus, um seine nasse Bürste in Bewegung zu setzen. Schafe und aalglatte Milchkühe spazieren gemüthlich auf dem Rasen des Hofes und am Eingange wälzen sich mehrere Pferde auf dicken Lagern von Reisstroh, um in den kleinen Wald zu galoppiren, der rings das Gut umschließt. Gelbe Pinien und blühende Magnolienbäume blicken hoch über die Negerschoppen und das Herrenhaus auf den weiten Hof. Und in der Luft schwimmen und zucken die Sonnenstrahlen gleich goldenen Nadeln und Schwärme von geflügelten Insekten brummen eintönige Weisen zu dem Geschnatter der arbeitenden Diener.

Wir betreten das große, halbdunkle Speise- und Gesellschaftszimmer der Casa im ersten Stock, betrachten eine Reihe sehr mittelmäßiger, bunter Gemälde an den bemalten Wänden, eine große Tafel, weiß behangen, ein Damenbillard, einen englischen Flügel und eine sehr poetisch geformte Laute und sehen, da die innere Wand des Saales aus Glasscheiben gebildet wird, daß sich die Herrschaft jenseit derselben in der Verandah befindet. Die Verandah ist ein langes Gemach mit einer Reihe von Pfeilern statt der äußern Mauer und gleicht einer großen Theaterloge. Die Fenster zwischen den Pfeilern sind durch Moskitenfenster von Gaze ersetzt. Man sieht die Gegend wie in einem duftigen Morgennebel liegend; das kleine Gehölz mit dem breiten, gewundenen Bach, die langen Wiesenstrecken mit Heerden in der Ferne; die Atlintabäume, welche die unter denselben stehenden Cacaostämmchen

schützen; endlose einförmige Zucker- und Baumwollenfelder; Santa Fé ganz in einem Maulbeerbaumwalde versteckt; links den schmalen Wald am Gebirge und die Höhenzüge desselben bis zu dem Punkte, wo die Spitzen mit der goldflüssigen Atmosphäre in einen breiten, blendenden Glanz verschwimmen.

In der Verandah sieht's einigermaßen unordentlich aus. Die Teppiche auf dem Boden sind defect; eine lange Reihe von Polsterstühlen an der Glaswand erscheinen altmodisch und lebenssatt; die vielen kleinen Tische sind gleich alten Kaffeebrettern vergoldet und mit chinesischen Figuren, Papageien verziert gewesen, wie man durch aufmerksame Beobachtung noch ermitteln kann. Ein ganz neues prächtiges Sopha und ein Acajoutisch und ein gewaltiger, französischer Spiegel an der „Damenseite" stimmen schlecht zu den alten Möbeln, und an der „Herrenseite" zeigt ein langes, lederbeschlagenes Kanapee seine abgesessene Herrlichkeit.

Hier hatte der Herr des Hauses Platz genommen und suchte zwischen einer Menge von Zeitungen ein noch ungelesenes Blatt. Vor ihm dampfte die Chocoladetasse und lagen Dutzende von angerauchten Cigarren auf dem Tische. Dies war Don Felipe de Tegijo, der sich rühmte, von den alten Azteken, den edlen Ureigenthümern Mexico's, abzustammen und deshalb nie vergaß, seinem spanischen Namen denjenigen seines heimischen Geschlechts, Tlamoras, hinzuzufügen, wenn er sich unterzeichnete — der reichste Ranchero oder Gutsbesitzer der einsamen Gegend. Don Felipe war ein schöner schwarzbärtiger Mann mit nußbräunlichem Teint, vornehmen Zügen, großen klugen Augen und entschiedenen, raschen Bewegungen. Sein Haar war sorgfältig geordnet, seine Hände wohlgepflegt und ohne Ringe; die Wäsche, die hellfarbige Binde, die pariser Seidenweste und die Glanzstiefel hätten einen Lord geziert. Uebrigens trug er eine Nankingjacke und weite weiße Beinkleider.

Am andern Ende des Zimmers saß Donna Manuela, eine Vera-Cruzana aus altem Blut; eine Dame mit reichfrisirtem Haar, zartem Teint und sammetschwarzen, großen Augen, mit einem schmollenden Zuge um den Mund. Donna Manuela war kaum zwanzig Jahr, aber bereits sehr fleischig. Sie schien sehr eigensinnig werden zu können, denn ihr Blick war fest, wenig beweglich, hatte aber oft einen devoten, schwärmerischen Ausdruck. Die kleine Frau trug einen ungeheuer weiten Mousselinrock mit kurzen Aermeln, dessen Taille einfach durch eine seidene, unter dem Busen zusammengebundene Schnur gebildet wurde.

Neben ihr saß ihre Schwester, Josita de Esconnez, ein Mädchen von höchstens vierzehn Jahren, aber bereits höher, als ihre Schwester, die Dame vom Hause oder die Padronessa, gewachsen. Der Kopf des Mädchens mit dem einfach gescheitelten, schwerem goldbräunlichen Haar, erinnerte auffallend an die Madonnenbilder, die der Spanier Murillo zu malen pflegte; dazu besaß Josita tiefblaue Augen, das Erbtheil ihrer altcastilischen väterlichen Familie, die nie maurisches Blut aufgenommen hatte. Josita's entblößten Arme und Hände waren mager, knochig, die ganze Gestalt war noch ungerundet, eckig, der Busen dürftig. Man mußte ein Kenner sein, um die zukünftige Schönheit des Kindes aus den vorhandenen bloßen Grundformen zu erkennen.

Mitten in dem Raume der Verandah stand eine dicke alte Mulattin, Inesilla und arbeitete sich an einer Eisbüchse ab, indeß sie den Teppich reichlich mit Wasser tränkte.

Endlich hatte Inesilla einen Teller voll Gefrornes von ziemlich verdächtigem Ansehen zu Stande gebracht und Don Felipe stand auf, um selbst der Sitte gemäß der Padronita zu präsentiren. Manuela faltete die glatte Stirn und schob den Teller zurück.

„Ich danke Ihnen, Tegijo . . ."

Der Edelmann unterdrückte eine ungeduldige Bewegung.

„Warum nennst Du mich seit acht Tagen," sagte er sanft, „nicht mehr Felipe? Immer diesen Namen, den Du stets falsch sprichst. Warum nicht Tlamoras? Iß Eis — Du glühst, Manuela!"

„Sie wissen, daß ich gelobt habe, zu fasten,"* erwiederte Manuela, an die Decke blickend, „bis Sie meinen Wunsch bewilligen. Ich werde sterben ohne Eis — gewiß, und Sie werden nicht allein die Sünde auf dem Gewissen haben, daß Sie mich an der Erfüllung eines feierlichen Gelübdes hinderten, sondern Sie werden auch meinen Tod verschulden."

Felipe brannte eine neue Cigarre an und steckte, sich auf dem Absatze drehend, die Hände trotzig in die Hosentaschen. Aber der Mann litt augenscheinlich im Innern.

„Caramba, welche Pein!" murmelte er, indeß er die Cigarre zwischen den Zähnen zerquetschte. „Diese unglückliche Idee aller Weiber, in Compagnie mit den Priestern mit dem Himmel Augenverdrehen zu spielen... Denkst Du denn, Manuela, daß ich es glaube, ich, Du wolltest Dich nur malen lassen, um der Hundehütte, der Kapelle da in Santa Fé ein Altarbild zu schenken? Meinetwegen magst Du die Kapelle beschenken; ich habe in Vera-Cruz ein Bild bestellt — aber Du sollst Dich nicht malen lassen!"

„Infortunada de mi! Ich Unglückliche!" seufzte Manuela.

„Ist's nicht etwa genug," fuhr Felipe heftiger fort, „daß Pater Isidor sich jeden Tag mit Euch beiden Frauenzimmern Stunden lang einschließt, um Euch um den Verstand zu beten? Kannst Du es leugnen, daß Du Dich am Abende mit seiner Peitsche mißhandelst, mit welcher ich meinen Jagdhund nicht schlagen möchte?"

„Die heilige Jungfrau wird Mitleid haben," sagte Manuela fest; „sie wird mir bescheeren, was ich aus Liebe zu Ihnen, Tegijo, erbitte — einen Sohn, einen Erben!"

„O, Manuela!" rief Tegijo mit leidenschaftlichem Ausdruck der innigsten Liebe. Aber ein düsteres Gefühl schien die Oberhand zu gewinnen, indeß er sagte: „Ich mag keinen Sohn, wenn Du ihn nur durch Deine Missions-Exercitien erreichen kannst. Unsinn! Dies muß endigen, oder es endigt mit Unheil! Einen bösen Dämon, diesen blassen Jesuiten, habe ich bereits auf dem Nacken... Fahren Sie fort, Madonna! Bringen Sie auch noch den landstreicherischen Maler in's Haus, Sangre de Dios, Blut Gottes! Freilich, ein solcher Adonis, ein schwarzer Kakadu, ein weißer Rabe an Schönheit, der zweiundzwanzig Jahre zählt, statt vierunddreißig, gleich mir, — der Paris gesehen hat... Hat die kokette Närrin Donna Rama Huertaz sich von ihm angaffen und abconterfeien lassen, so würden ja die Melonen verschneien, wenn Donna Manuela Tlamoras nicht denselben Genuß hätte."

Manuela erhob sich würdevoll und ging mit dem schwankenden Tritt ihrer Landsmänninnen nach dem Kanapee, auf welches sich Felipe geworfen.

„Sicher!" sagte sie. „Ich will mein Bild sehen; alle Damen haben sich in der Audienzia von Hector Martigues malen lassen — auch ich werde nicht unportrãtirt bleiben, wäre es auch nur, um aller Welt zu beweisen, daß der Felipe nicht der krankhafte Eifersüchtige ist, der Niemand gestatten will, seine Frau zu betrachten."

„Du? Mußt auch Du dem Maler nicht fortwährend in's Auge sehen, Manuela?" keuchte Felipe, die Schweißtropfen von der Stirn wischend, mit einem Tone, als schäme er sich, seine innersten Geberden zu offenbaren, während er doch zu schwach war, sie zu unterdrücken.

„Ich werde die heilige Madonna ansehen. . ."

„Wen?"

„Die Mutter Gottes werde ich in Gedanken sehen und auf dem Bilde werde ich sie in der That anblicken und ihr ein Kind zeigen, das so aussieht, wie ich mir einbilde, daß Dein Sohn aussehen soll, Felipe!" rief Manuela, große Thränen im Auge. „Und wenn das Bild Tag und Nacht am Altar steht, auf den die Mutter des Sohnes Gottes herabschaut, so wäre sie keine Mutter gewesen, wollte sie mich nicht erhören."

Felipe schloß seine Frau inbrünstig in seine Arme.

„Du liebst mich!" flüsterte er. „Warum nur mußt Du stets einen Weg finden, mir Deine Liebe zu beweisen, der mich zur Verzweiflung treibt!"

„Du wirst gegenwärtig sein, wenn mich Hector de Martigues malt . . ." sagte Manuela sanft und freudig.

„Du willst mich auf dem Rost braten, gleich dem heiligen Lorenzo."

„Und bist Du nicht gegenwärtig, wird Pater Isidor Deine Stelle einnehmen . . ."

Felipe sprang auf.

„Wieder der Pater! Dieser Perro, dieser heuchlerische Hund? Meine Stelle? Ich Schwachkopf, Tölpel, der ich bin! Die Weiber haben Betstunden und dem Mann wird folgerecht die Thür vor der Nase zugeschlossen."

* In Mexico, dessen Bewohner durchschnittlich Katholiken sind, gehört die Enthaltung von Eis oder eisgekühlten Getränken zur Verschärfung der Fasten.

„Tio! Onkel!" wagte Josita zu sagen.

„Du meinst, Du bist stets gegenwärtig gewesen? Allerliebst! Wo hast denn Du sehen und hören gelernt, mi hermosura, meine Schönste?"

Josita richtete einen festen, durchdringenden Blick auf Don Felipe, der allerdings bewies, daß sie mit Geist zu sehen verstand. Felipe setzte brusque, so ziemlich auf allen Punkten geschlagen, seinen Sonnenhut, den leichten Sombrero von Vigognewolle, auf und ging durch den Speisesaal und hinunter in den Hof. Hier pfiff er auf eine besondere Weise und sofort kam eine kleine, kohlschwarze Tia, ein Andante (eine Tante, ein „Langsam-Vorwärts") wie der Mexicaner sein Roß nennt, daher galoppirt und machte vor dem Herrn Capriolen. Der in einen Majo, in einen altspanischen Stutzer verwandelte braune Bursch, von Natur ein Jarocho, ein Bauer aus dem Gebirge, brachte einen Sattel und wollte satteln, als ihn ein Ausruf Don Felipe's erschreckte.

Ueber den Hof kamen zwei Fremde: ein junger, sehr blasser Mensch mit schwermüthigem Blick, den Jesuitenhut und das Ordenshabit tragend und ein Jüngling in einem hellblauen Röckchen, mit einer Mappe und einem armdicken, langen Instrumente in der Hand, von welchem man nicht einsah, was dasselbe eigentlich war. Felipe's Lippen waren geöffnet, seine Brust hob sich krampfhaft — da war er, Pater Isidor und der Maler Hector Martigues . . . Felipe fühlte, daß er nicht im Stande war, die Fremden jetzt zu empfangen. Er eilte durch die große Casa und ging zwischen dem Gebüsch von Lorbeer- und Bogenholz fort, um sich unter der Nacht der Pinien zu verbergen und nach Fassung zu ringen. Die Cobra de Cabelo, die Klapperschlange beißt nicht schärfer und tiefer, als der giftige Rachen des Dämons, Eifersucht. Jetzt mußten die Fremden oben in der Verandah sein, jetzt küßte Manuela dem ascetischen Priester die Hand und ließ ihre schönen Finger von dem Maler küssen, wofür ihm Felipe die Zähne einschlagen zu dürfen wünschte. Sollte er jetzt hinaufeilen und sich schützend vor seine Gemahlin stellen? Wie lächerlich! Wie entehrend für Manuela! Was durfte er ihr vorwerfen? Und dennoch hatte ihm Manuela nie, wie er glaubte, die innersten Falten ihres Herzens erschlossen; er hätte einen Dolch besitzen mögen, dem die Kraft innewohnte, die unsichtbaren, unnahbaren Pforten des wahren, geheimsten Wesens eines Weibes zu zersprengen. . .

Indeß waren Isidor und Hector Martigues oben bei den Damen angekommen. Der Jesuit schien dem Tone seiner Sprache, so wie seiner Bewegungen und Mienen nach die vollständigste, leidenschaftsloseste Ruhe selbst zu sein, er war höflich, ohne verbindlich zu sein; er schien nachzugeben und schloß sich seiner Umgebung dennoch auf's Genaueste an, gleich dem Wasser, in welches man die Hand steckt; er schien nach seinen Mienen gar nichts zu fragen und doch war die Gesellschaft stets beschäftigt, ihm zu antworten. Dies Alles war ein so tautloses Wesen gleich wie in einer verzauberten Landschaft, wo die Vögel blos den Schnabel aufsperren ohne zu singen, wo die Bäume sich bewegen, ohne zu rauschen, in jenem gedankenbeschwichtigenden eintönigen und doch hundertstimmigen Murmeln. . . Nur dann, wenn Pater Isidor die braunen Augen aufschlug, oder blitzschnell einen Blick auf Manuela richtete, der gleichsam ihr Herz zu suchen schien, ahnte man das verborgene Feuer des Vulkans unter der anmuthigen, blumenbesäeten Oberfläche des sanftgewölbten Hügels. Das war der Blick, der Don Felipe fast wahnsinnig gemacht hat.

Hector de Martigues war ein hübscher Mann mit sehr kleinem Fuß, einem Barte gleich Horace Vernet, dem französischen Parforce-Maler und sah ziemlich albern aus. Er machte von dem Privilegium der Maler, die Damengesichter zu studiren gleich einer Hieroglyphenschrift, oder, — da die Maler selten Kufisch verstehen, gleich einem Abc-Buch, vollen Gebrauch, und da er auf Maria-Galante, der ursprünglich französischen Insel, geboren und in Paris gewesen war, so nahm er Anlaß, französisch mit Josita zu radebrechen. Manuela sprach, als Kind einer Seestadt, sehr gut diese Sprache, aber sie war, des spanischen Sprüchworts eingedenk: daß derjenige stumm ist, welcher die Sprache Castiliens nicht redet — zu stolz, um ihr klingendes, sonores Spanisch zu verleugnen. Martigues zeigte den Damen seinen Stock, ein Meisterstück eines pariser Fabrikanten und explicirte, daß dieser Stock zuerst ein Stock sein solle; dann könne man einen Sessel daraus machen — Experiment; einen Sonnen- oder Regenschirm — abermaliges Experiment; eine Staffelei — ebenso; einen Gebirgsstock mit Steighaken und Spitze. dito; eine Angelruthe u. s. f. Jetzt probirte er den Stock als Sitz und das Ding zerbrach und Monsieur Martigues streckte die Fersen in die Höhe und, wenn man die Ostseite vorn nennt, so präsentirte er die Westseite seiner hochgeschätzten Person. Manuela lachte, daß es gleich dem Schmettern einer heitern Nachtigall klang und Josita blieb kaum ernst.

Ein unbeschreiblicher Blick des Jesuiten traf den Maler aus dem Winkel seiner Augen, indeß ein Lächeln über seine Marmorzüge flog. Was sagte dieser Blick nicht Alles? Die Summa des Ausdrucks war indeß eine höhnende Verachtung mit dem Commentar etwa: „Dich, Narr, habe ich richtig taxirt — Du bist unschädlich, Freund!"

„Seine Herrlichkeit, Don Felipe Tlamoras," flüsterte der Priester Manuela zu, „haben sich vermuthlich der Ausführung Ihres Lieblingswunsches widersetzt?"

„Ja, ehrwürdiger Herr!"

„Das Bild wird also nicht gemalt und Ihr Gelübde nicht gehalten werden, Excellenza."

Wie sanft, wie schmeichelnd klang dieser Vorwurf. Ohne seinen durchbohrenden Blick hätte man glauben sollen, der Pater Isidor füge, obgleich er schwieg, hinzu: Passons par là; lassen wir's denn gut sein.

Manuela schwieg einen Augenblick, dann richtete sie ihr offenes Auge fest auf Isidor's Gesicht. Seine Mienen wurden lebendig, seine Gesichtsmuskeln zuckten — er schien diesen Blick körperlich zu empfinden, obwohl er seine Augen niedergeschlagen hatte.

„Mein Gelübde nicht halten?" fragte Manuela mit erhobener Stimme. „Ich sollte das Votivbild nicht malen lassen? Pater Isidor, dann müßte ich wahrlich meinen Gatten weniger lieben, als mir mein Herz solches mit jedem Schlage verkündigt."

Isidor seufzte unwillkürlich und sah Manuela aus dem Augenwinkel heraus an.

„Manche Männer lieben es nicht," sagte er mit eisiger Kälte, „daß ihre Frauen ihr Bildniß sehen. . . Sie möchten sich sonst schön finden und die Häßlichkeit ist die Mutter der Bescheidenheit, des Gehorsams. . ."

Welche infernalische Weisheit hatte diesen jungen Priester gelehrt, bei dem unangreifbaren jungen Weibe eben diesen Punkt zu berühren und selbst ihre heiligsten Empfindungen dazu zu benutzen, um Manuela's weibliche Eitelkeit zu wecken, um diese zur Waffe gegen sie gebrauchen zu können — eine Waffe, welche in geschickter Hand fast unfehlbar wirkt. Gewiß dieser Priester glühte für das junge Weib in verzehrender, verbrecherischer Liebe, während sie keine Ahnung besaß, wie nahe ihr der Verderber war. Manuela sollte ihre Reize bewundern lernen, um die unheilige Bewunderung des Pater Isidor nur erst verstehen zu lernen; sie sollte es lernen, sich als eine herabgewürdigte Magd ihres Gemahls zu betrachten, um sich empört gegen den eifersüchtigen Hüter eines Schatzes, gleich ihrer Schönheit, zu empören.

Martigues betheuerte indeß, daß er unglücklich sei, schon in einigen Wochen nach Vera-Cruz zurückkehren zu müssen und Pater Isidor sagte:

„Excellenza wird am besten wissen, ob sie Don Felipe's Wunsch berücksichtigen will."

„Die Erfüllung meines Gebets wird ihn zum glücklichsten Sterblichen machen," sagte Manuela „und mein Gelübde habe ich ja nur geleistet, damit diese Erfüllung mir von der Madonna gewährt wird."

Isidor sann einige Augenblicke.

„Die Missionsstunden müßten zu einer spätern Tageszeit gehalten werden," murmelte er, „damit Sennor Martigues unbemerkt in's Schloß kommen kann, um in meiner Gegenwart und derjenigen Josita's seine Zeichnungen zu machen."

(Schluß folgt.)

Album der Poesieen.

Nr 5.



Kaiser Karls des Großen Schaafpelz.

Nach Ingelheim zur Weihnacht in seine Pfalz am Rhein
Lädt König Karl die Ritter der Tafelrunde ein,
Die gegen die Lombarden jüngst siegreich sich geschlagen,
Will er nun gut bewirthen in diesen Wintertagen.

Sie kommen mit ihren Frauen, ein schön geschmückter Zug,
Die Herrn in welschen Schauben von Seide und feinem Tuch,
Mit zartem Pelz gefüttert, gar köstliche Gewande,
Die venetian'sche Schiffe geholt aus der Levante.

Die Paladine haben in Mailand wälsche Tracht
Gesehen und bewundert und fleißig nachgemacht.
Sie kauften sich die Schauben von der lombard'schen Beute
Und gehn darin zu Hofe als sehr geputzte Leute.

Seit ihrer Heimkehr grüßen die Herrn zum ersten Mal
Den jugendlichen König daheim und sein Gemahl.
Im derben tuchnen Wamse steht Karl und ihm zur Seite
Die Königin, die holde, im schlichten wollnen Kleide.

Sie hat nicht nur ihr eig'nes, sie hat auch sein Gewand
Gesponnen, gewebt, geschneidert mit ihrer hohen Hand;
Sie hat mit Scheer' und Nadel für ihn und ihre Kinder
Schaafpelze angefertigt zum Schutze vor dem Winter.

Der junge König lächelt ob all dem Glanz und Prunk
Und beut den Paladinen vergnügt den Ehrentrunk.
Er ist gleich einem Knechte der Ritter anzuschauen
Und die Frau Königin gleichet der Magd der Ritterfrauen.

Doch wer die edlen Formen des hohen Haupts erwägt,
Der sieht der Herrschaft Stempel auf seine Stirn geprägt,
Und wer ihn auch nicht kennte, der würd' es dennoch wissen,
Daß ihm die tapfern Recken hier all gehorchen müssen. —

Am Morgen Karl entbietet zur Jagd die Kämpen all;
Da reiten sie zusammen zu Wald bei Hörnerschall,
In ihren wälschen Schauben die Hofherrn und die Ritter,
Der König in der Kutte, dem Pelz vom deutschen Widder.

Wild braust der Sturm im Forste, dicht fallen Schnee und Eis;
Die Paladine frieren, dem König wird es heiß.
Er hängt den Pelz zur Seite, wober die Winde rasen
Und läßt mit stillem Lachen die Höener lustig blasen.

Der Eber bricht durch's Dickicht, ihm nach durch Busch und Dorn
Der König und sein Gefolge mit Armbrust, Spieß und Horn.
Bald an den Dornen hängen die feinen wälschen Fetzen;
Ganz bleibt dee Pelz des Königs. Das ist ihm zum Ergötzen.

Der Schnee fällt immer feuchter, die Ritter werden naß.
Der König reitet trocken fürbaß ohn' Unterlaß
Bis daß das Wild getroffen am Waldessaum sich wälzet,
Und rings der Schnee von Blute geröthet wird und schmelzet.

Der Jagdzug geht zu Thale, vorab das wilde Schwein.
Herr Karl kehrt mit den Rittern in eine Mühle ein,
Da läßt er in den Ofen einfeuern tücht'ge Blöcke,
Daß sich die Jäger wärmen und trocknen ihre Röcke.

Indeß sie Imbiß nehmen und trinken firnen Wein,
Die nassen Schauben schrumpfen am heißen Ofen ein;
Der derbe Pelz des Königs behält die Foem, die alte,
Als wär' ihm nichts begegnet im rauhen Bergeswalde.

Am hellen Tage kehren mit Beute Mann und Roß
Im lustigen Hörnerklange zum Ingelheimer Schloß,
Der König ganz und heiter, die Ritter baß verdroßen
In Schauben, die zu eng sind, zerrissen und verschossen.

So kommen sie zu Hofe und gehen zum Bankett,
Ach, heute so unsauber und gestern noch so nett!
Die Frauen lachen weidlich. Was hilft's! Auch gute Miene
Zum bösen Spiele machen die edlen Paladine.

Der König nimmt den Becher und spricht: „Thut mir Bescheid!
Es lebe deutsche Sitte! Es lebe deutsches Kleid!
Die schützen Herz und Magen, die wahren Haupt und Glieder
Und halten in der Kälte und in der Hitze wider."

Ludwig Storch.

Nahrungsmittel.

Milch! Milch! Milch!

Die Milch ist weißes Blut nicht mit Unrecht zu nennen, denn sie gleicht diesem in ihrer Zusammensetzung fast ganz und ist, außer dem Blute selbst, für uns der einzige Nahrungsstoff, welcher für sich allein, auch wenn wir daneben kein anderes Nahrungsmittel genießen, den Stoffwechsel (das Leben) in unserm Körper gehörig zu unterhalten vermag, und zwar deshalb, weil die Milch alle diejenigen Bestandtheile in sich enthält, aus welchen unser Körper zusammengesetzt ist (s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 32 u. 39). Für den Säugling ist die Milch geradezu unentbehrlich; dem Erwachsenen kann sie aber ebenso wohl als Speise wie als Getränk gelten und deshalb wird sie auch beinahe von allen Völkern vorzugsweise gern genossen. Nur die Garrow's und Nagah's, halbwilde Stämme in Hinterindien, sowie die Cochinchinesen, sollen die Milch als ein unreines Nahrungsmittel verabscheuen.

Die Milch ist eine in den Brustdrüsen weiblicher Säugethiere abgesonderte Flüssigkeit, welche sich undurchsichtig und von weißer Farbe, bisweilen aber bläulich oder gelblich gefärbt, ohne Geruch und von schwach süßlichem Geschmacke zeigt. Am meisten wird von Menschen die Milch gezähmter, kräuterfressender Thiere, namentlich der Kühe, Ziegen und Schafe benutzt, jedoch genießen manche Völker auch die Milch der Stute und Eselin, des Kameels, Dromedars, Rennthiers und Lamas. Alle diese Thiermilchen unterscheiden sich nun aber ebensowohl unter einander, wie von der des Menschen dadurch, daß die verschiedenen Milchbestandtheile in verschiedener Menge darin vorhanden sind. — Bleibt die Milch einige Zeit in Ruhe stehen, so bildet sich auf ihrer Oberfläche eine dicke, gelbliche, fettige Schicht, der sogenannte Rahm oder die Sahne, während die darunter befindliche Flüssigkeit dünner und bläulich wird. Nach etwas längerem Stehen (besonders in der Wärme und bei Gewittern) wird die Milch sauer und gerinnt (wird zu einer dicken, fast breiigen Flüssigkeit); das Dünnflüssige zwischen und über den Gerinseln schmeckt sauer und wird Molken genannt, das Geronnene ist der Quark, Käse.

Die chemisch-mikroscopische Untersuchung der Milch ergibt, daß dieselbe vorzugsweise aus Wasser besteht, in welchem als die hervorstechendsten Substanzen eine eiweißartige Materie, nämlich der Käsestoff oder Casein (s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 39) und der Milchzucker aufgelöst sind; neben welchen Stoffen sich dann noch die auch im Blute vorkommenden Salze (besonders phosphorsaurer Kalk und Kochsalz) und Eisen vorfinden. In dieser klaren Auflösung von Käsestoff, Milchzucker und Salzen schwimmen unzählige, nur durch das Mikroscop wahrnehmbare Kügelchen, welche Milch- oder Butterkügelchen genannt werden und der Milch ihre Weiße und Undurchsichtigkeit geben. Sie sind es, welche ihrer Leichtigkeit wegen beim Stehen der Milch sich oben auf als Rahm sammeln und die Butter geben, denn sie bestehen aus einem Bläschen, in dem sich Butter befindet. Sonach sind die Hauptbestandtheile der Milch: Käsestoff, Fett (Butter), Milchzucker, Salze und Eisen; das Mengenverhältniß dieser Stoffe zu einander ist in den verschiedenen Milcharten verschieden und ändert sich auch in Etwas nach dem Genusse von verschiedenen Nahrungsmitteln. Die Kuhmilch ist reich an Käsestoff, fester Butter und Salzen; die Schafmilch enthält etwas weniger Käsestoff und Butter, aber etwas mehr Milchzucker als die Kuhmilch; die Ziegenmilch gleicht fast ganz der Schafmilch; die Eselsmilch ist weit ärmer an Käsestoff und Butter als Kuhmilch, dagegen weit reicher an Milchzucker; die Stutenmilch enthält sehr wenig Käsestoff, dagegen sehr viel Fett und viel Milchzucker; die Kameelmilch soll ihres Fettreichthums wegen sehr dick sein, salzig-bitter schmecken und vor dem Genuß mit Wasser verdünnt werden; die Rennthiermilch ist sehr fetthaltig und soll im Winter einen unangenehmen talgigen Geschmack haben. Die Frauenmilch ist mehr bläulichweiß als die Kuhmilch und schmeckt süßer als dieselbe, sie säuert weniger leicht, als andere Milch und beim Gerinnen wird sie nicht so dicht und fest; sie ist weit reicher an Milchzucker, aber ärmer an Käsestoff, Butter und Salzen als die Kuhmilch. Der Frauenmilch am ähnlichsten ist die Eselsmilch. Will man Kuhmilch der Frauenmilch ähnlich machen, so muß erstere nicht blos mit Wasser verdünnt werden, sondern es ist dieser Verdünnung auch noch Rahm (Butter) und Milchzucker zuzusetzen (s. später bei Behandlung des Säuglings). Nach einigen Untersuchungen soll die Milch von Brünetten reicher an Käsestoff, Zucker und Butter sein als die von Blondinen.

Was den Einfluß der Nahrungsmittel auf die Beschaffenheit der Milch betrifft, so lehren Versuche, daß derselbe unläugbar ist, daß fettreiche Nahrung und Ruhe den Buttergehalt vermehren, daß bei vegetabilischer Kost die Milch reicher an Butter und Zucker, bei reichlicher, gemischter, besonders eiweißreicher Nahrung, reich an Käse und Butter wird. Bei stillenden Frauen fand sich, daß die Milch während der Dauer des Säugens allmälig Veränderungen erleidet; denn während der Buttergehalt sich ziemlich gleich bleibt, nimmt im Verlaufe des Stillens entsprechend dem Wachsthume des Säuglings der Käsegehalt zu, während der Milchzucker sich allmälig vermindert. Dies ist beim Aufziehen kleiner Kinder ohne Amme wohl zu berücksichtigen. —

In welcher Weise die Milch durch Krankheiten, Arzneistoffe und Gemüthsbewegungen verändert wird, ist noch nicht erforscht, doch darf eine kranke (besonders brustkranke) und Arznei nehmende Mutter oder Amme nie stillen und die Kuh, von welcher ein Säugling die Milch erhält, sollte stets genau untersucht werden (vorzüglich schwindsüchtiger Lungen wegen). Eine Thatsache ist, daß die Farbe der Milch nach dem Genusse gewisser Pflanzen eine besondere Färbung annehmen kann; so wird sie beim Füttern mit Safran gelb, mit Färberröthe roth, bei indigohaltigen Gewächsen blau; durch bittere Kräuter erhält auch die Milch einen bittern Geschmack, und würzige Kräuter machen den Geruch derselben aromatisch; Jod geht sehr schnell in die Milch über.

Das Sauerwerden und Gerinnen der Milch, welche längere Zeit an der Luft gestanden hat, beruht auf der Bildung von Milchsäure aus dem Milchzucker, in Folge der Verbindung des atmosphärischen Sauerstoffs mit dem Zucker. Diese neugebildete Milchsäure verbindet sich nämlich mit dem Natron (zu milchsaurem Natron), welches den Käsestoff aufgelöst erhielt, und so wird dieser nun als feste Substanz (Gerinnsel) ausgeschieden. Ein Theil des Käsestoffs bleibt aber in der sauren Milch gelöst und dieser hat dem Namen Zieger erhalten. Es läßt sich übrigens das Gerinnen der Milch (die Ausscheidung des Käsestoffs) auch dadurch künstlich bewerkstelligen, daß man derselben den sauern Laabmagen (des Kalbes) oder saure Stoffe (Weinstein, Tamarinden) zusetzt. Verhindert kann dagegen das Gerinnen auf die Weise werden, daß man die Milch soviel als möglich von der atmosphärischen Luft entfernt hält und öfters abkocht, wodurch die Luft aus der Milch herausgetrieben wird. Etwas wirkt auch die während des Kochens auf der Milch sich bildende Haut conservirend, insofern sie den Zutritt der Luft beschränkt. Solche oft abgekochte und lange aufbewahrte Milch ist durchaus nicht schlechter als andere und enthält nur etwas weniger Wasser als frische Milch, weil dieses zum Theil beim Kochen verdampft ist. Außerdem läßt sich das Sauerwerden der Milch verhüten und aufhalten durch Zusatz kleiner Mengen kohlensauren Natrons. Saure oder dicke Milch unterscheidet sich übrigens von frischer Milch nur dadurch, daß in jener ein Theil des Milchzuckers in Milchsäure verwandelt ist, in einen Stoff, der dem menschlichen Körper ebenso dienlich ist, wie der Milchzucker. — Molken oder Schotten nennt man diejenige Flüssigkeit, welche nach dem Abrahmen und Gerinnen der Milch zurückbleibt; man bezeichnet sie als natürliche oder künstliche Molken, je nachdem die Milch entweder beim längeren Stehen durch den Sauerstoff der Luft oder durch Zusatz von Saurem zur Gerinnung gebracht wurde. Es besitzen sonach die Molken von den nahrhaften Bestandtheilen der Milch, (nämlich Käsestoff und Butter) äußerst wenig, wohl enthalten sie aber die Salze der Milch, die Milchsäure und noch etwas Milchzucker. Jedenfalls ist sonach Milch weit nahrhafter, als Molken. — Die blaue Milch der Kühe verdankt ihre Farbe Infusions-Thierchen oder niedern Pflanzen (Schimmel). — Buttermilch heißt der nach Entfernung des Fettes (nach dem Buttern) zurückbleibende und etwas säuerlich gewordene Theil der Milch, welcher noch aus Käsestoff, Milchzucker und Milchsäure, den Milch-Salzen und nur sehr wenig Fett besteht.

Die Nahrhaftigkeit und Verdaulichkeit der Milch ist nach ihrem verschiedenen Gehalte an Käsestoff und Butter etwas verschieden. Je mehr sie nämlich von diesen beiden Substanzen enthält, desto nahrhafter, aber um so weniger leicht verdaulich ist sie, während umgekehrt eine käsestoff- und butterarme Milch sehr leicht verdaut wird, aber nicht sehr nahrhaft ist. Auch kommt dabei noch sehr viel auf die Beschaffenheit des Käsestoffes und des Fettes (der Butter) an; es handelt sich darum, ob der erstere zu einer festeren oder lockerern Masse gerinnt und ob das Letztere ein flüssigeres oder ein festeres Fett ist. Sodann hat ferner noch die Beschaffenheit des Magens und Magensaftes großen Einfluß auf die Verdauung der Milch. Denn innerhalb des Magens gerinnt in Folge der Einwirkung des sauren Magensaftes die Milch und es bilden sich dabei nach der Menge und Gerinnbarkeit des Käsestoffs größere oder kleinere, festere oder weichere Käse, welche dann vom Magensafte durchzogen und allmälig, wenigstens theilweise wieder flüssig gemacht werden müssen. Sind diese Quarkstückchen groß, fest und von viel Butter umgeben oder durchzogen, so kann der wässerige Magensaft nicht gehörig in dieselben eindringen und eine richtige Auflösung bewerkstelligen. Der Zusatz von kohlensaurem Natron oder eines diese Substanz enthaltenden Mineralwassers zur Milch, scheint den Käsestoff derselben verdaulicher zu machen, sowie auch das Entfernen eines Theiles der Butter die Milch besser verdauen läßt. Um zu verhüten, daß sich zu große Käse im Magen bilden, muß man beim Milchtrinken zugleich Brot u. dgl. genießen, weil durch die Brotstückchen der gerinnende Käsestoff zertheilt wird und nur kleinere Gerinnsel bildet. Daß beim Milchgenuß häufig abnorme Säurebildung beobachtet wird, erklärt sich aus der Leichtigkeit, mit welcher der Milchzucker in Milchsäure übergehen kann, zumal wenn die Aufsaugung im Magen verlangsamt ist. — Sonach gehört die Kuhmilch nicht zu den sehr leicht zu verdauenden, wohl aber, wenn sie käse- und butterreich ist, zu den nahrhaftesten Nahrungsmitteln; deshalb ist auch einem schwachen, kranken Magen kräftige Fleischbrühe und flüssiges Ei (Eiweiß und Dotter) weit mehr zu empfehlen als Milch. Vorzüglich muß nun aber bei kleinen Kindern, welche mit Kuhmilch aufgezogen werden, auf die Beschaffenheit und Zubereitung dieses Nahrungsstoffes die gehörige Rücksicht genommen werden, so wie auch die Art der Ernährung stillender Mütter oder Ammen nicht ohne Bedeutung für die Milchabsonderung ist (wovon später).

NB. Wem der Geruch übergelaufener und verbrannter Milch so unangenehm wie dem Verfasser ist, der lasse sich einen schweren schüsselartigen Deckel auf seinen Milchtopf machen, aus dessen Mitte ein kleines trichterförmiges Rohr aufsteigt und in dessen Boden mehrere Löcher befindlich sind. Die nach dem Zerplatzen der Haut herauslaufende Milch steigt hier durch das Rohr in die Höhe, stürzt oben heraus und auf den schüsselförmigen Deckel herab, und kehrt durch die Oeffnungen desselben in den Topf zurück. So bleibt sie alsdann ungerochen, die Nachlässigkeit des Dienstmädchens beim Milchabkochen. B.

Reisbau und Reisbauer in Java.

Von F. Gerstäcker.

Am 11. Januar Morgens ritt ich mit Herrn Blumenberger, der in Geschäften nach Batavia gekommen war, nach Tjiramingis hinauf. Gerade mit Sonnenaufgang verließen wir die letzten Landhäuser, und einen schmalen Fuß- oder Reitpfad annehmend, der durch eine weitläufige Cocosgartenanpflanzung führte, erreichten wir die freien Reisfelder, durch die ein enger Weg, bald durch, bald an Gräben hin, jetzt über eine Strecke hohen trocknen Landes, jetzt wieder durch niedere sumpfige oder künstlich überschwemmte Gegenden führte.

Es war ein wunderherrlicher Morgen, die Gipfel der schwankenden im Winde rauschenden Cocospalmen, des schönsten, stolzesten Baumes, den die Tropenwelt geschaffen, glühten von den ersten Strahlen der jungen Sonne geküßt — über das niedere Land zogen noch dünne duftige Nebelstreifen, hier sich wie zum Spiel um eine hohe Gruppe dunkellaubiger Manga's sammelnd, dort, von irgend einem Luftstrom erfaßt, wie ein Milchbach rasch ein enges Thal hinabfließend. Hier herrschte auch Leben in der Flur; dann und wann flog zwitschernd und scherzend ein muntrer Schwarm von buntgefiederten Reisvögeln in die niedern, die Felder umwachsenden und den Weg hier und da begrenzenden Büsche, wenn ein Ulang-Ulang vielleicht, dicht über ihnen wegstreichend, sie aufgescheucht hatte von ihrem Morgenschmauß. An den feuchten Ralnen saßen kleine weiße ernsthafte Kraniche und schauten neugierig in das zu ihren Füßen leise quillende Wasser nieder, und über ein dann und wann trockenes Feld schritt wohl ein langbeiniger Bangun, eine Art Storch mit riesig dickem Schnabel und schwerfälligem Kopf, sich mühsam rechts und links nach den vorbeispringenden Pferden umschauend, ob sie ihn nicht auch etwa in seinem Morgenspaziergang stören und ihm die schöne Frühzeit verderben wollten.

In den Reisfeldern wurde es ebenfalls lebendig, Schaaren von Mädchen kamen aus den einzelnen Baumgruppen, in denen

versteckt ihre Hütten lagen, heraus, ihr mühsames Tagewerk mit Pflanzen zu beginnen, und hier und da schlenderte langsam ein junger Bursch mit seinen beiden Karbauen heran und in den Schlamm der noch nicht zugerichteten Felder hinein, zu pflügen oder zu eggen.

Der Reis ist die Hauptnahrung nicht allein des Javanen, sondern fast aller indischen Völker, und der Reisbau deshalb eine ihrer wichtigsten, nothwendigsten Beschäftigungen.

Man baut hier auf Java zwei Arten von Reis, den nassen und trocknen. Das hauptsächlichste Handelsprodukt liefert der naßgebaute Reis, die Eingeborenen ziehen dagegen für ihren eigenen Bedarf den trocken gezogenen — und unter diesem wieder den rothen Reis vor, der nahrhafter und wohlschmeckender sein soll, als der andere, aber nicht so verkäuflich ist wie dieser, deshalb bauen sie den trocknen fast nur zu ihrem eigenen Bedarf. Einzig und allein dürfen sie sich aber auch nicht auf ihre trockenen Felder, die in der Anlage mit unsern Waizenfeldern Aehnlichkeit haben, verlassen, denn eine sehr trockene Jahreszeit könnte ihnen leicht eine Mißernte bringen, während der andere, durch lebendige Quellen und Ströme bewässert, weniger oder doch nicht so allein, von dem Regen abhängig ist.

Die hauptsächlichste und mühsamste Arbeit beim nassen Reis, d. h. solchem, der nicht allein im Wasser gepflanzt wird, sondern auch fast bis zur Reife mit den Wurzeln unter Wasser gehalten werden muß, ist jedenfalls die Herstellung der Felder selber, die vollkommen eben angelegt, und einzeln mit Rändern oder Rainen umgeben sein müssen, um das Wasser sowohl darin zu halten, als auch gleichmäßig zu verbreiten. Natürlich findet sich in diesen bergigen oder auch nur wellenförmigen Ländern selten eine Strecke Land, selbst nur von einem Acker groß, deren Fläche vollkommen wagerecht wäre, oder mit nur einiger Mühe dahin gebracht werden könnte. Die natürliche Folge davon ist denn, daß die Felder sehr klein angelegt und lieber mehrere tiefer und tiefer laufende Abtheilungen oder Schichten gegraben werden müssen, um das Wasser nach allen Seiten gleichmäßig verbreiten und benutzen zu können.

Um diese Felder zu ebnen und aufzuhacken, gebrauchen die Javanen eine breite, und wenn man sie so von weitem ansieht, scheinbar sehr schwere Hacke; der Javane hat aber viel zu viel Liebe für seine eigenen Gliedmaßen, als daß er sich wirklich mit schweren Werkzeugen nur irgendwie einlassen sollte. Die Hacke besteht aus dem leichtesten Holz, mit einem Stiel, den man ohne die geringste Mühe zwischen den Händen — nicht einmal vor dem Knie — durchbrechen könnte, und nur vorn an der Schneide liegt ein dünner, sehr dünner und schmaler langer Stahl, um dadurch dem Werkzeug doch eine Schneide zu geben. Das sämmtliche Eisen an der ganzen Hacke wird nicht über ein Viertelpfund wiegen.

Ist das geschehen und von abgeschlagenem Rasen ein etwa Fuß hoher und ebenso breiter Damm oder Rand um dasselbe gelegt, dann wird das Feld gepflügt. Ich glaube aber, sie lassen schon vor dem Pflügen Wasser hinein, um diese Arbeit leichter in dem sonst wohl etwas schweren Boden verrichten zu können, und geben erst mit dem Pflug hinein, wenn sie die Erde in eine Art Schlamm verwandelt haben. Sehr oft sah ich sie wenigstens in solchem Schlamm, aber nie in trockenem Grunde, ausgenommen in den zu trockenem Reis bestimmten Feldern pflügen.

Haben sie den Boden gehörig aufgerissen, so kommt die Egge hinein — ein schwerfälliges Instrument, nicht wie unsere Eggen, sondern nach Art der Cultivatoren gebaut, und nur aus zwei Schenkeln bestehend, die vorn zusammenlaufen und ziemlich einen rechten Winkel bilden. In diesen stecken zehn oder zwölf starke hölzerne und etwas zugespitzte Zähne, und um dem Ganzen noch etwas mehr Schwere zu geben, und die Zähne tiefer in den Schlamm hineinzudrücken, setzt sich der junge Bursch, der die Karbauen gewöhnlich treibt, sehr häufig oben auf seine Egge drauf und läßt sich in dem Brei spazieren fahren.

Was die Saat des Reis anbetrifft, so geschieht die erst in besonders dazu hergerichtetem Feld, wie wir z. B. in Deutschland den Kraut- oder Kohlsamen säen. Er schießt dort dicht, Halm an Halm gedrängt enger und wird nur, sobald er die gehörige Reife erreicht hat, herausgenommen und büschelweis, d. h. immer drei, vier oder fünf Halme zusammen, von Menschenhänden in die nassen, unter Wasser stehenden Felder gepflanzt. Diese Arbeit besorgen fast allein Mädchen, ich habe wenigstens nie Knaben damit beschäftigt gesehen; sie nehmen sich eine tüchtige Hand voll der kleinen Pflanzen und drücken sie einzeln, ohne weiter ein Loch dazu bohren zu müssen, wie das bei den Krautpflanzen in trockenen Feldern der Fall ist, in den weichen Schlamm in ziemlich regelmäßigen Entfernungen und Reihen ein.

Von jetzt ab haben sie weiter nichts mit dem Reis zu thun, bis er reif ist, als einmal vielleicht, nach einigen Wochen durchzugehen und das dazwischen wuchernde Gras und Unkraut auszuziehen. Die Arbeit ist aber in sofern, obgleich nicht sehr hart, doch unangenehm und beschwerlich, da die Pflanzenden den ganzen Tag in dem fast Fuß tiefen Schlamm und in der heißen, durch nichts abgehaltenen Sonnenhitze, gebückt umhersteigen müssen.

Solche frisch angepflanzte Felder mit ihren hellgrünen, fast durchsichtigen Reispflänzchen, haben ein höchst freundliches Ansehen, und wo besonders in den einzelnen Abdachungen ältere und dadurch dunkler gewordenen Gesache, wie man fast sagen könnte, mit diesen abwechseln, thun die verschiedenen oft wie in regelmäßigen Zeichnungen ausgestreuten Farben dem Auge unendlich wohl.

Das Schneiden des Reises bewerkstelligen sie auch auf eine ganz eigene Art; die Frauen, welche diese wieder meist allein besorgen, haben eine besondere Art von Messern oder Instrumenten dazu, womit sie jeden Halm einzeln abknipsen, es geschieht dies aber mit einer solchen Uebung und Gewandtheit, daß sie doch eine sehr bedeutende Strecke in einem Tag beendigen sollen. Die reifen Halmen werden mit dem Stroh etwa fünfviertel Fuß lang abgeschnitten und in kleine starke Büschel gebunden, die sie dann, die Aehren herunterhängend, zu Markte tragen.

Eine Hauptnoth haben die Javanen aber von der Zeit an, wo der Reis zu reifen anfängt und eine wahrhaft unzählbare Schaar von Reisvögeln, seinem grimmigsten Feinde, oder vielmehr liebstem Freunde, herbeilockt. Dann muß die ganze junge Bevölkerung auf die Beine, und von früh bis spät mit allerlei entsetzlichen Lärminstrumenten und Scheuchmaschinen thätig sein.

Eine besondere Art dieser letzteren, die ich vorzüglich auf dem Wege von Batavia nach Buitenzorg sah, besteht darin, daß in gewissen Entfernungen in den Reisfeldern kleine, auf hohen Baumstangen ruhende Hütten oder vielmehr Körbe, mit einem Schutzdach gegen Sonne und Regen errichtet sind, in denen Knaben von sechs bis zehn Jahren auf der Lauer sitzen. Von diesen Körben aus, wo sie jeden Theil der in ihrer nächsten Umgebung liegenden Felder leicht übersehen und überwachen können, geben aus Cocosnußfasern dünn gedrehte Seile nach den verschiedenen Theilen und stehen dort mit einem aufgesteckten Cocosblatt oder sonst einem vorragenden, leicht beweglichen Gegenstand in Verbindung. Lassen sich nun irgendwo in ihrem Bereich Reisvögel oder sonst dem Getreide nachtheilige Thiere blicken, so ziehen sie nur einfach in etwas raschen Zuckungen an der dort hinausführenden Schnur, und die scheuen Thiere fliehen, sobald sie sich so ganz urplötzlich etwas anscheinend Lebendes in ihrer Nähe bewegen sehen, rasch in's Weite.

Wo sie diese Hütten nicht haben, laufen die Jungen mit wahrer Todesverachtung den ganzen Tag mit riesigen Schnurren in den Feldern herum, die sie von nur einem etwas gebogenen Bambusstab anfertigen und die ein schmähliches Geräusch machen. Aehnliche Instrumente befestigen sie auch auf hohen Bambusstangen und überlassen den Lärm dem Winde, der sich auch gewöhnlich ein Vergnügen daraus macht, ihnen zu willfahren. Den größten Spektakel aber und einen wahren Heidenlärm, der genau wie das tolle Brüllen eines wildgewordenen Stieres klingt, und den meisten Effect auf die Reisdiebe hat, weil er nicht in einem fort tönt, sondern nur manchmal in unregelmäßigen Zwischenräumen und wie ihn gerade der Wind faßt, einsetzt, dann aber auch mit einer Kraft, daß ich selber schon zusammengefahren bin, wenn ich mich gerade unter solch einer Reisklapper befand, ohne sie früher beachtet zu haben, macht ein etwas abgeschorenes Cocospalmblatt, das gerade so aufgesteckt wird, daß der Wind schräg in die starren emporrankenden und aneinanderschlagenden Blattabtheilungen oder Zweigblätter hineinweht. Mag er dabei so stark blasen wie er will, er wird nie aus solchem Blatt ein gleichmäßiges Geräusch herausbringen können. Sobald es nur ein klein wenig aus der nöthigen Richtung tritt, muß der tönende Lärm aufhören, der aber augenblicklich und zwar mit voller Stärke wieder einsetzt, sobald es wieder die frühere Stellung annimmt.

Die Reisscheunen sind kleine eigenthümlich geflochtene Gebäude, vielleicht zehn bis zwölf Fuß hoch, acht Fuß lang und sechs bis sieben Fuß breit, nach unten etwas spitz zulaufend und mit hölzernen Füßen, wie ein richtiger Tragkorb. Sie können, wenn sie leer sind, leicht von einem Ort zum andern gewechselt werden und stehen wenn aufgestellt, mit diesen Füßen immer auf untergelegten Steinen. Das Dach ist ebenfalls von Bambusgeflechten und gewöhnlich mit den schwarzen Fasern der Arenpalme gedeckt.

Bei dem Reis darf ich aber auch nicht vergessen, des nützlichsten und von den Eingeborenen ungemein geschätzten Karbau, oder besser Malayisch, Karbo Erwähnung zu thun.

Diese Karbo's oder Büffel gehören gewissermaßen mit zu einer javanischen Familie, und so sehr der Javane das Schwein, als ein unreines Thier, verabscheut, so zärtlich liebt er den schmierigen, fast stets mit Schlamm bedeckten Karbo, mit dem der Knabe gewissermaßen aufwächst und in die Schule geht. Schon das Aussehen dieser Thiere ist merkwürdig — sie haben fast gar keine Haare und eine Art Elephantenhaut, die nur in der Farbe wechselt, denn manche sind grau wie jene, andere aber auch wieder, und ein fast ebenso großer Theil vollkommen fleischfarben, weshalb sich einige Deutsche hier neulich ein Vergnügen daraus gemacht haben, einem gerade anwesenden Schiffscapitain weiß zu machen, diesen Karbos würde jedes Jahr die Haut abgezogen, weshalb sie auch keine Haare hätten und einen Theil im Jahr noch fleischfarben und den andern dann wieder grau aussähen. „Es ist wunderbar", war Alles, was er sagen konnte.

Ihre Hörner, die oft eine unverhältnißmäßige Größe erreichen, biegen weder zurück noch vorwärts, sondern stehen in gerader Linie mit dem Vorkopf, so daß man, wenn man ein Lineal fest von der Nase über die Stirn des Thieres weglegt, die nach oben wieder zusammenlaufenden Spitzen der Hörner dadurch ebenfalls berühren würde. Da sie die Nase fast immer vorgestreckt halten, so liegen die Hörner dadurch natürlich vollkommen zurück, und es giebt ihnen das mit den kleinen Schweinsaugen und dem halboffenen Maul ein wirklich rechtswidrig dummes Gesicht.

Die Thiere sind aber gar nicht so dumm und wissen sich wohl recht gut, wenn das nur irgend ausführbar ist, von Arbeit und Quälerei wegzudrücken. Ueber dieselben haben nun gewöhnlich die Knaben die Oberaufsicht und es ist merkwürdig, was für eine gegenseitige Zuneigung zwischen den Beiden aufwächst. So wenig sich der Javane aus einem Pferd macht, und so sorglos und ohne Abwartung er dasselbe, selbst nach starkem Ritt laufen läßt, so äußerst ängstlich geht er dagegen mit diesen plumpen Geschöpfen um, und die Jungen sind ewig beschäftigt, sie in die Schwemme zu führen und abzuwaschen; was nebenbei gesagt, eine so nutzlose als undankbare Arbeit ist, da die Thiere sich kaum rein abgestriegelt und gespült fühlen, als sie auch schon wieder mit einem grenzenlosen Wohlbehagen im Schlamm liegen, und mit ihren schaufelartigen Schnauzen das kühlende, natürlich dickschmutzige Wasser sich über den Rücken werfen.

In dem Schlammwasser aber, wie draußen zur Weide gehend oder zu Hause ziehend, liegt der Knabe, der die Aufsicht über die Thiere hat, mit dem Bauch auf seinem Lieblingsbüffel, streckt die dünnen braunen Beine hinten in die Höh', und jauchzt vor Lust und Vergnügen. Jemehr verschiedene Gespanne zusammen sind, desto größer ist die Freude, gehen sie dicht gedrängt, so wälzt sich das fröhliche Völkchen oft von einem zum andern, ohne daß sich die geduldigen Thiere auch nur im mindesten ungeberdig darüber zeigten; selbst beim Grasen bleiben sie eben liegen und manchmal sehr zum Aerger eines kleinen, spechtartigen Vogels, den die Balinesen Tjulik nennen (der malayische Name ist mir entfallen) und der sich ebenfalls, wenn der junge Javane einmal absteigen sollte, am liebsten auf dem Rücken des Karbo's aufhält, und ihm das Ungeziefer absucht, womit Karbo ebenfalls vollkommen einverstanden ist.

Die unbepflanzten Reisfelder sind mit ihrem Schlamm eine wahre Erholung für diese Thiere, so lange sie nämlich nicht darin pflügen und eggen müssen, und sie wälzen sich förmlich ganze Tage lang aus einem in's andere.

Eine anstrengende Arbeit hat der Karbo oder Büffel übrigens im Karrenziehen, was nach dem Reisbau eine der bedeutendsten Beschäftigungen für ihn ist. Auf oder vielmehr an der Hauptstraße — denn neben den Hauptchausseen läuft noch ein Nebenweg, stets zerfahren und aufgewühlt, der nur für die Ochsenkarren der Javanen bestimmt ist — begegnet man oft ganzen Zügen von zwanzig bis fünfzig zweirädrigen Karren, die sich quietschend und schreiend auf den holprigen, schlammigen Straßen dahinwälzen, während doch daneben ein Weg geht, auf dem sie sich mit Leichtigkeit fortbewegen könnten, den sie aber nicht betreten dürfen. Die Karren selber sind leicht genug, von Bambus stark geflochten und mit einem eben solchen Bambusdach, wie zwei zusammengestellte Kartenblätter der Form nach, gedeckt. Vorn hängt, wahrscheinlich der Melodie wegen, eine Glocke, denn die Javanen halten ungemein viel von solch eintöniger, schreiender Musik. Das Gekreisch dieser Wagen ist nämlich entsetzlich, die Räder sind, vielleicht vier bis fünf Zoll dick und etwa vier Fuß im Durchmesser, aus grobem Holz geschlagen, und werden natürlich nie geschmiert, so daß man sie oft Meilen weit hören kann. Ganz in der Nähe hat selbst dies Gequietsche aber, mit seinen theils hoch, theils tief gestimmten Rädern eine Art Melodie, für die die Javanen jedenfalls Gehör haben und auch ein gewisses Interesse empfinden müssen. Im Lande wurde eine Anecdote von einem Orang gunung oder Bergmenschen erzählt, der zum ersten Male eine Harmonika spielen hörte, und auf die Frage, ob ihm die Musik gefalle, zur Antwort gab: „Ausgezeichnet — es klingt beinah so wie unsere Wagen."

Diese Karren fahren sämmtliche im Lande gezogenen Produkte in die nächsten Städte oder nach den Küsten hinunter, und die Karbo's sind in ein Joch gespannt, das Aehnlichkeit mit dem amerikanischen hat, aber lange nicht so praktisch ist. Es besteht nur aus einem geraden, runden Stück Holz, an das der Hals der Thiere durch ein gebogenes und wieder eingeschobenes Stück Bambus oder biegsamen Holzes festgehalten wird. Weil aber das Holz oder Joch eben gerade ist, so kann der Nacken der Thiere nur gegen einen einzelnen, den mittelsten Punkt drücken, und sie sind deshalb auch gar nicht im Stande, ihre ganze Stärke dabei anzuwenden, während der eine kleine Theil ihres Körpers, gegen den das ganze Gewicht liegt, leicht ermüden und schmerzen muß. Das amerikanische Joch dagegen ist unten, nach dem Nacken des Thieres rund ausgeschnitten, so daß dieser vollkommen darin liegt und von allen Seiten gleich stark dagegen preßt, was ihnen die Arbeit ungemein erleichtert, und sie weit mehr leisten läßt.

Die Javanen haben aber außerdem noch eine eigene Manier, ihre Büffel zu leiten; sie befestigen ihnen nämlich ein dünnes Seil durch den Nasenknorpel, mit dem sie das Thier leicht führen und lenken können, besonders, wenn sie oben auf sitzen. Eingespannt, treiben sie es nur mit der Peitsche.

Unterwegs hatten wir mehre kleine Flüsse zu kreuzen, die von dem letzten Regen bedeutend angeschwellt waren. Ueber den einen kamen wir mit dort von Javanen bereit gehaltenen Canoes und ließen die Pferde hinüberschwimmen, an andern aber waren keine Canoes, und die Ufer so steil und schlammig, daß der Uebergang bei hohem Wasser eben nicht angenehm, und manchmal wohl sogar gefährlich ward. Hierüber war allerdings etwas weiter unten eine Brücke geschlagen, aber nur von Pfosten und mit geflochtenen Bambusmatten gedeckt, ohne die geringste Stütze darunter. Solche Bambusmatten halten auch vortrefflich, so lange der Bambus eben noch jung und frisch ist, wird er aber erst einmal alt, dann bricht er ungemein leicht und es ist dann für Pferde eine höchst gefährliche Passage.

Es blieb uns aber nicht gut ein anderer Ausweg, als die Brücke zu nehmen, wir mußten von zwei Uebeln das kleinere wählen, und gebrauchten nur die Vorsicht, vorher abzusteigen und die Pferde zu führen. — Es war ein häßlicher Platz — die Brücke etwa zwanzig Fuß hoch über dem Wasser, und nichts als die dünne bröckliche Matte darüber — brach ein Pferd ein, so war es verloren. — Mein Begleiter, der voran ging, kam aber gut hinüber, sein Pferd trat nur zweimal durch und fand immer wieder eine feste Stelle. Ich folgte aber nicht hinter ihm, denn die eben eingetretenen Plätze machten es nur dort noch schwieriger, hinüber zu kommen — ganz an der Seite schien mir der beste Platz. Das Pferd mochte aber wohl sehen, welche fatale Stelle es zu passiren hatte, und wollte im Anfang gar nicht hinüber; erst als es sah, daß es nicht anders ging, machte es plötzlich einen Satz und sprang, den günstigsten Fleck sich dabei aussuchend, nach vorn, während es zu gleicher Zeit mit beiden Hinterbeinen durch die Matte brach. Glücklicher Weise hatte es mit den Vorderhufen festen Halt, gerade hinter einem der Querbalken und sein volles

Gewicht auf diese werfend, gelang es ihm, die Hinterbeine wieder mit einem plötzlichen Ruck in die Höhe und zu den Vorderfüßen zu bringen — noch ein Satz und wieder krachte der trockene mürbe Bambus, diesmal aber nur an einer Stelle, das Pferd gewann wieder festen Fuß und war mit dem dritten Sprung auf dem erst später gelegten und sicheren Theil der Matten. — Wir waren glücklich hinüber, ich versprach mir aber, und wenn ich durch sechs Flüsse hindurch schwimmen sollte, nie wieder über eine solche Brücke mit einem Pferde zu ziehen.

Gegen Mittag erreichten wir eine andere Farm, wo ein Holländer Aufseher war. Dies Gut gehörte einem im Land aus gemischter Ehe geborenen sogenannten Liplap, der sich durch sein liederliches, oder vielmehr verschwenderisches Leben einen ordentlichen Namen erworben hatte. Der gute Mann verzehrte hundert und ich weiß nicht wie viel tausend Gulden jährliche Einkünfte, und stak fortwährend dermaßen in Schulden, daß ihm jetzt nun schon zum zweiten Mal Curatoren gesetzt waren, seine Gläubiger sicher zu stellen und zu befriedigen.

Er besitzt ein ungeheueres Vermögen an liegenden Grundstücken, und ich glaube auch einen Vogelnestberg, was er nicht verkaufen, und von dem er blos die Renten ziehen kann. Durch sein entsetzliches Verschwenden hat er sich aber schon solch bösen Namen gemacht, daß ihm die Leute nicht gern oder nur gegen die rasendsten Zinsen borgen, und will er Geld haben, so ist ihm auch keine Forderung zu enorm, er geht sie ein, um nur für den Augenblick wieder eine gewisse Summe in Händen zu haben. Man erzählt sich hiervon Beispiele, die an das Fabelhafte grenzen, aber trotzdem keineswegs imaginär, sondern vor Gericht belegt sind. Um 1000 Gulden manchmal zu bekommen, hat er Scheine auf 10,000 ausgestellt und das so lange getrieben, bis endlich die, welche Papiere von ihm in Händen hielten, glaubten es wäre Zeit etwas einmal zu ihrer eigenen Sicherheit zu thun. So war er vor nicht langer Zeit förmlich unter einen Vormund gestellt worden, bis all' seine Schulden, was aber bei den enormen Einkünften doch nicht lange dauerte, bezahlt waren. Jetzt war schon wieder eine solche Krisis eingetreten, und zwar auf sein eigenes Verlangen, denn er wußte recht gut, er konnte sich sonst nicht mäßigen. Diesmal aber gab er sich, komischer Weise, zugleich dabei die größte Mühe, sich selber zu betrügen und zu hintergehen, denn während sein Advokat bekannt machte, daß er nur bis zu einem gewissen Datum ausgestellte Scheine respectiren werde, stellte der Verschwender, dem indessen sein eingezogenes Leben zu lange dauerte und der wieder Geld brauchte, sich dasselbe aber auf gar keine andere Weise verschaffen konnte, selber wieder neue Wechsel aus, datirte sie aber vor den Termin.

Sonderbarerweise soll er selber sehr mäßig leben und gar nichts trinken, aber Alles in Juwelen für seine Maitressen und im Spiel vergeuden.

Nach Tisch brachen wir wieder auf, Tjivamingis noch vor dem gewöhnlich spät Nachmittags eintretenden Regen zu erreichen, und jetzt kamen wir auch, allerdings noch in circa sechs bis sieben Meilen Entfernung von Klapanunga, an dem Orte vorbei, wo in den kleinen niederen, von dem Hauptrücken des hier jedoch schon abflachenden Gebirges, auszweigenden Hügeln, die indischen Schwalben in tief in die Berge gehende Höhlen ihre eßbaren und so theuer bezahlten Nester bauen. Die Hügel lehnten an das höhere Gebirge, und es wäre nichts leichter gewesen, als von dort herüber zu kommen und ungestört die Orte zu durchwandern, doch gehörte Zeit dazu und da ich mir, eines abgehenden Schiffes wegen einen bestimmten Termin gesetzt hatte, wann ich wieder in Batavia sein wollte, wußte ich jetzt nicht, ob ich mir zwei oder drei Tage absparen könne, über den Bergrücken zu gehen, und verschob das bis zu meinem Rückmarsch.

Unterwegs kamen wir noch durch einen kleinen Farmgang, wo auch allwöchentlich ein pasar oder Markt gehalten wird — und wo wir bei einem behaglichen alten Burschen von Chinesen abstiegen, eine Tasse Thee tranken und einige eingemachte Früchte dazu aßen. Die Art wie die Chinesen Thee trinken, hat etwas Besonderes — zuerst haben sie enorm kleine Kannen und Tassen, die in einem Theebret stehen auf dem, durch das fortwährende Einschenken, schon immer eine Quantität herumschwimmt. Die kleinen Tassen werden vollgeschenkt, sowie aber der Gast nur die Hälfte davon getrunken hat, steht auch der Wirth oder die Wirthin schon da, und füllt sie wieder voll. Sie brauchen ebenfalls Zucker dazu, aber keine Milch. Ihre eingemachten Früchte sind vortrefflich und sie benutzen dazu, auf sehr geschickte Weise, Alles was ihnen nur vorkommt. Besonders zu lieben scheinen sie eine kleine Gattung wachsartiger Beeren, die sie vortrefflich zu präserviren wissen.

Von hier ab kamen wir auch schon wieder in die Hügel, die wir bis jetzt nur zu unseren Rechten gehabt, bald ritten wir durch ein freundliches Thal, bald an weiten Hügelrücken hin, auf deren Flächen grünender Radjang tjina, Bohnen, Ananas und trockene Reisfelder lagen.

Die Radjang tjina oder chinesische Radjang-Bohne wird hier ungemein viel gezogen und hauptsächlich dazu gebraucht, Oel daraus zu pressen, doch schmecken die Bohnen auch geröstet vortrefflich und sind eine Lieblingsspeise besonders der Kinder. Diese Radjang tjina ist übrigens dieselbe Frucht, die in den südlichen Thälern Nord-Amerika's unter dem Namen Erdnuß bekannt, auch manchmal nach Deutschland hinüber verschickt wird, dort aber schon meistens ranzig schmeckt. Sie werden in Reihen gepflanzt und die Nuß oder Bohne, wie sie hier genannt wird, wächst als Knoll in der Erde und hat einen vollkommen nußähnlichen Geschmack. Sie soll das Land sehr bedeutend ausziehen, wenn zwei Jahre auf ein und derselben Stelle gebaut, während sie dagegen dem Boden im ersten Jahre eher Nutzen als Schaden bringt.

Ziemlich spät am Nachmittag, und als eben die ersten Regen einsetzten, erreichten wir endlich Tjivamingis, das eine höchst freundliche Lage am Ufer eines kleinen Bergstroms und am Fuße eines gerade dicht dahinter ziemlich steil und malerisch aufsteigenden und dicht bewaldeten Berges hat. Rings von Hügeln eingeschlossen, liegt es dabei wie in einem Kessel und seine freundlichen, dicht von Fruchtbäumen überschatteten Dächer und wehenden Palmen geben ihm einen höchst lieblichen Anblick.

Der Weg führte steil und schnurgerade durch und hinunter, und die Pferde liefen was sie nur ausgreifen konnten, denn sie wußten es ging nach Hause.

Das Innere der Wohnung war übrigens ächt Indisch — ein europäischer Mann, eine chinesische Frau und ein javanisches Kind — man findet das hier im Lande ungemein häufig und die Chinesinnen sollen gewöhnlich recht gute Frauen werden.

Der Aufstand der Hetäristen.

Der gegenwärtig russisch-türkische Krieg, der seit seinem Ausbruch durch das allmälige Hereinziehen der verschiedenartigsten Elemente und Interessen zum fast unentwirrbaren Knäuel geworden ist, spielt seit Kurzem abermals in einer neuen Variante, deren Einfluß auf den weitern Gang der Begebenheiten sich zur Stunde noch nicht bemessen läßt.

Vor einigen Monaten schon verlautete von einer in Konstantinopel und andern Städten des türkischen Reichs entdeckten griechischen Verschwörung; Verhaftungen wurden vorgenommen, selbst mehrere Todesurtheile vollstreckt, und die Betroffenen gemeinhin als Spione und Agenten Rußlands hingestellt. Diese im Dunkel schleichende Verschwörung ist von Mitte Januar an hervor an's Tageslicht getreten: Die Hetärie hat im Paschalik von Janina ihren Schlachtruf erschallen lassen!

Für einen Theil unserer Leser werden wir der Verständlichkeit wegen etwas Näheres über die Hetärie sagen müssen. Der Ursprung der Hetärie, zu deutsch Kampfgenossenschaft, fällt in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts, wo sie der Grieche Konstantin Rhigas als geheimen Bund in's Leben rief, mit dem Zwecke für die Freiheit und Unabhängigkeit der Griechen zu wir-

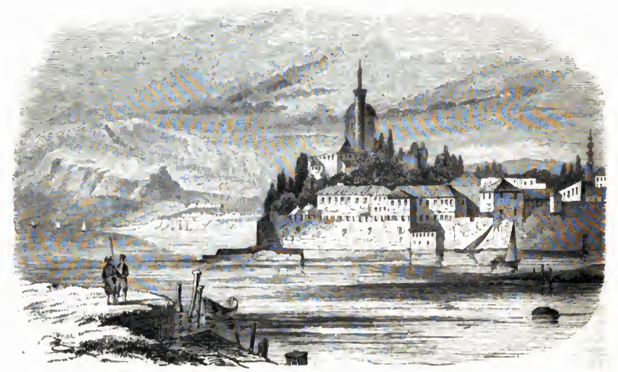
ken. Von 1770 an hatte die Hetärie bei allen größern und kleinern Aufstandsversuchen der Griechen die Hände im Spiel, indessen fehlte es ihr an gehöriger einheitlicher Leitung, und so entstand 1814 die neue Hetärie, die ihren Sitz anfänglich in Rußland hatte, sich aber von da aus schnell überall hin ausbreitete, wo Griechen wohnten. Der gegen die türkische Herrschaft gerichtete Aufstand der Moldau-Walachen im Frühjahr 1821 rief die Hetäristen zum ersten Male wieder zu einem großen Kampfe, in welchen sie gleichzeitig das jetzige Königreich Griechenland zu reißen wußten. Die Wiederauferstehung des letzteren kann also ursprünglich als ihr Werk betrachtet werden, obschon sie an der weiteren Führung der Angelegenheiten des neuentstandenen Reiches keinen Theil hatten.

Die Hetärie wirkte übrigens für ihre Zwecke nicht nur durch das Schwert, sondern auch durch Wort und Lehre; wenn das Kampfgetöse schwieg, gründete sie Schulen und andere Bildungsanstalten, und versuchte, obwohl mit geringem Erfolg, die moralische Hebung des griechischen Volks. Die Hetärie geradezu als ein Werkzeug Rußlands bezeichnen, heißt mit völliger Unkenntniß der Sache sprechen, und überhaupt machen es sich diejenigen allzu bequem, welche die unter den Rajahs* in der europäischen Türkei ausgebrochenen Bewegungen kurzweg und allein auf russische Umtriebe setzen. Es wirken hier viel mächtigere Faktoren mit in dem bei allen halbgebildeten oder fast rohen Völkern stark ausgeprägten Glaubenseifer und in dem Drange die nationale Unabhängigkeit zu erkämpfen.

Diese beiden Momente sind nicht gering anzuschlagen und leicht erklärlich ist es, daß sie jedes Mal stärker hervortreten, wenn sich die Pforte von Außen bedrängt sieht, was ihr zumeist immer von Rußland geschah. Die Hetärie wirft in solchen Zeiten jedes Mal ihr Auge zuerst auf die Armatolen oder Klephten, die von jeher in den Hochländern so ziemlich unabhängig lebten, als eigentliche Stammhalter griechischer Freiheit und Unabhängigkeit galten und seit Beginn des 17. Jahrhunderts für die Pforte immer gefährlichere Feinde wurden; wie sie andernseits bei ihrer Unfügsamkeit und ihrem natürlichen Hange zur Räuberei der griechischen Regierung in Athen seit Beendigung des Freiheitskampfes fortwährend nicht geringe Verlegenheiten bereiteten. Diese unruhigen Klephten sind es also auch jetzt wieder, welche die Hetärie in Bewegung gesetzt hat.

* So werden sämmtliche christliche Unterthanen der Pforte genannt.

Die ersten unruhigen Auftritte in den an das Königreich Griechenland gränzenden Theilen der Türkei, erhielten einen bestimmteren Halt als die Klephten Karaiskaki und Grivas, deren Väter in dem griechischen Befreiungskriege eine bedeutende Rolle gespielt, gegen Ende Jannar d. J. mit einigen hundert Mann die türkische Grenze überschritten. Gleichzeitig erschien eine vom 28. Jannar datirte Proklamation, in welcher K. Kanelletis als Bevollmächtigter der Hetärie auftrat, einige andere Klephtenführer sich ihm anschlossen, und den sich widersetzenden Türken mit wildem Mord und Brand in einer Weise gedroht wurde, wie sie unter rohen Völkern wohl begreiflich ist, sonst aber nur Ekel und Widerwillen erregen muß. Unter der fast durchweg griechischen Bevölkerung des südlichen Albaniens (das Epirus der alten Griechen) haben die Aufständigen natürlich lebhaften Anklang gefunden, die vereinzelten unter dem Befehle des Pascha von Janina stehenden türkischen Besatzungen waren zu schwach, um erfolgreichen Widerstand zu leisten und so haben vorläufig die Griechen die Oberhand erlangt. Der Mittelpunkt ihrer Operationen ist das nur wenige Meilen von der griechischen Grenze gelegene Arta, doch halten sie auch schon das am Meere gelegene Preresa bedroht und selbst in Janina, das 30,000 Einwohner, meist Griechen, zählt, hat sich der Pascha auf die Besetzung der beiden Citadellen beschränken müssen.



Janina.

Der Name Janina erweckt in der Brust eines jeden Griechen bittere Rachegefühle. Hier war zu Anfang dieses Jahrhunderts der Sitz des berüchtigten Ali Pascha von Janina, dessen Verschlagenheit und Hinterlist mit seiner Grausamkeit gleichen Schritt hielt, und der zum wahren Würgengel unter den Griechen geworden war, bis er selbst auf Befehl des Großherrn 1822 den Tod fand. Das feste Janina, an einem $2^1/_2$ Stunden langen und 3 Stunden breiten See gelegen, blieb dem grausamen Ali während langer Zeit ein sicherer Zufluchtsort, und die hier unter einem südlichen Himmel zur üppigsten Entfaltung und Pracht gelangte Natur war über dreißig Jahre Zeuge der für die Menschen entwürdigendsten Scenen.

Auch dem jetzt ausgebrochenen Aufstande wird es an Greuelscenen nicht fehlen, wobei zuletzt kein Theil dem andern viel vorzuwerfen haben wird. Türkische Truppen sind bereits nach dem Schauplatze des Aufstandes aufgebrochen, und wenn dessen Dämpfung nicht bald gelingt, so könnten, da es auch in anderen Provinzen wie Thessalien, Rumelien, Bosnien, Serbien und Montenegro gährt, die Operationen der türkischen Armee an der Donau

leicht gelähmt werden. Von den Albanesen heißt es bereits, daß sie die Armee des Omer Pascha verlassen hätten, um in ihre Heimath zum Schutz der Ihrigen gegen die aufgestandenen Griechen zurückzukehren.

Die Hetärie hat aber ihr Netz nicht nur über das Festland, sondern auch über die Inseln geworfen, und in Candia, Samos und Chios zittern die Griechen vor Ungeduld auf das Zeichen der Erhebung des Kreuzes gegen den Halbmond. In dem Königreiche Griechenland herrscht eine fieberhafte Aufregung; Viele, wie von den unter englischem Schutze stehenden jonischen Inseln auch, eilen den Aufständigen zu Hülfe; Comiteen sind organisirt, um Geld und Waffen zu schaffen. Die Regierung König Otto's in Athen ist zu machtlos, um diesem Treiben entgegen zu treten, vielleicht hat sie aber auch nicht einmal den Willen dazu, denn ein griechisches Kaiserreich mit dem alten Byzanz zur Hauptstadt, ist der goldene Traum aller Griechen.

Was aber sagt das civilisirte Europa zu diesem Traume?

Es erklärt die Griechen für ein feiges, aller Moralität bares und der Cultur unzugängliches Volk, das mit den alten Hellenen nichts gemein habe als den Namen, und dabei wird auf das Königreich Griechenland und dessen Zustände hingewiesen. Hiermit übersieht man nur, daß das dermalige Königreich Griechenland die kläglichste Schöpfung der Diplomatie war, indem ihm Grenzen gezogen wurden, die jede gedeihliche Entwickelung unmöglich machten, und das Land, von den Intriguen der auswärtigen Mächte fortwährend hin- und hergeworfen, in einer Krisis befangen blieben, die nur mit der großen Katastrophe enden wird, welche früher oder später über den ganzen Orient hereinbrechen muß, und an derem Vorabend wir möglicher Weise stehen.

Allerdings ist der Charakter der Neugriechen nicht geeignet, uns besondere Sympathien einzuflößen. Dieser aus den Resten der alten Hellenen mit Slaven und Albanesen gemischte Volksstamm steht mit einzelnen Ausnahmen in den Haupt- und Handelsstädten auf einer ebenso niedrigen Stufe als die Osmanen. Man rühmt die Neugriechen als klug, mäßig, sparsam, gastfreundlich und betriebsam in Handel und Wandel, sie sind aber auch wankelmüthig, abergläubisch, habsüchtig, betrügerisch, wollüstig und grausam, lauter Eigenschaften, vor denen ihre wenigen guten gänzlich in den Hintergrund treten. Ein solches Volk könnte allerdings den Orient nicht regeneriren, zumal als es auch kein numerisches Uebergewicht bildet, und den weit muthigern, tapferen und zahlreicheren Südslaven gegenüber eine griechische Herrschaft in Konstantinopel nie gedeihen würde.

Der griechische Kaisertraum wird also wohl ein Traum bleiben! Müssen wir aber deshalb die Bewegungen unter den Rajahs in der Türkei als völlig ungerechtfertigt betrachten, ungerechtfertigt insofern, als daß die Lage der Christen nicht eine drückende wäre? — England und Frankreich, gegenwärtig die Verbündeten der Pforte gegen Rußland, haben uns die Beantwortung dieser Frage erspart, indem sie an die von ihnen zu leistende Hülfe die Bedingung geknüpft haben, daß dem rechtlosen Zustande der Christen in der Türkei endlich ein Ende gemacht und die politische Gleichberechtigung aller Unterthanen der Pforte ausgesprochen werden müsse.

Die Wahrheit in aller Erziehung.

Von Amely Boelte.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß Aeltern und Erzieher es für eine so heilige Pflicht halten, die Jugend mit „Illusionen" aufwachsen zu lassen. Ich habe mich dieses fremden Wortes bedienen müssen, weil man gewöhnlich in der Unterhaltung in dem hier angedeuteten Sinne Gebrauch davon macht. Wollte man dasselbe in unsere Muttersprache übersetzen, so böte sich dafür zunächst „Täuschung" oder „falsche Vorspiegelung" und beide Ausdrücke würden wie Beleidigungen klingen. Die Aeltern verlangen: man solle ihrem Kinde keine „Illusionen" nehmen; darunter verstehen sie den Glauben an Dinge, die, in einem falschen Lichte gesehen, sich nicht übel ausnehmen. Wollte ein Lehrer sich dagegen anmaßen, ihnen vorzuschlagen, daß es weise sei, die Kinder mit „falschen Vorspiegelungen" zu erziehen, so würden sie vor solcher Zumuthung empört zurückschrecken.

In unserm conventionellen Leben sind wir in vielen Beziehungen auf den Punkt gelangt, die Dinge nicht beim rechten Namen nennen zu dürfen, und wo es geschieht, da rennen die Menschen wie entsetzt davon.

„Was ist Wahrheit?" fragte Pilatus. Die Antwort hierauf ist man ihm bis heute schuldig geblieben. Es giebt allerdings keine eigentliche positive Wahrheit, in sofern diese unsern Erkenntnissen entspringt, die durch Klima und Organisation bedingt werden. Nur das, was die Wissenschaft im gegenwärtigen Augenblicke als erwiesen hinstellt, dürfen wir mit diesem Namen benennen. Sollten wir nun diese Errungenschaften unsern Kindern vorenthalten, oder sie zurückweisen, wenn sie uns wißbegierig mit einer Frage entgegentreten?

Man hört so oft die Aeußerung: daß es nicht poetisch sei, der Natur in ihrem Walten nachzuspüren, man dürfe die Dinge nicht bei ihrem wahren Namen nennen, es trete jeder idealen Auffassung entgegen. Gerade Frauen sind am häufigsten mit solchen Befürchtungen bei der Hand. Was berechtigt sie zu denselben?

Ist nicht jede Wahrheit schön, hat nicht jede Wahrheit einen goldenen Boden, die sie über allen bunten Flitter des Lebens hoch erhebt, ist nicht Wahrheit die Grundbedingung zu aller Poesie, zu aller Idealität, und kann man endlich irgend etwas schön nennen, das nicht zugleich auch wahr ist? — Warum wollen wir denn durchaus den Schein verehren, und der schönen Realität stets schnöde den Rücken wenden?

Die Männer hegen sonderbarer Weise für sich und unter sich keine solche Furcht vor der Wahrheit. Diese hat bei ihnen nie des Dichters Begabung vernichtet, wie seine poetischen Träume gestört, ihn nie in einer idealen Auffassung des Lebens gehemmt. — Die Herren der Erde dulden nicht, jede Sache bei ihrem richtigen Namen zu nennen, und in allen Fächern richtige Kenntnisse zu erwerben; die Frauen aber behandeln sie, wie die ägyptischen Priester das Volk, sie hängen den Dingen einen Mantel um, und lassen sie fürchten, daß, wenn dieser abgenommen würde, das ganze Menschenleben unschön, unpoetisch, in fürchterlicher Nacktheit dastehe, und für sie nicht zu ertragen sei. — Welch eine Anklage gegen die Natur liegt in dieser Voraussetzung, welch ein Tadel aller Einrichtungen, die so weise aus des Schöpfers Hand hervorgingen, daß kein klügelnder Verstand bis jetzt etwas zu ersinnen vermochte, wodurch der Vollkommenheit des großen Uhrwerks auch nur ein Jota zugefügt werde! Und die weibliche Hälfte der Menschheit sollte hier Nase rümpfend den Rücken wenden? — Sie sollte verächtlich auf das blicken, was die Gottheit so wunderbar gefügt hat, und auch in dem Kleinsten nicht die Meisterhand verehren und anbeten, die sie, je tiefer sie blickt, zu je größerer Bewunderung hinreißt? —

Weil man die Frauen nicht unterrichtet hat, wurden sie verleitet, sich dieser Art der Gottlosigkeit häufig schuldig zu machen. Weil man keine Wahrheit für sie hatte, so hatten sie auch keine Wahrheit für ihre Kinder, und die Folge war, daß sie denselben gegenüber jenes Heiligenscheines der höchsten, unfehlbaren Autorität entbehrten, den die Mutter vor ihrem Kinde tragen soll. „Meine Mutter hat es gesagt!" das ist für das Kind das Gesetz und die Propheten. „Meine Mutter hat es gesagt;" bleibt eine goldene Mahnung, auch wenn sie, die dieselbe ergehen ließ, schon lange nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Die Würde der Mutter wird beeinträchtigt, sobald das Kind mit seinem Instinkte und seinem gesunden Sinne wahrnimmt, daß sie auf Täuschung ausgeht; sobald es in ihrem Auge liest — denn des Kindes Auge richtet sich stets gerade auf das des von ihm Befragten, als wolle es neben den Worten noch eine zweite Antwort aus diesem Spiegel der Seele gewinnen, — daß sie nicht ausspricht, was sie denkt; sobald es erräth, daß es Absicht sei, ihm die Belehrung vorzuenthalten, die es sucht. Und wer vermöchte

in das ehrliche Auge des Kindes zu blicken, indem man es unehrlich täuschen will?

Die jüdischen Gemeinden in London beten noch heute: „Ich danke Dir, Gott, daß Du keine Frau aus mir gemacht hast." Man kann den Männern Israels den Wunsch nicht verargen. Das ganze Leben hindurch auf Täuschungen angewiesen sein, ist sicherlich wenig begehrungswerth.

Ein besonderes Vergnügen finden die Herren der Erde noch darin, den Frauen die größte Abneigung gegen eine Kenntniß der Organisation ihres eigenen Körpers einzuflößen. Auch die innere Einrichtung von diesem ist ihnen unschön und unpoetisch, ja mehr als das, sie ist den zarten Wesen sogar häufig Ekel erregend. Und doch ist der Mensch das Meisterwerk der ganzen Schöpfung, das Vollendetste, was aus der Hand der Natur hervorging. Auch hier müssen wir die Ursache in der Unwissenheit suchen, die stets die Grundbedingung aller Verkehrtheit ist. Wäre den Frauen bekannt, wie wundervoll ihr ganzer innerer Bau ist, so würden sie die Ehrfurcht davor empfinden, die jedes vollendete Kunstwerk uns abgewinnt, und den Körper zu einem geheiligten Tempel ihrer selbst machen.

Blätter und Blüthen.

Ein Duell in Australien. In den ungeheuren, uncultivirten Strecken Australiens treiben sich ziemlich viel „Busch-Landstreicher" herum, die den Leuten Gold und Leben abnehmen und der berittenen Polizei durch ihre Raub- und Mordthaten, ihren wilden Muth, ihre Schnelligkeit und Kühnheit viel zu schaffen machen. Vorigen Herbst ward der tapferste Polizeiritter George Flower gegen den berüchtigten Buschmann Milligson ausgeschickt. Er fand ihn mitten in der Wildniß und nahte sich ihm als College. (Flower galt als todt, da er von andern Buschmännern mit sammt dem Pferde zu einem großen See gejagt, verschwunden war.) Aus ihrem Gespräche wurde Folgendes:

Flower. Aber wenn nun ein Policeman zu Pferde Euch hier allein träfe und Euch aufforderte, Euch zu ergeben, würdet Ihr ohne Weiteres Euer Blaserohr nehmen und ihn herunterholen, ohne ihm Gelegenheit zu geben, sich mit Euch zu messen?

Milligson. Gewiß nicht. Würde ihm sagen: Steh'! Wollen sehen, wer Recht hat!

Fl. Milligson, sprecht Ihr die Wahrheit?

M. Wozu soll ich aufschneiden?

Fl. Nun denn, ich setze den Fall, George Flower lebte noch und stünde Euch hier so gegenüber, wie ich jetzt —

M. Würde ihm sagen: Einer von uns. Steh', wollen sehen, wer?

Fl. Würdet ihm einen ordentlichen Zweikampf gönnen, wie?

M. Na, würd' ihm sagen: geh' fünfundzwanzig Schritt zurück, ich thu's auch.

Fl. Und Ihr meint, Flower würde es thun?

M. Das mein' ich, denn Flower war ein Mann.

Fl. Ich glaub' Euch Alles. Nun denn, hört: ich bin George Flower.

Milligson schrak auf, sein Carabiner sank ihm aus der Hand.

„Nimm auf Dein Rohr," sagte Flower. „Es sei, wie wir's abgemacht. Ich hätte Euch niederschießen können, wie einen Hund, aber Ihr seid ein ganzer Kerl, ein Mann, ein Verbrecher, aber sonst brav und nobel. Eure Hand, und dann fünfundzwanzig Schritt zurück Jeder."

Milligson ergriff die Hand und seufzte schwer.

„Ergebt Euch nicht!" sagte Flower, fürchtend, daß er schwach sein könnte.

„Ergeben?" antwortete er mit Hohn, „niemals! Ich habe einen braven Gegner und deshalb noch eine gute Chance. Ich schieße so gut wie Ihr!"

Beide gingen mit langsamen Schritten Jeder fünfundzwanzig Schritt zurück und untersuchten ihre Karabiner. Aus der abgemessenen Entfernung rief Milligson noch: „Flower, denn nur Flower könnt Ihr sein, noch eine Bitte! Wenn Ihr mich gut trefft, begrabt mich nicht. Ich fürchte den Tod nicht, aber ich hasse das Einscharren. Laßt mich liegen in Luft und Licht, Sonne und Wetter, daß ich mit Adlern und Schakalen, die mich fressen, herumfliege und meine Gebeine die Sonne und den Mond sehen können."

„Merkwürdig", rief ihm Flower hinüber, „auch ich habe stets das Begraben gefürchtet. Deshalb Eure Bitte die meinige, wenn ich falle."

„Verlaßt Euch drauf!" Und mit diesen Worten lief Milligson noch einmal heran, schüttelte Flower leidenschaftlich die Hände, lief dann zurück, nahm das Gewehr und rief: „Ich bin bereit. Treffen wir uns nach diesem Treffen in einer andern Welt, gleichviel, ob Hölle oder Himmel, wir werden uns vor einander nicht zu schämen brauchen."

In Beider Augen standen Thränen, als sie sich musterten und Keiner zuerst schießen wollte. Endlich schoß Milligson und schnitt Flower die eine Hälfte des Backenbartes ab. Er hatte nach dem Gehirn gezielt. Flower's Schuß ging dem Buschmanne gerade durch Brust und Lunge, so daß er lautlos hinfiel und sein Hund heulend das Blut leckte. Flower lief auf ihn zu, um seine letzten Worte zu hören, aber er war athem- und leblos. Jämmerlich heulte der treue Hund über dem Leichname des Verbrechers, und der berühmte Polizeiritter lief jetzt wie ein Feiger, nur um diese Töne des treuen Thieres los zu werden.

Menschenzucht. Der südliche Central-Agrikultur-Verein in den vereinigten Staaten hat Preise für die tüchtigsten Säuglinge ausgesetzt. Der erste Preis besteht in einer silbernen Kanne von sechzig Dollar Werth für den stattlichsten Säugling von zwei Jahren; der zweite in einer silbernen Kanne von fünfundzwanzig Dollar Werth für das preiswürdigste Kind von zwei Jahren, und der dritte in zehn Dollar für den schönsten Säugling von sechs Monaten. — Anfangs wird man über diesen Yankee-Humor vielleicht lachen. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß demselben ein tiefes und ganz richtiges Prinzip zu Grunde liegt. Wir wenden die größte Mühe an, um die Racen der Thiere, welche uns Nutzen bringen, zu verbessern, und haben es auch bereits dahin gebracht, daß wir die Zucht der Pferde, des Rindviehs und der Schafe so beherrschen, daß die Produktionskraft der Natur dadurch wesentlich erhöht worden ist. Ist es daher nicht auch Zeit, daß wir endlich daran denken, die Menschenzucht in solcher Weise zu pflegen, daß ein kräftiges, gesundes und schönes Geschlecht dadurch erzielt wird? Die Griechen gingen bekanntlich schon von diesem Prinzip aus, und wenn wir auch nicht so materiell verfahren können, wie die Spartaner, welche Jünglinge und Mädchen blos nach der Rücksicht auf ihren Körperbau zusammengaben, so ist es doch ganz richtig von den Yankees gehandelt, wenn sie Aeltern ermuthigen, ihre Säuglinge so zu pflegen, daß sie tüchtige und kräftige Menschen zu werden versprechen. Dazu soll offenbar das Prinzip führen, daß man die Mütter veranlassen will, ihre Kinder zwei Jahre lang zu säugen. Dies ist auch schon von europäischen Aerzten, sowie noch mehr von socialistischen Schriftstellern empfohlen worden, um sowohl die Kinder zu kräftigen, als auch den Müttern Zeit zu geben, ihre Kräfte zu ersetzen und größere Zwischenräume zwischen den Geburten hervorzurufen.

Die Nachtigall besitzt eine große Selbstliebe und ist sehr eifersüchtig. Sie will sich nie von einem Nebenbuhler übertreffen lassen, und wenn man zwei Schläger zusammenbringt, so versuchen sie ihre Singkraft so lange an einander, bis sie heiser werden, ja zuweilen soll ihnen sogar ein Blutgefäß dabei springen und sie der Schlag rühren.

Goetze erzählt in seiner europäischen Fauna folgenden Fall: „Einer meiner Freunde in Braunschweig besaß einen der besten Schläger. Ein Jude, der den Gesang der Nachtigall mit großer Vollkommenheit nachahmte, ließ sich damals öffentlich hören. Der Besitzer des Schlägers forderte ihn auf, einmal mit diesem zu wetteifern und seine Kunst auszuüben, wenn die beste Singzeit des Vogels wäre. Der Jude that es; sobald er anfing, stimmte die Nachtigall ein, der Jude sang eine Note höher, die Nachtigall folgte, so steigerte er den Ton mehrere Mal und der Vogel suchte ihn immer zu übertreffen. Als ihm die Kraft hierzu versagte, und er fühlte, daß er besiegt war, schwieg er plötzlich still und sang nie mehr. In wenig Tagen war er vor Kummer gestorben."

Sollten wir, wenn wir dies lesen, uns nicht dazu aufgefordert fühlen, nachsichtig zu werden, wenn wir von den Launen und Capricen der Sängerinnen hören? Die menschlichen Nachtigallen sind zu diesem als höher organisirte Wesen offenbar noch mehr berechtigt.

Höhnen und lachen wir daher nicht zu arg über die Theaterdirektoren, wenn diese sich die Kunst aneignen, mit Sängerinnen umzugehen und sie zu kirren!

Der Milch-Baum. Vom Lande, wo Milch und Honig fließt, hat Jeder in seiner Jugend schon gehört. Das Land ist aber leider bis jetzt noch nicht entdeckt worden. Ein englischer Reisender, Wallace, hat dagegen kürzlich in dem herrlichen Amazonen-Thale in Brasilien, demselben, das Humboldt einst besuchte und so meisterhaft geschildert hat, einen Baum aufgefunden, der so gute Milch giebt, wie die von Thieren gewonnene. Der Baum wird sehr hoch und hat äußerst hartes Holz. Sowie man dasselbe anschneidet, fließt ein Saft heraus, der so dick ist wie Sahne. Diesen läßt man in ein Gefäß laufen und verdünnt ihn mit heißem Wasser. In dieser Form wird er zum Kaffee oder Thee genossen und Wallace fand ihn so gut wie Kuhmilch. Selbst von abgeschnittenen Zweigen, welche schon Wochen lang gelegen hatten, konnte man noch Milch gewinnen. Läßt man den Saft an der Luft trocknen, so wird er zu einer zähen elastischen Substanz, die man als Leim gebrauchen kann und fester kittet als dieser. Der Baum bringt außerdem noch eine eßbare Frucht hervor, welche die Gestalt eines kleinen Apfels und äußerst saftiges Fleisch hat. Das Holz ist so hart, daß es allen Einflüssen des Wetters trotzt und daher ebenfalls zu vielen Zwecken nutzbar ist. — Wenn wir doch den Baum in Europa hätten! Wie vielen Leuten wäre damit geholfen, wenn der Milchmann ihnen den Credit kündigt!

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für $12\frac{1}{2}$ Ngr. zu beziehen.

An unsere Freunde!

Trotz des seit Neujahr vergrößerten Formats unsrer Gartenlaube, wodurch wir hofften hinreichenden Raum für den mehr und mehr sich anhäufenden interessanten Stoff zu gewinnen, ist gleichwohl von unsern Lesern vielfach der Wunsch ausgesprochen worden, daß anstatt des versprochenen **Einen** Bogens künftighin ein für alle Mal **anderthalb** Bogen geliefert werden möchte. Bei der brillanten Ausstattung und den kostbaren **Original**-Illustrationen ist dies aber für den Preis von vierteljährlich 10 Neugroschen (wovon dem Verleger nur Sieben Neugroschen zukamen) nicht mehr möglich; wir erhöhen deshalb vom 1. April ab den Quartalpreis um $2\frac{1}{2}$ Ngr., also auf

$12\frac{1}{2}$ Ngr. oder 50 Kr. C.-Mz. pro Vierteljahr

und können uns wohl im Voraus der Billigung dieser Maßregel von allen unsern Freunden versichert halten. Die Gartenlaube ist nicht nur eins der schönst ausgestatteten und reichhaltigsten Blätter Deutschlands, sondern trotz dieser Erhöhung, wodurch sich der Preis der Nummer erst etwas über 9 Pfennige stellt, noch immer das **billigste**.

Leipzig, Mitte März 1854.

Die Redaction und Verlagshandlung.

Diejenigen verehrten Abonnenten der Gartenlaube, welche die Zeitschrift semesterweise beziehen, haben mithin auf das zweite Quartal noch $2\frac{1}{2}$ Ngr. oder 15 Kr. C.-M. nachzuzahlen.

Die Verlagshandlung.

Manuela.

Von A. G.

(Schluß.)

„Der Kopf dieser jungen Dame,“ bemerkte der Maler, „wird eine treffliche Studie für denjenigen der Madonna abgeben...“

„Ich glaube wohl,“ meinte der Jesuit trocken. „Ich werde also um zehn Uhr Abends kommen und Sie werden etwa der alten Inesilla Befehl geben, Sennor Martigues vom Garten her im Stillen unbemerkt einzuführen. Das Betzimmer hat ja eine Treppe nach der Allee hin. . .“

Manuela erhob sich aufgeregt.

„Mein Gemahl kommt!“ sagte sie, ihm entgegengehend. „Aber das fertige Bild kann nicht in die Kirche von Santa Fé kommen . . . .“

„Ich sende dasselbe nach der St. Laurentiuskirche in Vera-Cruz;“ flüsterte Isidor.

Der erste Schritt vom Pfade der Tugend war von Manuela angetreten — sie hatte ein Geheimniß, bei welchem ein fremder Mann ihr näher als der Gatte stand.

Don Felipe erschien, begrüßte kurz die Gäste und kündigte den Damen an, daß der Wagen zur Spazierfahrt bereit stehe. Isidor und der Maler empfahlen sich. Manuela und Josita stiegen in den Wagen, der blendend geschmückte Kutscher setzte sich auf das einzige Zugpferd und die Herren folgten langsam dem Fuhrwerke.

„Ich bin zu beschäftigt,“ meinte Isidor zögernd, „als daß ich die Missionsstunden mit Donna de Tegiio und Josita Esconnez zu gewohnter Stunde fortsetzen könnte. . .“

„In der That, mein Vater, Sie sind sehr gütig. . .“

„Ich werde erst um zehn Uhr Abends Gelegenheit finden. . .“

„Um zehn Uhr gehen wir zu Bett auf der Casa;“ war die Antwort.

„Ich glaube nicht, daß Donna Manuela Ihrer Meinung ist,“ bemerkte der Jesuit ruhig.

„Wollten Sie nicht die Güte haben, zu bestimmen, wie lange Ihre heiligen Anstrengungen vielleicht noch währen dürften?“

fragte Felipe, dessen Antlitz dunkler gefärbt zu werden schien, als bisher.

„Die gnädige Frau hat gelobt . . .“

„Canario!“ lachte Felipe gezwungen. „Es ist doch eine schöne Sache um ein Gelübde. Pater Isidor, ich habe auch etwas gelobt. . . Wollen Sie aus reiner Gefälligkeit auch mir, dem Ungläubigen einen Rath ertheilen?“

„Ich thue meine Pflicht auch gegen Heiden, Eure Herrlichkeit.“

„Sie sind Jesuit . . .“ fuhr Felipe nachdrucksvoll fort. „Lehren Sie nicht, daß der Zweck die Mittel heiligt. . ., daß ich ein Verbrechen begehen kann, ohne zu sündigen, wenn ein edler guter Zweck erreicht wird? . . .“

Isidor ward blaß.

„Die Kirche lehrt,“ sagte er feierlich, „daß kein noch so guter Zweck ein verwerfliches Mittel entsündigt. . . Sie lehrt noch mehr: daß es keine Nöthigung zu einem Verbrechen geben kann, daß ein Verbrechen Thorheit und Unsinn ist, denn nur durch gute Werke erreicht man Zwecke, Früchte derselben und durch ein Verbrechen wird stets der Zweck vereitelt, zu dessen Ende dasselbe begangen wurde. Die böse That ist also in sich nichtig. Sie hebt durch ihren Erfolg sich selbst auf und dem Verbrecher bleibt nichts als der Fluch seiner Sünde, während er den Preis seiner That durch die That selbst verliert. . . Sanct Chrysostomus. . .“

„Bitte, Herr Compadre, Gevatter!“ rief Felipe. „Rechnen Sie die Wonne für nichts, eine Schlange zu zertreten und ein wehrloses Geschöpf zugleich schützen, daß dasselbe gebissen wird! Ich danke Ihnen für Ihren Rath und empfehle Ihnen, oft darüber nachzudenken, besonders über den Punkt, wenn an sich gut Mittel zur Erreichung böser Zwecke gebraucht werden. Adios.“

„Im Grunde scheint Don Felipe,“ meinte der Maler, welcher sorgfältig die Trümmer seines „Künstlerstabes“ trug, „ebenso bigott, als seine Frau. . . Wie würde er sonst über geistliche Angelegenheiten eifrig disputiren?“

„Sehr wahr, Sennor!“ sagte Isidor ernst.

„Aber gewiß,“ fuhr der Künstler fort. . . „Ich habe sonst nie eine Frau ohne elegante Taille leiden gekonnt. . . Wie ist es möglich, wie Manuela so unendlich reizend und zugleich so fleischig zu sein? Ich denke doch nicht, daß dies anmuthige Gefühl, das mich bei der Betrachtung der Dame unwillkürlich ergriff, auf Rechnung eines durch klimatische Einflüsse verschlechterten Kunstgeschmacks kommt?“

„Fürchten Sie das?“ fragte der Jesuit, die Oberlippe emporwerfend.

Don Felipe ging neben dem Fuhrwerke.

„Manuelita,“ sagte er mit völlig veränderter Stimme, „Du hast jenes Bild bestellt?“

„Nein!“

„Du wirst Deine Missionsstunden von zehn Uhr bis Mitternacht halten?“

„Ja!“

Felipe drehte sich um und ging durch das Gehölz nach dem Arroyo, dem Bach, starrte in die Wellen, schlenderte durch die Wiesen und ging nach Hause, um sich in seinem Zimmer einzuschließen.

Als die Dunkelheit eingetreten war, machten sich ihrerseits Pater Isidor und der Maler von Santa Fé aus auf den Weg nach der Casa vieja de Tegijo. Inesilla empfing Hector de Martigues am Rande des Gehölzes und führte ihn ohne Schwierigkeit unbemerkt zu dem Betzimmer im obern Stock, wo der Maler sofort seine Verrichtungen für seine Arbeit begann. Pater Isidor ging, seiner Gewohnheit nach über den weiten Hof. Als ihn Manuela kommen sah, eilte sie nach dem Zimmer Don Felipe's, um für die Dauer ihrer Andachtsstunden wie stets Abschied zu nehmen. Felipe's Thür blieb verschlossen. Mit beklommenem Herzen empfing die Dame ihre späten Gäste. Nach ungefähr einer Stunde erschien Inesilla im Betzimmer, und sagte dem Jesuiten: Royo, der Diener des Herrn habe so eben die Nachricht gebracht, ein Bauer aus Santa Fé sei da, und bitte den Pater, seiner Frau das letzte Sacrament zu geben. Isidor erhob sich sofort, indeß er Martigues bat, sich in seiner Arbeit nicht stören zu lassen.

Der Priester verließ die Casa und sah sich vergebens nach dem Boten um. Es war eine helle Nacht, obgleich der Mond nicht schien; dunkel und durchsichtig in strahlender, tiefblauer Färbung spannte sich der Himmel aus, und gerade vor sich sah der Priester sich das Sternenkreuz des Südens über den Horizont erheben. Er blieb unwillkürlich stehen und versank in Betrachtung; dann schritt er eilig unter den Bäumen fort, von denen Feuerfunken herabstoben — leuchtende Insekten, die der Cenzontla, der nächtlichen Sängerin, zu entrinnen strebten, die Feuer ißt, um glühender zu singen.

Isidor stand vor dem Bach, über den ein schmaler Steg führte, als aus dem Ufergebüsch eine abenteuerliche Gestalt hervortrat, welche einen großen ersichtlich schweren ledernen Eimer in der Hand und einen großen, gefüllten Sack unter dem andern Arme trug. Der Mensch ließ nur halb sein Negergesicht unter dem Hute hervor sehen; er trug die Jacke von zottigem Wollenzeuge, wie sie die Hirten der großen Pferde- und Ochsenheerden haben. Pater Isidor kannte den Mann nicht, zauderte, als sein Gruß zur guten Nacht mit Stillschweigen erwiedert wurde und fragte mit lauterer Stimme:

„Compadre! Du bist doch nicht der Bote von Santa Fé?“

„Quien sabe? Wer weiß es?“ — Dies ewig wiederkehrende Sprüchwort des Mexikaners ward mit rauhem Tone gesprochen.

Der Jesuit war keineswegs furchtsam; dennoch überkam ihn eine fatale Empfindung und er ging so rasch als möglich über den Steg, dem der Fremde nur einen Fußtritt zu geben nöthig hatte, um den Hinüberschreitenden wie in eine Theaterversenkung in den tiefen, reißenden Bach verschwinden zu machen. Der Neger folgte ihm schnell, setzte seinen Eimer vorsichtig auf die Wiese und legte den Sack daneben. Isidor sah sich neugierig um, was der Geheimnißvolle beginne.

Der Pater hatte kaum Zeit sich umzuwenden und einen Angstruf auszustoßen, als der Fremde mit einigen energischen Sprüngen gleich einem erbitterten Puma sich auf ihn stürzte. In nächster Secunde wälzten sich Beide auf dem Rasen. Pater Isidor war, wie alle Jesuitenschüler vortrefflich in allen Leibesübungen geschult, aber er fand, daß er es hier mit einem Gegner von weit überlegener Kraft zu thun habe. Indeß er sich unter den Fäusten und Knieen des Angreifers aufzurichten strebte, sah er einen Dolch in den Händen des Angreifers glänzen, er glaubte jede Secunde das Eisen in seine Brust eindringen zu fühlen und die Todesangst ließ ihm Kräfte finden, sich auf die Füße zu erheben. Der Hut war seinem Gegner vom Kopfe gefallen: er sah das wirre Haar desselben, das blitzende Weiß seiner Augen und die schimmernden Zahnreihen in dem dunklen Gesicht.

„Abájo la capa, Carajo! Herunter mit dem Habit, Canaille!“ stöhnte der Fremde, die Faust, welche das Collinr des Jesuiten gepackt hielt, fester schließend, so daß diesem der Athem ausging, indeß er in der andern Hand den Stahl hob.

Pater Isidor zog sein Oberkleid aus.

„Und die Weste!“ lautete der fernere Befehl.

Abermals gehorchte der Priester.

„Fort mit dem Hemde!“

„Willst Du einen Priester entehren und ihn nackend machen!“ schrie der Pater, indeß er seinen Muth wieder fand und die Hand des Räubers faßte, die den Dolch hielt.

„Si, por la Santa Madre, Maldito! Ja, bei der heiligen Mutter, Verdammter, das will ich, oder Du wirst ein Sangrádo, ein Blutiger.“

Abermals kam der erschöpfte Jesuit zur Erde. Er fühlte nur noch, daß der Hosenträger abgeschnitten und das Hemd ihm theilweise von Schultern und Armen herabgerissen wurde. Im nächsten Augenblicke sah und hörte er nicht mehr, denn eine stinkende Flüssigkeit ward über seinen Kopf und seinen Oberkörper ausgegossen. Instinktmäßig stand er auf, als er sich nicht mehr festgehalten fühlte und suchte die klebrige Flüssigkeit aus seinen Augen zu entfernen.

Der Andere hielt seinen Eimer in der Hand und ging rund um den Wehrlosen, und goß ihm den Rest der schwarzen Brühe auf Rücken und Brust, in der Weise, wie etwa ein Kutscher sein Fuhrwerk angießt, das er reinigen will. Der Pater war glänzend schwarz bis zum Gürtel, über welchen die zerfetzten Hemdärmel herabhingen und der Theer — denn hiermit ward Isidor decorirt — floß in dicken Streifen an den weißen Beinkleidern des Jesuiten hinab. Hierauf nahm der Fremde seinen Sack und schüt-

telte eine große Wolke von Federn auf den Gemißhandelten herab und klebte ihm Hände voll von Federn da auf, wo sie zu fehlen schienen. Pater Isidor war in das seltsamste Ungeheuer verwandelt, in einen in das Tragische übersetzten Papageno aus der Zauberflöte, in einen Riesenvogel mit gesträubten weißen Federn, der jetzt in der Richtung nach Santa Fé zu, dessen ersten Häuser kaum dreihundert Schritte entfernt sein mochten, zu laufen anfing. Er hielt die Arme emporgehoben, um die Federn wenigstens vom Gesicht zu entfernen und die fliegenden Hemdärmel machten daher den Eindruck eines zweiten Armpaares. . .

Der Uebelthäter kehrte zum Bach zurück, wusch sich das Gesicht und Don Felipe's Züge wurden sichtbar. Er warf Sack und Eimer von sich und eilte laufend nach der Casa vieja, beschwichtigte die Hunde und kam unbemerkt auf sein Zimmer zurück. Don Felipe legte sich mit der Gewißheit nieder, daß Pater Isidor keine vierundzwanzig Stunden mehr in Santa Fé verweilen könne, sobald sein Abenteuer bekannt werde. Die Väter Jesu in Vera-Cruz ließen einen so geschändeten Bruder in Santa Fé sicher nicht wieder vor den Altar treten, sondern würden sich beeilen, denselben so weit als möglich von dem Schauplatz seines Unfalls zu entfernen. Und wie sollte der „Vogel“ sich nicht zeigen müssen? Sein Hauswirth, der Gewürzkrämer, oder irgend ein Anderer, dessen Wohnung er betrat, mußten ihn sehen — und schweigen hat kein Mexikaner gelernt. Auch nicht nach dem Gasthaus, wo Martigues wohnte, konnte der Arme ohne gesehen zu werden...

Isidor erreichte Santa Fé und lief einem fremden Maulthiertreiber entgegen, der sich wegen der Hitze am Tage mit seinen fünf oder sechs beladenen Thieren schon um Mitternacht auf den Marsch begeben hatte, um die Straße nach Acanosika zu verfolgen. Der Arriero stutzte und erschrak vor dem seltsamen Gespenst und rief ihm: „Halt!“ entgegen, indeß er seinen Carabiner von dem Sattel seines Thieres nahm. Isidor lief vorwärts und winkte mit der Hand — um sich sofort auf der Straße zu wälzen, während ein Schuß durch die Mitte der Nacht krachte. Der Pater blieb als eine träge Masse unbeweglich, als die Menschen aus den Häusern stürzten und sich um den Getroffenen bemühten.

Hector de Martigues hatte indeß emsig gearbeitet und das Portrait Josita's, welches er für die Madonna seines Bildes benutzen wollte, war unter seinem gewandten Crayon entstanden. Er empfahl sich und kam, von Inesilla geführt aus dem Garten in's Freie und traf eben in Santa Fé ein, als so ziemlich die ganze Bevölkerung sich auf der Straße um die Leiche des „getheerfederten“ Pater Isidor versammelt hatte.

Der arme Maulthiertreiber ward zuerst festgehalten und entging nur durch die Anstrengungen des Alcaden dem Schicksal, sofort aufgeknüpft zu werden. Es war einleuchtend, daß der Maulthiertreiber mit den Theerfedern nichts zu thun gehabt hatte, und in fieberischer Aufregung suchte der Scharfsinn des Volks den Urheber dieser Grundursache des Mordes. Es änderte nichts an der Erbitterung der Leute von Santa Fé, daß Pater Isidor noch athmete. . . Die Kugel hatte die Schläfe schwer gestreift und bewußtlos lag der Arme auf seinem Lager ausgestreckt. . .

Da richtete sich der Verdacht auf den fremden Maler, den Begleiter des Pater auf seinen Spaziergängen. Er war spät mit Isidor fortgegangen, war nicht nach Hause gekommen und hatte sich erst dann gezeigt, als Isidor in seinem Blute lag. Wo war der Fremde gewesen? Martigues war nichts weniger als ein Held und er beging die Unvorsichtigkeit, sich am folgenden Tage in aller Stille nach Vera-Cruz auf den Weg zu machen. Es war nichts natürlicher, als daß er im Laufe desselben Tages noch von berittenen Imrocho's eingeholt und in's Gefängniß zu Assencion geführt wurde. Von hier aus schrieb er an Manuela folgenden Brief:

„Madame!

„Das Geschick des unglücklichen Pater Isidor ist Ihnen unzweifelhaft bekannt geworden. Ich befinde mich hier im Kerker, angeklagt, den Unglücklichen getheerfedert zu haben, und so die Ursache seiner tödtlichen Verwundung geworden zu sein. Ich berufe mich auf Ihre Herrlichkeit und auf Donna Josita des Esconnez, damit Sie mich durch Ihre Aussage befreien; denn wie furchtbar auch diese Angelegenheit ist, so würde ich doch ein Elender sein, die Ehre von Damen anders als durch ihre eigne Aussage zu gefährden. Ich werde daher bis zur Ankunft Ihrer Antwort schweigen.“

Manuela, von starrem Entsetzen über das Geschick des Jesuiten erfüllt, hatte bis zu dieser Minute keine Ahnung davon, daß Don Felipe der Frevler war, welcher dem Verwundeten jene Mißhandlung beifügte. Mit dem Briefe aber sah sie klar. Sie ging zu ihrem Gemahl, das Papier in der Hand, bleich wie eine Hostie. Felipe las und gab, keines Wortes mächtig, den Brief zurück.

„Was ist geschehen?“ stöhnte er endlich.

„Ja, so frage auch ich, Sennor! Und wir Beiden werden Antwort haben. Begleiten Sie mich und meine Schwester nach Santa Fé zum Corregidore. . .“

Don Felipe, betäubt, gehorchte und bald hielt das Fuhrwerk, welches die drei Menschen trug, vor dem Gerichtshause, um welches das Volk sich drängte. Als Don Felipe mit den Damen in das baufällige, düstere Gerichtszimmer trat, erblickte Felipe vor dem Corregidore auf dem Tische liegend seinen Dolch, den er am Bache in der vorigen Nacht in das Gras geworfen und später nicht wiederfinden gekonnt hatte. Auf einer Tragbahre lag, mit einem blutbefleckten Tuch zugedeckt, der Verwundete.

„Ich bin verloren!“ murmelte Felipe, als er seinen Dolch erblickte und Martigues vorgeführt wurde.

Manuela hob mit fester Hand das Tuch und heftete einen Blick voll Erbarmens auf die wachsbleichen Züge des Priesters und besah genau den Dolch, der ihr dargereicht wurde.

„Du wirst mich verderben!“ murmelte Felipe und fügte laut hinzu: „Bevor Donna Manuela und Josita ihre Aussagen für Sennor Martigues machen, verlange ich mit ihnen noch ein Wort allein zu reden.“

Mit finsterem Blicke führte der Corregidore die drei Menschen in ein vergittertes, mit Acten ausgestattetes Closet.

„Du bist's!“ sagte Manuela fest. „Du bist schuldiger, als dieser stumpfsinnige Maulthiertreiber!“

Felipe fiel zu ihren Füßen.

„Klage Deine Schönheit an und meine Liebe; klage die verbrecherischen Gedanken dieses Priesters an; aber Du, Manuela, verdamme mich nicht . . .“ rief er. „Mein Leben steht in Deiner Hand und in derjenigen Josita's. Ihr rettet mich, wenn Ihr betheuert, daß ich jene Unglücksstunde bei Euch zubrachte. . .“

„Du forderst unsere Seelen und diejenige Martigues;“ sagte Manuela, die Hände bewußtlos ringend. „Ich schwöre keinen Meineid. Martigues ist's, der bei uns war und Josita malte. Unglückseliges Gelübde! Es gilt hier nur noch unsere, meine Ehre zu retten. Welche Frau würde nicht vor Schande vergehen, wenn sie genöthigt wird, öffentlich zu gestehen, daß sie zur Nachtzeit einen fremden Mann, der kein Priester ist, bei sich empfangen hat? Wer wird glauben, Martigues sei nach der Casa gekommen um uns zu malen, da unser Ehrenzeuge Isidor ermordet ist? Wer wird glauben, daß Martigues von mir und Josita empfangen wurde? Ich werde eine Ehebrecherin heißen, oder Josita eine liederliche Dirne. Martigues Entschluß nur kann helfen, indeß er Josita für seine Braut erklärt und heirathet. Mit Dir, unglücklicher, geliebter Felipe, Du Abgott meines Herzens, sei ein Mächtigerer, als ich es bin. . . Möge Isidor genesen — er athmet noch und Gott ist allmächtig, der auch die Todten wieder erwecken kann. . . Aber Felipe“ — rief sie feierlich, „möge meine Schönheit ungesehen in verborgener Klosterzelle vergehen; möge das Eheband, das Dich zum Morde treiben kann, dem Bunde mit dem Himmel weichen. . . Nimm hier den letzten Kuß, den meine Lippen spenden, den letzten, der Dir und der Erde angehört.“

Manuela führte Martigues herein und legte seine Hand in diejenige Josita's, um vor dem Corregidore ihre Aussage zu machen. . .

Isidor genaß langsam und Don Felipe ward seiner Haft entlassen und sah in Vera-Cruz Manuela's schönes Haar unter der Scheere in der Klosterkirche der Ursulinerinnen fallen. Martigues, der Erbe von Manuela's Gütern, war der glückliche Gemahl Josita's geworden. Felipe litt es nicht mehr in Mexiko; er übersiedelte sich nach Brasilien. Nach langer Zeit empfing Schwester Manuela folgenden Brief von Felipe's Hand:

„Mannela!

„Ich bin im Begriff, von der Erde zu scheiden. Pater Isidor sagte an jenem Tage: Die böse That hebt sich durch ihren Erfolg selbst auf und dem Verbrecher bleibt nichts, als der Fluch seiner Sünde, während er den Preis seiner That durch die That selbst verliert. . . Ich bekenne meine unsterbliche Liebe zu Dir Manuela und . . .“

Hier hatte den Eifersüchtigen der Tod überrascht.

Irreguläres türkisches Militär.

Der Existenzkampf, zu welchem der Islam aus tiefer Erschlaffung durch Rußland aufgerüttelt worden ist, führt uns in vollem Umfange die zum Theil phantastischen Elemente vor, welche der Orient in sich birgt, um in verzweifeltem Kampfe sich seiner Dränger zu erwehren. Diese Elemente sind noch die gleichen, vor denen Europa einst zitterte, die es jetzt aber nicht mehr zu fürchten hat, und deren militärischer Werth selbst von der Pforte nicht über die Maßen angeschlagen wird, wie dies schon daraus erhellt, daß die von den Sultanen gemachten Versuche, ihr Reich zu regeneriren, in der Hauptsache auf eine Reform der Armee nach europäischem Muster mit europäischer Taktik hinausliefen.

Die bisherige Haltung der türkischen Armee in dem mit Rußland ausgebrochenen Kriege beweist, daß die Leiter des türkischen Staates hierin nicht fehlgegriffen haben, gleichwohl muß man aber das mit unter die Fahnen gerufene irreguläre türkische Militär nicht allzu gering anschlagen. Schon seiner Anzahl nach bildet es eine imposante Macht, liefert außerdem einen sehr schätzenswerthen Zuwachs an Reiterei und ist von maßloser Kampflust beseelt, die jede Gelegenheit zur Befriedigung ergreift.

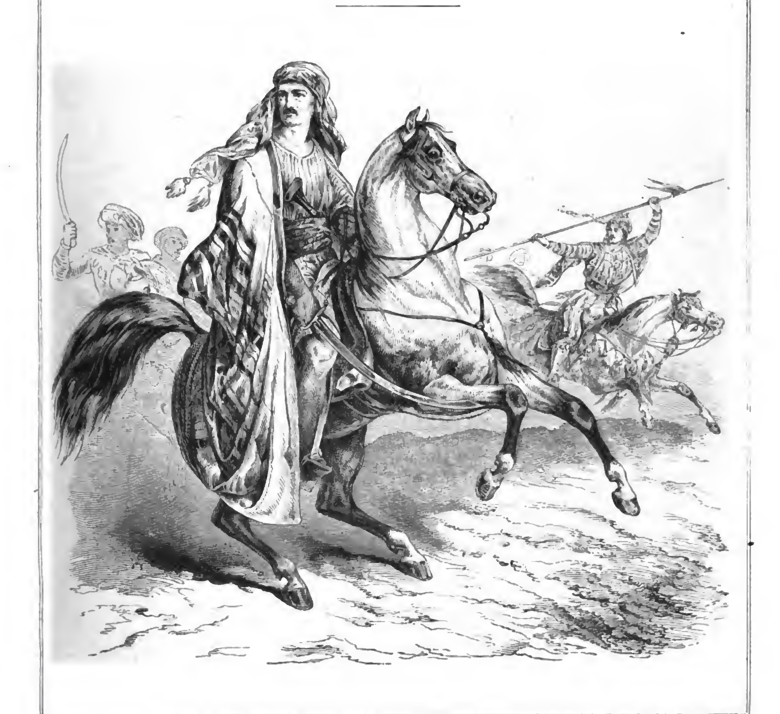
Das Hauptcontingent der irregulären Truppen haben die verschiedenen Völkerschaften gestellt, welche Kleinasien und die übrigen Theile der asiatischen Türkei bewohnen. Dieses an 24,000



Quadratmeilen große Terrain, das vom schwarzen und mittelländischen Meere bis hinab zum persischen Meerbusen reicht, diente mehreren der berühmtesten altgeschichtlichen Völkern wie Meder, Perser, Griechen, Parther, Araber u. s. w. zu Wohnsitzen. Die Städte Troja, Tyrus, Palmyra, Ninive, Babylon, zu ihrer Zeit Mittelpunkte der höchsten Cultur und Civilisation, standen auf diesem Boden.

Die größeren Städte abgerechnet, hat in jenen Strecken seitdem wieder ein Urzustand Platz gegriffen, der die geregelte Ausübung der Herrschergewalt der türkischen Sultane sehr beschränkt. Neben den Osmanen wohnen Lasen, Turkomanen, Kurden, Drusen, Yeziden, Nosairen und andere Volksstämme in den Ebenen und Gebirgen des Innern, die wenig mehr als die Oberhoheit des Sultans anerkennen. Das ganze mittlere Kleinasien befindet sich in den Händen der Thalfürsten, eine Art mittelalterlicher Feudaldynasten, die in ihren Gebieten erbliche Verwalter und Kriegsanführer sind; ihrer früher noch weit unabhängigeren Stellung wurde erst durch den letztverstorbenen Sultan Mahmud ein Ende gemacht.

Diese Völkerschaften, die Kerntruppen der Irregulären, zeichnen sich durch eine Fülle körperlicher Vorzüge aus, die sie zu wahren Idealen männlicher Schönheit macht. Ihre äußerst kleidsame Tracht erhöht noch diese Vorzüge, deren sie sich übrigens so sehr bewußt sind, daß sie nur allzu leicht sich vom Ungestüm fortreißen lassen und eben Alles durch persönliche Tapferkeit entscheiden zu können glauben. Unsere beiden Bilder führen dem Leser diese malerische Soldateska im vollen Glanz ihrer Trachten und Waffen vor; neben dem stahlbepanzerten Tscherkessen wiegt sich der Kurde in seinem leichten brillanten Kostüm stolz auf seinem Streitroß; die flüchtigen Lanzenschwinger (die Kosaken der Türkei) fehlen nicht und auch dem weißen Burnus des Beduinen um die bräunlichen halbnackten Gestalten begegnen wir hier. Ein unter wildem Allah-Geschrei ausgeführter Massenangriff dieser Söhne der orientalischen Wildniß gehört zu den reizendsten Schauspielen, die man sich denken kann.



Eine Jagd auf entlaufene Neger.

Die Sonne verschwand hinter den Bergen und die Neger, die unser Gepäcke trugen, entledigten sich ihrer Last wie Leute, die sich darauf einrichten, Halt zu machen. Wir hatten jene Stelle erreicht, wo die zwei Bäche sich vereinigen, denen der Fluß Marsau, eines der breitesten und klarsten von allen jenen wunderlichen Gewässern, die die Insel Bourbon befruchten, seine Entstehung verdankt. Vor uns gegen Westen erhob sich jenseits des Coteau-Maigre eine vulkanische Gebirgsmauer, über welche der Piton-de-Fournaise seine lange Rauchsäule emporschwingt. Wenn wir uns gegen Osten wendeten, sahen wir im Gegensatze zu dieser rauhen drohenden Natur zwischen zwei runden, waldbewachsenen Gipfeln das Meer, das so still war, wie ein schöner See. Ein großes Schiff, das in der Richtung gegen Isle-de-France fuhr, reflectirte in seinen Segeln die letzten Farben des Tages und die unaufhörlich der Küste entlang bewegten Wasser schäumten, indem sie sich an den Vorgebirgen brachen.

„Wenn es beliebt, meine Herren," sagte der Doctor, „so gehen wir heute nicht weiter; bevor wir in die kalten Gegenden der Insel dringen ist es gut, wenn wir diese Nacht noch einmal im gemäßigten Lande zubringen. Das heißt nämlich, wenn wir hier ein passendes Unterkommen finden."

„Das ist meine Sache," bemerkte der creolische Führer; „ich weiß in der Nähe eine berühmte Höhle, nach der ich lange gesucht habe. Wenn ich mich nicht täusche, müssen wir ziemlich nahe daran sein; lassen Sie mich einmal sehen, ob dieser Pfad nicht hinführt."

Und er verschwand mit seinem Hunde im Gebüsche.

Der Doctor, der es nicht erwarten konnte, seine am Tage gepflückten schönen Pflanzen zu mustern, nahm seine über die Schulter eines Schwarzen hängende Büchse, öffnete sie und betrachtete eine Zeit lang seine reiche Ausbeute; dann tauchte er die von der Tageshitze schon welken Stengel in den Bach.

„Wer weiß," rief er seufzend, indem er die Ueberbleibsel der Blätter und Wurzeln, die in seiner Büchse aufgehäuft waren, in die Strömung des Wassers warf, „wer weiß, ob die Vulkane nicht für immer verlorene Varietäten und Species unter der Lava begraben haben? Mit den Verheerungen des unterirdischen Feuers vereinigen sich die einer immer räuberischen Cultur; die Oertlichkeiten ändern sich . . . ."

Ein Flintenschuß, der in einiger Entfernung von dem Orte, wo wir saßen, abgefeuert wurde, unterbrach die Reflexionen des Botanikers und setzte die kleine Schaar in Schrecken; das Geräusch der Feuerwaffe, das sich in den Echo's der Gebirge wiederholte, rollte von Fels zu Fels und tönte dumpf in den Wäldern wieder, die sich staffelförmig unter uns hinabsenkten. Jedermann eilte der Gegend zu, von wo man die Explosion gehört, und nachdem man ein dichtes Gehölz durchstreift hatte, befanden wir uns am Gipfel einer Abdachung, die einen wahren Abgrund begrenzte. Der Führer wischte seinen Karabiner ab und pfiff seinem Hunde.

„Nun, Moritz!" rief ihm der Doctor zu, „was für einen Feind trafen Sie auf diesem Striche?"

„Es ist nichts," erwiederte der Creole. „Bevor ich in die Grotte trat, wollte ich mich nur vergewissern, ob sie nicht besetzt ist. Mein Hund spürte was; er hörte nicht auf zu bellen. Ich lud meine Flinte und schoß in dem Momente, wo ein flüchtiger Schwarzer sich in die Schlucht versenkte, indem er sich an den Schlinggewächsen hinunterließ. Sie können eintreten, meine Herren, von nun an wird Niemand Ihre Ruhe stören. So weit dieser Schuß widerhallte, ist das Raubgesindel benachrichtigt, daß Weiße auf der Höhe sind; sie werden sich ruhig verhalten."

Ein Vorhang von Schlinggewächsen verdeckte den Eingang zur Höhle vollständig; nichts konnte vermuthen lassen, daß es nicht ein grün bekleideter Felsen sei und diese einsame Zufluchtstätte konnte nur von einem Flüchtlinge entdeckt werden, der in allen Gebüschen nach einem Asyle suchte. Wir zündeten eine Lampe darin an, die sich in reizenden Reflexen auf den gezackten Blättern abspiegelte, und streckten uns auf das feine Moos nieder, das der Doctor sich wohl hütete, zusammenzudrücken, bevor er nicht mit der Lupe eine Hand voll geprüft hatte; er versicherte sogar, denn er war ein wenig weichlich, daß dieser frische Teppich ihm weicher dünke als Sammet. Was mich betrifft, so fürchtete ich, daß der Creole den flüchtigen Schwarzen, den er aus seinem Lager verjagte, verwundet oder vielleicht getödtet habe; aber er beruhigte mich vollständig.

„Ich habe ohne Kugel geschossen," erwiederte er mir lachend. „Zudem wollte ich nur ihn und seines Gleichen entfernen, sonst nichts; es giebt noch andere Höhlen, glauben Sie mir, die vielleicht weniger angenehm sind, wie diese da, aber immer noch gut genug für einen Neger."

„Gott gebe, daß Sie uns auf unserer Forschungsreise in Eurem wilden Gebirge immer so angenehm logiren können!" sagte der Doctor. „Es scheint, daß die Natur diese reizenden Asyle für diejenigen schuf, die die Liebe zur Wissenschaft von den bewohnten Ebenen in die Ferne zieht. Aber durch welchen Zufall haben Sie diese Grotte entdeckt, Moritz?

„O!" antwortete dieser, „welcher Creole aus den Quartieren St. Rosa und St. Benedict hätte sie auf seinen Treibjagden nicht besucht? Welcher Pflanzer auf der Insel hätte nicht von der Grotte Malgache reden hören? Nur giebt es viele, die nicht wissen, woher sie diesen Namen hat. Das ist eine alte Geschichte."

„Die zu erzählen Sie ohne Zweifel nichts hindert?"

„Nichts, außer daß Sie vielleicht auf den heutigen Weg des Schlafes bedürftig sind; morgen haben wir wieder viel zu steigen, um die Moosgegend zu erreichen, die sie durchstreifen wollen. Und dann möchte eine Negergeschichte für Sie nicht interessant sein!"

Bei Excursionen von der Art, wie wir eben eine unternahmen, hat der Führer gewöhnlich einen ziemlich hohen Begriff von seiner Wichtigkeit: er leitet die Bewegungen des Zugs so lange er auf dem Marsche ist; aber an der Haltstelle merkt er, daß sich seine Stellung geändert hat. Er wird aus einem Schwätzer, der er war, schweigsam; Fragen setzen ihn in Verlegenheit und machen ihn mißtrauisch, bis die leiseste Achtungserweisung seitens derer, die ihn begleiten, ihm seine gewohnte Sicherheit zurückgiebt. Um Moritz's Schüchternheit zu überwinden, und ihn dafür zu gewinnen, daß er uns seine Geschichte zum Besten gäbe, bot ich ihm einige vortreffliche Manilla-Cigarren an, indem ich ihn bat, uns das mitzutheilen, was er selbst von dieser Grotte wisse, in der wir uns so bequem eingerichtet hatten. Dieses einfache Entgegenkommen hatte seine Wirkung; er setzte sich zwischen den Doctor und mich und sagte, indem er eine der Cigarren in seine Tasche gleiten ließ:

„Dank, mein Herr; ich werde das des Sonntags im Dorfe rauchen; für jetzt lassen Sie mich eine Pfeife mit Tabak aus meinem Garten stopfen. Was die Geschichte betrifft, wenn Sie darauf bestehen, so verlange ich nicht mehr, als daß ich Sie erzählen darf. Wir andern kleinen Colonisten sind nicht so klug, wie die Franzosen in Frankreich; doch Sie, meine Herren, würden mich nicht zum Sprechen veranlassen, wenn Sie meiner spotten wollten."

I.

„Ich bin niemals gereist, meine Herren," sagte Moritz, indem er seinen Strohhut auf seinen Flintenlauf setzte, „folglich weiß ich nicht, ob in andern Ländern die Wege sich täglich verändern; aber ich kann versichern, daß, seitdem ich auf der Welt bin, viele Neuerungen auf dieser Insel eingeführt wurden. Man macht so viel urbar, daß das Wasser bald aus unsern Flüssen verschwinden wird, und unser, für den kleinen Creolen Beruf, die nur einen Garten, ein Maisfeld und einige Fuß Vahuahs, um Zuckersäcke zu machen, besitzen, unser Beruf ist während der Woche dreimal die Fischerei, die übrige Zeit vertreiben wir uns mit der Jagd auf wilde Ziegen, die seltener werden, auf Drosseln, die bald aus den Wäldern verschwunden sein werden und auf flüchtige Neger, wenn es welche giebt. Denken Sie, daß wir, wenn alle Gehölze abgetrieben, die weitläufigen Ländereien verkauft und auf allen Plateaus Dörfer angelegt sein werden, nicht mehr leben

können wie früher! Sollten wir dann gar die Erde umgraben? Aber wir sind Weiße, so gute Weiße, als die größten Pflanzer, und die Haue paßt nur für die Schwarzen: das ist eine ausgemachte Sache.

„Und zudem wird die Zeit kommen, wo es an Armen fehlen wird; der Sclavenhandel ist abgeschafft! So lange er nur blos verboten war, kamen Sclaven genug und von jeder Art zu uns. Die Tricolore, meine Herren, hat uns dieses Gesetz verschafft und sie war auch Veranlassung zu einem Mißverständnisse, das einigen Schwarzen das Leben kostete. Bildeten sich diese Unsinnigen nicht ein, daß die drei Tage* drei Wochentage bedeuteten, die ihnen von der Regierung in Paris bewilligt wurden zum Feiern? Schon wollte der mächtigste König von Madagaskar, Radama, keine Malgaches mehr ausführen lassen; der englische Gouverneur von Isle-de-France versprach ihm zum Ersatze eine jährliche Summe von vierzigtausend Piastern, ja zweimalhunderttausend Livres, viermalhunderttausend Livres unsern Geldes! Es kamen noch Yolofs, Yambanen, Makenda's, schöne Schwarze für die Hacke, ein bischen schwer zu halten, Kaffern, die lieber die Kühe hüten, als den Boden bepflügen und den Schnaps aus der Flasche dem Wasser aus den Strömen weit vorziehen; Mozambiquen, im Allgemeinen gute Thiere, feste Ruderer mit Affengesichtern. Da jede dieser Racen ihre besondere Geschicklichkeit besaß, so konnte man durch eine gute Auswahl für alle Bedürfnisse einer Pflanzung sorgen.

„Unter allen Sclaven, die der Handel an unsere Küsten warf, hätten sich die Malgaches am ehesten heimisch finden sollen; sie fanden die Rinder ihrer Ebenen und eine große Anzahl ihrer Waldbäume wieder. Nun, man hatte mehr Mühe, sie einzugewöhnen, als die andern; es ist zwar wahr, man verlor nicht viel Zeit, um sie anzuweisen, aber sehen Sie, meine Herren, der Neger ist ein geborener Faullenzer und ein Mensch, den es vor der Arbeit ekelt ....“

„Wird sich lieber einer jeden Entbehrung unterziehen, als seiner Neigung entgegenhandeln,“ fuhr ich fort, indem ich den Creolen ansah.

„Ja, mein Herr, mein Vater hat es mir sehr oft wiederholt, wenn wir an der Mündung der Flüsse unsere Netze legten. Sehen Sie hier, er hat die Kürbisflasche selbst gemacht, die ich trage; Sie werden keine schönere auf der ganzen Insel finden, er hat mehr als einen Monat dazu gebraucht, um sie so hübsch zu machen, wie sie ist. Das erste Mal, als er sich ihrer bediente (es ist schon so lange her und ich erinnere mich dessen noch, als wäre es gestern gewesen) waren wir auf der Ziegenjagd gegen Salazes zu. Durch vieles Bitten erhielt ich die Erlaubniß, die Jäger begleiten zu dürfen. Der Weg war sehr lang und auf dem Rückweg war ich lendenlahm; aber ich behielt meine Fassung bis zu Ende und mein Vater ließ mich, mit seiner Flinte auf der Schulter, in's Dorf gehen. Als wir nun vom Gebirge herabstiegen, erblickten wir am Horizonte, weit im Meere draußen, einen kleinen weißen Punkt.

„Siehst Du da unten?“ sagte mein Vater zu mir. — „Ja,“ antwortete ich, „ich sehe einen Strohscheber oder eine Seemöve, die mir wohl ihre Flügel leihen könnte, denn ich fange an, zu fühlen, daß mich die Fußsohle drückt.“ Mein Vater antwortete nichts; da die Sonne sich in den Wogen spiegelte, so senkte er seinen großen Hut über die Stirn, hielt rasch an und begann diesen weißen Punkt zu beobachten, der zwischen Himmel und Wasser zu gleiten schien. Was mich betrifft, ich ließ mich auf's Gras nieder.

„Ich möchte wetten, daß es die Diana ist,“ rief mein Vater nach kurzem Schweigen. „Sie wird einen Kreuzer auf der Höhe von St. Denis gesehen haben und ist nun von ihrer Fahrt abgewichen, um ihn von der Spur abzubringen. Wenn sie der Wind nicht abhält, werden wir sie heute Abend in der Bucht von Piton vor Anker liegen sehen.“

„Während dieser Zeit fuhr ein kleines Kriegsschiff, das wir plötzlich zu unserer Linken sahen, hinter das Cap zu. Es fuhr ungefähr zwanzig Minuten in dieser Richtung, dann — hatte es die Goelette, die es jagte, aus dem Gesichte verloren, oder that nur, als ob es sie nicht bemerkte — wendete sich und verschwand. Alsbald hörte der weiße Punkt auf, sich zu entfernen; er wuchs rasch und wir konnten die Diana selbst erkennen, die mit allen Segeln in der Richtung von Piton fuhr. Sobald es Abend wurde, zündete man in einem Felsenwinkel, der die Bucht begrenzt, ein Feuer an; es waren dies Pflanzer, die bei der Ausrüstung des Schiffes interessirt waren, die einen Leuchtthurm aufrichteten, um der Goelette ihren Weg zu bezeichnen, und wahrlich, die Vorsicht war nicht unnütz, denn niemals hat man eine schwärzere Nacht gesehen und man bedurfte dessen, um die Landung unbesorgt bewerkstelligen zu können.

„Die Ankunft eines Negerschiffs an der Küste machte in den Vierteln immer einiges Aufsehen. Man lief an den Abrand, um die neuen Sclaven zu sehen, besonders die Kinder glitten hinter die Alten, warfen sich in die Kähne und suchten dem Schiffe so nah als möglich zu kommen. Die Matrosen jagten uns mit Ruderhieben davon, wenn wir mit leeren Händen kamen, aber wer Geld von uns hatte, durfte an Bord kommen, und wir kauften schöne graue Papageien von der afrikanischen Küste. Mein Vater war nicht reich und kümmerte sich selten um diese Ankunft; doch hatte er eben eine kleine Erbschaft gemacht, was ihm den Gedanken eingab, einen Schwarzen auszuwählen, dem er das Zimmergewerke lehren konnte, das er selbst von Zeit zu Zeit ausübte. Wie alle Creolen in unsern Vierteln, konnte er ein hölzernes Haus zusammensetzen und eine Pirogue aushöhlen. Die ersten Colonisten, die sich auf diesem Eilande niederließen, mußten wohl selbst ihre Hütten bauen. Sie waren anfänglich Soldaten in den Garnisonen von Madagaskar und wurden dann Flibustier; dann als es nicht mehr profitabel war, die Meere zu durchstreifen, mußten sie sich wohl entschließen, sich am Lande festzusetzen und da haben sie sich hier angepflanzt. Als man später eine Regierung bildete, gab man denen, die Geld hatten, Ländereien; diese fingen nun an, Sclaven zu kaufen und das Land im Großen urbar zu machen und unsere alten Familien, die sich für die Herren der Insel hielten, fanden sich nun allmälig auf ihre Besitzungen eingeschränkt, die nun zur Stunde unter die ungeheuren Plantagen, die sie ersticken, hineingedrängt sind. Ja, meine Herren, die ersten Einwohner und ihre Abkömmlinge, die man verachtet, haben trotzdem die Colonie gegründet und wie Adam im irdischen Paradiese gaben sie den Vögeln des Himmels, den Fischen der Flüsse und den Bäumen des Waldes ihren Namen.“

„Und damit,“ unterbrach ihn der Doctor, „haben sie der Naturgeschichte und der Botanik einen schlechten Dienst erwiesen.“

„Das ist möglich; aber sie haben für die Gelehrten das gethan, was ich heute für Sie thue, mein Herr: sie haben es übernommen den Weg zu zeigen. Alle Pfade die wir gekommen sind und die wir morgen durchschreiten werden, habe ich wie viele Andere auf meine Kosten kennen gelernt; die Entdeckung dieser Grotte kostete mich ... mehr als ich je besitzen werde. Sobald nun die Diana in der kleinen Bai Anker geworfen hatte, sagte mein Vater zu mir: „Moritz, wenn Du nicht zu müde von der Jagd bist, komm mit mir. Es sollte eine schöne Zahl Schwarzer hier ankommen, und ich will wählen. Ein roher Neger von mittlerer Kraft wird nicht mehr kosten als ein französisches Maulthier; ich lehre ihm mein Handwerk; er wird ein Arbeiter, ein guter Arbeiter; wir vermiethen ihn in die großen Werkstätten um einen bis zwei Piaster den Tag; am Ende bezahlt er sich wieder und ich gebe Dir diese Summe als Mitgift und wenn Du sparsam bist, wirst Du einst ein Pflanzer werden.“

„Ich zweifelte nicht daran, daß all das so kommen mußte, weil es mir mein Vater sagte; auch klopfte mir das Herz recht stark als ich beim Schimmer der Laternen, die die Goelette beleuchteten, sie von den Eisbäumen umringt sah. Aus diesem so leichten schmalen Fahrzeuge, das auf dem Wasser tanzte und bei der leichtesten Brise schaukelte, kamen so viele Schwarze, daß ich zu träumen glaubte. Wahrlich, meine Herren, man hätte sie wie trockene Schläuche zu zweit zusammenlegen müssen, um sie alle im Raume halten zu können. Je nachdem man sie an's Land brachte, betrachtete ich sie von Kopf bis zu Fuß und sie schienen mir alle mehr oder minder beschädigt; das kam daher, weil sie während der Ueberfahrt nicht frei athmen konnten; aber die freie Luft brachte sie mit wenigen Ausnahmen wieder zu sich; Einzelne konnten, wie Fische die zu lange außer dem Wasser bleiben, nicht mehr in's Leben zurückkommen. Der Kapitän fluchte gegen sie; und es war nicht unmöglich, daß sie expreß deshalb gestorben waren, denn

* Die drei Julitage.

unter diesen halbwilden Schwarzen giebt es schlechte Subjecte die Alles fähig sind. Nachdem Jedermann die Sclaven, die ihm tauglich, ausgesucht hatte, beschäftigte sich die Schiffsmannschaft damit, den Schiffsraum zu reinigen. Man brachte Vorrath an Bord; die Kähne nahmen an der Mündung eines Baches frisches Wasser ein und am andern Tage, nachdem die gekauften Sclaven während der Nacht in's Innere abgeführt worden waren, war keine Spur von der Landung mehr zu sehen. Das vor der Insel stationirte Kriegsschiff lavirte am frühen Morgen; aber die Goelette befand sich gerade auf demselben Punkte, wo wir sie am Tage vorher bemerkt hatten, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich der afrikanischen Küste zuwendete, um von Neuem ein Sclavengeschäft zu versuchen.

„Die Kanonen, die in verschiedenen Quartieren der Insel abgefeuert wurden, hallten um uns wie ein fernes Gewitter; ein leichter Wind, der aus der Ebene und den Schluchten kam, brachte uns murmelnd den Geruch der Gewürznelken, vermengt mit den lieblichen Waldesdüften. Die kleinen Lianen, die sich von den Wänden der Grotte losrangen, zitterten sanft; es war der laue Athem der tropischen Nächte, der auf dieser Höhe sich in einen frischen scharfen Wind verwandelte."

„Eine derartige Nacht bietet in der That das Bild der Ruhe dar," sagte der Doctor, indem er den Blättervorhang wegschob. „Sehen Sie wie die schönen Gestirne der mittäglichen Halbkugel im Süden funkeln! Bewundern Sie nicht die wohlthätige Natur, die aus dem Busen des Oceans diese anmuthige fruchtbare Insel hervorgehen ließ?"

„Nicht wahr, meine Herren," bemerkte Moritz lebhaft, „nicht wahr, unsere Insel ist ein kleines Kleinod? Mit ihren Gebirgen und Schluchten, mit ihren Pflanzungen und Wäldern, mit ihren Vulkanen und Flüssen erscheint sie dreimal größer als sie wirklich ist, und nur wenige Einwohner kennen sie in allen ihren Winkeln und Krümmungen. Gegen das Meer zu ist sie drohend: sie braucht viele Felsen, um sich gegen die Wogen zu vertheidigen, die ohne Unterlaß an sie schlagen; aber je weiter man sich vom Strande entfernt, je lachender, grüner und frischer wird sie durch die Ströme, bis man zu jenen großen kahlen Bergen gelangt, wo sich deren Quellen verbergen. Dadurch hält sie auch im Sommer die großen Gewölke fest, die sonst nutzlos in den Ocean fallen würden. Die Schwarzen, die man von der afrikanischen Küste hieherbrachte, hätten sich überglücklich fühlen sollen, daß man sie auf unsere Insel führte; ohnedem waren es meistens Kriegsgefangene, deren Loos es war, vom Sieger verzehrt zu werden. Jene von Madagaskar mußten den Tod durch Zagaiewürfe * erwarten, weil das dort die herkömmliche Art ist, sich der Gefangenen, die sie nicht verkaufen können, zu entledigen. War es nicht besser Zuckerrohr zu pflanzen und Kaffeebohnen zu pflücken? Nun, es war sehr schwer, ihnen das begreiflich zu machen! Es gab welche unter ihnen die, kaum gelandet, schnurstraks in's Gebirge liefen; aber nach einigen Tagen fand man sie sterbend vor Hunger, wie Hasen zusammengekauert in den Gebüschen, oder sie ließen sich auch wohl an den Rand eines Abgrunds treiben, von wo sie nun nicht anders entrinnen konnten, als daß sie mit dem Kopf voran in den Abgrund stürzten. Andere blieben am Fuße eines Baumes gelehnt, die Augen auf's Meer gerichtet und verweigerten Nahrung anzunehmen, indem sie, unempfindlich für Schläge, auf Drohungen nichts erwiederten; nach und nach sah man sie ermatten, ein fieberhaftes Zittern schlug ihre Knie aneinander und sie starben aus Sehnsucht nach einem Lande, wo sie nicht mehr leben durften. Wie trostlos, kräftige Männer und Weiber in der Blüthe ihres Alters da erlöschen zu sehen, wie Bäume die von der Sonne getödtet werden, ohne ihrem Herrn, der sie so theuer bezahlte, nur einen Sou eingebracht zu haben.

„Der Malgache, den wir eben gekauft hatten, schien keineswegs von dieser schrecklichen Krankheit ergriffen zu sein; es war ein munterer thätiger Bursche, der bald die Hacke mit einer gewissen Geschicklichkeit zu handhaben verstand. Wir behandelten ihn gut, weil man bei diesem Geschlechte schlecht fährt, wenn man sich zu streng zeigt. Wenn er damit beschäftigt war, Piroguen auszuhöhlen, die wir nach St. Pierre verkaufen wollten, sah ich ihm zu und half ihm sogar manchmal; er schnitt mir kleine Schiffe, die ich auf dem Flusse schwimmen ließ, indem ich Federn anstatt der Segel darauf setzte. Ich gewann ihn lieb, aber mein Vater war mißtrauisch gegen ihn; eines Tages sagte er zu mir: Dein Malgache wird uns einen Streich spielen; ich mag sein Gesicht nicht, er ähnelt zu sehr Guinola! — Guinola war ein Schwarzer aus Madagaskar, der seit langer Zeit verschwunden war. Die Einen behaupteten, daß er in den Bergen umgekommen sei. Andere versicherten, daß er die Banden der Flüchtigen leite, deren Zahl sich, trotz der Treibjagden, die man häufig gegen sie veranstaltete, nicht verminderte."

* Wurfspieß der Mohren.

II.

„Um jene Zeit, meine Herren," fuhr Moritz fort, „wäre es mit einiger Gefahr verbunden gewesen durch die Gehölze zu laufen, wie wir jetzt thun, um Pflanzen zu sammeln. Die flüchtigen Neger hatten die Höhen besetzt, die man hier die Ebenen nennt: das sind mehr oder minder hohe Plateaus, die zwischen den Bergspitzen versteckt sind; zusammenhängende Räume von Schluchten beschützt und mit abschüssigen Abgründen umgeben, die den Gräben einer Citadelle gleichen. Es war nicht unmöglich bis zu diesen abgelegenen Gegenden vorzudringen, wenn man den Flußbetten entlang emporstieg; aber außerdem daß dieser Weg während der Regenzeit ungangbar ist, so gestatten die entwurzelten Bäume, die vom Gewässer fortgerissenen Felsen, die Schlinggewächse, die auf beiden Seiten herabhängen und die dornigten Pflanzen, die die Ufer der Schlucht umkleiden, nicht leicht einem bewaffneten Manne diese befestigten Plätze flink zu stürmen. Man wußte so ungefähr, wo die flüchtigen Neger nisteten; manchmal brannten da oben ihre Feuer wie Sterne, denn sie litten an Kälte. Wenn der Hunger sie drängte, so kamen sie in finsterer Nacht mit Ungestüm in die Thäler, plünderten die Gärten und verbrannten und vernichteten in einigen Stunden die Ernte eines Jahres; der Lärm verbreitete sich rasch, man waffnete sich, aber wohin laufen? Die Plünderer rieben sich mit Kokosnußöl ein und entwischten der Hand, die sie ergriff, und wenn man vom ersten Momente der Ueberraschung zur Besinnung kam, waren die Räuber in weiter Ferne; sie hatten Zeit gehabt sich an sichere Orte zu begeben und ihre Beute dahin zu schaffen. Hie und da verbreiteten sie sich vereinzelt durch die Pflanzungen, nahmen ihre Weiber und Freunde mit sich und am Morgen fand der Pflanzer das Haus leer. Für manche Schwarze ist es ein Bedürfniß herumzustreichen; man fängt sie, fesselt sie, man läßt sie die Kugel schleppen, und am Tage, wo die Züchtigung aufhört, entlaufen sie von Neuem, so daß sie ihr Leben mit Abbüßung des Vergehens und mit dem Begehen desselben verbringen."

„Und man ermüdet nicht sie so strenge dafür zu bestrafen, daß sie mit aller Gewalt frei sein wollen?" fragte ich den Creolen.

„Menschenfreundliche Herren verzichten manchmal darauf sie selbst zu züchtigen," erwiederte Moritz; „sie schicken ihre Sclaven zur Arbeit in den Hafen und dort verfährt man ein wenig hart mit ihnen; das sind jene, die Sie gesehen haben können . . ."

„Mein Freund, unterbrach der Doctor, „erinnern Sie mich nicht an die betrübenden Scenen, die des Fremden Auge verletzen, wenn er an Euerer Insel landet. Wenn Ihr die Sclaverei so mißbraucht, so beschleunigt Ihr den Tag der Emancipation."

„Ah! ja, die Freiheit, schön Dank, wie die Schwarzen auf Isle-de-France sagen," rief Moritz. „Wozu nützte es denn, frage ich Sie, weiß zu sein? Wenn dies jemals geschieht, werde ich ein Flüchtiger, ich verlasse das Dorf, ich desertire von der Miliz! Wenn man nicht zu viel auf die Vergnügungen der Gesellschaft giebt, kann man sein Leben in den Bergen ruhig zubringen. Es giebt entflohene Sclaven, die schon mehr als zwanzig Jahre dort gelebt haben, und während die Bevölkerung, je nach den Zufällen des Krieges, bald englisch, bald französisch war, hörten jene, die von allem dem nichts wußten, nicht auf, Kaffern oder Malgachen zu sein. Man dachte damals nicht daran, sie zu beunruhigen und sie sehen mit gleichgültigen Augen von der Höhe der Berge zu, wie sich ihre alten Herren am Strande schlugen, ohne sich für eine Partei zu erklären, wie Leute die nichts zu gewinnen oder zu verlieren hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Lebens- und Verkehrsbilder aus London.

Das Geldmachen.

Die Seele des englischen Lebens. — Der Proceß des Geldmachens. — Dickens als Geldmacher. — Ein Beispiel. — Kein Ehrenkleid. — Noch zwei Beispiele. — Ein Party-Streich. — Die Besitzer der großen Geschäfte in London. — Die Umwandlung dieses Zustandes.

Das „Geldmachen" ist so sehr die ganze Seele des englischen Lebens, daß man letzteres ohne ersteres gar nicht verstehen kann. Die geldmachende Gewalt ist der Kopf, das Hirn aller Hände und Maschinen. Letztere machen nicht nur die Waaren und Handelsartikel, sondern auch das Geld für den herrschenden Kopf, der es nur nicht für die producirenden Hände verwendet, sondern für sich und seine eigenen Glieder. Dieser von den „arbeitenden Klassen" immer aufwärtsfließende Strom des Geldes ist die große Tragödie des englischen Lebens, sein dämonischer Kampf, der neuerdings wiederholt und immer massenhafter und dramatischer in „Strikes," in Arbeitseinstellungen sowohl der Arbeiter, als der Arbeitgeber ausbrach.

Wo das Geld Haupt und der Geist Sklave geworden, Sklave des grausamsten aller Despoten, in einer solchen Gesellschaft ist „etwas faul," ist die Welt aus den Fugen und jeder edlere Charakter ein Hamlet, der sich den Kopf und vielleicht noch das Herz zerbricht, diese Welt wieder in Fug und Recht zu bringen.

Sehen wir uns den Proceß des Geldmachens genauer an. Ueberall in England, wo man „a good thing" sieht, wie's in der Geschäftssprache heißt, steckt auch eine Partei, „a party" dahinter, der das Geld dieses „guten Dinges" gehört. Die Partei, die Gesellschaft, die aus Actionären und „Eigenthümern" besteht, bildet sich überall, wo für Erfindungen, Verbesserungen, Erweiterung rentirender Unternehmungen und Geschäfte Geld gebraucht wird. Das ist gut und der eigentliche Schlüssel zu der Größe Englands. Aber was ist daraus geworden? England, Irland, Spaniens und Portugals Weinberge, eine Menge deutsche Geschäfte, hunderttausende von Meilen in Ostindien, Australien und Amerika arbeiten für diese englischen Geldmacher, ohne daß diese etwas Anderes thun, als das Geld zu nehmen und es für ihre Zwecke zu verwenden. Welch eine Welt! Da arbeiten und schwitzen rund um die Erde Millionen von Menschen, und einige Tausend, die nie arbeiten und nie schwitzen und so vornehm sind, daß der Ausdruck „Schweiß" in ihrer Gesellschaft nie gebraucht werden darf, nehmen die Früchte dieser Millionen in täglich Hunderten, ja Tausenden von Pfunden pro Kopf ein. Die Millionen, um diesen regelmäßig und massenhaft strömenden Verlust in Erfolg und Frucht zu ersetzen, rennen und laufen und placken sich wie wahnsinnig durch jeden Tag des Lebens, während die „Parteien," die Geldmacher in stolzen Equipagen von Schloß zu Schloß und Land zu Land, in's Parlament und aus dem Parlamente fahren.

Die Millionen sitzen Jahr aus Jahr ein täglich von früh bis in die Nacht in Läden oder Werkstätten, oder bei Maschinen und sind froh, wenn sie Sonnabends so viel von ihren „Früchten" ausgezahlt bekommen, daß sie Weib und Kind ernähren können, oder auch nicht froh, so daß sie sich in ihrem Aerger mit sammt der Frau betrinken und letztere in der Nacht zum Sonntag zer- oder gar todtschlagen. Der Geldmacher sieht in seinen Mitmenschen nichts als Heerden von Thieren, die nichts sehnlicher wünschen, als von ihm gesattelt, gezäumt, angespannt und geritten zu werden. Er ist „der Böse" des alten Glaubens, der listig umherschnüffelt, um Seelen zu kaufen oder durch Contracte so zu schnüren, daß sie ihm ausschließlich dienen müssen mit Leib und Leben.

Die Verkehrsverhältnisse Englands sind so in dieser Richtung ausgebildet, daß es Niemand mehr der Mühe werth hält, etwas Anderes zu erstreben, als eine „party" zu sein oder zu ihr zu gehören. Ein Schriftsteller zu sein, selbst ein berühmter, heißt ein Sklave sein. Die Erfahrung machte Dickens noch in seiner Blüthenzeit und rettete sich aus seiner Sklaverei nur dadurch, daß er für seine eigenen Productionen „party" wurde, d. h. Selbstverleger, außerdem „party" mit den Household-Words, die dafür, daß er deren Eigenthümer und Redacteur ist, jährlich 4000 Pfund an ihn zahlen. Wenn auch diese in der Literatur unerhörte Summe übertrieben ist, bleibt sie doch im dritten und vierten Theile noch beispiellos. Was Dickens mit seinen Arbeiten erreicht hat, nämlich Arbeiter und Geldmacher in einer Person zu sein, dahin streben alle Arbeitermassen aus ihren strikes hervor, nur daß ihnen eben das Capital dazu fehlt, welches einmal „auf der andern Seite" aufgehäuft ist und fortwährend durch neue Strömungen genährt wird. Das Capital ist der Erden und Himmel mit seinen Brauen erschütternde und regierende Oberste der Götter im Olymp.

Machen wir die Sache selbst durch einige Thatsachen anschaulich. Vor fünfundzwanzig Jahren entstand unter den Damen große Nachfrage für eine bestimmte Sorte von Band und Besatz, der fast ganz mit der Maschine gemacht werden konnte. Doch diese konnte blos immer ein Muster machen, so daß für verschiedene Muster verschiedene Maschinen nöthig wurden. Das war um so kostspieliger, als das Princip aller dieser Maschinen ein Geheimniß war, welches streng gehütet ward. Aber als einmal eine dieser Maschinen Schaden gelitten und Niemand zu finden war, der sie hätte wieder herstellen können, als ein Deutscher in Manchester, wurde dieser herbeigerufen und eingeschlossen, sie wieder herzustellen. Dies that er, studirte aber dabei die Maschine so genau, daß er sie nicht nur, sondern auch deren Fehler begriff, und 12 Monate darüber nachdachte, wie sie sein müsse, um alle Muster zu machen. Endlich hatte er's. Seine Erfindung war noch dazu viel einfacher und wohlfeiler. Wäre er eben so klug, als erfinderisch gewesen, hätte er mit seinem Pfunde gewuchert; aber er machte kein Hehl aus seinem Triumphe und so kam sie einer Gesellschaft von Capitalisten, einer „party" zu Ohren, die vor ihm niederfiel und ihn nicht nur anbetete, sondern auch hundert blanke Sovereigns dazu legte und ihm dafür „den Gedanken" mit allen seinen Consequenzen abkaufte. Außerdem schmiedeten sie ihn in einen Contract, wonach er die Maschine blos für sie machen mußte und durfte. Die „party" „machte" damit bis jetzt 1,500,000 Thaler netto, der Erfinder blieb Maschinenarbeiter bis zu seinem Tode und hinterließ seiner Familie nichts, als die Sorge, sich durch Nähen und Waschen für andere Leute zu ernähren.

Man kann hier sagen: „Nun, warum war er so dumm?" Freilich, aber unter civilisirten Menschen will man auch mehr sehen, als Geldmacherei und bloße Vermeidung des Strafbaren. Für ein Geschenk von 1000 Pfund an den Vater der anderthalb Millionen hätte die „party" ein Ehrenkleid bekommen, ein menschliches Ansehen. Was geht ihr die Ehre an? Was kümmert sie sich um menschliches Ansehen?

Die Menge Erfindungen, die aus der großen Welt-Ausstellung in die Hände von Geldmachern fielen, die Zahl großer praktischer Ideen, welche seit Jahrzehnden halb verhungert von Deutschland herüberkamen und der Sache und dem Namen und der Ehre und dem goldenen Erfolge nach Eigenthümer solcher „party's" wurden, bilden eine reiche Geschichte von Elend und goldenen Bergen. Nur ein Beispiel. Ein Verfertiger musikalischer Instrumente zeigte eine ganz bedeutende Verbesserung eines sehr gebrauchten Instruments. Aber als ein armer Künstler hatte er kein Geld, die Erfindung an mehreren Instrumenten auszuführen. So fiel er in die Hände einer „party," welche in edelster Theilnahme ihm anboten, das Geld vorzuschießen, natürlich der bloßen Ordnung wegen, unter bestimmten Bedingungen, z. B. für die nächsten sieben Jahre jedes Instrument, bei einer Strafe von 15000 Thalern, für einen bestimmten Preis nur an die party, nur an die edelmüthigen Darleiher und jeden Monat mindestens so und so viel zu liefern. Alles wurde gesetzlich verbrieft und besiegelt. Das edelmüthige Geld zwang den Mann, der bisher im Kleinen selbstständig gearbeitet, sein Geschäft ungeheuer zu vergrößern, um den Contract erfüllen zu können. Die Sorgen sind maßlos groß, der Gewinn nicht größer geworden, während die Darleiher sechzig Procent nicht machen, sondern auch wieder von Andern machen lassen. Nach dem Maße ihres bisherigen Gewinnes, müssen sie im Verlauf der sieben Jahre 120,000 Thaler netto „gemacht" haben. Der Erfinder und Fabrikant kann inzwischen nicht besser dran sein, als jetzt, da sein Gewinn für Leben und Erhaltung des Geschäfts drauf geht. In ähnlicher Weise wird der Erfinder eines neuen Tapetendruckes ausgebeutet. Und ein Verbesserer von

Jagdflinten entzog sich der Erfüllung seines Contracts nur dadurch, daß er sich in einen — Sarg verbarg.

Im „legitimen Gebrauch des großen Capitals“ giebt es keine Hindernisse. Die englischen Gesetzgeber sind ja selbst lauter große Capitalisten. Auch beschränken sich die Geldmacher, sonst sehr exclusiv und abgeschlossen gegen Alle, die weniger haben, im Geschäft gar nicht auf Stunde oder bestimmte anständige Sphären. Schuhwichse und Wissenschaft, Kunst und Kornbranntwein, Musik und Mostrich, Knochen und Könige — Alles nehmen sie in Schutz und greifen ihm unter die Arme, um sie so zu binden, daß ohne Gefahr und Arbeit für sie, nur Geld aus diesen Armen heraus und nicht wieder zurückfließen kann. Ein Künstler, der vor einiger Zeit in die Mode kam, verkaufte sich auf sieben Jahre an eine „party“ so, daß er nichts malen darf, was nicht ihr gehöre. Wie ich höre, macht sie mit ihm im Durchschnitt 500 Procent. Selbst die freie Wissenschaft wird von ihr ausgebeutelt. Eine bedeutende chemische Entdeckung, die vor einigen Jahren von einem berühmten Physiker gemacht ward und deren großartige industrielle Resultate er selbst nicht ahnte, kam vor die Augen einer „party.“ Sie sah sogleich das Geld, das darin steckte, veranlaßte diplomatisch, daß sich eine Actiengesellschaft für industrielle Ausbeutung der Entdeckung bildete, verkaufte dieselbe für 100,000 Pfund an diese Gesellschaft im Stillen, kaufte sie dann erst von dem Entdecker für 20,000 Pfund und steckte so 80,000 Pfund gleichsam aus der Luft in die Tasche. Dies Geschäft ward in England als einer der großartigsten party-Streiche bewundert. Ein Organ der Empörung über solche moralische Niederträchtigkeit scheint nicht da zu sein. Jeder, der mit dem Gewinn von 80,000 Pfund einen Tadel verbände, würde als ein beschränkter Halbbarbar verhöhnt werden. Es wäre irreligiös nach englischer Praxis, einer solchen Geldmasse nicht unbedingte Verehrung zu zollen.

Man erstaunt über die riesigen Geschäfte Londons, die glänzenden Läden mit Vorräthen, die in die Millionen gehen, und beneidet die **Besitzer** solcher Geschäfte, welche doch nichts sind, als die Sclaven ihrer „Eigenthümer.“ Sieh hinter die Coulissen und du findest dort die große Kreuzspinne der „party,“ welche alles goldene Lebensblut des Gewinnes ihm vom Herzen saugt. — Wenn die „gebildete Lesewelt“ das neueste Buch eines Schriftstellers in Tausenden von Exemplaren und eine Auflage nach der andern wegkauft, denke nicht an die Goldhaufen des Dichters, aber auch nicht an die des Verlegers. Letzterer ist der Verlegenste, da er die Bücher immer auf prächtiges Papier drucken muß, welches ihm der Eigenthümer eines großen Papierhandels durch den Besitzer desselben 15—20 Procent über dem Marktpreis liefert und ihn so stets von den Sorgen eines steigenden Wohlstandes befreit. Kurz, wo du großes Geschäft und Gedeihen siehst, beneide die „Besitzer“ nie. Sie sind fast allemal Sclaven von Eigenthümern des darin steckenden Capitals, welche die Besitzer nur als Mittel brauchen, das goldene Blut aus den Herzen der Arbeitenden zu saugen und gegen eine mäßige Vergütigung an die unsichtbaren, unverantwortlichen, in den höchsten Kreisen sich bewegenden Grund- und Capitals-Eigenthümer abzuführen. Der Geldmacher hat weiter nichts zu thun, als den geschäftlichen Apparat an die Arme seiner christlichen Mitbrüder zu legen, um zu sehen, wie der goldene Strom immer in seine Tasche mündet. Die Geldmacher freuen sich dieser schönen, ausgebildeten Einrichtung und lassen Jeden, der etwas bessern und ändern will und nicht an die höchste Freiheit Englands, nicht an die lautere Gottseligkeit der Hochkirche, deren Eigenthümer zu den großartigsten Geldmachern gehören, glaubt, als Feind der Freiheit und Religion in Zeitungen verfolgen, deren Eigenthümer sie zu diesem Zweck ebenfalls geworden sind.

Dieses Geldmachen ist ursprünglich die eigentliche Quelle der Größe und des Reichthums Großbritanniens. Daß sich zu allen Erfindungen und Verbesserungen und einträglichen Geschäften überall leicht und gern Capitalisten finden, welche einzeln und vereint die großartigsten Summen hergeben, ist ein Segen, ist ein Beweis von dem großen, praktischen Sinne der Anglo-Sachsen. In dieser Form und Ausbildung aber, wie es jetzt praktizirt wird, läßt es sich nicht mehr lange halten. Die Unnatur des Verhältnisses zwischen Geist und Geld, Arbeit und Gewinn ist so ungeheuer geworden, daß man überall darunter leidet, selbst in den Kreisen der blos Geldmachenden, denen diese Spannung, dieser Kampf zwischen beiden Grundelementen des praktischen Lebens nicht mehr geheuer erscheint. Die Lösung der Widersprüche in dieser alltäglichen Schlacht des Lebens ist eine viel bedeutungsvollere Aufgabe der kommenden Tage, als die zwischen asiatischer Barbarei und europäischer Bildung.

Zur Schöpfungsgeschichte der Erde.

(S. Gartenlaube Nr. 5.)

Feuer, Wasser, Luft und Erde, die man früher fälschlich für Elemente ansah, tragen in sofern zur Zusammensetzung unseres Erdballes bei, als sich Feuer im Innern desselben als Centralfeuer (feurig-flüssiger Kern) befindet, Erde und Wasser die Erdrinde rings um den Kern bilden und Luft um die Rinde als Atmosphäre (von etwa zehn Meilen Höhe) lagert. —

Unser jetziges Wissen über den Bau der Erde und die Kenntniß der auf dieser herrschenden Naturgesetze läßt nun mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf den früheren Zustand unserer Erde schließen. Wir wissen nämlich, daß die Erde eine Kugelform hat, deren Durchmesser von einem Pole zum andern 1712 Meilen, die Oberfläche gegen 9,260,000 Quadratmeilen (wovon 6,260,000 M. Wasser und 3,060,000 M. Land) beträgt; daß diese Kugel an den Polen etwas abgeplattet ist und daß ihre Temperatur im Innern nach dem Mittelpunkte hin bedeutend zunimmt. Dringen wir ferner von der Oberfläche aus in das Innere der Erdoberfläche ein, so finden sich in verschiedener Tiefe ganz andere Gesteine und die Ueberbleibsel der verschiedenartigsten Pflanzen und Thiere, von denen sehr viele weder mit den unsrigen, noch mit den über und unter ihnen in der Erdrinde liegenden Aehnlichkeit haben. An sehr vielen Punkten lagern Gesteinsschichten mit den versteinerten Resten einer eigenthümlichen Organisation zwiebelschalenartig über einander und diese zeigen deutlich, daß von den höheren Thieren zuerst Fische, dann Amphibien, nach diesen Säugethiere und zuletzt erst die Menschen auf der Erde erschienen. Ebenso nehmen die Pflanzen von außen nach innen in der Erdrinde einen immer einfacheren Bau an und die Anzahl ihrer Arten wird fortwährend geringer, bis zuletzt fast nur solche Pflanzen vorhanden gewesen zu sein scheinen, welche sich in den Steinkohlen wiederfinden. Was aber die Gesteine betrifft, so weist die Chemie ganz klar die Bildung der höher gelegenen Gesteine und Erden aus den tieferliegenden nach. Kurz, Alles deutet darauf hin, daß das Neugeschaffene auf unserer Erde aus dem Untergegangenen erzeugt und dabei immer vollkommener hergestellt worden ist und daß dies wahrscheinlich bis in alle Ewigkeit auch so fort gehen wird. — Die Wärme des Erdbodens hängt in ihrer obersten Schicht nur von der Sonne ab und diese Sonnenwärme erstreckt sich bei uns zu Lande nur etwa 60 bis 70 Fuß in die Tiefe, in heißen Ländern aber tiefer, in kalten weniger tief. Da wo man nun im Erdboden die Wirkung der Sonnenwärme nicht mehr spürt, befindet sich die sogen. Zone der unveränderlichen Temperatur; der Wärmegrad dieser Zone ist stets gleich der mittlern Jahrestemperatur und diese ist stets niedriger als die mittlere Tageswärme im Sommer, stets höher als die mittlere Tageswärme im Winter. Deshalb ist auch die Temperatur tiefer Keller im Sommer kälter, im Winter wärmer. Unterhalb dieser Zone stammt die Wärme vom Centralfeuer ab und diese nimmt stets auf hundert Fuß Tiefe um einen Grad zu, so daß bei 10,000 Fuß in der Tiefe das Wasser siedet, bei acht Meilen sich eine Wärme von 1800 Grad findet, bei welcher Eisen schmilzt, und bei etwa fünfzehn Meilen alle bekannten Körper feurig-flüssig werden. Demnach dürfte die feste Erdrinde auch nur eine Dicke von etwa fünfzehn Meilen haben können. Allein da wahrscheinlich die Temperatur im Erdinnern nicht ganz gleichmäßig zunimmt, und die Schmelzbarkeit der Stoffe durch den

bedeutenden Druck sehr vermindert sein kann, so schätzt man die Dicke der Erdrinde im Allgemeinen auf 20—30 Meilen.

Die Wissenschaft denkt sich die Schöpfung der Erde etwa so: von der Sonne löste sich einst die Erde und von dieser sodann der Mond ab, wodurch die Erde zum Trabanten der Sonne, der Mond Trabant der Erde wurde. Im Anfange seines Daseins war der Erdkörper ein weit ausgedehnter Gasball, welcher alle gegenwärtig in fester Gestalt vorhandenen Materien in Dunstgestalt enthielt, der sodann bei allmäliger Verdichtung in Gluth gerieth und durch langsame Abkühlung seine spätere Beschaffenheit annahm. Zuerst bildete sich in der Dunstmasse des Erdballs, sei es durch das Streben der schwereren Stoffe nach dem Mittelpunkte oder durch den Druck der äußern Schichten auf die innern, ein festerer Kern aus den schwersten Materien (Metallen), so daß nun die Erde als eine kometenartige Masse im Weltraume dastand, gebildet aus einem glühenden Mittelpunkte und einer weiten Gaszone. Durch Abkühlung des Umfanges des Kernes, welcher natürlich fort und fort neue Metallschichten an sich heranzog und so an Größe zunahm, und in Folge der mannigfaltigsten Verbindungen der Stoffe in der Gaszone erzeugte sich eine Gesteins-Rinde (der Mantel) um den metallischen Kern. Dieser Mantel, vorzugsweise aus Kieselerde mit etwas Thonerde, Talk- und Kalkerde, Kali und Natron, Eisen- und Manganoxyd zusammengesetzt, plattete sich, so lange er noch im flüssigen Zustande war, den Drehungsgesetzen gemäß an den Polen, der Umdrehungsachse der Erdkugel, ab und es entstand von den Polen eine Strömung der Stoffe nach dem Aequator hin, wo sich zuerst ein Gürtel von festen Stoffen bildete. Die Erstarrung des Mantels, welche am Aequator früher vor sich gehen mußte als an den Polen, dürfte nach Versuchen (über die Schmelzbarkeit der Gesteine) erst in etwa 300 Millionen Jahren zu Stande gekommen sein, weil die Hitze von 1600 Grad Reaumur auf 160 Grad herabsinken mußte. — Nach der Erstarrung des Mantels und mit fortschreitender Abkühlung und Verdickung desselben konnte erst das dampfförmige Wasser der Gaszone tropfbar flüssig werden und auf den Erdmantel niederfallen, wodurch eine Scheidung von Luft und Wasser vor sich ging. Vor dieser Trennung muß die mit Wasserdampf erfüllte Luft für die Sonnenstrahlen undurchdringlich gewesen sein und die tiefste Finsterniß auf der Erde geherrscht haben. Das kochend heiße Wasser (Urweltmeer) enthielt höchst wahrscheinlich alle nur möglichen Salze aufgelöst und in der Luft waren alle gasförmigen Stoffe vertheilt. Durch Zerklüftung des Mantels in Folge seiner Abkühlung und Zusammenziehung, sowie durch zahlreiche vulkanische Processe erhielt derselbe eine Menge von Einsenkungen und Erhöhungen, von denen die ersteren das Wasser aufnahmen, die letzteren als glühendheiße Felsen aus dem kochenden Urweltmeere herausragten. Von Zeit zu Zeit brach ein Theil des feurigflüssigen Erdkerns durch die Spalten des Mantels hervor und überströmte die Erdoberfläche, wodurch sich neue Rindenschichten auf dieser bildeten. So war nun mit Hülfe des feurigen (plutonischen und vulkanischen) Processes eine Grundlage für die Erdrinde, und zwar aus den Massen- und Schiefergesteinen erzeugt, auf welcher jedoch noch kein lebendes Wesen existiren konnte, über welcher sich aber, hauptsächlich durch Einfluß des Wassers, neue und zwar für Organismen bewohnbare Erdschichten auflagerten. Diese sedimentären Schichten änderten nicht mehr in Folge großer Erdrevolutionen ihren Charakter, sondern ganz allmälig, so daß keine schroffen Grenzen zwischen ihnen zu finden sind, sondern deutliche Uebergänge und diese zeigen sich nicht blos in den Gesteinen, sondern auch in den Pflanzen und Thieren. Mit Zunahme der Dicke unserer Erdrinde nehmen die Organismen an Zahl und Vollkommenheit zu und erst auf der Oberfläche der neuesten Erdschicht erscheint als zur Zeit vollkommenster Organismus der Mensch, dem aber ohne Zweifel auf später über unserer jetzigen Erdschicht sich bildenden Schichten noch vollkommnere Wesen folgen werden. — Zur bessern Uebersicht ließe sich die Schöpfung der Erde in die folgenden Akte oder Perioden theilen:

I. **Erste Schöpfungsperiode:** reicht, wenn wir von der Loslösung der Erde von der Sonne ganz absehen, vom Festwerden des Erdgasballes bis zum Auftreten von Organismen auf der Erdrinde. Sie schließt die Bildung des feurig-flüssigen Kerns, des Mantels, des Wassers und der Luft, der Massen- und Schiefergesteine in sich.

II. **Zweite Schöpfungsperiode:** beginnt mit der Bildung der sedimentären Erdschichten und der Organismen und endet mit Erschaffung des Menschen. Während dieses Zeitraumes war die Temperatur auf der ganzen Erde dieselbe und überall eine tropische. Die kohlensäurereiche Atmosphäre wurde durch die Pflanzen immer ärmer an Kohlensäure und reicher an Sauerstoff gemacht, dadurch aber tauglich für luftathmende Thiere. Einige thierische Organismen (Infusorien, Muscheln, Polypen) consumirten den kohlensauren Kalk des Wassers und bildeten Kalklager; manche Pflanzen eigneten sich dagegen die Kieselsäure an. Diese zweite Schöpfungsperiode durchlief nach und nach den Zeitraum der Fisch-, Amphibien- und Säugethier-Organisation. Aus dieser Periode schreiben sich die Stein- und Braunkohlen, das Kochsalz und alle vorweltlichen Thiere und Pflanzen.

III. **Dritte Schöpfungsperiode:** beginnt mit dem Erscheinen des ersten Menschen und mit dem Eintritte des Zonenunterschiedes (Eises) und reicht bis zur Jetztzeit. Sie zeichnet sich durch die Bildung der Damm- und Ackererde aus.

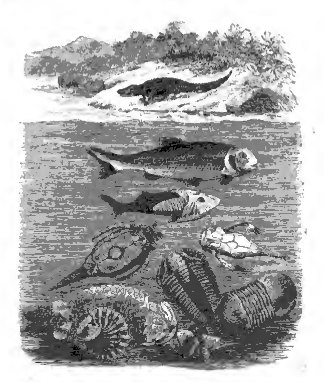
Die **Massen-** oder **Urgesteine** sind Gemenge aus Quarz (reiner Kieselerde), Feldspath und Glimmer (vorzugsweise aus kieselsaurer Thonerde). Hornblende, Augit und Olivin (hauptsächlich aus kieselsaurer Talkerde), und sonach Mischungen aus Kiesel-, Thon- und Talkerde. Diese Gesteine bilden folgende Gruppen: eine Granitgruppe (aus Granit, Granulit und Syenit), eine Grünsteingruppe (aus Grünsteinen, Diorit, Serpentin), eine Porphyrgruppe (aus Porphyren und Melaphyr), eine Basalt- und eine Lavagruppe (aus Basalt, Dolerit, Trachyt, Phonolith und Lava); man theilt sie auch in granitische, porphyrige und vulkanische Felsarten. Es finden sich die Urgesteine nicht blos in der tiefsten Tiefe der Erdrinde, sondern in Folge vulkanischer Erhebungen auch zwischen den übrigen Erdschichten und über die Erdoberfläche hervorragend, wo sie dann die bedeutendsten Gebirge (mit kuppigen und ruinenartig aufgethürmten Bergen) bilden. In den Gemenggesteinen eingesprengt finden sich an vielen Stellen schwere Metalle und auch Edelsteine (aus dem Kieselgeschlechte: Amethyst, Carneol, Chrysopras und Rauchtopas; aus dem Thongeschlecht: Saphir, Rubin, Smaragd, Topas und Granat; ferner Diamanten aus reinem Kohlenstoff). — Durch den Verwitterungsproceß liefern die meisten der genannten Massengesteine einen ziemlich fruchtbaren Erdboden für die Pflanzen, während ihre Zertrümmerung der Bildung der Schichtgesteine zum Grunde liegt.

Die **Schiefergesteine,** welche ihre Lage zwischen den unter ihnen liegenden Massengesteinen und den über ihnen befindlichen Flötzgebilden einnehmen, werden von krystallinischen Schiefergesteinen, mit feinblättrigem Gefüge, gebildet, zu denen der Gneiß, der Glimmer- und Talkschiefer gerechnet werden. Der Gneiß ist das unterste Schiefergestein und ein Gemenge aus Feldspath, Glimmer und Quarz, mit Erzgängen. — Der Glimmerschiefer, welcher über dem Gneiß lagert, ist ein schieferiges Gemenge von Glimmer und Quarz und bildet breite Felsrücken mit starken Kämmen, zackigen Gipfeln und schroffen Einschnitten. — Der Talkschiefer aus schieferiger kieselsaurer Talkerde mit Quarz, Kalk und einigen andern Mineralien, steht mit Chlorit- und Serpentinschiefer in Verbindung. — Zuweilen bilden Massengesteine den Kern eines Gebirges, um welchen sich die Schiefergesteine mantelförmig gelagert und vielfach von dieser durchbrochen und durchsetzt zeigen. Häufig ist ihre Schieferstruktur sehr gebogen und gewunden.

Die **Sediment-** oder **Schichtgesteine** (mit Versteinerungen) sind theils durch Verwitterung der Massen- und Schiefergesteine, theils durch das Wirken der Organismen, aus einem Wasserniederschlage von Sand, Thon, Kalk und andern Materien und in Folge einer Verhärtung dieser Stoffe durch Hitze und Druck nach der Ablagerung entstanden; besonders verdankt ein großer Theil des kohlensauren Kalkes sein Entstehen den niedern Thieren (Infusorien, Muscheln, Polypen). — Die Dicke der sedimentären Erdschichten beträgt etwa 16.000 Fuß, gegen 3/4 bis eine Meile und soll sich in etwa fünf bis elf Millionen Jahren gebildet haben. — Die Schichtgesteine sind in ihrem mineralogischen Charakter sehr einfach; ihre Grundlage wird von Quarzkörnern, Thon und Kalk gebildet, durch deren Mengung Sandsteine, Schiefer, Mergel

u. s. w. entstanden sind. Uebrigens werden die Schichtgesteine an vielen Punkten der Erde in Folge vulcanischer Processe von Massen- und Schiefergesteinen in der verschiedenartigsten Weise gehoben und durchbrochen. Bei genauer Untersuchung der Schichtgebilde zeigt sich, daß die Meeresbildungen bedeutend vor den Süßwasserbildungen vorherrschen und daß nur zur Zeit der Stein- und Braunkohlen eine üppige Landvegetation existirt habe. — Zu Anfange der Sedimentbildungen scheint auf der Erde nur Wasser, Luft und eine Anzahl das Wasser überragender Felsengruppen, kein Flachland vorhanden gewesen zu sein. Im Wasser begann sodann das Leben mit der Entstehung von Pflanzen und Thieren, denen die Riffe ihre Entstehung verdanken. Durch Verwitterung der Felsen an ihren Gipfeln und Füßen, und durch Lösung von Felsstücken mit Bildung von schuttartigem Gerölle, sowie in Folge des Hinwegführens des Verwitterten durch Wasser und Winde bildete sich allmälig Strand um die Felsen und mit dem Fortschreiten der Strandbildung entstand Flachland zwischen den Felsen. Jetzt entwickelte sich auf dem Lande eine tropische Pflanzenwelt, welche die Luft durch Reinigung von der Kohlensäure zuerst zum Athmen für Amphibien, dann für Vögel und Säugethiere, und endlich für den Menschen tauglich machte.

I. Die **Fisch-Steinkohlenperiode**, die erste sedimentäre Epoche, welche die Grauwacken-, Steinkohlen-, Rothliegende-, Zechstein- und Kupferschiefergruppe (das Cambrische, Silurische, Devonische und Permsche System) in sich schließt, zeichnet sich in ihrem Beginne (in der Grauwackengruppe) nur durch die zahlreichen Seethiere und die üppigen Meerpflanzen aus. Ihnen folgten später die riesenhaften Landpflanzen (der erste Urwald), welche zum großen Theil in Steinkohlen verwandelt wurden, in denen aber die Spuren von Insekten, Schaben und scorpionartigen Thieren gefunden werden. Am Ende dieser Periode scheinen gewisse Meerthiere der früheren Zeit schon untergegangen und dafür andere vorhanden gewesen zu sein; auch tritt hier zuerst ein eidechsenartiges Reptil (der Proterosaurus) auf. — Die wurmartigen Graptolithen, die jetzt versteinert, als fast körperlose Zeichnungen im dunklen Grauwackenschiefer noch zu finden sind, scheinen die ersten Meerbewohner gewesen zu sein, ihnen folgten dann Polypen (Haarsterne), später Mollusken (Muscheln und Schnecken), krebsartige, den Kellerasseln ähnliche Thiere (Trilobiten) und Fische. Mit oder vielleicht schon vor den Graptolithen existirten im Urweltmeere krautartige Gewächse (Tangen) von knorpliger oder lederartiger Beschaffenheit, wahrscheinlich braun oder roth gefärbt, ohne Blätter und Blüthen, frei im Wasser schwimmend. — Die Fische, waren Knorpelfische, den Rochen und Haifischen ähnlich und mit festen, breiten und höckerigen Zähnen bewaffnet, besaßen alle (wahrscheinlich wegen der großen Hitze des Meerwassers und der starken Brandung an den Felsen) einen dicken Panzer, welcher entweder aus großen oder kleinen Hornplatten, die mit verschiedenen Höckern oder langen Stacheln besetzt waren, bestand, oder aus rautenförmigen Hornschuppen, die an ihren Kanten meist durch vorspringende Zapfen und Fugen der nächstliegenden Schuppe eingefügt waren. Die Cephalaspiden sahen den Schildkröten ähnlicher als Fischen, denn ein solider aus großen starken Schildern zusammengesetzter Panzer bedeckte den Kopf und Rumpf auf der Rücken- und Bauchseite. Der Körper hatte eine flache Drachen- oder Rochenform mit kurzem kegelförmigen Schwanze. Die Cölacanthinen waren große, starke, plumpe Fische mit einem dicken Kopfe und weiten, mit zahlreichen kräftigen Zähnen besetzten Maule; der Körper war mit großen, starken, emaillirten Schuppen gleichmäßig bedeckt. — Die ersten Landpflanzen waren, weil die wasserreiche Atmosphäre für die Sonnenstrahlen noch nicht gehörig durchdringbar war, höchst wahrscheinlich große holzige Pilze, wie aus Versteinerungen in der Grauwacke hervorgeht. Nach ihnen fanden sich die Pflanzen der Kohlenperiode (Farrenkräuter und Bärlappe, Schachtelhalme und Schuppenbäume), welche zum größten Theil gänzlich von den jetzt existirenden Pflanzenformen abweichen. — Von den Wirbelthieren fand man in der obersten Schicht dieser Periode, also im Zechstein und Kupferschiefer, ein eidechsenartiges Reptil, den Proterosaurus, welcher am Ufer von Fischen gelebt zu haben scheint. Neuerlich ist aber schon in der Steinkohlengruppe der Schädel einer froschähnlichen Eidechse (Archegosaurus) entdeckt worden, die ebenfalls ein räuberischer Meeruferbewohner gewesen sein dürfte.



II. Die **Amphibien-Kalksteinperiode**, die zweite sedimentäre Epoche, welche aus der Trias-, Jura- und Kreidegruppe besteht, eine Dicke von 4—5000 Fuß besitzt und sich in etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Jahren gebildet hat, besaß außer den Farren und Schachtelhalmen, auch noch Palmen, Nadelholz- und Laubholzbäume, und ist besonders wegen der zahlreichen und wundersam gestalteten Amphibien interessant. Vorzüglich spielen die eidechsenartigen Amphibien (die Saurier) ebenso im Meere, wie auf dem Lande und in der Luft eine große Rolle. Auch Schildkröten und Krokodile gab es, nicht aber Schlangen und Froscharten. Aus dem versteinerten buntgefleckten Kothe (Koprolithen) der Meersaurier werden jetzt Schmucksachen gemacht. — Die Labyrinthodonten (Trematosaurus, Zygosaurus, Mastodonsaurus, Capitosaurus, Archegosaurus), mit Haifischzähnen aus merkwürdig gewundener Zahnsubstanz, scheinen die merkwürdigsten und ältesten aller untergegangenen Amphibien des Landes gewesen zu sein. Ihr schlanker Kopf, der allein näher bekannte Theil, gleicht im Allgemeinen dem der gemeinen Eidechse; der bei einigen plumpe, kurze und breite, bei anderen wahrscheinlich schlanke und lange Rumpf mit langem Schwanze und kurzen, plumpen Gliedmaßen, von denen die vordern kürzer, als die hintern waren, war von feinen hornigen Ziegelschuppen bedeckt und an der Kehle saßen drei große Knochenplatten (Kehlpanzerplatten). Die Labyrinthodonten bildeten ein Gemisch von Eidechse, Frosch, Krokodil und Schildkröte und hatten etwa die Größe eines großen Schweines. Ihre Fußstapfen (im bunten Sandsteine) hatten eine große Aehnlichkeit mit dem Eindruck, der durch die Hand eines Menschen hervorgebracht werden kann. — Die Enaliosaurier, Meersaurier, Meereidechsen, im Meere lebend, waren fischähnliche, etwa 15 bis 20 Fuß lange Eidechsen mit großen flossenförmigen Gliedmaßen und nackter Wallfisch-Haut: die eine Gattung derselben mit großem delphinähnlichen Kopfe, kurzem Halse, kurzen und breiten Flossen, dickem gedrungenen Körper und langem Schwanze, erhielt den Namen Ichthyosaurier (Fischeidechsen), die andere mit kleinem, schmalen, krokodilähnlichen Kopfe, langem Halse und längern, schmälern Flossen, nennt man Plesiosaurier (Nachbareidechsen); zu den Plesiosauren scheinen auch die Seedrachen oder Halidrakonen mit kleinem Kopfe, großen Fangzähnen, langem Halse und langen Flossen, kurzem Rumpfe und langem Schwanze, gehört zu haben (als Nothosaurus, Dracosaurus, Pistosaurus, Simosaurus, Conchiosaurus). — Dinosaurier (Megalosaurus, Mosasaurus, Hyläosaurus, das Iguanodon) waren riesenhafte, bis 100 Fuß lange, plumpe Landeidechsen oder Krokodile mit Klumpfüßen. — Die Flugsaurier, Pterodactylen, waren fledermausartige Thiere, nackte, fliegende Eidechsen, nicht größer, als unsere jetzigen Fledermäuse.

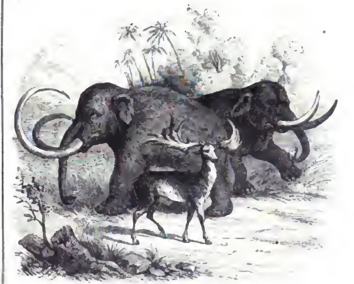
Man denke sich ein Geschöpf von der Größe eines Sperlings oder einer Krähe im Rumpfe, das einen langen dünnen Hals hat, von dem ein großer mit schnabelförmig verlängerten Kiefern versehener



Kopf getragen wird und man hat, wenn man mit dieser Gestalt die vordern langen und die hintern kürzern Fledermauspfoten verbindet, das vollständige Bild einer Lufteidechse. — Die *Fußstapfen* von riesenförmigen Sumpfvögeln finden sich im bunten Sandsteine; übrigens existirten schon eine Menge der verschiedensten Vögel in dieser Periode.

III. **Die Säugethier-Sandsteinperiode,** die *dritte sedimentäre Epoche*, aus Nummulitengebirge, Braunkohle und Molasse, enthält neben den Meeres-, auch noch viele Süßwasserablagerungen und eine Menge Säugethierreste. Die Braunkohlen sind zum größten Theile die Ueberreste von Cypressen, Palmen und Nadelhölzern. Diese Periode scheint in kürzerer Zeit, als die vorige verlaufen zu sein, denn ihre Dicke beträgt kaum 1000 Fuß und ihre Bildungszeit dürfte nicht viel über ein Drittel Million Jahre gedauert haben. — Von den Säugethieren der Tertiärschicht gehören die meisten zur Ordnung der Dickhäuter, wohin auch unser Elephant, Nashorn, Pferd und Schwein gehört. Am häufigsten waren plumpe *tapierartige* Pflanzenfresser (*Paläotherium*, Lophiodon, Coryphodon ꝛc.). Sie hatten einen mit kurzen anliegenden Haaren dicht bekleideten Körper, eine rüsselförmige mäßig lange Nase, vorn 4, hinten 3 Zehen. — Das *Anoplotherium*, ein zweizehiges Hufthier, welches von Gras lebte und etwa die Größe des Esels hatte, ist das erste Thier mit einfach gespaltenem Fuße und einem langen, bis zum Boden reichenden kräftigen Schwanze; es scheint eine pferdeartige Schnauze gehabt und in schlanker (Xiphodon) wie in plumper Form existirt zu haben. — Das *Dinotherium*, ein wallroßähnliches pflanzenfressendes Seethier von 15—20 Fuß Länge, hatte auf einem kurzen dicken Halse einen wallfischähnlichen Kopf mit 2 Stoß- oder Fangzähnen, die aus der untern Kinnlade nach unten hervorragten; der Rumpf war spindelförmig und mit Flossenfüßen. — Das *Zeuglodon* (Hydrarchos, Basilosaurus, Dorudon, Squalodon), fälschlich für einen Saurier gehalten, ist ein wallfischähnliches Säugethier, nur etwas schlanker, aber nicht größer als unser Wallfisch und mit einem seehundsähnlichen Kopfe versehen. — Das *Sivatherium* war ein Wiederkäuer von sehr großer und plumper giraffenähnlicher Gestalt, dessen Kopf dem des Elephanten glich. — Faulthiere von elephantischer Größe sind: das Megatherium, *Megalonyx* und *Mylodon*; kleinere Gürtelthiere: das Glyptodon und der Holophorus; das größte Nagethier war das *Toxodon*. — Das *Hippotherium* ist dem Pferde ähnlich, nur zierlicher und besaß außer dem einen großen Hufe an jedem Fuße noch 2 kleine Afterhufe.

Die **Diluvialschicht**, welche unmittelbar die jüngste Tertiärschicht bedeckt und sich früher, als der Mensch auf der Erde erschien, gebildet haben muß, scheint unter einem ziemlich schnellen Sinken der Temperatur entstanden zu sein, denn man findet wohlerhaltene Thiere (Mammuths in Sibirien) in diese Schicht eingefroren. Der Grund dieser Erkaltung dürfte darin zu suchen sein, daß das heiße Innere der Erde der Oberfläche derselben nicht mehr die frühere Wärme spendete. — Von den Thieren der Diluvialschicht sind besonders das Mammuth, der Höhlenbär und die Höhlenhyäne, die Elephanten, Nashörner, Flußpferde und die Riesenhirsche mit großem Geweihe erwähnenswerth. — Das *Mammuth* ist eine Art Elephant, aber mit viel längeren und stärker gekrümmten Stoßzähnen, und einer borstigen, langbehaarten, der des wilden Schweines ähnlichen Haut. — Das elephantenähnliche *Mastodon* (oder *Ohiothier*), war größer als unser Elephant, und findet sich vorzugsweise im Westen.



Die **Alluvialschicht**, welche den Boden für den Menschen bildet, enthält ebenfalls fossile Gebeine, aber nur solche der Gegenwart (selbst incrustirte Menschenknochen), hier und da aber auch losgespülte präadamitische Thierknochen aus der Diluvialschicht. — Die Dicke der Erdschicht, welche sich seit dem Bestehen des Menschengeschlechts als gebildet nachweisen läßt, beträgt gegen 200 Fuß und daraus ist zu schließen, daß der Mensch schon 70 bis 100 Tausend Jahre bestehen muß. Die 5793 Jahre, welche die jüdische Aera seit Erschaffung der Welt zählt, würden nur 16 Fuß Bodendicke zulassen. — Da die Processe, welche die Alluvialschicht erzeugten, ohne Unterlaß fortdauern, so wird diese Schicht fortwährend an Dicke zunehmen, und die Erdoberfläche, durch Verwitterung der Gesteine immer flacher werden müssen. Der Mensch geht dann vielleicht auch leiblich allmälig ganz unter, wie die früheren Geschöpfe, so daß alsdann über dessen fossilen, im Alluvium begrabenen Gebeinen neue und vollkommner organisirte Wesen auf der neugebildeten Erdoberfläche zwischen anders gestalteten Pflanzen- und Thierarten herumwandeln. Doch wer kann das wissen.

NB. Man glaube nun aber ja nicht etwa, daß an jedem Punkte der Erde die oben erwähnten Schichten der Erdrinde alle gerade so über einander lagern, wie sie aufgezählt wurden. An vielen Stellen fehlt diese oder jene Schicht, an andern sind dagegen in Folge vulkanischer Processe die einen Schichten durch und zwischen die andern geschoben. (B.)

Für junge Frauen!

Goldene Träume umspielen den Lebensmorgen des Kindes; goldene Träume umgaukeln den Knaben im Vorgefühle dessen, was er durch seine Manneskraft erreichen kann; goldene Träume hegt auch die Jungfrau, sie schmücken ihr die Ehe, den Hausstand und ihre ganze Zukunft als Frau. Diese goldenen Träume sind ein Prärogativ der Jugend, wir lassen dieselben gern unangetastet; es sind die Perlen, welche der Glaube säet, daß dem redlichen Streben noch Alles erreichbar sei; sie schwinden, sobald die Erfahrung sich mit ihrer mahnenden Stimme hörbar macht. —

Das Mädchen träumt: die Liebe eines Mannes zu gewinnen, und mit ihm vereint erst glücklich zu sein. Dieser Traum hat seine volle Berechtigung. Was sie ihrer ganzen Natur nach zu sein und zu werden vermag, das wird sie nur in diesem Verhältniß, in welchem allein sie alle ihre Kräfte und Anlagen verwerthen und damit ihre völlige Entwicklung erreichen kann. Diesem Traume braucht kein Erwachen zu folgen, wenn sie das gehoffte Glück auf eine Basis gründet, wo es stets neue Blüthen treibt.

Das Mädchen tritt in die Ehe mit der Hoffnung auf Glück; sie muß aber zugleich bedenken, daß jedes Glück verdient sein will. Sie meint, der Mann gehöre nun ihr, und sie irrt; denn er gehört der Welt. Sie ist für ihn da; er nicht für sie. Sie lebt für das Haus, sorgt für seine Bequemlichkeit, nimmt Theil an seinen Interessen, fördert sein Glück, wo sie kann; er hat den Sinn nach Außen gerichtet, wo sein Streben liegt. Nur in ihrer Liebe zu einander stehen sie gleich, nur hier ist der Punkt, wo sie sich, ohne Rücksicht auf Beruf und Arbeit, auf gleichem Fuße begegnen. —

Kann hierin jemals eine Veränderung eintreten? Unmöglich! — Der Platz, den Schicksal und Natur anweisen, den räumt man nicht, ohne zugleich alle Beziehungen zu verschieben und die Buße dafür zu entrichten. —

Das Mädchen tritt aus ihrem Familienkreise heraus in das eigene Haus, wo sie sich nun mit dem Gatten allein befindet und erwartet, daß sie in seiner Gesellschaft nichts entbehren werde. Das ist auch allerdings nicht der Fall, wenn er bei ihr ist; aber wie wenige Stunden des Tages kann der Mann dem Geplauder mit seiner Frau widmen und welch ein Mann wäre das, der, könnte er es, seine Zeit auf diese Art anwenden möchte? Die Folge ist, daß die Frau sich vereinsamt erscheint, sie wird traurig, sie klagt, sie glaubt sich nicht mehr geliebt. — Eine junge Ehe hat manche Stürme der Art zu bestehen und wenn die Wolken sich so häufig am Horizonte zusammenziehen, so verliert man leicht den Muth, noch auf lichte Tage zu bauen.

Da eine so unwesentlich scheinende Ursache so häufig die Veranlassung zu gegenseitiger Entfremdung wird, so wollen wir einmal betrachten, worin diese ihren Sitz hat und wie sie aus dem Wege geräumt werden könnte.

Die junge Frau entbehrt zunächst das Aelternhaus und fühlt sich einsam, weil sie an keine Selbstbeschäftigung gewöhnt ist und keine stillen Stunden kennt. Um die Einsamkeit zu lieben, muß man denken können, und das hat man sie nie gelehrt; — man muß nach einer Selbstbildung streben, die nur gefördert wird durch Nachsinnen, ein Zurechtlegen seines Tages, ein Ueberdenken seiner Pflichten, eine ernste Lectüre. Talente reichen nicht aus für stille Stunden, sie wollen Andern unter die Augen gestellt sein, und der Mann wird schnell gleichgültig gegen solche Spielereien, die die Frau in seiner Meinung nicht mehr erheben. Zunächst also ist es der Fehler unserer jetzigen Erziehung, der der jungen Frau die ersten Jahre ihrer Ehe so schwer macht, bis Theegesellschaften und Kaffeeschwestern die Lücke ausfüllen.

Der zweite Grund liegt denn freilich noch darin, daß sie ihre Lage nicht richtig übersieht. — Sie schwelgt noch in den Tändeleien der Liebe, mit denen Brautleute ihrer Umgebung so lästig fallen und ahnt nicht, daß jetzt das Stadium einer schönern Beziehung eingetreten, wo sie dem Manne kein bloßes Spielzeug, wo sie ihm Freundin sein soll. Verfehlt sie, diesen Schritt zu gehen, so verfehlt sie ihre ganze Zukunft und Alles. Folgt sie ihm mit Klagen, daß sein Beruf ihn ihr entfremde, daß sie nicht die Hauptsache in seinem Leben sei, so zeigt sie ihm durch dies mangelnde Verständniß für des Mannes bürgerliche Stellung, daß er eben nur ein eitles, thörichtes Weib sein genannt, das angebetet sein wollte, wo sie mit ihrer Liebe ihm sein Leben verschönern sollte. —

Die junge Frau darf daher nie klagen, wenn der Mann durch seinen Beruf von ihr entfernt wird; sie darf sich aber freuen, und herzlich freuen, wenn er ihr wiederkehrt. Mit zartem Tacte muß sie dann wissen das Thema zu berühren, das ihn am heitersten stimmt, und selbst das oft Erzählte soll sie noch gerne hören. Ist es ihm Bedürfniß, ihr die Leiden und Freuden seines Tagewerkes mitzutheilen, von seinem Beruf als Arzt, als Advocat, als Kaufmann mit ihr zu reden, so muß sie den größten Antheil an Allem nehmen, wie ihn die rechte Liebe stets nimmt, und auch so viel davon zu verstehen suchen, um mit Einsicht ihren Antheil auszudrücken. — Auf die Art wird sie ihm eine liebe Gefährtin werden und manche Stunde, die er sonst einem Freunde widmen würde, kann sie für sich dadurch gewinnen. Ist es möglich, daß sie ihm irgendwie behülflich sei, so ist das eine goldene Gelegenheit, ihren Werth in seinen Augen zu erhöhen, kann sie ihm mit ihrer Sprachkenntniß dienen, ein Buch für ihn lesen, eine Lieblingsbeschäftigung mit ihm theilen, so muß sie stets Zeit, Muße und Lust haben, diesen Platz einzunehmen, der der würdigste ist, den eine Frau für sich gewinnen kann, die Freundin des Mannes zu sein, dem sie als Gattin angehört. Wie viel die jungen Frauen gerade in dem Punkte versäumen, das sprechen keine Worte aus! — Es ist nicht Mangel an gutem Willen, es ist Mangel an Einsicht, an einer Vorbildung für die Ehe, die sie die fürchterlichsten Fehlgriffe thun läßt, die sie oft so schwer, so schmerzlich mit ihrer ganzen Zukunft büßen müssen.

Amely Boelte.

Blätter und Blüthen.

Zwei deutsche Philhelenen vom Jahre 1821. Bei der Gelegenheit der jetzigen Insurrection in Griechenland wendet sich unwillkürlich der Blick zurück auf die Erhebung vom Jahre 1821, und bei diesem Rückblicke treten vor die Erinnerung des Schreibers dieser Zeilen zwei Männer, die er persönlich kannte, und die voll glühenden Eifers ihr deutsches Vaterland mit Hintansetzung oder Zerreißung ihrer günstigen Verhältnisse verließen, um den heldenmüthigen Freiheitskampf, der sich aus der Ferne so schön ausnahm, mitzukämpfen. Herr von Jargow hieß der Eine, Herr von Byern der Andere, und der Schreiber dieser Zeilen hatte nach ihrer Rückkehr aus dem classischen Lande der Helenen Gelegenheit, mit Beiden, jedoch zu verschiedenen Perioden, über ihren griechischen Feldzug und die dabei gemachten Erfahrungen, zu sprechen. Das Resultat dieser Mittheilungen später. Vorläufig einige Worte über die Verhältnisse, unter denen beide Männer, durch Alter eben so verschieden, wie durch ihre ganze bürgerliche Stellung, den Entschluß zu der Theilnahme an dem Kampfe faßten, Verhältnisse, welche bei Beiden hinlänglich ihren reinen, von keinen Nebenabsichten begleiteten Enthusiasmus darthun.

Herr von Jargow war unlängst aus dem Berliner Cadettencorps als Offizier in das Brandenburgische Cürassier Regiment eingetreten, und war noch nicht achtzehn Jahre, als der griechische Freiheitskampf ausbrach. Sein jugendliches Gemüth wurde davon entflammt, und — er desertirte vom Exerzierplatz in Brandenburg aus, um an dem Kampfe Theil zu nehmen. Nur geringe Baarschaft konnte er mitnehmen, und obgleich seine ganze militärische Ausrüstung, und namentlich das Pferd, einen guten Nachhalt hätten geben können, war doch seine Jugend und gänzliche Unerfahrenheit mit der Welt Schuld, daß er bei jeder Gelegenheit übervortheilt oder offenbar betrogen wurde, so daß er sich bald von allen Hülfsmitteln entblößt sah. Wie er unter den traurigsten Verhältnissen seine Reise dennoch fortsetzte, und endlich glücklich an das Ziel seiner Reise gelangte, mehrere der Hauptgefechte der Griechen, namentlich den Sturm auf die Acropol s mitmachte, darüber giebt sein Tagebuch, im Jahre 1823 oder 1824 von dem Berliner Freimüthigen, redigirt von Dr. Kuhn, ausführliche Auskunft, und es wäre Denen, die sich vielleicht für die gegenwärtige Insurrection interessiren, zu rathen, im Allgemeinen aber zu wünschen, daß dieses Tagebuch, das die interessantesten Data erzählt, und an dessen Glaubwürdigkeit sich nicht zweifeln läßt, unter den heutigen Verhältnissen neu bekannt gemacht werden könnte. — Genug, auf jede Weise abgekühlt, kehrte Herr von Jargow nach seinem Vaterlande zurück, und aus seinem Munde vernahm der Schreiber die Mittheilungen über den Charakter der Griechen, namentlich des Volkes, die derselbe hier zu wiederholen Scheu trägt, die aber nur allzu sehr an das alte Sprüchwort von der punischen Treue erinnern, und daneben nicht etwa Zeugniß für eine Tapferkeit der Termopylen ablegen. — Kurz, wer die Schilderungen mit anzuhören Gelegenheit hatte, die Herr von Jargow von den Helenen der Neuzeit entwarf, bei dem mußte jeder Enthusiasmus nicht nur, sondern sogar jede Theilnahme für dieses Volk für ewige Zeiten verschwinden.

Unter ganz verschiedenen Verhältnissen wurde der erwähnte Herr von Byern Philhelene. Er hatte verschiedene Feldzüge ehrenvoll mitgemacht und lebte, mit Orden, den wohlverdienten Zeichen der Tapferkeit geschmückt, als Rittmeister außer Dienst auf seinem Gute, welches in der Nähe Leipzigs lag. Seine Vermögensverhältniße waren, wenn auch nicht glänzend, doch jedenfalls günstig, wie schon daraus hervorgeht, daß er 300 Gewehre mitnahm, damit die Sache, der er sich selbst widmete, zu unterstützen. Außerdem hatte er, zu gleichem Zwecke noch einige tausend Thaler mitgenommen. Glücklich erreichte er das Ziel, und landete — der Name des Hafens ist dem Schreiber dieses entfallen — mit Gewehren und Geld an der Küste Griechenlands. Schnell verbreitete sich die Nachricht seiner Ankunft, und der Begleitung, in der sie erfolgte. Die Gewehre wurden ausgeschifft und nach dem Quartiere gebracht, das er bezog. Er wurde mit Enthusiasmus begrüßt, im Triumphe begleitet, zu einem, ihm zu Ehren veranstalteten Feste geladen, bei dem er einigen Führern seine Gewehre zusagte. Als er aber am nächsten Morgen sein Versprechen erfüllen wollte, waren die Gewehre — gestohlen! — Gestohlen, um dem Kampfe zu dienen, für den sie bestimmt waren? O nein, gestohlen, um verkauft zu werden! — Herr von Byern sah sich genöthigt, selbst mehrere seiner eigenen Gewehre zurückzukaufen; doch dieser Umstand, so wie das, was er, der wahrhaft tapfere Soldat, von der griechischen Kampfesweise erlebte, verleidete ihm bald die ganze Sache, zog ihm den Schleier von den Augen, und bewog ihn, um eine theure Erfahrung reicher, in das Vaterland zurückzukehren. Seine Aeußerungen über den Volkscharakter der Griechen und ihres Kampfes waren wo möglich noch weniger mittheilbar, als die des Erstgenannten. — Möge man nun aus diesen Mittheilungen über die Vergangenheit die geeigneten Schlüsse auf die Gegenwart ziehen!

v. A.

Zur Organisation der Arbeit. Der Baron Fourment, Senatsmitglied in Frankreich und Besitzer einer Manufaktur zu Cercamp im Pas-de-Calais hat in letzterer seit nunmehr 30 Jahren das System der wechselnden Tag- und Nachtarbeit (alternation du travail de jour et de nuit) eingeführt: das heißt seine Arbeiter sind in 2 Hälften getheilt, von denen die eine von Nachmittag 1 Uhr bis Nachts 1 Uhr, und die andere von da bis Mittag 1 Uhr arbeitet. Dieses System (welches in ähnlicher Weise auf den Schiffen herrscht, wo die Mannschaft in Tag- und Nachtwachen getheilt ist, und welches den drei Tagschichten unserer Bergleute entspricht) hat sich in dieser langen Zeit vollständig zu Gunsten der Gesundheit von Fourment's Arbeitern bewährt. Dieselben brauchen hier nur 12 Stunden zu arbeiten; sie können während 6 von den übrigen Stunden die freie Luft und das Tageslicht genießen, ihre Gärtchen bebauen u. s. w. Dagegen sind die Arbeiter in benachbarten, blos bei Tage arbeitenden Manufakturen genöthigt, täglich vierzehn Stunden (von Früh sechs bis Abends acht Uhr) zu arbeiten und dabei, mit Ausnahme des Sonntags der freien Luft und Sonne fast gänzlich zu entbehren; sie sind daher auch weit schwächlicher als jene und erkranken weit häufiger. Das „Journal des connaiss. medic. etc.“, welches (1854 No. 11.) diese Thatsachen in einem eigenhändigen Briefe des Herrn von Fourment mittheilt, macht den Vorschlag, dieses System sechsstündiger Tag- und sechsstündiger Nachtarbeit in den Staatsanstalten, Arbeitshäusern rc. einzuführen.

Zur Naturgeschichte des Adlers. Ein englischer Reisender, C. Lloyd, der zwanzig Jahre in Norwegen und Schweden zugebracht hat, theilt in der Schilderung seiner Jagdabenteuer einige interessante Züge zur Naturgeschichte dieses Königs der Lüfte mit.

Der Gold-Adler oder Königs-Adler hält sich während der Sommerzeit häufig in den nördlichen Theilen von Scandinavien, im Herbst und Winter dagegen im Süden von Schweden auf. Obgleich er meistentheils auf steilen Felsen horstet und seine Brut aufzieht, so findet man sein Nest auch zuweilen auf hohen Fichten oder andern Bäumen. Das Nest dient ihm nicht nur für ein Jahr, sondern auf Lebenszeit. Es hat beinahe sechs Fuß im Durchmesser, ist flach und aus Reißig und Schilf gebaut. Das Weibchen legt zwei, höchstens drei Eier. Das Landvolk in Scandinavien ist sehr froh, wenn es einen Adler zum Nachbar hat. Die Leute passen auf, wenn die Adler das Nest verlassen haben und holen sich dann aus demselben das Wildpret, das sie ihren Jungen gebracht haben. Mitunter binden sie die Jungen sogar fest, um diese Beute recht lange genießen zu können. Der Adler greift nicht nur Hasen und kleines Wildpret, sondern auch Rothwild und selbst Pferde an. Zu dieser Jagd bedient er sich folgender Kriegslist. Er taucht seine Schwingen in's Wasser und schlägt sie darauf in den Sand. Damit fliegt er dem Thiere, das er angreift in's Gesicht und blendet dessen Augen. Vor Angst und Verzweiflung rennt es dann gewöhnlich gegen einen Felsen oder stürzt und wird die sichere Beute des Adlers. 1737 entführte ein Adler in der Gemeinde Nordesborg einen zwei Jahre alten Knaben, den man nicht retten konnte und erst vor zwei Jahren wurde in Lexoksstrand in Norwegen ein fünf Jahr altes, aber noch sehr kleines Mädchen vom Felde entführt und die Eltern desselben fanden nur noch die Ueberreste des armen Kindes in dem Neste. — In der Provinz Scania wurde vor einiger Zeit ein Adler auf folgende sonderbare Weise gefangen. Ein Bauer bemerkte einen Adler über sich, der nach Beute suchte und beschloß, ihn herunterzulocken. Er kehrte die Rauhseite seines Schafpelzes nach außen und kroch damit auf allen Vieren umher. Der Adler ließ sich täuschen, stieß hernieder und der Bauer faßte ihn bei den Fängen und trug ihn im Triumph nach Hause. Dabei hatte er jedoch nicht Geringes auszustehen, denn in der Angst schlug der Adler die Krallen durch den Pelz in sein Fleisch. Der Adler wurde darauf in einen Käfig gesetzt und Lloyd hatte Gelegenheit, denselben nach einiger Zeit zu beobachten. Er wurde mit den Eingeweiden der geschlachteten Thiere, krepirten Schweine, Ratten oder Krähen und Elstern gefüttert, die zu diesem Zweck geschossen wurden. Das Schweinefleisch liebte er am meisten. War er sehr hungrig, so verschlang er die Ratten ganz. Einmal, als er sich an den Kaldaunen eines Kalbes satt gegessen hatte, schlich sich eine große Katze in seinen Käfig um den Rest derselben zu verzehren. Der Adler saß ganz ruhig mit niedergebeugtem Kopfe da, folgte aber den Bewegungen des Eindringlings scharf, und als die Katze sich zurückziehen wollte und ihren halben Leib schon durch den Käfig gebracht hatte, ergriff der Adler sie plötzlich und zog sie zurück, indem er einen Fang in ihre Weichen schlug. Die Katze machte eine verzweifelte Anstrengung, sich zu befreien und biß nach dem Fang ihres Feindes, da packte der Adler mit dem andern Fang ihren Kopf, so daß er durch beide Augen drang und so hielt sie der Vogel, bis das arme Graumieschen todt war. Dann schleppte er sie in die Mitte des Käfigs an seinen Aesungsplatz, indem er den Fang aus dem Kopfe zurückzog und sie mit dem andern wegführte. Sein erstes Verfahren war hierauf, daß er ihre Junge herauszog und sogleich verschlang. Dann machte er mit dem Schnabel eine Oeffnung unter dem Brustknochen und fraß einen Theil der Lungen. Den Rest ließ er jedoch für den folgenden Tag liegen. Auch bei andern todten Katzen machte Lloyd die Bemerkung, daß der Adler die Junge stets zuerst fraß. Dies beweist, daß er, trotz seiner Gefräßigkeit, doch ebenso gut wie der Mensch den Sinn für den feineren Geschmack hat.

Von dem grauen oder weißschwänzigen Seeadler wurde Lloyd Folgendes erzählt: Er stößt auf Wasservögel und auf Fische, wird aber dabei nicht selten von den Letzteren selbst überwunden. So sah man unlängst nicht weit von Bergen einen Adler einen Lachs angreifen, dieser war aber zu stark für ihn und er konnte ihn nur halb aus dem Wasser heben. So kämpfte der Lachs muthig gegen ihn, indem er seine ganze Kraft gebrauchte, sein Element wieder zu gewinnen und da der Adler sich nicht wieder von ihm losmachen konnte, so gelang es ihm, diesen zu ertränken. — In ähnlicher Weise besiegte einmal eine Ferse einen Adler. Auch diese war zu stark, als daß er sie emporheben konnte, sie rann daher mit ihm fort. Als sie sich einem Pfosten näherte, ergriff der Adler diesen mit einem Fange, um sie zum Stillstand zu bringen. Die Ferse stürmte jedoch mit solcher Kraft weiter, daß der Adler, der den Fang nicht losbekommen konnte, zerrissen wurde. — Der Fischadler läßt sich zähmen. Einem solchen wurde, nachdem er gezähmt, volle Freiheit gelassen und er kehrte stets von seinen Brüdern nach seiner Heimath zurück. Um ihn unterscheiden zu können, hatte man eine Glocke um seinen Hals gehängt. Wenn er nahte, hörte

man diese weit her und es versammelte sich stets ein Schwarm von Möven um ihn, welche der Schall anlockte. — Man schießt die Adler in Norwegen von Hütten aus, in deren Nähe man Aas hinlegt. Wenn sie durch dieses angelockt sind, kann man sie in Menge erlegen.

Der wirkliche Leibrock, den alle Welt ohne Unterschied des Standes und Geschlechts trägt, nämlich die Haut, ist bekanntlich nicht nur das wichtigste menschliche Kleidungsstück, sondern auch die eigentliche Apotheke gegen die meisten Krankheiten und zwar hauptsächlich solche, welche Schmerzen verursachen, daß man aus der Haut fahren möchte. Um in kürzester Weise zu einer Würdigung des Perspirationssystems oder der Haut zu kommen, theilen wir des englischen Arztes Erasmus Wilson Haut-Studien in ihren Haupt-Resultaten mit.

„Ich zählte die Poren der flachen Hand und fand in dem Raume eines Quadratzolls 3528. Nun ist aber jede dieser Poren gleichsam die Oeffnung einer Wasserleitung von etwa ¼ Zoll Länge (durch die verschiedenen Hautschichten hindurch). Alle diese Wasserröhren zusammen bilden also schon innerhalb eines Quadratzolls Haut eine Länge von 882 Zoll oder 73½ Fuß. Wie viel Ableitungskanäle also durch den ganzen Körper? Wie nun, wenn das ganze Wasserleitungssystem verstopft wird? In der Frage liegt die Antwort auf alle Fragen des Waschens und Badens, der Erkältungen, Schnupfen, Gicht- und Zahnschmerzen. — In den Fingerspitzen sind die Poren am dichtesten, an den Hacken am dünnsten (2268 im Quadratzoll mit 47 Fuß Röhre). Um sich ein Gesammtbild von den Schweiß- und Ausdünstungsröhren, den Poren, über den ganzen Körper zu machen, denke ich im Durchschnitt 2800 Poren in jedem Quadratzoll Haut annehmen zu können, die zusammen eine Röhrenlänge von 700 Zoll ausmachen. Nun hat aber ein Mann von mittlerer Stärke und Größe 2500 Quadratzoll Hautoberfläche, also im Ganzen 7 Millionen Poren mit einem Röhrensystem von 1,750,000 Zoll oder 145,833 Fuß oder 48,600 Yards oder beinahe 28 englischen d. h. mehr als fünf deutschen Meilen Länge. Und was muß fortwährend durch dieses Kanalsystem hindurch, wenn wir gesund bleiben wollen? Man sagt: Ausdünstung, Schweiß. Woraus besteht diese Masse? Aus thierischen Stoffen, Gasen, Säuren, Alkalien, Kalke 2c (deren Behausung im Körper Gicht ist), Metallen, Salzen, Schwefel u. s. w. Werden diese Gäste nicht gehörig ausgetrieben, so bleiben sie und gehen in's Blut, aus welchem sie zwar bei guter Gesundheit durch die Lunge, die Leber und Nieren (Harn) größtentheils wieder fortgeschafft werden, aber doch nicht vollständig, so daß endlich aus der guten Gesundheit eine schlechte wird. Es bleibt also für die Erhaltung einer guten Gesundheit nichts übrig, als eine gute Drainirung durch die Hautkanäle durch Waschen, Baden, Bewegung, Wärme (natürliche Wärme = 100 Grad Fahrenheit, die durch Fleischnahrung erhöht und vegetabilische Kost erniedrigt werden kann), Reinlichkeit und Sorge für eine möglichst gleichmäßige Haut — und moralische Temperatur.“ Vielleicht nimmt ein Mann von Fach dieser Blätter das Thema einmal gründlich mit Haut und Haaren auf, denn auch letztere spielen, so klein sie sind, eine große Rolle in der National-Oeconomie der Gesundheit, damit's den Lesern der Gartenlaube gründlich wohl werde in ihrer Haut und sie Alles, was sie daran behindert, aus der Haut fahren lassen mit oder ohne Gewalt und Extrapost.

Prutz macht in seinem Museum die Lesewelt auf ein Buch aufmerksam, das in der Hamburger Niederlage des Pietismus, im sogenannten Rauhen Hause, erschienen ist und trotz seiner frommen Tendenz an Gemeinheit und Schmutzerei Alles übertreffen soll, was in letzter Zeit auf den literarischen Markt gekommen ist. In Form eines dreibändigen dicken Romans und unter dem seltsamer Titel: Eritis sicut Deus, werden da Scenen und Personen aufgeführt, die wahrhaften Ekel erregen. Prutz zweifelt daran, daß in der ganzen modernen Schandliteratur sich ein Werk finde, in dem eine gemeinere Gesinnung, eine gründlichere moralische Fäulniß zu Tage käme, als in dieser von einem modernen Frommen verfaßten, im Rauhen Hause verlegten, von pietistischen Blättern ausposaunten, von rechtgläubigen Professoren empfohlene Schmähschrift, die von Ehebruch, Unzucht, wüsten Gelagen 2c. 2c. strotzt. Der Verfasser scheut sich nicht, bekannte Persönlichkeiten, ja sogar einzelne lebende Frauen mit dem Schmutze seiner Verläumdungen zu bespritzen. Und alle diese Gemeinheiten und Unzüchtigkeiten, die sich durch drei starke Bände durchziehen, hat ein Frommer erdacht, erzählt und mit aller Lust ausgemalt! Eine sonderbare Art seiner Sache zu dienen.

Die fliegende Katze. In Schweden wurde dem englischen Reisenden Lloyd folgende lustige Geschichte von dem Muth der Elstern erzählt.

„An den Ufern des Flusses, der bei Laxa Bruk in der Provinz Neriko vorbeifließt, hatte eine Anzahl Elstern auf hohen Erlen ihre Nester gebaut. Dort hausten sie eine Zeit lang ungestört; endlich kam aber eine alte Hauskatze auf den Einfall, die Bäume zu erklimmen und sich die Jungen aus den Nestern zu holen. Sie paßte es dabei jedes Mal so ab, daß sie zu der Zeit kam, wo die Mehrzahl der Elstern nach einer nahe gelegenen Brauerei geflogen waren, in der sie ihr Futter fanden. Die Vögel wurden dies aber bald inne und beschlossen, ihren Feind exemplarisch zu bestrafen. Eines Sonntag Morgens, erzählt der Gewährsmann dieses Vorfalls, der Direktor Malmström, wurde ich durch ein ungewöhnliches Geschrei aufgeweckt. Ich wohnte nämlich dicht an dem Flusse und hatte freie Aussicht über diesen. Als ich vor die Thür trat, bot sich mir eine der wunderlichsten Scenen dar, die ich je erlebt habe. Eine ungeheure Masse Elstern und Krähen hielten die alte Katze hoch in der Luft und diese schrie gottsjämmerlich, während die wüthenden Vögel ihre kreischenden Stimmen dazu ertönen ließen. So entstand ein Concert, das aus den entsetzlichsten Mißtönenen bestand und gewiß die merkwürdigste Katzenmusik war, die je gehört wurde. Mein Erscheinen schien die Vögel aber zu stören, denn es währte nicht lange, so ließen sie, als sie gerade über dem Flusse waren, die Katze fallen und diese flog in's Wasser, aus dem sie sich erbärmlich schreiend, rettete. Die Vögel flogen noch lange in der Luft umher und schienen sich ihres Triumphes zu freuen.

Illustrirte Monatshefte für „Familienglück, weibliche Bildung und Humanitätsbestrebungen“ ist der Titel einer Zeitschrift, welche seit einigen Monaten in Dresden erscheint und, wie wir hören, bereits Anerkennung und Verbreitung gefunden hat. Der im Titel ausgesprochene Zweck ist ein so edler und heiliger, ein so großer und weittragender, daß wir um seinetwillen schon die glänzendste Realisirung und dazu eine große Verbreitung wünschen möchten. Die an der Spitze aufgeführten Mitarbeiter haben allerdings zum Theil einen gewichtigen Namen in der Wissenschaft, und da die Zeitschrift auch außerdem noch von tüchtigen Kräften unterstützt, dabei vom Verleger entsprechend ausgestattet wird, so dürfen wir hoffen, daß Frauen und Jungfrauen sich des jungen Unternehmens freundlich annehmen werden.

Nicht zu übersehen!

Mit der heutigen Nummer schließt das erste Quartal unserer Zeitschrift und beginnt mit der folgenden das zweite Quartal, dessen Preis, wie oben angezeigt, auf 12½ Ngr. oder 50 Kr. C.-M. erhöht wurde. Wir bitten die Bestellungen auf dieses zweite Quartal sofort nach Empfang der heutigen Nummer aufzugeben, damit die regelmäßige Zusendung nicht unterbrochen wird.

Die steigende Wichtigkeit der orientalischen Kriegsangelegenheiten legen auch unserem weit verbreiteten Organ die Verpflichtung auf, den Zeitereignissen Rechnung zu tragen, so weit es die Tendenz der Gartenlaube zuläßt. Wir werden deshalb von jetzt ab mehr als früher in Wort und Bild und von durchaus parteilosem Standpunkt aus die wichtigsten Gegenstände und Persönlichkeiten der Tagesgeschichte in treuen authentischen Bildern und Schilderungen vorführen. In welcher Weise wir dies zu thun gedenken, mögen die Abbildungen des „Wellington“ in Nr. 11 und die heutige Nummer darlegen.

Es freut uns, bei dieser Gelegenheit unsern Lesern noch mittheilen zu können, daß die bei Beginn dieses Jahres versprochenen „Originalmittheilungen aus Amerika“ mit der nächsten Nummer beginnen werden. Der erste Brief ist bereits in unsern Händen. —

Die Haupttendenz der Gartenlaube aber, das unterhaltend-belehrende Element, wird nach wie vor durch die trefflichen Beiträge der den Lesern schon bekannten Mitarbeiter gewahrt bleiben und in jeder Weise und nach jeder Richtung hin gefördert werden.

Leipzig, Ende März 1854.

Die Redaction und Verlagshandlung.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 14. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Die Candidaten-Braut.

Von Amely Boelte.

An den Ufern der Ostsee liegt in einer Fläche das Städtchen R . . . a. — Sandfelder umgeben es ringsum, auf denen der Roggen spärlich gedeiht, ein Flüßchen schlängelt sich bescheiden durch dieselben, dessen seichte Ufer Binsen dicht beschatten, hinter denen verborgen ein rohes Steinbild des alten heidnischen Gottes Radegast zu schauen ist. — Kein Punkt bietet sich in der ganzen Umgebung, auf dem das Auge gefesselt weilte, kein Hügel und kein See bildet hier eine Gruppe, die man mit dem Worte „schön“ bezeichnen könnte. Das Städtchen selbst, mit seinen rothen Dächern, und dem geraden hohen Thurm, der sich oben wie plötzlich abdacht, und mit einer mit einem Kreuze versehenen goldenen Kugel verziert ist, steht da, als wäre er von Knabenhand, gleich einer Spielerei, dort aufgestellt. Die Straßen, deren es nur drei zählt, sind still und einsam. — Geht Jemand über dieselben, rollt ein Wagen, verläuft sich ein Kind, so blickt sogleich aus jedem Fenster ein Auge, um die ungewohnte Begebenheit nicht unbeachtet zu lassen. — Der Eingang eines jeden Hauses hat eine Glocke, die das Eintreten eines Fremden verkündet, der dann unaufgehalten an die Thüre des Wohnzimmers klopft und eines Hereins gewärtig ist.

Von Handel und Verkehr ist in einem solchen Orte keine Rede. — Was hätte man hier wohl auf den Markt zu bringen? — Jeder Handwerker arbeitet, was sein Genosse von ihm entlehnt und baut daneben ein Stückchen Ackerland an, das für seine Familie die hinreichenden Feldfrüchte liefert. Nach Außen hin gehen seine Produkte nicht, es sei denn in die umliegenden Dörfer, die allerdings, da sie kein Zunftrecht haben, auf den Städter angewiesen sind. Still und ruhig leben die Leute von Tag zu Tag hin, das Jahr vergeht wie die Stunde, das Treiben der Welt kümmert sie wenig, ihre Interessen reichen meistens nicht über die Feldmarken hinaus.

Aber wie abgeschieden auch eine solche kleine Stadt liegen mag, so bedarf sie doch immer der ganzen Regierungsform, deren ein größerer Ort theilhaftig wird, und auch hier konnte man sich in dieser Hinsicht über keinen Mangel beklagen. Der Ort hatte einen Bürgermeister nebst drei Senatoren, einen Stadtrichter, einen Amtmann, der die Bauern verurtheilte, und zwei Prediger. — Dies waren die sogenannten Honoratioren, die vornehme Welt, die mit einander umging und ihren Kindern erlaubte, sich zu kennen. Auch ein paar Aerzte wurden diesem Kreise zugerechnet; denn sie waren ja auch Studierte, und nur die Unstudierten konnten hier auf keinen Zutritt rechnen.

Ein so kleiner Cirkel von gebildeten Menschen, der so ganz auf einander angewiesen ist, muß nothwendig in sehr nahe Berührung gerathen, und diese bringt nicht immer Segen. Die Frauen besonders, die für den Rang ihrer Männer einzustehen haben, und außerdem noch Vergleiche über ihre gegenseitige Kleidung anstellen müssen, finden es oft sehr schwierig, hier die rechte Mitte zu halten. Die beiden Prediger des Ortes lebten fast unter einem Dache, so nahe grenzten ihre Wohnungen an einander, und ihre Gärten, die an dieselben stießen, waren nur durch eine niedrige Dornenhecke geschieden. Der erste Geistliche, der Herr Präpositus Liebig, war schon ein bejahrter Mann und hatte bereits seine vierte Gattin heimgeführt. Er wollte nicht aus der Gewohnheit kommen, sagte er, und entschloß sich darum nach dem Absterben einer jeden, rasch zu einer neuen Heirath, wobei von einer eigentlichen Wahl auch nicht viel die Rede war; denn sich lange umzusehen, das wäre unbequem gewesen. Irgend ein Mädchen seiner Bekanntschaft, das nicht zu anspruchsvoll war, und eine sogenannte Versorgung um jeden gebotenen Preis annahm, genügte, und die Sache wurde ohne Verzögerung abgeschlossen. — So hatten sich denn im Laufe der Zeit vier Familien unter seinem Dache gebildet, und der Herr Präpositus Liebig fand es mitunter schwierig, seinen Kindern die Mittel zu einer Erziehung zu gewähren, die dennoch das einzige Kapital war, welches sie aus dem älterlichen Hause hinwegführen konnten. Wurde für die Söhne nur noch einigermaßen gesorgt, erhielten sie wenigstens den nothwendigen Schulunterricht, um sie sowohl zum Studiren, als auch zu irgend einem sonst von ihnen zu wählenden Stande zu befähigen, so geschah dagegen für die Töchter um so weniger. Verheiratheten sie sich, so wußten sie ja lange genug; denn dort im Norden erwartet man von einer Frau eben nicht mehr, als daß sie Mutter werde, und ihre Kinder selbst nähre. Fand sich aber keine solche Versorgung für sie, so mußten sie auf dem Lande die Wirthschaft lernen und dadurch ihren Unterhalt gewinnen. Ob darin eine Aussicht für ihre spätern Lebensjahre begründet lag, das war eine Sache, die man im Schooße der Zeiten ruhen ließ.

Der zweite Prediger, Herr Sommer, war ein Mann in seinen besten Jahren und gehörte damit seiner ganzen Richtung nach schon einer andern Aera der Bildung an. Er war hager und schmächtig gebaut, und die hochrothen Flecken auf seinen spitz hervortretenden Backenknochen deuteten den precären Zustand seiner Gesundheit an. Er hatte ein Auge für alles Schöne, er dichtete und malte und beschäftigte sich mit der Literatur, aber immer nur in Dilettantenweise, um müßige Stunden auszufüllen, und nicht,

um etwas zu leisten, woran auch Andere Freude hätten. Um das zu erreichen, fehlte ihm schon die Ausdauer, oder vielmehr jene Kraft des Willens, die kleine Hindernisse besiegt, um einem bestimmten Ziele zuzujagen. Bei ihm entschied stets die Neigung des Augenblickes und leicht ließ er sich hierhin und dorthin bewegen, wie gerade die Umstände es wollten, denen er zu allen Zeiten unterthan war. Er besaß dabei die glückliche Blindheit, diese Schwäche nie in sich zu gewahren. Seine Gattin, die, wie die meisten Frauen, gerne die Herrscherin spielte, erhielt ihn in dieser glücklichen Selbsttäuschung durch die übertriebendsten Schmeicheleien, mit denen sie seine Talente bis in den Himmel erhob, und dafür ganz, ganz stille das ganze Haus nach ihrem Kopfe gehen ließ. Sie war klug und listig, und verstand es, seine Schwächen zu benutzen; der Herr Pastor Sommer war daher auch noch nie im Stande gewesen, ihr gegenüber einen Wunsch durchzusetzen, den sie nicht billigte. Durch die Gewohnheit bereits vertraut mit dieser Eigenthümlichkeit seines Ehelebens, versuchte er es nun schon nicht mehr, selbstständig aufzutreten. Wie groß ihre Gewalt über ihn war, hatte sie ja bewiesen, als sie ihn gegen seinen Willen und seine Absicht zu ihrem Gatten machte. Sie waren in derselben Stadt geboren und aufgewachsen und der Knabe hatte sich dem Kinde spielend verlobt und Ringe mit ihr gewechselt. — Seine Laufbahn rief ihn dann in eine ferne Gegend, und erst als ihm ein Amt geworden, sah er den Ort wieder, wo er seine Kindheit verbracht. — Leonie Starke war jetzt bereits der ersten Blüthe beraubt; während er eben erst zum Manne reifte, hatte sie schon das Alter überschritten, das man mit dem Worte „jugendlich“ bezeichnet. Er sah sie wieder, aber ohne sie zu mahnen an vergangene Tage, ohne scheinbare Erinnerung ihrer kindischen Beziehung. Das entsprach ihren Plänen nicht. — Eine Fluth von Thränen erwiederte seine kalte Begrüßung, Klagen und Vorwürfe folgten, die ihm ein Bild ihrer wahrhaft rührenden Treue entwarfen, einer Treue, die in den vielen Jahren, die er abwesend war, nimmer wankte und keiner der vielen Versuchungen wich, die ihr in den Weg getreten sein sollten, bis er endlich erweicht, den Ausdrücken ihrer Verzweiflung dadurch ein Ende machte, daß er ihr seine Hand zu erneuertem Bündnisse bot. Sie hatte nun erreicht, was sie wollte und war nicht Willens, das schwer errungene Gut wieder fahren zu lassen. Sie versicherte, keine Stunde mehr ohne ihn leben zu können, und beharrte darauf, ihn sogleich zu begleiten, obgleich an seinem neuen Bestimmungsorte noch keine Art von Vorrichtung getroffen war zu dem Empfange einer Frau.

Diese Ehe wurde mit einem einzigen Kinde gesegnet, einem Mädchen, das nach ihrer Mutter den Namen Leonie erhielt. So wie die Kleine geboren war, begab sich der Pastor in sein Studierzimmer, setzte sich in sehr erregter Stimmung an seinen Schreibtisch und machte ein Gedicht auf das Vatergefühl beim Anblick des erstgeborenen Kindes, dessen Dasein ihm ernste Verpflichtungen auferlegte, deren Bedeutsamkeit er mit großem Verständniß schilderte. Als er es vollendet, ging er damit zu seiner Gattin, und sobald dieselbe im Stande war, ihm zuzuhören, trug er ihr es mit vielem Ausdrucke vor. Sie war von dem Inhalte tief ergriffen, pries ihr Kind glücklich, daß es einen solchen Mann „Vater“ nenne, und gelobte schließlich auch, in ihren Mutterpflichten das Höchste zu leisten, und der Kleinen selbst die erste Nahrung zu reichen. Leonie war gesund und stark und gedieh zusehends. Eine gute Wärterin war für sie besorgt und diese ließ es dem Kinde in den schönen Sommertagen nicht an Luft und Bewegung fehlen. Kam die Zeit der Mahlzeiten heran, die die kleine hungrige Erdenbürgerin mit lauter Stimme sehr häufig begehrte, so kehrte sie mit ihr bei irgend einer gutmüthigen Bürgersfrau ein, die auch ein Kind hatte, und bat diese, der kleinen Leonie die Brust zu reichen. Die Frau Pastorin mochte ohnehin nicht so oft gestört sein, sie war auch mitunter gar nicht zu finden, hatte eine Freundin besucht, eine Einladung zum Kaffee angenommen, eine Promenade auf das Land gemacht, und war recht froh darüber, daß die Wärterin so gute Auskunftsmittel zur Beköstigung der Kleinen auffand. — Es blieb am Ende fast keine Mutter übrig im ganzen Orte, die das Kind nicht nähren geholfen. Dem Vater war dies unbekannt. Die Frau Pastorin kam häufig mit der Kleinen auf dem Arme in sein Studierzimmer, hieß ihn das wundervolle Kind herzen, und verfehlte nie, das Gedeihen desselben auf ihre Rechnung und die sorgsame Erfüllung ihrer Mutterpflicht zu setzen.

„Aber wie sollte ich auch nicht gerne jedes Opfer bringen für ein Wesen, das Dich Vater nennt!“ setzte sie dann noch hinzu, und kitzelte sein Ohr mit Liebesworten und Schmeicheleien, die er, wie oft auch gehört, doch mit stets erneuertem Wohlgefallen hinnahm.

„Sie liebt mich doch ungemein!“ sagte er sich dann im Stillen, und konnte es nicht über sich gewinnen, sie durch einen Tadel zu kränken, so nahe ein solcher auch häufig vorlag; denn trotz aller dieser vorgeblichen Liebe wurde für des Gatten Bequemlichkeit und Pflege auch nicht im Geringsten gesorgt. Die Frau Pastorin schlief bis zehn Uhr, um die unruhigen Nächte einzuholen, sagte sie. So war denn das Frühstück der Fürsorge einer dummen Magd übergeben und der Herr Pastor mochte selbst mit der Kaffeemaschine umherlaufen und versuchen, wie er den Mokkatrank bereite. Da im Haushalte überhaupt jede Vorsorge fehlte, so war auch der Mittagstisch oft schlecht, ja oft gar nicht bedacht, und der Hausherr auf die erste beste Speise angewiesen, die sich eilig bereiten ließ, und seiner schwachen Constitution gar nicht zusagte. — Es fehlte seinem häuslichen Leben auf die Art alle Behaglichkeit, und sein sinniges Hinleben unter Versuchen auf dem Kunstgebiete, fand eine unangenehme Unterbrechung durch die mangelnde Ordnung und Pünktlichkeit im Uhrwerke des Haushaltes. — Hatte er mitunter eine Vorstellung gewagt, so war eine solche Fluth von Thränen und Liebesversicherungen erfolgt, daß er endlich jedem Kampfe gegen Waffen entsagte, denen kein Mann gewachsen ist.

Die kleine Leonie fing an zu lallen; bald stammelte sie den Vaternamen, der, zum ersten Male gehört, mit so süßem Klange berührt, und endlich trugen auch die kleinen Füße sie allein zu ihm hin. Das waren Freuden, die sein Herz rein hinnahm, und die eine Stimmung zurückließen, welche er gleich in ein Gedicht übertrug. — Das kleine Mädchen spielte nun schon allein vor dem Hause und im Garten, und bald gesellte sich hier ihr kleiner Nachbar, der jüngste Sohn des Herrn Präpositus, zu ihr, der, obwohl um ein Jahr älter, doch gerne mit ihr als Spielgefährtin verkehrte; denn auch er war das einzige Kind seiner Mutter und von seinen Stiefgeschwistern um viele Jahre geschieden.

Da die kleine Leonie nun nicht mehr getragen zu werden brauchte, so entließ die Frau Pastorin die Wärterin, die sie nun eine unnütze Ausgabe dünkte, und das Kind war von da an so ziemlich sich selbst überlassen. Ihre Mutter hatte die Gewohnheit des langen Schlafens beibehalten. Um sie nicht zu stören, kroch sie daher früh aus ihrem Bettchen, rief die Hausmagd, daß sie sie ankleide und eilte dann zu ihrem Nachbar. Bald lebte sie fast den ganzen Tag dort. — Die Frau Präpositus Liebig freuete sich, wenn das geliebte Söhnchen mit seiner kleinen Freundin spielte. Der Knabe war ja ihre ganze Freude.

Nicht mehr jung, alleinstehend in der Welt, für ihren Unterhalt auf eine Mädchenschule angewiesen, der sie seit zwanzig Jahren vorstand, war ihr die Wahl des Herrn Präpositus ein Glück, das sie dankbar hinnahm. — Sie hatte nun einen Beruf gefunden, der auch ihrem Herzen etwas bot; sie konnte durch ihre Pflege und Sorgfalt den Lebensabend eines Mannes verschönern, dem sie Dankbarkeit schuldete, sie konnte hoffen, sich dadurch seine Zuneigung zu gewinnen. Mehr begehrte sie nicht, als dies zu erreichen. —

Nach einem mühseligen Leben der Pflicht, die wenig Anerkennung und weniger Lohn gefunden, war es schon ein Glück, einem Andern etwas durch das Herz zu sein, und Auguste Liebig empfand es wohlthätig, nach so langem Entbehren die Sphäre gefunden zu haben, wo das Weib in ihr seine Rechte geltend machen durfte. Ein eigenes Kind an die Brust zu drücken, darauf rechnete sie nicht, und bei der Zahl ihrer Stiefkinder durfte sie auch kaum einen solchen Wunsch hegen. Als nun dennoch ein Knabe geboren ward, legte sie ihn scheu und zögernd dem Gatten in die Arme, mit der Bitte, dem Kleinen nicht entgelten zu lassen, daß er hier unwillkommen sei.

Der Präpositus nahm die Begebenheit auf, wie etwas, durch das man seinen Frieden nicht muß stören lassen, und bald erholte sich seine Gattin auch so weit wieder, um den Haushalt auf gewohntem Fuße fortzuführen. Mehr bedurfte er nicht zu dem Maße seines Glückes. — Er war in seinem Studierzimmer unter seinen Pfeifen, kam nur zu den Mahlzeiten in das Wohnzimmer, und fand seine Unterhaltung außer dem Hause, entweder an einem Vergnügungsorte oder in einem Club. Die Frau Präpositus saß

indessen still daheim, freuete sich an ihrem Kinde, und arbeitete unablässig für das Haus und die große Familie. Die im Orte üblichen Kaffee's der Damen machte sie nie mit, so oft ihre Nachbarin sie auch dazu veranlassen wollte. Sie fand ganz einfach kein Vergnügen daran. Durch ihre Verhältnisse auf ein ernstes Leben hingewiesen, hatte sie nie das Bedürfniß gefühlt, die Zeit durch leeres Geplauder zu tödten; stand ihr eine Stunde zu Gebote, so benutzte sie sie gerne, um ein gutes Buch zu lesen, und dieses Geschmackes halber hatte man sie im Orte lange mit dem Beinamen der „Gelehrten" bezeichnet. Als Frau, meinte man, würde sie davon zurückkommen; das alternde Mädchen hatte sich dadurch nur hervorthun wollen; aber man irrte. — Auguste Liebig lebte jetzt im Gegentheile noch weit eingezogener, denn sie bedurfte der Menschen um so weniger, je mehr ihr Herz ausgefüllt war.

Ihr kleiner Sohn wuchs nun heran und sollte von ihr seinen ersten Unterricht erhalten. Sie trat eines Morgens bei ihrer Nachbarin ein und fragte diese, ob sie nichts dagegen habe, wenn Leonie die Stunden theile?

„Gewiß nicht!" versetzte die Frau Pastorin erstaunt. „Ich begreife nur nicht, meine Liebe, woher Sie die Zeit nehmen wollen? — Sie haben einen so großen Haushalt zu besorgen, daß eine Frau, meiner Meinung nach hinreichende Beschäftigung darin finden müßte."

„Freilich wohl!" versetzte Auguste Liebig sanft; „wer nicht, wie ich, sein ganzes Leben hindurch genöthigt gewesen ist, gleichsam mit der Uhr in der Hand seinen Tag zu verleben, der würde die Zeit nicht ausreichend finden. Durch die Gewohnheit, keine Minute zu verlieren, mache ich es allein möglich, und mein Stundenplan ist schon entworfen."

„Aber mein Gott, liebe Frau Präpositus, haben Sie denn geheirathet, um sich so fortzuplagen? — Ich würde es mir, in Ihrer Stelle, jetzt etwas leichter machen. Das kann man als Frau wenigstens davon haben."

„Ich halte es für meine Pflicht, so viel zu leisten, als in meinen Kräften steht. Ich war ein armes Mädchen und habe Liebig nichts mitgebracht, als meinen Kopf und meine Hände, die müssen nun auch als Kapital verwerthet werden. — Bei so vielen Kindern und einer kleinen Einnahme ist die sorgfamste Eintheilung nöthig."

„Auf die Art haben Sie aber nichts von Ihrem Leben. — Ihre Schule machte Ihnen am Ende noch weniger Sorgen, dächte ich, und eine Frau allein hilft sich immer leichter durch."

„Meine Sorgen werden reichlich aufgewogen durch mein Kind," sagte Auguste Liebig mit einer Thräne im Auge, die ihr die tiefe Empfindung des Glückes auspreßte; „und dann ist es mir eine solche Herzensfreude, dem Vater desselben sein Leben recht, recht behaglich zu machen, alle seine Wünsche zu errathen und zu fühlen, daß ich ihm vergelte, was er an mir gethan."

„Sie sind wirklich seltsam, die Sache so hoch aufzunehmen! Ich habe auch kein Vermögen gehabt; darum fällt es mir aber nie ein, zu denken, daß ich meinem Gatten Dank schuldig bin."

„Das ist mit Ihnen ein Anderes. Sie waren so viel jünger, und konnten auf Neigung Anspruch machen. Die Liebe gleicht dann Alles aus, das begreife ich wohl."

„Wie romantisch Sie sind, liebe Frau Präpositus! — Wenn man Sie sprechen hört, sollte man meinen, es rede ein Mädchen von achtzehn Jahren."

Auguste lächelte. „Vielleicht, weil ich meinen Empfindungen Worte leihe, weil ich ausspreche, was mir das Herz bewegt, während Sie Alles in sich verschließen."

„Behüte! Das sollte mir noch fehlen! Aber mich bewegt nichts. Woher sollte das auch kommen? Mein Mann ißt, trinkt, schläft, und ein Tag gleicht dem andern. Hätte man nicht mitunter eine Partie Whist, so wäre die Zeit ewig."

„Und mir reicht sie nie aus. So verschieden geht es uns."

„Ja, weil Sie immer arbeiten wollen, und dazu fühle ich mich nicht berufen. Ich möchte meiner Leonie nicht das Lesen lehren; Sie könnten mir bieten, was Sie wollen."

„Und ich bin so glücklich, daß mein theures Kind nur Alles durch mich und von mir erhalten soll, daß ich jetzt schon bedaure, kein Latein zu verstehen, und ihn später doch den Händen eines Lehrers übergeben zu müssen. Dafür aber soll er den Vortheil haben, Talente auszubilden, was andern Knaben so oft abgeht, weil es den Aeltern zu kostbar wird und auch, weil sie die Mühe scheuen, dem Kinde die Lust dazu einzuflößen, denn das erfordert sorgsame Pflege. In Bezug auf dies theure Kind kömmt mir nun die Vorschule meines Lehreramtes zu statten. Nur möchte ich jetzt Alles noch viel besser wissen und verstehen, um es ihm so recht gründlich lehren zu können."

„Gütiger Himmel! Sie werden ja ein wahres Wunder aus ihm machen! — Und wenn meine Leonie das theilen soll, so können wir uns glücklich schätzen."

Hier unterbrach sie der Eintritt des Herrn Pastor Sommer, der, nicht auf Besuch rechnend, noch im Schlafrock war.

„Sieh da, liebe Frau Nachbarin! Sieht man Sie auch einmal?" begrüßte er diese. „Sie sind stets geschäftig, wie eine Biene, und nie sichtbar, so oft ich auch zu Ihrem Gatten komme." Er rückte dabei einen Stuhl an den Tisch und nahm neben ihr Platz. „Was macht denn Ihr liebes Söhnchen? Auch den habe ich ja lange nicht gesehen! — Aber wie kalt es hier ist, Leonie! Hat man denn nicht geheizt?"

„Gewiß, mein Herzensmännchen! — Aber Deine Dichternatur braucht mehr äußere Wärme, als wir andern Sterblichen, eben weil Du so viel ausgiebst. Du Guter, mußt Dich hier nicht lange aufhalten."

Er rieb sich die krankhaft magern Hände und zog den Schlafrock enger um sich zusammen.

„Ist Ihnen warm hier?" fragte er Auguste Liebig.

„— Das kann ich nicht sagen, obwohl ich im Mantel sitze;" versetzte diese, und richtete dabei ihren Blick auf ihn, mit jener forschenden Theilnahme, die aus dem Herzen kommt. „Sie sehen überhaupt nicht gut aus. Sind Sie denn auch recht vorsichtig in Ihrer Diät, und genießen nahrhafte Speisen?"

„Gott! Er lebt ja fast von der Luft, er ist ja ganz Geist, dieser einzige Mann!" fiel die Pastorin ein.

„Um so mehr muß er es sich zur Pflicht machen, sich zu nähren," versetzte Auguste. „Liebig ist nicht krank, aber dafür in Jahren vorgerückt, wo die Pflege auch zu ergänzen hat. Ich bereite ihm daher jeden Morgen selbst irgend ein Frühstück, eine starke Bouillon, eine Chocolade, oder etwas der Art, das nahrhaft ist und ihm schmeckt, und ich bilde mir ein, er gedeiht dabei."

„Sie verziehen ihn," sagte Sommer mit eigenthümlichem Lächeln.

„Mein Ludwig fühlt sich noch zu jung, um mir es zu gestatten, mit Nahrungsmitteln auf ihn einzustürmen," bemerkte die Pastorin mit gezierter Freundlichkeit.

„Ich glaube, Sie würden es nicht zu bereuen haben, wenn Sie Ihrer lieben Frau gestatteten, Sie auch zu verziehen," sagte Auguste. „Ich bin ein halber Arzt, erlauben Sie mir einmal Ihren Puls!" — Sie zählte aufmerksam. „Ich verpflege so gerne," sagte sie dann. „Darf ich Sie einmal in die Kur nehmen?"

„Gott! das könnte ich ja auch, wenn er nur nachgeben wollte."

„Du bist ja aber den ganzen Morgen nicht sichtbar, und dann gerade entbehre ich einer Fürsorge am Meisten," sagte der Pastor.

„Aber die gute, vortreffliche Magd ist ja zu Deiner Bedienung ganz da;" entgegnete die Frau.

„Wenn alles Uebrige besorgt ist. Mein Zimmer wird nicht geheizt, mein Kaffee ist nicht trinkbar, und ich wandere umher wie ein irrender Geist," sagte er mit ironischem Lächeln.

„So sind die Männer, gute Frau Nachbarin," fiel die Pastorin ein. „Das Mädchen ist da; aber nicht einmal fordern will er! Und weil ihm jetzt kalt ist, so friert er immer."

Auguste stand auf. Sie mochte die Veranlassung nicht geben, eine so unerfreuliche Erörterung weiter fortgesponnen zu sehen.

„Man kann sich selten auf Dienstboten verlassen," sagte sie. „Wir Frauen haben den Vortheil davon, den Männern dadurch um so unentbehrlicher zu sein, und hierin liegt doch unser größter Stolz und unsere beste Befriedigung. — Ich hoffe, Sie erlauben es mir, Sie auch ein wenig verziehen zu dürfen, lieber Herr Pastor! Wir wohnen ja wie in einem Hause, und meine Mühe wird durch ein bischen mehr oder minder nicht vergrößert."

Sie schied von beiden Gatten auf das Freundlichste entlassen.

„Welch' eine musterhafte Frau," sagte der Pastor, als die Thüre sich hinter ihr geschlossen. „Ein wahrer Schatz für den Präpositus!"

„Ich kann sie nicht ausstehen!" versetzte seine Gattin. „Diese Empfindsamkeit! Immer will sie etwas Anderes vorstellen, als

die übrigen Frauen! — Nun mischt sie sich am Ende noch gar in mein Hauswesen; aber das soll ihr schlecht bekommen!"

„Aber Leonie, sie ist ja die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit selbst! — Sie sagt ja kein Wort gegen Dich!"

„Schöne Bescheidenheit das! Voller Eitelkeit ist sie. — Siehst Du nicht, daß sie es auf Dich abgesehen hat? — Sie will Dir Suppen kochen und Dein Kind erziehen; und das soll ich zugeben?"

„So thue es doch selbst!

„Da haben wir es schon!" Sie brach in Thränen aus. „Ich arme, unglückliche Frau! Hin ist mein Glück! Ich besitze den begabtesten aller Sterblichen und vermag es nicht länger, ihn zu fesseln. Diese Falsche, diese Coquette, diese kleinliche Principienreiterin will mir das Herz meines angebeteten Ludwig abwendig machen! — Auf meinen Knieen flehe ich Dich an, geliebtester aller Ehemänner, laß mich diese Schmach nicht erleben! Tödte mich, wenn Du willst, aber erhalte mir Deine Liebe!"

„Ich bitte Dich, Leonie, steh' auf! Es ist ja auch nicht die geringste Veranlassung zu einer solchen Scene. Wenn unser Kind nun käme und seine Mutter in dieser Stellung träfe!"

„Mag sie kommen, Ludwig! Mag sie doch Zeuge sein, was ein liebendes Weib empfindet, wenn die Funken der Eifersucht in ihrem Busen erglühen. — Mag sie kommen! Sie soll neben mich knien und die gefalteten Hände zu Dir erheben; ihren Bitten wirst Du nicht widerstehen."

„Was soll ich denn aber thun, Leonie? Was willst Du denn eigentlich?" fragte der Pastor mit der Miene eines Verzweifelnden, während die rothen Flecken auf seinen Wangen noch röther wurden und sein Auge einen fieberhaften Glanz bekam.

„Was ich will? Großer Gott! Das fragst Du noch? — Das Gelübde Deiner ewigen, unverbrüchlichen Liebe will ich; denn ohne diese bin ich nichts und das ganze Leben ist eine Wüste für mich. Sage, daß Du ganz mein bist; gelobe es mir und ich ziehe getrost von dannen."

„Hier meine Hand darauf, Leonie, daß Du auch nicht die geringste Ursache hast, an einen Wankelmuth meines Herzens zu glauben. — Rege Dich doch aber nicht mit solchen nutzlosen Scenen auf, ich bitte Dich darum!"

Sie stand auf und bedeckte seine dünne weiße Hand mit Küssen. „Wer liebt, wie ich liebe, der kann nicht auf dem Pfade gemeiner Alltäglichkeit mit seinen Empfindungen wandeln!" sagte sie. „Du hast mir Deine Hand darauf gegeben, so glaube ich Dir; denn Du bist ein Ehrenmann. Ich gehe jetzt, mich anzukleiden, für Dich! Denn wem möchte ich sonst gefallen, als ihm, welchem die ersten Gefühle meines Herzens gewidmet waren?" — Sie stürmte hinaus, und der Pastor kehrte langsam in sein Zimmer zurück. Als das Mittagsessen aufgetragen war, begegneten sich beide Gatten auf's Neue. Die Suppe war versalzen, das Fleisch ausgekocht und geschmacklos; aber der Pastor verlor keine Silbe darüber, ja er beherrschte sogar seine Miene, um nur die Veranlassung zu einer neuen Scene zu vermeiden.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Industrieausstellung in München.

Welch' drohende Wetterwolken auch am politischen Horizonte Europa's schweben, wie immer auch ein gewaltiger Zusammenstoß zwischen Ost und West unvermeidlich geworden zu sein scheint, kurz, ob Alles auf den Ausbruch eines Weltbrandes deute, noch ist im Augenblicke die Gefahr nicht so groß, um die Begehung des friedlichen Festes, das die deutsche Industrie nächstens in München feiern will, zu stören. Daß der gegenwärtige Zeitpunkt deshalb für eine Schaustellung deutscher Industrie ein glücklicher sei, wollen wir nicht sagen, denn die allgemeine öffentliche Stimmung ist eine trübe und bekümmerte, die industriellen Unternehmungen liegen zum Theil darnieder oder stocken, und zur Hälfte gebrochen ist die Zuversicht der Industrie, die eine so erschütternde Gefährdung ihrer Interessen durch die europäischen Regierungen um einer politischen Frage willen, nicht für möglich hielt. Man hatte sich lange in dem Gedanken gewiegt, daß die ungeheuern in industriellen Unternehmungen angelegten Summen eine unumstößbare Bürgschaft für den Weltfrieden sein müßten, daß ein Weltkrieg zu den Unmöglichkeiten gehöre, und nun, wenn er auch noch nicht da ist, so pocht er doch drohend an die Pforten, und alle Berechnungen haben sich als trügerisch erwiesen.

Die politischen Verwickelungen, unter denen ebenfalls auch die Londoner Weltindustrieausstellung vorbereitet wurde, waren bei Weitem weniger gefährlicher Art als die gegenwärtigen, doch schien damals Deutschland der Schauplatz eines Bürgerkriegs werden zu wollen, während die jetzige Haltung der deutschen Regierungen vor Allem darauf berechnet ist, von dem gemeinsamen Vaterlande wenigstens die unmittelbaren Drangsale des Krieges fern zu halten. Gönnen wir daher immerhin unsern Nachbarn in Osten und Westen des Kriegsruhms leicht verwelkliche Lorbeeren, und beklagen wir uns nicht ob des Contrastes, daß, wenn vielleicht unweit unserer Grenzen des Krieges Stürme rasen, wir an die Isar friedlichen Göttern opfern gehen.

Der Zauber, den der für die große Londoner Ausstellung erbaute Glaspalast ausübte, ist ein so nachhaltiger gewesen, daß man für alle ähnlichen Fälle von dieser Art Construction nicht mehr zurückzukommen scheint. Der Engländer Paxton ist damit der Gründer eines neuen Baustyls geworden, der auch für das Ausstellungsgebäude in München festgehalten worden ist, und wie der Londoner Glaspalast in Hydepark erhebt sich der Münchener in leichten und eleganten Formen an der Stelle des ehemaligen botanischen Gartens. Die grünenden Pflanzen und duftigen Blumen mußten den Erzeugnissen menschlichen Gewerbfleißes Platz machen!

Die Erdarbeiten wurden mit dem 18. Oktober v. J. begonnen, am 27. Februar d. J. aber richtete man zu dem Gebäude, von welchem wir heute unsern Lesern eine Abbildung geben, die erste Säule auf, und in nicht viel mehr als drei Monaten wird es beendet sein, da die Eröffnung der Ausstellung für Mitte Juni anberaumt ist. Der schnelle Aufbau so mächtiger Räumlichkeiten und die Möglichkeit, diese sofort den Erzeugnissen der Industrie zu öffnen, konnte einzig und allein durch das dazu verwendete Material, Eisen, Glas und Holz, erzielt werden. Die Zuarbeitung aller Theile (die Eisenarbeiten gingen aus der rühmlich bekannten Gießerei des Herrn Kramer-Klött in Nürnberg hervor) konnte im Voraus stattfinden, und so lag der ganze Glaspalast eigentlich schon aufgeschichtet da und brauchte nur noch Stück an Stück zusammengefügt zu werden. Da nur trocknes Material dabei zur Verwendung kommt, so sind die auszustellenden Gegenstände keinen, aus der sonstigen Feuchtigkeit neuer Gebäude entspringenden Nachtheilen ausgesetzt.

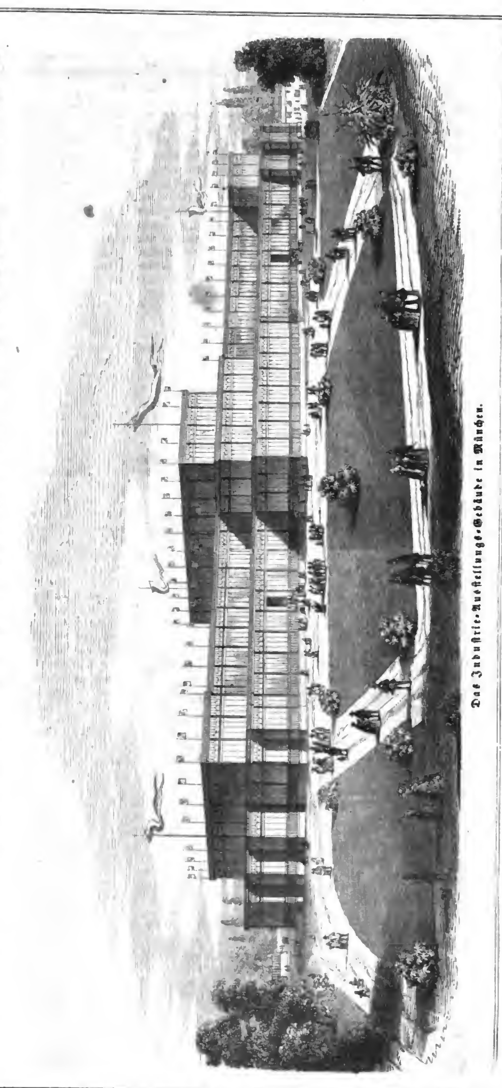
Der gesammte Bauplan rührt von dem Oberbaurath Voit in München her, der, nachdem sein Entwurf die Genehmigung erhalten, auch mit der Oberleitung des Baues betraut wurde. Das Ausstellungsgebäude bildet demnach ein Rechteck von 800 Fuß Länge und 160 Fuß Breite, in der Mitte rechtwinklich durchschnitten von einem 285 Fuß langen und 160 Fuß breiten Transsept *. Das Langschiff und Transsept sind in drei Schiffe getheilt, von denen das Mittelschiff 80 Fuß breit, und jedes der Seitenschiffe 40 Fuß breit ist. Die Seitenschiffe sind wieder jedes durch eine Säulenreihe getheilt, auf welcher die Umfassungswand des über die Seitenschiffe beträchtlich emporragenden Mittelschiffs ruht; das Transsept seinerseits steigt wiederum höher hinan als das Mittelschiff. Hierdurch entsteht eine dreifache Abstufung, die verbunden mit dem durch das Transsept und die östlichen und westlichen Anbauten bewirkten Hervortreten einzelner Theile, dem ganzen Gebäude ein belebtes äußeres Ansehen giebt, zu dessen Verschönerung die feinen eisernen Verbindungsglieder, die glänzenden Glasmassen, die obenhinziehenden durchbrochenen Gallerien und endlich die aufgesteckten Fahnen nicht wenig beitragen. Der Münchener Glaspallast ist jedenfalls ein Gebäude von gefälligern Formen geworden, als es der Londoner war, allein der Typus ist der gleiche geblieben, und der weniger baukundige Beschauer wird

* Der Londoner Glaspalast war 1848 Fuß lang und 408 Fuß breit.

immer ein und denselben Krystallpalast zu erblicken glauben. Der Gesammtflächenraum des Gebäudes mißt 134,400 Quadratfuß, wozu noch 34,800 Quadratfuß Gallerien und 80,000 Quadratfuß Tischraum kommen. Die Baukosten werden etwa die Summe von 1½ Mill. Gulden erreichen. Besser als alle diese Zahlen und Größenverhältnisse wird unsere Abbildung den Lesern das Ausstellungsgebäude veranschaulichen.

Die Betheiligung der deutschen Industriellen, die österreichischen inbegriffen, ist außerordentlich, und die bisher zur Aufstellung angemeldeten Gegenstände nehmen schon einen größern Raum in Anspruch, als vorhanden ist. In allen deutschen Staaten sind von den Regierungen aus Comitéen ernannt worden zur Regelung der Zusendungen; an der Spitze der Ausstellungscommission in München steht Staatsrath v. Fischer. Entgegen dem in der Londoner Ausstellung befolgten Grundsatze werden die ausgestellten Gegenstände nicht nach Ländern, sondern nach Gattungen unterschieden werden. Es giebt dies zwar einen weniger umfassenden Ueberblick über die Gesammtindustrie eines jeden einzelnen Landes, gewährt aber dafür den Vortheil, die gleichen Industriezweige der verschiedenen Staaten besser vergleichen zu lassen. Die Eintheilung selbst findet in zwölf Gruppen statt, als 1) Mineralien und Brennstoffe, 2) landwirthschaftliche Erzeugnisse, 3) Chemikalien und Farben, 4) Nahrungsmittel und häusliche Consumtionsgegenstände, worunter auch Seifen und Beleuchtungsgegenstände zählen, 5) Maschinen, 6) Instrumente, 7) Gespinnste und Gewebe, 8) Metallwaaren und Waffen, 9) Glas und irdene Waaren, 10) Holzwaaren und Kurzwaaren, 11) Papier, Schreib- und Druckwaaren, 12) alle Leistungen der bildenden Künste, sofern sie Gegenstände der Ausstellung werden können.

Noch niemals wurde der deutschen Industrie die Gelegenheit in so großartigem Maßstabe geboten, den von ihr errungenen Standpunkt vor den Augen des Publikums darzuthun, und wohl jedes deutsche Ländchen nennt hierbei irgend einen Industriezweig sein eigen, in welchem es keinen Vergleich zu scheuen braucht. Das vielseitig Gute, was durch diese große Schaustellungen der Industrie erzielt wird, ist schon oftmals hervorgehoben worden; ihr Werth besteht nicht darin, daß sie die Neugier der gewöhnlichen Besucher befriedigen, sondern daß sie den Wetteifer der Industriellen unter einander wecken, die höhern Fortschritte der Industrie verallgemeinern, den Consumenten für Entdeckung besserer Bezugsquellen die Mittel an die Hand geben, und neue Ideen anregen und wecken. Wir Deutsche können Anlässe, wie der vorliegende, außerdem als ein kleines äußeres Band der Nationaleinheit betrachten, so lange uns noch die stärkern Bande fehlen, und so begrüßen wir auch um deßwillen freudig die deutsche Industrieausstellung in München. Würde sich denn noch bis zum Juni der politische Horizont wieder aufklären, so blieb uns für das völlige Gelingen des Unternehmens an der Isar kein Wunsch zu thun übrig.



Das Industrie-Ausstellungs-Gebäude in München.

Eine Jagd auf entlaufene Neger.

(Fortsetzung.)

„Jene Sclaven bildeten ein Hauptlager im Mittelpunkte der Insel, an einer Stelle, die man noch jetzt Heinrichslager nennt. Das war ihre Festung; aber da es an diesem engen, trichterförmig ausgehöhlten Raume nicht für Alle genug zu essen gab, so bemächtigten sie sich, je nach der Jahreszeit, anderer Punkte der Ebene. Das wenigst-unzugängliche unter diesen Lagern in zweiter Linie, wo sie sich nur vorübergehend und nie ohne Mißtrauen niederließen, weil man sie dort leicht erwischen konnte, grenzte an den großen Teich am Eingang in die Palmenebene. Von da stürzten sie sich durch den Fluß Sache auf die Pflanzungen von St. Benoit und St. Rose und stiegen wieder die Kaffeeebene hinan, um in die Thäler von St. Pierre herabzukommen. Die auf diesen Höhen in Ueberfluß wachsenden Palmen schafften ihnen leicht Nahrung; sie pflanzten dort auch Bananen und einige Wurzeln an. Die Sonne reifte die Früchte dieser wilden Gärten ganz wie die unserer Obstgärten.

„Eines Tages entschloß man sich dieses Lager von zwei Seiten anzugreifen, zu einer Zeit nämlich, wo man vermuthete, daß sich die Flüchtlinge dort niedergelassen hatten; man war es müde immer über dem Kopfe unsichtbare Feinde zu haben. Man schickte einen Spion auf's Gebirge, um sie aufzusuchen; man ergriff zweckdienliche Maßregeln und bemühete sich, auf zwei verschiedenen Wegen in die Palmenebene zu kommen. Die Leute von St. Benoit marschirten dem Flusse Sache entlang, und wir folgten dem Walle des weißen Holzes; an einem bestimmten Tage sollte man sich auf dem Plateau vereinigen. Bei derartigen Zügen fehlt es nicht an Strapatzen und Gefahren, aber man beunruhigte sich deshalb nicht: die Berge verlocken wie das Meer; man will sehen, was droben vorgeht, wie man wissen will, was da unten hinter dem Horizont geschieht. Zudem waren unsere Väter Abenteurer, wie ich Ihnen sagte, und wir haben von ihnen das peinigende Bedürfniß eines thätigen Lebens; sie durchforschten die Insel und drangen zuerst in diese Wälder, wo der Vogel sang, obwohl ihm Niemand zuhörte; unser Vergnügen war es, nur auf die Berge zu klimmen, in die Schluchten zu gleiten und überall zu suchen, ob es keinen Fleck mehr zu entdecken giebt. Wir wurden auch dadurch ermuthigt, daß unsere Schaar gewöhnlich von alten Creolen angeführt wurde, von alten Sclavenhändlern von Madagaskar, die hieher gekommen waren, um von ihren viel abenteuerlicheren Reisen auszuruhen und in unserem gastlicheren Klima von den auf Tintingua bekommenen Fiebern zu genesen; sehr oft brachten sie aus dem Malgachenlande keine großen Reichthümer mit, aber eine Masse wunderbarer seltsamer Geschichten, die wir uns von ihnen an den Haltstellen erzählen ließen.

„Auf diesen Zügen gingen wir immer barfuß: nur Sonntags zogen wir, wenn wir in's Dorf gehen wollten, Schuhe an, um nicht mit den Mulatten, die nicht frei sind, verwechselt zu werden; aber im Felde war diese Auszeichnung überflüssig. Die Kürbisflasche an der Seite und die Flinte über der Schulter, durchdrangen wir lustig die Gehölze; jeder trug, außer einer Pfeife am Hutbande, ein Feuerzeug und Mundvorrath. Einige hatten auch an ihrem Gürtel eine kleine Hacke hängen, um die dicken Schlinggewächse zu durchhauen und Bäume zu fällen, die man als Brücken über die Abgründe legte. So bewaffnet glichen wir ein wenig einer Schaar Flibustier aus der alten Zeit; die Seesoldaten würden über uns gespottet haben, sie, die über unsere Milizen lachten, weil sie nicht regelmäßig marschiren. Wozu auch? Wir sind nicht Regimentern zugetheilt, um in der Fremde Krieg zu führen, aber wohl in Compagnien organisirt, um uns gegen die Gebirgsräuber und äußeren Feinde zu vertheidigen. Wenn man während der französischen Revolution an der Küste feuern mußte, so blieben keine Garnisonstruppen übrig, wir bekamen keine Hülfe und dennoch kämpften wir; wir schickten sogar unseren Verbündeten in Indien Verstärkungen zu. Die, welche man später anklagte, daß sie im englischen Solde stünden, glauben Sie mir es, meine Herren, das sind nicht die kleinen unbeschuhten Weißen.

„Ich machte diesen Zug in die Palmenebene als Freiwilliger mit, ich war kaum siebzehn Jahre alt, aber ich dachte, es sei nicht schwerer die Flüchtlinge zu jagen, als die Tülgel (Wasservögel) in den Felsen aus den Nestern zu nehmen. Und welches Kind aus unsern Kantonen hätte nicht hundertmal sein Leben gewagt, um diese Seevögel aus ihren Nestern zu nehmen? Wir kamen zuerst durch den Wald, der sich über den Vieux-Brulé hinzieht. Der Vulkan, der nun fast an der Südspitze raucht, scheint durch die ganze Länge der Insel gewandert zu sein, um dahin zu gelangen, wo er sich jetzt befindet; aber am Ende hat sich die Vegetation wieder darüber verbreitet. Auch findet man in Vieux-Brulé überall Holz auf dessen Haupte und Lava zu dessen Füßen, man geht immer auf etwas Glasartigem und die Bäume, die aus diesen seit Jahren erkalteten Feuerwogen hervorwuchsen, kreuzten zuletzt ihre Zweige, um ein fast undurchdringliches Unterholz zu bilden. Wenn die Sonne senkrecht auf diese schirmartig ausgespannten Zweige fällt, befindet man sich unter ihnen zwar im Schatten, aber man erleidet eine drückende Hitze. Die Füße brennen auf dem nackten Boden und das Gras, das hier und da sprießt, verwandelt sich in Staub oder vielmehr in Asche. Der Seewind eilt an diesen Abhängen vorüber, kaum fühlte man ihn, kaum regten sich die Blätter, so ist der Hauch wieder verschwunden; man hört ihn, wie er über den Wald fliegt, gleich als spotte er des keuchenden Reisenden."

Die Erinnerung an diese heißen Tage erweckte im Creolen einen Durst, der bei ihm ziemlich etwas Gewöhnliches war. Er stillte ihn nun mit seiner Kürbisflasche, die schon geleert gewesen wäre, wenn wir nicht dafür gesorgt hätten, sie mit altem französischen Weine wieder zu füllen.

„Nach einem ziemlich beschwerlichen Tagesmarsche," fuhr er fort, „hielten wir in einer dieser Schluchten an, unter großen halb entwurzelten Takamas, die in der Erwartung einer Wasserhose, die sie hinabstürzen sollte, über den Abgrund hereinhängen. Hie und da schwangen sich über schattenliebenden Himbeerstanden die Baumfarrenkräuter in die Höhe, deren lange zackige Blätter, vom Stamme getrennt und im Kreise zerstreut, einer feurigen Sonne gleichen, die man an Festtagen in den Dörfern abbrennt. Ueber unsern Häuptern sahen wir durch eine Oeffnung, wo sich ein breiter Himmelsstreif zeigte, so blau wie die See in den Buchten, Palmenstengel vom Winde wie Federbüsche am Eingange der Ebene bewegt. Wir brauchten nur noch einige Stunden zu steigen, um das Plateau zu erreichen, wo die Schwarzen lagerten; aber war das Wild, das wir suchten, noch dort?

„Das mußten wir wissen: ein junger Mensch aus der Schaar nahm es auf sich auf Recognoscirung auszugehen, und er sollte uns ein Signal damit geben, daß er einen Kieselstein in die Schlucht warf. — Wenn Quinola bei ihnen ist, sagten Einige von uns, so werden wir nur das Nest finden, die Vögel werden ausgeflogen sein. — Bah! erwiederte ein Anderer, wenn Quinola noch lebte, würde er sich unter den Banden zeigen! — Die Schwarzen, die man in den letzten Jahren aufgegriffen hatte, versicherten, daß er im Gebirge wohne, aber, da er das Zauberhandwerk verstände, so könnte er sich unsichtbar machen; sie nannten ihn den großen Ombia, den Oberpriester. Gewiß war es, daß man in den Städten schon lange die verspottete, welche Quinola lebend glaubten, in den Dörfern nahm man es ernster und bei seinem Namen zitterten die Kinder. Was mich betrifft, so dachte ich wohl, daß er im Gebirge leben könne ohne sich zu zeigen und daß er zu schlau sei, um anderen Flüchtlingen seine Zufluchtsstätte wissen zu lassen; trotzdem konnte ich den Schrecken nicht ganz überwinden, den der Gedanke an diesen Menschen, nämlich an diesen Schwarzen, seit meiner Kindheit einflößte; ich hatte mehr Grund als die Andern nicht beruhigt zu sein. Als ich einmal ziemlich weit vom Hause wegging Jamrosen zu pflücken, sah ich einen alten Malgache-Neger hinter mir, mit ganz weißen Haaren. Sie begreifen, meine Herren, daß ich mich bei seinem Anblick fürchtete und davon laufen wollte; aber er hielt mich auf, indem er mir in den Weg trat und sagte: „Moritz, Sie haben einen guten Schwarzen zu Hause, einen tüchtigen Arbeiter; wenn er sein Handwerk gut verstehen wird, werde ich ihm irgendwo einen schönen Baum zeigen, den er gerne fällen wird." Und darauf verschwand er im Gehölze. Heimgekommen wagte ich es niemals mit meinem Vater von dieser Erscheinung zu sprechen, die mich

quälte, er hätte mich ausgelacht; und da er mir gezürnt, wenn ich es Andern gesagt hätte, so behielt ich mein Geheimniß für mich."

III

„Ich gedachte demnach jener Begegnung," fuhr Moritz fort, „und nahm mir vor, wohl Acht zu geben, wenn ich den alten weißhaarigen Schwarzen, den ich nicht kannte und der mich so vertraut bei meinem Namen genannt, entdecken solle. Während wir uns nun alle unter dem Felsen befanden, bekam ich Lust zu erzählen was ich erlebt hatte: aber die Furcht, nicht angehört zu werden, hielt mich alsbald zurück. Die Alten, die des Lügens gewohnt sind, bilden sich immer ein, daß die Jungen ihnen etwas aufbinden wollen und dann mag man auch nicht als Hasenfuß gelten, blos deshalb, weil man so unglücklich war, etwas mehr gesehen zu haben als Andere. Diese Gedanken durchkreuzten meinen Kopf und noch viele andere, denn man denkt nie so viel, als wenn man ein wenig müde ist. Nehmen Sie an, meine Herren, Sie legen sich in einem Walde; die Vögel und Inseeten fangen an auf's Schönste zu singen und zu summsen; setzen Sie Ihren Marsch fort, sie schweigen und verschwinden. So machen es die Gedanken, die das Gehirn belagern, wenn die Beine still stehen; sobald man sich wieder in Bewegung setzt, fliegt Alles davon!

„Nachdem wir öfters Halt gemacht hatten, hörten wir einen Kiesel an den Steinen der Schlucht niederfallen; und nachdem er lange in dem zu unsern Füßen rollenden Gießbache in die Höhe geschnellt worden und endlich gefallen war, blieben wir stehen. Jeder bereitete sich vor, seinerseits den Abhang zu erklettern; zu dem Zwecke mußte man an den Lianen hinanklimmen, das Knie auf eine Felsspitze stützen, sich mit den Ellbogen an alte wurmstichige Wurzeln, die oft reißen, festhalten, und man fühlt, daß man rutscht. In solchen Momenten hascht man nach Allem, nach Dornen, Brombeerstauden, die die Hände blutig zerreißen, man reißt sich die Haut an den Füßen auf, man reibt sich die Haut im Gesicht wund im nassen Boden, man läßt eine ganze Flut von kleinen Steinen hinter sich rollen, die sich vom Boden ablösen und lärmend in den Abgrund fallen; endlich hält man sich an einem festeren Baumstamm im Falle fest, man schöpft wieder Athem und hat die Beruhigung, daß man um ein zwanzig Klaftern rückwärts gekommen ist."

„Auf diese Weise," bemerkte der Doktor, „befindet man sich nach einigen Stunden wieder gerade im Grunde des Flußbettes."

„Und wenn man hinabsteigen will," bemerkte der Creole, „ist man wieder in derselben Verlegenheit; aber nach vielem Suchen entdeckt man einen weniger ungangbaren Weg; man klimmt hinan, man kommt langsam vorwärts, indem man den Athem anhält, ohne hinter sich zu sehen, die Augen auf den Gipfel des Berges geheftet, der immer zurückzuweichen scheint, denn die Berge sind im Allgemeinen zehnmal höher als sie scheinen. Es giebt im Leben viele Dinge, die entfliehen und sich entfernen, wenn man sie in der Hand zu haben glaubt. Auch geht man im Alter langsamer, weil man weiß wie lange man zu gehen hat; aber ich war damals jung und brannte vor Ungeduld die Höhe zu erreichen. Gelangweilt von dem Kampfe gegen einen so unüberschreitbaren Abhang, wandte ich mich ein wenig rechts über kleine Pfade, die ohne Zweifel von Ziegen herrührten. Ich fing an zu laufen und zu springen, ich kannte mich nicht mehr vor Freude. Plötzlich trat ich aus dieser Schattenmasse, die die benachbarten Gipfel über die Schlucht hinwarfen, und die Sonne blendete mich; das Herz schlug mir gewaltsam, weil ich zu schnell gegangen war, und auch weil ich am Rande des Palmenplateaus, das heißt, vor dem Lager der flüchtigen Neger war.

„Um diese Stunde dachte ich, sollen die Räuber schlafen und meine Gefährten werden noch zur rechten Zeit ankommen ehe sie sich wieder weiter begeben. Wir sind sicher sie zu ergreifen. Und ich rutschte vorsichtig durch das schwarze Holz; es gab hier und da abgebrochene Aeste; das Gras in meiner Nähe war zusammengetreten und Alles deutete darauf hin, daß ich mich dem Lager näherte und bald sollte ich den Beweis davon haben. Als ich meinen Kopf unter die Büsche steckte und mit der Hand die Wurzeln wegschob, die gerade deshalb so in einandergeschlungen zu sein scheinen, um den Vorübergehenden fallen zu machen, stieß ich mit dem Knie an ein spitzes Holz und ich empfand einen so heftigen Schmerz, daß ich schnell stehen blieb. Diese kleinen wohl gespitzten Hölzer, die im Feuer gehärtet und an die Wege gesteckt werden, die zu ihren Lagern führen, sind eine schreckliche Vertheidigungswaffe, worauf die Neger viel halten; wenn diese verdammte Erfindung die Patrouillen nicht zum Stillstehen zwingt, so zwingt sie dieselben wenigstens vorsichtig vorwärts zu gehen und schützt die Flüchtlinge also vor einem plötzlichen Ueberfalle. Ein Mann, ein Weißer, der eine Flinte auf der Schulter trägt durch einige Linien von einem Holzstücke, das sich in seine Fersen eingräbt, kampfesunfähig gemacht! . . . manchmal sogar für sein ganzes Leben gebrechlich, den Fuß nachzuschleppen in Gegenwart seiner Sclaven, die in's Fäustchen lachen, und eine Geberde machen, als wenn sie sagen wollten: „Wenn ich einmal durchgehe, so wirst Du mich nicht fangen!" — Das ist sehr erniedrigend! Meine Wunde blutete sehr; ich verband sie mit meinem Taschentuche, nachdem ich das ganze Knie mit Branntwein eingerieben hatte und ging nicht weiter vorwärts; ich hätte sogar etwas darum gegeben, wenn ich einen Schritt weniger gegangen wäre. Dann weiß ich nicht, ob mir die Ohren in Folge des Schmerzes klangen, aber ich glaubte neben mir lachen zu hören. Ich horchte aufmerksam; eine Stimme, die mir nicht ganz unbekannt schien, redete, indem sie sich entfernte. . . . . . Ich spanne den Hahn, ich wische den Stein ab und bessere ihn auf, indem ich mit meinem Messer darauf schlage, und wage mich dann an den Saum des Gehölzes. Was ich auf der Hochebene sah, meine Herren, hätte ich im Traume zu sehen geglaubt, wenn mich die von allen Seiten durchschimmernde Sonne nicht gezwungen hätte einzusehen, daß meine Augen wohl offen waren. Denken Sie sich gegen dreißig Schwarze, die am Fuße der Palmen herum gruppirt sind, die Einen ganz nackt, die Andern mit einer Decke bekleidet, die über der Schulter zusammengeknüpft war, wie die Hottentotten am Kap; diese einen Hut ohne Rand auf dem Kopfe und oben mit einer Weste ohne Aermel bekleidet, jene in eine einbeinige Hose eingeschlossen. Meistentheils hielten sie Stöcke in den Händen, die entweder die Form einer Keule hatten, oder mit eisernen Spitzen versehen waren; einige hatten spitzige Messer im Gürtel. Diejenigen, die mit Fetzen von den in den Wohnungen gestohlenen Gewändern bedeckt waren, sahen erbärmlich aus; die aber, deren Haut in der Sonne glänzte, frei im Naturzustande, stellten doch wenigstens wilde Menschen vor: der Schwarze ist in seine Farbe gekleidet. Es gab deren von verschiedenen Racen da; aber der alte Malgache, den ich suchte, befand sich nicht unter dieser Bande.

„Es schien mir, daß die Flüchtlinge eben ihr Mahl beendigten; man sah kleine Aschenhaufen, auf welchen sie ihre Bananen und süßen Kartoffeln gekocht und einige entblätterte Palmenstengel. Ich war hungrig und hätte gerne die halbreife Pfirsiche verzehrt, die ich in meinem Rocke hatte, aber ich stand dem Feinde gegenüber. Alle diese von Mühseligkeiten abgemagerten Sclaven, die sich durch tausend Gefahren eine oft nicht ausreichende Nahrung verschaffen mußten, die wie wilde Thiere, die die Flinte des Jägers fürchten, im Walde herumirren, die sich in Höhlen verbergen und auf die Stunde der Plünderung warten, alle diese von der Insel entronnenen Sclaven, wohin sie von zehn verschiedenen Orten der afrikanischen Küste geworfen worden waren, hatten demnach nur Einen Gedanken, und dieser eine Gedanke gab ihnen den Muth, ihr elendes Leben fortzusetzen; sie hatten sich von der Arbeit befreit und waren glücklich. Mit dem Unterschiede, daß sie nichts Liebliches an sich hatten und daß ihr Käfig offen war, erinnerten sie mich, als ich diese schlechten Schwarzen in der von Felsen umschlossenen Ebene sah, an die großen Vogelhäuser, in welchen die Pflanzer der Dörfer die Vögel aller Länder sammeln. Es gelüstete mich nun, sie durch einen Schuß mitten unter die Bande in ihrer Nichtsthuerei aufzustören, aber ein scharfer Pfiff weckte sie wie durch einen Zauber. In einer Sekunde standen sie auf ihren Füßen, ergriffen ihre Stöcke und wechselten einige Zeichen mit dem, der Lärm gemacht hatte. Es war ein kleiner untersetzter Malaye, ein guter Läufer; ich legte auf ihn in dem Augenblicke an, wo er auf die Hochebene heraustrat, aber er machte eine Geberde, als ob er mir Trotz bieten wollte; die Kugel pfiff an seinen Ohren vorüber, ohne ihn zu treffen. Ehe ich wieder geladen hatte, waren die Flüchtlinge in voller Verwirrung wie eine Ziegenheerde auseinander gefahren; sie liefen, setzten über

die Büsche und wanden sich durch's Gehölze, um den Palmenberg zu erreichen. Die Creolen von St. Benedict, die von der Seite des Teiches her gerade in diesem Augenblicke ankamen, umzingelten sie wacker; meine Gefährten kamen rasch vom anderen Ende der Hochebene heran und einige Nachzügler von den Flüchtigen wurden zu Gefangenen gemacht. Man vertraute sie einer Abtheilung an, die sie in den Kerker bringen sollte, und kam überein, den Rest der Bande in seine letzten Verschanzungen zu verfolgen; ich war zu sehr im Feuer, um an meine Wunde zu denken und beschloß den Feldzug bis zum Ende mitzumachen.

„Man hatte einige Mühe die Gefangenen zu entwaffnen, denn sie wehrten sich wie die großen afrikanischen Affen mit Steinen und Stöcken. In solchen Fällen geräth man in Zorn und ist nicht immer seiner Herr. „Wo ist Quinola?" fragte ein Creole einen alten Schwarzen, der einen Kolbenschlag auf die Stirne erhalten hatte. „Ich weiß es nicht," antwortete dieser. „Wann sahst Du ihn?" „So eben erst." Und als wir uns überrascht ansahen, fügte er hinzu: „Quinola ist nicht todt; er will nicht auf der Insel sterben."

IV.

„Quinola war ein Malgache," fuhr Moritz fort, indem er die Asche aus seiner Pfeife schüttelte, „und die Leute von Madagaskar sterben nicht gern fern von ihrem Lande; sterben ist für sie eine wichtige Angelegenheit, die man nicht außerhalb seiner Wohnung zur Zufriedenheit erledigen kann. Sobald ein Kranker die Augen schließt, so umgeben seine Verwandten das Haus und schießen vom Abend bis zum Morgen, um die bösen Geister zu entfernen, die seine Leiche entführen wollen. Am andern Tage kleidet man den Leichnam in seine schönsten Kleider und legt ihn in einen Sarg, ganz wie einen Christen und begräbt ihn dann außer dem Dorfe. Wenn er reich ist, bringt man ihn mit großem Pomp zu seinen Ahnen, die ihn in einem besondern Grabe erwarten, in Särgen von kostbarem Holze. Wenn er keiner hervorragenden Familie angehört, errichtet man eine Hütte an dem Orte seiner Bestattung und hängt vor dieser Hütte an eine Stange die Hörner der Rinder auf, die während seiner Krankheit für seine Genesung und bei Gelegenheit seines Todes geopfert wurden. Sie behaupten, daß der Verstorbene die Gestalt eines bösen Geistes annehme, denen, die ihn kannten, erscheine und zu ihnen im Traume spreche. Wir haben Sclaven aus Madagaskar, die mit den Wesen der andern Welt ihre Beziehungen fortsetzen, und wenn sich diese Erscheinungen oft wiederholen, so sind diese daran Schuld, wenn sie sich dem Kummer hingeben, wenn sie das Heimweh ergreift und sie in der Hoffnung sterben, zu denen zurückzukehren, die sie rufen. Endlich glauben sie, daß ein Todter manchmal wieder in der Gestalt eines Thieres oder einer Pflanze zu leben anfange; gewiß ist es, daß man auf dem Grabe eines durch seine Grausamkeit berühmten Häuptlings Schlangen sah, und alle Sclavenhändler können Ihnen sagen, daß in der Bucht von Antongil, nahe dem Hafen Choiseul im Lande der Antararten, an der Stelle, wo ein Anderer durch seine Tugend und Wohlthätigkeit berühmter Häuptling begraben wurde, ein prachtvoller Benzoebaum hervorsprießte. Sie wissen es wohl, meine Herren, daß der Benzoebaum kleine gute Früchte in Ueberfluß giebt und daß er seine Zweige wie die Arme eines segnenden Priesters ausbreitet. Es giebt viele noch außerordentlichere Dinge auf dieser großen Insel, wo man mehr als zwanzig verschiedene Völker findet, die einen roh und wild, die andern verständig und empfänglich für Bildung, diese gekräuselt wie Kaffern, jene mit langen Haaren geschmückt, wie die Hindu von Pondichery. Wie Schade, daß es so schwer ist, sich an ihr Klima zu gewöhnen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Stufenjahre des menschlichen Lebens.

Allen organischen oder lebenden Körpern, zu denen man die Pflanzen, Thiere und Menschen rechnet, ist von Natur eine gewisse Dauer ihres Daseins, eine Lebensdauer gegeben. Während dieser Zeit unterliegt die Materie dieser Organismen fortwährend dem sogenannten Stoffwechsel (s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 39. S. 423) und gleichzeitig durchläuft jeder Organismus* eine festgesetzte Reihe von bestimmten Veränderungen, die man Entwickelungsstufen, Lebensabschnitte, Lebensalter, Lebensepochen, Lebensphasen oder Bildungsperioden benannt hat. An jedem Organismus läßt sich nämlich deutlich wahrnehmen, wie er entsteht, wächst, zu einer bestimmten Stufe der Vollkommenheit (Reife) gelangt, auf dieser einige Zeit verweilt, sodann allmälig wieder an Vollkommenheit abnimmt und endlich zu Grunde geht (stirbt), nachdem er in der Zeit der Reife seinem eigenen Organismus ähnliche Organismen erzeugt (sich fortgepflanzt) hat. Denn eine Urzeugung (generatio aequevoca), d. h. eine Erschaffung von Organismen ohne durch mütterliche Organismen, blos durch Verbindung chemischer Substanzen mit einander, wie bei der Bildung unorganischer (lebloser) Körper, existirt nicht. Ohne Saamen entsteht keine Pflanze, ohne Ei kein Thier.

Im menschlichen Leben, welches gegen 70 bis 80 Jahre währt, zeigen sich nun zuvörderst drei Hauptabschnitte, nämlich der der Entwickelung, der Reife und der Abnahme. Ein jeder dieser Abschnitte läßt aber wieder mehrere Zeiträume mit besondern Erscheinungen erkennen. Jedoch lassen sich diese Lebensepochen nicht nach bestimmten Jahren eintheilen, da die einzelnen Epochen, wie auch schon aus der allmäligen Ausbildung des Körpers hervorgeht, nicht schroff von einander gesondert sind, sondern nur ganz allmälige Uebergänge aus einer Epoche in die andere bilden; da ferner der Gang der körperlichen und geistigen Entwickelung sich bei dem Menschen weder streng an die Zahl der durchlebten Jahre bindet, noch auch bei allen Menschen auf der Erde gleich bleibt, sondern sich nach Klima, Lebensweise, Erziehung, Geschlecht, Temperament, Constitution, Abstammung, überstandenen Krankheiten u. s. w. etwas ändert. — Der Mensch, nachdem er vor seiner Geburt das Frucht-, Ei- oder Fötalleben (von 9 Monaten oder 40 Wochen oder 280 Tagen Dauer) durchlebt hat, tritt mit dem Erblicken des Lichtes der Welt in das selbstständige Leben ein und zwar zunächst in den

I. **Zeitraum der Unreife**, welcher von der Geburt an bis zum Eintritt der Reife (bei uns zu Lande etwa bis zum 20. Lebensjahre beim weiblichen, bis zum 24. Jahre beim männlichen Geschlechte) dauert und die Kindheit und Jugend in sich schließt. Es charakterisirt sich dieser Zeitraum hauptsächlich durch das fortwährende Wachsthum des Körpers und das Entfalten seiner Form. Er läßt sich in die folgenden Epochen trennen.

1. Alter des Neugebornen, jüngstes Säuglingsalter, umfaßt die ersten 6 bis 8 Lebenstage und zeichnet sich durch die am kindlichen Körper noch vorhandenen Spuren des früher bestandenen engern Zusammenhanges mit dem mütterlichen Organismus aus. Das Geschäft des Neugeborenen ist nur: zu athmen, zu schlafen, Milch zu trinken und Urin sowie Stuhl zu entleeren. Er bedarf hierzu: warme reine Luft, passende Milch, gleichmäßige Wärme, warme Bäder und mechanischen Schutz.

2. Das (spätere) Säuglingsalter begreift die ersten 9 bis 12 Monate des Lebens in sich und reicht bis zum Entwöhnen des Kindes von der Mutterbrust. In dieser Lebensepoche erwachen allmälig die Sinne zur Thätigkeit und erst durch diese zieht dann nach und nach der Verstand in das Gehirn ein. Schon jetzt muß aber die Erziehung (durch Gewöhnung) beginnen. Uebrigens geht das Wachsthum des Körpers ziemlich schnell vor sich und es

* Organismen pflegt man diejenigen Naturerzeugnisse (wie Pflanzen, Thiere und Menschen) zu nennen, in welchen eine größere oder geringere Anzahl von Organen zu einem abgegränzten Ganzen) (Einzelwesen, Individuum) verbunden sind. Als Organe betrachtet man aber die aus sehr complicirt zusammengesetzten chemischen (organischen) Stoffe und aus Zellen gebildeten (organisirten) Theile, von denen ein jeder einen bestimmten, und zwar einem anderen Zwecke als der andere dient, alle aber, in ihrer Thätigkeit von einander abhängend, zur Existenz des Ganzen vorhanden sind.

beginnt im 7., 8. oder 9. Lebensmonate der Ausbruch der sogenannten Milchzähne.

3. Das eigentliche Kindesalter oder das Alter der Milchzähne fängt mit dem Ende des ersten Lebensjahres an und endet mit dem eintretenden Zahnwechsel um das 7. Jahr. Die Ausbildung des Körpers und Geistes schreitet in dieser Periode im Verhältniß zu den übrigen Lebensaltern sehr bedeutend vor; der Körper wächst besonders in die Länge, wogegen die Fülle und Rundung der Glieder, eine Folge der starken Fettablagerung im Säuglingsalter, sich immer mehr und mehr verliert. - Gegen das Ende des 2. Jahres ist der Ausbruch der 20 Milchzähne in der Regel beendet. — Dieses Lebensalter läßt sich, zumal hinsichtlich der Erziehung, recht wohl in zwei Zeiträume, in das erste und zweite Kindesalter, trennen. Das erste Kindesalter umfaßt das 2., 3. und bei etwas zurückgebliebener Entwickelung des Körpers vielleicht auch noch das 4. Lebensjahr in sich. Das Kind lernt stehen, gehen, kauen, sprechen und entwickelt einen großen Nachahmungstrieb, der von den Eltern neben der Gewöhnung mit zur Erziehung benutzt werden muß. — Das zweite Kindesalter begreift das 4., 5. und 6. Lebensjahr in sich und könnte vielleicht auch das Kindergartenalter genannt werden, weil jetzt die Hauserziehung kaum noch ausreicht oder gewöhnlich zu einseitig wird, während das spielende Kind unter andern Kindern sich vielseitiger entwickelt. Im Kindergarten (Spielschule, Vorschule) soll das Kind in moralischer, geistiger und körperlicher Beziehung für die Schule vorbereitet werden.

4. Das Jugend- (Knaben- und Mädchen-) oder Schulalter umfaßt die Schuljahre und reicht sonach in unserm Clima etwa vom 7. bis zum 14. (beim Mädchen) oder 16. Jahre (beim Knaben). Es beginnt mit dem Zahnwechsel und endet mit dem Eintritt der Mannbarkeit (Pubertät), der aber nach Geschlecht, Clima, Nation, Erziehung u. s. w. sehr verschieden ist.

5. Das Jünglings- und Jungfrauenalter reicht von der beginnenden Entwickelung der Pubertät bis zur Beendigung des Wachsthums, in unserm Lande beim männlichen Geschlechte etwa vom 16. bis 24., beim weiblichen vom 14. bis 20. Jahre. Es ist diese Periode das Alter des Reifens, so daß die wirkliche Reife noch nicht während derselben, sondern erst an ihrem Ende erreicht wird.

II. **Der Zeitraum der Reife** (das Mannesalter, Mittelalter, das gereifte, männliche oder stehende Alter) giebt sich durch die vollständige Ausbildung des Organismus kund und nimmt seinen Anfang mit der Beendigung des Wachsthums und der Pubertätsentwickelung. Es reicht diese Lebensepoche vom 20. oder 24. Lebensjahre bis etwa zum 40. oder 45. bei der Frau, bis zum 50. oder 55. beim Manne; der Körper steht jetzt auf der Höhe seiner Ausbildung gleichsam eine Zeit lang still. — Man könnte diesen Zeitraum in ein erstes und zweites Mannesalter trennen.

1. Das erste Mannes- oder Frauenalter, vom 20. oder 24. Jahre bis gegen das 40. oder 45. Jahr zeichnet sich durch Schlankheit, Behendigkeit und Kräftigkeit, Geistesfrische und Willensfestigkeit aus.

2. Im zweiten Mannes- oder Frauenalter verliert der Körper an Schlankheit und gewinnt durch größere Fettablagerung an Umfang und Rundung (Embonpoint), womit sich gewöhnlich die Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit verbindet.

III. **Im Zeitraum der Abnahme** oder **des Welkens** schreitet der Organismus allmälig, bei Einigen rascher bei Andern langsamer, wieder an Vollkommenheit abwärts und nähert sich so dem Tode. Wegen des sehr allmäligen Ueberganges von der Kraft des Mannes zur Gebrechlichkeit des Greises läßt sich der Anfang dieser Lebensperiode nicht fest bestimmen, auch fällt derselbe bei verschiedenen Menschen, vorzüglich nach ihrer früheren Lebensweise, auf verschiedene Jahre. Gewöhnlich nimmt man an, daß der Eintritt dieses Zeitraumes bei Männern zwischen das 50. und 60., bei Frauen zwischen das 40. und 50. Lebensjahr falle. Man trennt jedoch diese Periode in ein früheres und ein höheres Greisenalter.

1. Das erste oder frühere Greisenalter beginnt in der Mitte der 40er (bei der Frau) oder 50er Jahre (beim Manne) und dauert bis gegen das 70. Jahr. Es giebt sich durch Grauwerden der Haare, Abnahme der Kräfte, Runzelung der Haut und Ausfallen der Zähne, sowie durch allmälig zunehmende Schwäche der Sinnes- und Geistesthätigkeiten zu erkennen.

2. Im höheren Greisenalter, welches hinter dem 70. Lebensjahre liegt, sinkt der Mensch zu einer fast nur vegetativen Existenz und in geistiger Beziehung zur Kindheit herab.

Jedes der angeführten Lebensalter hat seine bestimmten Eigenthümlichkeiten und diese beziehen sich ebensowohl auf den Bau wie auf die Thätigkeit der verschiedenen Organe, ferner auch auf die Art der Erkrankung und die nöthige diätetische Behandlungsweise. Wollen wir nun über diese Eigenthümlichkeiten später ausführlicher sprechen, so mußte eine kurze Uebersicht der verschiedenen Lebensepochen vorausgeschickt werden und dies sei hiermit geschehen.

B.

Die englischen und nicht englischen Freunde der Türkei.

Von H. B. in London.

Wenn die Rolle, welche England jetzt auf der Weltbühne spielt, auch nicht in das edle Heroenfach gehört, ist sie doch eine der bedeutendsten. Und seine jetzige Flotte im baltischen Meere unter Sir Charles Napier wird wenigstens im Stande sein, unerhörte Heldenthaten auszuführen: sie ist die größte, furchtbarste Flotte, die jemals auf irgend einem Meere erschien. Ich habe die Zahl der schwimmenden Kriegsungeheuer und ihrer Kanonenschlünde vergessen, da ich für solche Dinge ein schlechtes Gedächtniß habe, erinnere mich aber deutlich, wohl zwanzig Mal gelesen zu haben, daß die englische Seemacht noch nie so massenhaft, zahlreich und furchtbar vereinigt war, als jetzt unter Napier. Da England nun auch eine mächtige Flotte im schwarzen Meere und einen mächtigen Diplomaten in Constantinopel hat, drei Potenzen oder Potentaten, welche die britische Macht um Europa herum zweiarmig gegen Rußland repräsentiren, mag es nicht ohne Interesse erscheinen, diese drei Potentaten persönlich kennen zu lernen. Es sind der Rear-Admiral Sir Charles Napier, der englische Gesandte in Constantinopel Viscount Strafford de Redcliffe und Viceadmiral Deans Dundas, Chef der englischen Flotte im schwarzen Meere.

Napier's Biographie stand neuerdings in zu viel Blättern, als daß wir sie mit gutem Gewissen wiederholen könnten. In der neuesten Geschichte ist er rühmlich bekannt durch seine Verdienste um Portugal, das England immer conservativ zu erhalten suchte, und um England in Syrien während des Streites mit Aegypten. Er gehörte bisher zu den 54 Rear-Admiralen der englischen Flotte, aus denen er nach langer Wahl und Qual als der tüchtigste für die gegenwärtige, vielleicht weltgeschichtliche Stellung herausgehoben ward. Beiläufig gesagt, giebt's über den 54 Rear-Admirälen noch 21 Admiräle und 26 Vice-Admiräle, die alle gemeinsam wegen ihres hohen Alters berühmt sind. Unter 60 Jahren ist keiner für alles Gold der Welt mehr zu finden. Punch stellte sie deshalb auch auf den Schultern von Matrosen hängend mit ihren gepolsterten Krücken dar, um so die Russen vor Lachen fallen zu lassen. Und der verstorbene berühmte James Napier, einst eine Art weiser Tyrann Ostindiens, warf ihnen vor, daß sie nicht die Themse hinunterfahren könnten, ohne seekrank zu werden.

Was den Commandeur der Flotte im schwarzen Meere betrifft, so liegt in seinem Beinamen: „Held von hundert Schlachten" Beweises genug, daß er seefest ist und nicht zu den vornehmen, alten Herren gehört, welche durch kein anderes Verdienst, als daß sie nicht früher starben, mit der Zeitreihenfolge von Avancements Admirale wurden. Vice-Admiral Dundas — vollständig James Workley Deans Dundas, erster Commandeur des Geschwaders im mittelländischen Meere, wurde 1785 zu Calcutta in Ostindien geboren und steht demnach im Begriff, ein voller Siebziger zu werden. Er trat in den Marinedienst am 19. März 1799, machte die Expedition nach Holland (August 1799) mit, half 1801

Alexandrien blockiren und in verschiedenen Zeiten Kriegsschiffe verschiedener Nationen zerstören oder erobern. Noch öfter that er dies später selbst als Commandeur verschiedener Kriegsschiffe. Die Aufzählung dieser Heldenthaten im Einzelnen wird die friedlichen Leser wohl wenig interessiren. Wir bemerken nur noch, daß er bei der Belagerung von Stralsund (1807) entschied und Kopenhagen erobern half. Eine Zeit lang vertrat er Greenwich im Unterhause.

Viscount Strafford de Redcliffe — früher in England mehr bekannt unter dem Namen Sir Strafford Canning, ist der Sohn eines reichen Londoner Kaufmanns. Der berühmte englische Staatsmann George Canning war sein Cousin. Er erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Eton und auf der Universität Cambridge. Im Jahre 1807 machte ihn sein Cousin, George, damals Minister des Auswärtigen, zum Geheimsecretair, als welcher er manche diplomatische Sachen von Wichtigkeit zur Zufriedenheit ausführen half. Das Jahr darauf ward er mit einer speciellen zurückzukehren und die Anerkennung der griechischen Revolution durchzusetzen. Das hatte seine Schwierigkeiten, doch brachten es die drei Großmächte — England, Frankreich und Rußland — im Verein und in ihrem gemeinsamen besonders russischen Interesse dahin, daß die Türkei nach Zurückweisung der in London gemachten Freiheitsbedingungen für Griechenland, wo wenig oder gar keine wirklichen Söhne des alten Griechenlands mehr wohnen, durch die englische Schlacht bei Navarino (September 1827) gezwungen ward, Griechenland loszugeben freilich, ohne daß es frei ward. Der jetzige englische Gesandte in Constantinopel erwarb sich damals viel Verdienste in Feststellung der geographischen Grenzen zwischen der Türkei und Griechenland. Das Resultat ward am 7. Mai 1832 zwischen den vereinigten drei Großmächten — England, Rußland und Frankreich — und am 27. desselben Monats auch von Baiern unterzeichnet.

Sir Strafford Canning wurde 1832 als diplomatischer Missionair nach Lissabon und Madrid gesandt, und nachdem er im



Charles Napier.

Mission nach den Dardanellen geschickt, um die Türkei, die durch eine englische Expedition zur Eroberung der Dardanellen aufgebracht worden war, wieder zufrieden zu stellen. Er war damit bis zum 5. Januar 1809 beschäftigt, da er es weniger mit dem damaligen Sultan Mahmud, als mit den geheimen Einflüssen Rußlands und Frankreichs zu thun hatte, welche den Unfrieden zwischen der Türkei und England erhalten wollten. Da er sich so verdienstvoll in Constantinopel bewährt hatte, ernannte man ihn im April 1810 zum Secretair des englischen Gesandten daselbst und bald darauf zum bevollmächtigten Minister an der Stelle des zurückberufenen Gesandten Adair. Als solcher war er eine Hauptperson in den Friedensunterhandlungen zwischen der Türkei und Rußland zu Bucharest (1812). Bald darauf kehrte er nach England zurück, um 1814 Gesandter in der Schweiz zu werden, dessen Föderativstaat von 19 Cantons er gründen half. Von 1820 an war er drei Jahre nordamerikanischer außerordentlicher Gesandter, um 1824 über Petersburg wieder nach — Constantinopel Parlamente mehrere Wahlkreise vertreten hatte, 1841 zum dritten Male als Gesandter nach Constantinopel geschickt, welches Amt er bis heute verwaltet. Im Jahre 1852 zum Pair erhoben, nahm er den Titel Viscount Strafford de Redcliffe an. Im Mai 1853 wurde er vom Minister des Auswärtigen der Türkei gefragt, was man in Bezug auf Menschikoff's Ultimatum von England zu erwarten habe? Er versprach im Namen seiner Regierung gütigen Beistand. Es folgte zwar Sinope, später freilich mancher Freundschaftsbeweis und eine baltische Flotte, aber bisher nicht Alles, was die Türken in Folge der Versprechungen Redcliffe's erwartet haben mögen, wofür man übrigens ihn nicht persönlich verantwortlich machen kann. Seine sonstigen Verdienste um die Türkei werden als beträchtlich geschildert. Ihm wird die Abschaffung der Tortur zugeschrieben, die Abschaffung der Todesstrafe für Renegaten (d. h. Christen, die Muhamedaner geworden, zum Christenthum zurückkehrten), die Einführung gemischter Gerichtshöfe (Fremder und Türken) gegen angeklagte Europäer, und die Anerkennung der

Aussagen von Nicht-Muhamedanern, die Stiftung der protestantischen Kirche in Jerusalem und (während dieses Jahres) die Anerkennung vollständiger Glaubens- und politischer Gleichheit aller Volksklassen in der Türkei.

In wissenschaftlicher Beziehung wird er wegen der Unterstützung, die er dem englischen Gesandtschaftssecretair Layard für Untersuchung der (von einem Deutschen, der blos Schulze hieß, und verhungerte) entdeckten Hauptstadt Altassyriens, Ninive, aus seinen Privatmitteln gewährte, und wegen der durch seine Bemühungen dem britischen Museum vermachten berühmten Budrum-Reliquien (Ueberbleibsel des Mausoleums, welches Artimisia, Königin von Carien, ihrem verstorbenen Gatten Mausolus setzen ließ), überhaupt als ein hoher englischer Gentleman gepriesen. Die Diplomatie aber hat es nicht mit dem Begriffe eines Gentleman, sondern mit stets sehr und jetzt besonders verzwickten Staats-Interessen zu thun, als deren Beamter Viscount Strafford de Redcliffe nie unabhängig handeln und werden kann.

Im Ganzen stehen große Namen an der Spitze der englischen Freundschaft für die Türkei, aber noch keine „großen Männer."

Neben diesen stolz klingenden Namen, die wir eben als gute und die asiatischen Irregulären, von denen wir in der vorhergehenden Nummer eine Abbildung gaben, kommen, bietet schon an und für sich einen pittoresken Anblick dar. Keinen Abbruch erleidet derselbe durch die Anwesenheit von Offizieren fast aller europäischen Nationen, die eine zum Theil abenteuerliche, aber eben deshalb um so glänzendere Soldateska bilden. Bei einer großen Parade in Kalefat sieht man sich von einer Unzahl der schimmerndsten und phantatistischen Uniformen umwimmelt, und der Commandant des Lagers, **Achmed Pascha**, empfängt fast jeden Tag Repräsentanten fremder Armeen, wobei es übrigens ohne alles Ceremoniell hergeht (s. d. Bild). Gewöhnlich geschieht dies am Schlusse der täglichen Exercitien und Manövres, ohne daß die Vorgestellten so wenig wie Achmed Pascha sich dann in Gallauniform befinden, weshalb indeß der Empfang ein nicht minder herzlicher ist.

Von den in Kalefat anwesenden fremden Offizieren ist ein Theil mit **Zustimmung ihrer respectiven Regierungen** da, der bei weitem größere Theil gehört jedoch jener durch die politischen Ereignisse der jüngstvergangenen Jahre heimathlos gewordenen Menge an, die überall und nirgends zu Hause ist.



Empfang fremder Offiziere im Lager bei Kalefat.

Freunde der Türkei bezeichneten, fehlt es den Türken auch sonst nicht an Freunden, und wenn auch viele derselben ihre Sympathien nicht anders bethätigen, als durch fromme Wünsche für das angegriffene Volk, so hat sich auch eine andere nicht geringe Zahl zu thatkräftigem Handeln auf dem Schauplatze des Kampfes selbst eingefunden. Seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten an der Donau, namentlich aber seit Mitte Oktober v. J., wo sich die türkischen Truppen auf dem linken Donauufer bei Kalefat festsetzten, ist die Schaar jener fremden Zugvögel immer mehr angewachsen. Das befestigte Lager bei **Kalefat** wird von ihnen am Meisten besucht, und viele haben in den mit Kalefat durch eine Schiffsbrücke verbundenen **Widdin** ihren bleibenden Sitz aufgeschlagen; ein Theil auch hat in der türkischen Armee Verwendung gefunden.

Ein türkisches Lager wie das in Kalefat, wo zu dem regulären türkischen und ägyptischen Militär, der Redif (Landsturm) Polen, Ungarn, Franzosen, Engländer, Schweden Deutsche, Spanier, Amerikaner, Schweizer, Italiener, Kosacken, Moldauer, Walachen u. s. w. sind hinter den Wällen von Kalefat vertreten, und der Occident und Orient feiert gegenwärtig dort ein förmliches Vermählungsfest. Neben den militärischen Gästen der Türken, hat sich auch eine Anzahl Journalisten, Mitarbeiter der bedeutendern englischen, französischen und deutschen Zeitungen eingefunden, doch sind auch sie meist ehemalige Militärs, oder wenn nicht, haben sie sich wenigstens einen Säbel umgeschnallt, und so bekommt man in Kalefat nicht leicht einen waffenlosen Mann zu sehen.

Die zahlreichen Kämpfe unter den Wällen von Kalefat liefern den dort anwesenden Kämpen fast aller Nationen hinlängliche Gelegenheit, ihre Kriegslust zu befriedigen, an den Tagen der Ruhe fehlt es dagegen auch nicht an ergötzlichen Scenen, wie sie jedes Lagerleben bietet. Vielleicht werden wir später aus diesen und jenen den Lesern der „Gartenlaube" weitere Schilderungen bringen.

Blätter und Blüthen.

Ein Bild aus der Wüste. Unter den freien Beduinenstämmen Afrika's und unter deren berühmten Pferden war besonders eins weit und breit berühmt. Es flog schneller wie die Sandwolke des Sturmes und hatte zartere Glieder als der Strauß. Der Fürst eines Stammes, mit Namen Doher, hatte schon große Massen von Vermögen geboten, um dieses Wunder der edeln Rosse zu kaufen, aber vergebens. In dem Brande seiner Sehnsucht konnte er keine Ruhe finden, so daß er endlich auf folgende List fiel, in den Besitz des Rosses zu kommen. Er beschmutzte sein Gesicht mit dem Safte eines Krautes, kleidete sich in Lumpen, band sich ein Bein beinahe bis an den Hals hinauf und gab sich so die bemitleidenswertheste Gestalt eines verkrüppelten Bettlers. So ging er, um auf Nober, den Eigenthümer des berühmten Rosses, im Freien der großen Wüste vor den Zelten zu warten, wo er vorbei kommen mußte. Als er Nober heranfliegen sah, schrie er ihm jämmerlich um Hülfe entgegen.

„Ein armer Fremder! Seit drei Tagen lieg' ich hier ohne Wasser, unfähig, einen Schritt zu gehen. Ich sterbe. Hilf mir, Allah wird Dir's lohnen."

Nober bot ihm gütig sein Pferd an, er möge nur kommen, aber der Schurke erwiederte:

„Ich kann nicht auf. Hilf mir aufstehen!"

Nober, von Mitleid ergriffen, stieg ab, führte das Pferd dicht heran, und bückte sich, um ihm aufzuhelfen. Aber mit der Elasticität eines Gummiballes sprang Doher jetzt auf das Pferd, und mit ihm davon fliegend, rief er höhnisch: „Ich bin Doher. Nun hab' ich Dein Pferd und Du hast es gehabt."

Nober rief ihm nach, nur noch ein Wort zu hören. Seiner Sache gewiß, machte Doher in gehöriger Entfernung Halt und fragte höhnisch, was er ihm noch für guten Rath mitzugeben habe.

„Du hast mein edles Thier genommen," sprach Nober ruhig und edel. „Da der Himmel dies so zugegeben, wünsch' ich Dir Glück dazu; aber ich bitte Dich herzlich, es niemals Jemandem zu erzählen, wie Du dazu gekommen bist."

„Und warum nicht?" frug Doher.

„Weil," erwiederte der edle Araber, „weil ein anderer Mensch dann leicht wirklich in Deiner vorherigen Lage gefunden werden könnte, ohne daß man ihm hilft, da man ihn einer gleichen That fähig halten könnte, wie Du mir gezeigt hast. So würdest Du manche That des Mitleids verhüten."

So sprach er und wandte sich ab.

Doher, von der Wahrheit, dem Adel und der Schönheit dieser Worte plötzlich ergriffen, ritt herbei, sprang von dem Rosse, gab es dem Eigenthümer zurück und umarmte ihn. Nober lud ihn in sein Zelt, wo Beide mehrere Tage verlebten und treue Freundschaft schlossen für's Leben.

Eine neue menschliche Erleuchtung. Bald wird auch das alte Wort, daß „man Niemandem in's Herz schauen könne," auf das hin es auch in manchen Herzen so finster geblieben ist, seine Richtigkeit verloren haben. Es handelt sich nämlich ganz neuerdings um nichts mehr und nichts weniger, als um eine so vollständige Erleuchtung des menschlichen Körpers, daß man durch die durchsichtigen Leibesdecken dessen Inneres genau beobachten und seine verborgenen Schäden und Ungehörigkeiten bei Licht betrachten kann. Allen Ernstes will diese erstaunliche Entdeckung oder Erfindung, wie man will, der bekannte Doctor Quetelet gemacht haben und hat sie der Academie der Wissenschaften in London in einer Abhandlung überreicht. Sein Mittel ist darnach ein concentrirter electrischer Strahl, also eine Art Blitz, aber jedenfalls ohne dessen Wirkung, dessen Licht die innern Theile gewissermaßen illuminiren, die überliegenden Leibesschichten durchsichtig machen und so den obern Körper in einen Transparent verwandeln sollte. Dies lautet freilich etwas sehr seltsam und es wird jedenfalls recht sehr zu rathen sein, nicht eher zu glauben, bis man gesehen; denn wenn man dabei auch an die bekannte Erscheinung erinnert hat, daß, wenn man die Hand vor ein Kerzenlicht hält, die Finger in rosenrother Färbung etwas durchsichtig sich ansehen lassen, so ist davon noch sehr weit zur künstlichen Illumination unseres Leibes. Nicht dessen verhältnißmäßige Durchsichtigkeit ist zu bezweifeln, wohl aber das Gelingen des Versuches, ein derartiges Licht hineinzubringen. Die Zeit wird lehren, was an dieser wunderbaren Entdeckung ist, die alle Herzensgeheimnisse verrathen würde.

Vorschriften für Setzermädchen. In den vereinigten Staaten werden bekanntlich auch Mädchen in Setzereien verwandt. Eine dortige Zeitschrift der „American Courier" hat folgende humoristische Statuten für dieselben in ihrer Druckerei erlassen: 1) Die Arbeiterinnen müssen zur bestimmten Stunde in der Offizin sein. 2) Während der Arbeitsstunden dürfen keine Motto's und Liebesgeschichten gelesen werden. 3) Keine Arbeiterin darf einen Liebsten in der Offizin haben, noch darf dieser sie setzen sehen. 4) Es wird nicht darauf gesehen, wie die Arbeiterin zu Hause ihre Speisen zubereitet, wenn sie nur mit der Bleispeise und dem Speck gut umzugehen weiß. 5) Wenn sie in's Redactionszimmer geht, um eine Correctur zu holen, darf sie nicht länger dort verweilen, als der Redacteur es verlangt. 6) Es ist nicht erlaubt, sich beim Holen der Correctur küssen zu lassen. Der Redacteur darf dagegen von seinem Privilegium zu küssen oder zu schelten nach Belieben Gebrauch machen. 7) Ladys, die ihr Mittagessen mitbringen, dürfen keinen Eßsalon aus der Offizin machen und das Papier für die Probebogen als Tischtuch benutzen. 8) Jedes Mädchen, das gewillt ist, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, muß dies vier Wochen vorher anzeigen, damit ihr Platz anderweitig besetzt werden kann. 9) Verheirathete Frauen dürfen nur geduldet werden, wenn es bekannt ist, daß sie verheirathet sind. 10) Beim Setzkasten darf nicht gelacht und mit den übrigen Arbeiterinnen geschwatzt werden. 11) Die Arbeiterinnen dürfen weder rauchen, noch Tabak kauen, noch Schnaps trinken. 12) Es darf weder geklatscht, noch dürfen Liebeslieder gesungen werden, auch darf den Arbeiterinnen nur dann freies Entrée zu Theater, Concerten und andern Vergnügungsorten gegeben werden, wenn sie in Begleitung dahin gehen.

Eine innere Mission. Seit die speciell sogenannte innere Mission gewissermaßen zu einer Macht in unserm Culturleben geworden, konnten nicht alle für eine Fortbildung des Volkes begeisterte Gemüther sich mit der Art und Weise, wie der Zweck jener Mission verfolgt wird, einverstanden erklären. Sind doch die Missionen überhaupt vielfach nicht eben die hellste Seite unsrer Zeit, treten sie uns auch nicht immer in so greller Gestalt entgegen, wie, wenn wir lesen, daß der berühmte Chinesenapostel Gützlaff, der die Herzen und Börsen seiner andächtigen und frommen Zuhörer so geschickt zu öffnen gewußt, eine junge — steinreiche, d. h. pfundreiche Frau hinterlassen habe. Um so erquickender ist es, da und dort die Spuren eines stillen geräuschlosen Wirkens edler und bescheidener Menschenwesen zu begegnen. Verstehen wir unter innerer Mission jede Bestrebung, welche darauf hinausläuft, die Nebenmenschen zu belehren, zu erziehen, heranzubilden und in nützlichen Verrichtungen zu unterrichten, so haben wir von einer solchen in anerkennendster Weise zu berichten. In dem romantischen Oberhalbsteinthale Graubündens liegen die kleinen Ortschaften Suvognin, Tinigona und Conters; die weibliche Jugend des Thales ist eine mit körperlichen und geistigen Kräften gesegnete. Dem Unterrichte von ungefähr 60 Mädchen aus diesen Dörfern in weiblichen häuslichen Arbeiten, im Stricken, Nähen &c. hat sich mit noch zwei Lehrerinnen das edle Fräulein Lina Latour unterzogen, der bereits die Sänger von Suvognin ihre Bildung verdanken. Auch eine angemessene Erziehung giebt sie ihren Schülerinnen, und zwar nicht nur ohne alle Bezahlung, sondern sie schafft auch noch die nöthigen Gegenstände für den Unterricht aus eignen Mitteln an und vertheilt sie unter die Mädchen. Dies nennen wir eine ächte Missionärin und Volksfreundin und die Früchte einer solchen Aussaat können nur gute sein und zur edlen Nacheiferung ermuntern. Es ist noch viel zu säen auf altem christlichen Boden, und tausende unserer nächsten Mitbrüder und Schwestern warten noch auf eine so ächt »christliche Humanitätspriesterin, wie Lina Latour. —

Peruanische Bäder. „Als ich in Peru am Meeresufer wandelte," erzählt ein kürzlich von dort zurückgekehrter Reisender, „bot sich mir ein sonderbares Schauspiel dar. Die dortigen Damen ließen sich auf den Schultern indischer Badewärter, lauter starker kräftiger Männer, die nur mit Beinkleidern bekleidet waren, in die See tragen, und wenn diese tief genug hineingegangen waren, fingen sie mit den Damen auf den Schultern an zu schwimmen. Dadurch kamen die Letzteren in eine horizontale Lage und konnten sich des Bades ebenso gut, als wenn sie selbst schwämmen, erfreuen. Auf diese Weise gingen sie Meilen weit in die See und ich hörte diese Badeart nachher allgemein von ihnen als die gesündeste und sicherste rühmen."

Ein Luftballon als Siegestrophäe. Der interessante Artikel in Nr. 11. der Gartenlaube: „Der Luftballon als Kriegsapparat" — erinnert mich daran, daß ein solcher Kriegsapparat in dem kaiserlichen Zeughause Wiens, als Siegestrophäe mitten unter eroberten Waffen aller Art prangt. Es ist dies ein Luftballon von scheinbar gewaltigen Dimensionen; — denn da er zusammengedrückt an der Decke hängt, lassen sie sich nicht genau erkennen; was dieser Flugmaschine aber den besonderen Werth verleiht, und was ihr wohl auch die Ehre der Aufnahme unter Trophäen viel ernsterer Art verschaffte, ist der Umstand, daß Napoleon sich dieses Luftballons bei einem seiner Feldzüge, und zwar zum Theil in eigener Person bedient haben soll. Bei welcher Gelegenheit dies geschehen sei, darüber giebt mein Gedächtniß, das nur die flüchtige Beschreibung des Führers durch diese gewaltigen Räume zum Anhaltepunkt hat, keinen Aufschluß, indeß könnte irgend ein Wiener Leser der „Gartenlaube" gewiß nach einer Okular-Inspection sehr leicht Mittheilung darüber machen.

A.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 15. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Die Candidaten-Braut.

Von Amely Boelte.

(Fortsetzung.)

Leonie ging nach wie vor zu ihrem kleinen Freunde; denn die Bequemlichkeit ihrer Mutter siegte über jede Bedenklichkeit ihrer Eifersucht. Ebenso blieb es ungerügt, als am nächsten Morgen um die zehnte Stunde auf dem Schreibtisch des Herrn Pastors eine dampfende Tasse Chocolade gestellt ward, neben der die appetitlichsten kleinen Semmelschnitte lagen. — Etwas so Einladendes wurde ihm zu Hause nie vorgesetzt, und schon sein Auge genoß hier, bevor er noch die Lippe damit genetzt. Er konnte nicht umhin, bei seinem nächsten Gange zu seinem Herrn Collegen unten an die Thüre des Wohnzimmers zu klopfen, und auf ein „Herein!“ einzutreten, um Augusten ein Wort des Dankes zu sagen.

„Reden wir nicht davon!“ bat diese. „Je weniger Geräusch man von solchen kleinen Aufmerksamkeiten macht, je lieber werden sie angenommen. Und das letztere wünsche ich doch ganz allein!“

„Sie sind ein Engel!“ sagte er, überwallenden Herzens; denn seine leicht erregbare Natur trug ihn oft zu einem Höhepunkt der Empfindung, wo er weiter ging, als die Besonnenheit gut hieß.

„An gutem Willen!“ fügte Auguste mit weiblichem Tacte rasch hinzu. „Davon sehen Sie hier eine Probe.“ Sie winkte ihm in das angrenzende kleine Stübchen, das sie ihr eigenes nannte, und hier saßen die beiden Kinder, und bemüheten sich, auf einer Tafel Figuren zu zeichnen.

„Welche Poesie des Lebens!“ brach der Pastor unwillkürlich aus. „Eine sanfte, sinnige Mutter, die ihre Kinder die ersten Schritte führt auf des Geistes-Pfaden! Glücklicher Lebensmorgen, der unter solchen Auspicien hereinbricht! — Ich beneide diese Kleinen!“

„Mein lieber Freund!“ fiel Auguste mit ernster Würde ein. „Sie dürfen vor diesen Kindern nicht den Dichter reden lassen; nur der Mensch, der besonnene, einsichtsvolle Vater darf hier lobend oder tadelnd ein Wort anbringen; denn wir sind hier sehr ernst. Haben wir es ja doch mit einer Aufgabe für das ganze Leben zu thun. — Was wir hier säen, das soll die Mitwelt einst ernten.“

„So darf ich an diesem Werke Theil nehmen? Sie gestatten es mir?“

„Wie dürfte ich den Vater hindern, sein Kind zu erziehen,“ sagte sie lächelnd. „Es ist ja nur eine Gunst, daß mir erlaubt ist, meinem August diese Gefährtin zu geben! — Denn ohne Gemeinsamkeit ist dem Kinde keine Freude an einer Sache abzuwinnen.“

„Ich wußte ja nicht einmal, was hier geschah! Meine Gattin sagte mir kein Wort davon.“

„So bitte ich Sie, auch ihr kein Wort davon zu sagen! Die Sache ist zu unbedeutend, um viel davon zu reden. Glauben Sie mir, man schadet damit.“

„Ich verstehe Sie!“ sagte der Pastor bedeutsam. „Ich werde schweigen und meinem Kinde sein Glück gönnen. — Wo sind denn Ihre übrigen Kinder? Die lernen nicht mit?“

„Ich überlasse es dem Vater, zu bestimmen, wie sie erzogen werden sollen. — Sie sind jetzt in der Schule. Elise wird Ostern confirmirt, dann hilft sie im Haushalte, bis wir sie irgendwo unterbringen können. So geht Eins nach dem Andern fort, bis auch meinen August die Reihe trifft. Wenn die Vögel flügge sind, verlassen sie das Nest.“

„Welch ein schönes Leben Sie führen, verehrte Freundin!“ sagte der Pastor, in ihr milde leuchtendes Antlitz blickend. „Hätte doch meine Leonie einen Gedanken von einem solchen Frauendasein!“

„Ich bitte sie um Gott, Herr Pastor, stellen Sie keine Vergleiche an, loben Sie mich überhaupt nie, weder hier noch vor Andern,“ bat Auguste mit wahrer Seelenangst. „Das erregt mir nur Mißwollen und kann mir mehr Schaden bringen, als sie ahnen. Um von meinen Mitschwestern die Erlaubniß zu erhalten, so still für mich hin auf meine eigene Weise leben zu können, muß ich von Ihnen beklagt werden; sonst treffen mich ihre Vorwürfe, und diese sind an einem so kleinen Orte, und in meiner Stellung als Stiefmutter nicht ohne bittern Schmerz hinzunehmen. — Das Mißwollen Anderer kränkt immer, selbst das unverdiente.“

Der Pastor schied und Auguste nahm sich vor, ein Zusammentreffen mit ihm zu vermeiden. Wie konnte sie überdem der kleinen Leonie verbieten, ihrer Mutter nicht zu erzählen, daß der Vater dagewesen, und eine geheime Ahnung sagte ihr, daß ihre Nachbarin dies nicht gut aufnehmen würde. Sie hatte richtig vermuthet. Nach Kinderweise berichtete die Kleine Alles beim Mittagsmahle, und von der Mutter später allein vorgenommen, wußte sie auch manches Wort, das gesprochen worden, zu wiederholen, denn sie liebte Auguste mit der ganzen Zärtlichkeit ihres jungen Herzens, und jedes Wort des Lobes, das ihrem Vater entfallen, hatte bei ihr einen goldenen Boden gefunden. Sie begriff nicht, weshalb ihre Mutter sie unwillig von sich stieß, als sie ausgebeichtet, und eilte eingeschüchtert hinaus in die Küche zu der Magd, bei der sie, sobald sie zu Hause war, ihre Zeit verbrachte. Denn ihrem Vater war sie eine Störung, wenn sie zu ihm in das Zimmer kam; so oft er allein war, beschäftigte er sich mit Dichtungen,

und dabei war das Geplauder seines Kindes ihm hinderlich, denn er besang weit lieber sein Vaterglück, als daß er es einfach genoß. Und zu ihrer Mutter konnte Leonie gleichfalls nicht flüchten, denn diese las einen Roman, wenn ihre Freundinnen verfehlten, sich mit ihr um einen Kartentisch zu versammeln. — Indessen die Kleine neben der Dienerin auf einem Fußbänkchen hockte und ihr ein Gemüse auf den nächsten Tag vorrichten half, stürmte die Frau Pastorin zu ihrem Gatten in das Zimmer und ließ Magd und Kind zu denken übrig, was der Gegenstand ihres laut und heftig geführten Wortwechsels sein möchte. —

Als ein paar Tage darauf Auguste Liebig im Garten beschäftigt war um ein Wintergemüse schneiden zu lassen, trat der Herr Pastor an die Hecke, die ihr Gebiet von dem seinigen trennte, und ihr durch dieselbe die Hand bietend, sagte er mit seiner stets etwas belegten Stimme:

„Nur so darf ich Sie jetzt noch begrüßen, theure Nachbarin; denn ich bin mit meiner Frau vor den Tisch des Herrn getreten und habe das heilige Abendmahl darauf genommen, daß ich nie wieder Ihr Zimmer betreten wollte, sobald Sie dort mit unsern Kindern allein wären."

Auguste bedauerte, daß es zu neuen Erörterungen gekommen, deren unschuldige Veranlassung sie war. Daneben gewährte es ihr aber zugleich eine Beruhigung, daß ein heiliges Gelübde ihren Nachbar jetzt verpflichtete, sich aller unvorsichtigen Aeußerungen zu enthalten, und ihr durch sein Lob keine Dornen auf ihren Pfad zu säen, an denen ihr Fuß sich täglich erneuerte Wunden ritzen mußte. —

Die Kinder blieben indessen ungestörte Gefährten und das äußere Vernehmen beider Familien litt gleichfalls auf keine Weise. So oft die Frauen zusammenkamen, und das geschah freilich nur höchst selten, überschüttete die Frau Pastorin ihre Collegin mit den größten Lobeserhebungen und Schmeicheleien und konnte der Worte nicht genug finden, um ihr Dankgefühl auszudrücken. Unter den Männern war keine Rede von diesen Dingen. Der Herr Präpositus gab nicht Acht auf solche Kleinigkeiten und Auguste trug ihm nie vor, was er nicht besonders zu wissen begehrte. Er wurde überhaupt schon älter und abgestumpft gegen manche Dinge. Sein Amt und seine Sonntagspredigt waren Leistungen, die ihm schwer wurden, und die Rede ging von einem Adjunctus, eine Anordnung, gegen die er sich aber noch aus allen Kräften sträubte; denn er hoffte einen seiner Söhne, der Theologie studirte, einzuschieben und ihm auf die Art zu einem Amte zu verhelfen. —

Die Jahre schwanden dahin, ohne daß in beiden Familien irgend eine Veränderung vorgegangen wäre, außer daß die Kinder größer wurden. — August war nun nicht mehr der kleine August, er war ein stattlicher Knabe, der seine freien Stunden nicht allein einem Mädchen widmete, sondern mit Gefährten seines Alters Ballschlagen und Schlittschuhlaufen ging, und es an körperlichen Uebungen zur Entwicklung seiner Kräfte nicht fehlen ließ. Seine Mutter bestärkte ihn gerne darin. Der Körper sollte der Träger des Geistes sein, wie also konnte man diesen als eine Nebensache betrachten? — Sie hatte den Emil von Rousseau aufmerksam gelesen und sich danach einen Plan für seine Erziehung entworfen, in dessen Ausführung sie mit großer Consequenz verfuhr. Der Knabe erwarb daher manche Kenntnisse der praktischen Dinge des Lebens, der Handwerke und mechanischen Beschäftigungen, die sonst den Kindern fremd bleiben, die dem Gelehrtenstande bestimmt sind. Leonie theilte jede Unterweisung der Art mit ihm. Was er lernte, das wünschte auch sie zu wissen, und wieder war es ihm die größte Befriedigung, sich ihr gegenüber geschickt und anstellig zu zeigen, damit sie durch sein Beispiel besser noch belehrt werde, als durch irgend eine Anleitung. Beide Kinder liebten sich zärtlich. Der stärkere ältere Knabe drückte seine Zuneigung dadurch aus, daß er sie beschützte; sie dagegen blickte zu ihm auf, wie zu einem höhern Wesen, dem sie Verehrung schuldig war, und was sie that und leistete, geschah meistens in dem Sinne, ihm zu gefallen.

Auguste Liebig hatte die Zeit herannahen sehen, wo sie ihrem Sohne nicht mehr alleinige Lehrerin sein durfte und sich darauf vorbereitet, dies Amt zu theilen. Sie suchte und fand einen tüchtigen Hauslehrer und es gelang ihr, einige andere Knaben im Orte dafür zu gewinnen, den Unterricht desselben zu theilen, so daß die Kosten nur in einem kleinen Maße auf sie fielen. Der Herr Präpositus ließ ihr hierin ganz freie Hand, denn sie hatte sich in dem Dutzend von Jahren ihrer Ehe so durchaus als brav und zuverlässig bewährt und ihm so Manches durch Ersparung eingebracht, daß er unmöglich ihren Wünschen in Bezug auf ihr einziges Kind eine Grenze ziehen konnte. — Der alleinige Punkt, der ihr bei dieser Veränderung in ihrem Erziehungsplane Schwierigkeiten machte, war Leonie. — Sie hatte das Mädchen lieb wie eine eigene Tochter und mochte nicht daran denken, sie zu entfernen; und andererseits sah sie ein, wie wenig dann für das Kind geschehen würde. Sollte sie nun vorschlagen, sie an einem Unterrichte Theil nehmen zu lassen, der ganz in das Gebiet streifte, welches einem männlichen Wissen als Vorbereitung dient? — Sie that es. Nach reiflicher Ueberlegung schien es ihr, als könne daraus kein bedeutender Nachtheil erwachsen, während er im andern Falle gewiß war. So wurde Leonie denn mit vier Knaben in die Schulstube des Lehrers hinaufgesandt und lernte mit ihnen, was sie lernten.

Bevor diese Einrichtung getroffen wurde, nahm Auguste natürlich Rücksprache mit der Frau Pastorin; diese erklärte sich jedoch völlig einverstanden mit jedem Plane, der ihre Tochter in so guten Händen ließ. Sie fand es zu bequem, die Sorge für deren Erziehung auf andere Schultern zu wälzen, um hier einschreiten zu wollen.

„Es ist doch wunderbar, Ludwig!" sagte sie zu ihrem Gatten, „welcher Opfer eine Mutter fähig ist! — Dies einzige Kind, dieser theure Theil von meinem Selbst, dieser Trost meiner Augen, den entferne ich aus meiner Nähe, weil mir sein Wohl höher gilt, als mein eigenes Glück! — Meine Leonie erhält eine Bildung, wie sie nur selten einem Mädchen zu Theil wird; was ich dafür entbehre, darf ich nicht in Anrechnung bringen!"

Der Pastor Sommer freute sich so schöner Worte. Sie klangen seinem Ohre wohlthuend und ihr Sinn veranlaßte ihn zu einem neuen Sonett. — Seine Verse waren ja längst schon seine einzige Lebensfreude und je leidender seine Gesundheit wurde, je mehr bedurfte er des Trostes, sein innerstes Empfinden in stillen Stunden dem Papiere zu vertrauen. — Die Schätze, die sein Pult ihm verwahrte, die waren ja das einzige Leben, das er lebte, und die Dankbarkeit, die er auf dem Papiere aussprach für sie, die die eigentliche Mutter seines Kindes war, und die ihm durch so manche kleinen, still heimlichen Aufmerksamkeiten wohl that, ruhte dort, wie in einem verschwiegenen Grabe. —

August hatte seinen vierzehnten Geburtstag gefeiert und sollte zum nächsten Osterfeste confirmirt werden. Damit war zugleich die Zeit herangekommen, wo er eine öffentliche Schule besuchen mußte und mit stillem Schmerze sah seine Mutter den Augenblick herannahen, wo sie ihr theures Kind den Wellen des Lebens zu übergeben gezwungen war. — Der Präpositus blieb diesmal kein stummer Zuschauer; er legte seine Lebenserfahrung in die Waagschale und bestimmte, daß der Knabe das Gymnasium in Rostock besuche, wohin er auch seine älteren Söhne gesandt; denn zahlreiche Verbindungen aus seinem eigenen Jugendleben befähigten ihn, den Knaben dort mit Empfehlungen zu versehen, die ihn in Familien einführten und ihm zu so genannten „Freitischen" verhalfen, wodurch seine Existenz pecuniär sehr erleichtert wurde. Auguste hätte gern Einwendungen gemacht. Erstlich war die Schule dort nur mittelmäßig, und ihr Sohn hatte von der Zukunft kein anderes Kapital zu erwarten, als sein Wissen; und dann kränkte es sie in ihrer Seele, daß er in manchem Sinne das Brot der Gnade essen sollte. Sie hatte dem Knaben den Stolz der Unabhängigkeit anerzogen, der Niemand etwas verdanken will, als sich selbst; sie hatte ihn stets darauf hingewiesen, daß er der Schöpfer seines eigenen Glückes sein müsse und daß Entbehren schöner sei, als auf eine unwürdige Weise genießen. Und nun sollte sie den lachenden Uebermuth des Knaben dadurch brechen, daß sie ihn anwies, an einem fremden Tische sein Mittagsmahl einzunehmen, wo man ihn nicht als Gast empfing, sondern mitleidig als den armen Sohn eines armen Vaters beköstigte? — Sie seufzte schwer, wenn sie an den Moment dachte, wo ihrem Kinde dies Brot der Gnade gereicht würde. Sie seufzte schwer, aber ändern konnte sie hier nichts. Sie durfte nicht einmal äußern, daß sie ändern möchte, daß diese Einrichtung nicht ihren Beifall habe. — Alle ältern Söhne hatten denselben Pfad betreten, wie durfte sie gestehen, daß ihrem Kinde diese Art und Weise demüthigend sei? — Sie fügte sich daher in das Unabänderliche und waffnete sich mit Resignation. —

Indessen rückte der Tag immer näher, an welchem der Knabe von dem älterlichen Hause scheiden sollte. Seine kleine Ausstattung war besorgt, Wäsche und Bücher hatte sein eigener, neuer Koffer aufgenommen, auf dem eine Messingplatte mit den Buchstaben A. L. prangte, und der Knabe saß ernst daneben, und betrachtete mit dem Gefühle des Eigenthumsrechts, was er sein nannte, und jetzt als Besitzer gegen jeden Begehrenden vertheidigen sollte. — Leise öffnete sich die Thüre und Leonie trat ein. — Sie hatte geweint und die Spuren kaum verwischter Thränen waren noch sichtbar auf den rosigen Wangen.

„Da, August!" sagte sie, und hielt ihm mit abgewandtem Gesichte ein Päckchen hin. Er nahm es, ohne sie dabei anzusehen.

„Was ist das?" fragte er, nur um etwas zu sagen.

„So öffne es doch nur und sieh selbst!" begehrte sie, und setzte sich auf den Stuhl am Fenster, scheinbar, um auf die Straße hinab zu sehen.

Langsam löste er das Papier ab. Da fielen ihm entgegen Bücher und daneben ein Schreibkasten, in welchem er ein Petschaft mit seinem Namen fand, und unter dem bunten Briefpapier entdeckte er endlich wieder ein kleines zusammengerolltes Päckchen. — Er entrollte auch das langsam, wie das Uebrige, und fragte dabei mit möglichst passivem Tone:

„Von wem kommt denn dies Alles?"

„Von meinem Vater, meiner Mutter und — von mir!" sagte Leonie mit immer leiser werdendem Tone.

„Von Dir?" fragte der Knabe wie befremdet. „Was ist denn von Dir dabei?"

„Das!" sagte sie nur und deutete auf das Päckchen in seiner Hand, das er eben enthüllte. Eine Geldbörse kam zum Vorscheine und in dieser waren mehrere Goldstücke, die August, als er sie öffnete, entgegenfielen.

„Was soll das!" rief er aus. „Woher hast Du das?"

„Aus meiner Sparbüchse hab' ich es genommen," sagte das Mädchen schüchtern. „Du wirst es in der großen, fremden Stadt brauchen." Sie schwieg und blickte wieder durch das Fenster.

Der Knabe hielt die Börse in seiner Hand und ließ die Stücke langsam durch seine Finger gleiten. Sein Mund verzog sich dabei seltsam; nach und nach perlten große Thränen über seine Wangen, bis er endlich Alles von sich warf und in ein lautes Schluchzen ausbrach. Leonie störte ihn darin durch kein Wort; sie weinte nur still mit.

So fand die Mutter Beide, als sie endlich dazu kam, um nachzusehen, ob Alles fertig sei, und den Koffer dann mit eigener Hand zu verschließen. Sie führte sie mit sich hinab in das Wohnzimmer und suchte sie sanft zu zerstreuen. Leonie blieb den Abend da, und wurde nach Kinder Art wieder heiter, und unter mancherlei Gesprächen verging die Zeit. Endlich schlug es zehn und sie mußte nach Hause. August begleitete sie bis an die Thüre. Er gab ihr die Hand und drückte die ihrige kräftig.

„Ich werde Dir das nicht vergessen, Leonie!" flüsterte er, während seine Mutter sich umwandte. „Mein ganzes Leben lang nicht. Du sollst schon sehen." —

Das Mädchen wandte den Kopf ab, aber ihr Gesicht strahlte. Sie wußte nun, daß es ihn gefreut hatte. Mehr wollte sie ja nicht, und sie dachte schnell an die nächste Weihnacht und an das, was sie ihr bringe auch ihrem Spielgefährten gewidmet sein sollte.

Früh bei Tagesanbruch rollte August im Postwagen seinem neuen Wohnorte zu. — Er mußte die Reise allein machen, denn die beschränkten Geldverhältnisse der Aeltern erlaubten es nicht, daß Jemand von ihnen mitging. Man scheuete ohnehin schon die Ausgabe, wie viel mehr also die doppelte. — Auguste begleitete ihn bis an den Wagen, und sah ihn mit Muttersorge ziehen.

Wie einsam war ihr nun ihr Haus, wie lang der Tag, wie leer jede Beschäftigung. Leonie kam um die gewohnte Stunde. Sie setzte sich still und stumm neben sie hin und lehnte, ohne ein Wort zu sagen, ihr Haupt an Augustens Brust.

„Sie werden mich nun nicht mehr haben wollen, seit August fort ist," sagte sie endlich wie resignirt.

„Doch, Kind! — Du wirst jetzt mein Trost und meine Stütze sein, denn Du allein vermißt ihn ja mit mir."

„Und darf ich denn wirklich noch alle Tage kommen, wie sonst?"

„Ganz so. — Ich setze den Unterricht mit Dir fort. Das ist mir ja eine liebe Gewohnheit geworden. Im Wissenschaftlichen freilich kann ich den Lehrer nicht ersetzen, da müssen Deine Aeltern sorgen."

„Wenn ich nur bei Ihnen sein kann, dann ist mir Alles recht;" sagte Leonie, und schmiegte sich noch zärtlicher an sie. „Ich weiß nicht, wie ich jetzt noch ohne Sie leben könnte!"

„Sprich nicht so, Leonie! Du hast ja Deine guten Aeltern, und Dein Vater besonders hat Deiner Liebe so nöthig. Ich fürchte, Du wirst ihn nicht lange mehr haben."

„Ich habe ihn sehr lieb, Tante Auguste; aber er vermißt mich nie."

„Das scheint so, Kind! Glaube mir aber, Du dürftest seinem Leben nicht fehlen, ohne daß er sehr unglücklich wäre. Suche daher ihm noch recht viele Freude zu machen!"

„Gerne, Tante Auguste! Sagen Sie nur, was ich thun soll, und ich will es genau befolgen. Was Sie mir heißen, das ist immer gut."

„In solchen Dingen muß Dein Herz die Lehrmeisterin sein, Kind! Und Dein Herz ist gut; darum höre nur recht genau zu, was es sagt."

August Liebig war indessen in Rostock angelangt. Es war seine erste Fahrt über die Grenzen seiner kleinen Vaterstadt hinaus, und die Reise war für ihn daher voll neuer und überwältigender Eindrücke. In Wismar war man zu Mittag, und die Stunde Aufenthalt benutzte er schnell zu einem Spaziergang nach dem Hafen, um das Meer und ein Schiff zu sehen, ein Anblick, der ihn mit Staunen und Wunder erfüllte. Er vergaß Speise und Trank darüber, wanderte dann noch mit weit geöffneten Augen durch die Stadt, die ihm eine riesenhafte Ausdehnung zu haben schien, weilte staunend vor den spitzen Giebelhäusern der alten Hansestadt, und wurde schließlich auf dem Markte durch die Parade der Soldaten und die Militärmusik wie bezaubert festgehalten. Erst als er das Blasen des Postillons vernahm, riß er sich los und eilte dem Wagen zu, der ihn einem noch größern und weit belebteren Orte zuführen sollte. Der Präpositus hatte seinem Sohne durch einen Bekannten ein Zimmer besorgen lassen, welches von der Familie eines Gewürzkrämers um einen billigen Preis vermiethet wurde. Hier stieg August also bei seiner Ankunft ab. Butter und Brot sollte er selbst einkaufen zu Frühstück und Abend, und in einer kleinen Blechkanne auf Spiritus durfte er sich früh beim Aufstehen eine Tasse Kaffee machen. Dies war die ganze Einrichtung für seinen Haushalt. — Heute bei seiner Ankunft war er müde und suchte sein Lager, wo er nach den Strapazen dieser für ihn ungeheuren Reise den süßesten Schlummer fand. Am folgenden Morgen zog er seine Sonntagskleider an und ging zu dem Herrn Schuldirector, um sich als neuangekommener Schüler zur Prüfung zu melden. Von hier begab er sich nach einander zu den sieben Familien, die ihm Freitische zugesagt hatten, gab an jede einen Brief von seinem Vater ab, wurde im Wohnzimmer empfangen und nach ein paar artigen Worten entlassen. Damit waren seine gesellschaftlichen Pflichten abgethan und er kehrte in seine Wohnung zurück, um heute mit seinem Wirthe zu speisen, der ihn freundlich und wohlwollend gebeten hatte, am ersten Tage in seiner Familie vorlieb zu nehmen. Er fand hier auch die Ladenbursche, von denen der jüngste ihm an Alter gleich kam, und eine Tochter, ein Mädchen von achtzehn Jahren, die sich seiner sehr freundlich annahm. — Dennoch war er sehr befangen und wußte sich in dieser ihm fremden Umgebung nicht recht zu benehmen. Nach dem Essen ging er auf sein Zimmer und schrieb an seine Mutter. Dabei wurde ihm recht wehmüthig zu Sinn, und er wischte manche verstohlene Thräne aus dem Auge. — Er kam nicht recht weiter mit seinem Briefe; schon dämmerte es und immer noch saß er da mit der Feder in der Hand und dem Bewußtsein, daß er noch so vieles sagen möchte, und doch eigentlich nicht finden konnte, worin es bestehen sollte. Da klopfte es und Riekchen, die Tochter, trat ein.

„Ich komme Sie zu holen, lieber August!" sagte sie freundlich. „Wir gehen gleich zu Tische und Sie können den ersten Abend nicht so einsam hier auf Ihrem Zimmer sitzen."

„Ich bin noch nicht fertig mit meinem Briefe," sagte er kleinlaut.

„So beendigen Sie ihn nachher, dann können Sie gleich hinzusetzen, wie Ihnen unsere Biersuppe geschmeckt hat," sagte sie und nahm seine Hand, um ihn mit fortzuziehen. Er folgte gerne. Es war ihm gar einsam und unheimlich zu Muthe, und die Be-

schreibungen vom Heimweh, die er gelesen, ließen ihm ahnen, daß auch in seinem Gemüthe diese böse Krankheit im Anzuge sei.

Am folgenden Mittage speiste er beim ersten Bürgermeister der Stadt. Als er um die bestimmte Stunde dort eintrat, traf er noch drei Genossen, die gleichfalls Freitisch hier hatten, aber schon längere Zeit auf der Schule waren und den angehenden Tertianer mit einer gewissen Herablassung betrachteten. Da der Schule halber im Allgemeinen die größte Pünktlichkeit erforderlich war, so stand auch heute der Tisch gedeckt, und mit dem Glockenschlage trat der Bürgermeister ein und die Familie setzte sich. — Die Knaben zeigten trefflichen Appetit, und man reichte ihnen so viel sie mochten, wobei man zugleich dann und wann ein Wort der Unterhaltung versuchte, das aber einen spärlichen Boden fand. — Nach beendigtem Mahle faltete jeder Schüler seine Serviette zusammen und steckte sie in einen Ring, der ihm eigen gehörte. Auch August Liebig erhielt einen solchen, und — wurde damit der kleinen Gesellschaft einverleibt. — Sie standen dann auf und so wie die Andern sich verbeugten, verbeugte auch er sich und schritt der Thüre zu; da wurde er aber gewahr, daß die Frau Bürgermeisterin vom Büffet verschiedene kleine Päckchen nahm und jedem Knaben ein solches in die Hand gab. Er zögerte nun, um auch an sich die Reihe kommen zu lassen, weil er glaubte, daß das so in der Ordnung sei. — Mit diesem Päckchen zog er nun von dannen und erst als er in seinem Zimmer angekommen war, öffnete er dasselbe und musterte neugierig den Inhalt. Zu seinem großen Erstaunen enthielt es nur geschnittene Butterbemmen. — Als ihm Riekchen später auf der Treppe begegnete, fragte er diese, wie die Frau Bürgermeisterin dazu komme, ihm dieselben mitzugeben. Das Mädchen lächelte.

„Das ist so Sitte im Orte, lieber August. Wer einen Freitisch hat, der bekommt gleich etwas auf den Abend mit. Sie werden in jedem Hause dasselbe finden."

„Ich möchte lieber keine Butterbemmen bekommen," sagte der Knabe finster. „Kann ich sie nicht zurückweisen?"

„Nicht doch!" versetzte Riekchen kopfschüttelnd. „Wer das Eine nimmt, darf auch das Andere nicht verweigern. Es ist einmal so Sitte hier, und die Bemmen werden Ihnen ganz gut schmecken, lieber August."

Am nächsten Tage widerfuhr ihm dasselbe, und so wieder am nächsten und er sah wohl, daß er sich an diese Einrichtung gewöhnen müsse, die überdem seiner Kasse zu gut kam; nur daß ein Etwas in seiner Natur sich dagegen sträubte, er wußte selbst nicht warum. — Jedesmal, wenn die Dame vom Hause ihm das Päckchen hinhielt, ergriff er es verlegen mit dem Gefühl einer Beschämung, zu der doch scheinbar kein Grund vorhanden war.

Der Sommer verging und auch der Winter, und erst nach Ablauf eines Jahres durfte August als Unter-Secundaner in das älterliche Haus zurückkehren. Viele Nächte zuvor kam kein Schlaf in seine Augen, und als er nun gar den rothen geraden Thurm erblickte, der so hoch und hehr über die kleine Stadt hervorragte, da jubelte sein Herz so laut vor Freude, daß es in seinem ungestümen Pochen zu zerspringen drohte. — Gepäck und Alles ließ er zurück und eilte mit Sturmesschritten dem älterlichen Hause zu. Bleich vor Freude und innerer Bewegung hieß ihn die Mutter mit zitternder Stimme willkommen, und als er sich aus ihren Armen loswand, gewahrte er, daß noch Jemand wie ein Schatten hinter ihr stand und sich leise verbarg.

„Leonie!" rief es in seinem Herzen, und er wollte die Gespielin seiner Jugend stürmisch an sich ziehen. Plötzlich aber hielt er inne, blieb scheu stehen und bot ihr die Hand. Sie war so groß geworden, sie war kein Kind mehr; er hätte sie kaum wiedererkannt. —

„August!" sagte sie, und sah ihn mit freudestrahlenden Augen an. —

Auch der Präpositus kam jetzt hinzu und lobte den Sohn wegen seiner vortrefflichen Zeugnisse. „Mein Benjamin macht mir Ehre," sagte er freundlich und klopfte den hochgewachsenen Sohn auf die Schulter; dann aber stieg er langsam die Treppe hinauf in sein Arbeitszimmer, denn er hielt es jetzt nicht lange mehr unten aus, wo ihm Alles zu geräuschvoll war.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Ufern der Ostsee.

Schon einmal, in Nr. 35 des vorigen Jahrganges der Gartenlaube, boten uns die russisch-türkischen Verwickelungen, wie man damals, wo noch kein Schuß gefallen war, noch sagen konnte, Anlaß, die Blicke der Leser von der Donau weg nach der Ostsee zu lenken. Wir wiesen beim etwaigen Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und den Westmächten auf die Wichtigkeit des Sundes und der Ostsee hin, wo wie im schwarzen Meere die Küsten Rußlands den Angriffen seiner überlegenen Feinde zur See ausgesetzt blieben. Seitdem sind sechs Monate verflossen, während welcher sich die europäischen Großmächte, wenn auch mit Widerwillen, Woche um Woche dem Kampfe näher zugedrängt sahen, und heute endlich segelt eine englische Flotte, mächtiger als je eine vorher die Küsten Englands verließ, in der Ostsee. Ein neuer Schauplatz eröffnet sich damit für unsere bildlichen Darstellungen aus der Tagesgeschichte, ein Schauplatz, von welchem her bald blutige Nachrichten zu uns gelangen dürften, da dort die englische Flotte von einem Manne befehligt wird, dessen Auftreten bei früheren Anlässen zeigte, daß er kein langes „Federlesen" macht.

Aus der Reihe der von den Engländern zunächst bedrohten Städte führen wir heute unsern Lesern Reval, die Hauptstadt des Gouvernements Esthland, vor, das wie sämmtliche an die Ostsee grenzenden russischen Provinzen durch kürzlich erschienene kaiserliche Ukasen bereits in Kriegszustand versetzt ist. Reval, Helsingfors mit Sweaborg und Kronstadt sind die drei Häfen im finnischen Meerbusen, welche der russischen Kriegsflotte zu Stationen dienen; sie beherrschen dadurch den finnischen Meerbusen, diesen vierzig Meilen langen und $5\frac{1}{2}$ bis 11 Meilen breiten Seearm, die Wasserstraße aus der Ostsee nach St. Petersburg.

Durch seine Lage der Ostsee am Nächsten gerückt und dadurch auch früher vom Eise befreit als die weiter rückwärts im finnischen Meerbusen gelegenen Kriegshäfen, dürfte Reval einem ersten Angriff der englischen Flotte ausgesetzt sein. An einem schnellen Handeln Admiral Napier's ist dabei nicht zu zweifeln, indem es für ihn von Wichtigkeit ist, die Vereinigung der in Reval, Sweaborg und Kronstadt vertheilt liegenden russischen Kriegsflotte, die dann keinen zu verachtenden Gegner bilden würde, zu verhindern. Wie die von dem in Reval commandirenden russischen General Berg getroffenen Maßregeln beurkunden, macht man sich auf einen solchen Angriff gefaßt; alle Festungswerke sind vollständig auf den Kriegsfuß gestellt, die Beleuchtung der Leuchthürme findet nicht mehr statt, Vorkehrungen zum Löschen im Fall eines Bombardements werden bereits getroffen und viele Einwohner denken wohl schon selbst an Flucht aus der bedrohten Stadt in das Innere des Landes.

Die anderthalbtausend Feuerschlünde, welche Napier mit sich führt, sind allerdings keine erfreuliche Aussicht, allein damit ist noch immer nicht gesagt, daß ein Angriff auf Reval ein ganz leichtes Stück Arbeit sei. Die Stadt ist mit gewaltigen Festungswerken versehen, große kasemattirte Batterien decken den Hafen, vor dem sich im Meere die berühmten Kesselbatterien befinden, und mörderische Kreuzfeuer erwarten den kühnen Angreifer. Die ebenfalls vor dem Hafen liegende Insel Nargö ist mit besondern Vertheidigungswerken versehen, die das Annähern feindlicher Flotten noch mehr erschweren.

Ungleich stärker noch als Reval ist das ihm acht Meilen weiter nördlich gegenüberliegende Sweaborg, mit Recht das nordische Gibraltar genannt, welches den Hafen von Helsingfors deckt. Die in Felsen gehauenen oder von Granit-Quadern gebauten und meist kasemattirten Batterien der Festung Sweaborg umfassen sieben kleine Inseln. Diese Werke enthalten zwei bis drei Reihen Kanonen übereinander, im Ganzen zusammen 2000 Stück Geschütz. Der von den Schweden, die damals noch Herren Finnlands waren, 1748 unternommene Bau erforderte zehn Jahre, und Sweaborg galt für unüberwindlich. Gleichwohl fiel es 1808 nach kurzer Belage-

rung in die Hände der Russen, so daß man, in Anbetracht der Stärke der Festung, sich nicht des Gedankens an einen Verrath Seitens des schwedischen Commandanten Kronstedt erwehren kann.

Um auf Reval zurückzukommen, so dürften seine, wenn auch im Vergleich zu Sweaborg schwächern, so doch immer noch starken Festungswerke zuletzt gleichwohl nicht hinreichen, Reval vor dem Schicksale Sinope's zu schützen, und ihm einen jener harten Schläge zu versetzen, unter denen es schon mehrmals in frühern Kriegen empfindlich gelitten hat. In seiner höchsten Blüthe stand Reval zur Zeit als die deutsche Hansa, der es angehörte, in den nordischen Wässern ihre unbestrittene Macht übte; jetzt beträgt die inzwischen wieder gestiegene Zahl der Einwohner etwa 24,000, die sich meistens vom Handel nähren, da Reval noch immer einer der bedeutendsten Handelsplätze der russischen Ostseeküsten ist. Esthland, obwohl nicht zum Besten angebaut, liefert dennoch einen bedeutenden Ueberschuß von Landesproducten, namentlich Getreide, das über Reval ausgeführt wird. Die Einwohner gehören den verschiedenen Nationen an, unter deren Herrschaft Reval wechselsweise stand. Der Großhandel (und die Großhändler spielen in Reval die erste Rolle) ist in den Händen der Deutschen und Schweden; den Kern des Handwerkerstandes bilden ebenfalls Deutsche und Schweden nebst Dänen; die Stammbewohner des Landes, die Esthen machen die niedrigsten Schichten der Bevölkerung aus; das russische Element, stark durch das Beamtenthum, findet sich endlich in allen Schichten vor.

Angesichts der Ereignisse, die sich in der Ostsee vorbereiten, und die uns noch öfter Gelegenheit bieten dürften, unsere Leser an die Gestade derselben zu versetzen, halten wir einige kurze Notizen über die russischen Ostseeprovinzen nicht für überflüssig. Man begreift darunter Kurland, Livland und Esthland, die jetzt jedes ein russisches Gouvernement bilden, und zusammen an Flächenraum etwa den drei deutschen Königreichen Baiern, Sachsen und Würtemberg gleich kommen, dabei aber nur eine Bevölkerung von höchstens 2 Millionen Seelen zählen.

Das Schicksal dieser drei Provinzen war von Alters her ziemlich ein gemeinsames. Bremer Kaufleute besuchten im zwölften Jahrhunderte zuerst diese Gegenden, ihnen folgten die Dänen, welche das Land eroberten und der Bevölkerung den christlichen Glauben aufzwangen. Im 13. Jahrhundert, wo die deutschen Ordensritter sämmtliche baltische Länder besaßen, erwarben sie durch Kauf die ein Jahrhundert früher von Dänemark gemachten Eroberungen, und nahmen ihre sämmtlichen Besitzungen, Kurland, Livland und Esthland inbegriffen, vom Kaiser und Reich in Lehen. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an begannen die Angriffe der Russen auf die Ostseeländer, die Macht des deutschen Ordens war gebrochen, und die bedrängten Völker wandten sich um Schutz an Schweden, das auch die Herrschaft antrat, bis von Peter den Großen an die Vereinigung mit Rußland bewerkstelligt wurde.

Im Jahre 1848, wo so viel von einem einigen großen und freien Deutschland gesprochen und geträumt wurde, tauchte in einzelnen Köpfen wohl auch der Gedanke auf, die Grenzen des deutschen Reichs müßten am finnischen Meerbusen sein. War doch das Land einmal von Kaiser und Reich in Lehen gegeben worden, hatten doch Reval und Riga zur deutschen Hansa gehört! Und richtig ist es auch, daß die russischen Ostseeprovinzen seit Jahrhunderten durch deutsche Kultur und Wissenschaft im Verbande mit der civilisirten Welt erhalten blieben, daß Alles was dort von Bildung vorhanden ist, deutsch ist, daß die Städte wesentlich deutsche Elemente in sich schließen, und der Grundbesitz fast ganz in Händen deutscher Familien ist.



Reval.

Dies ist Alles richtig, allein als wirklich deutsche Länder möchten diese Provinzen darum nicht zu betrachten sein, da eigentlich nur die wohlhabendern Klassen und der Adel deutschen Ursprungs sind. Letzterer, der das Land eroberte, ist auch einziger Grundbesitzer, und hat seine Bauern zumeist in Zuständen zu erhalten gewußt, gegen welche die in Pommern bestehenden noch sehr erfreuliche genannt werden können. Unter den deutschen Bewohnern der Städte herrscht hinwiederum im Durchschnitt jener Zopfgeist, wie wir ihm bei den Spießbürgern ehemaliger deutscher Reichsstädte so häufig begegnen. Kurz, die Ostseeprovinzen sind in ihrem Kulturgange hinter Deutschland so gewaltig zurückgeblieben, daß das Band nationaler Sympathien zwischen beiden zerrissen ist, und so wenig als man in Deutschland ernstliche Gelüste nach jenen Provinzen irgendwie verspürt, ebensowenig sehnen diese sich nach dem Verbande mit Deutschland; Kurland hängt

noch am meisten an Deutschland. Die Anstrengungen Rußlands, alle diese gewonnenen Provinzen so viel wie möglich zu russificiren, haben reichliche Früchte getragen, und in den Gesinnungen dieser Völker dürfen die Feinde Rußlands keinen Beistand gegen das gewaltige Reich zu finden hoffen. Als Befreier würden hier die Engländer nirgends empfangen werden. Der Standpunkt, welchen die den Ton angebenden Klassen des Landes einnehmen, wird ganz richtig durch das von ihnen selbst gebrauchte Sprüchlein bezeichnet:

Rußland, um uns zu schützen.
Der Bauer, um uns zu nützen.
Deutschland, um dort zu sitzen. *

Eine Jagd auf entlaufene Neger.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Aber das Land der Schwarzen," fuhr Moritz fort, „kann für die Weißen nicht taugen und Sie sehen, daß auch die Schwarzen sich nicht leicht daran gewöhnen, bei uns zu leben, weil sie so gerne den Weg in's Gebirge einschlagen. Dadurch, daß sie die Höhen der Insel aufsuchen, entdecken sie in der That hübsche Orte, und diese Palmenebene, von wo wir sie eben verjagten, wäre für sie ein Paradies geworden, wenn man sie in Frieden gelassen hätte. Von der ersten Station verjagt, zogen sie sich auf eine höhere zurück, die besser geschützt war, indem sie sich ohne Zweifel Hoffnung machten, daß sie dadurch, daß sie unsere Verfolgung in die Länge zogen, uns die Lust zu solchen Expeditionen benehmen würden. Indessen sie nach allen Seiten flohen, verfolgten wir sie ruhig und in Ordnung, in einer Linie entfaltet, und durchsuchten die Gebüsche und Felsenhöhlungen. Die Pflanzenwelt wurde spärlicher und das Land wilder. Schon trafen wir kein „Apfelholz" mehr; rings um die Felsen, die sich in der Form von Zuckerbroten erheben, verbreiteten die „schwarzen Bäume", die in dichte Gruppen geschlossen sind, reichlichen Schatten; diese Bäume keimen immer in Gesellschaft empor, selbst aus dem Gesteine. Wenn man sie von der Ebene aus an der Seite des Gebirges sieht, würde man sie für kleine Pflanzen halten, ähnlich denen, die vor dieser Grotte wachsen.

„Die flüchtigen Schwarzen verstecken sich unter ihrem Schatten, und wenn sie nur Feuerwaffen hätten, wie — frage ich Sie, könnte man sie von da vertreiben. Zudem ist das Terrain oft durch Brüche durchschnitten und durch Felsenmassen unzugänglich gemacht, und das Gras verbirgt tiefe Löcher, in welche man der Länge nach auf Steine fällt, die Flinte auf die eine Seite, den Hut auf die andere. Währenddem versetzt Ihnen der Schwarze, den Sie verfolgen, einen Schlag, oder er macht sich wenigstens davon.

„Wir umzingelten eines der Gehölze, worin sich die Flüchtlinge gesammelt hatten; sie entglitten uns dort aus den Händen, stiegen eine Bergwand hinab, an deren Fuß ein Fluß fließt, und wir verfolgten sie im Schnellschritt, ohne zu wissen, wo diese Treibjagd zu Ende gehen würde. Je weiter wir vorrückten, um so mehr Kraft verlieh uns der Zorn, und je weniger hatten wir Aussicht, die Ausreißer zu fassen; zuletzt wurde es wahrscheinlich, daß wir Einige von ihnen mit Flintenschüssen niederstrecken würden. Vornehmlich lief der Malaye, der im Lager der Hochebene Lärm geschlagen hatte, Gefahr, eine Kugel zu bekommen. Auf der ganzen Insel verabscheute man ihn wegen der seiner Race natürlichen Wildheit und wegen seiner eigenen Missethaten; des Mords überwiesen, war er aus dem Kerker entflohen, und benahm sich nun wie ein wahrer Bandit, der nichts zu scheuen hat. Von schmuggelnden Sclavenhändlern, die man des Seeraubs bezüchtigte, jung in die Colonie gebracht, brachte er, kühn in seiner Macht, Verwirrung und Unordnung hervor. Mit dergleichen Sclaven könnte man niemals sicher leben. Gott sei Dank, sie sind nicht zahlreich! Die Farbe des Malayen, weniger dunkel, als die seiner Gefährten, verrieth ihn selbst im Schatten, der die andern verbarg; aber seine unglaubliche Beweglichkeit und die Schnelligkeit seiner Füße schirmten ihn vor Gefahren, denen er sich nach Lust aussetzte.

„In diesem vorläufigen Asyle schienen sich die Schwarzen an einem einzigen Punkte zu vereinigen, um über den Gießbach zu setzen, bevor wir ihnen den Weg verlegen konnten. Ein über die Schlucht geworfener alter Baum diente ihnen zur Brücke; aber da dieser Baum wurmstichig war, so mußten sie ihn Einer nach dem Andern überschreiten, aus Furcht, ihn zu zerbrechen. An beiden Ufern bedeckten hohe Farrenkräuter den Boden und die Feuchtigkeit der Bäche, die Wasserfälle am Abhange bilden, erhält fast bis zum Gipfel der Abdachung eine üppige Vegetation. Unter diese Holzmassen liefen die Neger und verschwanden vor unsern Augen, und wir mußten wohl oder übel einem Punkte zusteuern, der nicht immer entdeckt werden konnte. Der Malaye, der zuerst an's andere Ufer gelangte, schien, anstatt seinen Weg fortzusetzen, seine Gefährten zu erwarten; diese zogen fröhlich, Mann für Mann, dahin, beeifert, sich in die Dickichte zu werfen, wo sie hoffen konnten, sich zu zerstreuen, um sich unsern Nachforschungen zu entziehen, und so Zeit zu gewinnen, um in die benachbarten Berge, andere unzugängliche Lager, zu gelangen. Wie Einer von ihnen den Fuß auf's andere Ufer der Schlucht setzte, schien er frische Kraft zu gewinnen; alle diese abschüssigen, wilden und mit Gebüschen bedeckten Wände, über welche dicke Bäume ihre theils todten Zweige aufrichten, waren für diese aufgelöste Bande das wahre Land der herumschweifenden Unabhängigkeit. Einmal da, waren die Flüchtlinge zu Hause. Wir gaben Feuer, obwol aus ziemlicher Entfernung, und bei dem Geräusche des von den Echo's der Felsenwände wiederholtem Getöse sahen wir den, der über dem Abgrund schwebte, zittern und wanken; aber der Vogel, nach dem man in zu weiter Entfernung im Fluge schießt, senkt seine Flügel vor Schrecken, dann schwebt er von Neuem und entfernt sich, ohne nur eine Feder fallen zu lassen.

„Während die Einen verlorene Kugeln von der Höhe absendeten, rückten die Andern so schnell als möglich durch die Zweige, und der durch den Brückenübergang veranlaßte Verzug brachte uns den Flüchtlingen nahe. Sie Alle, die nicht wußten, ob sich hinter ihnen ein verspäteter Kamerad befand, und außerdem noch durch unsere Flintenschüsse getrieben wurden, stürzten sich schreiend und ohne umzuschauen in's Gehölz; deshalb wurde die Brücke nicht abgebrochen. Im Augenblicke, wo wir selbst sie überschreiten wollten, ordneten wir die Reihe des Zuges; zuerst ging ein alter Creole, ein tüchtiger Jäger, hinüber, der die Gebirgspfade besser kannte als die Andern. Er war besonders auf diesen dämonischen Malayen aufgebracht, den er beschuldigte, seine Gewürznelken vernichtet zu haben, und wir bestritten ihm das Recht nicht, sich zu rächen, wenn er Gelegenheit dazu fand.

„Das Geheule der Schwarzen ertönte noch, aber man sah keinen mehr von ihnen. Der alte Jäger schwang sich kühn auf die Brücke, indem er sich seiner Flinte dazu bediente, um das Gleichgewicht zu halten. Er durchlief mit seinen langen Beinen diesen über das Wasser gelegten Baumstamm, und schon wollte ihm einer meiner Gefährten folgen, als ein heftiger Stoß gegen diese zerbrechliche Brücke, sie mit schrecklichem Getöse in den Abgrund stürzte; der Malaye, der in den Farrenkräutern versteckt war, hatte sie mit der Ferse kräftig getroffen, aber ein wenig zu spät, denn der Creole konnte in dem Augenblicke, wo der Baum unter ihm nachgab, den Raum noch überschreiten, der ihn vom Ufer trennte. Indem er auf die Erde sprang, ergriff er den Malayen, und ein heftiger Streit entspann sich zwischen ihnen, ein wahrer Kampf, Leib an Leib. „Schießt, Ihr Anderen, schießt," rief der Creole, „ich bin unten!" Der Gießbach, der mit vielem Geräusche floß, hielt uns ab, seine Worte deutlich zu verstehen, und im hohen Grase sahen wir nur die verzweifelten Bewegungen der beiden Gegner. Wir zauderten auf die Gruppe dieser beiden Männer, der Eine Freund, der Andere Feind, die sich so nahe bei uns das Leben zu entreißen suchten, zu feuern; jeder forderte seinen Nachbar auf zu schießen und Niemand wagte es, zu diesem Aeußersten zu schreiten. Endlich drang ein so durchdringender Schrei zu uns, daß mein Vater sich entschloß, auf den Kopf des Malayen, sobald

* um dort zu leben.

er ihn klar unterschied, anzulegen. Zweimal richtete er seinen Flintenlauf wieder in die Höhe, zweimal senkte er ihn, blaß und zitternd in die Richtung der seine Blicke folgten. Der Schuß ging los und ein entsetzliches Gebrüll, das darauf antwortete, machte uns schaudern. Ohne Zweifel war der Malaye verwundet; wir sahen ihn aufspringen und mit den Zähnen in den Arm seines Gegners beißen, der ihm die Gurgel zudrückte, seine Füße in die seinigen schlingen und ihn an den Rand des Abgrundes ziehen. Mein Vater zerbrach wüthend seine Flinte und in diesem Augenblicke schloß ich meine Augen.

„Als ich sie wieder öffnete, bückten sich alle meine Gefährten über den Abgrund, ohne ein Wort auszusprechen; ich streckte auch meinen Kopf vor und unterschied nichts, als den Schaum des kochenden Wassers und hörte nichts, als das Rauschen des hinabstürzenden Wasserfalls. Wir blieben noch einige Zeit da, um unserem Gefährten Lebewohl zu sagen, und kehrten dann in unsere Quartiere zurück. Wir durchzogen traurig die Ebenen, die Schluchten und beschwerlichen Pfade, die wir die vorhergegangenen Tage mit fröhlichem Eifer durchlaufen hatten. Derjenige, den wir im Felde verloren, hinterließ keine Familie, aber es war ein guter Kamerad, einer jener alten Kreolen von den Höhen von St. Benoit, die in den Buchten und den tiefen Flußbetten eben so gut zu fischen verstehen, wie in den Bergen die Ziegen aufzuspüren. Als wir dem Dorfe näher kamen, trennte man sich, um sein eigenes Dach zu erreichen. Mein Knie schwoll zusehends und dennoch hinderte mich weder Schmerz noch Ermüdung meine Schritte zu beschleunigen, als ich dem Ziele meines Weges mich näherte. Für uns, meine Herren, die wir niemals große Reisen machen, wiegt ein Zug in die Höhlen dieser unbewohnten Gebirge einen weiten Feldzug auf, und die Abwesenheit dünkt uns lange. Als ich im Sonnenschein auf der Mitte des Abhanges die unter Bäumen und Gärten zerstreuten Dorfwohnungen dem funkelnden Meere gegenüber bemerkte, schwoll mein Herz vor Freude. Dann fiel mir ein, daß sich während unserer Abwesenheit Vieles hätte ereignen können und in die Freude meiner Heimkehr mischte sich eine Unruhe, die ich nicht überwinden konnte. Eine halbe Stunde vor dem Dorfe begegneten wir einem unserer Nachbarn, der meinen Vater anredete; sie plauderten miteinander und ich benutzte diesen Augenblick, um hübsche Blumen zu pflücken, die im Grase wuchsen, im Schatten der Hecken. Ich machte einen Strauß daraus, den ich unter meine Weste versteckte."

Hier liebkoste nun der Kreole seinen Hund mit nachdenklicher Miene, wie ein Mensch, der plötzlich in die Erinnerungen eines andern Lebensalters zurückversetzt wird. „Warum versteckten Sie diese Blumen, Moritz?" fragte ich ihn ungezwungen, und sah ihn dabei an, um die Spuren eines sanfteren Gefühls zu entdecken, was sich unter seiner ehernen Haut bald verrieth.

„Ich versteckte sie," antwortete er, „weil ich nicht haben wollte, daß sie von Jemand anders gesehen würden, als von ihr, für die ich sie bestimmte; ich wollte noch schöne bengalische Rosen dazu thun, die um die Wohnungen herumblühen, längs des Wegs, und dann hätte ich sie noch an demselben Abende zu einem Nachbar getragen, einem Kaffeepflanzer, der sechs Sclaven, ein großes Landgut und ein vierzehnjähriges weißes und blondes Mädchen hatte. . . Mein Vater errieth vielleicht was ich im Walde machte, aber er that, als wenn er nicht darauf Acht gäbe. Als ich wieder zu ihm kam, sagte er mit ziemlich trauriger Stimme: „Mein Junge, Du kennst doch den Malgache, den unser Freund am Bord der Diana kaufte?" Ja, ein Kamerad des unserigen! „Nun, er ist flüchtig geworden, und ich möchte wetten, daß mein Arbeiter mit ihm ging!"

„Wir beschleunigten unsern Schritt: wenn man an ein Unglück glaubt, beeilt man sich die Wahrheit zu erfahren. Die Hausthüre war geschlossen; wir riefen nach Cäsar, unserem Malgachen; Cäsar antwortete nicht. Wir liefen um den Garten herum, aber Alles schien so still und so verlassen, daß man hätte glauben können, die Wohnung stehe seit einem Monate leer. Mein Vater ging in's Dorf, um Erkundigungen einzuziehen, und ich, ohne zu wissen was ich that, ging an den Strand hinab. Ich setzte mich an die Bucht, wo die Diana geankert hatte, um ihre Schwarzen zu landen und warf weinend meinen Strauß in's Meer. . . . Cäsar hatte meine Mitgift mit in's Gebirge genommen!"

V.

„Ich war ruinirt," fuhr Moritz fort, „und was noch schlimmer ist, ruinirt, ohne vorher das Vergnügen genossen zu haben, reich zu sein. Man mußte verzichten und die flüchtigen Sclaven, von denen man nie mehr etwas erfuhr, als verloren ansehen. Die auf der letzten Expedition so hart gejagten Flüchtlinge hielten sich auf allen Punkten ruhig. In kleinen getrennten Lagern wohnend, blieben sie im Herzen der Insel verschanzt, in jenen wilden Gegenden, die aus spitzigen, holzbedeckten Höhen bestehen, aus Abgründen, aus bald ausgetrockneten, bald angefüllten Gießbächen und endlich aus Flächen in verschiedenen Höhen, theils terrassenförmig in die Thäler herabhangend, theils stachlicht durch jene Pflanzen die wir Pfeifen heißen. Amerikanische Freibeuter sollen aus ihren Colonien dieses Wort herübergebracht haben, mit welchem wir ein Schilf bezeichnen, das zehn bis zwölf Mal länger ist, als meine Flinte und an jedem Knorren von einem Doppelblatte umfaßt ist, das sich unaufhörlich im Winde bewegt, und in jene grünen festen Stengel ausläuft, die wir als Pfeifenrohre benutzen. Diese Pfeifen wachsen nur in bedeutender Höhe, und die Schwarzen, die im Gebirge keine Waffen haben, höhlen diese Schilfe wie einen Flintenlauf aus, und stecken wilde Körner hinein, mit denen sie nach kleinen Vögeln werfen, um sie zu tödten.

„Als ich eines Tages damit beschäftigt war eine von Cäsar begonnene Pirogue zu vollenden, ein hübsches Fahrzeug, das ein Segel tragen konnte, fragte mich mein Vater, ob ich auf der Brust dieses Schwarzen eine kleine Narbe bemerkt habe. Ich erinnerte mich derselben sehr gut. Nun! fügte mein Vater hinzu, der andere Malgache hatte dieselbe, deshalb sind sie miteinander davon; sie haben sich zu Brüdern gemacht! Und er erklärte mir diesen Gebrauch von Madagaskar, diesen Blutschwur, diese zwischen zwei Personen geschlossene Verbrüderung, die sie verpflichtet, sich bis zum Tode einander zu helfen. Wenn sich zwei Freunde auf diese unauflösliche Weise miteinander verbinden wollen, so bringen sie sich in der Magenhöhle eine kleine Wunde bei und tauchen in das Blut, das derselben entfließt, einige Stücke Ingwer und der Eine ißt das vom Blut des Andern gefärbte Stück. Die Zeugen wenden dabei noch verschiedene Ceremonien an; der Aelteste berührt die beiden neuen Brüder mit einer Zagain und läßt sie einen schrecklichen Eid schwören, dessen letzter Satz in folgender Weise abgefaßt ist: „Der von uns zuerst sein Versprechen verletzt, werde vom Donner vernichtet; die Mutter, die ihn geboren, werde von Hunden verzehrt!" Es giebt Weiße, die auf diese Art mit den Häuptlingen der Insel den Bruderbund geschlossen, und dieses Bündniß rettete ihnen mehr als einmal das Leben. . . .

„Die Besorgniß, daß uns die entflohenen Neger angreifen würden, hielt uns in fortwährendem Alarme und täglich machten wir uns darauf gefaßt, die unsichtbar gewordenen Flüchtlinge wieder erscheinen zu sehen. Während wir nun in unsern Häusern kaum schliefen, lebten der Malgache Cäsar und sein Adoptivbruder friedlich hier in dieser Grotte. Niemand kannte sie damals noch, oft war man auf Treibjagden in ihre Nähe gekommen, aber die Flüchtlinge, die sie bewohnten, gelangten, anstatt von der Seite hereinzugehen und sich durch das Zusammentreten des ringsum wachsenden Grases zu verrathen, durch die dichten Schlinggewächse herein. Sie hingen sich an diese natürlichen Seile, an diesen Pfeiler, der ganz expreß für sie gewachsen ist, glitten daran Abends in die Höhle und kehrten auf demselben Wege Morgens wieder zurück, wenn der letzte Stern über den Gipfeln der Berge erlosch. Auf den Felsen ließen ihre Füße nicht die geringsten Spuren zurück. Der alte Quinola, der weißhaarige Malgache, den man nirgends zu fassen wußte, hatte ihnen diese so sichere Zufluchtsstätte gezeigt. Nachdem er sich selbst einige Jahre lang darin verborgen gehalten hatte, ohne einen Schwarzen von den Banden mit sich hierher zu nehmen, hatte er Cäsar zu sich gerufen, weil dieser zu seiner Familie gehörte, und Cäsar's Adoptivbruder, der andere Malgache, hatte das Recht auf ein Asyl bei ihm.

„Ich weiß nicht gerade, ob Quinola ein Zauberer war, wie die Sclaven seines Vaterlandes behaupteten, aber er hatte geschworen, nicht auf der Insel zu sterben. Als die Regenzeit anfing Gewölke über die Berge anzuhäufen und die Pfade unwegsamer zu machen, führte er die beiden jungen Neger in eine Waldschlucht, mitten im Gebirge, nicht weit von der Stelle, wo jetzt die Kranken das Quellwasser von Salazes trinken. Dort zeigte er ihnen

einen dicken Baum von schönem Wuchse, von glatter, feiner Rinde, ohne Moos, der am Rande des Abhangs stand; er setzte ihnen in den Kopf, eine Pirogue daraus zu machen. „Darauf," sagte er zu ihnen, „fahren wir in unser Geburtsland. Wir verlassen diese Insel, wo man uns wie Schakale umstellt; ich bin sehr alt, meine Kinder, die Kräfte fehlen mir, aber ich habe noch einen guten Kopf und werde Euch führen. Die Sterne, die um die Berge kreisen, erleuchten auch unsere Hütten; sie werden uns führen. Ich bin in drei Tagen von Madagaskar hierher gekommen! . . . . In drei Tagen aus diesem Kerker, aus diesem Gehölze, das wir nicht verlassen können, aus dieser kleinen Insel, auf der wir keine ruhige Nacht haben, in drei Tagen von hier nach der großen Insel zu unsern Familien! Für Euch, ein Weib und Kinder; für mich, ein Platz neben meinen Söhnen, die reich und verehrt waren!"

„Der alte Schwarze sprach noch besser als so; es war ein Gelehrter seines Landes. Bevor er in die Gebirge entfloh, dichtete er Lieder, die die Malgachensclaven heut zu Tage noch singen, wenn sie das Zuckerrohr abschneiden. Die zwei Brüder antworteten nichts, sie gehorchten. Mitten im Rauschen des Passatwindes, der Donner und Regen bringt, fällten sie den großen Baum, befreiten ihn von seinen Zweigen, maßen die Länge einer Pirogue für drei Personen ab und begannen sie muthig auszuhöhlen. Das war eine harte Arbeit. Gezwungen, fern von dieser Höhle, die ihnen Schutz gegen die schlechte Jahreszeit gewährte, zu übernachten, bald unter feuchten Felsen, bald in wassergetränktem Grase, genöthigt, Tag und Nacht gegen jede Ueberraschung auf der Hut zu sein, sich vor den Blicken der Verräther und Spione und vor denen ihrer hie und da im Gebirge wohnenden Kameraden zu verbergen, beeilten sie sich sehr. Cäsar hieb mit großen Axtschlägen das Boot zu, sein Bruder höhlte das Innere mit Feuer aus und der Greis feuerte sie durch seine Erzählungen an. Das Alter machte ihn geschwätzig; es lag etwas Wahnsinn in seinen Erzählungen und Liedern, die er Nachts wiederholte, während die jungen Leute den dicken, noch grünen Baum in ein kleines Fahrzeug umwandelten, das sie alle drei in ihr Vaterland bringen sollte, aber sie ehrten ihn wie einen Vater. Sie hörten ihm achtungsvoll zu, bedeckten ihn mit ihren Kleidern, aus Furcht, er möchte frieren und litten gerne für ihn. Im Grunde glaubten sie vielleicht nicht an das Gelingen ihres Unternehmens. Sagen Sie mir, meine Herren, ob Cäsar es nicht viel angenehmer bei uns hatte? Wir behandelten ihn gut; nach einigen Jahren konnte er sich loskaufen und für seine Rechnung arbeiten; er hätte mit der Freiheit geendigt und ich hätte mit Glück angefangen.

„In kurzer Zeit war die Pirogue fertig, sie war nicht gerade so wie die unsrigen gemacht, aber aus dem Groben herausgearbeitet und tauglich zum Fahren. Zudem hatten sie keine Zeit zu verlieren; Quinola fühlte, daß es mit ihm auf die Neige ging und sagte oft zu ihnen: „Muth, Kinder, Ihr werdet mich nicht hier sterben lassen!" Als das Boot fertig war, handelte es sich darum, es an jene Stelle zu schaffen, wo der Fluß anfängt schiffbar zu sein, und das bei Nacht durch kothige Pfade, Sümpfe und Dickichte. Die beiden jungen Schwarzen hatten harten Frohndienst; aber wenn man für sich arbeitet, beklagt man sich nie. Der Neger, so faul von Natur, daß er unter Gewürznelken, die er pflückt und beim Schneiden des Zuckerrohrs einschläft, fürchtet keine Mühe, wenn er seinem Herrn und Befehlshaber Adieu sagt. Schritt für Schritt, in kleinen Tagesreisen zogen die Malgachen dem Flusse entlang, schleppten die Pirogue zu Lande nach, trugen sie auf ihren Schultern und legten sie umgekehrt unter die Farrenkäuter, um sich darunter zu schützen. Den alten Zauberer, der sich schon auf dem Wege nach Madagaskar sah und dem der Kopf schwindelte, führten sie an der Hand. Er sang wie ein Kind, so daß die beiden Brüder oft zu ihm sagten: „Nicht so laut, Vater, nicht so laut, wir sind einem Dorfe nah, die Hunde klaffen." Endlich brachte Cäsar sein Fahrzeug zitternd in den Fluß, er versuchte es und fuhr mit dem Ruder hin und her; das Wasser trug die Pirogue aus grünem Holze ganz gut. Quinola setzte sich an das eine Ende, unser alter Sclave auf das Vordertheil und ruderte ganz sanft; der andere Sclave folgte ihnen zu Lande und sah mit großer Freude zu, wie das kleine Fahrzeug wie ein Schatten an den Binsen vorüberglitt, das streng genommen gut dazu war, um auf diesen friedlichen Bächen zu fahren. Gelangweilt durch das Laufen am Ufer, sprang er in's Wasser und begleitete im weitausgreifenden Schwimmen den jungen Malgachen, der kräftig sein Ruder handhabte und den weißköpfigen Greis, der den Himmel schweigend betrachtete.

„Die ziemlich reißende Strömung brachte die Pirogue bald an die Kieselbänke, welche die See zur Fluthzeit an die Mündung des Flusses treibt. Es war gegen Mitternacht, die Flüchtlinge waren der ersten Gefahr entgangen, indem sie gewandt durch die Felsen glitten, die über das Strombett herein hangen. Die Gewölke, die sich dem Rauche gleich über den Bergen zusammenrollten, bedeckten nur einen Theil des Himmels, und es war hell genug auf dem Wasser, daß ein Schiffer die Richtung halten konnte und finster genug auf dem Lande für den Fall, daß man ihnen dort Fallen legte. Wenn sich ein Fischer dort befunden hätte, der in der stürmischen Nacht seine Netze legte! Schon sagte die am Strande murmelnde See zu den Malgachen, daß sie ihrer Freiheit entgegengingen.

„Ehe sie in das „große Gewässer" fuhren, erfüllten die beiden jungen Leute eine vaterländische Ceremonie; der Steuermann, das heißt Cäsar, that Wasser in ein Ravenola-Blatt, ging bis an die Knie in's Meer, besprengte den Rand der Pirogue und flehte zu den Wogen mit gefalteten Händen, daß sie sie ohne Unfälle an ihre Insel bringen möchten, daß sie sie beschützen gegen Sclavenhändler, Klippen und Seeungeheuer. Nachdem dies geschehen, begrub er das Blatt, dessen er sich bedient, im Sande und stieß mit seinem Ruder in die See. Dieser Ravenola, den man den Baum des Reisenden heißt, ist in den Augen der Malgachen heilig, weil er eine große Menge trinkbaren Wassers enthält, selbst wenn er auf sumpfigem, halb salzigem Boden wächst."

„Das ist eine Mähr," sagte der Doctor, der seit einiger Zeit zu schlummern schien, „ein Musa, er vereinigt im höchsten Grade die zwei charakteristischen Zeichen dieser Classe und ist wesentlich aquosus und fungosus."

„Eine Pirogue ist sehr niedrig im Wasser," begann Moritz wieder, „und es genügte für die drei Malgachen einige Meilen entfernt von der Küste zu sein, um sich als gerettet ansehen zu können. Als die Sonne aufging, erschien ihnen die Insel wie Ein Gebirge, grün am Fuße, grau am Gipfel, am Ufer mit einem Schaumgürtel umgeben, mit einem Thronhimmel von Wolken über seinen Bergen. Die Flüchtlinge auf den Hochebenen schwatzten vielleicht gerade von dem alten Zauberer, indem sie nach diesem schwarzen sich entfernenden Punkte starrten, aber wenn man sich mit Quinola noch in den Pflanzungen beschäftigte, wo er sich furchtbar gemacht hatte und in den Lagern der Schwarzen, wo er von Zeit zu Zeit wie ein außergewöhnlicher Mensch erschien, so sprach er selbst kein Wort mehr seit dem Augenblicke, wo ihn Cäsar in die Pirogue gesetzt hatte.

„In der schlechten Jahreszeit um unsere Insel zu fahren, ist für große Schiffe nicht leicht; wie hätte nun eine kleine Pirogue, kaum aus dem Groben heraus gearbeitet, dem Meere widerstehen können? Bald bemerkten die beiden Ruderer, daß das zu schwere grüne Holz immer mehr und mehr sank. Beim ersten Windwehen bespritzte das Salzwasser ihre Mundvorräthe. Da sie nicht mehr wußten, nach welcher Richtung sie steuern sollten, so ließen sie das Fahrzeug im Winde der Insel gehen: das war nicht der Weg, der nach Madagaskar führte! Das kleine Fahrzeug schwamm nach einem Tage Schiffahrt so wenig, daß die jungen Malgachen, aus Furcht es möchte untergehen, es abwechselnd schwimmend begleiteten. Ihre Kräfte erschöpften sich, der Sturm trieb sie hin und her, und Regenströme stürzten von der Höhe des Himmels auf sie, und die See schlug sie wie das Seegras, welches die Fluth den Buchten zuführt. Einige Zeit nach ihrer Abfahrt begegnete ihnen ein Schiff, der, welcher in der Pirogue war, ruderte nicht mehr, der andere, an's Hinterdeck geklammert, erhob mit Mühe den Kopf über das Wasser. Als man sie anrief, schienen sie zu erwachen. Sie drückten sich die Hände und tauchten dann unter. Die Matrosen des Schiffs erwarteten sie bald wieder erscheinen zu sehen, aber sie erschienen nicht mehr an der Oberfläche des Wassers.

„Der alte Quinola blieb allein in der Pirogue und der Kapitän des Schiffs schickte einen Kahn zu ihm, weil er denen, die ihn anriefen, nicht antwortete, und sie hätten lange nach ihm rufen dürfen. Als die Anderen untertauchten, war Quinola gestorben, wohl gestorben, nicht auf Madagaskar wie er gehofft, aber wenigstens außerhalb der Insel, wie er es durchaus gewollt hatte."

„Und wer erzählte Ihnen diesen letzten Theil der Geschichte?" fragte ich den Creolen.

„Ein flüchtiger Neger, der Quinola einige Dienste erwiesen hatte; als er abreiste, vermachte er ihm seine Grotte. Seit vielen Jahren besucht dieser Ausreißer das Gebirge und die Verstecke; sein Herr lebt nicht mehr und man läßt ihn friedlich herumschweifen. Ohnedem sieht man ihn nur, wenn er will; wenn wir da oben jagen, redet er uns manchmal an und bietet seine Dienste als Führer an. Er war es ohne Zweifel, den wir heute Abend von hier verscheuchten, weshalb ich in die Luft schoß, aber es war klug, Feuer zu geben, denn es giebt noch Andere in der Nähe." —

„Die Vorsehung," bemerkte der Doctor, „setzte auf Euere Insel weder Schlangen noch wilde Thier; den Europäern war es vorbehalten, eine Menschenklasse hier hervorzubringen, die ich gerne Waldmenschen nennen würde."

Aus der Menschenheimath.

Briefe des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Einundzwanzigster Brief.

Die Insekten-Verwandlung.

(Schluß.)

Würdest Du nicht, lieber Freund, für die meisten meiner heutigen Figuren die Vorbilder vielmehr im Pflanzenreiche als in der Thierwelt suchen? Bei dem Worte Ei denken wir an die schlichte gerundete Gestalt, welche die Eier der Vögel, Fische und Amphibien so allgemein haben, daß die Eiform zum allgemein verständlichen Erklärungsmittel geworden ist. „Dies oder jenes Ding hat die Form eines Eies." Mit diesen Worten sind wir vollkommen aufgeklärt. Aber nun sieh unsere Figuren an! Sollte Fig. 8 nicht vielmehr einen zierlichen Blattpilz darstellen? Sind Fig. 3 nicht vielmehr Pflanzenknöllchen, Fig. 6 und 7 nicht etwa Pflanzensaamen?

Ich will dasjenige, was ich in einem kurzen Briefe über diesen reichen Stoff zusammendrängen kann, an meine Figuren anknüpfen.



Fig. 1 ist ein Schmetterlingsei und zwar von der bekannten Kupferglucke, Gastropacha quercifolia. Die Schmetterlinge haben in der Gestalt des Eies nichts eben sehr Abweichendes; nur in der Anordnung derselben nach dem Ablegen und wie sie dieselben vor den Witterungseinflüssen und vor den Nachstellungen ihrer Feinde zu sichern suchen, zeigen sie oft auffallende Erscheinungen. Die aschgrauen runden Eier der Kupferglucke zeigen zierliche stahlgrüne Ringe. Sie finden sich frei an Baumstämmen abgelegt.

Unsere gemeinen Heuschrecken bergen ihre Eier (Fig. 2) in förmliche Packete vereinigt (siehe die Figur rechts) unter der Erde. Dazu haben sie eine aus zwei Klappen gebildete säbelförmige Legscheide. Als Kind unterschiedest Du daran die stummen Weibchen von den singenden Männchen, wenn Du Dir diese Feldmusikanten für die Graspferdhäuschen einfingst.

Aber großartige Anstrengungen muß der Käfer machen, dessen Eier uns Fig. 3 (rechts ein einzelnes davon) in Vergrößerung zeigen, ehe er sie ablegen kann. Mit vollstem Recht hat dieser Käfer (Necrophorus) davon den Namen des Todtengräbers erhalten. Während er selbst auf Pflanzen lebt, wohnte er als Larve in stinkendem Aas, was auch deren Nahrung ausmacht. Lege einmal wenn es Sommer wird, einen kleinen todten Vogel oder eine Maus auf ein Gartenbeet. Nach einigen Tagen wirst Du ihn an derselben Stelle begraben und mit Erde bedeckt finden. Ein für uns Menschen unbegreiflich feines Spurvermögen wehete mit der Luft diesen Käfern die Kunde zu, daß hier ein noch unbestatteter Leichnam liege. Sie flogen herbei und legten ihre Eier auf und in denselben und erledigten dann eine Arbeit, größer als es uns sein würde, ohne Werkzeuge, blos mit unsern Händen, einen Elephanten zu begraben. Sie unterwühlten den Leichnam bis er in die Erde sank, worauf sie ihn mit Erde bedeckten.

Fig. 4 zeigt Dir das Blatt eines Grases, am Rande eines Baches gewachsen. Der schwarze gegitterte Fleck darauf ist ein Eierhaufen einer Köcherjungfer (Phryganea), die wir bei dem Larvenzustande als geschickte Arbeiterin kennen lernen werden. Die Eier sind durch eine Gallerte in sehr regelmäßiger Anordnung verbunden, wie Dir ein vergrößerter Theil des Eierhaufens links zeigt. Das Insekt, ein Ordnungsverwandter der bekannten Libellen, schwärmt in Menge in der Nähe der Gewässer und seine in düstere Farben gekleideten vier Flügel, die es sitzend aufwärts zusammengeschlagen trägt, gleichen in der Form etwas denen der Schmetterlinge. Da das Insekt seiner Lebensweise zufolge seine Eier auf solche Pflanzentheile legt, welche unmittelbar am Wasser stehen, so gelangen die auskriechenden Lärvchen leicht in dieses ihr Element, wo wir ihnen später begegnen werden.

An dem Zweigstückchen Fig. 5 sehen wir, durch unauflöslichen Kitt zu einem festen Ringe verbunden, die Eier eines Schmetterlings (Gastropacha neustria), dessen Raupe unter dem Namen Ringel- oder Bandraupe allgemein bekannt und als ein Feind unserer Aepfelbäume gefürchtet ist. Man kann den festen Eierring oft leicht von dem Zweige abziehen. Wenn die Meisen und andere Singvögel im Winter und Spätherbst in unseren Obstgärten von Baum zu Baum schlüpfen, so sind sie beschäftigt, uns von diesen und den Eiern anderer schädlicher Schmetterlinge zu befreien.

Wenn wir das verborgene Leben auf dem Grunde eines Sumpfes oder Teiches der Aufmerksamkeit werth halten, die es, wie die ganze uns umgebende Natur verdient, so finden wir dort auch ein häßliches, aschgraues, abenteuerlich gestaltetes Insekt mit ganz plattgedrücktem Leibe und sonderbaren Fangarmen. Es ist der Wasserskorpion (Nepa cinerea), der seine Eier zu langen Schnüren verbunden legt, von denen jedes am obern Ende sieben Borsten hat, womit es in der Schnur das vordere umfaßt. Ein einzelnes Ei und ein Stück Eierschnur siehst Du in Fig. 6 dargestellt.

Aehnlich gestaltet, aber nicht zu Schnüren verbunden sind die Eier der Schmalwanze (Ranatra linearis) Fig. 7, welche als nächste Verwandte des Wasserskorpions mit diesem auch, wiewohl seltener, an denselben Orten gefunden wird.

Diese letzt beschriebenen beiden Eierarten sehen manchen Pflanzensamen täuschend ähnlich, besonders den Samen mancher Körbchenblüthler, wohin z. B. Sonnenrose und Löwenzahn gehören, und mancher Scabiosen.

Zu den sonderbarsten Formen des Insekteneies aber gehören die Eier der schönen Florfliegen (Hemerobius), welche Dir sicher, wenn auch nicht unter diesem Namen, bekannt sind. Sie sind Ordnungsverwandte der Libellen und haben vier ziemlich breite, gleich große, zarte Flügel mit einem äußerst zierlichen und feinmaschigen Aderneß. Sie halten sich gern in unsern Zimmern, namentlich in selten geöffneten, an den Fenstern auf und fliegen uns Abends nicht selten in die Flamme unseres Lichtes. Sie zeichnen sich aus durch halbkugelig am Kopfe hervortretende Augen, welche in wunderschönem Goldgrün glänzen. Diese Thiere heften ihre Eier truppweise zusammen auf langen haarfeinen Stielchen an Pflanzenblätter fest und sind diese daher lange selbst von den Naturforschern für Blattpilze gehalten worden (Fig. 8). Die daraus auskriechenden Larven jagen dann auf den Pflanzen nach Blattläusen, die sie aussaugen und deren Bälge dann an dem mächtig bepuderten Leibe der Larven hängen bleiben.

Als ich einst bei Triest auf einem Steine festgeklebt ein solches Ding fand, wie Dir Fig. 9 in natürlicher Größe zeigt, wußte ich Anfangs selbst nicht, wofür ich es halten solle. Es ist ein wunderliches gelblich graues wie aus Hausenblase gemachtes blättriges Gebilde, was man, wenn es trocken ist, leicht nach den Blättern zerbrechen kann. Inwendig findet man dann, siehe rechts den Durchschnitt, eine Menge längliche Eier. Sie gehören der im südlichen Deutschland vorkommenden Heuschrecke, mit dem sonderbaren Namen der Herrgottanbeterin (Mantis religiosa), an. Indem das Weibchen die Eier ablegt, baut es zugleich um dieselben aus einem, schnell zu einer derben Haut erhärtenden, Schleime die sonderbare Hülle, die man leicht selbst für ein selbstständiges aus Schildern regelmäßig zusammengesetztes Wesen halten könnte.

Sind auch meine Eifiguren hier am Ende, so würde doch die Insektenwelt für viele andere Stoff bieten. Oft wahrhaft staunenerregend sind die Anstrengungen und Arbeiten, welche die weiblichen Insekten übernehmen, um ihre Eier so unterzubringen, damit es nachher die auskommenden Lärvchen behaglich finden. Eine kleine Wespe baut z. B. für jedes einzelne Ei, deren sie doch wenigstens nach und nach zwanzig legt, eine kugelrunde haselnußgroße Höhle, die sie im Freien an Mauern, zwischen Steinen, an Felsen u. s. w. anbringt, und dann, bevor sie dieselbe verschließt, daß sie eine hohle Kugel ist, zu dem Ei einige lebendige Räupchen sperrt, welche dann ihrem Larvenkinde zur Nahrung dienen. Denke an die Bienen und gemeinen Wespen, die für jedes einzelne Ei eine so kunstvolle sechseckige Zelle bauen, als hätten sie Zirkel und Maaß dabei angewendet. Belausche den bekannten schneeweißen Schmetterling, den Goldafter (Liparis chrysorrhoea), wie er seine goldbraunen Afterhaare mit den Flügeln auf den eben gelegten Eierhaufen herunterbüeſtet und diesen dadurch vor den scharfen Augen der Singvögel doch nicht gut genug verbirgt. Ein wunderbarer Instinkt lehrt die Pferdebremse (Ostrus Equi), ihre Eier an diejenigen Theile des Pferdeleibes zu legen, wo dieses sich lecken kann, damit sie von dem Pferde verschluckt und in den Magen befördert werden, wo die Bremsenlarven allein ihren gedeihlichen Entwickelungsort finden. Die grausamen Schlupfwespen oder Ichneumoniden suchen andere Insekten auf, am häufigsten Schmetterlingsraupen, denen sie ihre Eier auf den Leib heften, aus denen dann die Lärvchen dem armen Schlachtopfer sich unter die Haut bohren und von dessen Lebenssäften zehren. Eines dieser Thierchen, die Gattung Teleas, ist so klein, daß es gegen zwölf seiner unendlich kleinen Eierchen in ein Schmetterlingsei legt, dessen Inhalt dann ausreicht, die Teleaslärvchen wenigstens eine Woche lang und zwar bis zur Verpuppung zu nähren! Bis endlich die Gallwespen als Meister der wahrhaften natürlichen Magie aus ihrem Reiche heraus einen kühnen Griff in das Pflanzenleben thun und durch ein unaussprechlich winziges Tröpfchen eines mit dem Ei in das Eichenblatt gebrachten Saftes dieses zwingen, als Wiege und Speisekammer zugleich um das Gallwespenlärvchen den Gallapfel zu bauen.

Ueberall das ganze Jahr hindurch sind zahllose Eier dieser Thierklasse, die eine unausdenkbar wichtige Rolle im Naturhaushalte spielt, wenn auch meist für uns unsichtbar verbreitet. Erinnere Dich an die als „Landplage" sprüchwörtlichen Heuschrecken. In einer Gemeinde sammelte man 1833 bei Marseille 3808 Kilogramm Heuschreckeneier, was nach einer Schätzungszählung über 300,000,000 Eier beträgt. Gewiß sind dort mindestens doppelt so viel dem Auge der Sammler entgangen.

Mein nächster Brief soll Dir Einiges von dem Larvenzustande der Insekten berichten.

Lord John Russel und das englische Kabinet.

Gleich von Beginn des russisch-türkischen Streites an, der jetzt ganz Europa in ängstliche Spannung versetzt, waren Aller Augen erwartungsvoll auf das englische Kabinet gerichtet, von dessen Haltung die Entscheidung der großen durch den Kaiser von Rußland herauf beschworenen Frage abhing. Die Leiter der französischen Politik, so weit es deren neben dem Kaiser Ludwig Napoleon giebt, flößten als politische und diplomatische Parvenus bei weitem nicht das Vertrauen ein, wie die Männer der englischen Regierung. Erstlich ist man bei den Franzosen stets an etwas Abenteuerlichkeit gewöhnt; sodann hat das erst seit wenigen Jahren bestehende und unter außerordentlichen Verhältnissen entstandene Kaiserregiment noch nicht jenen stets fester wurzelnden Bestand für sich, den die Länge der Zeit verleiht; ferner mußte man hier allenfalls Entschlüssen entgegen sehen, die vielleicht nur um des die Franzosen stets blendenden Nationalruhms willen gefaßt werden mochten; so konnte man letzte Zwecke der französischen Kaiserregierung vermuthen, und daher ihren ersten Mitteln gleich mißtrauen.

Bei dem englischen Kabinet war dies ganz anders; in ihm saßen gereifte Männer, Männer, die mehr oder weniger über ein Vierteljahrhundert lang die Zügel der Regierung in Händen gehalten, und eingeweiht in die geheime Politik Europa's waren. Die Entschlüsse, die sie faßten, wurden nicht ohne schweren Widerstreit gefaßt; es war ein gewissenhaftes Abwägen, ein harter innerer Kampf, ein bedächtiges Zuwerkegehen; und wenn endlich auch sie mit der Erklärung endigten: „Wir können nicht anders!" so kann dies selbst dem entschiedensten Friedensgesellschaftler eine Garantie sein, daß die durch Rußland herbeigeführte Lage keine andere als gewaltsame Entscheidung mehr übrig ließ.

Als das gegenwärtige englische Kabinet im December 1852 an's Ruder gelangte, taufte man es das Kabinet der Kapacitäten. Neben Lord John Russel bestand es aus Aberdeen als Premierminister, Gladstone, Graham, Palmerston, Newcastle, Molesworth und andere. Einer bestimmten Parteifarbe, wie dies sonst in England der Brauch ist, entbehrte diese Zusammenstellung; das gemäßigt-conservative, das liberale und selbst das radicale Element (durch Molesworth) fand sich vertreten, die Parteifarbe fehlte diesem Ministerium, alles Andere nicht. Was England an, durch Talent, Genie, Erfahrung, staatsmännische Gelehrsamkeit und Popularität, hervorragende Persönlichkeiten aufzuweisen hatte, erschien in dem Rathe der Krone. Keine Stimme erhob sich gegen die Weisheit und Befähigung der neuen Minister, und doch wurde allgemein an der Dauer dieses Kabinets gezweifelt, weil die verschiedenen Mitglieder sich nicht auf ein und demselben politischen Standpunkte befanden. Jene Befürchtung ist unerfüllt geblieben, gewiß ist aber, daß der Umstand, der sie hervorrief, die Ursache des bedächtigen Vorangehens Englands war.

Lord John Russel erhielt in dem neuen Kabinet das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und die Führung des Unterhauses. Ersteres, das er überhaupt nur provisorisch übernommen, trat er schon nach sieben Wochen an Lord Clarendon ab, um sich nur mit der letztern Stellung zu begnügen, was,

da er nunmehr ohne Portefeuille im Kabinete saß, von seinem uneigennützigen Patriotismus zeigt.

Während seiner langen politischen Laufbahn hat Lord Russel mehr als jeder andere englische Minister in der Politik und Diplomatie die Ehre und Freiheit Altenglands vertreten. Geboren 1792*), begegnen wir ihm schon 1819 im Unterhause als feurigen Bekämpfer alter Mißbräuche der englischen Verfassung, und in diesem Kampfe für die fortschreitende Entwickelung der Charte ist sich Lord Russel beharrlich treu geblieben, mochte er nun bloßes Parlamentsmitglied sein oder Minister. So oft er in's Ministerium trat (1830 zum ersten Male), galt es als Zeichen, daß die Principien des Fortschritts gesiegt, und seit der Durchführung der berühmten Reformbill im Jahre 1831 ehrte ihn die Nation mit dem Namen: „Vater der Reform." In der Beständigkeit der Grundsätze ist John Russel gewissermaßen der Antipode Palmerston's, den man zu verschiedenen Zeiten die Farben wechseln sah.

Dem ministeriellen Führer des Unterhauses, welches Amt Lord John Russel gegenwärtig bekleidet, liegt die allgemeine Vorbereitung der Regierungsmaßregeln und ihre Vertheidigung im Parlamente ob. Der Führer muß mithin alle jene Rednergaben besitzen, welche im Stande sind, Eindruck auf eine Versammlung hervorzubringen. Lord John Russel versteht dies. Das Parlament besitzt kaum einen zweiten, ihm ebenbürtigen Redner, der in gleichem Maße Wohllaut des Organs mit Adel der Mimik verbindet, und dabei zugleich in seinen Gründen so klar, in seinen Beweisen so logisch und in seinen Redebildern so anmuthig ist. Um den nicht seltenen Stürmen im Unterhause Trotz zu bieten, bedarf der ministerielle Führer desselben noch der Jugend volle Kraft, und Lord John Russel war der erste in so hohem Alter, der jene schwierige Aufgabe übernahm.

Was die Haltung Lord John Russel's in dem russisch-türkischen Konflikt anbelangt, so brachte es das ihm im Ministerrathe zugefallene Amt mit sich, daß er auf die Führung der auswärtigen Angelegenheiten in erster Reihe keinen Einfluß hatte. Lord Palmerston, als Minister des Innern, befand sich in derselben Lage. Als jedoch durch Rußlands Beharren auf dem einmal eingeschlagenen Wege die Lage von Woche zu Woche verwickelter wurde, wußte die Fraktion Russel-Palmerston im Kabinet durchzudringen und eine entschiedenere Politik gegen Rußland zur Geltung zu bringen. Den Gang dieser Politik, der endlich mit der Kriegserklärung gegen Rußland endigte, dürfen wir wohl als unseren Lesern aus den öffentlichen Blättern hinlänglich bekannt voraussetzen. Der zweiundsechszigjährige Russel hat das volle Feuer der Jugend wieder gefunden, wenn er im Parlamente die kriegerischen Maßregeln der Regierung ankündigt oder bei antirussischen Banketen den Vorsitz führt. Er auch war es, der mit seinen Freunden im Kabinet die Ernennung Napier's zum Befehlshaber der Ostseeflotte, ungeachtet lebhaften Widerstandes, durchzusetzen wußte.



Lord John Russel.

* Die einflußreichsten Mitglieder des englischen Kabinets sind überhaupt respektabeln Alters: Aberdeen ist 60 Jahre alt; Palmerston, unter dem sich viele einen jungen Brausekopf denken, ebenfalls 70; Graham und Russel stehen im 62sten Lebensjahre.

Blätter und Blüthen.

Künstliche Perlen. Die Chinesen sind seit einiger Zeit auf sehr schlaue Weise verfallen, künstliche Perlen durch die Perlenmuschelaustern erzeugen zu lassen. Sie öffnen dieselben ein wenig und werfen Stückchen Holz, welche ein Buddhabild darstellen, hinein. Die Auster sucht darauf den ihr fremden Körper dadurch zu beseitigen, daß sie ihn mit ihrem Saft überzieht, d. h. ihn zur Perle macht. Auf diese Weise kommen die Chinesen zu einer ganz neuen, für sie sehr schätzbaren Art Perlen, die ihnen ihren Gott in kostbarer Glasirung darstellen. Die Kunst überhaupt, künstliche Perlen zu erzeugen, hat schon Linné entdeckt. Die Auster erzeugt nämlich die Perle, um sich dadurch gegen den Angriff eines ihr feindlichen Krebses, der sie zu durchbohren sucht, zu schützen. Jede Perle ist eine Palisade, die sie gegen ihn aufwirft. Macht man also denselben Prozeß künstlich, bohrt man die Perlenauster an, so erhält man auch Perlen. Diese Kunst wird jedoch wenig ausgeübt, da in den Gegenden, wo Perlenmuschelbänke sind, die Austern in solcher Menge gefunden werden, daß es sich nicht verlohnt, sich erst diese Mühe zu geben. Dieser Muschelfang ist namentlich bei der Insel Ceylon bedeutend. Dort ist er Eigenthum der englischen und holländischen Regierung, und es kommen dabei häufig sehr komische Scenen vor. Die Sclaven suchen bei dem Oeffnen der Austern zuweilen Perlen zu verschlucken; sobald dies aber bemerkt wird, oder nur der Verdacht entsteht, daß es geschehen ist, wird der Apotheker geholt und dieser muß dem Sclaven von Staatswegen eine Laxanz eingeben. Manche Perle, die den Hals einer schönen Gräfin oder geldstolzen Banquiersfrau schmückt, mag daher schon einen sonderbaren Weg gemacht haben!

Der Kranich. Lütke, der Kranich, spielt zwar in Reineke Fuchs eine ganz respektable Rolle, und man muß ihn dort mindestens als Hofrath ansehen, aber im wirklichen Leben erweist man ihm in Deutschland lange nicht Ehre genug. Die Javanesen, die überhaupt in vielen Stücken sehr gescheut sind, wissen ihn besser zu ehren. Er bildet den höchsten Schmuck ihrer Tempel und Paläste, und Niemand darf ihn tödten, weil sie wissen, wie nützlich er ihnen auf den Feldern und Wiesen ist, indem er diese von schädlichem Gewürm und Nagethieren befreit, und dabei der Jagd und dem Geflügel lange nicht so gefährlich ist, wie der weit räuberischere Storch. Das weiß man auch in Scandinavien, denn dort bedient man sich seiner bereits als Hausthier. Als solches ist er höchst amüsant. Lloyd schildert einen solchen, den er selbst drei Jahre lang besaß. Im Allgemeinen war er harmlos, einen Knaben konnte er jedoch nicht leiden. Dieser mußte ihm einmal etwas gethan haben, denn wo er ihn sah, verfolgte er ihn. Einmal überraschte ihn der Vogel beim Bade. Er wollte rasch an's Ufer, der Vogel schnitt ihm jedoch den Weg ab und trieb ihn in's Wasser zurück. Nicht eher, als bis ihm Beistand geworden, konnte er an's Land und sich anziehen. Ehe er jedoch die Thür erreicht hatte, überfiel ihn der Kranich und brachte ihm mehrere Bisse bei. Damit war seine Rache aber gestillt. Von diesem Tage an that er dem Knaben nichts mehr. — Dahlson, Landbesitzer in Ferna-Bruck erzählte, daß ein zahmer Kranich fünfzig Jahre lang am Leben geblieben sei. Er war ganz zahm und aß Alles, was man ihm gab. Im Herbst und Frühling sah er seine Brüder, die wilden Kraniche, mit größter Ruhe über sich hinwegziehen, und machte nie einen Versuch zu fliehen. — Auf einem andern Hofe hielt man ein Paar. Das Weibchen wurde sehr groß und machte sich's zum Geschäft, die Hühner, Gänse und Enten des Hofes zu überwachen, die es allgemein fürchteten. Des Morgens ging es regelmäßig in die Küche und bat sich sein Frühstück aus. Kamen die Knaben mit Butterbrot, so zerrte es diese so lange an den Knöpfen, bis sie ihm ein Stück gaben oder auch das Brot fallen ließen, das es dann rasch verschlang. Es fürchtete sich weder vor Hunden noch Katzen. Den Kuhjungen konnte es gut leiden, weil dieser mit ihm spielte. Den Gärtner haßte es dagegen, weil dieser es aus dem Garten jagte, wenn es nach Grünem suchte. Es aß auch Kartoffeln, und sehr komisch war es, wenn es den Schnabel in diese zu stark gepickt hatte und ihn nicht wieder auseinander bringen konnte. Dann ließ man es gewöhnlich eine Weile umhertanzen, bis man es befreite. Sein Gehör war sehr scharf. Wenn es auch so weit ab war, daß man es nicht mehr sehen konnte, so kam es auf den Ruf des Hausherrn augenblicklich herbei. Auch aus hoher Luft hörte es ihn. Fisch aß es gern, aber noch lieber Fleisch, flog aber damit immer erst an's Wasser, wusch es ab und wälzte es dann im Sand. „Sand reinigt den Magen," muß es wohl dabei gedacht haben.

Von einem andern Kranich in Westgothland wird erzählt: Er war fünfzehn Jahre dort und der Liebling des ganzen Hauses. Es war ein Weibchen, und am liebsten mit Frauen zusammen. Je mehr beisammen waren, desto lustiger war er. Vor der Herrin des Hauses hatte er eine besondere Hochachtung. Sobald sie im Hofe erschien, machte er ihr seine Aufwartung, und es genügte ihm auch schon, daß sie sich in der Thüre zeigte oder daß er ihre Stimme hörte, sogleich war er da. Wenn das Futter gestreut war, und ihm die Hühner nicht aus dem Wege gingen, nahm er sie beim Kopf und tauchte sie in eine Wassertubbe. Aeußerst versessen war er auf's Tanzen, aber nicht mit Jedem mochte er tanzen. That er es, so sprang er mit ausgespreizten Flügeln hoch in die Luft und suchte alle Schritte seines Partner nachzumachen. Sein Gehör war ungemein scharf. Wenn im Hause Klavier gespielt wurde, hörte er eine Weile still zu, dann ging er, auch wenn Besucher dort waren, in's Zimmer und stellte sich neben das Instrument. Er unterschied offenbar die Töne. Wenn ein Adagio gespielt wurde, hielt er seinen Kopf nieder oder drehte ihn leise umher, als wäre er traurig. Wurde dagegen eine Polka oder ein anderes lustiges Stück gespielt, so stand er ganz aufrecht da, drehte Kopf und Augen schnell umher und bezeugte sein Vergnügen auf alle Weise, die ihm zu Gebote stand. Sehr gern besah er sich im Spiegel und nahm vor diesem allerlei Stellungen an; namentlich war das der Fall, wenn er vor dem Trumeau stand, wo er sich in seiner vollen Größe bewundern konnte. Während der Zugzeit riefen ihm seine Kameraden vergebens zu, er möge ihnen folgen. Nur einmal ließ er sich verlocken, mit einem derselben den Tag auf einer Wiese neben dem Hause zuzubringen; als ihn derselbe aber Abends einlud, ihm zu folgen, sagte er ihm Lebewohl und flog nach Hause. Eines Morgens fand man ihn an seinem gewöhnlichen Ruheplatze todt, ohne daß man eine Ursache seines Todes kannte. Die ganze Nachbarschaft trauerte um ihn. — Ein Pärchen, das ganz jung auf den Hof eines Gutsbesitzers kam, zeigte eine merkwürdige Anhänglichkeit an einander. Wenn eines sich entfernt hatte, rief das andere gleich mit lautem Geschrei nach ihm. Als das Männchen verwundet war, war das Weibchen untröstlich, verließ jenes keinen Augenblick und duldete nicht, daß ihm irgend wer zu nahe kam. Als später das Weibchen starb, war das Männchen ganz außer sich. Es zog seinen Herrn zu dem todten Weibchen hin, und drückte auf jede Weise seinen Schmerz aus. Nachdem der todte Vogel fortgenommen war, rannte das Männchen im ganzen Hause umher, pochte an jede Thür und suchte in jedem Zimmer umher, in das man es einließ. Dann stand er drei Tage lang unbeweglich in jammervollem Zustande auf dem Felde und nur allmälig nahm er wieder Antheil an den Freuden des Lebens. Jetzt übertrug er seine Liebe auf die Thiere des Hofes, vorzüglich auf einen Bullen, an dessen Brüllen er sich erfreute. Ihn schien er als seinen Herrn und Meister zu betrachten, denn er begleitete ihn überall hin und tanzte um ihn und verbeugte sich vor ihm, wenn er still stand, auf die komischste Weise. Das Federvieh hielt er in strenger Zucht, bewieß aber mehr Nachsicht gegen die Hennen und Enten, als gegen die Gänse und Truthühner. Bei den Schafen versah er die Dienste des Schäferhundes. Das Jungvieh konnte er ganz allein auf die Weide und von da heimtreiben. Fremdes Vieh jagte er vom Hof oder aus den Feldern. Wurden die Pferde angeschirrt, so stand er als Schildwache dabei; waren sie unruhig, so schlug er mit den Flügeln, schüttelte den Kopf und schrie laut. Nur die Schweine würdigte er keines Blicks, sie schien er tief zu verachten. Auch Bettler und schlecht gekleidete Leute konnte er nicht leiden und ließ sie nicht in's Haus. Vor Schornsteinfegern fürchtete er sich, und ebenso hatte er Mühe, sich an schwarze Hunde oder Truthühner zu gewöhnen. Eine Beleidigung vergaß er nicht leicht und behielt sie lange im Gedächtniß. Wenn er hungrig war, ging er in die Küche und bat sich mit einem besonderen Schrei zu essen aus. Sollte er Abends nach seiner Lagerstätte gehen, so versteckte er sich vor der Magd, fand ihn diese jedoch, so ging er ruhig zu Bett. — Einmal brachte er sich von seinen Ausflügen ein Weibchen mit, dieses hielt aber nicht aus, sondern flog gleich wieder weg. Als man ihm darauf ein ganz junges Weibchen gab, empfing er es mit vieler Zärtlichkeit, führte es überall hin und lehrte es tanzen; betrug es sich jedoch widerspenstig, so bestrafte er es mit seinem Schnabel. In einem milden Winter, wo eine Menge Kraniche lange dort blieben, besuchte er diese häufig, kehrte aber fast immer mit zerrissenen Federn und blutend zurück. Er mußte also wohl mit ihnen gekämpft haben. Zuweilen war er Tage lang fort, kam aber immer wieder.

Hydraulische Dampfschiffe. Das neue Princip, Schiffe zu treiben, ist in England schon in mehreren Formen patentirt worden. Die eine Art, mit welcher man schon 40—50 englische (d. h. 10 deutsche) Meilen in der Stunde zurücklegte, patentirt dem Erfinder Mr. Gwynne, besteht im Einsaugen des Wassers durch eine Röhre am Bug des Schiffes vermittelst zweier Centrifugalpumpen, welche zugleich das Wasser mit furchtbarer Gewalt am Hintertheile heraustreiben, so daß das Schiff zugleich gezogen und getrieben wird. Die dadurch erzielte Schnelligkeit und Sicherheit übertrifft Alles, was man jetzt mit Rädern und Schrauben erreicht hat. Eine ganze Kompagnie von Capitalisten führt jetzt eine noch vollkommnere Art, die Mr. Higginson patentirt worden ist, im Großen aus. Das erste Schiff der Gesellschaft soll bald in See gehen, und man hat schon gemeldet, daß es mehr als 10 deutsche Meilen in der Stunde zurücklegen werde.

Republikanische Negerzeitung. In der Neger-Republik Liberia an der Westküste Afrika's (etwa unterm 8° nördl. Breite, mit der Hauptstadt Monrovia, erscheint jetzt die erste Neger-Zeitung unter dem Namen „Liberia Herald". Redacteur, Mitarbeiter, Drucker, Setzer, Leser — alle sind Neger. Der Inhalt macht ihnen alle Ehre, da Leitartikel, Berichte über Versammlungen der Ständekammer u. s. w. ganz gebildet geschrieben sind. Die Bewohner sind ursprünglich befreite Sklaven, die besonders von den Engländern dorthin gebracht wurden. Diese Zeitung ist vielleicht ein wichtigeres Zeichen der Zeit, als sich viele Weißhäute in ihrer Weisheit träumen lassen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 16. Die Gartenlaube. 1854.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für $12\frac{1}{2}$ Ngr. zu beziehen.

Die Candidaten-Braut.

Von Amely Boelte.

(Fortsetzung.)

„Dein Vater ist recht schwach geworden,“ sagte Auguste, als der Präpositus das Zimmer verlassen hatte, und sah ihm mit einem sorgenden Blicke nach. — „Dein Bruder Wilhelm ist ihm nun als Gehülfe an die Seite gesetzt, und kann in den nächsten Tagen hier eintreffen. Du wirst ihn jedenfalls noch sehen.“

Am nächsten Morgen ging August zum Herrn Pastor Sommer, um diesem und seiner Gattin einen Besuch abzustatten. Er fand den Ersteren so hager und schwach, daß er ihm fast unkenntlich erschien; die Frau Pastorin dagegen hatte noch an Fülle zugenommen.

„Mein lieber junger Freund,“ sprach sie zärtlich und reichte dem Knaben beide Hände entgegen, „Sie sind mir wie ein Sohn willkommen und in gewissem Sinne betrachte ich Sie auch so!“

„Leonie!“ rief der Pastor vorwurfsvoll, „ich bitte Dich dringend, rede nicht so, es ist ganz unpassend!“

„Gott, warum denn aber? Denke doch an Dich und mich!“

„Eben weil ich daran denke,“ sagte er mit ungewöhnlich scharfer Betonung, „eben darum soll hier davon keine Rede sein. Sie haben Ihren Aeltern rechte Freude gemacht, lieber August;“ wandte er sich an diesen. „Setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir von Ihrer Schule.“

Dies Thema war der Frau Pastorin zu trocken und sie verließ das Zimmer. Leonie wanderte indessen im Garten auf und ab. Sie war heute zu glücklich, den Freund ihrer Kindheit sich nahe zu wissen, um es im Hause aushalten zu können. Als August seinen Besuch beendet hatte, folgte er ihr hierher nach. Er war verlegen.

„Leonie,“ sagte er, „ich habe Deine Abschiedsgabe noch ganz bewahrt. Aber ich freue mich oft daran!“

„So?“ sagte sie, und sah ihn mit einem überglücklichen Gesichte an. —

„Deine Mutter sagte vorhin, ich wäre ihr wie ein Sohn willkommen, Leonie! — Willst Du, daß ich ihr Sohn sein soll, so gieb mir die Hand. Aber treu und fest für das Leben.“

Sie reichte sie ihm. „Treu und fest für das Leben,“ flüsterte sie und sich plötzlich losmachend, eilte sie im Fluge dem Hause zu.

Es war nicht wieder die Rede hiervon. Beide vermieden es, allein zu sein und so schieden sie denn, ohne daß ein anderes Wort dies erste bekräftigt hätte. Es genügte ihnen, so wie es war, sie glaubten an einander und scheueten den Ausdruck dessen, was in ihnen vorging.

August strebte nun mit erneuertem Eifer seinen Studien nach. — Nach wie vor lebte er im Hause des Gewürzkrämers und besuchte seine Freitische; das letztere aber mit immer schwererem Herzen. Oft war es ihm beim Hinausgehen aus dem Hause, als möchte er den Staub von seinen Füßen schütteln, so innerlich gekränkt und geknickt fühlte er sich. — Der Sommer schwand indessen dahin, und als der Herbst die Blätter färbte, da schrieb ihm seine Mutter, der Pastor Sommer sei gestorben. — August war tief betrübt darüber. Leonie hatte nun keinen Vater mehr und mußte noch Jahre warten, bis sie auf seinen Schutz rechnen konnte. Das stimmte ihn lange sehr ernst.

Die Frau Pastorin sollte nun ein Wittwenhaus beziehen und sich mit einer kleinen Pension behelfen, und diese Lage theilte die Tochter. Das waren Veränderungen, mit denen der Mensch sich nur im Laufe der Zeit aussöhnen kann. — Dieser Winter brachte August aber noch Schlimmeres. Sein eigener Vater wurde täglich leidender; als der Frühling nahte, schloß sich sein müdes Auge und Auguste stand weinend an seinem Grabe. Sie betrauerte ihn wahrhaft, denn was sie an Glück kannte, das kannte sie ja einzig durch ihn. August wollte kommen und die Mutter aufrichten, aber sie verbat es sich. Sie wollte ihn in seinen Studien nicht unterbrochen wissen, sagte sie; eigentlich aber wünschte sie es zu vermeiden, ihn einen Blick werfen zu lassen in die pecuniär traurigen Verhältnisse, die seinen Aufenthalt in Rostock zu einer kaum bestreitbaren Ausgabe machten. Bevor sie nicht klar ihre Lage übersah und die Ueberzeugung hatte, daß ihr theurer Sohn seine Laufbahn fortsetzen könne, wollte sie ihn nicht wiedersehen, um ihm ja jede unnütze Sorge und Kränkung zu ersparen. Leonie war ihre Vertraute in dieser Angelegenheit; mit dieser berieth sie Alles. Das Mädchen hatte den unverständigen Launen ihrer Mutter gegenüber einen tiefen Lebensernst gewonnen und war ihren Jahren an Reife weit voraus; sie konnte ihre Lage daher völlig übersehen. Sie wußte, daß in ihrer kleinen Wohnung kein Friede einkehren würde, sie sah voraus, daß ihre Mutter sich nirgends gefallen könne, wo sie auf Einschränkungen angewiesen sei und der langgewöhnten Geselligkeit entbehren müsse. Sie schlug Augusten vor, mit ihr gemeinsam eine Mädchenschule zu beginnen und den Ertrag August zuzuwenden, während der dadurch herbeigeführte Verkehr im Hause ihre Mutter zerstreue. — Dieser Plan war annehmbar und wurde vielfach besprochen. Für den Augenblick blieb derselbe aber noch unausführbar, indem jeder Wittwe noch ein Jahr gestattet blieb, in den alten Verhältnissen zu bleiben.

Die Folge dieses Aufschubs war, daß August nicht in seine Vaterstadt zurückkehrte, bis er sein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte und schon die Universität beziehen sollte. Da erst gelang

es ihm auf sein inständiges Bitten, die Einwilligung seiner Mutter zu einem Besuche in die Heimath zu erhalten. Wie sehr verändert fand er hier jetzt Alles. Sein Stiefbruder war in die Stelle des Pastor Sommer gerückt, ein neuer Präpositus war eingesetzt, und die beiden Wittwen lebten in einem Häuschen Thür an Thüre, ohne sich mehr zu sehen, als damals, wo Gatten und Kinder sie so eng zusammengeführt. August fand seine Mutter still und heiter wie sonst und glücklich im Anblick des zum Jüngling emporgeschossenen Sohnes. Leonie war nun siebzehn Jahre und prangte in Gesundheit und Jugendfülle; dazu hatte der Ernst ihres Wesens ihr eine gewisse Würde verliehen, die auf Achtung Anspruch machte. So trat sie August entgegen.

„Treu und fest für's Leben!" sagte sie bedeutungsvoll und bot ihm die Hand. — Sie verstanden sich, ohne daß es eines andern Wortes bedurfte. Auch der Mutter sagten sie nichts; doch mochte diese wohl errathen, was ihre Kinder sannen und träumten, denn manche ihrer Aeußerungen ließen schließen, daß auch sie sich im Stillen mit ähnlichen Gedanken beschäftigte.

Die Frau Pastorin Sommer traf er höchst grämlich an. Bei seinem Anblick brach sie sogleich in Thränen aus und beklagte ihr Schicksal, das sie so früh zur Wittwe gemacht. August versuchte, sie zu beruhigen.

„Schweigen Sie! Schweigen Sie, mein junger Freund!" rief sie. „Für mich giebt es keinen Trost, als den, daß ich meinen unvergeßlichen Gatten im Himmel wieder finden werde, und auf diese Frage eine positive Antwort zu erhalten, ist mir bis heute nicht einmal gelungen. — Ich bitte Sie, recht eifrig Theologie zu studiren, damit Sie mich hierüber beruhigen können. Nicht zu wissen, ob ein armes gebeugtes Weib ihre verlorene Hälfte wiederfindet, nein, das ist zu arg! — Da benutzten unsere Großväter ihre Studien doch besser. Und in dieser schwankenden Ungewißheit, ob ich nicht jenseits wie ein einsamer verlassener Schatten wandele, soll ich nun der großen Ewigkeit entgegen gehen! — Das kann ich nicht! Das kann ich wahrhaftig nicht. — Ich sehe ja meinen Weg nicht."

August wollte sie auf andere Gedanken lenken und fragte darum, ob sie sich häufig mit seinem Bruder darüber berathe?

„Ja, da hat man schön berathen!" sagte sie heftig. „Er kommt oft genug; aber er hat keine Augen für mich, und rede ich mit ihm, so scheint er mich gar nicht zu verstehen. Er ist verliebt in das Kind, meine Leonie! Wie er nur daran denken kann! Ich begreife es nicht! Hätte er irgend Geschmack, so würde er nach einer Gattin aussehen, die seinem Hauswesen mit Würde vorstehen und in der Gesellschaft repräsentiren könnte; aber daran denkt er nicht. Seine Natur begehrt keinen Austausch der Seelen, wie ich ihn mit meinem verstorbenen Gatten gepflogen. Gott! Das war eine Ehe! Von der konnte man sagen, daß sie im Himmel geschlossen. Wie die Engel lebten wir beisammen. Der gute, talentvolle Gatte betete mich an!" — Sie drückte ihr Tuch vor die Augen und schluchzte.

August stand auf und empfahl sich.

„Sie wollen schon gehen, junger Freund? Das glaube ich gern, eine betrübte Wittwe ist keine Gesellschaft für die Jugend. — Mit Ihrer lieben Mutter ist es ein Anderes, sie betrauert nur einen väterlichen Freund, während mir das Selbst von meinem Selbst verloren ging!" — Neue Thränen unterbrachen ihren Redestrom, und der junge Mann gewann unter wiederholten Verbeugungen die Thüre. Leonie harrte seiner im andern Hause.

„Du warst bei meiner Mutter?" fragte sie ihn.

„Ich bitte Dich, sage mir nichts darüber. Es thut mir weh und ich leide ohnehin genug dabei."

Sie blickte still vor sich hin auf ihre Arbeit, und August trat an das Fenster und sah auf die Straße.

„Mein Bruder Wilhelm bemüht sich um Dich?" fragte er nach einer Pause.

„Sie hat es Dir gesagt? — Ja, August, dem ist so. Ich lasse ihn gewähren, weil ich es nicht ändern kann. Seine Besuche zerstreuen meine Mutter."

„Und seine gute Stellung und Deine peinliche Lage verleiten Dich nicht, seiner Bewerbung Gehör zu geben?"

„Nein!" sagte sie fest. „Die Art, wie er mich liebt, ist mir zuwider. So oft er mich ansieht, möchte ich meine Hand über seine Augen decken. Auch, abgesehen von allem Andern, hätte er keine Hoffnung."

August verstand ihre Meinung und erwiederte nichts. Seine Mutter kam eben hinzu, man setzte sich um den Tisch und tausend Fragen nach seinem Leben und Treiben in Rostock wurden an ihn gerichtet, die er gerne beantwortete; denn er wußte, von welchem Interesse auch der kleinste Umstand seines Lebens für beide Frauen war, und das gab denselben auch in seinen Augen den Werth und die Bedeutung für eine Mittheilung. Es war beschlossen, daß er nach Ablauf der Ferien nach Rostock zurückkehren solle, um seine akademische Laufbahn zu beginnen. Seine Mutter wollte ihm senden, was in ihren Kräften stand; das Fehlende mußte er selbst gewinnen durch das Ertheilen von Privatstunden, denn mit den Freitischen hatte es jetzt sein Ende erreicht. Diese waren ihm zugesagt worden, so lange er das Gymnasium besuchte, und nachdem er vier Jahre dieser Wohlthat genossen, konnte er unmöglich eine Verlängerung des Termins begehren. Auch war er innerlich froh, dieser Gnade nicht mehr zu bedürfen. Es war ihm zu Muthe, als falle damit eine entsetzliche Bürde von seinen Schultern, als werde er nun erst ein freier Mensch und ein Mann. Mit vollem Vertrauen in seine Kräfte und seinen Willen sah er seiner Zukunft entgegen und zweifelte nicht, den Sieg über alle Hindernisse davonzutragen.

Am Vorabend seiner Abreise winkte er Leonie zu sich in eine Fensternische. „Leonie!" sagte er mit welchem Ernst des Tones, „hier diesen kleinen goldenen Reif laß' mich zur Erinnerung an diese glücklichen Tage an Deinen Finger stecken, — und Dir dabei das Versprechen abnehmen, daß Du ihn von Dir werfen willst in der Stunde, wo ich Deiner Achtung unwerth werde. Es wird mir ein Sporn sein auf der Bahn meines Lebens, mir zu sagen: sie trägt den Ring noch; oder: sie soll den Ring noch ferner tragen; darum gönne ihm diesen Platz."

Sie hielt ihm stumm die Hand hin, während zwei große Thränen über ihr tief bewegtes Antlitz rollten. Er steckte den kleinen Reif daran, und hielt sie dann noch fest zwischen seinen beiden Händen; sie sah ihn an, sie sah die von Schmerz und Liebe bewegten Züge, sie schlang beide Arme um seinen Nacken, zog sein Haupt zu sich herab und ihre Lippen berührten leise seine Stirn, aber schnell hatte sein Mund den ihrigen gefunden, sein Arm umfing sie und ein langer Kuß besiegelte den Bund dieser Stunde.

Nach August's Abreise erschien das Haus den beiden Frauen sehr öde; aber die Arbeit half die Lücke schnell ausfüllen. Ihre Schule trat nun in das Leben, und die gediegenen Kenntnisse, die Leonie besaß, thaten ihr hier vortreffliche Dienste. — Die Mädchen, welche ihrer Aufsicht anvertraut wurden, brachten nur vier Stunden täglich bei ihnen zu, denn eine langjährige Erfahrung hatte Augusten gelehrt, daß deren zarter Körperbau es nicht vertrage, so lange auf einem Flecke in einer Stellung zu verweilen. Dafür wurden sie in Feld und Wald und Garten hinausgeführt und erhielten hier die Belehrung, welche dem Menschen weit bildender ist, als bloßes Bücherwissen. — Bald strömten ihnen Schülerinnen von allen Seiten zu, der benachbarte Landadel wollte seine Töchter gern unter solcher Aufsicht wissen, und das kleine Haus faßte lange nicht mehr die Zahl von Personen, die es aufnehmen sollte. — Auguste war herzlich froh über diesen Erfolg, so beschwerlich er auch den Abend ihres Lebens machte. Sie konnte dem geliebten Sohne nun ohne Entbehrungen seinen Bedarf zufließen lassen und durfte nicht fürchten, ihn von eigenen Studien durch das Ertheilen zu vieler Privatstunden abgehalten zu sehen. Leonie dagegen sah diesen Erfolg ihres Bemühens mit weniger ungemischtem Vergnügen. Ihre Mutter hatte sich gleich Anfangs gegen diesen Plan erklärt. Ihre Tochter solle keine Schulmeisterin sein, erklärte sie, und wollte auf keine Weise begreifen lernen, daß ein geachteter Beruf weit ehrenwerther sei, als der Müßiggang anderer junger Mädchen.

„Niemand heirathet Dich nun!" wiederholte sie ihr täglich. „Du wirst eine alte Jungfer werden, und Deine Mutter muß mit Schande in die Grube fahren. Hab' ich Dich darum so sorgfältig erziehen lassen, damit Du keinen bessern Gebrauch davon machst, als in einer Schulstube damit zu glänzen? Wenn Dein herrlicher Vater das erlebt hätte!"

Bei dieser Erinnerung mußte sie einige Thränen vergießen, und Leonie benutzte die Minute, um ihren Geschäften nachzugehen. —

August hatte unterdessen bei sämmtlichen Professoren seine Aufwartung gemacht und seine Kollegia gewählt. Ein so artiger

junger Mann, mit so hübschen geselligen Talenten, wurde in manchen Familienkreis gezogen und gerne gab er sich solchen Zerstreuungen hin, die ihn zu seiner angestrengten Geistesarbeit neu kräftigten. Durch Riekchen, des Gewürzkrämers Tochter, hatte er einige Musikstunden zu geben bekommen, die ihm sehr zusagten. Seine einfachen Bedürfnisse waren nun gedeckt und er konnte seinen Zweck in's Auge fassen, und sich mit ganzem Eifer seinen Studien widmen. Ob ihm das Fach zusagte, auf das er sich vorbereitete, darüber hatte er nie nachgesonnen. Von frühester Kindheit hatte man ihm vorgesagt, daß er eines Tages die Kanzel besteigen würde, wie sein Vater sie bestieg, und die engzugeschnittene Sphäre eines Pfarrers in einem kleinen Orte kam ihm nie beschränkt vor, weil er über diesen Lebenskreis hinaus nichts kannte, und darum nichts suchte und begehrte. Jetzt erst, wo er als Student in die Gesellschaft trat, und hier mit Männern aller Wissenschaften verkehrte, wurde seinem Ideenkreis ein weiterer Horizont eröffnet, und es gab Momente, in welchen er sich sehnte, frei seinen Beruf wählen, frei hinaustreten zu können in die Welt der Gedanken und der Thaten, um sich sein Plätzchen darin zu erobern. Aber schon in der nächsten Minute sanken ihm seufzend die Flügel. Jedem Streben stellte sich ja die Sorge um die bloße Existenz entgegen, an allen Pforten sah er die Worte geschrieben: „Hier ist kein Einlaß für den, welcher den Zutritt nicht erkaufen kann." Ein bitterer Unmuth wollte sich dann seiner bemächtigen. Finsterer zog sich seine Stirn zusammen, unmuthig stampfte sein Fuß den Boden, und mit Verachtung blickte er auf Verhältnisse und Zustände, die ihm, wie er meinte, nie zu irgend einer Geltung kommen lassen würden. An eine christliche Demuth zu denken, lag ihm fern. Wie alle jungen Theologen der protestantischen Religion, wählte er seinen Beruf nicht aus Glaubenseifer, nicht weil es ihn drängte dem Herrn zu dienen und seine Heerde zu weiden, sondern einzig, einer weltlichen Versorgung halber. Der Predigerstand bietet die beste Aussicht zu schnellem Erwerb. Sind die drei Universitätsjahre vorbei, so bedarf der junge Candidat keiner weitern Unterstützung von seinen Aeltern, er tritt dann sogleich sein Lehreramt an, und verharrt in diesem, bis ihn eine Pfarre ruft. Der Jurist dagegen hat drei Examina zu bestehen und erst nach diesen darf er auf eine Anstellung rechnen, die auch dann noch problematisch ist und oft mit keiner, oder einer sehr geringen Besoldung anfängt. Der Arzt nun gar ist auf Glück und auf die Gunst des Publikums angewiesen, und die letztere ist oft eine launische und kärgliche Spenderin. Der Kaufmann, der Landmann, brauchen Capital, wollen sie es je zu einer Selbstständigkeit bringen. Dem Sohne eines armen Vaters bleibt also nur die Theologie, will er sicher in einen Hafen einlaufen. August erkannte diese Wahrheit, so wie er begann selbstständig zu prüfen: ob die Bahn, auf die ihn die Umstände unwillkürlich geleitet, auch die rechte für ihn sei, er erkannte, daß seine Mutter ihn nicht länger unterstützen könne, als höchstens während dieser drei Jahre, er erkannte, daß er es Leonien schuldig sei, auch für sie die Lebensstellung zu wählen, die ihn am Schnellsten zu Amt und Brot verhälfe. So resignirte er sich dann bei einem Berufe zu bleiben, der seinem Ehrgeiz keine Sphäre bot, und ihn vielleicht auf Lebenszeit zu dem contemplativen Leben eines Landpfarrers hindrängte, eine Existenz, gegen die seine ganze Natur sich sträubte.

Die drei Universitätsjahre schwanden dahin. August kehrte während derselben nicht in seine Heimath zurück, denn seine Mutter konnte ihn der jungen Mädchen halber nicht bei sich aufnehmen, und nöthigte ihn das Geld, welches eine Reise zu ihr gekostet hätte, zu einer Fußwanderung zu verwenden. Sie hielt diese kleine Abwechselung in seinem Leben für unerläßlich; denn sie kannte ihn und seinen Jugendmuth, so wie den ungestümen Drang seiner Natur nach einem thätigen Leben und Wirken; sie kannte seine Abneigung gegen dies todte Wissen, das sich auf seiner Bahn nie verwerthen ließ; denn eine Predigt vor seinen Bauern erforderte solcher Vorbereitungen nicht. So nahm er denn seinen Wanderstab und besuchte in dem einen Jahre die Insel Rügen, in dem andern Berlin und das dritte sah ihn in den Schluchten des Harzgebirges umherstreifen. Frisch und freudig kehrte er von solchen Wanderungen heim und grübelte dann mit neuem Muthe über staubigen Büchern, deren Inhalt er sich eigen machen sollte, um der Stunde einer Prüfung willen, die sich selbst Zweck war. Das Nutzlose dieser Aufgabe widerte ihn an, aber mit dem eisernen Willen seiner Natur lieh er sich ihr mit Gründen, die seine Vernunft ihm als dringend vorstellte. So schwanden die Jahre dahin und endlich brach der Tag herein, an dem er Rechnung ablegen sollte von dem Gebrauche seiner Zeit während einer Periode seines Lebens, die für den Mann den Ausschlag giebt für sein ganzes künftiges Geschick. Er stand jetzt vor seinen Richtern, vor den Vätern der Kirche, den hohen Consistorialräthen und beantwortete die an ihn gerichteten Fragen; er stand da, in der Absicht und mit dem Bewußtsein, er habe hier auf sein Gewissen zu beantworten, ob er jene vom Staate vorgeschriebenen Glaubensartikel gläubig annehme und sie in demselben Sinne wieder zu lehren bereit sei. Die Herren sahen ihn verwundert an, als er vor sie trat. In seiner Erscheinung lag nichts von jener ängstlichen Befangenheit, die sie an den Candidaten der Theologie gewohnt waren, selbst der Rang und die Würde dieser Männer schien ihm nicht zu imponiren. In stolzem Jugendmuth blickte sein leuchtendes großes Auge sie offen an, über seine hohe Stirn lockte sich sein reiches braunes Haar, und die schöne kräftige Gestalt des jungen Mannes erschien durch seinen aufrechten Gang noch höher, als sie war. Er hatte so eben erst sein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt; der Ernst seines Lebens, das Bewußtsein sich selbst vertreten zu müssen, hatte seinem Wesen eine gewisse Selbstständigkeit verliehen, die ihn über sein Alter hinaus gereift erscheinen ließ. Die Prüfung nahm ihren Anfang und gewährte ein befriedigendes Resultat. So schien es wenigstens. Was während derselben in des Jünglings Seele vorging, das ahnten die gelehrten Herren wenig. Daß ihr Anblick, ihr Wesen, ihre eng zugeschnittene Auffassung der Dinge einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn machten, konnten sie nicht vermuthen; daß es in seinem Innern dabei lauter und lauter rief: so willst du, so darfst du nicht werden! hätten sie nicht vermuthet.

Er reiste nun sogleich zu seiner Mutter ab und diese empfing ihn, wie sich erwarten läßt, mit dem ganzen Stolz und der ganzen Seligkeit, die das Wiedersehen eines solchen Sohnes in ihr erwecken mußte: sie sah der Zukunft nun mit heiterem Muthe entgegen, sie durfte hoffen ihn in den nächsten Jahren versorgt zu sehen, und noch Enkel auf ihren Knien zu wiegen. Sie war ganz Heiterkeit, ganz Glück! Auch Leonie begrüßte ihn tief bewegt; doch sprach sie ihre Freude nicht so unverholen aus, wie die Mutter, und nur der Strahl ihres Auges verrieth, was das Herz bewegte. Es war ein schönes Paar; wenn man sie so beisammen sah, mußte man sich sagen, diese scheinen für einander geschaffen. Auch in dem tiefen Ernst ihres Wesens glichen sich Beide. Man sah ihnen an, daß trotz ihrer Jugend das Leben ihnen schon seine Aufgaben gestellt, die sie zu einem beständigen Insichgehen zwangen.

Auguste hatte ihre Schülerinnen zu entfernen gewußt, während ihr Sohn bei ihr war, und stille Ruhe herrschte im Hause. Sie wollte das Glück dieses Wiedersehens ungetrübt genießen; denn wie lange schon hatte sie nicht von diesem ersehnten Augenblick geträumt, der für eine Mutter das Höchste ist, was die Erde zu bieten hat, — das einzige geliebte Kind an ihr Herz zu drücken! In der Mittagsstunde des nächsten Tages führte Leonie den jungen Mann zu ihrer Mutter. Sie geleitete ihn diesmal selbst; denn sie meinte ihr jetzt die Mittheilung machen zu können, daß ihr Schicksal unwiderruflich an das seinige gebunden sei. — Die Frau Pastorin Sommer saß in einem Armsessel am Fenster, durch das die Sonne freundlich schien; in der Vertiefung desselben hing ein Käfig, in dem ein Vogel schrillend pfiff, und zu ihren Füßen schlummerte auf einer warmen Decke eine alte und eine junge Katze. Sie selbst schien an Umfang noch bedeutend zugenommen zu haben, ihr Gesicht hatte den vorherrschenden Ausdruck der Neugierde, jenen Späherblick des monotonen Alterlebens angenommen, und ihre Hand hielt eine ungeheuere Decke, an der sie arbeiten mochte.

August begrüßte sie auf die verbindlichste und ehrfurchtvollste Art; denn sie war ja Leonie's Mutter, und als solcher gebührte ihr dieser Respect. „Sie äußerten einmal gegen den Knaben," sagte er, „daß Sie ihn auch als Sohn betrachten möchten; so hoffe ich, daß Sie mich auch jetzt noch in dieser Eigenschaft annehmen!"

Sie sah ihn eine Minute fragend an. „Jetzt sehe ich wie die Sachen stehen!" brach sie dann aus. „Das war es! Darum schlug sie Ihren Bruder aus, und darum auch wollte sie den reichen Pastor Röder durchaus nicht vor sich kommen lassen. Ich arme unglückliche Frau! Statt an meinem einzigen Kinde die Freude zu erleben, sie wohl versorgt zu sehen; statt daß ihr Herz

sie lehren sollte Blumen zu streuen auf den Pfad der einsamen, entbehrenden Wittwe; statt dessen wählt sie das Schicksal einer Candidaten-Braut. O, Schatten meines ewig unvergeßlichen Gatten, sei mir Zeuge, daß ich das nicht verdient habe um dies Wesen, welches ich Kind nenne." Sie brach in Thränen aus.

August zog sich tief beleidigt zurück und Leonie folgte ihm mit sorgend ängstlichem Blicke. Als sie zusammen in das Zimmer seiner Mutter traten, nahm sie seine Hand in ihre beiden und blickte bittend zu ihm auf: „Rechne ihr das nicht an, mein Guter!" sprach sie innig. „Sie gehört zu denen, von welchen man sagen kann, sie wissen nicht was sie thun. Die Arme! Sie kann nur sich und Andere unglücklich machen, und ohne daß sie sich je gesteht, es sei dem so. Denke nicht weiter daran!"

„Es betrübt mich mehr um Dich, als um mich, Leonie! Diese Art, die Sache zu nehmen, stört unser Verhältniß, das jetzt der Billigung Deiner Mutter bedarf."

„Warum jetzt, August? Es ist dazu noch Zeit genug, wenn wir derselben ernstlich bedürfen, und dann versagt sie sie nicht, dazu kennen wir sie ja genug."

Er schwieg; doch verrieth sein träumerisch irrender Blick, daß er der Sache nachdachte. Jedoch wurde während seiner Anwesenheit keine Aeußerung laut, und beide Frauen hüteten sich sorgfältig, durch irgend ein Wort die Rede auf diesen Gegenstand zu lenken. — Sein nächster Schritt war nun, die Stelle eines Hauslehrers zu suchen, und diese hatte sich auch sogleich gefunden. Ein junger Mann, der Talente besitzt, ist stets eine werthvolle Acquisition für ein solches Amt und darf nicht fürchten, unbeschäftigt zu sein. Auguste sah ihn mit sorgendem Mutterblick dahin aufbrechen. Seine Füße unter einen fremden Tisch setzen, wie die gebräuchliche Phrase lautet, das mußte gerade ihm sehr schwer werden, fühlte sie; aber es ließ sich ja nicht ändern. War es doch das Schicksal aller jungen Theologen, wie konnte er, der unbemittelte junge Mann, der Sohn einer armen Predigerwittwe, für sich auf ein unabhängiges Loos Anspruch machen! — Ohne ein Wort zu sagen, nahm er die gebotene Stellung an und seine Mutter hütete sich wohl, ihm zu gestehen, daß sie voraussehe, er werde sich in dieser Lage sehr unglücklich fühlen. Im Gegentheile pries sie ihm sein Geschick, das ihn zu einer Familie führe, deren Protection ihm bald zu einer Wahlpfarre verhelfen könne.

Beim Abschiede war August diesmal ungewöhnlich bewegt. Schon hatte er den Fuß auf den Tritt des Wagens gesetzt, der ihm von seinem künftigen Prinzipal, dem Kammerherrn von Rabenhorst, gesandt war, da kehrte er noch einmal unter die Thüre zurück und drückte Mutter und Braut abermals an sein Herz mit einem Ausdruck des Kummers, der Beiden tief in die Seele schnitt. Sie begriffen nicht, was ihn so sehr bewegte, und kamen in ihren Gesprächen häufig darauf zurück, bemüht, durch öfteres Wiederholen aller Umstände sich klar zu machen, was in seinem Gemüthe vorgegangen.

August erreichte indessen den Ort seiner Bestimmung und wurde von der Frau Kammerherrin von Rabenhorst, in Abwesenheit ihres Gatten, empfangen und in sein neues Amt eingesetzt. Sein Zimmer wurde ihm angewiesen, die beiden Söhne, Knaben von zehn und zwölf Jahren, präsentirten sich als seine Schüler, und da der Abend jetzt bereits hereinbrach, meldete man ihm, daß die gnädige Frau ihn zum Thee erwarte. Er stieg hinab; seine Lippe war eng zusammengepreßt, sein Fuß trat fest auf die Dielen, in seinem ganzen Wesen malte sich ein Etwas, das wie Kampf und Herausforderung aussah. Wurde es ihm etwa so schwer, das Brot der Abhängigkeit zu essen?

Die Frau Kammerherrin winkte ihm mit herablassender Freundlichkeit, ihr gegenüber am Theetische Platz zu nehmen, an welchem noch einige Damen saßen, die ihm nicht vorgestellt wurden. Mit dem Frageton eines Groß-Inquisitors richtete sie nun das Wort an ihn und glaubte sich berechtigt, jede Auskunft über sein Leben, sein Denken und Empfinden, seine Familienverhältnisse und seine Studien zu erhalten, während ihm nicht gestattet wurde, sich auf gleiche Art in einem Kreise zu orientiren, dessen Mitglied er auf längere Zeit zu sein berufen war. Seine Stirn zog sich düster zusammen, während er mit kalter Höflichkeit artige, aber kurze Antworten ertheilte. Er fühlte es, daß man ihm durch diesen Ton seine Stellung im Hause anzuweisen beginne, und sein Selbstgefühl empörte sich, auf solche Art Rede zu stehen.

Als die neunte Stunde schlug, bemerkte die Frau Kammerherrin, daß ihre Söhne um diese Zeit zu Bette gingen, und sie ihm sehr dankbar sein würde, wenn er genau darauf halte, daß sie sich pünktlich aus dem Salon entfernten und dann ohne Zögerung in ihr Schlafzimmer verfügten. Auch sei sie sehr ängstlich mit Licht, und wenn es ihn nicht zu sehr belästige, so würde sie es sehr erkennen, wenn er jedesmal selbst nachsähe, ob sie es ausgelöscht; denn einem Diener könne eine Mutter eine Sorge der Art nicht mit ganzer Beruhigung anvertrauen. August stand auf, stellte sich hinter seinen Stuhl und antwortete ihr mit einer stummen Verbeugung; dann entfernte er sich. „Er versteht noch nicht rückwärts aus der Thüre zu gehen;" sagte Frau von Rabenhorst, als er fort war, „sonst ist er ein hübscher und für seinen Stand recht vornehm aussehender junger Mann."

August Liebig wanderte indessen mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, und so wandernd fand ihn noch die stille Mitternacht, als schon das ganze Haus in tiefes Schweigen begraben lag. Tiefe Seufzer entwanden sich seiner Brust. „Und das soll ich ertragen?" murmelte er in sich hinein. „Der erste Knecht dieses Hauses soll ich sein! — O meine Mutter! Meine Mutter! Wärest Du nicht, wäre es nicht aus Schonung für Dich und Dein theures Leben, wie lange schon hätte ich den Wanderstab ergriffen und wäre hinausgezogen in die Welt, als ein freier Mensch! Aber so! So fordert die Sohnespflicht, daß ich leide und dulde und langsam untergehe. Tropfen nach Tropfen schlürfe ich das bittere Gift hinunter, und kann den Kelch nicht von der Lippe entfernen, die sich sträubt mir den Saft zuzuführen, der meinen Lebenskeim vernichtet. Leonie ahnt was in mir vorgeht, ihre starke Seele durchlebt mit mir die ganze Pein meiner Existenz, ohne daß wir diesem Verstehen Worte leihen. Mittheilungen der Art machen weich, sie entnerven, sie führen zur Selbstbespiegelung und weisen endlich auf das Mitleid an, das können wir nicht brauchen. Selbstachtung gehört bei uns zum Leben, und Selbstachtung muß uns auch im Tode nicht fehlen. Andere nennen das vielleicht Stolz. Gleichviel. — Jedenfalls findet dies Gefühl seinen Zielpunkt in uns selbst, wir leiten nichts von Außen her, wir suchen nicht Erhöhung desselben durch Beziehung zu der Welt. Es ist die sittliche Kraft in uns, welche jenes gesteigerte Selbstbewußtsein verleiht, das uns Jedem ebenbürtig gegenüber stellt, sei er wer er wolle; es ist diese sittliche Kraft, welche es unmöglich macht, Demjenigen gegenüber die Maske der Demuth zu tragen, der nicht das Ideal der Menschenwürde in unsern Augen repräsentirt. Darum auch taugen wir nicht in diese Welt des Scheins; darum auch werden wir nie einen Platz in derselben finden, der unserer würdig wäre, denn wir können Beide nicht heucheln. Und dabei habe ich mir selbst doch das Wort gegeben, Leonie's schützender Genius zu sein, sie zu hegen, zu pflegen, zu lieben, wie diese Krone aller Frauen es verdient."

(Fortsetzung folgt.)

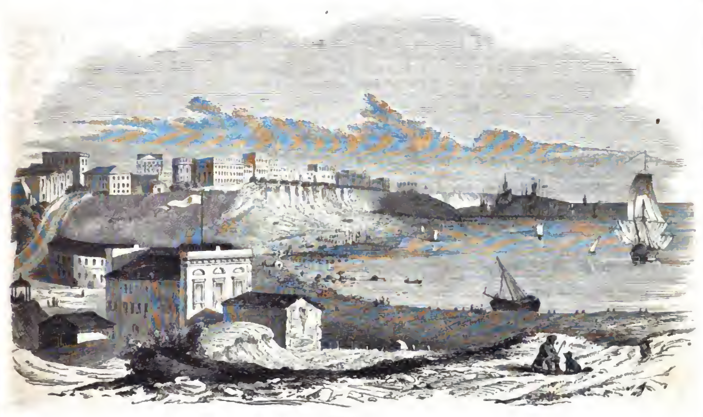
Die Königin des schwarzen Meeres.

Der zwischen Rußland und den Westmächten bevorstehende Krieg zeigt uns in den bisher von beiden Seiten getroffenen Vorbereitungen das eigenthümliche Bild, daß der eine Theil, Rußland, den Kern seiner Wehrkräfte in einer imposanten Landmacht vereinigt, und der andere Theil, Frankreich und England, eine kolossale Seemacht dagegen in's Feld stellt. Die 50,000 Mann englisch-französischer Hülfstruppen, welche zu dieser Stunde bereits theilweise in der Türkei angelangt sind, ändern an diesem eigenthümlichen Bild wenig, da sie zur Führung eines nachdrücklichen Landkrieges eine viel zu geringe Zahl bilden. Schon vor Jahren sagte einmal ein geistreicher Publicist: „Ein Krieg zwischen Rußland und England käme einem Kampfe zwischen dem Löwen und Wallfische gleich," und so weit der gegenwärtige Krieg sich bestimmter gestaltet, findet man jenen Vergleich nur bestätigt.

Rußland — mit allen Mitteln zu Lande, die Westmächte — mit allen Mitteln zur See, solcher Art scheint der Charakter des Kampfes werden zu wollen.

Rußland befindet sich dabei insofern im Nachtheil, als es die blühenden Städte seiner Küsten in der Ostsee und im schwarzen Meere den Händen seiner Feinde, dem theilweisen Verderben Preis gegeben sieht, und daß es für jedes der schlechten Pfänder, die es etwa zu Lande nimmt, befürchten muß, an seinen Küsten doppelte Revanche genommen zu sehen. In der vorigen Nummer der Gartenlaube zeigten wir den Lesern das bedrohte Reval in der Ostsee, heute führen wir ihnen Odessa vor, Odessa, die Königin des schwarzen Meeres.

Odessa ist, wie das ganze Kaiserthum Rußland, eine Schöpfung der Neuzeit. Vor nicht viel mehr als fünfzig Jahren war es hier noch kahl und häuserleer, brandete das Meer an eine unbewohnte Strecke, die erst durch den Frieden von Jassy an Rußland abgetreten wurde. Die Kaiserin Katharina II. erkannte schnell die Wichtigkeit dieser Lage zwischen den Mündungen des Dniestr und Dniepr, und legte 1794 den Grund zu der Stadt Odessa.



Odessa.

Zu ihrer vollen Bedeutung erhob sich jedoch die schön und regelmäßig erbaute Stadt erst unter dem Kaiser Alexander, und zwar durch die Fürsorge des zum Gouverneur von Odessa ernannten Herzogs von Richelieu, der somit auch als der eigentliche Begründer Odessa's betrachtet wird. Nicht minder als der Herzog von Richelieu ließ sich Fürst Woronzow die Wohlfahrt Odessa's, wie überhaupt aller russischen Häfen am schwarzen Meere, angelegen sein. Unter ihm nahm Odessa einen unerwarteten Aufschwung, und er auch war es, durch dessen Sorge die öden Umgebungen der Stadt in zum Theil blühende Strecken umgeschaffen wurden. Gegenwärtig zählt Odessa mehr als 70,000 Einwohner, und erinnert uns in seinem allmäligen Aufsteigen an die Entstehungsgeschichte so vieler amerikanischer Städte.

In den von verschiedenen Festungswerken geschützten Häfen können bequem und sicher 300 Schiffe liegen; die Zahl der ankommenden und abgehenden Schiffe beläuft sich jährlich auf etwa 2000, und ist hauptsächlich seit 1817, wo der Hafen auf dreißig Jahre zu einem Freihafen erklärt wurde, bedeutend gestiegen. Die Bevölkerung Odessa's bildet ein Gemisch der verschiedensten Nationen; Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener, Griechen, Armenier, Juden trifft man hier in Masse, und in ihren Händen befindet sich auch der gesammte Handel, der vorzugsweise in der Ausfuhr von Weizen nach allen Ländern Europa's besteht.

Dieser Getreidehandel ist es ganz wesentlich, dem Odessa seine Wichtigkeit, sein Aufblühen, seinen Reichthum verdankt, und um ihn hier immer mehr zu concentriren, hat die russische Regierung kein Mittel unversucht gelassen. Die begünstigte Versandung der Sulinamündung, worüber die handeltreibende Welt seit vielen Jahren Klage führte, und die England zu zahlreichen Vorstellungen in Petersburg veranlaßte, gehört zu diesen Mitteln. Die Getreideausfuhr längs der Donau herab aus Bulgarien, der Moldau-Walachei, und selbst Ungarn wurde dadurch ungemein erschwert, und Odessa wirklich auf gewaltsame Weise der Bestimmung näher gerückt, das einzige Entrepot für den Getreidehandel im schwarzen Meere zu werden. Im Jahre 1847 repräsentirte die Ausfuhr einen Werth von ce. 35 Millionen Silberrubel.

Der Krieg, des Handels und Verkehrs bitterster Feind, hat Odessa in seinen ersten Wirkungen bereits getroffen, indem die russische Regierung selbst alle Getreideausfuhr streng verboten hat; das von englischen und französischen Schiffen geladene Getreide hat sogar wieder ausgeschifft werden müssen, und alle Fahrzeuge sind mit Aufsichtswachen besetzt worden. Die so dem Handel zugefügten Nachtheile sind außerordentlich, und werden, wie in Odessa, so in allen Küstenstädten des russischen Reiches den Krieg verwünschen machen, der, wenn auch nicht mehr so barbarisch geführt, daß man offene Städte in Grund und Boden schießt, doch immer noch den Ruin derselben in seinem Gefolge hat. Mehr als je scheint Odessa in diesem Augenblicke bedroht, wo die wiederum in's schwarze Meer eingelaufenen englisch-französischen Flotten, wie es heißt, der reichen Handelsstadt einen Besuch zugedacht haben.

Populäre Chemie für das praktische Leben.

In Briefen von Johann Fausten dem Jüngeren.

Dritter Brief.

Die Verwitterung der Gesteine in ihrer Beziehung zum Ackerbau und den Gewerben.

Aehnlich wie in der Wissenschaft eine jede Entdeckung zur Quelle wird für eine Menge neuer Wahrnehmungen, indem an die Beantwortung der einen sich sogleich eine Menge neuer Fragen anreiht, die zur Lösung anspornen, daher neue Arbeiten veranlassen, die nun ihrerseits wieder Stoff zu andern liefern und so bis in's Unendliche fort, — bieten auch mir meine Briefe reichlich Gelegenheit zu neuen, indem ich oft nur Andeutungen geben kann, die erst später zur Ausführung gelangen. Sogleich in den vordersten Zeilen meines ersten Briefes berührte ich im Vorübergehen die große Wichtigkeit, welche das Walten des chemischen Prozesses in der Natur noch heute ausübt. Ist man auch geneigt anzunehmen, daß die großen Umwälzungen, welche die Erde in ihrer Jugend erlitten hat, nicht wiederkehren, scheint auch die starke Kraft, welche das wilde Chaos ordnete, gebrochen, so ist nichts destoweniger doch eben so gewiß, daß unser Erdkörper, sowohl die einzelnen Mineralien, als ganze Gebirge, unausgesetzt von den Einwirkungen der Bestandtheile der atmosphärischen Luft, die bei ihrem Zerstörungswerke von dem Licht und der Wärme unterstützt werden, angegriffen wird. Und doch ist die zerstörende Kraft eine so schwache, daß wir die rastlose Thätigkeit derselben nur erst nach einem sehr langen Zeitraume wahrnehmen können.

Dieser Zerstörungsprozeß, der mit dem Namen „Verwitterung" belegt worden, ist schon lange bekannt; eine nähere Untersuchung der Veranlassung und der Endproducte der Thätigkeit verdanken wir erst der neuesten Zeit. Auch hier war es die Chemie, welche die Mittel an die Hand gab, das geheimnißvolle Walten der Natur zu enthüllen.

Unter den Bestandtheilen der Luft sind es besonders der Sauerstoff wegen seiner ausgezeichneten Verbindungsfähigkeit mit allen übrigen Körpern, und mehr noch, trotz der geringen Mengen, in denen sie in der Luft enthalten sind, das Wasser, theils für sich allein, theils in Gesellschaft mit dem Sauerstoff, und die Kohlensäure, womöglich in Vereinigung mit dem Regen-, Schnee-, Fluß- und Quellwasser, die bei diesem in seinen Resultaten großartigen Vorgange die Hauptrolle spielen. Der Stickstoff, die bei Weitem größte Menge der Luft ausmachend, bleibt hierbei zwar nicht gleichgültig, doch tritt er nur insofern thätig auf, als er besonders die chemische Einwirkung des Sauerstoffs mildert. In diesem Vorgange spricht sich deutlich der Unterschied der unorganischen — unbelebten — und der organischen — belebten — Natur aus. Der Feind der einen ist der Freund der andern; Luft, Wasser, Licht und Wärme, ohne die Pflanzen, Thiere und Menschen nicht bestehen können, zerstören nicht allein einzelne Mineralien, sondern sogar ganze Gebirgsmassen und diese Zerstörung muß stattfinden, um dem organischen Leben die Bedingungen seines Seins zu gewähren. Denn zu diesen gehören nothwendig, außer den bereits angeführten, gewisse mineralische Stoffe, ohne die weder die Pflanzen, noch die Thiere und Menschen bestehen können. Die Asche, welche die Pflanzen beim Verbrennen zurücklassen, sind nicht zufällige oder unwesentliche Bestandtheile, wie man dies lange annahm, sondern durchaus für das Gedeihen erforderlich. Die Pflanze entzieht sie dem Boden einmal zu ihrem eigenen Nutzen, dann aber ist ihr auch die Aufgabe zu Theil geworden, diese Stoffe für die Aufnahme im thierischen Körper geschickt zu machen; und letzteres scheint der Hauptgrund für die Anwesenheit der mineralischen Bestandtheile in den Pflanzen zu sein. Ohne diese Verwitterung aber ist keine Ackererde denkbar.

Wie ist nun diese entstanden? Sind auch die Felsmassen, welche man das Knochengerüste unserer Erde nennen kann, dem Anschein nach fest und dicht, so findet das Wasser dennoch überall Eingänge und einmal eingedrungen, vermag selbst der größte Koloß der allmäligen Zerbröckelung durch diesen winzigen Feind nicht zu widerstehen. Theilweise ist die Wirkung eine mechanische, indem das Wasser sich beim Gefrieren beträchtlich ausdehnt und so kleinere oder größere Stücke absprengt, die in die Tiefe hinabrollen und hier demselben Geschick verfallen, bis sie gänzlich zerstört, zu Staub zerbröckelt sind. Andererseits aber ist die Wirkung auch eine chemische; schon an und für sich benagen die eben angeführten Feinde die bloßliegende Oberfläche der Gesteine und bereiten so das Eindringen des Wassers vor, indem sie die feste Masse auflockern und so die Pforten öffnen; dann aber sind in einem jeden Wasser Sauerstoff und Kohlensäure enthalten, die, in das Innere eingedrungen, einen Zersetzungsprozeß bedingen und so Gelegenheit geben, zur Bildung neuer Verbindungen, die dem Einfluß des Wassers leichter unterliegen; sie werden ausgewaschen und fortgeführt, das Gestein wird lockerer und das Wasser erhält um so mehr Macht, seine zerstörenden Wirkungen zu üben.

Auf Versuche gestützt, die der Chemiker freilich in einem sehr kleinen Maßstabe im Laboratorium anstellt, sagt er zwar, diese oder jene Substanz ist unlöslich in Wasser, aber er weiß sehr wohl, daß dieser Ausspruch nur in gewisser Beziehung richtig ist, bedingt durch die Beschränktheit der Mittel, die ihm zu Gebote stehen. Im großen Haushalt der Natur ist von einer Unlöslichkeit keine Rede; sie gebietet über mächtigere, wenngleich sehr einfache Mittel und diese sind: die Massen, die Zeit, starker Druck und hohe Temperatur. Die Macht dieser Bundesgenossen hat bereits auch der Chemiker erkannt und sie sich dienstbar gemacht, so weit seine geringen Mittel es zulassen.

Ist die Zerstörung durch die Einwirkung der Atmosphäre beendet, so werden die Trümmer theils von dem Regen fortgeschwemmt, theils von den Flüssen in's Meer geführt, wo sie sich ablagern. Noch heute finden solche Ablagerungen in den Flüssen statt, sobald der rasche Lauf gemäßigt worden ist. Das in früherer Zeit diese Zerstörung in einem weit großartigeren Maßstabe stattgefunden hat, dafür geben uns die geschichteten Bildungen unserer Erde, Absätze der verwitterten Gesteine aus dem Wasser, die später aus demselben hervorgehoben sind, Zeugniß. Mit ihrem Auftreten waren die Bedingungen des organischen Lebens erfüllt, das Erscheinen desselben vorbereitet.

Vermögen wir auch dem Werke der Zerstörung selbst mit unserem Auge nicht zu folgen, nehmen wir auch nicht wahr, daß sich die Gebirgsmassen im Laufe der Zeit auffällig vermindern, so lehren uns die Flüsse doch, daß die Einwirkung der Atmosphäre auf den festen Erdkörper ungehindert fortgeht. Die ganze Wirkung können wir nicht berechnen, da die nöthigen Grundlagen fehlen. Ueber die Massen, welche die Flüsse dem Meere zuführen, haben wir nur wenige und unsichere Angaben, die aber doch zeigen, daß diese Vorgänge gerade nicht unwesentlich sind, wenngleich die fortgeführten festen Theile, im Hinblick auf die ganze Erde, sich dem Raume nach nur winzig klein herausstellen. So z. B. führt der Rhein alle 5 Jahre ungefähr eine Kubikmeile Wasser in die Nordsee; die festen Bestandtheile betragen davon den tausendsten Theil, so daß er also in 5000 Jahren eine Kubikmeile davon in dem Meere absetzt. Hingegen gelangen mit den drei mächtigsten Strömen Asiens: Obi, Jenisei und Lena, die zusammen 37 Mal größer sind als der Rhein, in 500 Jahren $7^2/_5$ Kubikmeilen feste Masse in das Eismeer.

Hat die Verwitterung mit dazu beigetragen, den Boden für die Pflanze zu bereiten, so sorgt sie auch unausgesetzt dafür, daß es den Pflanzen nicht an Nahrung fehle. Das mit Kohlensäure beladene Wasser, nach allen Richtungen den Erdboden durchdringend, nimmt die Stoffe auf, welche die Pflanze zu ihrem Gedeihen bedarf und führt diese den Wurzeln zu. Neuere Untersuchungen eines amerikanischen Chemikers haben uns die große auflösende Kraft des Kohlensäure enthaltenden Wassers gegen Mineralien deutlich vor Augen geführt. Er unterwarf eine große Reihe dieser Gebilde der Einwirkung des in der Natur überall verbreiteten Auflösungsmittels und so gelang es ihm stets nicht unbeträchtliche Mengen des Aufgelösten nachzuweisen.

Gleichfalls von großer Bedeutung ist die Verwitterung der Gesteine auch für den Gewerbebetrieb. Hier bietet sich uns Gelegenheit einige Beispiele dieses merkwürdigen Vorganges näher in's Auge zu fassen, durch die wir einen ausgedehnten und ge-

ordneten Fabrikbetrieb der Natur kennen lernen werden; Fingerzeige, die der Mensch sich nutzbar zu machen gewußt hat.

Unter allen Schwefelmetallen ist besonders das in verschiedenen Arten unter den Namen Speerkies, Strahlkies, Kammkies, Leberkies und Haarkies in großer Menge in der Natur vorkommende Schwefeleisen geneigt durch den Einfluß des Sauerstoffs und der Feuchtigkeit eine Veränderung zu erleiden und in Eisenvitriol — schwefelsaures Eisenoxydul überzugehen. Auf dieses Verhalten hat man eine hüttenmännische Gewinnung des Eisenvitriols, der besonders in der Färberei und dann auch zur Darstellung der rauchenden Schwefelsäure viel gebraucht wird, begründet. Man überläßt ihn, in großen Haufen aufgeschichtet, sechs Monate hindurch der Einwirkung der Luft, in welcher Zeit die Umwandlung vollendet ist. Man zieht das neue Product einfach mit Wasser aus und dampft es ein, damit der Eisenvitriol in Krystallen anschieße. Oft hat man auch nicht einmal die Laugen zu bereiten, da diese sich in den Grubenwässern schon darbieten, die den Eisenvitriol aus dem Gesteine selbst ausgezogen haben. Die ganze Arbeit beschränkt sich hier auf das Verdampfen der Grubenwässer. Aehnlich ist der Vorgang beim Kupferkies — Schwefelkupfer. Hier bereitet man aus dem Grubenwasser entweder Kupfervitriol oder man schlägt aus ihnen dadurch, daß man altes Eisen hineinlegt, das Kupfer als Metall nieder, wobei das Eisen sich mit der Schwefelsäure verbindet und als Vitriol wieder gewonnen werden kann.

Die Umwandlung der Zinkblende — des Schwefelzinks — in Zinkoxyd, wobei der Schwefel durch den Sauerstoff der Luft abgeschieden und ersetzt wird, würde für die Bereitung des Zinks, das in neuerer Zeit vielfache Anwendung erfahren hat, von besonderer Wichtigkeit sein, wenn sie in einem ausgedehnteren Maßstabe stattfände, oder wenn die Bedingungen dieser Veränderung so genau erforscht wären, daß sie künstlich hervorgerufen werden könnten. Die Zinkblende gehört mit zu den am häufigsten vorkommenden Zinkerzen, das Metall selbst ist daraus aber so schwierig herzustellen, daß das Erz bis jetzt dazu nicht benutzt wird, während gerade andere Metalle z. B. Blei hauptsächlich aus den Schwefelverbindungen gewonnen werden.

Von besonderem Interesse ist die einfache Weise, auf welche die Natur Bittersalz — schwefelsaure Magnesia — fabricirt; sie wird uns klar durch einen Blick auf das geognostische Vorkommen zweier Mineralien: des Gypses — schwefelsauren Kalkes — und des Dolomits, Bitterspaths — einer Verbindung von kohlensaurer Magnesia und Kalk — und ihr Verhalten gegen Wasser. Besonders der fasrige Gyps tritt in der Natur auf entweder wechselweise geschichtet mit buntem Sandstein oder zwischen diesem und Muschelkalk, in allen diesen Gesteinen kommt nun Dolomit vor, der im Sandstein oft als Bindemittel dient, um die kleinen Quarztheilchen zusammen zu halten. Oft ist der Gyps hier auch unmittelbar von dolomithaltigem Mergel umgeben. Freilich ist das Auflösungsvermögen des Wassers für Gyps ein äußerst geringes, so daß erst 460 Theile Wasser im Stande sind, einen Theil Gyps aufzulösen, — aber doch immer beträchtlich genug, um diesen interessanten Zersetzungsprozeß durchzuführen.

Große Wassermassen, von der Oberfläche der Gewässer und der feuchten Erde als Dunst in die Luft aufgestiegen, fallen aus dieser als Regen auf die Erde nieder und durchdringen sie nach allen Richtungen; auch durch die Gypslager sickert es hindurch und beladet sich auf diesem Wege, so viel es vermag, mit Gyps. Gelangt es nun weiter in die dolomithaltigen Schichten, so macht die Schwefelsäure ihre größere Verwandtschaft zur Bittererde geltend. Sie verläßt den Gyps und bildet mit der Bittererde das bekannte und viel gebrauchte Bittersalz, während auf der andern Seite aus dem Gyps Kalkspath — kohlensaurer Kalk entsteht, der unlöslich ist und daher zurückbleibt. Auf gleiche Weise kann der Chemiker diese Umwandlung in kurzer Zeit ausführen, wenn er in Gypslösung kohlensaure Bittererde schüttet. Diese Thatsache erklärt uns die Entstehung des in der Natur vorkommenden Bittersalzes.

Die rastlose Bewegung des Wassers im Schooße der Erde läßt es nun wieder in feinen Spalten und Rissen zur Oberfläche aufsteigen und hier verfällt es der Macht der Sonnenwärme; das Wasser verdampft und das Salz bleibt zurück, namentlich im Sommer manche Gegenden wie mit einer Schneedecke bekleidend. Dem Menschen bleibt nur übrig zu sammeln, was die Natur für ihn fabricirt hat; er erntet, wo er nicht säete.

Auf keinem andern Grunde, als diesem schönen Beispiel des Kreislaufes gegenseitiger Bildung und Zerstörung in der Natur, der Grundlage des gesammten Lebens auf der Erde, beruht die Entstehung der geschätzten und weit bekannten Bitterquellen von Seidschütz, Sedlitz und Püllna in Böhmen und von Epsom in England. In Böhmen hat man der Natur das Geheimniß abgelauscht, man fabricirt das Mineralwasser auf die Weise, daß man Gruben in den Mergel gräbt, in denen sich nach und nach Wasser ansammelt und die Zersetzung einleitet. Je länger es darin steht, um so reichhaltiger wird es, weil das Wasser mit der Zeit verdampft. Dieser Umstand hat hauptsächlich mit zur Gründung der Fabrikation der künstlichen Mineralwasser, die jetzt in einem ausgedehnten Umfange zum Heile der leidenden Menschheit betrieben wird und auf die wir bei Gelegenheit einmal ausführlicher zurückkommen werden, mit beigetragen. Es bedurfte der Jahrtausende, um die Richtigkeit eines bereits von Aristoteles aufgestellten Satzes: „die Natur des Wassers hängt ab von den Erdschichten, durch die es gegangen", darzuthun. Dies ist eines der unzähligen Beispiele, die dem Menschen Bescheidenheit predigen; es zeigt uns, wie wenig Ursache man hat, dem menschlichen Geiste maßlose Hymnen zu singen.

Es sollte mir leicht werden, von der natürlichen Industrie, die auf der Verwitterung beruht, eine noch viel reichhaltigere Musterkarte zu liefern; doch ich muß mich bescheiden, um den mir zugemessenen Raum nicht zu sehr zu überschreiten. Nur auf die Alaunerde und die Thone will ich hier noch eingehen, da sie für unsere Industrie von so großer Wichtigkeit sind. Die erstere bildet die natürliche Grundlage bei der Fabrikation des Alauns, der hauptsächlich in sehr großen Mengen in der Färberei und bei dem Farbendruck, in der Weißgerberei, bei der Fabrikation der Kerzen und des Kobaltblau gebraucht wird, und die letztere bei unserer sammten Thonwaaren- und Porzellanfabrikation.

In dem Alaunschiefer — Kieselsäure und Thonerde, gemengt mit reichlichen Mengen von Kohle — findet sich fein eingesprengt Schwefeleisen, aus dem sich durch die Einwirkung des Sauerstoffs und des Wassers, unter anderem auch freie Schwefelsäure bildet, die nun ihrerseits wieder auf den feinzertheilten Thon wirkt, und sich mit der Thonerde daraus verbindet. Bei diesen Vorgängen erzeugt sich so bedeutende Wärme, daß da, wo die Lager zu Tage ausgehen, oder wo sie bloßgelegt sind, — also dem Sauerstoff der Luft freier Zutritt gewährt ist, — Feuer ausbricht, welches in dem reichen Kohlenstoff hinlänglich Nahrung findet. Erdbrände dieser Art sind nicht selten. Hierauf gründet sich die künstliche Darstellung des Alauns, indem man die Alaunerze — thonige Gesteine, als Alaunstein, Alaunschiefer, auch Thonschiefer, Stein- und Braunkohlen, welche die Bedingungen zur Bildung der schwefelsauren Thonerde in sich vereinigen, an der Luft verwittern läßt, dann das neue Gebilde mit Wasser auszieht und durch Zusatz von Ascheulauge, Pottasche oder Ammoniak enthaltendem Harn in Alaun umwandelt. Auch hier ist die Natur Lehrmeisterin des Menschen.

Im ausgedehntesten Umfange und als das wichtigste Produkt der Verwitterung tritt die Thonerde auf. Trotz der anscheinenden Festigkeit und der Krystallgestalt der zahlreichen Feldspatharten und verwandten Gesteine — Verbindungen von Kieselsäure, Thonerde und Alkalien, welche letztere oft ganz oder theilweise durch Kalk, Bittererde ꝛc. ersetzt sind — unterliegen sie dennoch den unausgesetzten Angriffen der Kohlensäure und des Wassers; die Alkalien und deren Stellvertreter werden entführt, die regelmäßige Krystallgestalt zerstört und Kieselsäure und Thonerde bleiben in einem sehr fein zertheilten Zustande zurück, dem die Thone — denn dies sind im Allgemeinen die Zersetzungsprodukte, — ihre Bildsamkeit, die Eigenschaft mit Wasser einen Teig zu bilden, der einerseits weich genug ist, um sich selbst in die feinsten Vertiefungen einer Form eindrücken zu lassen, andererseits aber durchaus keine Elasticität besitzt, so daß er jeden einmal empfangenen Eindruck treu bewahrt, verdanken. Ebenso mannigfaltig, wie die Produkte, ist auch die Entstehung dieser Gebilde; es hat von Seiten der Wissenschaft eine eiserne Ausdauer erfordert, hier das geheime Walten der Natur zu enthüllen. Die meisten Thone sind verunreinigt durch eine Menge von Stoffen, die ihrem Ursprunge fremd sind und meistens, wie ihre ursprünglichen Gesellschafter, die Alkalien, gleichfalls durch die Gewalt des

Wassers dem Orte ihrer Entstehung entrückt und in Umgebungen versetzt, die keinen Schlüssel zu dem Räthsel der Thonbildung lieferten. Als man aber einige wenige Fundorte entdeckt hatte, wo die Reinheit der Produkte, die man in den verschiedenen Stadien ihrer Entstehung verfolgen konnte, und die umgebenden Gesteine wahrscheinlich machten, daß auch hier die Bildung vor sich gegangen, da gelang es dem angestrengten Studium auch hier, trotz der verwirrenden Mannigfaltigkeit, in der diese Zersetzung auftritt, Licht zu verbreiten und das Räthsel der Natur chemisch zu entziffern. Eben aus dem verschiedenen Verhalten dieser großen Klasse von Mineralien gegen die Verwitterung hat man nun weiter zurückschließen können auf ihre ursprüngliche Entstehung.

Besonders dem Landwirth ist zu empfehlen, sich bei der Natur Rath zu holen und sich eine genaue Kenntniß der Vorgänge bei der Verwitterung zu verschaffen, wenn er vorhat, die Ertragfähigkeit seiner Aecker zu verbessern. Einen Beleg von der Wichtigkeit einer solchen Einsicht liefert ihm der Mergel, der je nach seiner Zusammensetzung und seinem Verhalten gegen die Einwirkung der Atmosphäre auch eine ganz verschiedene Wirkung auf den Ackerboden ausübt. Während ein jeder Mergel besonders Wasser und Luft anzieht, einen schweren Ackerboden auflockert — der Luft und dem Wasser leichter Eingang verschafft — und einen lockeren verdichtet — den zu schnellen Durchgang des Wassers verhindert, — wirkt der Gypsmergel besonders chemisch auf den thierischen Dünger ein, zersetzt diesen und hält dann vorzüglich daraus den Stickstoff fest. — Durch die Beobachtung von Verwitterungsprodukten — Gyps — ist man in Böhmen auf eine sinnreiche Verbesserung der Vegetation gekommen. Um sich die angedeuteten Vortheile des Gypses zu verschaffen, begünstigt man seine Bildung auf den Aeckern dadurch, daß man sogenannte fressende Wasser — Lauge von Schwefelkies — darauf bringt.

Auch der Baumeister und Bildhauer müssen die Fingerzeige der Natur bei der Auswahl des Materials zu Bauwerken und Sculpturen beachten. Daß dies nicht immer geschieht, davon geben die häufig vorkommenden salzartigen Ausschläge der Mauern, die jedoch in den seltensten Fällen ihrem Namen — Salpeter — entsprechen, Zeugniß. Auch hier ist wieder der Schwefelkies meistens der böse Feind; um ihn und die durch seine Zersetzung veranlaßten leicht löslichen Gebilde zu entfernen, muß man den verdächtigen Thon, der zu Ziegeln und Geschirr verarbeitet werden soll, lange Zeit der Luft aussetzen. Ebenso sind Kochsalz, Kalk und Gyps enthaltende Materialien zu vermeiden, weil sich hier durch gegenseitige Zersetzung kohlensaures und schwefelsaures Natron erzeugen, die gleichfalls auswittern, d. h. sich an der Oberfläche bemerkbar machen. Auch bei den verschiedenen Thonschiefern, die zur Bedeckung der Dächer dienen, ist auf ihr Verhalten in der Natur zu achten.

Die Unfruchtbarkeit der Gehänge, da wo eisenfreier Dolomit auftritt, lehren dem Baumeister und Bildhauer, daß dieses Gestein den atmosphärischen Einflüssen einen unüberwindlichen Trotz entgegensetzt. Den großen Werth desselben kannten die Alten sehr wohl. Viele daraus gefertigte Statuen haben Jahrtausenden getrotzt und noch heute ist „der harte, griechische Marmor" bei den Bildhauern Italiens in großem Ansehen. Während das von Talk- und Kalkbeimengungen freie Hornblendegestein öde Felswände bildet, auf denen nur auf den weniger abhängigen Flächen einige wenige verkümmerte Binsen und dürres Haidekraut angetroffen werden, gilt der Syenit — ein Gemenge von Feldspath und Hornblende — als Sitz einer üppig wuchernden Vegetation und hierin ist ihr Verhalten gegen die Verwitterung ausgesprochen. Ersteres ist unempfindlich gegen die Einflüsse der Atmosphäre, letzterer aber fällt ihrer Macht anheim. So sehen wir auf alten ägyptischen Bauwerken aus diesem Material die Schriftbilder auf der Wetterseite ausgelöscht, während sie sonst daran noch gut erhalten sind. Bei den Graniten deutet ein größerer Natrongehalt die Dauer des Gesteines an; dieser verleiht ihnen eine Unveränderlichkeit für die Ewigkeit. Dafür bürgen die Trümmer von Theben, zahlreiche Pyramiden und Bauwerke in alten Städten, der auf dem Lateransplatze zu Rom aufgerichtete Obelisk, auf Antrieb eines Königs von Theben 1300 Jahre vor unserer Zeitrechnung zu Syena ausgehauen, sowie auch der auf dem Petersplatze zu Rom — von einem Sohne des Sesostris vor mehr als 3000 Jahren der Sonne geheiligt.

Sehr empfindlich macht sich der Eisenspath — das kohlensaure Eisenoxydul — der oft in fast unsichtbaren Körnern in sonst schneeweißen Marmorarten eingesprengt ist, bemerkbar. Durch den Regen verliert er die Kohlensäure, nimmt dafür aber Sauerstoff und Wasser auf und tritt nun in gelblichen Flecken auf, die nach und nach eine bräunliche und schwärzliche Färbung erhalten und so oft die zierlichsten Bildwerke verunstalten. Auffallend zeigt sich diese Veränderung bei manchen alten Bauwerken, die zum Theil verschüttet waren; so geht diese Färbung z. B. bei dem Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus zu Rom bis zu der Höhe, wohin der Schutt reichte.

Weiter ist die Verwitterung noch eine Quelle vieler anderer Erscheinungen; ich will hier nur erinnern an die wunderbaren Tropfsteingebilde in den Höhlen, die unser Staunen erregen, an den Schwefelgeruch, den manche Stein- und Braunkohlen verbreiten, durch den sie für die Feueranlagen und Geräthe nachtheilig wirken und endlich auch an den fast unerträglichen Gestank der Rinnsteine, der wohl jedem im Gedächtniß sein wird, der einmal zur Sommerzeit die Straßen von Berlin durchwandelt hat. Die Bedingungen zu letzterem sind reichlich gegeben in dem Eisen, welches sich von den Beschlägen der Räder und Pferde abnutzt, schwefelsaure Salze und organische Substanzen liefert der Rinnstein in hinreichender Menge. Es bildet sich Schwefeleisen und dieses giebt Veranlassung zu einer Schwefelwasserstoffgasentwickelung, einem jeden durch die faulen Eier bekannt. Wie energisch organische Substanzen schwefelsaure Salze in Schwefelverbindungen umwandeln, dafür zum Schluß noch ein Curiosum als Beleg. Eine Maus, die in eine Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxydul gefallen, war in kurzer Zeit durchweg in Schwefelkies verwandelt.

Lebens- und Verkehrsbilder aus London.

Der höhere Bettlerorden.

Die Mission des Ordens. — Rührende Scene im Honigmonat. — Miß Caroline Johnson. — Ein Kirchenlicht. — Die Engel des Mitleids. — Die Deutschen als Ordensbrüder.

Man kann zwei Menschenalter hindurch alle Tage London gesehen, beschrieben, studirt und dreimal in- und auswendig, unten und oben besehen haben und dabei ein Solon, ein Humboldt sein, ohne die Existenz des Ordens, den wir eben schildern wollen, nur zu ahnen. Die Ausdehnung und Wichtigkeit jener respectabeln Corporationen ist uns erst nach einer langen Reihe von Beobachtungen, durch Privatmittheilungen und aus dem reichen Erfahrungsschatze deutscher und englischer Stadtmissionäre allmälig klar geworden. Daß wir selbst der mesmerischen oder sympathetischen Praxis dieser edeln Körperschaft mehr als einmal ausgesetzt waren, kommt uns in der Bestimmtheit und Genauigkeit unserer Schilderung gewiß zu Statten.

Jeder Mensch erblickt das Licht der Welt, wie man als guter Christ auch in Bezug auf Heiden und sogar Türken annehmen muß, mit einer bestimmten Mission. Die Aufgabe unseres Ordens ist es, so recht im Gegensatz zu dem Jesuiten-Orden, Humanität zu verbreiten, Wohlwollen und Wohlthun als das Wesen der Religion immer lebendig zu erhalten, das harte Herz des Geizigen zu erweichen und den Reichen, die bekanntlich mit besondern Schwierigkeiten kämpfen, wenn sie in den Himmel wollen, Mittel zu bieten, durch Wohlthätigkeit gegen ihre armen „Mitbrüder" sich den Pfad der Tugend und in den Himmel zu erleichtern. Für diese wichtigen Lectionen, welche die Mitglieder des Ordens geben, nehmen sie nur freiwillige Belohnungen an, ohne je einen Preis zu bestimmen, ganz unähnlich dem Staate, der für seine Dienste, gleichviel ob sie der Unterthan braucht oder will, immer sehr hohe

Preise feststellt und in der Regel pränumerando und zwangsweise einkassiren läßt. Selbst wenn Jemand gar nichts für diesen Unterricht in der Humanität giebt, macht man keinen Lärm und geht ruhig weiter.

Der Orden selbst in seinen unendlichen Verzweigungen und Spielarten läßt sich vorläufig nur an seinen Früchten erkennen. Das Werk der Wurzeln ist in Geheimniß gehüllt, wie in der Natur. Also Früchte, Thatsachen.

Wir waren eben von einer Honigmonat-Reise zurückgekehrt, erzählte mir ein junger englischer Ehemann, wobei wir bemerken, daß der anständige Engländer die ersten Wochen seiner Ehe allemal auf Reisen zubringt und sie Honigmonat-Reise nennt. Das ist wie beim Bäcker die Semmel. Ueber London brütete ein dumpfes Zwielicht, da sich der Himmel vergebens bemühte, wenigstens eine Karikatur auf's Abendroth im Westen zu Stande zu bringen. Es war und blieb eine schmutzige Schinkenfarbe. Ich wanderte mit meiner jungen Gattin im Gärtchen hinter unserer neuen Villa auf und ab, als uns ein bescheidenes Klopfen an der Hausthür in unserem Zwiegespräche und Zwielichte aufstörte. Das Mädchen meldete uns, daß uns ein Gentleman seine Aufwartung machen, aber nicht fünf Minuten aufhalten wollte. Wir begaben uns in den drawing-room (der sich nicht anders mit Putz-, Gast- und Gesellschaftszimmer übersetzen läßt) und standen einem großen, aristokratisch-gekleideten Manne gegenüber, der sich tief verbeugte, tief seufzte und verzweiflungsvoll an den Wänden umherblickte, als suche er da Worte. Ich winkte ihm mechanisch, Platz zu nehmen. Mit viel Grazie versenkte er sich in einen unserer neuen Bequemlichkeits-Sessel, indem seine Brust ein neuer Seufzer hob und sein thränenvolles Auge und eine salbungsvoll zitternde Stimme den Segen des Himmels auf die „junge Frau" herab beschwor, die ich selbst kaum Frau nennen gelernt hatte, ohne ein Erröthen auf ihre frischen Wangen zu rufen. Ich äußerte zum Theil im Sinne einer Entschuldigung, zum Theil vorwurfsvoll, daß wir nicht die Ehre seiner Bekanntschaft hätten, wenigstens daß wir uns nicht erinnerten. Dies öffnete nun plötzlich die Schleußen seiner Beredtsamkeit, einer schmerzensreichen Geschichte, länger als die des Aeneas vor Dido, überfließend in herzzerreißende Details häuslicher Leiden und Entbehrungen. Nicht lange und die schönen Augen meiner jungen Gattin füllten sich mit Thränen und meine Hand in der Tasche mit metallischen Substanzen, die über die ganze Erde unter verschiedenen Namen und mit den verschiedensten Mitteln und heroischen Anstrengungen göttlicher verehrt werden, als alle guten Gaben, die von Oben herabkommen. Ich selbst wurde warm, als er uns mit gebrochener Stimme die Leiden einer edeln Frau und Mutter von fünf Kindern ausmalte, die mit ihm bessere Tage gesehen und nun im stillen Grame u. s. w. *Seine* Lage sei unsaglich elender, wie edle Herzen wohl ahnen würden, wenn er hier vor zwei Fremden sitze, um *solche* Mittheilungen zu machen. — Kurz, wir fühlten eine Art *Dankbarkeit* gegen ihn, als er uns mit dem klingenden Segen aus unserer Privatcasse verlassen hatte, denn wir fühlten jetzt, daß es seliger ist zu geben als zu nehmen. Monate lang sprachen wir von dem unglücklichen Gentleman und bedauerten manchmal, daß er nicht wieder käme. Meine Frau hätte gar zu gern erfahren, wie es der edeln Mutter von fünf Kindern gehe, und sich gewiß reichlich mit der Seligkeit des Gebens auf's Neue versorgt. Da er so oft vor unsern Augen gestanden, erinnerten wir uns seiner auch ganz genau, als er uns in einer ganz andern Gestalt wieder zu Gesicht kam, nämlich wie er unfreiwillig ein Rad drehte, nicht das der Glücksgöttin, sondern im Cold-Bath-Gefängnisse, das wir zufällig einmal besuchten. Er hatte sich diese feste Anstellung dadurch verschafft, daß er von der Praxis seines Ordens — der modernen Bettelmönche — abgewichen und bei einem reichen Deutschen, der nichts gegeben, eine Uhr mitgenommen hatte. Der reiche Deutsche ist freilich nicht ohne Schuld. Er ist durch Heirath selbst nach englischen Verhältnissen sehr reich geworden, dabei aber sprüchwörtlich geizig. So hatte er den Gentleman barsch abgewiesen. Dieser war in seiner Abwesenheit einmal zurückgekehrt, hatte das Dienstmädchen um ein Stück Papier gebeten, um einige Zeilen zu hinterlassen und, während diese danach ging, die Uhr eingesteckt, einen Akt, den er auf dem zurückgelassenen Papiere selbst als die verdiente Strafe für seinen Geiz bezeichnete. Durch eine Unvorsichtigkeit der Polizei kam dies heraus und der Mann an's Gefängniß-Rad.

Eines Tages, erzählt mir ein anderer Engländer aus den äußern Villa- und Cottage-Gegenden Londons, wird eine Karte auf meinen Tisch gelegt: „Miß Caroline A. Johnson." — „Führe Miß Johnson in den drawing-room." Miß Johnson erweist sich als eine lange, vornehme, schwarz angezogene, keusch verschleierte alte Jungfer von vierzig Jahren und noch mehr Tugenden. Zu letzteren gehörte auch eine sehr flüssige Beredtsamkeit. Sie erwartete mit Bestimmtheit, daß wir ihr Eindringen in den Privatkreis eines Gentleman entschuldigen werden, wenn wir die Veranlassung vernommen. „Sie kennen Codger-Fields, mein verehrter Herr?" Leider kenne ich Codger-Fields, von wo zuweilen Rauch und Brandgeruch der großen Ziegeleien noch indiscreter in meine Wohnung dringen, als Miß Johnson. „Wohl, da ist der arme Bob von dem großen Ofen heruntergefallen, wobei er sich die Schulter ausrenkte, zweimal ein Bein brach und außerdem noch das furchtbare Schicksal hatte, bewußtlos auf einem Karren nach Hause gefahren zu werden, statt auf einer Trage, so daß ihm die Knochensplitter durch die Haut getrieben wurden. Jetzt ist er so schlimm, daß er in kein Hospital gebracht werden kann, ohne sein Leben zu gefährden, welches einigen Werth hat, wenn man bedenkt, daß der Unglückliche sehr viel Religion hat, außerdem ein braves Weib und fünf kleine Kinder (fünf ist eine heilige und offenbar sehr wirksame Zahl der modernen Bettelmönche). Was sollen jetzt die unglücklichen Leute anfangen, mein lieber Herr? Was soll aus ihnen werden, wenn nicht einige christlichgesinnte Mitbrüder in ihrer glücklichen Lage sich derselben annehmen? So hab' ich denn beschlossen, keinen Stein ungerührt zu lassen, bis ich die brave, unglückliche Familie mit den nöthigsten Mitteln für die Zeit der Unfähigkeit des Mannes, seine Familie selbst zu ernähren, versehen haben werde. Sie sehen hier, wie ich's mache. Hier ist mein Buch. Ich habe den Rath Sr. Ehrwürden So und So befolgt und als den höchsten Beitrag fünf Schillinge festgesetzt. Das ist das Maximum. Natürlich nehme ich jede geringere Summe, selbst sechs Pence. Der Plan gefällt mir, denn er giebt Jedem Gelegenheit zum Geben und — obgleich es nicht höflich klingen mag, so zu sagen, läßt Niemandem einen Grund zum Ablehnen." Sie übergiebt mir ihr Buch zur genauen Prüfung. Da seh' ich allerdings die Handschriften mehrerer respectabeln Männer der Nachbarschaft mit ihren fünf Schillingen. Ich schäme mich in demselben Augenblicke, als ich eine halbe Krone schreiben und geben will, mache eine ganze daraus, sehe dieselbe in die Tasche der tugendhaften Jungfrau und diese dann selbst verschwinden und dann am nächsten Hause klopfen.

Einige Zeit darauf begegne ich unserm Doctor in der übelsten Laune. Mit dem größten Eifer hat er in Codger-Fields nach dem kostbaren Doppelbruche mit durchgetriebenen Knochensplittern (ein wahrer Schatz für den Doctor) Stunden lang gesucht. — Seine Frau hatte ja ebenfalls das „Maximum" unterzeichnet und gegeben. Nach unendlichem Fragen und Suchen ist er zu der unumstößlichen Ueberzeugung gekommen, daß verrenkte Schulter, doppelter Beinbruch, durchgetriebene Knochen, edles Weib und fünf engelgleiche Kinder nirgends anders wohnen können, als in dem tugendhaften Gehirn der Jungfrau Caroline A. Johnson. Und so war's auch. Miß Johnson ist ein sehr fähiges Mitglied der modernen höhern Bettelnonnen und der Ziegelbrenner Bob mit allen seinen schrecklich zugerichteten Gliedmaßen war nur eine wirksame Mythe, christliches Mitgefühl und „Kronen" zu erwecken.

„Ein Gentleman wünscht Sie zu sehen." — „Lassen Sie ihn eintreten." Und herein tritt mit sanftem Schritt, Alles schwarz bis auf das schneeweiße Halstuch, ein wahres Kirchenlicht. Ich habe die Menschen im Allgemeinen noch ziemlich lieb, nur keinen mit einem weißen Halstuche. Und ist außerdem Alles schwarz, so haß' ich ihn grimmig. Also das Kirchenlicht erfreut sich keines erfreulichen Empfanges, dessen ungeachtet öffnet er mir seine in Sammet gebundenen Bücher und sein Anliegen, „die afrikanische Mission zu unterstützen." Ganz aus Rand und Band fahr' ich den Menschen an: „Gehen Sie zu dem Bischof und Lord, der ein ihm zur christlichen Fürsorge übergebenes *Hospital* um 20,000 Pfund betrogen hat, ohne bis jetzt bestraft oder seines Raubes entledigt worden zu sein* und befreien Sie damit schwarze, weiße, gelbe, braune Sclaven, die Farbe ist mir ganz gleich, und erlösen Sie Ihre Kirche von den Heuchlern und Betrügern, die im Namen der Religion wenigstens viel feiger handeln, als die Scla-

* Lord und Bischof Guilford.

venhändler von Fezzan und Kuka ohne Religion und deshalb mindestens ohne „die Sünde gegen den heiligen Geist." Hier ging das Kirchenlicht beinahe aus vor Schreck und wollte wenigstens seinen unächten Wachskörper durch die Flucht retten. Aber ich drohte ihm mit Polizei und versprach ihm Stillschweigen nach gerichtlicher Seite hin, wenn er mich unterstützen wolle und zwar durch etwas Einweihung in die Geheimnisse seines Ordens. Ich sei ein Fremder im Lande und habe blos ein literarisches Interesse an der Existenz und Wirksamkeit seines Gewerbes. Und richtig, ich kam nach und nach mit ihm in eine vertrauliche Unterhaltung, aus der mir die Sache so klar ward, daß ich sie in allgemeinen Zügen deutlich bezeichnen kann. Diese modernen Bettelmönche wandern als christliche, hochkirchliche Engel des Mitleidens unter den höhern Ständen umher und halten unter den verschiedensten Formen so reiche Ernten, daß sie stets sehr vornehm und mit weißer Wäsche auftreten können, Bedingungen, die unerläßlich sind, um das Haus und das Herz des höhern Engländers zu öffnen. Dem wirklichen, zerlumpten, schmutzigen Bettler giebt er nichts, weil es unanständig ist, nur die geringste Notiz von Leuten zu nehmen, die unter ihm stehen. So ist das anständige, vornehme England, die „gute Gesellschaft" Schuld, daß die Bettelmönche gedeihen. Weiße Wäsche, christliche Worte, gute Beziehungen, gut gewählte Gelegenheiten (z. B. Flitterwochen) und Worte und Gefühle verfehlen selten ihren Zweck auch bei schon Betrogenen. Der wirkliche hohlbäckige Bettler wird überall zurückgestoßen, sogar von den Thoren der Arbeitshäuser.

„Die Engel des Mitleidens" umgeben tröstend alles Elend, das einen Theil der Menschen trifft, und die andern sympathetisch berührt. Rafft die Cholera ihre Opfer hin, der Engel des Mitleidens geht von Haus zu Haus, um für die „Hinterbliebenen" zu sorgen. Keine große Ueberschwemmung kommt in die Zeitungen, ohne daß Engel folgen, welche einen Abzugskanal für deine Tasche bilden. Kein Haus und kein Mensch darf abbrennen, ohne daß ein durchgebrandter Spitzbube, kirchlich angeölt und salbungsvoll plärrend Dich so lange erbaut, bis Du ihm das Haus wieder aufbauen hilfst. Da aber unglücklicher Weise nicht genug Unglücksfälle von Bedeutung vorkommen (das Umkommen auf Eisenbahnen und Auswandererschiffen ist zu gewöhnlich und zieht nicht mehr), greift der Engel des Mitleidens zu tragischen Dichtungen und läßt Leute Hals und Beine brechen, Mütter mit fünf Kindern gräßlich leiden und die Schwarzen aus dem Innern Afrika's als Statisten in seinen dramatischen Vorstellungen auftreten.

Wir brauchen nicht zu beweisen, daß dieses Gewerbe in moralischer Beziehung nicht eben sehr tugendhaft erscheint. Aber Jeder sieht wohl auch ein, daß in diesen höhern, modernen Bettelmönchen ein bedeutender Fortschritt gegen die alte Mönchbettelei zu erkennen ist.

Endlich erscheint es auch nicht nöthig, zu beweisen, daß sich dieses Gewerbe in die verschiedensten Formen kleidet. Mancher geht als ganz anständiger Mann in stillen, vornehmen, langen Straßen des Westends neben einem andern anständigen Herrn her, lobt den schönen Abend und erzählt dann eine lange Geschichte von einer Frau „mit fünf Kindern", die auf ihn warten und sehr hungrig sind. Manchmal wird solch eine Unterhaltung plötzlich durch einen zufällig um die Ecke spazierenden Policemann gestört, bei welcher Gelegenheit der betreffende Herr oft eine hexereiartige Geschicklichkeit im Verschwinden entwickelt.

Von den fremden Baronen, Grafen, entthronten Fürsten Deutschlands und Polens (deren politische Geographie auch in der guten Gesellschaft Englands oft ein tiefes Räthsel bleibt, was denn hier diesen Fürsten auch sehr zu Statten kommt), welche sehr fein in „Cab's" angeflogen kommen, unverschämt anklopfen, den gepuderten Diener grob behandeln und Lord oder Sir So und So augenblicklich sprechen müssen, die dann der „augenblicklichen Verlegenheit" (denn er hofft, daß die „confiscirten Güter" mit der Zeit wieder herausgegeben werden) durch mindestens eine Zehnpfundnote (noch vornehmer durch einen „Cheque" auf die Bank) enthoben, stolz wieder ab- und bei einem andern Lord vorfahren, ließe sich viel Romantik der höhern Gaunerkunst mittheilen, wenn sie uns nicht zu weit über unser Papier hinausführen würde.

Auch unsere deutschen Mitbrüder in „Klein-Deutschland", das einen kleinen Theil Whitechepels im Osten Londons bildet, welche sich als Bettler-Gesellschaften etablirt haben, machen dem deutschen Stadt-Missionär viel zu schaffen, da sie die geschenkten Bibeln spottbillig verkaufen und Papier zu Bettelbriefen dafür nehmen. Sie wenden sich immer schriftlich an ihre Opfer, am liebsten Engländer, die Deutsch verstehen, haben jedesmal etwas „erfunden" und sind in der Lage, um einen kleinen „Vorschuß" zu bitten, damit sie zum Heile der mächtigen, englischen Industrie das Werk ihrer Nachtwachen und jahrelangen Nachdenkens ausführen können. Die Erfindung, daß sie etwas „erfunden" haben, gründet sich wirklich auf viele Erfindungen, die halb verhungert aus Deutschland kommen und hier betteln gehen, bis sie in die Hände von Capitalisten fallen, welche auf diese Weise bereits nicht selten den englischen Namen und das englische Capital bis zurück in den unbekannten Geburtsort des unbekannten Erfinders verwerthen. Auch in dieser Sphäre ist ein Fortschritt nicht zu verkennen. Früher verbrannte oder steckte man solche Erfinder ein: jetzt können sie doch in England und Amerika betteln gehen und zwar sehr oft mit Erfolg.

Von den Ufern der Ostsee.

Nr. 2. Finnland mit Aland.

Der Admiral Napier hat in einem Tagesbefehl an die von ihm befehligte Flotte den Beginn der Feindseligkeiten gegen Rußland angekündigt, und da die milde Witterung das Eis des Nordens früher als gewöhnlich gebrochen hat, so werden wir die englische Flotte nächstens an den russischen Küsten der Ostsee erblicken. Angesichts der dort sich vorbereitenden Ereignisse führten wir unsere Leser schon in der vorhergehenden Nummer an die Gestade des baltischen Meeres, mögen sie uns heute nochmals dahin folgen, und zwar nach Finnland, das von besonders wichtiger Bedeutung zu werden verspricht.

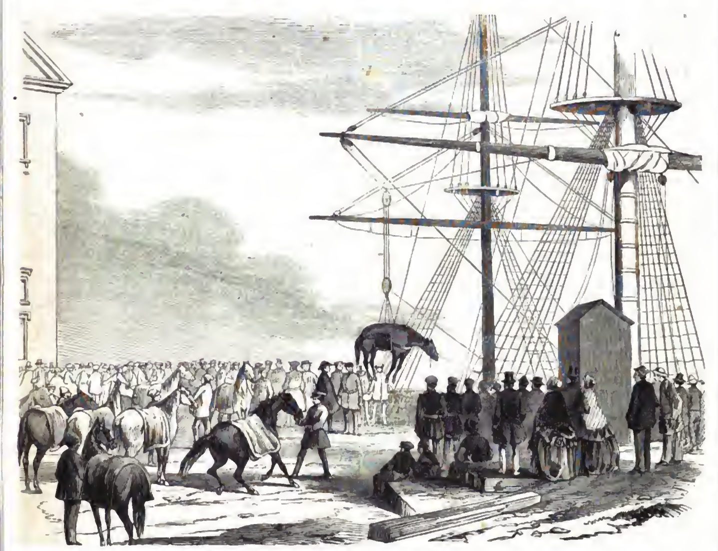
Petersburg und Tornea bilden die beiden äußersten Häfen des finnischen und bothnischen Meerbusens, in welche Finnland wie in den aufgesperrten Rachen eines Alligators (das baltische Meer, die Ostsee) hineinragt. Der äußerste Vorsprung liegt der schwedischen Hauptstadt Stockholm gegenüber. Wenn die Schwedenkönige früher ihr geliebtes Finnland besuchen wollten, brauchten sie nur aus dem Schlosse herab unmittelbar in's Schiff zu steigen. Aber wie Rußland nach dem schwarzen Meere hin schrittweise und unaufhaltsam seine Grenzen ausgedehnt hat, schritt es auch nach der Ostsee vor, und Finnland, einst der schönste Theil Schwedens, ist eine russische Provinz geworden.

Man fühlt sich auf das Angenehmste überrascht, wenn man nach der öden, trostlosen russischen Steppenreise von Petersburg an dem westlichen Endpunkte Finnlands den bothnischen Meerbusen anlangt. Der Distrikt Abo-Björneborg, der die Insel Aland im bothnischen Meerbusen in sich schließt, gewährt das anmuthigste Bild. Die Hauptstadt Abo mit 14,000 Einwohnern, 50 Meilen von Petersburg, hat einen bedeutenden Hafen vor sich, in welchem die größten Schiffe ankern können. Kleinere kommen dicht heran in der Mündung des Flusses Aurajoki. Abo hat eine alte, mit vielem Unglück verwobene Geschichte. Im Jahre 1827 brannte sie beinahe ganz nieder. Seitdem ist sie in großer Ausdehnung wieder erstanden, da fast alle Häuser einzeln stehen. Sie wird schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts erwähnt. Das befestigte Schloß ist eben so alt und trotzte oft den Russen. Jetzt dient es als Gefängniß. Am 17. August 1743 mußte Schweden hier die Abtretung von Ingria, Liefland, Esthland und Kymmenegard mit den Festungen Fredrichsham und Wilmanstrand und der Hafenstadt Nyslot, unterzeichnen. Im Jahre 1809 kam durch den Frieden von Frederikshawn das übrige Finnland an Rußland.

Eine der reizendsten Wasserpartien bildet der bothnische Meerbusen zwischen Abo und Stockholm, ein dichtes Gedränge von kleinen Inseln, die mit Ausnahme eines geringen Theiles von offener See, wie Flußufer sich durcheinander schlingen, theils kahl und öde, theils grün und lustig mit schönen Landhäusern besternt. Dieser kleine Archipelagus, von den Finnen „Ahvenamnae" ge-

nannt, dehnt sich etwa 5 Meilen lang in einer Breite vor uns aus und besteht aus 60 bewohnten grünen und 200 unbewohnten, steinigen, kahlen Inseln und Inselchen. Die etwa 15,000 Bewohner treiben Fischerei und Viehzucht. Der Boden ist fast überall Granit, von der befruchtenden Zeit hier und da nur dünn mit Erde bedeckt, welche oft viel Mühe hat, die in ihr wachsenden Bäume zu halten. Die größte unter diesem Inselmeer Aland mit guten Häfen, etwa 56 Geviertmeilen groß, hat nur 8—9000 Bewohner. Der Hafen Ytternas an der Westseite soll die große russische Flotte und die Citadelle Bomarsund — blos 5 Meilen von Schweden — 60,000 Mann beherbergen können. Der bedeutendste Ort auf Aland ist Castelholm auf einem isolirten, großen, rothen Granitfelsen einer Landzunge. Aland war bis zu seiner Abhängigkeit von Finnland ein eigenes Königreich. zieht, voll eigenthümlicher Verkehrsbilder, da die 800 Einwohner der Stadt den Handelsmittelpunkt lappländischer Producte bilden. Die kleinen, gelben, schmierigen Lappen kommen hier weit aus ihrem öden, großen Lande zusammen, um gegen ihre Rennthierfelle, Salzfische u. s. w. Branntwein, Butter, Brot und sonstigen Luxus einzutauschen. Sie sehen in ihren spitzigen Pelzmützen und thierischen Kleidern (Fellen, oft blos um den Körper festgebunden) gar malerisch aus in einiger Entfernung. Zu nahe Berührung bringt freilich leicht die Geruchsnerven in Aufruhr, wenn es zufällig nicht sehr kalt sein sollte. Die durch den größten Theil des Jahres herrschende Eisluft verhindert diese Menschenblüthen des Nordens wohlthätig am Duften.

Die Finnen sind ein eigener, schöner, gemüthlicher, tapferer Menschenstamm mit eigener Sprache, Literatur und Geschichte.



Einschiffung der Artillerie und Reiterei.

Im Jahre 1634 kam es mit Finnland zu Schweden und 1809 mit allen seinen kleinern 260 Collegen an Rußland. Diese Inseln gewähren der russischen Flotte sichere Häfen, welche von hier aus den Mälarsee und den schwedischen Küstenhandel an der Westseite des bothnischen Meerbusens beherrschen können. Nahe bei Aland gewann Peter der Große 1714 den ersten großen Seesieg gegen Schweden, dessen König nach der Schlacht bei Pultowa (1709) in der Türkei gefangen gehalten ward. Der Sieg war wegen dieser Abwesenheit des furchtbaren Soldaten- und Schlachtenkönigs Karl XII. freilich um so weniger ein Wunder, als es Schweden zugleich mit Preußen und Dänemark zu thun hatte.

Von den kleineren Städten Finnlands ist Tornea, am Flusse gleiches Namens, im äußersten Norden des bothnischen Meerbusens gelegen, von wo sich die russisch-schwedische Grenze hinunter Letztere weis't sie patriotisch auf Schweden hin. Mit den Russen haben sie nichts gemein. Die „stahlbepanzerten" Finnen bildeten unter Gustav Adolph die siegreiche Hauptmacht gegen „die Kaiserlichen" des dreißigjährigen Krieges. Unter Karl XII. verdienten sie die meisten Lorbeeren bei Narva, und ihre unbeugsame Tapferkeit bewährte sich am Schönsten in der vergeblichen Anstrengung, den Todesstreich, der Schweden bei Pultowa von den Russen beigebracht ward, zu rächen. Sie sind ein gutmüthiges, offenherziges, zuthunliches Völkchen von unermüdlicher Höflichkeit und unbestechlicher Ehrlichkeit. Selten wird ein Reisender in der Welt mit Menschen zusammentreffen, die so treuherzig und zugänglich sind. Nirgends wird er sich so leicht mit fremden Menschen befreunden, als in Finnland und in Schweden.

Admiral Napier scheint die Insel Aland zum Mittelpunkt

für seine Operationen gegen Rußland ausersehen zu haben, und da ihm die Insel schwerlich streitig gemacht werden könnte, so soll die russische Regierung jetzt schon entschlossen sein, ihre Behauptung nicht zu versuchen. Die Besetzung Alands durch die Engländer würde übrigens noch kein folgenschweres Ereigniß sein. Mittlerweile dauert jedoch die Verstärkung der englischen Ostseeflotte, und die Einschiffung von Truppen und Kriegsmaterial ist in den Häfen Albions in vollem Gange. Ganz besondere Schwierigkeiten macht dabei der Transport von Pferden, für welche die Seekrankheit, der sie häufig erliegen, um so gefährlicher ist, als das Pferd von Natur aus nicht brechen kann. Auch das Ein- und Ausschiffen der Pferde, wovon wir heute dem Leser eine bildliche Darstellung geben, ist eine schwierige und umständliche Operation, obwohl durch die jetzt angewandte Verfahrungsweise ein Pferd binnen zwei Minuten vom Lande aus auf das Verdeck des Schiffes gebracht wird. Eine nähere Beschreibung dieses Verfahrens selbst halten wir für überflüssig, da unser Bild dasselbe hinlänglich veranschaulicht und erläutert.

Blätter und Blüthen.

Unsere Mädcheninstitute. Eine Menge weiblicher Wesen in einem Lokale zu versammeln, ist eine Einrichtung, der wir zu erst in einem Kloster begegnen. Dort suchten fromme Frauen Aufnahme in dem mißverstandenen Glauben, dem Herrn der Schöpfung dadurch zu dienen, daß sie die schöne lachende Welt hinter sich ließen und durch Gebet und Fasten die Wünsche ihres Herzens zu bewältigen suchten.

Im Mittelalter war die Kirche der Hort der Wissenschaften; Bildung, Gesittung, Künste und Gelehrsamkeit hatten sich in ihren Schooß geflüchtet, und sie theilte der armen, verwilderten Menschenmasse davon mit, nach dem Maße des Verständnisses, das man derselben zutraute; denn damals stand sie in dem wirklichen Verhältnisse einer Mutter zu ihrem Kinde, das aus Liebe und mit Liebe bewundert wird. Die ersten Schritte auf unserer Bahn von dem Zustande roher Barbarei zur Gesittung führte uns demnach die Kirche. Die Priester nannten sich die Lehrer des Volkes, die Schulen waren ihr Werk, nur die Geistlichen verstanden zu schreiben.

In der Folge übernahmen die Nonnen einen gleichen Antheil an der Bildung ihrer Laienschwestern, sie riefen die kleinen Mädchen aus der Umgegend herbei und unterwiesen sie in feinen Arbeiten und den Artikeln ihres Glaubens. So wie die untern Schichten der Gesellschaft diesen Schritt vorwärts gingen, verlangten die Reichen nun auch ihrerseits in demselben Maße diesen voranzugehen, und da das Haus damals einer Tochter keine Gelegenheit bot sich Geschicklichkeiten zu erwerben, so entstand die Einrichtung, dieselbe in ein Kloster zu bringen, wo sie blieb, bis sie erwachsen war. Die klösterliche Stille, die einfache Lebensweise, die Architectur des Gebäudes, die Sammlung des Gemüthes wirkten hier mächtig auf die junge Seele ein und gaben ihr jenen Schwung einer höhern Lebensauffassung, die veredelnd auf das ganze Wesen wirkt. Diese klösterliche Erziehung that daher viel für die Bildung und Gesittung des Menschengeschlechtes, in so ferne dieselbe durch die Frau und deren erhöhte Seelenstimmung gefördert wird.

Die Reformation machte hierin einen Bruch. Jetzt konnten nur noch Familien des katholischen Glaubensbekenntnisses diese Klostererziehung für ihre Töchter benutzen, und da die Protestanten ihren Kindern gleiche Vortheile der Bildung zu geben wünschten, so wurden Mädcheninstitute eingerichtet. Diese waren demnach das Resultat eines Zeitbedürfnisses. Die Frauen konnten im Mittelalter und auch später noch die Erzieherinnen ihrer Töchter nicht sein, denn sie verstanden selbst nicht immer zu lesen, weniger noch zu schreiben, sie konnten nur sticken und dem Haushalte vorstehen, und sollte die Tochter nun die Mutter an Bildung übertreffen, so bot sich dazu im Hause kein Mittel, so lange es keine Privatlehrer gab.

Die weibliche Bildung ist der Nachsommer der männlichen, sagt Jean Paul. Je mehr nun der Mittelstand eine Universitäts-Bildung suchte, um so viel weiter erstreckte sich auch für die Frau ein angemessener Unterricht in den Elementarwissenschaften, zu dem man bald noch Musik, dann eine Sprache, dann zwei und auch das Zeichnen fügte. Die Muttersprache richtig zu sprechen und zu schreiben, wurde daneben für nöthig erachtet, und eine Kenntniß unserer besten Dichter gefordert. Auf diesen Punkt angelangt, hätte eine Mutter die Erziehung ihrer Tochter selbst leiten können, denn wo ihr eigenes Wissen, oder ihre Talente nicht zureichen, gab es jetzt überall bereits geschickte Lehrer zur Aushülfe; aber nur in seltenem Falle unterzog eine Frau sich diesem Geschäfte, und die Zahl der Mädcheninstitute vermehrte sich mit reißender Schnelligkeit. Auch unter diesen trat nun eine Art von Rivalität ein. Jede Vorsteherin einer Anstalt suchte durch neue Prospecte die übrigen zu überbieten, Wunderdinge wurden gelehrt, französische und englische Gouvernanten waren engagirt, ein Dutzend Lehrer ertheilten in allen Zweigen Unterricht, und jede Kunst wurde bis zur Vollkommenheit getrieben. Die Einzelne, die ein wenig Talent hatte, mußte die Anstalt vor der Welt damit rechtfertigen, und um jeden Preis etwas zu leisten angeleitet werden; alle Gefährtinnen blickten mit Neid auf diese Bevorzugte, sie selbst aber trat in die Gesellschaft ein mit der Prätension, daß man auf sie Acht haben müsse.

Auf diesem Punkte weiblicher Civilisation angelangt, machen wir eine kleine Pause und sehen, wohin uns unser Weg geführt. — Daß eine eigentliche Bildung in einem Institute nicht gefördert werden kann, ist begreiflich. Die Vorsteherin vermag es bei dem besten Willen nicht, sich mit der Einzelnen zu beschäftigen; beachtet sie, wie sie sich äußerlich giebt, so hat sie gethan, was sie leisten kann. Ein junges Mädchen, das sich stets von einer Menge ihrer Altersgenossen umgeben sieht, kommt zu keiner Sammlung, geht nie in sich, sinnt nie; an ein Leben mit sich selbst ist da nicht zu denken, selbst das Abendgebet ist ja in Gesellschaft Vieler zu verrichten. Ein beständiges Plaudern, Kichern, Scherzen, ein stetes sich Ausgeben, macht unsere lieben, flatterhaften Kinder noch flatterhafter, und jeder Ernst des Lebens wird ihnen lästig. So vorgebildet treten sie in die Welt, wo ihnen vielleicht schon im ersten Jahre ein Mann begegnet, der sie auffordert, die schönsten, heiligsten Pflichten der Menschheit gegenüber zu übernehmen. Was wissen sie von diesen? Was kennen sie davon? Ein Familienleben ist ihnen ja selbst seiner äußern Gestaltung nach fremd geblieben. Alle kleinen Gewohnheiten, die in eine Frauenexistenz gehören, ein eigenes Zimmer, mit seiner Ordnung, Sauberkeit und manchem kleinen Schmucke, das besaß sie ja nie! — Das Leben des jungen Mädchens war das eines Soldaten in einer Kaserne. Sie kannte nur die Disciplin und wie froh wird sie sein, derselben zu enteilen? — Wie gefährlich es ist, ein Mädchen den Beziehungen eines Familienlebens zu entfremden, wird Jeder ermessen, der sich mit dem Frauenleben beschäftigt hat. Die Gewohnheit ist unsere zweite Natur. Einmal dem entfremdet, was im häuslichen Kreise zu den kleinen Leiden und Freuden des Tages gehört, deren Wechsel ja das sind, was wir gemeinhin Glück nennen, wächst man nicht wieder in diese kleinen Details hinein, ohne sich von denselben gelangweilt und wie erdrückt zu finden. — Sind Aeltern gezwungen, durch Verhältnisse, durch den Ort ihres Aufenthaltes, eine Tochter dem sichern Hort des väterlichen Hauses zu entziehen und sie ferne von sich aufziehen zu lassen, so sollten sie sehen, dieselbe in einer Familie unterzubringen, und sie nur die Lehrstunden in irgend einer Anstalt theilen lassen, nie aber wagen, sie in Lebensverhältnisse zu bringen, die sie von dem emancipiren, was die nothwendige Zugabe eines Frauenlebens ausmacht.

Amely Boelte.

Das Tulpenfest in Konstantinopel. Von allen Blumen ohne Ausnahme, selbst die vielgefeierte und vielbesungene Rose mit einbegriffen, die in der letztern Beziehung übrigens gewaltige poetische Sünden zu verantworten hat, erlangte keine so große Wichtigkeit und Bedeutsamkeit, als die Tulpe, und das dürfte um so mehr zu verwundern sein, da sie des Reizes süßen Wohlgeruches entbehrt, den viele andere Blumen mit nicht minderer Farbenpracht vereinigen. Wahr ist es freilich, daß die Tulpe nicht nur die schönsten und lebhaftesten, sondern auch die mannigfaltigsten Farben zeigt, die Cultur durch die Hand des Gärtners hat das Geheimniß entdeckt, die Farbe der Tulpe durch alle Schattirungen bis in das Unendliche zu vervielfältigen. Von dem Ponceauroth geht die Schattirung allmählig durch kaum merkbare Abstufungen bis zu dem matten Weiß herab; in Beziehung auf die andern Hauptfarben, Blau, Grün, Gelb, finden die Uebergänge auf gleiche Weise bis zu gänzlich unentschiedenen Färbungen statt. Auf diese einfarbigen Tulpen folgen die gestreiften, gefleckten, getupften, geflammten, mit buntem Rande umsäumten, und wie die unzähligen Abarten genannt werden mögen, die übrigens es wohl verdienen, die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Blumisten auf sich zu ziehen.

Ohne die Liebhaberei der Tulpen so weit zu treiben, wie die Holländer, pflegen auch die Türken, welche die wahren Liebhaber schöner Blumengärten sind, die Tulpen mit besonderer Sorgfalt. Da der Himmel so milde und durchsichtig über dem schönen Lande Konstantinopels schwebt, feiert man dort schon in den ersten Tagen des Frühjahrs das herrliche und prachtvolle Tulpenfest. In den glänzenden Sälen des Harems, unter den ungeheueren Bogengängen, welche die Gärten umringen, führt man amphitheatralisch Stufengerüste auf, welche man mit den köstlichsten Teppichen bedeckt. Auf diesen symetrisch geordneten Stufen stellt man in dreifacher Reihe Krystallgefäße auf, aus denen Tulpen in den glänzendsten Farben emporragen. Zwischen diesen Krystallgefäßen werden Kästen mit wohlriechenden Sträuchern aufgestellt, und von Strecke zu Strecke sprudeln Springbrunnen Strahlen von Rosenwasser empor, damit dem Geruche zugleich mit dem Gesichte geschmeichelt werde.

Am Abend wird das ganze Serail mit Tausenden buntfarbiger Lampen erleuchtet und in der Mitte dieser glänzenden Illumination erscheint der Sultan in dem blendenden Glanze von Gold und Edelsteinen und begleitet von einem Gefolge, dessen Luxus jeden Glauben übersteigt. In dem Augenblicke, wo er auf dem für ihn errichteten Throne Platz nimmt, ertönt herrliche Musik, und süße Frauenstimmen ergießen sich in weichen Melodien. Plötzlich dringt dann ein wohlgeruchathmender Strom junger Odalisken durch die Menge der Zuschauer, um, die Stirne mit Blumen bekränzt und das Lächeln auf den reizenden Lippen, Tänze und Gruppirungen auszuführen, durch die man versucht werden könnte, an die Wahrheit der lieblichen Mährchen von tausend und eine Nacht zu glauben.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 17. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Die Candidaten-Braut.

Von Amely Boelte.

(Fortsetzung.)

In diesen und ähnlichen Selbstgesprächen verging ihm die Nacht und als der Morgen purpurn am Himmel heraufzog, fand er ihn mit gestütztem Haupte am Fenster sitzen, den Blick sinnend auf die Nebel gerichtet, deren Spiel ihm dem Chaos blinder Naturkräfte vergleichbar dünkte. Er knöpfte seinen Ueberrock zu und wanderte hinaus in den Garten, und von da in den angrenzenden kleinen Wald, wo die Vögel eben ihr Morgenlied anstimmten und Alles so frisch und freudig in den Tag hineinschaute. „Wer doch auch froh sein könnte beim Anblick dieser lachenden Natur,“ sagte er schmerzlich. „Aber der Sclave, der die Kette trägt, der kann es nun und nimmermehr.“

Als es sieben schlug, stand er dem Hause gegenüber, dessen Fenster jetzt schon das inwohnende Leben verriethen. Die Knaben waren bereits aufgestanden und winkten ihm ihren Morgengruß zu. Er stieg hinauf in sein Zimmer, wo so eben sein Frühstück aufgetragen ward. Um acht sollte der Unterricht beginnen und Frau von Rabenhorst ließ hinaufsagen, daß sie gegenwärtig sein würde, um nach einer kurzen Prüfung der Kenntnisse ihrer Söhne, mit dem Lehrer zu berathen, wie das Tagewerk derselben eingetheilt werden sollte. August konnte gegen diese Anforderung nichts einwenden. Es war billig, daß man der Mutter eine Stimme im Punkte der Erziehung ihrer Söhne ließ. Er erwartete also deren Erscheinen und ließ sich einstweilen die Schulbücher der Knaben vorlegen und den alten Stundenplan hervorsuchen. Indem trat auch die Frau Mama schon ein und das kleine Examen nahm seinen Anfang. Das Resultat desselben war die Ueberzeugung, daß hier noch wenig geschehen sei und viel einzuholen wäre; August theilte seine Ansicht darüber mit und fand in diesem Punkte volle Billigung. Ueber die Gegenstände des Lernens vereinigte man sich schnell, ein anderer Punkt war aber die Aufsicht der Knaben nach den Stunden. Die Mutter begehrte, daß er dieselben keinen Augenblick aus den Augen lasse, mit ihnen spazieren gehe, bei ihren Spielen gegenwärtig sei, kurz, daß er den Kindern jede Möglichkeit abschneide, die geringste Unart zu begehen. August meinte, das heiße die Kinder unglücklich machen. Er dachte an seine eigene glückliche Jugend, an die goldne Freiheit nach gethaner Arbeit, an die Knabenstreiche, die er ausgeübt, und den Uebermuth des Lebens, der damals in ihm gesprudelt, als ihm noch die ganze Welt ein offenes weites Feld war, auf dem sein Fuß ungehindert wandern mochte. Er schilderte mit glühenden Farben das Glück jener Tage, und bat die Frau Kammerherrin auch ihren Söhnen diese freie Entwickelung ihrer Kräfte zu gönnen. Sie hörte ihm mit halbem Lächeln zu.

„Sie sprechen warm,“ sagte sie. „Es scheint, daß Sie meine Knaben lieber zu wilden Buben, als zu wohlgesitteten Söhnen eines vornehmen Hauses erziehen möchten. Vielleicht ist Ihnen auch die Mühe zu viel, die ich Ihnen damit zumuthe. Sie brauchen das aber nur einfach zu sagen, es giebt der jungen Leute genug, die gerne eine solche Stellung in unserm Hause annehmen.“

August fühlte, wie ihm alles Blut in die Wangen stieg. Er stand auf, vielleicht um seine innere Erregung dadurch zu bemeistern. „Sie mißverstehen den Sinn meiner Worte, gnädige Frau,“ sagte er dann höflich kalt. „Doch ganz wie Sie befehlen. Auch ich werde einen anderen Aufenthalt zu finden wissen.“

Frau von Rabenhorst verließ das Zimmer und als man am Mittag zu Tische kam, war keine Rede von dem was vorgegangen. Gegen Abend traf der Herr Kammerherr ein und am Theetische wurde August diesem vorgestellt. Außer einer höflichen Begrüßung, wie sie ein feiner Weltmann für Jeden hat, der ihm untergeordnet ist, widmete er den neuen Hausgenossen keiner Aufmerksamkeit, und dieser blieb ein stummer Gast am Theetische, wo von Familien und nachbarlichen Verhältnissen die Rede war, bis die neunte Stunde schlug, wo er sich mit einer stummen Verbeugung zurückzog. Am folgenden Morgen fand er auf seinem Kaffeebrete ein versiegeltes Billet, von Damenhand geschrieben; er öffnete es mit gesteigerter Erwartung des Inhaltes und las:

„P. P.

„Ich habe mit meinem Gatten Rücksprache genommen wegen der unter uns stattgehabten Unterhaltung von diesem Morgen, und er ist meiner Ansicht, daß diese Art von Erziehung, wie Sie sie unsern Knaben zu Theil werden lassen möchten, nicht für eine Familie von unserem Stande paßt; in seinem Auftrage bitte ich Sie daher sich zu nächstem Michaelis nach einer andern Stelle umzusehen, und versichert zu sein, daß unsere Empfehlung Ihnen dabei in geeigneter Weise zu Theil werden soll.

Ihnen Alles Wohlergehen wünschend unterzeichnet sich gewogentlichst

Amalasunda von Rabenhorst
geb. Gräfin Treutheim von Eberswalda.“

August legte das duftende Papier wieder zusammen und schenkte ruhig eine Tasse Kaffe ein. „Damit wäre man also schon wieder fertig!“ murmelte er. „Was nun zunächst? Ob ich meiner Mutter die Sache melde, oder lieber schweige. Er beschloß endlich das Erstere zu thun und ihr mit einfacher Wahrheit den ganzen

Vorgang zu melden. Schon die nächste Post brachte ihm ihre Antwort. Sie lautete:

„Mein geliebter Sohn!

„Ich danke Dir für den Beweis Deines Vertrauens, den das Herz Deiner Mutter für die schönste Gabe hält. Du weißt es ja, daß ich nur in und mit Dir lebe, und daß ich das, was Dir das Leben an Freude oder Kummer zuführt, stets zwischen den Zeilen lese, selbst da, wo Du es nicht aussprichst. Glaube daher nicht, daß es mir ein Geheimniß ist, wie oft Dein stolzer Sinn schon Demüthigungen gesucht und erfahren, wo ein Anderer mit dankbarer Anerkennung den Umständen erkenntlich wäre; glaube auch nicht, daß ich in solchen Stunden nicht mit Dir gelitten! Das Mutterherz fühlt ja Alles doppelt mit dem geliebten Kinde, und sehnt sich nur darnach Alles allein zu tragen, jede Bürde auf die eigenen Schultern legen zu können, damit ihr Liebling frei ausgehe. Aber ich konnte ja nicht helfen, konnte bei dem besten Willen keinem Umstande Deines Lebens eine andere Gestaltung geben. Darum schwieg ich und darum schwiegst vielleicht auch Du; denn ich glaube, Du erkanntest meine Ohnmacht und meinen Willen.

„Heute stehen die Sachen anders. Du bist hinausgetreten in die Welt, Du hast den Beruf des Mannes auf Dich genommen und nicht länger ist es die Mutter, die schützend über Dir gewacht, von deren Rath Dein Wollen und Thun abhängt. Du bist meiner Obhut entwachsen, Du gebietest frei über Dich selbst; darum auch suchst Du in mir die Vertraute Deiner Sorgen und bangst nicht ferner vor Mahnung und Tadel. Beides hast Du überdem auch nur selten erfahren, mein Sohn!

„So wie Du bist, konntest Du in Deiner Stellung nicht anders auftreten, mein August, und ich zweifle nach diesem Versuche, ob irgend ein Verhältniß der Art Dich befriedigen könnte. Darin liegt kein Tadel. Ich sehe die Sache objectiv an, ich sehe Dich und sehe den Lehrerstand, und ich fühle, daß mein Sohn diese Unterordnung unter Gesetze, die die Willkür und ein oft unvernünftiger Wille macht, nicht erträgt. Warum ich das nicht im Voraus in Betracht gezogen? magst Du fragen. Ich hätte es freilich wissen können. Aber wie häufig geht es uns nicht so, daß wir Dinge für möglich halten, bis wir durch die Erfahrung eines Bessern belehrt werden.

„Ich würde Dir nun rathen in der Stadt Mücheln als Privatlehrer Dein Heil zu versuchen. Der junge Solger ist dorthin versetzt als Bürgermeister, nachdem er einen glänzenden Richter-Examen bestanden, und als alter Schulkamerad wird er Dir, denke ich, die Hand bieten, und froh sein, Dich in seiner Nähe zu haben. Mir scheint dies das Beste für Dich; Du wirst prüfen, ob mein Vorschlag Dir zusagt, und ob Dir nicht ein noch besserer Gedanke kommt. Es bleiben Dir ja noch fünf Monate zur Ueberlegung, eine Zeit die Dir, ich weiß es, höchst peinlich sein wird; aber es ist auch eine von den Nothwendigkeiten diese bösen Tage zu bestehen, denen wir uns im Leben nun einmal nicht entziehen können.

„Ich frage mich jetzt oft, und habe mich auch früher schon deshalb gefragt, ob ich Deine Erziehung hätte anders leiten sollen, ob es gut war, daß ich Deinen stolzen Sinn nicht brach? Hätte ich dasselbe Werk noch einmal zu verrichten, so weiß ich nicht, ob ich es anders und besser machen würde. Ich wollte einen Mann und vor Allem einen Menschen aus Dir erziehen und konnte Dir nicht lehren, Dich vor Autoritäten zu beugen, die mir keine waren. Ich konnte es nicht. Dein frischer, schöner Jugendmuth sollte Dir nicht getrübt werden, ich ließ Dir Deine Welt der Ideale, ich lehrte Dich nicht Menschenfurcht kennen, sondern Gottesfurcht. Wie freuete ich mich an Dir, wie glücklich war ich in Deinem Anblick, wie meinte ich eine beneidete Mutter zu sein! Und bin ich es denn nicht? Warst Du nicht stets der beste der Söhne, habe ich durch Dich wohl etwas Anderes gekannt, als die Freude, die ein wohlgerathenes Kind uns giebt, eine Freude, die selbst Engel theilen möchten. Und nun wollte ich mich beklagen, keinen Knecht aus Dir erzogen zu haben? Ich schäme mich jetzt, daß dieser Gedanke nur aufsteigen konnte!

„Leonie schreibt Dir heute selbst. Sie hat viel Leid und Plage mit der Mutter, die mit jedem Tage grämlicher wird, und wahrscheinlich Brustwassersucht bekommt. Dabei verliert sie nie ihre heitere Miene und ihren Lebensmuth. Das Mädchen gehört wahrlich nicht in unsere Zeit, sie hätte eine Römerin sein müssen. Ihr seid ein Paar, wie es die Welt nicht mehr sieht.

„Schreibe uns recht bald, mein theurer Sohn, und erleichtere Dein Herz durch Mittheilung. Wir wissen ja, daß Du jetzt trübe Stunden verlebst und es beruhigt uns, wenn Du uns aussprichst, wie Du diese Prüfung hinnimmst. Ich bin ja in Gedanken täglich, stündlich mit Dir und meine Wünsche und mein Gebet sind ja für Dich allein.

„Mit der treuesten, herzlichsten Liebe

Deine Mutter
Auguste Liebig."

August hatte diesen Brief zuerst gelesen, weil er das Couvert des inliegenden bildete und daher sogleich mit seinem Inhalte vor sein Auge trat. Jetzt entfaltete er auch das andere Blatt. Es lautete:

„Mein theurer Freund!

„Gefesselt wie ich bin an das Krankenlager einer Mutter, die meiner jetzt jede Minute bedarf, in welcher unaufschiebbare Geschäfte mich nicht von ihr rufen, muß ich mir doch heute einen Augenblick erobern, um Dir zu sagen, daß ich ganz einverstanden bin mit Deiner Art des Auftretens in dieser hochadeligen Familie. Ich hätte Dich weniger geachtet, wenn Du es anders genommen, wenn Dir die Umstände etwas abgewonnen hätten, vor dem Dein Selbstgefühl erröthen gemußt. Was auch das Leben bringt, nur bleibe der Mensch sich selbst getreu! Nur opfere er nichts von dem Adel seiner Natur, nur halte er in sich fest an dem Ideal, das ihn zum Verwandten der Gottheit macht. Ich weiß es, so denkst auch Du, und ich wiederhole heute nur, was uns gemeinsam ist, um Dich dadurch zu befestigen und zu stärken, um keinen Preis irdischer Vortheile Dein herrliches Naturell zu verkümmern und zu verkleinern. Ich kenne Dich zu genau, um nicht zu wissen, daß Du nur leben kannst, wo Du frei athmest, frei Dich auslebst, ein Unterthan des höchsten Sittengesetzes bist, das dem Menschen über sich gestellt ist. Wo Du diesem entsagen müßtest, da wärest Du nicht mehr Du selbst, da müßtest Du zu Grunde gehen. Ich bitte Dich vor allen Dingen, Dich nie auf Deinem Lebenswege durch eine Rücksicht für mich gehemmt zu fühlen. Was der Mann nach Außen hin für sich erstrebt, dabei darf die Frau nicht mit in Rechnung kommen; ist er da mit sich fertig, kehrt er in sich zurück, dann ist sie da für sein Stillleben und sein Haus. Handle daher Deiner Neigung entsprechend und thue einstweilen, als wäre ich nicht da. Nur so gestaltet sich Dein Schicksal nach meinem Sinne, nur so kann ich freudig der Zukunft entgegenblicken und in allen Beziehungen mich Deine erste Freundin nennen.

Leonie."

August faltete den Brief sorgfältig zusammen und steckte ihn in seine Brusttasche, ein Platz, den er auch nicht wieder verließ. Bei der nächsten Gelegenheit, wo die beiden Knaben von den Aeltern auf ein benachbartes Gut mitgenommen wurden, bat er um ein Pferd und benutzte die Zeit zu einem Spazierritt nach Mücheln. Hier suchte er sogleich seinen alten Schulkameraden auf und dieser war nicht wenig erfreut in dieser ihm fremden Gegend plötzlich einen Freund zu entdecken, mit dem er die heitern Tage der Jugendzeit recapituliren konnte. August sprach ihm den Wunsch aus, zum Winter ganz in die Stadt zu ziehen und dort einige Knaben zum Privatunterricht um sich zu versammeln. Dieser Plan fand des Bürgermeisters ganze Billigung und er erbot sich sogar selbst thätig zu sein ihm die nothwendige Zahl von Schülern zu gewinnen. Beiderseits befriedigt von diesem Wiederfinden trennten sie sich und August ritt mit erheiterter Miene auf das Schloß zurück. Gleich in den nächsten Tagen meldete er seiner Mutter, daß ihr Rath von ihm befolgt worden und er von der dadurch eröffneten Aussicht auf eine Thätigkeit, die seine persönliche Freiheit nicht beschränkte, befriedigt sei.

Es wurde ihm von diesem Tage an weniger schwer die Ketten zu tragen, die ihm das Gebundene seiner Stellung anlegte, und jeder neue Morgen zählte ja überdem eine Verminderung dieser bösen Zeit, wodurch auch die schwierigsten Stunden leichter zu durchleben sind. Sieht man das Ende, so hilft man sich mit einem Seufzer über die Gegenwart fort. Der Sommer schwand

ihm somit rascher dahin, als er erwartet hatte und der Tag seiner Abreise von hier rückte ganz nahe heran. August ersuchte nun Frau von Rabenhorst ihm eine Stunde zu bewilligen, in welcher er in ihrer Gegenwart die Knaben prüfen dürfe, damit sie sich überzeuge, in wie weit er seine Lehrerpflicht getreulich erfüllt. Sie lächelte gnädig zu diesem Vorschlag und bestimmte gleich den folgenden Morgen. Diese Einwilligung war August sehr erwünscht. Es drängte ihn, ihr zu beweisen, daß er den Lohn gewiß verdient, den man ihm hier gewährte, und daß er weit eher als Gläubiger wie als Schuldner scheide. Sein Vertrauen fand sich gerechtfertigt, die Mutterliebe siegte über jede kleinliche Rücksicht und Frau von Rabenhorst gestand ihm zu, daß er ihre Erwartung bei weitem übertroffen. August verbeugte sich mit einem weit artigeren Lächeln, wie sie es je an ihm gesehen.

„Wie schade!“ fügte sie hinzu, „daß ein so vortrefflicher Lehrer eine so democratische Erziehungsmethode befolgen will! Unsere Söhne hätten sonst unter Ihrer Leitung schöne Kenntnisse erwerben können.“

„Ich hoffe mehr als das, gnädige Frau!“ erwiederte er heiter angeregt, mit mehr Worten, als er sonst hier zu wechseln sich zum Gesetze gemacht. „Ich hätte Männer aus ihnen gebildet, und wirkliche Gentlemen, wie der Engländer sagt, wodurch sie in ihren Verhältnissen weit mehr nutzen konnten, als durch Büchergelehrsamkeit.“

„Gentlemen, sagen Sie? Warum sprachen Sie davon nicht früher. Das war ja gerade mein Wunsch, meine Söhne in diesem Genre heranzubilden.“

„Ich konnte das nur, wo das Geschäft des Erziehens ganz in meine Hand gelegt war, und die Aeltern mir völliges Vertrauen schenkten.“

„Das hätte Ihnen werden können, Herr Liebig. Ich werde noch heute mit meinem Gatten darüber sprechen.“

Sie entfernte sich, ohne das spöttische Lächeln zu bemerken, das um August's Lippen spielte.

„Jetzt weiß ich, was der Engländer unter „Unterrocks-Regiment“ versteht,“ dachte er bei sich. „Wenn sich die Männer von solchen Weiberlaunen lenken lassen, so könnte man ihnen den Spinnrocken dazu wünschen.“ Welch eine ganz andere Frau ist doch meine Mutter und gar erst Leonie.“

Wenige Tage darauf zog er in Mücheln ein, wo ihm der Bürgermeister Solger bereits eine Wohnung besorgt hatte, und schon am folgenden Montag seine Stunden ihren Anfang nahmen. August war zu Muthe wie Jemand, der eine Gefangenschaft durchgemacht hat. Trat er hinaus auf die Straße nach vollendetem Tagewerke, so erschien ihm Alles so schön, der Himmel, die Erde, die Menschen, denn das Gefühl seiner persönlichen Freiheit lieh hier den neuen Reiz. Die Bewohner der Stadt waren froh, einen so schönen, fein gebildeten jungen Mann in ihrem Kreise zu sehen, die Mütter speculirten auf ihn für ihre Töchter und die Töchter verfolgten ihn mit zärtlichen vielsagenden Blicken. Aber August blieb davon unangefochten. Leonie war ihm das Ideal aller Frauen, und diese unbedeutenden Wesen, deren Leben sich um Putz und Bälle drehte, konnten freilich einer Leonie nicht die Hand reichen. Er hatte zu deren Erstaunen kaum ein artiges Wort für sie.

Sonderbar befremdend war es den Bewohnern der Stadt, daß der junge Candidat nie gepredigt hatte. Bei manchen Gelegenheiten dazu aufgefordert, lehnte er diese Pflicht stets mit artigem Danke ab, versichernd, daß er sich noch nicht dazu berufen fühle, seinen Mitbrüdern Worte der Ermahnung zuzurufen.

„Du solltest Dich doch einmal darin versuchen, Liebig!“ sagte sein Freund, der Bürgermeister häufig. „Hier in der Umgegend sind prächtige Pfarren, da könnten wir Dich präsentiren. Oder hast Du etwa auch, wie so viele, Zweifel über die Erbsünde?“ fügte er lachend hinzu.

„Das kann wohl sein, mein guter Solger!“ versetzte August ernst. „Jedenfalls bin ich noch nicht im Klaren mit mir selbst, werde vielleicht auch noch lange nicht dahin kommen, und bis dahin will ich mich des Predigens enthalten.“

„Das ist aber eine verfluchte Geschichte! Was soll da aus Deiner Zukunft werden?“

„Nun! Was schon daraus geworden ist; ein tüchtiger Lehrer.“

„Alles recht gut, aber es nährt seinen Mann nicht. Es ist keine sichere Versorgung. Ich rathe Dir, laß die Grillen sein! Viele Wege führen nach Rom. Drücke ein Auge zu und die Sache geht.“

August schüttelte verneinend den Kopf. „Ich darf nicht,“ sagte er. „Für mich giebt es nur einen Weg, den geraden.“

Zum Osterfeste reiste August zu seiner Mutter, die, seit er die Universität verlassen, ihre Schule aufgegeben hatte, theils weil sie fühlte, daß sie der Anstrengung nicht mehr gewachsen war, theils auch, weil Leonie, indem sie den doppelten Pflichten einer Krankenwärterin und Lehrerin genügte, zu sehr angestrengt wurde. Sie übergab daher das einmal eingerichtete Erziehungsinstitut einer andern Hand, und behielt sich nur vor, mit ihrer jungen Freundin abwechselnd einige Stunden darin zu ertheilen, um jener auf diese Art die Mittel zu sichern, ihrer Mutter manches zu ihrer Pflege verschaffen zu können, wozu deren kleine Einnahme sonst nicht hinreichte. Für ihre eigenen Bedürfnisse reichte ihre Pension als Predigerwittwe schon zu, denn ihre Ansprüche waren sehr bescheiden, und nur wenn der geliebte Sohn als Gast bei ihr weilte, sann sie auf einen Aufwand, der ihrer kleinen Einrichtung sonst fremd war. — Sie hielt ihn jetzt einmal wieder in ihren Armen, und musterte mit freudetrunkenen Blicken sein gutes Aussehen. Sein Tritt war fester, sein Auge leuchtender, seine Züge männlicher, als wie sie ihn zuletzt vor sich gesehen. Er fühlte sich glücklicher, sie konnte nicht daran zweifeln, und ihr Herz floß über von Dankgefühl, den theuern Sohn in einer Lage zu wissen, die ihn mit muthigerem Blicke in das Leben schauen ließ.

„Es ist Aussicht dazu, daß Dein Bruder versetzt wird,“ sagte sie, als sie am Abend um den Theetisch saßen und auch Leonie sich eingefunden hatte, eine Stunde des Glückes hier zu verleben. „Wilhelm meint, man könne Dich in Vorschlag bringen, vielleicht daß Du trotz Deiner Jugend die Pfarre aus Rücksicht für Deinen Vater erhalten würdest. — Das wäre viel Glück, August! Sollte ich das noch erleben, meine geliebten Kinder hier vereint zu sehen, so wäre die Freude fast zu groß für mich!“

August erblaßte vor diesen Worten und verließ seinen Platz, um, unruhig, einige Male im Zimmer auf und ab zu gehen. Leonie's Blick folgte ihm fragend und besorgt. Aber schon hatte sie Alles errathen, was diese plötzliche Bewegung sagen wollte.

„Mutter!“ nahm er das Wort und setzte sich dabei wieder zu ihr, indem er zugleich ihre Hand ergriff, „erzeige mir die Liebe, mich nicht für die Pfarre in Vorschlag bringen zu lassen. Ein solches Amt paßt nicht für mich. Verzichte auf diesen Wunsch!“

„August!“ rief sie mit einem Tone des Schmerzes, der unbeschreiblich ist, und sah ihn mit erstauntem Blicke an; „dann hast Du ja keine Zukunft! Und was wird aus Leonie?“

Sein Auge senkte sich zu Boden, seine Miene wurde sehr ernst. „Es führen ja viele Wege durch das Leben, Mutter, und dem Muthigen gehört die Welt.“

„August hat Recht, Mutter!“ nahm das Mädchen das Wort, das aus seinen Mienen zu lesen gewohnt war, und mit dem Instincte des Herzens seine Gedanken errieth. „Er ist noch viel zu jung, um schon unwiderruflich für seine Zukunft zu entscheiden. Das Leben muß den Mann erst reifen und entwickeln, bevor er sich einer endlichen Bestimmung hingiebt.“

„Das Leben bildet den Charakter, mein Kind!“ versetzte die Mutter, immer noch schmerzlich bewegt; „einen Beruf wählt der Mann aber nur einmal, seine ganze Erziehung und Bildung ist auf diese einmal getroffene Wahl angelegt, und das Verfehlte holt dann keine spätere Zeit mehr ein. Die wenigen Worte, die August gesprochen, sagen mir, daß Deine — daß seine Zukunft hoffnungslos ist.“

Sie verließ bei diesen Worten das Zimmer, weil sie fühlte, daß sie ihren Thränen nicht länger gebieten konnte. Alles vermochte diese Frau zu ertragen, nur nicht das Eine, das Geschick ihres Sohnes auf dieser Basis von Glas zu sehen, durch die sich der Abgrund spiegelte.

Als sie sich entfernt hatte, saßen August und Leonie sich eine Weile stumm gegenüber. Der junge Mann hatte die Hand über die Augen gedeckt, das Mädchen blickte auf die Arbeit in ihrem Schooße.

„Und Du zürnst mir nicht, Leonie?“ fragte er endlich, ohne sie anzublicken, und reichte ihr die Hand hinüber. „Du hast mich nicht aus bloßer Großmuth vertheidigt, nicht nur jene Worte gesprochen, um meine arme Mutter durch Deine Billigung zu beruhigen?“

„Nein, mein Freund!“ sprach sie mit ihrer hellen, klangreichen Stimme, stand auf, lehnte sich über ihn und drückte sein Haupt, wie beruhigend, an ihre Brust. — „Ich sehe ein, daß Du nicht anders kannst. Der Mensch macht seine Gesinnung nicht, und auch nicht seinen Glauben; die Umstände und das Leben entwickeln Beides in ihm und er muß hinnehmen, was sie ihm bringen. Deine Ueberzeugung soll Dir heilig sein. Folge ihr! Ich liebe Dich darum erst recht, auch getrennt, auch noch so ferne von Dir, selbst über das Grab hinaus. Glaubst Du denn, daß Du nur darum für mich Werth hattest, weil ich einst Amt und Brot mit Dir zu theilen gedachte? Nein, August, so klein darfst Du von mir nicht denken! Das Bild meines Aelternhauses schützt mich auf ewig davor, eine Existenz hinzunehmen, die nicht die höchste Gesinnung begleitet. Ich will Dich achten können, August; ich will Deinen Menschenwerth durch nichts verringert sehen, sei es, was es sei, und mag Dir sonst begegnen, was da will, mag ich Dich nie wiedersehen, immer noch werde ich das Glück im Herzen tragen, das Ideal meiner Jugend rein mir zu bewahren.“

Eine Thräne rollte über seine Wange; sie küßte sie hinweg. Schweigend verharrten sie noch einige Minuten in dieser Stellung, wie in dem Bedürfniß des Ausruhens von der starken, innern Bewegung, dann sagte Leonie sanft in sein Ohr: „Ich will jetzt unsere Mutter suchen. Sie darf nicht wissen, was ich zu Dir gesprochen; ihr Lebensabend darf nur die Hoffnungen kennen, die sie während so vieler Jahre mit Opfern und Entbehrungen für unsere Zukunft aufgebaut, und deren gänzliche Zertrümmerung sie nicht ertragen könnte. Laß uns daher vorsichtig sein.“

Sie entfernte sich und bald darauf kehrten Beide Hand in Hand zurück. Augusten's Augen schienen noch vom Weinen geröthet, sonst aber war sie still und sanft und betrachtete den Sohn mit einer Art mitleidsvoller Zärtlichkeit, die ihr sonst nicht eigen gewesen. Was ihr nie zuvor in den Sinn gekommen, war ihr in dieser Stunde mit fürchterlicher Klarheit vor die Seele getreten: sie und nur sie allein trug ja die ganze Schuld an ihres Sohnes Unglück; denn nie hatte sie ihn gefragt, nie seine Neigung zu Rath gezogen, sondern einfach angenommen, daß der Beruf, welcher ihm am Schnellsten und Leichtesten zu einer Versorgung helfe, auch der ihm gemäße sein müsse. Sie erkannte ihr Versehen, und das brach ihr das Herz. Sie fühlte von dieser Minute an, daß ihre Tage gezählt seien, sie fühlte ihren Lebensmuth gebrochen, sie war innerlich wie geknickt, und keinen Trost gab es für solches Leid, keine Heilung für solche Wunde. Sie war freundlich wie immer, aber still und in sich gekehrt und man sah ihr an, daß ihr Interesse wenig Antheil noch an den Dingen dieser Welt nahm.

August war diesmal bis jetzt noch nicht zu Leonie's Mutter gegangen, die er seit dem ihm gewordenen Empfang bei seinem letzten Besuche nicht wieder gesehen hatte. Am Tage vor seiner Abreise sandte sie nun plötzlich und ließ ihn zu sich entbieten. Er konnte dieser Aufforderung kein Weigern entgegensetzen und ging. Sie war allein und zwar im Bette. Er fand sie sehr verändert. Sie bat ihn, die Thüre zu verschließen und neben ihrem Lager Platz zu nehmen.

„Herr Liebig,“ begann sie nun, „meine Lebenstage sind gezählt, bald werde ich in jener Welt mit meinem unvergeßlichen Gatten vereint wandeln.“ Sie konnte vor Rührung nicht weiter sprechen, und erst, nachdem sie sich wieder gefaßt, fuhr sie fort: „Ich habe mit dieser Welt abgeschlossen, und nur eine Angelegenheit bleibt mir noch zu ordnen, die Versorgung meines Kindes. Ich darf ihrem Vater nicht unter die Augen treten, wenn ich sie hier arm und unbeschützt zurücklasse. Thun Sie mir also den Gefallen und geben Sie sie auf, dann heirathet sie Ihren Bruder. Niemand hat erfahren, welche Hoffnungen Sie hegen; der junge Pastor wird also keinen Anstoß nehmen, seine Bewerbung zu erneuern, sobald ich ihn dazu ermuntere. Einer Sterbenden dürfen Sie keine Bitte abschlagen. Sagen Sie ja!“

(Schluß folgt.)

Das Staatsgefängniß Mazas in Paris.*

Flanirt man in Paris südwärts nach den Quais, so ist es leicht möglich, dort einen vergitterten Omnibus zu treffen, welchem zwei mobile Gensd'armen zu Pferde folgen. Dies ist an und für sich schon ein auffallendes Ereigniß; für den Fremden aber noch mehr, da er die Bestimmung dieses fahrenden Käfigs nicht kennt. Doch auch der Einheimische, der Pariser, bleibt neugierig stehen; denn — es ist der Omnibus Mazas.

Mit einem Wort, ein eiserner Zellenwagen, in welchem die Gefangenen transportirt werden. Es hat darin ein Jeder anderthalb Quadratfuß Zelle, gerade so viel, um auf einem Brett sitzen zu können und sich die Knieen wund zu stoßen. Statt der Fenster sind es eiserne Jalousien, als wenn ein neugieriger Blick des Vorübergehenden so furchtbar wäre!

Von dem Augenblicke an, wo der Gefangene in diesem modernen Vehikel Platz genommen, hat er auf die Welt nicht eher wieder Anspruch, als bis er frei ist. Von diesem Augenblicke an ist er Maschine, Werkzeug, Gegenstand, — über welchen nur ein Gericht sitzt, das ihn verdammt oder wieder Mensch werden läßt. — Der Gefangene wird pensylvanischer Bewohner.

Jetzt hält der Zellenwagen, gegenüber dem Lyoner Bahnhof, vor einem aus hartem Mörtel gemauerten Gebäude von langer, strahlenförmiger Ausdehnung.

Hier ist das Zellengefängniß Mazas, welches von dem Abbé den Namen führt, der unter Louis Philipp den Plan dazu entwarf.

Das hohe, eisenbeschlagene Thor öffnet sich knarrend und der Wagen holpert, die Wache vorbei, in den Hof, wo ihn der Inspector und die Kerkermeister empfangen. Mit dem Thore, welches sich jetzt dröhnend wieder schließt, wird die ganze Welt für den Gefangenen abgeschlossen; es ist der Sargdeckel, welcher auf das letzte Kastengestell geworfen wird und was ihn jetzt erwartet, ist ein lebendiges Grab.

Einzeln steigt der Mann aus dem Zellenwagen, wird in den breiten, hellen Corridor geführt und in eine sogenannte Wartezelle gebracht. Das System der Einsamkeit beginnt und der Gefangene sieht Niemanden mehr als seinen Wärter. Das christliche Werk des Abbé Mazas macht den Menschen hier wider Willen zum Eremiten. Man hätte dies Gebäude auch das Kloster Eremitage sans volonté taufen können.

Er tritt darauf durch einen Irrgang in das Bureau des Zellenhauses, wo er seine Arme entblößt und der Schreiber ein genaues Signalement von ihm aufnimmt. Dann kehrt er in den ersten Corridor zurück und vor einer Glasrotunde, welche die sechs immensen Flügel dieser Einsiedelei beherrscht, giebt man ihm eine Nummer.

Der Gefangene sagt der Welt nun vollends Lebewohl, denn er hat jetzt nur noch eine Nummer, wie ein Bild im Museum; nur mit dem Unterschiede, daß man ein Bild höher schätzt, als einen nummerirten Gefangenen. Dennoch sind alle diese Nummerirten nur erst Verdächtige, meist leichte Verbrecher oder politisch Gravirte, welche erst verurtheilt werden sollen; denn in Mazas sitzt kein Verurtheilter, nur erst der Inkulpat.

Der Unglückliche hat nun also seine Nummer. Man schickt ihn im Trabe nach seiner Abtheilung, das heißt, nach einem von den sechs Flügeln. Ein Wärter empfängt ihn und führt ihn in eine Badezelle, um den Menschenschmutz hier in die Seine fließen zu lassen und wo möglich auch die Seele auszuwaschen, obgleich das jetzt vollkommene Nebensache wäre. Das wird Jedem selbst überlassen. — Man führt ihn alsdann endlich nach seiner Zelle, ohne daß er nur einen Menschen gesehen hat. Der Riegel schließt sich auch hier, um der neuen Nummer ihren engeren Wirkungskreis zu überlassen.

Dieser für das Wohl der Nummer berechnete Aufenthalt ist

* Durch die vielen politischen Gefangenen, welche seit dem Staatsstreich des Kaisers von Frankreich in diesem Gefängniß verweilten, hat dasselbe eine traurige Berühmtheit erlangt. Die Schilderung des traurigen Ortes dürfte deßhalb nicht ohne Interesse für unsere Leser sein.
Die Redaktion.

eine längliche, schmale Zelle, von etwa zehn Fuß Länge und sechs Fuß Breite. Der Thür gegenüber befindet sich ein großes viereckiges Fenster von geringeltem Glas, um den Gefangenen weder den Himmel, noch die Wolken, noch die Vögel sehen zu lassen; — denn er soll von der andern Welt abgezogen werden, und man hätte ihm gern Pechpflaster über die Augen geklebt, damit er fromm werde in der steten Finsterniß.

An der einen Seitenwand befindet sich ein Holztisch, über welchem eine Gasröhre modernes Licht herausbrennen läßt, freilich nur im Winter, wo man von fünf bis sieben Uhr, oder auch wohl noch länger, den Gefangenen nicht in Dunkelheit zu lassen beliebt.

An der andern Ecke, neben der Thür, befindet sich ein Schap, auf welchem das gute Bett, gerollt und gewickelt, steht. Unter diesem ist das nothwendige Uebel für das menschliche Geschlecht praktisch angebracht; es ist dies eine Art Stuhl, welchem man durch Ventilisation den unausbleiblichen Geruch genommen. — Ich habe schon gedacht, daß man in Paris nicht in Verlegenheit sein könnte und die Cabinets inodorés, wie man aus diesem Detail sieht, ganz billig, gratis, bekommen kann. Neben diesem



Das Staatsgefängniß Mazas in Paris.

Möbel befindet sich ein Besen und alle Nothwendigkeiten zur weiteren Reinigung.

Mit einem Blick hat der Neueingetretene seine stille Behausung überschaut — er ist nun entweder erbaut oder verzweifelt darüber. Darin läßt man ihm vollkommene Freiheit. Doch Beides ist ohne Erfolg; denn er ist und bleibt hier König in seinem Zellenreiche und hat die Freiheit, sechs Schritte auf- und abzugehen.

Punkt sechs Uhr des Morgens ertönt die große Glocke und man hört das geheimnißvolle Summen, welches anzeigt, daß man sich die Glieder gereckt hat. Der Detinirte muß nun aufstehen. Wenn er nun, gern oder ungern, sich erhoben hat, so muß er sein Bett von den Haken in der Mauer losmachen, es sauber rollen und die Decken vorschriftsmäßig zusammenfalten. Dann kehrt er den steinernen Fußboden seiner Zelle und stellt neben dem Kehricht auch seinen blechernen Wasserbehälter an die Thür.

Der Wärter kommt; — er fegt den Schmutz hinaus und nimmt den Wasserbehälter, — dann schließt sich die Thür, ohne daß der Gefangene Zeit hatte, bon jour zu sagen. Bald darauf stellt ihm eine unsichtbare Hand sein frisches Wasser für den Tag in die Zelle und schon um sieben Uhr sind die achtzehnhundert Zellen nach vorschriftsmäßiger Ordnung besorgt, gereinigt und versehen.

Jetzt schlägt es acht Uhr! — Zum zweiten Male leutet die große Glocke und ein Blechgeklapper läßt sich erst fern, dann immer näher und näher vernehmen. Das viereckige Loch in der Thür öffnet sich und die flüchtige Hand des Wärters nimmt das leere Blechgeschirr hinaus und stellt dafür einen Blechnapf mit Suppe und eine Portion tägliches Brot auf das kleine Beettchen hinter der Thür-Oeffnung. — Einen Moment später ist Alles besorgt.

Der Gefangene verzehrt nun mit einem Holzlöffel seine gute Suppe, welche ihm die Liberalität des Gerichts bestimmt, und er ist sicher, daß er vor drei Uhr nichts weiter bekommt.

Doch halt! — Kaum ist die Suppe verzehrt, so öffnet sich die Oeffnung seiner Thür von Neuem und mit dem Ruf: Cantime! frägt der Wärter nach seinen Bedürfnissen. Diese Einrichtung ist sehr liberal; denn Alles, was der Gefangene wünscht, Wein, Brot, Fleisch, Frühstück, Mittag, Käse, Butter, Taback, Tinte, Feder u. s. w., wird ihm für sein Geld eben so billig, wie im Laden verabfolgt und überdies ist dies der Moment, wo er sich Alles wünschen kann, den Besuch des Arztes, des Direktors, des Priesters; eben so Bücher aus der christlichen Bibliothek des Mazasgefängnisses und sonstige Bedürfnisse, welche nach der Hausordnung nicht verboten sind. Der Wärter schreibt Alles auf und bringt es ihm nach einiger Zeit — das heißt Cantime oder Marketenderei!

Je nachdem nun die Reihe an ihm ist, wird dem Gefangenen eine Stunde Spaziergang erlaubt. Es öffnet sich der verhängnißvolle Riegel seiner Thür, er hört das Wort Promenade! Mit einer Geschwindigkeit, als stürze er zum Kampf oder zur Lotterie, durchläuft er seine Abtheilung, steigt die Treppe hinunter, rennt durch einen Corridor und ist in seinem Garten, ohne daß er Jemand gesehen oder gehört hat.

Dieser Garten ist ein Theil von einem großen Kreise, welcher durch hohe Mauern in zwanzig oder vier und zwanzig Schnitte getheilt ist. Einen von diesen tortenartigen Schnitten hat der Gefangene inne. Die Radien dieses Kreises münden in einer Rotunde, wo ein Wärter alle zwanzig Gärten übersehen kann und aufpaßt, daß kein Brief über die Mauer geworfen wird, um etwa den Nachbar zur Unterhaltung zu bewegen. Ein anderer Wärter macht vor dem äußern Gitter die Runde und ist beauftragt, jedem

Detinirten Auskunft zu geben und seine Fragen zu beantworten. Eine Stunde hat die Nummer Zeit hier, wie ein Thier im Käfig des Jardin des Plantes, umherzugehen, um frische Luft zu schnappen; nach dieser Zeit öffnet man seine Thür und mit derselben Geschwindigkeit wie beim Kommen kehrt er in seine Zelle zurück.

Nur ein flüchtiger Blick war ihm über das Innere des Gebäudes gestattet; aber er überblickt es in einem Monat dreißig Mal, er merkt sich immer mehr davon. Es ist dies ein langer Saal, elegant, breit, rein wie ein Tischtuch. Eine Glasdecke erleuchtet diesen pensylvanischen Tempel. Zwei Gallerien heben sich über das Steinparket empor, welche mit eisernen Gittern versehen sind und also auf jeder Seite drei Etagen Zellen abgeben, welche hier hinaus ihren Eingang haben. Auf der einen Seite blickt ein ungeheures Fenster hinein, auf der andern Seite stößt dieser Corridor-Saal auf die erwähnte Glasrotunde, welche zugleich Sonntags die Kapelle abgiebt.

Um drei Uhr öffnet sich das Thürfenster wieder und das Essen wird hineingestellt. Dann wird der Detinirte nicht wieder gestört. — Um sieben Uhr läutet es zur Ruhe und er kann sich sein Bett machen. In den beiden gegenüberstehenden Mauern seiner Zelle hakt er seine Hängematte ein, legt die Haarmatratze darauf, bedeckt diese mit einem reinen Laken, während er mit einem anderen Bettluch seine Decken umschlägt. Dann schläft er den Gefangenenschlummer, — unruhig, leise — halb wachend, bis ihn am andern Morgen die Glocke zum Aufstehen mahnt.

Man sieht hieraus, was pensylvanische Einsamkeit ist. Nur Nichts sprechen und Nichts hören. — Beten, arbeiten und spazierengehen, soll den Tag ausfüllen. Aber das ist eben die fürchterliche Strafe, daß der Mensch hier oft ein Jahr sitzt, ohne zu sprechen oder zu hören und ohne arbeiten zu können.

Er kann Nichts aus Wuth zertrümmern, denn Alles ist von Stein oder festem Holz; man sorgt für seine Bequemlichkeit auf das Allerbeste, ohne daß er nöthig hat, sich darum zu bekümmern, denn Alles geht seine regelmäßige Ordnung durch. Da ist es noch ein Glück, lesen oder schreiben zu können, denn man hat den ganzen Tag Muße dazu. Aber unglücklich Derjenige, welcher gar Nichts kann — er könnte nichts Besseres thun, als hier Etwas lernen, wenn er nicht eben stumpf und dumm würde. Die Bastille ist nicht mehr, aber Mazas ist auch Bastille!

Gesundheits-Regeln.

Ueber die große Sterblichkeit unter den kleinen Kindern.

Ernste Worte an Aeltern.

Daß so viele Kinder in den ersten Lebensjahren sterben, davon tragen ebensowohl die Aeltern, wie die Aerzte die Schuld, und zwar deshalb, weil erstere die Krankheiten, welche den Tod so oft herbeiführen, nicht zu verhüten trachten, letztere aber die Aeltern nicht mit den nöthigen Vorsichtsmaaßregeln bekannt machen. Und doch lassen sich die meisten dieser Krankheiten so leicht vom kindlichen Körper abhalten.

Daß aber eine große Sterblichkeit unter kleinen Kindern wirklich existirt, zeigen die meisten Sterblichkeitstafeln, aus denen man ersieht, daß von den Neugebornen fast 25 vom Hundert wieder hinwegsterben und daß später bis gegen den dritten Monat hin nach der Geburt noch etwa der zehnte Theil der Gebornen untergeht, während nach dieser Zeit die Zahl der Sterbenden allmälig bis zum fünften Jahre abnimmt. In Preußen war während der Jahre 1844 bis 1847 der vierte Todte ein Säugling, denn es starben durchschnittlich jährlich 440,000 Menschen und darunter 110,000 Säuglinge. Uebrigens sind manche Statistiken hier und da etwas besser, andere noch schlechter ausgefallen und es wird deshalb wahrscheinlich, daß ein bestimmtes Naturgesetz für die Sterblichkeit in den verschiedenen Kindesaltern wohl nicht existirt, sondern daß eine Menge Zufälligkeiten bei der Ab- und Zunahme dieser Sterblichkeit mitwirken müssen. Zu diesen Zufälligkeiten gehört nun ganz gewiß die größere oder geringere Verständigkeit, Vorsichtigkeit und Gewissenhaftigkeit der Aeltern und der Aerzte, und da diese Eigenschaften bei beiden im Allgemeinen nicht zu oft angetroffen werden, so ist eben die Sterblichkeit unter kleinen Kindern in der Regel sehr groß. Oder kümmern sich etwa viele Aeltern darum, was die Kinder krank machen kann? und wie viele Aerzte streben denn nach Verhütung von Kinderkrankheiten? Aber natürlich die Aeltern haben den Glauben, daß wenn die Kinder krank werden, der Arzt ja da ist und die Krankheit kuriren kann, obschon dies der schrecklichste unter allen Aberglauben ist und sich dem Glauben an den Tischklopfgeist direct anschließt. Für die Aerzte aber, die größtentheils selbst in diesem Aberglauben befangen sind, ist es freilich weit leichter und einträglicher, kranken Kindern die paar Arzneimittel (wie Calomel, Zinkblumen, Brechweinstein und Rhabarber), welche gewöhnlich gegen nichtssagende Namen von Kinderkrankheiten (wie gegen Hirnkrämpfe, Wasserkopf, Bräune, Magenerweichung, Scrophulose, Unterleibsschwindsucht, Darrsucht u. s. w.) empfohlen werden, mit wichtiger Miene bald in dieser, bald in jener Form zu verschreiben, als durch zweckmäßige diätetische Vorschriften für die Behandlungsweise des Kindes Krankheiten von demselben abzuhalten oder doch ihre Ausbreitung zu hemmen. Wenn wird nur einmal die Zeit kommen, wo das zur Zeit wie mit Blindheit geschlagene und abergläubische Volk klüger werden, die Augen aufmachen und endlich einsehen wird, wie die oft geträumte Heilmacht der Heilkünstler, — mögen dieselben nun unter dem Schutze des Doctorhutes allopathisch, homöopathisch, rademacherisch, hydropathisch &c. quacksalbern, oder als unpromovirte, geduldete und verfolgte, männliche und weiblich Quacksalber mit trockner Semmel, Kräutern, Geheimmitteln, Sympathie, thierischen Magnetismus und anderm Hokuspokus die kranke Menschheit betrügen, — doch nur eine Heilohnmacht ist und wie, mit Ausnahme einiger wenigen Fälle, da, wo eine Krankheit wirklich geheilt wird, die im Körper nach feststehenden Gesetzen wirkenden Processe allein die Heilung bewirkten. So lange als die Menschen nicht schon von Jugend auf in den Schulen genauere Bekanntschaft mit der Einrichtung ihres Körpers machen, wird auch diese längst ersehnte Zeit nicht kommen und es werden die Krankheiten trotz der enormen Fortschritte der medicinischen Wissenschaft und trotz der täglich wachsenden Zahl der Heilkünstler nicht abnehmen. Doch zur Sache.

Untersucht man die Leichen verstorbener Kinder, so ergiebt sich, daß bei der Mehrzahl derselben der Tod entweder durch eine entzündliche Affection der Athmungsorgane (gewöhnlich durch Lungenentzündung), oder durch einen Magen-Darmkatarrh (Brechdurchfall), oder durch Blutarmuth und zwar vorzugsweise des Gehirns herbeigeführt wurde. Nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen (meistens bei Kindern, die später höchstwahrscheinlich schwindsüchtig geworden wären) tödtete die bei den Aerzten so beliebte Hirn- oder Hirnhautentzündung. Daß ein Kind zu viel Blut im Kopfe haben könnte, was durch Blutegel entzogen werden müßte, muß der Verfasser seinen Erfahrungen nach geradezu bezweifeln. Uebrigens nehmen bei kleinen Kindern die meisten fieberhaften, leichten wie schweren Krankheiten sehr gern das Ansehen von Hirnaffectionen an, denn sie gehen sehr oft vermöge der größern Weichheit des Gehirns und leichtern Uebertragung (des Reflexes) der Reizung von Empfindungsnerven auf Bewegungsnerven, mit Krämpfen (Zuckungen, Convulsionen) der verschiedensten Art einher. Deshalb sind aber auch Krampfzustände bei fieberhaften Kinderkrankheiten durchaus nicht immer gefährliche Erscheinungen; am wenigsten muß man aber durch dieselben veranlaßt werden, sofort eine Hirnentzündung zu fürchten; am allerwenigsten würde jedoch eine solche vorhanden sein, wenn das kranke Kind nebenbei noch hustet, bricht oder laxirt, denn dann ist sicherlich eine Störung im Athmungs- oder Verdauungsapparate die Ursache der Krämpfe. Daß Kinder in Folge des Zahnens sterben oder überhaupt nur ernstlich krank werden können, kann nur von alten Weibern und von solchen Aerzten behauptet werden, die keine Kenntniß vom kindlichen Organismus und seinen

Krankheiten haben. Freilich ist es für diese weit leichter zu sagen: Das kommt von den Zähnen, als durch genaue Untersuchung mit Hülfe des Beklopfens und Behorchens den wahren Sitz und die Art des Leidens zu ergründen. — Von den genannten tödtlichen Kinderkrankheiten sind nun die drei häufigsten, nämlich die Entzündung im Athmungs- und Verdauungsapparate, so wie die Blutarmuth, ebensowohl ganz zu verhüten, wie auch bei ihrem ersten Entstehen in den gehörigen Schranken zu halten. Bei der Hirnhautentzündung schwindsüchtiger Kinder, und überhaupt bei Lungen- und Bauchschwindsucht (Drüsen-Tuberculose) ist aber alle Hoffnung auf Genesung eitel und sollten mehrere Kinder von denselben Aeltern an einer solchen Krankheit gestorben sein (was ja die Section lehren muß), dann hat der Arzt die Verpflichtung, gegen dieses Uebel schon vor der Geburt des Kindes und gleich von dieser an diätetisch (durch Luft und Nahrung bei Mutter und Kind) zu wirken.

Von den entzündlichen Affectionen im Athmungsapparate, welche Kindern leicht den Tod zuziehen können, ist die häufigste die Lungenentzündung, die weit seltenere aber die häutige Bräune oder der Croup. Beide Entzündungen beginnen in der Regel, abgesehen von einem stärkern oder schwächern Fieber (d. i. beschleunigter Puls, beschleunigtes Athmen und Hitze der Haut) und einer schwächern oder stärkern Hirnaffection, mit leichten katarrhalischen Erscheinungen im obern Theile des Athmungsapparates, nämlich entweder mit öftern Niesen und der Absonderung eines dünnen Schleimes aus der Nase, oder mit Heiserkeit und Hüsteln. Bald schneller, bald langsamer steigern sich diese Beschwerden zum heftigen Husten, kurzen und rasselnden Athmen und endlich zu Erstickungszufällen. Forscht man den Ursachen dieser Entzündungen nach, so ergeben sich als solche in den allermeisten Fällen entweder das Einathmen einer rauhen kalten oder auch unreinen (staubigen, rauchigen) Luft, oder eine stärkere Verkühlung der äußern Haut. Gewöhnlich wirkte die kalte Luft nach vorhergegangener größerer Erwärmung ein. Es wird sich ferner noch finden, daß die ersten Anfänge des Katarrhes nicht gehörig beachtet wurden und daß man damals das Kind noch nicht als wirklich krank betrachtete. — Auf Grund dieser Thatsachen läßt sich nun zur Vermeidung der genannten tödtlichen Entzündungen anrathen, kleine Kinder niemals einer rauhen, kalten, unreinen Luft zum Athmen und überhaupt der Erkältung auszusetzen. Deshalb müssen kleine Kinder bei kalter Luft, zumal bei Nord- und Ostwinden, im Winter und im Sommer, hübsch in der Stube bleiben; in der Stube selbst aber und auch im Schlafzimmer muß auf gleichmäßig warme (+ 12 bis 14°), reine Luft gehalten werden; die Kleidung des Kindes darf weder eine zu warme noch auch eine zu dünne sein (wenn schon die Kinder viel Wärme in ihrem eigenen Körper entwickeln). Vorzüglich ist aber ein schneller Wechsel zwischen warmer und kalter Luft zu vermeiden; das Heraus- und Hereintragen und Laufen der Kinder aus der Stube taugt gar nichts, ebensowenig der Aufenthalt in staubiger und rauher Atmosphäre; das Schlafen der Kinder in kalten Zimmern, während sie beim Wachen in warmen sich aufhielten, ganz besonders aber das frühzeitige Abhärten der Kinder durch kalte Waschungen und Halbnackigehen, erzeugte unendlich oft schon Schnupfen, Husten, Keuchhusten, Bräune, Lungenentzündung und Tod derselben. Eine vorsichtige Mutter kann eigentlich ohne Thermometer und Windfahne gar nicht existiren, wenn sie ihre kleinen Kinder vor gefährlichen Hustenkrankheiten beschützen und vor den oft unheilbaren Folgen derselben bewahren will. Eine Menge von Lungenleiden schreiben sich aus der ersten Jugend von solchen Krankheiten her. Nicht nur einfältig, sondern sogar verbrecherisch ist es, wenn man diese von der Natur gebotene Sorgfalt für die Kinder während ihrer ersten Lebensjahre für unnütze Verweichlichung erklärt und den Müttern etwas Sorglosigkeit anempfiehlt. Man bedenke wie die Thiere mit ihren Jungen und die Gärtner mit den Pflänzchen umgehen, man bedenke, daß es der Beruf der Mutter ist, für ihr Kind naturgemäß zu sorgen. — Sind nun aber doch bei einem Kinde die ersten Spuren von Katarrh der Nase, des Kehlkopfes oder der Luftröhre, wie Schnupfen, Heiserkeit, Husten, eingetreten, dann ist es gewissenlos, diesen Zustand deshalb leicht nehmen zu wollen, weil er sehr oft ungefährlich bleibt und von selbst verschwindet; gar häufig steigert er sich auch zum Keuchhusten, zur Bräune oder Lungenentzündung. Darum ist dieser Katarrhalzustand in Grenzen zu halten und zwar dadurch, daß man das kranke Kind fortwährend eine reine, aber etwas wärmere Luft (+ 15 bis 16), als gewöhnlich, und nicht blos bei Tage, sondern auch bei Nacht, einathmen läßt. Hinsichtlich der Nahrung braucht keine Aenderung getroffen zu werden, denn ein Kind bedarf seines regern Stoffwechsels wegen der nahrhaften Kost (Milch). Wehe dem kindlichen Organismus, wenn jetzt schon der Arzt mit seinen Arzneimitteln über ihn kommt, dann folgt Appetitlosigkeit, Erblassung und Abzehrung unwiederbringlich. Jedes wirklich wirksame Arzneimittel (besonders Brechweinstein) ist bei diesem Zustande nicht blos unnütz, sondern schädlich; Mandelmilch, Gummischleim, Syrupe und was sonst gewöhnlich noch Unwirksames verschrieben wird, sind aber keine Arzneien, sondern Nahrungsmittel.

Der Magen-Darmkatarrh oder der Brechdurchfall ist ebenfalls ein krankhafter Zustand, welcher viele kleine Kinder hinrafft und zwar theils deshalb, weil diese hierbei wegen der gestörten Magen- und Darmverdauung nicht die gehörige Menge Nahrungsstoff in das Blut aufnehmen können, theils darum, weil in Folge des Durchfalls eine Menge nahrhafter Bestandtheile aus dem Blute verloren gehen. So muß natürlich das Leben wie die Flamme einer Lampe verlöschen, der man nicht nur Oel nicht zugießt, sondern sogar entzieht. Bisweilen beschränkt sich der Katarrh blos auf den Darm und giebt sich dann durch Diarrhöe allein zu erkennen; ergriff er dagegen blos den Magen, dann deutet er sich durch Appetitlosigkeit und Brechen ohne Durchfall an. — Die Ursache des Magen-Darmkatarrhs ist, wie bei den Hustenkrankheiten, in den allermeisten Fällen auch wieder die Kälte und zwar dann, wenn sie auf das Innere oder Aeußere der Baucheingeweide einwirkte. Lächerlicher Weise hört man freilich gar nicht selten auch das Zahnen als Ursache des Durchfalls angeben. Erkältung des Bauches, kaltes Trinken, kalte Bäder und Klystiere ziehen am meisten diesen Krankheitszustand nach sich; vorzüglich gehört hierher auch das Bloßstrampeln (Aufdecken) der Kinder, besonders im Schlafe und bei kalter Luft, das schlechte Tragen derselben auf dem Arme (wobei Füße und Bauch zum Theil entblößt werden) und das Abhalten zum Uriniren im Freien (zumal wenn das Kind vorher im warmen Bette lag), das Setzen auf zugige Abtritte, das Einwickeln in kalte und feuchte Windeln, das Trinken kalter Milch oder kalten Wassers und Bieres, Erkältung beim Baden. Aus dieser Aufzählung von Gelegenheitsursachen geht von selbst hervor, worauf eine gewissenhafte Mutter zu achten hat, damit ihr Kind nicht vom Brechdurchfalle heimgesucht werde. Vor Allem muß die Erkältung des Bauches, welche ja auch bei Erwachsenen so oft Leibschmerz, Diarrhöe und selbst die Cholera hervorruft, vermieden werden, sodann ist natürlicher Weise stets auf die richtige Nahrung zu halten. (Welches die richtige Nahrung für kleine Kinder ist, siehe unten und in einem spätern Aufsatze.) — Die erste krankhafte Erscheinung, welche nicht unbeachtet bleiben darf, ist in der Regel der Durchfall, der nach und nach immer häufiger, wäßriger und farbloser wird und sich später erst mit Brechen verbindet. Gegen diesen Durchfall wirkt am besten die Wärme, welche in Gestalt der Bettwärme, einer warmen Bauchbinde, warmer Tücher, warmer Kräutersäckchen oder Umschläge auf den Bauch, warmer schleimiger Getränke und Klystiere angewendet werden kann. Bei häufigerem Durchfalle, zumal mit Brechneigung und Erbrechen muß das Kind durchaus im Bette bleiben und warme Breiumschläge (von Hafergrütze, Leinsamen) über den Leib bekommen; die Nahrung darf keine andere als eine warme flüssige und nahrhafte sein, und nach dem Alter des Kindes und dem Zustande des Magens aus reiner oder verdünnter Milch, Fleischbrühe, Eiflüssigkeit und Schleim bestehen. Ist das Kind vor nicht so langer Zeit entwöhnt worden, dann thut eine Amme die besten Dienste. Es steht sehr schlimm um das Kind und es ist die letzte Hülfe, wenn der Arzt hierbei wirksame Arzneien verordnet.

Blutarmuth oder Bleichsucht (s. Gartenlaube Jahrg. I, No. 49) ist bei kleinen Kindern, auch wenn diese nicht an Brechdurchfall und Knotensucht (Tuberculose oder Scrophulose) leiden, eine weit häufigere Veranlassung zum Tode als man gewöhnlich meint und wird von den Aerzten gewöhnlich für allgemeine Schwäche und Auszehrung, krankhaftes Zahnen, Hirnkrämpfe und hitziger Wasserkopf erklärt. Es tritt hierbei der Tod entweder unter fortwährend zunehmender Erblassung und Abzehrung des ganzen Körpers oder wegen des Blutmangels im Gehirne unter den Erschei-

nungen einer Kopfaffection (mit Zuckungen, Krämpfen aller Art, Betäubung) ein. Das Erstere ist vorzugsweise dann der Fall, wenn ein Kind überhaupt zu wenig Nahrungsstoff bekommt und sonach verhungert; das Letztere kommt am häufigsten bei Kindern vor, die eine unzweckmäßige Nahrung erhalten und dabei sogar fettleibig sind. Auch bei wohlhabenden Leuten, nicht blos bei Armen, die selbst nichts zu brocken und zu beißen haben, können kleine Kinder den Hungertod sterben und zwar dann, wenn die stillenden Mütter oder Ammen nicht genug Milch haben und der Arzt, die eigentliche Quelle des Leidens verkennend, mit Arzneimitteln (besonders mit Quecksilber, Abführmitteln, Blutegeln) zu kuriren anfängt. Eine unzweckmäßige Nahrung würde aber eine solche sein, die vorzugsweise aus Stärkemehl, Zucker oder Fett, sonach aus Stoffen bestände, welche wohl Fett bilden aber nicht zur richtigen Ernährung der lebenswichtigen Organe des Körpers verwendet werden können. Solche Nahrungsmittel sind vorzüglich: Sago, Arrow-Root, Salep, Kartoffeln, Mehlsachen und Gebäcke. Da aber diese Stoffe das Kind zur Freude unerfahrner Mütter wollsackähnlich dick machen, so sind sie in großer Aufnahme, sogar unter den Aerzten. — Daß bei genügender und naturgemäßer Nahrung ein Kind, wenn es sonst nur diese gehörig verdauen kann, den Tod durch Blutarmuth nicht erleiden wird, versteht sich wohl von selbst. Ob aber die richtige Menge Nahrungsstoff in den kindlichen Körper geschafft wird, zeigt die Menge der Ausleerungen (besonders des Urins), das Zunehmen oder Abnehmen an Fleisch und Gewicht, das schnellere oder langsamere Wachsthum und die Beschaffenheit der Haut. Diese letztere wird nämlich bei Blutarmuth nicht blos blässer, sondern gewöhnlich auch schlaffer, dünner und runzlicher, oder bei fettleibigen Kindern wachsartig bleich mit gelblichem oder grünlichem Schimmer. Um übrigens ein Kind hinsichtlich seines Ernährungszustandes richtig zu beurtheilen, muß man Rumpf und Gliedmaaßen desselben betrachten, da das Gesicht oft noch lange voll erscheint, während der übrige Körper schon abgezehrt. Eine naturgemäße Nahrung muß aber neben den fetten und fettbildenden Stoffen auch noch eine ziemliche Menge von Eiweißsubstanzen (Käsestoff, Eiweißstoff, Faserstoff, s. Gartenlaube Jahrg. I. No. 39), sowie Kochsalz und Kalksalze enthalten. Deshalb sind Milch (s. Gartenlaube No. 12), Fleisch und Fleischbrühe, so wie Ei nicht zu entbehrende Nahrungsmittel für Kinder. [Ausführlicheres über die naturgemäße Ernährung kleiner Kinder s. später.]

Daß bei Beobachtung der angegebenen Vorsichtsmaßregeln kleine Kinder von den genannten todbringenden Krankheiten äußerst selten befallen werden, davon können sich gewissenhafte und verständige Aeltern recht leicht eben so überzeugen, wie dies der Unterzeichnete seit 25 Jahren gethan hat. Aber leider wie viele Aeltern sind denn in dieser Hinsicht verständig? Nun vielleicht machen meine Worte doch auf Solche einigen Eindruck, die bei ihren Kindern schon schwerere derartige Krankheiten oder gar Todesfälle erlebt haben. Müttern, welche nach Durchlesung dieser Zeilen sagen: „ei da hätte man viel zu thun, wenn man das Alles beobachten wollte,“ werde hiermit ihrer Gatten und meine vollste Verachtung zu Theil. Von vernünftigen Vätern und Aerzten fordere ich aber, daß sie sich mehr als dies bis jetzt gewöhnlich geschieht, um das Wohl der kleinen Kinder kümmern. Ein gebildeter Mann sucht in der Ehe nicht blos Genuß und Behaglichkeit für seine Existenz und glaubt genug zu thun, wenn er für seine Kinder das Erforderliche erwirbt, sondern er verschafft sich so wie der Mutter seiner Kinder auch die gehörige Einsicht in die körperliche und geistige Erziehung des Kindes und weiß dann in seinem Hause bei Weib und Kind das Rechte durchzusetzen. Freilich gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.

(B.=Bock.)

Die Markthallen in den amerikanischen Städten.

Von G. L. Lindner.

Wenn Obst- oder Butterhändlerinnen, Wildprethändler, wohl auch Fleischer und andere Verkäufer auf unsern Marktplätzen bald von Sonnenbrand, bald von Sturm, bald von Regen oder Schnee zu leiden haben oder durch eine lockere Bude nur dürftig dagegen geschützt sind, so haben sie wohl Ursache, ihre Standesgenossen in Nordamerika, wenigstens in den bedeutenderen Städten des Landes, zu beneiden. Dort sitzen sie unter den Säulengängen und an den Pfeilern der Markthäuser oder Markthallen, die gewöhnlich längliche Vierecke bilden und bald mitten in einer langen und besonders breiten Hauptstraße, bald zwischen mehreren Stadttheilen oder nach einem Flusse zu angebracht sind. Wir haben viele derselben in mittleren und größeren Städten, welche letztere meist mehrere haben, betreten und die Einrichtung in Gegenden, die so weit auseinander liegen, daß man in Europa auf bedeutende Unterschiede in Sprache, Tracht und Sitte der Bewohner stoßen würde, ziemlich gleichartig gefunden.

An den Hauptpfeilern haben die Fleischer ihre Stände, die für jeden derselben täglich einen halben Dollar zu zahlen haben. Meistentheils sieht man bei ihnen nur Rinder und Schweine hängen, die im Leben hier frei in Wäldern und auf Lehden herumlaufen und darum weit leichter, als bei uns, zu ziehen sind, freilich aber auch minder fett werden. Letzteres gilt zumal von den Rindern des Südens, denen das struppige, saftlose Waldgras nicht die beste Weide bietet. Die Schafzucht, für Australiens dürre, baumlose Gegenden ganz geeignet, ist in Nordamerika, wo das Wollvieh in Wäldern wenig geeignete Nahrung finden würde, nicht bedeutend. Neben zahmem Vieh haben wir in den Markthäusern größerer Städte auch Hirsche und Wasservögel gesehen; zweimal ist uns sogar ein ausgeschlachteter Bär mit dem schwarzen Felle daneben vorgekommen. Der Geruch des Fleisches und der weggeworfene Abgang lockt im Süden — wenigstens fiel uns dies in Charleston in Südcarolina auf, sobald wir den Fuß an's Land gesetzt hatten — zahlreiche Aasgeier oder Truthahnfalken an, große schwarze, den Raben ähnliche, doch mit einer rothen Haut um die Wurzel des Schnabels versehene Vögel, die in den wärmeren Theilen Nord- und Südamerika's durch Aufzehrung des Aases, das ihr scharfer Geruch bald wittert, die durch sumpfige Dünste ohnedies gefährliche Luft reinigen. Da sie hierdurch eine große Wohlthat der Bevölkerung sind, so ist die Tödtung jedes solchen Vogels bei fünf Dollars Strafe verboten; die hieraus entstandene Schonung aber hat die schwarzen Gesellen so dreist gemacht, daß sie in der Nähe der Fleischerstände, deren Abfälle ihnen gleich dem Aase behagen, zwischen den zahlreich hin und her eilenden Menschen, deren jeder sie fast mit Händen greifen könnte, keck daherschreiten. Daß Sonntags kein Markt gehalten wird, ist ihnen durch Erfahrung ebenfalls begreiflich geworden; sie bleiben weg.

Neben dem Fleische werden in jenen Hallen Fische aus Flüssen, wie aus dem Meere Krebse und im Süden verschiedenartige Schildkröten feilgeboten. Die größten der letzteren, im Meere durch Netze, die man von Böten aus unter ihnen hinweggezogen, oft im Schlafe gefangen, sind auf den Rücken gelegt und würden sich, zumal da die Natur sie mit flossenartigen Gliedern versehen hat, selbst auf dem Bauche hier wenig bewegen können; doch hüte man sich, mit der Hand zwischen ihre messerscharfen, nach Luft schnappenden Kinnladen zu kommen, — man könnte die Finger einbüßen. Auch an Früchten und Gemüsen ist kein Mangel, obschon die Mannigfaltigkeit gerade nicht bedeutend ist. Der Norden liefert dem Süden Aepfel, der Süden dem Norden Apfelsinen; in New-Orleans fanden wir beide neben einander zu Pyramiden aufgethürmt und zu ziemlich gleichem, nach unsern Begriffen für die einen etwas hohem, für die andern niedrigem Preise. Auch ganze Trauben gelber Bananen, die man auf Cuba noch vor völliger Reife gebrochen und über den Golf gebracht hat, hängen oft dazwischen, und von Ananas, hier der Gestalt wegen Fichtenzapfen genannt, kam uns einmal ein ganzer Wagen voll vor. Am meisten fallen die großen dunkelgrünen Wassermelonen in's Auge, gegen welche zahlreiche, weingelbe, hier zu Lande jedoch minder saftige Pfirsichen abstechen. Daneben finden noch Hickorynüsse und in einer kurzen Zeit des Jahres kleine, den Kirschen gleichende Pflaumen Platz, die an kleinen Bäumen mit schlehenartigen Blät-

tern wachsen und oft zu Kuchen verwandt werden. Andere Früchte sind selten, oft weit hergebracht und ziemlich theuer; die ganze amerikanische Landwirthschaft, die theils noch zu sehr mit dem Fällen der Waldbäume beschäftigt, theils, wie das übrige Leben, zu sehr auf schnellen Gewinn berechnet ist und sich daher lieber mit Mais, Taback, Baumwolle u. a. einjährigen Gewächsen abgiebt, ist dem Anbaue und der Pflege von Obstbäumen um so weniger günstig, als der, welcher sie pflanzt, selten wissen würde, wem seine Mühe zu Gute käme und ob dieselbe ihm überhaupt vergütet würde. Bei der allgemeinen Wanderlust und dem fortwährenden großartigen Zuge gegen Westen sieht kein Grundbesitzer voraus, wie viele hundert Meilen weiter dorthin einst seine Kinder ihr Brot essen werden, ist vielleicht mancher selbst noch nicht fest entschlossen, auch nur im Alter in der Jahrzehnte lang bewohnten Gegend zu bleiben. Doch wir kehren in die Markthallen zurück, wo wir Kartoffeln in Tonnen verpackt, an deren Seite man kleine Luftlöcher gehackt hat, Kohlköpfe, die die englische Küche meist nur in zwei Stücke schneidet, die rothen Blasen des spanischen Pfeffers, hier mit Essig versetzt als häufiges Gewürz gebraucht, süße Rüben, große dunkelviolette Eierfrüchte, unsern in Scherben gezogenen weißen verwandt, und eine den Knollen des Kohlrabi ähnliche Frucht, Squash genannt, erblicken. Salatköpfe und Radieschen gedeihen auf Louisiana's fruchtwarmem Boden, der selten von einem leichten Froste heimgesucht wird, den ganzen Winter hindurch; neben ihnen sind in den Hallen der mittleren und südlichen Staaten die süßen Bataten, die länglichen Wurzelknollen einer windenartigen, aber Seitenranken treibenden Pflanze, ein stehender Handelsartikel, der dort, gekocht, oder leicht geröstet, fast täglich zu unserm Frühstück gehörte und den wir bei seinem kastanienartigen Geschmacke später sehr vermißt haben.

In der Nähe dieser Markthäuser halten sich Obst- und Kuchenhändlerinnen, Schleifer u. a. Leute auf, die sich, ohne ein Standgeld zahlen zu können, dem Publikum anbieten; eine noch bescheidenere Rolle nehmen in New-Orleans und mitunter in Mobile u. a. Städten des Westens die hereingekommenen Indianer ein, die, freilich nur die Aermsten ihres fast ziemlich cultivirten Stammes, mit erlegten Eichhörnchen oder wilden Kaninchen und mit mancherlei ihnen durch langen Umgang mit der Natur bekannt gewordenen Theekräutern Handel treiben. Auch wagt es wohl manche arme deutsche Frau, die jenseit des Oceans den Wohlstand nicht sogleich gefunden hat, den sie suchte, ihre im Walde rasch gesammelten Brombeeren oder Lorbeerblätter auszubieten.

Sehen wir uns nun aber auch nach den Einkäufern in diesen Hallen um. Wo sind die Köchinnen und Dienstmädchen, wo die ehrsamen Bürgersfrauen, die wir auf unsern Märkten feilschen und ihre Körbe vollpacken sehen? Eine deutsche Landsmännin, die die gewohnte Sitte auch im neuen Vaterlande nicht aufgeben kann, begegnet uns hie und da in dem Gewühle unter weißen und farbigen Gesichtern; die Amerikanerin aber, durch die bis zur Uebertreibung gestiegene Achtung vor dem weiblichen Geschlechte stolz und durch den Stolz, zumal in den Sklavenstaaten, träg gemacht, hat mit Putz und Besuchen mehr zu thun. Namentlich scheut sich die weiße Frau vor allen solchen Arbeiten, die im Geringsten zu erniedrigen scheinen, und wie im Norden, wo es keine Sklaverei giebt, die Mägde auf dem Lande das Melken, diese bei uns so entschieden weibliche Arbeit, verschmähen und meist den Knechten, wo nicht gar dem Herrn, überlassen, wie ferner nicht leicht eine Mutter ihr Kind trägt, sondern der Gatte, will er nicht für höchst ungalant gelten, diese Bürde als sein Vorrecht betrachten muß; so würden die meisten Frauen, selbst wenn sie keine Sklaven auszuschicken haben, auch Einkäufe auf dem Markte unter ihrer Würde halten. Und so erblickt man denn die Handkörbe mit dem eingekauften Fleische und Gemüse am Arme flinker Kellner oder ihrer Gastwirthe selbst oder wohlhabender, oft zierlich gekleideter Hausväter aller Stände, selbst Lehrer und Prediger nicht ganz ausgenommen. Zugleich aber werden die Markthäuser größerer Städte am frühen Morgen bei günstigem Wetter die Sammelplätze der vornehmen Welt. Für diese aber oder sonstige hungrige und durstige Seelen, die während des Tages vorübergehen und sich für ein Geringes erquicken wollen, sind an einigen der äußersten Randpfeiler große blecherne, fortwährend warmgehaltene Kessel mit einer Abtheilung für Kaffee und einer andern für Milch, bisweilen auch einer dritten für Chocolade aufgestellt, welche Getränke denn der Verkäufer dem Begehrenden aus eben so viel Hähnen strömen läßt, während er ihm auf einem kleinen Teller dazu ein Stück Blättergebackenes reicht. Die Unternehmer dieses Geschäftes sind meist Deutsche, nicht selten Frauen, wie denn überhaupt gewisse Erwerbszweige vorzugsweise in die Hände gewisser Nationen gekommen sind. Denn blicken wir von dem Marktgebäude ein wenig hinweg — wir sprechen hier nur von New-Orleans — den Mississippidamm auf- oder abwärts, so fallen uns verschiedene Breterbuden mit ganzen Hügeln großer Muschelschalen daneben in's Auge. Hier haben die Austerhändler ihren Sitz, die für fünf Cents dem Besucher vier Stück ihrer bereits den Schalen entnommenen Seethiere mit Essig, Oel, Pfeffer, Salz und Schiffszwieback oder anderem harten Gebäck anbieten. Diese Händler aber sind fast ohne Ausnahme Spanier.

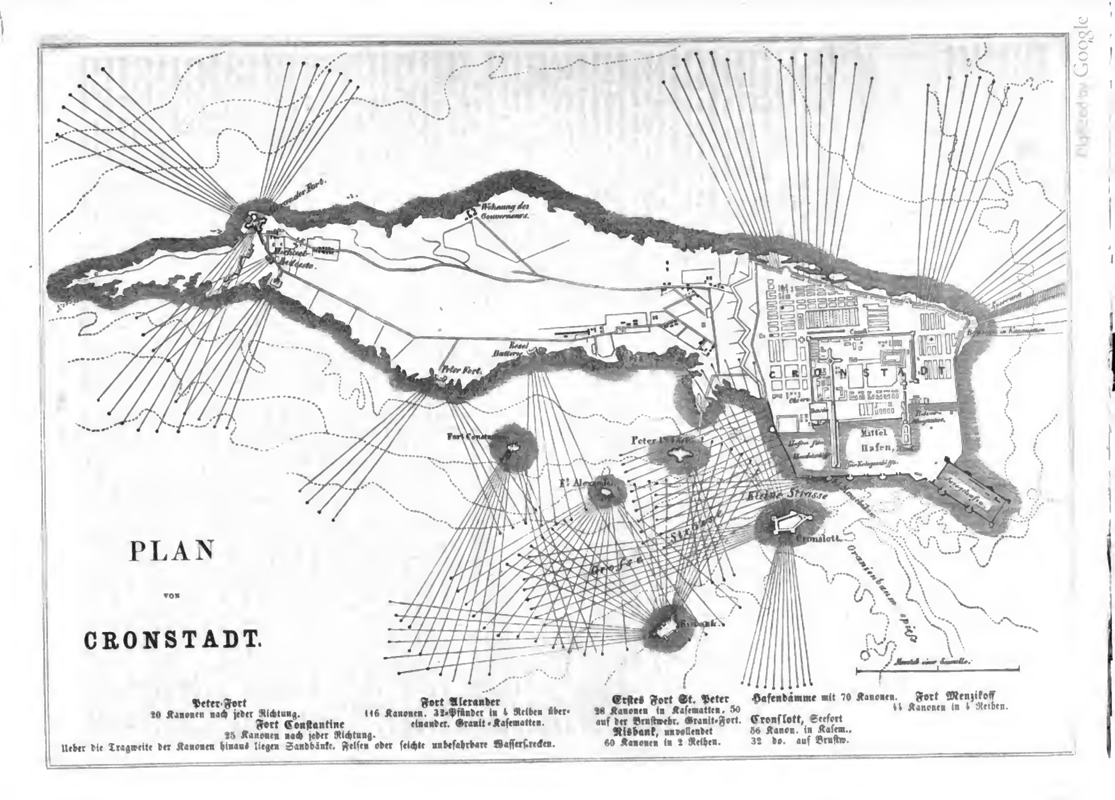
Ein ganz anderes Schauspiel bieten uns diese Hallen des Sonntags. Der Lärm und das geschäftige Treiben der Wochentage schweigt; höchstens in dem weniger religiösen äußersten Süden halten ganz früh die Fleischer feil, wie wir dies in Mobile gesehen haben. Nachmittags aber kann man hier nicht selten die Bußreden wandernder Methodistenprediger vernehmen. Wir sahen in Baltimore einen englischen und in einem daneben stehenden Markthause zwei deutsche Prediger nacheinander auftreten, die die Gemüther der Zuhörer durch Schilderung der Sünde erschütterten und durch Verweisung auf die Gnade, der das Dasein der Sünde angenehm sei, weil sie sich an ihr zeigen könne, wieder erquickten, um nachher den deutschen Anwesenden — ihre Wohnung anzudeuten und ihren Unterricht im Englischen anzuempfehlen.

Nichtsdestoweniger wollen wir gern zugeben, daß manche wochenlang nur von Gewinnsucht erfüllte Seele sich bei diesen nach apostolischer Weise recht eigentlich „auf dem Markte" gehaltenen Reden Erbauung geholt hat. Dem gedrückten Neger besonders sind sie oft die einzige Quelle, aus der Gottvertrauen, Trost und edleres Gefühl in sein unter harter Arbeit und vielfachen Mißhandlungen verkümmerndes Dasein fließt. Leider erinnert uns dies noch an eine traurige Bestimmung mancher Hallen. Auf einem Markthause in Charleston erblickten wir ein dem Anscheine nach geräumiges und sogar mit einem Thurme geziertes oberes Stockwerk und fragten einen deutschen Landsmann nach dem Zwecke dieses Saales, der uns an unsere Tuchböden erinnerte. „Nun, hier werden manchmal die Schwarzen ausgestellt und verkauft." „Also ein Sklavenmarkt?" „Nun ja, man darf es aber nicht so nennen; sie hören es nicht gern."

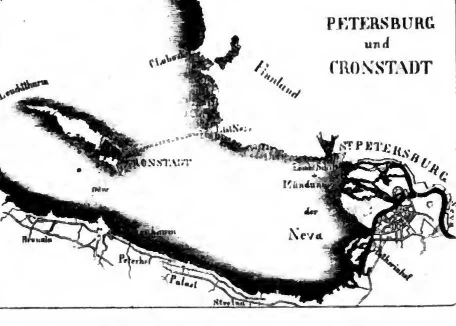
Von den Ufern der Ostsee.

Nr. 3. Kronstadt und Petersburg.

Die englische Flotte in der Ostsee ist mit ihren beinahe 3000 Kanonen, darunter manche Vier- und Sechsundachtzig-Pfünder, die furchtbarste, welche die Welt je beisammen sah. Sie ist dreimal stärker, als die Nelson's, der 1801 in der Ostsee über dreimal stärkere, vereinte Feinde siegte, indem er Dänemark zwang, von der nordischen Aliance zurückzutreten. Wohl Mancher traut ihr deshalb, besonders unter Napier, zu, daß sie sich als einen guten Hafen Aland nehmen und dann den finnischen Meerbusen hinaufsegeln und dampfen könne, um sich Petersburg zu kaufen. Das Geschäft würde indessen nicht so leicht sein. Viele halten's auf dem offenen Wege des Kampfes für unmöglich. Die Flotte müßte nämlich Kronstadt passiren, das etwa vier deutsche Meilen vor Petersburg den Seeweg mit 500 großen und unzähligen kleineren Kanonen-Augen bewacht, die im Falle der Noth ein solches Kreuzfeuer und einen solchen dichten, schweren eisernen Kugelregen auf die allein gangbar gelassenen Wasserstraßen unterhalten könnten, daß kaum eine Katze lebendig hindurchkommen würde. Unsere Zeichnung giebt ein sehr genaues natur- und kriegswissen-


PLAN
von
CRONSTADT.
Peter-Fort
20 Kanonen nach jeder Richtung.
Fort Constantine
25 Kanonen nach jeder Richtung.
Fort Alexander
116 Kanonen. 32-Pfünder in 4 Reihen übereinander. Granit-Kasematten.
Erstes Fort St. Peter
28 Kanonen in Kasematten, 50 auf der Brustwehr. Granit-Fort.
Risbank, unvollendet
60 Kanonen in 2 Reihen.
Hafendämme mit 70 Kanonen.
Cronslott, Seefort
56 Kanon. in Kasem.,
32 do. auf Brustw.
Fort Menzikoff
44 Kanonen in 4 Reihen.
Ueber die Tragweite der Kanonen hinaus liegen Sandbänke, Felsen oder seichte unbefahrbare Wasserstrecken.
Wohnung des Gouverneurs.
Peter Fort.
Fort Constantine
F.t Alexander
Risbank.
Cronslott.
Mittel Hafen,
Kleine Strasse
C R O N S T A D T
Oranienbaum Seite

schaftlich ausgeführtes Bild dieser Kanonenstrahlen. Die Linien stellen zugleich die Tragweite der verschiedenen Kanonen und Mörser figürlich dar. Wo diese Strahlen — ein ganz respectabler Heiligenschein Kronstadt's — dünner erscheinen, sind sie entweder gar nicht oder wenigstens nicht dichter nöthig, da in diesem Falle die Vertheidigung unter dem Wasser liegt, entweder von Natur oder von der Kunst besorgt. In ersterem Falle ist das Meer so seicht, sandbankig und gefährlich, daß kein respectables Schiff daran denken kann, mit heiler Haut nur in das Bereich des „Heiligenscheines“ zu kommen. In letzterem Falle sind es Pfähle und Granitblöcke, die unter dem Wasser wie eine Festungsmauer hinlaufen. Auf diese Weise ist z. B. die ganze Breite des Meeres zwischen Kronstadt und Lisi Noß (siehe die Zeichnung im verkleinerten Maßstabe) für jedes größere Fahrzeug geschlossen. Auf der andern Seite, wo die eigentlichen Seestraßen nach Petersburg laufen, ist Alles seicht und gefährlich oder ganz unpassirbar, was nicht doppelt, drei- und vierfach im Bereich der Kanonen liegt. Die „große“ und die „kleine Straße“ zwischen dem Alexander- und Peter-Fort und dem großen mit Kanonen bedeckten Damm, der die Höhen und die Pulvermagazine einschließt, auf der einen Seite und Cronslott und Risbank auf der andern, auf welcher allein Kriegs- und Handelsschiffe Petersburg erreichen können, sind so furchtbar und vielseitig gegen nicht willkommene Gäste geschützt, daß jeder 2—300 kalte und glühende Kugeln und Paixhänse in den Leib bekäme, ehe er aus der großen in die kleine einlaufen könnte. Aus der kleinen allein könnten ihm die 44 Kanonen des Menzikoff-Forts acht bis zehn Ladungen in die Brust geben, wenn er sich inzwischen die zehnfachen Grüße der 70 Kanonen und 12 Mörser, die ihm von links von den Hafen-Dämmen herentgegen jauchzen, nicht zu sehr zu Herzen genommen haben sollte. Inzwischen ist schon dafür gesorgt worden, daß die englische Flotte auf dem ganzen Wege im finnischen Meerbusen den tödtlichsten Steinschmerzen ausgesetzt würde. Er war nämlich noch im April größtentheils zugefroren. Auf das Eis wurden nun da, wo die tiefen Fahrstraßen liegen, ungeheuere Felsblöcke gewälzt, deren Spitzen den Schiffen in den Bauch fahren würden, wenn sie sich über sie hinwegzuwagen den Muth hätten.



Im Uebrigen bedarf es hier um so weniger weiterer Worte, als die Zeichnung in ihrer Anschaulichkeit selbstredend genug wird. Wir bemerken nur noch, daß die langgestreckte flache Insel, auf deren breitestem Endpunkte sich Kronstadt von Granit, Eisen und Holz in lauter straffen militärischen Linien erhebt — strenger Lapidarschrift autokratischer Regierungsform und eines Staates, dessen ganzes Leben und Streben auf Eroberung auf dem Wasser gerichtet ist — daß die Kronstadt-Insel in den Seiten und besonders an ihrer Spitze durch eine unzählige Menge kleine Inselchen, Felsstücke und Sandbänke natürlich geschützt ist, wo die Kunst und die Politik nicht mit Kanonenaugen wachen. Unter den Inselchen an der Spitze derselben erhebt sich eine imposante Granitmasse, die an hellen Nächten wie Alpen im Abendroth glüht, da sie von einem 95 Fuß hohen Leuchtthurme, der ½ Meile vor ihr die Wasserrücken spielend beleuchtet, illuminirt wird.

Kronstadt selbst bietet im Innern für den Laien wenig Anziehendes, da Architectur, Häuser, Straßen, Magazine, Leben und Gesellschaft von einem streng militärischen Geiste durchhaucht sind. In das Observatorium ist noch kein Reisender gekommen, der es hätte schildern können. Wahrhaftig großartig soll die Dampfmaschinen-Anstalt der Festung sein, worin außer Maschinen besonders Kanonen und Kugeln, Anker und sonstige metallene Schiffsutensilien gegossen und geschmiedet werden. Die Bewohner Kronstadt's sind außer der bedeutenden Militärmasse, Arbeiter und Beamte in den verschiedenen Officinen der Regierung und Lieferanten, Handelsleute und Ladenbesitzer, die für den Bedarf und die Bequemlichkeit der Bewohner die nöthigen Materialien von Petersburg importiren. Die Verbindung mit der Hauptstadt wird durch regelmäßige Dampfschifflinien unterhalten, welche blos an dem einzigen Hafendamme an der nordöstlichen Spitze landen dürfen. Er ist durch 16 Kanonen und eine Ziehbrücke, außerdem durch eine strenge Controle der Kommenden und Gehenden gesichert. Die Wasserthore, welche in die vier Docks und Häfen im Süden führen, sind ebenfalls nur nach strenger Controle und mit besondern Erlaubnißscheinen, die beiden Kriegshäfen aber in der Regel gar nicht zugänglich.

Was Petersburg selbst betrifft, so lassen die Mündungen der Newa mit ihren vielen Untiefen und Sandbänken nur sehr enge Straßen für größere Fahrzeuge. Jene großen Leuchtschiffe bezeichnen und erhellen die beiden Hauptzugänge, durch welche nur der kundigste Pilot die richtige Fährte finden kann. Von der Stadt selbst wollen wir hier weiter nichts sagen und nur auf die zum Theil prächtige beinahe 10 deutsche Meilen am südlichen Gestade sich ausstreckende Vorstadt aufmerksam machen. Sie besteht aus kaiserlichen Palästen, Katharinhof, dem Peterhof-Palast, Oranienbaum u. s. w., Gruppen von Privatpalästen, kleineren Städten, Parken, Festungswerken, Exercierplätzen, Gärtnereien, Treibhäusern u. s. w. und dürfte im Sommer in Natur und Kunst mit manchen stolzen und berühmten Decorationen von Hauptstädten wetteifern. In der Kunstgärtnerei hat man's hier weiter gebracht, als selbst in den weltberühmten Gärten in Kew (Kju) bei London. Bei 30 Grad Kälte läßt sich der Fürst oder große Kaufmann frische Erdbeeren oder Kirschen oder Weintrauben vom Baume abschneiden, um den Gaumen zum Nachtisch damit zu erfrischen. Eine berühmte Künstlerin erfuhr zufällig, daß man bei einem Mahle, welches man ihr zu Ehren gab, beiläufig für 6000 Rubel Erdbeeren und Kirschen verzehrt habe. Da es in der vornehmen Welt aller Länder Sitte ist, Früchte und Gemüse nur dann zu essen, wenn sie gar nicht da sind (der englische Gesandte in Berlin ließ sich einmal um Weihnachten ein Gerichtchen frische Schoten für etwa zwei Louisd'ors kochen), läßt sich leicht erklären, daß die Treib- und Gewächshäuser von Petersburg für ihre Kunst-Industrie, bei 30 Grad Kälte Erdbeeren zu reifen und Kirschen zu röthen, gute Kunden und Einnahmen erzielen. Im Uebrigen hängen uns alle diese Trauben zu hoch, und wir nehmen mit dem Bewußtsein von diesen Blumen und Früchten einer von Grund aus künstlichen, durch die Macht und Willenskraft absoluter Herrscher hervorgerufenen Welt Abschied, daß wir's in den Armen der Natur, die auch in der strengsten Polizei ihren Kopf für sich behält, bequemer und gemüthlicher haben.

Blätter und Blüthen.

Die Newa. Der harte nordische Winter schlägt leider fast die Hälfte des Jahres die Newanymphe in eiserne Banden. Erst im Anfange des April, selten am Ende des März, sind die Gewässer warm und kräftig genug, um den sie drückenden Eismantel zu sprengen. Dieser Augenblick wird mit Sehnsucht erwartet und kaum schieben sich die schmutzigen Eisschollen vor, den glatten Spiegel des Flusses so weit enthüllend, daß einem überfahrenden Boote freie Bahn vergönnt ist, so erdonnern die Kanonen von der Festung, diesen ersehnten Moment den Bewohnern verkündend. Zur selben Zeit, sei es Tag oder Nacht, steigt der Commandant der Festung, mit allen Insignien seines Ranges angethan und von seinen Offizieren begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, um zum gegenüberliegenden Palaste des Kaisers zu fahren. In einen schönen, großen Krystallbecher schöpft er das klare Newawasser, um es als die erste und schönste Gabe des Flusses dem Kaiser im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet seinem Herrn, daß die Gewalt des Winters gebrochen sei, daß die Gewässer wieder frei seien und überreicht ihm den Newabecher, den der Monarch auf die Gesundheit seiner Residenz leert. Der Zeitpunkt der alljährigen Feier naht heran, und die Gondel des Commandanten harrt bereits in frischgetünchter Pracht ob des baldigen Ereignisses. Werden die Kanonen der Festung jedoch auch heuer so freudebringend ertönen, wird der Commandant auch heuer nach gewohnter Sitte seinem Herrn die Meldung bringen, daß die Gewässer wieder frei seien? Die „Petersburgerinsel,“ von der wieder durch kleine Flußarme die Apothekerinsel, die Insel Petrowskoi und eine Menge kleinerer abgetheilt sind, gewährt das meiste Interesse durch die auf einer besondern kleinen Insel vor ihr liegende Festung, die man vom Admiralitätsthurme aus in allen ihren Theilen übersieht. Sie bildet ein längliches Viereck, das große Vorwerke auf der Petersinsel und zwei andere kleine Inseln vorgeschoben hat, so daß sich auf den Canälen, welche die Inseln von einander trennen, auch Schiffe unter die Kanonen der Festung sicher zurückziehen könnten. Es ist gut, daß die Petersburger gewöhnlich andere Dinge zu besorgen haben, sonst möchten sie wohl nicht ohne Schaudern an die Bestimmung dieser mitten in ihrer schönen Residenz liegenden Festung denken. Da sie rund herum von der Elite der Petersburger Häuser umgeben ist, so würden, wenn die Thätigkeit ihrer Kanonen einmal in Anspruch genommen werden sollte, ihre Kugeln furchtbar in den Eingeweiden des eigenen Fleisches wüthen. Da sie mitten in der Stadt auf niedriger Insel liegt, von wo aus sie nichts außer der Stadt dominiren und diese also durchaus nicht vertheidigen könnte, so kann der einzige Zweck ihrer Unterhaltung nur ein feindlicher gegen die Stadt selber sein, dem Kaiser und den ersten Häuptern und Kostbarkeiten als letzter Zufluchtsort zu dienen, sei es, daß die Stadt in Feindeshand geräth, sei es, daß sie aufrührerisch sich selbst gegen ihren Beherrscher erhöbe. Die Festung liegt dem Winterpalais gerade gegenüber, mit dem sie in beständigem Verkehre steht, und zeigt so deutlich ihren Zweck. Im Kriege wohnt man drüben, im Frieden hüben. Die Newaarme unmittelbar an ihrer Mündung in's Meer sind durch nichts befestigt, und wenn Kronstadt, das ihnen als Schloß und Riegel dient, seinen Dienst versagt, so mag dann die wehrlose Hauptstadt vor der Spitze des Dolches zittern, den sie im Busen trägt und den sie nicht zur Vertheidigung brauchen kann, ohne sich selbst zu zerfleischen.

Geistesgegenwart. Zwischen dem Grafen Flemming († 1740), Gouverneur der Stadt Leipzig und dem damaligen Magistrate fielen verschiedene Zwistigkeiten vor. — Bei einem Gastmahle, bei dem der Graf zugegen war und auch der regierende Bürgermeister, der um Leipzig hochverdiente Hofrath Dr. Adrian Steger, kam die Rede auf den Zapfenstreich, den der Gouverneur Abends zuvor hatte schlagen lassen. — „Wissen Sie,“ fragte er den Bürgermeister, „auch den Text dazu?“ — „Nein,“ erwiederte dieser. — „Nun, er lautet:

Und wenn der Rath des Teufels wär',
So bin ich doch der Gouverneur.“

„Excellenz,“ versetzte Steger sogleich, „wir haben eine andere Lesart. Nach der heißt es:

Der König nur ist unser Herr;
Der Teufel hol' den Gouverneur.

Naturarithmetik. Zum Beweise, wie nothwendig es ist, daß den erzeugenden Naturkräften andere zerstörende entgegenwirken, mag Folgendes dienen. — Das Bilsenkraut, vielleicht die saamenreichste Pflanze, würde nur eine Zeit von vier Jahren brauchen, um die ganze Oberfläche der Erde zu bedecken, wenn all' ihr Saame Wurzel triebe. Ein Stengel dieses Krautes enthält zuweilen 5000 Saamenkörner; diese Zahl auf 1000 herabgesetzt, so würde sich die vierte Zeugung bereits auf 10,000,000,000,000,000 belaufen. Man berechnet aber die Erdfläche auf 5,35,9758,336,000,000 Quadratfuß. Folglich würde, wenn man einem Stengel auch nur einen Quadratfuß einräumte, die ganze Erdfläche nicht für alle die Pflanzen hinreichen, die aus einer einzigen Bilse am Ende der vierten Zeugung, oder des vierten Jahres entsprössen. — Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Thierreiche. So würde z. B. die Nachkommenschaft einer einzigen Sau, die sechs Junge wirft, worunter zwei männliche und vier weibliche, wenn von diesen weiblichen ein jedes wieder sechs Junge, in gleichem Verhältniß der männlichen und weiblichen, in jedem Jahre zur Welt brächte und keines zerstört würde, sich in zwölf Jahren auf 33 Millionen, 554,430 belaufen. — Ungeheuer würde vollends die Vermehrung solcher Thiere sein, die nur wenige Wochen tragen, wie z. B. die Kaninchen, die Katzen u. s. w. Schon nach einem halben Jahrhundert würde die Erde nicht mehr im Stande sein, sie zu bergen und zu ernähren. — Nur wenige Jahre bedürfte es, und ein einziger Hering könnte den ganzen Ozean mit seiner Nachkommenschaft bevölkern. Wir wollen nur bei einem eitragenden Fisch 2000 annehmen, aus welchen tausend Männchen und tausend Weibchen ihr Dasein empfingen, so würden es im zweiten Jahre schon mehr als 2,000,000 im dritten 200,000,000, und im achten Jahre mehr sein als 2,000,000,000,000,000,000,000,000 Heringe. Nun enthält aber der ganze Erdkörper kaum so viel Cubikzoll, der Ozean würde also diese Fische nicht fassen können, selbst wenn er die ganze Oberfläche der Erde mit ihrer ganzen Tiefe einnähme.

Der Revalanta arabica-Schwindel. Die Berliner Feuerspritze bringt einen sehr derben Artikel gegen dieses sogenannte Heilmittel, dessen Ankündigung man jetzt in allen Zeitungen liest. Es wird immer eine Herkulesarbeit bleiben, den Augiasstall medicinischer Charlatanerie reinigen zu wollen und man kann es den wenigen Organen der Oeffentlichkeit nur Dank wissen, wenn sie bei den vielen schlechten Resultaten, die sie trotz aller Mühe erzielen, nicht erlahmen. Daß sich aber sogar Aerzte und Zeitungen finden, die dergleichen Schwindeleien unterstützen, wird mit Recht von der Feuerspritze an den Pranger gestellt.

„Eine treffliche Bundesgenossenschaft“ sagt sie „in dieser Razzia gegen das deutsche Publikum hat das englische Haus in unserer periodischen Presse gefunden, die mit unglaublicher Naivität sich zur Fanfare dieser Spekulation machte oder, was noch viel schlimmer ist, sich dazu erkaufen ließ. Wir haben ein Schreiben in Händen, in welchem die Herren Du Barry von der Redaktion einer wissenschaftlichen Zeitschrift gegen das Erbieten eines ziemlich ansehnlichen Insertions-Betrages die Aufnahme einer Reihenfolge lobender Artikel beanspruchten, mit der ausdrücklichsten Bedingung, daß nichts gegen die Revalenta arabica in die quästionirte Zeitschrift aufgenommen werden dürfe. Die wenigsten deutschen Zeitungen vermochten diesem Lockvogel zu widerstehen, und so ist es erklärlich, wenn wir in dem für literarische, wissenschaftliche ꝛc. Notizen bestimmten Theile unserer Zeitungen jene, aus der Du Barry'schen Fabrik hervorgegangenen Lobpreisungen mit Hinweis auf die in den Beilagen enthaltene merkantilische Annonce der Revalenta finden.

„Das Publikum, gewohnt, seinen täglichen Bedarf an Intelligenz aus dem Reservoir der Spener'schen und Vossischen zu schöpfen, nimmt bona fide jene Anpreisungen für Redactions-Artikel und hegt nicht den leisesten Zweifel an der ausgezeichneten Wirkung der Revalenta, denn sie hat „in der Zeitung gestanden“. — So machen sich unsere Redactionen, indem sie sich leichtsinnig zu jenen Manipulationen hergeben, zu Mitschuldigen einer absichtlichen Täuschung, welche die Herren Du Barry weiter auszubreiten verstehen, indem sie den Artikel, etwa einer süddeutschen Zeitung, mit den Worten beginnen lassen: „Die Berliner Spener'sche Zeitung sagt Folgendes ꝛc.“ — Hätten unsere Zeitungen ihre Aufgabe richtig begriffen, spürten sie etwas von der moralischen Verantwortlichkeit, die auf ihnen lastet, sie würden sich nimmer, um eines pecuniären Vortheils willen, zu Werkzeugen eines solchen Verfahrens machen. — Von den deutschen Aerzten haben die Herren Du Barry nur drei zu ihren Annoncen-Dienern zu werben vermocht; Schreiber dieses hatte vor Kurzem Gelegenheit, einen derselben kennen zu lernen, und fand in dieser persönlichen Bekanntschaft bald den Schlüssel zu dem Räthsel, wie ein Arzt die Heilkraft der Revalenta gegen Lungenschwindsucht mit seiner Namensunterschrift zu attestiren vermöge. Originell ist das Zeugniß eines englischen Arztes und Chemikers, des Doctor Ure, welches die Herren Du Barry mit großer Emphase produciren; dieser Herr Ure ist der unparteiischste Mensch auf Gottes Erdboden und bezeugt nicht blos der Revalenta, sondern auch der Ervalenta und jedem andern aus der Linse, Wicke, Saubohne oder andern Ingredienzien hervorgegangenen Concurrenz-Produkte, daß es das beste und heilkräftigste ist.

„Mit solchen Mitteln haben nun die Herren Du Barry es vermocht, das deutsche Publikum zu verführen, ja sogar unter den sogenannten gebildeten Ständen enthusiastische Anhänger gemacht, deren einer, zum Hauptmann gesetzt über eine preußische Compagnie, jedem Gegner der Revalenta öffentlich einen „albernen Esel“ aufbrummt und dadurch der logischen Beweisführung einen durchaus neuen Weg eröffnet.“

Literatur. Während an der Donau, in Asien und wahrscheinlich auch bald in der Ostsee die Kanonen donnern und das Interesse des Publikums fast nur an die Zeitungspresse gefesselt ist, wagen sich doch noch einige schönwissenschaftliche Produkte auf den literarischen Markt, der durch die kriegerischen Ereignisse fast ganz verödet ist. Von Rellstab erscheint eine billige Ausgabe seines bekannten Romans „1812“, von H. König eine 2. Ausgabe seiner Werke, von Gutzkow bekanntlich ebenfalls eine billige dritte Ausgabe seiner „Ritter vom Geiste“. Als ganz neu sind neuerdings noch angekommen: L. Schüking, ein Staatsgeheimniß, 3 Bände. — Chop, Poesie und Verbrechen, Novelle. — Schröder, Iphigenia in Delphi. — Natalie von Barfuß, Ida und Clara, 3 Bände, der Königin von Preußen gewidmet. — Hermann Grimm, Traum und Wachen, ein Gedicht.

E. K.

№ 18. Die Gartenlaube. 1854.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Die Candidaten-Braut.

Von Amely Boelte.

(Schluß.)

August war während dieser Rede roth und blaß geworden. — „Hat Leonie Ihnen gesagt, daß sie einwilligen würde, sobald ich zurückträte?“ fragte er endlich kalt.

„Das nicht. Aber ich setze es voraus. Sie ist verständig genug, einzusehen, daß ein armes Mädchen, kann sie den Einen nicht bekommen, den sie lieber möchte, den Andern nehmen muß. Und für Sie ist ja noch gar keine Aussicht zu Brot, wohin soll sie also gehen, wenn ich sterbe?“

„Zu mir!“ versetzte August rasch. „Leonie macht keine Ansprüche an ein glänzendes Loos, und meine jetzige Stellung als Privatlehrer liefert mir ein hinreichendes Einkommen, um davon die Bedürfnisse für uns Beide zu bestreiten.“

„Also nicht nur eine Candidatenbraut, auch sogar eine Candidatenfrau! Mein armes, armes Kind!“ Sie wimmerte still vor sich hin.

„Wenn Sie mich beleidigen wollen, so muß ich mich entfernen,“ sagte August, und verließ seinen Platz.

„Nein, nein! Gehen Sie nicht! Ich habe noch mit Ihnen zu reden. Sie nehmen gleich Alles so auf die Spitze, Sie lieber empfindlicher Mensch! Haben Sie doch Nachsicht mit einer sterbenden Mutter, die bekümmert ist um das weltliche Schicksal eines einzigen Kindes. Also Sie wollen sie heirathen? Nun, — wenn es denn nur Jemand ist, der sie nimmt. Schwören Sie mir also denn auf diese Bibel hier, die nie mein Bett verläßt, daß mein Kind binnen vier Wochen Ihre Frau sein soll. Mag sie denn mit Ihnen hungern und darben, gleichviel! Sie ist denn doch eine Frau und ich brauche mich nicht zu fürchten, im Himmel noch die Schande zu erleben, daß mein schönes Kind als unvermählte alte Jungfer auf der Erde lebt. Retten Sie also mir wenigstens meine Mutterehre. Hier ist das heilige Buch, legen Sie Ihre Rechte darauf und wenden Sie den Blick zum Himmel, wo mein seliger Ludwig weilt, der Sie hört. Bedenken Sie das!“

„Würde Ihnen mein Manneswort nicht genügen?“ fragte August. „Ich versichere Ihnen auf meine Ehre, daß Ihre Tochter meinen Namen tragen soll, sobald Sie wollen.“

„Was mache ich mir aus Ihrer Ehre, junger Mann! Sie haben ja noch gar kein Alter, um von Ehre zu reden. Den Eid! Den Eid! Ich sterbe nicht ohne den Eid!“

„Ich thue es ungern,“ sagte August mit zusammengezogener Braue. „Wenn Sie es denn aber durchaus so wollen, so sei es und ich schwöre Ihnen bei Allem was mir heilig und theuer ist, daß nur der Tod mich meines Versprechens entbinden kann.“

„In dem Falle bliebe mir immer noch Ihr Bruder,“ versetzte die Frau Pastorin trostvoll, „und nun rufen Sie mir meine Leonie, damit ich ihr ankündige, was ihre opferungsfähige Mutter für sie gethan.“

August folgte ihrem Geheiß und eilte sofort hinaus auf das Feld, um sich in der Natur von der Scene dieses Morgens zu erholen, die einen höchst peinlichen Nachklang in seiner Seele gelassen hatte. Der Abend fand den kleinen Kreis um den Theetisch versammelt; alle Drei waren ungewöhnlich ernst. Sie fühlten, daß ein Schicksal zwischen sie getreten und ein Bangen überschlich sie, daß das, was nicht Einsicht, nicht freie Wahl und Selbstbestimmung über ihre Zukunft verhängt, sie schwer treffen könne. Sie scheueten sich von Dem zu sprechen, was sie in ihrem Innersten bewegte und die Folge war, daß oft lange Pausen in der Unterhaltung eintraten, die sie erst dann bemerkten, wenn diese Stille drückend zu werden anfing. Jeder bemühte sich dann ein Etwas zu sagen, das die Lücke ausfüllte, und so verging dieser letzte Abend ohne eigentliches Beisammensein; denn Jeder war mit seinen Gedanken ferne, und kein Wort eines frohen Wiedersehens wurde laut.

„Muth, mein Freund!“ sagte Leonie, als August sie beim Abschiede lange umfangen hielt, als wollte das Wort der Trennung diesmal durchaus nicht über seine Lippen kommen; „wer keine Wahl hat, für den ist die Entscheidung nicht schwer. Die Wogen des Lebens tragen uns nun mit fort, oder sie schlagen über unserm Kopfe zusammen; wir erwarten ruhig was da kommt, denn das Ende ist ja immer dasselbe.“

Auguste war bleich und matt auf einen Stuhl gesunken. „Mein Kind,“ sagte sie, als er sich zu ihr herunter beugte, und nahm sein Haupt zwischen ihre beiden Hände, „verzeihe Deiner armen Mutter, daß sie Dich für einen Beruf erzog, der Dich unglücklich macht. Weiß Gott! Ich that nach meiner besten Einsicht und meine Blindheit ist mir jetzt unbegreiflich. Fluche meinem Andenken nicht, mein Sohn, in Deinen trüben Stunden! Sage Dir vor: sie konnte nicht anders, sie wußte es nicht besser. Sieh, Deine alte Mutter bittet Dich auf ihren Knieen darum, daß Du ihrer dennoch mit Liebe gedenkst!“ Sie sank bei diesen Worten leise vom Stuhle herab, und umfaßte seine Knie.

„Um Gott, meine Mutter! Nicht so! Nicht doch!“ rief August und zog sie empor an seine Brust, wo er sie lange fest umschlungen hielt. „Immer werde ich Dein Andenken segnen, meine Mutter! Mein letzter Gedanke noch wird der der Liebe für Dich sein, Dein Segen soll mich behüten und bewahren in jeder Stunde, wo ich Deiner unwerth zu werden fürchte. Ja, segne mich, meine

Mutter, lege Deine liebe Hand auf mein Haupt, und sage mir, daß Dein Gebet mich begleitet!"

Auguste erhob sich langsam von seiner Brust, zog ihn zu sich nieder und küßte mit einem heiligen Kuß seine Stirne. „Du hast mir viel Glück gegeben, mein Sohn, habe Dank dafür, und wie gesagt, vergieb mir!"

„Mutter, das Wort nicht mehr!" rief August, und stürzte laut schluchzend zur Thüre hinaus.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Rüchein ging August zu seinem Freunde, dem Bürgermeister Solger, und fand diesen, zu seiner Bestürzung, auf einer Geschäftsreise begriffen, von welcher er erst im Laufe der folgenden Woche zurückerwartet wurde. Er sah ein, daß er sich gedulden müsse, so unangenehm ihm dieser Aufschub auch war, denn als Oberhaupt der Stadt hatte jener ihm ja die Bewilligung zu ertheilen in diesem Orte als ansäßig betrachtet zu werden und einen Hausstand gründen zu dürfen. Daß ihm eine solche Bitte abgeschlagen werde, fiel ihm im Entferntesten nicht ein, denn er wußte ja, wie lieb er seinem Jugendfreunde war und wie froh ihn dieser hier aufgenommen. Doch blieb es immer ein Ceremoniell, das beseitigt werden mußte, bevor ein Aufgebot erlassen werden konnte, und sollte dieses in seinem dreiwöchentlichen Zeitraum bis zu dem ihm gestellten Termin nicht mehr zu bewerkstelligen sein, so konnte man am Ende ja noch eine Dispensation einholen, die nicht schwer zu erhalten war. Mit diesen Gedanken beruhigte er sich und sah einstweilen seine kleine Einrichtung an und welches Zusatzes dieselbe bedürfte, um auch Leonien einen Platz hier zu gestatten.

Endlich hieß es der Bürgermeister sei wieder eingetroffen und August eilte nun sogleich nach seinen Schulstunden zu ihm, und drückte eine herzliche Freude über seine Rückkehr aus. „Ich war recht unangenehm überrascht bei meiner Ankunft zu finden, daß Du verreist warst, lieber Solger," sagte er, „denn ich hatte ein Anliegen, das weniger dem Freunde, als dem Oberhaupte der Stadt galt, obwohl es hier vielleicht von beiden gemeinsam geprüft werden kann. Ich habe Dir nämlich noch nie mitgetheilt, daß ich mit einem Mädchen verlobt bin, welches mit mir aufgewachsen ist. Ihr Vater war zweiter Prediger in meinem Geburtsorte und sie theilte allen Unterricht mit mir. Ihre Mutter ist seit mehreren Jahren Wittwe und eigensinnig und kränklich; sie bildet sich ein, daß sie sterben wird und hat mir das eidliche Versprechen abgenommen, ihre Tochter jetzt gleich zum Altare zu führen. Ich kann nicht umhin mein Wort zu halten und muß daher bei Dir um die Erlaubniß nachsuchen mein Aufgebot mit Leonie Sommer ergehen lassen zu dürfen."

„Diese Erlaubniß erhältst Du nicht, das kann ich Dir mit Gewißheit versprechen, mein Freund!"

„Und warum nicht?" rief August, während ihm alles Blut in die Wangen stieg.

„Weil Du kein Brot hast eine Frau zu ernähren," sagte der Andere mit vollkommener Geschäftsruhe.

„Das ist meine Sache und nicht die der Behörde."

„Da irrst Du. Die Regierung hat uns verantwortlich dafür gemacht, daß wir Niemand in unsern Mauern aufnehmen, der unserer Armenkasse zur Last fallen kann."

„Solger! Mir das?" rief August empört.

„Nun ja! Warum nicht? Das Amt eines Privatlehrers ist precär, jeden Tag können die Aeltern Dir die Kinder nehmen und dann hast Du nichts zu beißen oder zu brocken."

„Ich gebe Dir mein Wort darauf, nie Ansprüche an die Stadtkasse zu machen!"

„Als ob Du mir das noch zu versichern brauchtest!" lachte der Bürgermeister. „Auch habe ich Dich ja mit Freuden aufgenommen, ohne an eine Caution oder sonstige Gewährleistung nur zu denken. Du bist mir ganz recht hier und magst bleiben, so lange Du willst. Aber heirathen lasse ich Dich darauf nicht. — Und das thut Niemand. Du mußt überall nachweisen, daß Du die Mittel zu einer Existenz hast, und da Du diese nicht garantiren kannst, so verweigert man Dein Gesuch. Schlage Dir die Thorheit also aus dem Sinne."

„Ich habe aber mein Wort gegeben und kann nun nicht zurück. Mag sein, daß das Gesetz gegen mich ist; könnte denn der Freund hier nicht eine Ausnahme machen?"

„Das wird er nicht thun, denn es hieße Dich in's Unglück stürzen. Es ist Alles recht schön mit Deinem Wort geben, Du mußtest aber erst wissen, ob Du es auch halten konntest. Was nicht geht, das geht nicht."

„Wie wäre mir das je eingefallen, daß der Staat meine persönliche Freiheit auf diese Art beschränken wolle. Wie konnte ich nur vermuthen, daß es mir verwehrt werde, mir eine Existenz zu gründen, wie und wo es mir beliebt? Ich habe ja nicht im Traume daran gedacht und darum ohne Bedenken den Eid geleistet. Was soll nun daraus werden?"

„Du nimmst Dein Wort zurück, weiter nichts!"

„Das thut kein Ehrenmann."

„Ich seh' doch keinen andern Ausweg ein."

„Solger, Du bist mein Freund, sei nur diesmal erbittlich. Gieb Deinen Consenz!"

„Keinenfalls, das versichere ich Dir!"

„Bedenke die Folgen. Du bringst mich zur Verzweiflung."

„Nun, das wissen wir schon, wie lange in Deinen Jahren die Leute verzweifeln, wenn ihre Liebesangelegenheiten nicht recht gehen. Ich lasse es darauf ankommen."

„Du weißt nicht, was Du thust, Solger. Es ist ja hier nicht von einer Liebesgeschichte die Rede, sondern von dem Eide, den ich einer Sterbenden geleistet. Geh' in Dich! Ich versichere Dir, die Folgen können fürchterlich sein, wenn Du bei Deiner Weigerung beharrst."

„Ich beharre dabei."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„So magst Du es verantworten!" Er stürzte zum Zimmer hinaus und eilte in seine Wohnung. Was thun? Was beginnen? Er durchwachte die Nacht sinnend. Früh am Morgen setzte er sich an seinen Schreibtisch, und richtete einige Zeilen an den Bürgermeister, in denen er ihn noch einmal dringend bat, sein Wort zurückzunehmen. Sein Bursche mußte das Billet überbringen und August blieb so lange am Fenster stehen, bis er ihn zurückkehren sah. Erwartungsvoll trat er seinem Boten entgegen. „Nun!" sprach er, als wolle er ihm die Worte von den Lippen lesen.

„Der Herr Bürgermeister lassen sich empfehlen und Sie recht sehr bitten ihm keine solchen Briefe mehr zu schreiben, hier ist der Ihrige wieder zurück. Und wenn Sie sich wieder besser befänden, so möchten Sie ihn des Abends besuchen, wie sonst, aber von der bewußten Sache müsse nicht weiter die Rede sein."

„Also unerbittlich!" murmelte August und stampfte den Boden.

Er hieß seinem Burschen die Knaben heute zurücksenden, wenn sie zur Schule kämen, er habe ganz unaufschiebbare Geschäfte zu ordnen. Dann knöpfte er seinen Ueberrock zu und eilte in die Stadt zu einem Advocaten.

„So früh schon, Herr Liebig?" rief ihm dieser entgegen. „Es müssen wichtige Angelegenheiten sein, die Ihren Morgenschlummer dermaßen stören."

August erzählte nun kurz sein Anliegen und daß der Bürgermeister ihm rund abgeschlagen, hier als verheiratheter Mann zu leben. Er wünsche zu wissen ob jener zu einer solchen Verweigerung berechtigt sei.

„Das ist er allerdings!" sagte der erfahrene Geschäftsmann mit der größten Ruhe. „Sie haben hier kein Heimathsrecht, und selbst, wären Sie hier geboren, so müßten Sie immer noch nachweisen, daß Sie die Mittel besitzen, eine Familie zu ernähren. Es läßt sich in der Sache gar nichts thun, denn die Gesetze sind wider Sie."

„Sie wissen keinen Rath für mich?"

„Keinen! Als daß Sie sich gedulden, wie wir Andern es auch gethan haben. Erst eine Pfarre, dann eine Knarre, lautet unser alter Spruch."

„So empfehle ich mich Ihnen," sprach August kurz und verließ das Haus. Still und in sich gekehrt brachte er den ganzen Tag in seinem Zimmer zu, ohne Nahrung zu verlangen, oder irgend einen Dienst zu begehren. Als es dämmerte, trug er einen Brief auf die Post und gab dann Befehl, daß man ihn durchaus nicht störe und jeden Besuch abweise. Er könne in den nächsten Tagen Niemand sehen und würde auch keinen Unterricht ertheilen, bis er sich wohler fühle.

Seine Wirthin sah ihn verwundert an, wagte aber keine weitere Frage.

Er ließ die Vorhänge herunter, verschloß die Thür und versank dann in trübes Nachsinnen. Düstere Verzweiflung tobte in

seinem Herzen, er hörte fast die Schläge desselben, und seine Stirn brannte fieberheiß. Einem Gesetz unterthan zu sein, das für Schufte gemacht war, die Verpflichtungen übernahmen, die sie nicht lösen konnten oder wollten, das schien ihm eine zu grausame Aufgabe. Man wußte, daß er der Stadt nie zur Last fallen würde, und dennoch wies man sein Gesuch ab; man wußte, daß er sein Ehrenwort als Mann verpfändet, und dennoch hieß man ihm sich die Sache aus dem Sinne schlagen. Wer konnte ein solches Opfer von ihm begehren? Wer ihm zumuthen, mit einem solchen Makel an seiner Ehre noch unter den Lebenden zu wandeln? — Ja, hätte noch das kalte Gesetz mit seinem todten Buchstaben allein ihm gegenüber gestanden, so möchte er sich gesagt haben: ich leide nur, was Hunderte vor mir vielleicht schon litten, was Hunderte nach mir noch leiden werden, ich bin nur Einer von so Vielen, was berechtigt mich hier die Ausnahme zu sein? Aber so! Einem Menschen gegenüber, der sein Freund war, einem Menschen gegenüber, der hier die Autorität besaß, die ihn ermächtigte, das Gesetz den Umständen gemäß in Anwendung zu bringen, und von diesem Menschen verhöhnt werden, nein, das überstieg jede Grenze dessen, was er als Mann dulden und ertragen durfte! „Sein oder nicht sein," rief es in ihm und hastig erhob er sich und stürzte zur Thüre hinaus.

Es hatte bereits neun Uhr geschlagen, als August in dieser aufgeregten Stimmung in die Wohnung des Bürgermeisters trat. Auf dem Flur begegnete ihm der Stadtdiener, der eben seine letzten Befehle einholen wollte; er eilte an diesem vorbei in das Arbeitszimmer des Herrn vom Hause, und fand denselben behaglich auf dem Sopha ausgestreckt, dabei große Wolken aus einer ellenlangen Pfeife von sich blasend.

„Nun, wieder vernünftig?" rief er ihm entgegen. „So setze Dich und wir wollen eine Flasche Wein miteinander ausstechen."

„Davon kann keine Rede sein," versetzte August finster, warf seine Mütze auf den Tisch und blieb mit verschränkten Armen vor dem Andern stehen. „Du oder ich, einer von uns muß bleiben. Ich fordere Dich im Namen der Ehre, der wir alle huldigen. Du hast mich beschimpft, hast den Menschen und den Freund in mir beleidigt und mußt mir mit den Waffen in der Hand Satisfaction geben. Nenne mir Zeit und Stunde, wo Du mich treffen willst. Auch die Wahl der Waffen bleibe Dir überlassen!"

„Ha, ha, ha!" lachte der Bürgermeister in sich hinein und sein Auge drückte dabei mehr noch aus wie spaßhaft ihm die Scene erscheine, als seine Mienen es sagten. „Jetzt bist Du doch ganz toll geworden, Liebig. Wenn ich mich mit allen Einwohnern der Stadt duelliren sollte, weil ihnen der Ausspruch der Gesetze nicht genehm, so hätte ich viel zu thun. Da würde bald Niemand mehr Bürgermeister sein wollen. Nein, alter Junge, so haben wir nicht gewettet! Keinen Tropfen Bluts soll uns die Sache kosten. Wenn Du aber vernünftig sein willst, und mit mir reden wie ein Mensch der seine fünf Sinne hat, so setze Dich zu mir und ich lasse eine Flasche Hochheimer darauf gehen, aus bloßer Freude, daß Du nicht mehr toll bist."

„Solger, reize mich nicht!" sprach der Andere mit zusammen gekniffenen Lippen und seine Zornesader schwoll. „Ich bin nicht in der Stimmung, wo man Scherz verträgt, ich bin wie ein gereizter Löwe, ich bin fähig einen Mord zu begehen."

„Was, steht es so?" sagte der Bürgermeister stirnrunzelnd und schien erst jetzt zu bemerken, wie geisterbleich sein Freund aussah und welche finstere Gluth aus seinem Auge leuchtete. „Wenn Du so sehr im Ernste bist, da muß auch ich die Sache wohl ernst nehmen. Mit mir geht es aber nicht so schnell, mein Blut fließt langsamer. In einer Stunde wirst Du meine Antwort in Deiner Wohnung finden. Gute Nacht, bis auf Wiedersehen." Er winkte ihm wie verabschiedend zu, worauf August seine Mütze ergriff und ohne noch ein Wort zu verlieren, das Zimmer verließ. Als seine Schritte verhallt waren, rief der Bürgermeister: „Schlünz!" und augenblicklich trat der Stadtdiener ein, der draußen so lange geharrt hatte.

„Hören Sie, Schlünz?" sagte er, und blies drei mächtige Puffe aus der Pfeife, um sie vor dem Ausgehen zu sichern, „der Candidat Liebig scheint mir krank zu sein; wir dürfen ihn nicht allein lassen. Bestellen Sie zwei Mann Wache vor seine Thüre, die ihn, bis auf weitere Ordre, verhindern, sein Zimmer zu verlassen, und dann bitten Sie Doctor Friedrich, sogleich zu mir zu kommen." Damit war der Auftrag zu Ende und das Oberhaupt der Stadt rauchte behaglich fort, bis der Arzt eintrat.

„Setzen Sie sich, lieber Doctor, und entschuldigen Sie, daß ich nicht aufstehe; ich bin verwünscht müde. So eine Entenjagd fühlt man!" redete er den Eintretenden an. „Ich habe Sie noch so spät herbitten lassen wegen des jungen Liebig, der nahe daran scheint überzuschnappen. Thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie gleich von hier zu ihm mit der Botschaft, daß ich ihn wie krank, oder schlimmer noch wie verrückt behandeln müsse, so lange er solchen Unsinn schwatze. Ich gäbe ihm drei Tage Zeit zur Ueberlegung, ob er sich die verwünschte Heirath aus dem Sinne schlagen und mich mit seinen Herausforderungen in Ruhe lassen wolle; oder wenn nicht, würde ich ihm die Conzession entziehen, sich hier aufhalten zu dürfen, und gehe er nicht gutwillig, so würde er aus dem Thore gebracht. Das letztere sagen Sie ihm aber nicht gleich, denn er ist ein verteufelter Kribbelkopf, der sich Alles zu Gemüthe zieht. Wir wollen es daher mit Güte versuchen. Verordnen Sie ihm auch etwas Niederschlagendes. Er hat für's Erste Hausarrest."

August erwartete nichts weniger als eine solche Botschaft, die ihm der Arzt, ein besonnener, wohlwollender alter Herr, mit großer Schonung überbrachte, und dabei zugleich an seinem Pulse sah, daß der junge Mann wirklich nicht in dem Zustande war, um für zurechnungsfähig erklärt werden zu können. Er blieb lange bei ihm, und seinem milden, beruhigenden Zuspruche gelang es, daß August das Bett suchte und unter dem Einfluß eines leichten Opiats auch Ruhe fand.

Als er am nächsten Mittag erwachte, fühlte er sich wirklich unwohl und wie betäubt, so daß er das Bett nicht verlassen konnte und der Arzt, der häufig nach ihm sah, erhielt ihn gerne in diesem Zustande, um ihm Zeit zu lassen, sich mit mehr Ruhe in seine Lage hinein zu denken und einen vernünftigen Entschluß zu fassen. Er suchte ihn zu bewegen, sich ihm mitzutheilen, wohl wissend, wie erleichternd schon das ausgesprochene Wort wirkt und war bereit, ihm auch auf irgend einem vernunftgemäßen Weg mit Rath und That zur Seite zu stehen. Er begriff, daß dem jungen Manne sein Ehrenwort oder gar ein Eid etwas Heiliges war, und daß der ganze Stolz seiner edeln Natur sich dagegen bäumte, sein Versprechen nicht halten zu können. Vielfach überlegten Beide, wie sich ein Ausweg finden lasse und immer noch bot sich kein solcher; da brachte die Post einen Brief, der alle Zweifel löste. Leonie schrieb:

„Du forderst Deinen Ring zurück, mein theurer Freund! Die Bitte, verzeih es mir, war thöricht. Soll ich Dich weniger achten, weil Du meiner Mutter ein Versprechen gabst, das zu halten die Gesetze des Landes Dich verhindern? Wo war Deine Einsicht, wo Deine ruhige Besonnenheit, als Dir die Grenzlinie zwischen Wollen und Können verloren ging? — Du lieber, lieber Brausekopf, dessen stolze Ehrliebe den Himmel stürmen möchte, und dem diesmal die Erde dabei unter den Füßen entschlüpfte.

„Aber wir kennen Dich, Deine theure Mutter und ich; wir wissen, daß keine Worte, keine Gründe, keine Unmöglichkeiten diesen Makel an Deiner Mannesehre in Deinen Augen verwischen könnten, und eben weil wir Dich so kennen und Beide Dich auch so lieben, eben darum mußt Du meiner Mutter Dein Versprechen halten. So komme denn, und gieb mir das Recht, Deinen lieben Namen zu führen. Eine Dispensation dazu wird bereit sein und Dein Bruder sein Amen dazu sprechen. So komme denn und erfahre, wie wir Dich lieben! Denn damit Du Dir selbst getreu bleiben könntest, haben wir den langen, langen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft ein ewiges Lebewohl zugerufen und beschlossen, Dich zu entbehren, auf Länge zu entbehren, damit Du einst froh in unsere Mitte zurückkehrest. — Eine kleine Gesellschaft junger Leute in Hamburg segelt ab nach St. Francisco, um sich dort eine neue Heimath zu gründen; der Sohn unseres hiesigen Oberamtmanns ist von der Zahl, und er wartet nur auf Dich, um aufzubrechen. — Komm also! Wo Du bist, konntest Du jetzt nicht mehr bleiben, komme also! Weile eine Stunde unter uns, und welch eine Stunde in unserm beiderseitigen Leben! und ziehe dann hinaus in die weite Welt, wo ein Mann, befähigt wie Du, eine Existenz finden wird und finden muß.

„Wie wir das Alles möglich gemacht, wie uns die Mittel geworden, deren Du zu dieser Reise bedarfst, das kümmere Dich nicht. Frauen, die zu lieben verstehen, wie Deine Mutter und ich, die haben auch den Muth zur That, wo es das Glück Desjenigen gilt, dem ihr ganzes Sein und Denken gewidmet ist; die finden auch Freunde im Momente, wo sie deren bedürfen.

„Komm also und sei stark, wie wir stark sein wollen in dieser schweren, schweren Stunde, die mir so Vieles giebt, so Vieles nimmt! — Das Hinaus in die Welt, das Dein Herz, gesteh' es nur, so dringend begehrte, das steht Dir jetzt bevor, und frei athmest Du auf in dem Gefühl, von da an keinem Prinzip mehr unterthan zu sein, das der Gott in Deiner Brust Dir nicht dictirte. Sieh, wie ich Dich verstehe.

„Ich verpflege indessen unsere beiden Mütter, und erfülle die Pflicht zu Hause, die der Mann der Welt gegenüber zu erfüllen hat, und suche glücklich zu sein durch Erinnerung und Hoffnung. Komme also zu

Deiner Leonie."

„Welch ein Mädchen!" rief August, als er zu Ende gelesen. „Ja, Leonie, ich bin Deiner noch werth und werde Deiner werth bleiben. In einer neuen Welt sollen diese beiden gesunden Arme mir zu einer Existenz verhelfen, die unsern einfachen Bedürfnissen genügt, dort will ich mir die Hütte erbauen, wohin ich Dich als mein treues Weib führe, und meiner angebeteten Mutter letzte Jahre verschönere. Ich habe jetzt ein Ziel, dem ich nachstreben kann, das die ganze Aufwendung meiner Kräfte erfordert, und ich wäre kein Mann, wenn ich es nicht zu erreichen wüßte. — Doctor!" rief er seinem Arzte entgegen, „helfen Sie mir einpacken! Noch diesen Abend muß ich fort von hier. Meine Fesseln sind gebrochen, meine Ehre ist gerettet und dem muthigen Wollen winkt der Sieg."

Kriegerleben in Algerien.*

Von Julius v. Wickede.

Noch standen am heutigen Morgen die Sternbilder an dem tiefdunkelblauen afrikanischen Himmel, da schmetterten schon die Trompeten das Signal zum Antreten und mit lautem „vite, vite, sacre nom de dieu!" und ähnlichen Flüchen trieben die ungeduldigen Capitaine und Lieutenants ihre Soldaten in die Reihen. Glaubten die Chasseurs doch selbst schon, in nächster Stunde vielleicht würde es wieder ein tüchtiges Gefecht mit den Kabylen geben, und nicht wenig trug diese Hoffnung dazu bei, ihren frohen Eifer zu vermehren. Gar manche der braven Bursche hatten sich nicht einmal Zeit gelassen, ihren schwarzen Kaffee, der im Feldkessel am Wachtfeuer gekocht, ohne Milch und Zucker das Frühstück bildete, in Eile hinunterzustürzen, sondern traten den Marsch in gänzlicher Nüchternheit an, höchstens ein trocknes Stücklein des steinharten alten Schiffszwiebacks, von dem jeder Soldat eine Portion bei sich trug, mit höchster Anstrengung der Zähne beim Marschiren selbst zerkauend. Was denkt aber der Chasseur in Algerien auch viel an Frühstück und anderweitige Bedürfnisse, wenn er nur Hoffnung hat, seine Büchse tüchtig auf die verhaßten Kabylen, die schon so viele seiner Kameraden heimlich überfallen, und dann ohne Weiteres grausam ermordet haben, abfeuern zu können. Diesmal aber sollte diese Hoffnung gar arg getäuscht werden, denn viele Stunden schon, Berg auf, Berg ab, in den steinigen Schluchten des Atlas hatte der Marsch gedauert, und von den Feinden wollte sich auch nicht die mindeste Spur entdecken lassen. Was half es, wenn die Patrouillen, die vorn und zu beiden Seiten marschirten, auch noch so eifrig spähten und spähten, auch nicht das leiseste Zeichen von irgend einem Kabylen konnten sie entdecken. Schien es doch wirklich, als wenn die ganze Gegend auf viele Meilen weit und breit ganz von Feinden leer wäre, so wenig ließ sich eben eine Spur von denselben auffinden und doch war vor einigen Tagen noch durch theuer bezahlte und daher zuverlässige Späher die sichere Nachricht gebracht worden, daß ein sehr starker feindlicher Trupp in räuberischer Absicht hier in der Gegend herumschweife. Aber in der Kunst, gerade da zu sein, wo man sie am Wenigsten erwartet, hingegen sich jeder etwaigen Aufsuchung auf das Schlauste zu entziehen, haben es die Kabylen und Hajuten in Algerien wirklich zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gebracht und gerade dies verleiht ihnen eine weit höhere feindliche Bedeutung, wie alle ihre anderweitigen kriegerischen Eigenschaften.

Wollten die Kabylen sich aber an dem Morgen nicht zeigen, so wurden die Chasseurs bald von einem andern, ihnen ungleich unangenehmeren Feind geplagt, nämlich der immer mehr steigenden Sonnenhitze. Die ersten drei bis vier Stunden war der Marsch wirklich angenehm gewesen, denn kühl und kräftigend wehte die Morgenluft, geschwängert mit Wohlgerüchen aller Art, aus den vielen blühenden Sträuchen und Blumen an den Bergabhängen. Aber schon gegen neun Uhr fing die Sonne an immer glühender und glühender zu werden, immer senkrechter fielen ihre Strahlen auf die armen Chasseurs; dazu marschirte man jetzt in einem engen Thal, auf beiden Seiten von steilen Felsenwänden eingeschlossen, so daß auch nicht der mindeste Luftzug eindringen und die furchtbare Hitze etwas mildern konnte. Wirklich als wenn man in einem Schmelzofen sich befände, so drückend war die Luft, so sehr widerstrebte förmlich die Lunge, dieselbe einzuathmen, und mit schwerem Druck legte sich diese Gluthitze auf den ganzen Körper. Dazu mußten die Chasseurs den vollgepackten Tornister mit darauf befestigtem gerollten Capotemantel, die mit achtundvierzig scharfen Patronen gefüllte Cartouche, den Brotsack mit Zwieback, Reis und etwas gesalzenem Hammelfleisch auf zwei Tage und ihre sämmtlichen Waffen mit sich herumschleppen. Wie trieften aber auch dieselben vor Schweiß, gleichsam als wenn sie aus dem Wasser gezogen wären, so durch und durch geschwitzt von oben bis unten waren die Meisten von ihnen. Noch aber marschirten Alle rüstig, wenn auch gerade nicht mehr lustig, fort, und wenn auch die frohen Gesänge und muntern Witzeleien, die man anfänglich hören konnte, allmälig immer mehr und mehr verstummten, zu lauten Klagen oder Murren war es bisher noch nicht gekommen. Waren die Chasseurs, größtentheils Söhne der französischen Baskenlande oder der Provence und Gascogne, hier und da auch von Corsika, doch schon von Jugend auf an ziemliche Hitze gewöhnt, und ein zweijähriges Feldleben in Algerien hatte sie außerdem schon recht sehr im Ertragen von Strapazen und Beschwerden aller Art abgehärtet. Was solchen Mühseligkeiten nicht gewachsen war, hatte man entweder zum Depôt nach Frankreich zurückgeschickt, oder der Tod hatte in den Lazareths eine schnelle Beute daran gefunden, der Rest aber, der am heutigen Tage den Eilmarsch machen mußte, konnte schon etwas vertragen und war durch und durch abgehärtet. Wollte aber wirklich ein oder der andere Chasseur sich allzusehr dem Eindruck der Hitze oder gar der Müdigkeit hingeben, so erhielt er so kräftige Ermahnungen von den Offizieren und Unteroffizieren, oder ward gar mit solcher Menge von Flüchen und Strafdrohungen von denselben überschüttet, daß er gewiß seine äußersten Kräfte anspannte, um noch rüstig mit fortmarschiren zu können. Der französische Soldat wird im Dienst stets sehr strenge und rücksichtslos behandelt und von Schonung desselben ist in Algerien nie viel die Rede.

Immer steiler und beschwerlicher ward nun aber der Weg, immer glühender und glühender fielen die Sonnenstrahlen in den engen Bergkessel. So ungeduldig der Commandant, der auf seinem kleinen muthigen Berberhengst vorn an der Spitze der Kolonne ritt und oft mit einem unwilligen „en avant, en avant!" die Marschirenden zur größeren Eile antrieb, auch oft auf seine Uhr sah, denn es schien, als müsse er zur vorgeschriebenen Stunde ein bestimmtes Ziel erreichen, so wollte es doch nicht gelingen, den Marsch noch mehr zu beschleunigen. Endlich gegen Mittag,

* Da ein großer Theil der Französisch-Algierischen Armee nach dem Orient eingeschifft ist, so dürfte die Art und Weise, wie diese Soldaten an den Krieg gewöhnt werden, unsere Leser wohl interessiren. Herr v. Wickede, der bekannte Verfasser militärisch-wichtiger Schriften, war selbst längere Zeit in Algier und kennt also die Armee und die dortige Kriegsführung aus eigener Anschauung. Die Redaktion.

Das französisch-afrikanische Hülfskorps nach dem Orient.



Chasseur d'Afrique. Artillerie. Spahis. Zouave.
Leichte Infanterie.
Chasseur d'Orleans. Tirailleur der Eingebornen.

wo wirklich die Hitze eine fast unerträgliche Höhe erreicht hatte, und selbst die Läufe der Büchsen von den Sonnenstrahlen so erhitzt waren, daß man kaum noch die bloße Hand darauf legen konnte, mußte der Commandant sogar das Signal zum Halt und dann zur Rast geben lassen. Wenn er auch einige tüchtige Flüche dabei wetterte, es half doch nichts, gerastet mußte einige Zeit werden, oder die Mannschaft wäre zu Grunde gegangen. Drei Stunden wurden zur Ruhe bestimmt, dann sollte der Marsch wieder fortgesetzt werden, und zwei Drittel der Soldaten durfte in dieser Zeit sich dem Schlafe hingeben, während abwechselnd das

übrige Drittel mit der Büchse in der Hand wach bleiben mußte, um einen etwaigen heimlichen Ueberfall der Kabylen zu verhüten. Gerade solche von starken Märschen und großer Hitze erschöpfte Mannschaft heimlich zu überfallen und dann ohne Weiteres niederzuhauen, pflegen die Kabylen gar sehr zu lieben, und führen solche That häufig mit nicht geringer Schlauheit und Schnelligkeit aus. Gar viele französische Soldaten in Algerien sind auf diese Weise schon der Rachsucht ihrer unermüdlichen Feinde zum Opfer gefallen.

So wie die Mannschaft Halt gemacht hatte, war es das erste Geschäft aller Chasseurs, sich der von Schweiß triefenden Uniformen und der Wäsche zu entledigen und solche zum Trocknen in der Sonne auf dem Boden auszubreiten, während sie selbst, sonst fast ganz nackt, nur die langen dicken Mäntel anbehielten. Solche Trocknung der Kleider ist fast die einzige Behaglichkeit, die sich der Soldat bei den Streifzügen in Algerien verschaffen kann, und wenn irgend Zeit oder Umstände es erlauben, pflegt man dieselbe nie zu unterlassen, da es nicht allein sehr unbehaglich, sondern für die Gesundheit auch schädlich ist, sich gänzlich naß zum Schlafen hinzulegen. Während nun ein Drittel der Soldaten dies Geschäft besorgte, ein anderes Drittel, die Büchsen in der Hand, als Postenkette um den ganzen Lagerplatz ausgestellt wurde, war das letzte Drittel beschäftigt in aller Eile möglichst viele grüne Büsche und Sträucher, die an der Bergwand wuchsen, mit den Hirschfängern abzuhauen. Kaum einige Minuten dauerte es — denn französische Chasseurs, die bereits mehrere Jahre in Algerien stehen, sind in allen solchen Verrichtungen ungemein gewandt und schnell — so kamen die Ausgeschickten schon mit ganzen Armen voll solcher grünen Sträucher wieder daher. Kleine Hütten, eben groß genug, daß zwei Mann mit Kopf und Brust darunter kriechen und so Schutz vor den Sonnenstrahlen finden konnten, wurden nun schnell zusammengeflochten, und so wie dies geschehen, legte sich die gesammte Mannschaft, mit Ausnahme der Wachen, zum Schlafen nieder. Förmlich in Reih und Glied, nach den Compagnien geordnet, standen diese kleinen grünen Hütten, in denen immer zu zwei und zwei Chasseurs zusammen bis an die Brust sich verkrochen, während sie die Beine lang daraus hervorstreckten. Der Tornister wurde zum Kopfkissen genommen, ein Sacktuch noch über das Gesicht gebreitet, um solches besser gegen die Sonnenstrahlen, die sich durch die einzelnen Löcher der Laubgeflechte hindurchdrängten, zu schützen, und alle Vorbereitungen zum Schlafen waren fertig. Nicht über zehn Minuten dauerte es, nachdem die Glieder auseinandergetreten waren, und im festen Schlummer versunken, lagen schon Alle lang ausgestreckt auf dem harten Felsboden, der ihnen jetzt eine mehr ersehnte Ruhestätte darbot, wie es das beste Bett je gethan hatte. Nur die armen Doppelposten, die unablässig in bestimmter Weite auf und niederschritten, mußten wach bleiben, und warfen oft mit müden Augen gar neidische Blicke auf ihre schon so sanft schlafenden Kameraden. Wollte aber ein solcher Posten auch nur einen Augenblick stehen bleiben, so trieb sogleich der laute, gerade nicht allzu freundliche Zuruf der wachhabenden Offiziere ihn wieder zur munteren Bewegung an. Es ist das einzige Mittel, um solche sehr ermüdeten Soldaten, die auf Posten sind, vor dem Einschlafen zu schützen, daß man ihnen nie gestattet, auch nur eine Minute stehen zu bleiben, sondern sie unaufhörlich in Bewegung erhält. Von dem Munterbleiben und der beständigen Aufmerksamkeit dieser Posten hängt aber die Sicherheit der ganzen Mannschaft ab, denn auf dem Bauche im Gebüsche fortkriechend und mit der Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit einer Schlange sich nähernd, suchen die Kabylen oft heranzuschleichen, um die sich unbesorgt der Ruhe hingebenden Soldaten niederzuhauen. Jede und auch nur die allergeringste Vernachlässigung bei diesem Wachdienst wird daher in Algerien ungemein hart bestraft und selbst die Offiziere, die zur Aufsicht commandirt sind, trifft nicht geringe Verantwortlichkeit, sobald sie ihre Pflicht nur im Allermindesten vernachlässigen. So ein Felddienst auf den äußersten Grenzen Algeriens, in der Nähe der Kabylen, ist weder für die Offiziere noch Soldaten eine Kleinigkeit, sondern erfordert nicht geringe Anstrengungen aller Art.

Nach drei Stunden, von denen jeder Chasseur zwei Stunden geschlafen und eine Stunde Posten gestanden hatte, wurde wieder zum Antreten geblasen und mit der großen Schnelligkeit, welche französischen leichten Truppen eigen ist, standen die Compagnien bald wieder geordnet. Welch' sehnsüchtige Blicke warfen manche Chasseurs noch nach den kleinen grünen Hüttchen, deren Zweige übrigens schon von der Sonnenhitze schnell verdorrt aussahen und wie gern hätten sie noch einige Stunden so fortgeschlafen, aber wehe dem noch Müden, der nicht mit der vollsten Aufmerksamkeit jetzt wieder auf den Dienst achtete oder gar noch etwas schläfrig sich zeigte, derbe Flüche, oder gar selbst einige Strafwachen würden ihm gewiß zu Theil. Mit neuer Eile ging es jetzt wieder fort, Berg auf, Berg ab, und der Commandant schien das durch die Mittagsrast Versäumte möglichst nachholen zu wollen, so unablässig konnte man sein Allons donc vite, vite, sacre dieu vorn an der Spitze der Kolonne vernehmen, sobald der Marsch nur einen Augenblick stocken wollte, da der ungebahnte Weg allzugroße Hindernisse darbot.

Schon eine Stunde war man wieder so fortmarschirt, da tauchten am fernen Horizont, wo die Thalschlucht auf einer großen Hochebene ausmündete, plötzlich mehrere Reiter auf. Mit Spannung sah die Tête der marschirenden Soldaten auf diese Gestalten, und selbst der Commandant hielt seinen Hengst eine Weile an, um das kleine Handfernglas besser vor die Augen bringen zu können. Nur fünf Reiter waren es, die in vollem Lauf ihrer Rosse über die Ebene dahergebraust kamen, und bald konnte man sie an ihren weitflatternden rothen Burnussen als Spahis in französischen Diensten erkennen. Es war gewiß eine gar wichtige Meldung, welche dieselben brachten, denn gleich Schimmeln fast, so waren ihre Rosse von Schaum weiß gefärbt und doch konnte man jetzt immer deutlicher und deutlicher erkennen, wie heftig die Reiter die scharfen Räder ihrer Bügelschaufeln den schon ermüdet scheinenden Thieren in die blutenden Flanken stießen, um solche noch immer zu rascherem Laufe anzutreiben. Beim Commandanten, der ungeduldig den Spahis entgegensprengte, um ihre Nachricht desto eher zu erfahren, angekommen, rissen diese mit heftigem Ruck ihre keuchenden Thiere fast auf die Hinterfüße zusammen, und der Aelteste derselben machte dann in schlechtem gebrochenen Französisch seine Meldung. Wahrlich, dieselbe war wichtig genug, um solche Eile zu erfordern, zugleich aber sehr unerfreulich. Ein starker Trupp Kabylen, wohl an die 200—300 Mann, hatte ungefähr zwei Stunden von diesem Platze entfernt, eine französische halbe Grenadier-Compagnie überfallen und auf der Stelle zusammengehauen. Die Grenadiere gehörten einem Regimente an, was erst seit wenigen Monaten aus Frankreich gekommen und deshalb noch nicht mit der eigenthümlichen Beschaffenheit der afrikanischen Kriegsführung bekannt genug war. Die starke Hitze hatte sie ermattet und zu einer Ruhe verführt, ohne daß sie dabei die nöthige Vorsicht beobachtet, sich hinlänglich durch ausgestellte Posten zu schützen. Schien die Gegend doch so ruhig und sicher zu sein, und hatten die vorher zum Rekognosciren ausgeschickten Patrouillen doch weit und breit keine Spur von irgend wie einem Feinde entdecken können, unbesorgt hatte die Mannschaft nebst den zwei Offizieren sich deshalb zum Schlafen hingelegt, und selbst die paar Schildwachen, die man ausgestellt, waren von der furchtbaren Hitze so überwältigt worden, daß sie bald nach einander auch einschliefen. Diesen Zeitraum hatten die Kabylen, die schon lange der marschirenden Truppe aus weiter Ferne nachschlichen, um womöglich die Gelegenheit zu einem heimlichen Ueberfall abzulauern, geschickt zu benutzen gewußt. Mit der ihnen eigenthümlichen Schlauheit und Geräuschlosigkeit, hatten sie sich an die Schlafenden herangeschlichen, dieselben plötzlich überfallen und dann, bevor die Ueberraschten noch rechtzeitig ihre Waffen ergreifen und sich gehörig zur Wehr setzen konnten, sie ohne Weiteres niedergehauen. So lautete die Meldung der Spahis, die den Grenadieren in einiger Entfernung nachgeritten und so dem Ueberfall glücklich entgangen waren. Uebrigens hatten die Kabylen auch sie verfolgt und zwei der Reiter bluteten aus leichten Wunden, die ihnen die nachgesandten Kugeln der Feinde zugefügt hatten, während auch das schöne, edle Roß des Einen, solche Wunde an der Brust hatte, daß es bald darauf todt niederstürzte.

Welche Aufregung brachte aber diese Nachricht unter den Chasseurs hervor! Müdigkeit und Hitze, Hunger und Durst waren auf der Stelle vergessen, nur das glühende Gefühl, die ermordeten Kameraden so bald wie möglich zu rächen, beseelte Alle. An zweihundert funfzig der kräftigsten und ausdauerndsten Chasseurs wählte der Commandant nun in aller Eile aus, obgleich fast die ganze Mannschaft sich als Freiwillige dazu meldete, und bestimmte sie, nach dem Ort des Ueberfalls hin zu marschiren,

während die übrigen Compagnien sich hier auf der Stelle lagern sollten. Ein klarer Bach, der hier floß, gab Wasser zum Kochen und zum Stillen des brennenden Durstes, einige mächtige Platanenbäume, die an seinen Ufern standen, gewährten der Mannschaft genügenden Schatten und machten so den Platz für dieselben zum Nachtlager sehr geeignet. Damit übrigens die zur Expedition bestimmten Chasseurs besser marschiren konnten, ließen dieselben auf Befehl des Commandanten ihre Tornister auf dem Lagerplatz zurück und nahmen nur den zusammengerollten Mantel und die Patrontasche mit, dann ging es im eiligen Schnellschritt wieder fort. Mochten die Sonnenstrahlen jetzt auch noch so heiß brennen, die braven Burschen empfanden das jetzt viel weniger, so lebendig war in ihnen das Verlangen, ihre ermordeten Kameraden zu rächen. Welch furchtbarer Anblick bot sich nun aber dem Auge dar, als man nach ungefähr 4½ Stunden des angestrengtesten Marschirens, bei dem es wirklich zu bewundern war, daß die Leute dasselbe aushalten konnten, an dem Platze des Ueberfalles anlangte. In einer Reihe, wie zum Spott von den Kabylen ausgebreitet, lagen die Leichen der ermordeten vierzig Grenadiere, alle gänzlich nackt und ihrer Kleidungsstücke beraubt. Die Köpfe waren sämmtlichen Körpern abgeschnitten und dieselben sonst auch noch auf die empörendste Weise verstümmelt und geschändet. Manchen waren die Bäuche aufgeschnitten, so daß die Gedärme weit heraushingen, Andere hatte man ihrer sonstigen Gliedmaßen beraubt und auf die roheste Weise, die wir gar nicht beschreiben mögen, den frechsten Hohn damit getrieben. In welche Wuth brachen aber nun die Chasseurs bei diesem Anblick aus, der freilich auch jedes Herz empören mußte, wie verwünschten sie in allen möglichen Flüchen, an denen die französische Sprache so überreich ist, die feigen Mörder, und gelobten feierlichst, die blutigste Rache an denselben zu nehmen und nie wieder einem Kabylen Pardon zu schenken. Gerade durch derartige Vorkommenheiten hat der ganze kleine Krieg an den Grenzen Algeriens den sehr grausamen Charakter erhalten, den er jetzt unläugbar besitzt und der so sehr viel dazu beiträgt, selbst die französischen Soldaten, die längere Zeit an demselben Theil nehmen, mit verwildern zu helfen. Von gegenseitigem Pardongeben ist bei diesen kleinen Kämpfen und heimlichen Ueberfällen selten viel die Rede und fast immer wird jeder Feind, den man mit den Waffen in der Hand antrifft, sogleich ohne viel Umstände niedergehauen.

(Schluß folgt.)

Gesundheits-Regeln.

Die Unterleibsbeschwerden.

Wenn's Einem eklig ist und wenn Einer eklig ist, so kommt dies gewöhnlich aus dem Unterleibe, von Beschwerden, die ihren Grund in einer Störung des Unterleibsblutlaufes haben und bald Hämorrhoidal- oder Unterleibsbeschwerden, bald Pfortaderstockungen, Unterleibsanschoppungen, Abdominalplethora u. s. w. genannt werden. Um nun die Entstehung dieser Beschwerden, sowie ihre Verhütung und Heilung auf naturgemäßem Wege richtig begreifen zu können, bedarf es der Kenntniß des ganz eigenthümlichen Blutlaufes im Unterleibe, welcher unter dem Namen des

Pfortaderblutlaufes bekannt ist. Während nämlich das Blut aus allen Theilen des Körpers, nachdem es bei seinem Durchströmen durch die Haargefäßnetze der Organe gute Bestandtheile zur Ernährung abgegeben und schlechte dafür aufgenommen hatte, durch die Blutadern sofort zum Herzen zurückfließt, so läuft das aus den Haargefäßen der Verdauungsorgane des Unterleibes zum Herzen zurückfließende Blut vorher erst noch durch ein Haargefäßnetz innerhalb der Leber. Die Einrichtung ist nämlich folgende: die in das Bauchfell eingewickelten Verdauungsorgane erhalten aus der großen Körperpulsader (Bauchaorta) drei ziemlich starke Schlagadern (nämlich die große Eingeweide-, die obere und die untere Gekrösschlagader), welche in diesen Organen nach vielfacher baumförmiger Verzweigung endlich mit einem Haargefäßnetze endigen. Aus diesem Netze, vorzugsweise der Milz, des Magens und Darmkanals, nehmen nun viele Blutadern ihren Anfang und diese vereinigen sich nach und nach zu drei Stämmen (zur Milz-, Magen- und Gekrösblutader), welche dicht unterhalb der Leber zu einem einzigen Hauptstamme, zur Pfortader, zusammenfließen. Diese Ader tritt in die Leber (an der untern Fläche derselben) hinein und verzweigt sich hier grade wie eine Pulsader baumförmig in immer kleinere Aestchen, bis endlich die feinsten derselben in ein Haargefäßnetz übergehen, welches die Leberzellen und Gallenkanälchen umspinnt. Aus diesem Netze nehmen sodann abermals Blutadern ihren Ursprung und diese, Leberblutadern genannt, senken sich am hintern Rande der Leber in die untere Hohlader ein, kurz ehe sich dieselbe in die rechte Vorkammer des Herzens einmündet. Von besonderer Wichtigkeit hierbei ist es, daß die Darmblutadern, ehe sie in die Pfortader übergehen, ebensowohl vielfach unter einander, wie auch am Mastdarme (als Hämorrhoidal-Blutadern) mit Blutadern, die ihr Blut sofort durch die untere Hohlader in das Herz schicken, im unmittelbaren Zusammenhange stehen, so daß Blut aus dem einen herüber in die anderen fließen kann.

Das Blut der Pfortader, welches in die Leber einströmt, hat ebenso wie der Pfortaderblutlauf seine ganz besondern Eigenthümlichkeiten, denn es unterscheidet sich nicht unbedeutend von anderm Blutaderblute, zumal aber von dem Blute, welches durch die Leberblutadern aus der Leber wieder herausfließt. Es ist das Pfortaderblut nämlich dunkler, dickflüssiger, schwerer und fetthaltiger als alles übrige Blut und zeichnet sich vom Blute der Leberblutadern dadurch aus, daß es eine geringere Menge und weit mehr alte Blutkörperchen als jenes enthält, welches dagegen reich an jungen Blutkörperchen ist. Die Vergleichung des (durch die Pfortader in die Leber einströmenden) und des (durch die Leberblutadern) aus der Leber herausfließenden Blutes läßt sonach deutlich erkennen, daß innerhalb der Leber eine Veränderung mit dem Pfortaderblute vor sich gehen und zwar, daß es besser, sowie reicher an frischen Blutkörperchen werden muß. Diese Veränderung scheint hauptsächlich dadurch zu Stande zu kommen, daß schlechte und überflüssige Bestandtheile aus dem Pfortaderblute herausgeworfen werden, daß alte Blutkörperchen untergehen und sich dafür neue bilden. Der Abfall bei dieser Reinigung des Blutes wird sodann zur Gallenbereitung verwendet und die Leber hätte sonach einen doppelten Zweck, nämlich ebensowohl das Blut zu reinigen, wie auch eine Flüssigkeit, die Galle, zur Unterstützung der Verdauung zu bereiten. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß derartige in den Magen und Darmkanal eingeführte Stoffe, welche dem Blute fremd und unähnlich sind, in das Pfortaderblut aufgenommen und innerhalb der Leber wieder ausgeschieden werden, ohne in den allgemeinen Blutstrom zu gelangen. Ich möchte die Leber insofern einen Abzugsapparat für Arzneimittel, so wie für andere schädliche Stoffe, und sonach ein Schutzorgan gegen mittelliebende Heilkünstler nennen. Daß der so beliebte Leberthran die Leber fettsüchtig macht, ist ganz gewiß und daß Metallpräparate auf die Leber störend einwirken können, ist mehr als wahrscheinlich.

Die Quelle des Pfortaderblutlaufes ist natürlich, wie in allen andern Blutadern, vorzugsweise die Zusammenziehung des Herzens und der Gefäßwände, jedoch wird dieser Lauf noch unterstützt: durch die Erweiterung des Brustkastens beim Einathmen, wobei das Blut aus der Leber herausgesogen wird, und durch den Druck auf die Wurzeln und Zweige der Pfortader, welcher durch die Zusammenziehungen der Bauchmuskeln, sowie bei den Bewegungen des Magens und Darmes zu Stande kommt. Eine solche kräftige Unterstützung ist aber insofern beim Pfortaderblutlaufe nöthiger als bei andern Blutströmungen, weil das Pfortaderblut nochmals, innerhalb der Leber, ein enges Haargefäßnetz zu passiren hat, weil ferner dieses Blut selbst schwerflüssiger als anderes Blut ist und weil dasselbe in den meisten Pfortaderzweigen seiner Schwere entgegen im Bauche zur Leber in die Höhe steigen muß, wobei es übrigens durch die Zusammenziehungen der Pfortaderwände nicht sehr kräftig unterstützt werden kann, da dieselben dünn und nicht muskulös genug sind. Wenn demnach bei diesem schwierigern Blutaderlaufe die Bewegungsmittel desselben unvollkommner in Anwendung kommen oder Hindernisse diesem Blutstrome entgegentreten, dann muß sich natürlich das Blut sehr

leicht in den Gefäßen anhäufen können, welche mit der Pfortader zusammenhängen, vorzugsweise in den Gefäßen des Magens, Darmkanales (Mastdarmes) und der Milz. Solche Anhäufungen führen nun den Namen Pfortaderstockungen oder Anschoppungen und finden sich gewöhnlich zuerst und am Häufigsten im abhängigsten Theile des Pfortadersystems; dies wird aber von den Hämorrhoidalblutadern des Mastdarms gebildet. Daß so häufig Pfortaderstockungen und zwar ohne wichtigere Hindernisse (wie organische Leber-, Herz- und Lungenleiden) im Pfortaderblutlaufe zu Stande kommen, hat seinen Grund in der jetzigen Lebensweise der meisten Menschen, weil durch diese die Unterstützungsmittel des Pfortaderblutlaufes, nämlich die Athmungs-, Bauchmuskel- und Magen-Darmbewegungen nicht in der gehörigen Wirksamkeit erhalten werden, weil ferner das Pfortaderblut in Folge des unzureichenden Genusses wässeriger Getränke nicht leichtflüssig genug ist.

Die Blutstockungen im Pfortadersysteme müssen nun, wie leicht ersichtlich, ihre Wirkungen theils in den Organen äußern, von welchen das Blut nach der Pfortader hin abfließt, vorzugsweise im Magen und Darmkanale, theils in der Leber selbst, wo die Blutreinigung und Gallenbereitung eine Störung erleiden muß. Diese Wirkungen beziehen sich sonach blos auf Organe des Unterleibes und sind deshalb örtliche zu nennen. Man bedenke nun aber auch, daß allmälig die Blutmasse des ganzen Körpers schlechter werden muß, wenn die Blutreinigung in der Leber längere Zeit gestört wird und endlich sogar das schlechte Pfortaderblut, welches sich nach dem Mastdarme herabgesenkt hat, hier durch die Verbindungszweige der Hämorrhoidalblutadern in den Blutstrom der untern Hohlader gelangt. So geht dann aus den örtlichen Blutstockungen in den Unterleibsorganen eine Entartung des Blutes, ein sogen. Allgemeinleiden, hervor und dieses muß, da ja vom Blute die Ernährung und Thätigkeit aller Organe abhängig ist, die mannigfaltigsten Beschwerden hervorrufen, vorzugsweise aber in den Organen, welche reines gutes Blut am Nöthigsten haben, nämlich das Nerven- und Muskelsystem. Hiernach trennen wir denn auch die Krankheitserscheinungen, in Folge der Störungen im Pfortaderblutlaufe, in örtliche und allgemeine. Was die ersteren betrifft, so eröffnen sie die Reihe der Krankheitserscheinungen, nehmen ihren Sitz im Unterleibe und bestehen in Empfindungen und Verdauungsstörungen der mannigfaltigsten Art und sind bei verschiedenen Menschen von so großer Verschiedenheit, daß eine ausführlichere Aufzählung derselben fast unmöglich und auch ganz nutzlos wäre. Am Auffälligsten zeigt sich die Anhäufung des Blutes in den Blutadern des Mastdarmes und diese ist unter dem Namen Hämorrhoiden ganz allgemein bekannt, wie überhaupt die meisten aus der Störung des Pfortaderblutlaufes hervorgehenden Unterleibs- und Verdauungsleiden als Hämorrhoidalbeschwerden bezeichnet werden, mit welchem Worte sich aber leider auch die große Mehrzahl der Aerzte beruhigt und dann nicht weiter nach der Ursache dieses krankhaften Zustandes forscht. Und doch sind die Hämorrhoiden aus einer Menge sehr verschiedener Ursachen herzuleiten und verlangen deshalb oft auch eine ganz verschiedene Behandlung. Die sogenannten allgemeinen Krankheitserscheinungen, wenn nämlich die Pfortaderstockungen später eine Verderbniß des ganzen Blutes erzeugt haben, concentriren sich selten auf einen bestimmten Punkt, sondern bestehen in den mannigfaltigsten Störungen des Allgemeinbefindens und Allgemeingefühls, so wie der geistigen und Muskelthätigkeit. Unlust zum Arbeiten, Kraftlosigkeit, Willensschwäche, Mißmuth, Zanksucht und Herrschsucht, Aergerlichkeit, Traurigkeit, Hypochondrie, Melancholie, kurz Alles, was Jemanden für sich selbst und für Andere unangenehm machen kann, das findet seinen Grund in dieser pfortaderblutähnlichen Beschaffenheit der Gesammtblutmasse und in der falschen Ernährung des Gehirns und Nervensystems durch dasselbe. Es ist recht leicht, Einem, der sich unwohl fühlt und dem es bald hier bald dort fehlt, ohne daß er von einer bestimmten nachweisbaren Krankheit befallen ist, zu sagen: Du bist ein Hypochonder und mußt nur gesund sein wollen; allein ausführen läßt sich dies von Seiten eines solchen Patienten nicht so leicht, da sein Willensorgan, das Gehirn nämlich, nicht in der ganz richtigen Verfassung ist. Deshalb habe man Geduld mit dem sogen. Hypochondristen und suche dieselbe durch Beförderung des Pfortaderblutflusses von der Hypochondrie zu befreien. Am Besten ist es freilich, man läßt es gar nicht zu einem solchen krankhaften Zustande im Körper kommen, der uns die Lebensheiterkeit rauben und uns eklig machen kann. Dies ist aber gar nicht mit so großer Schwierigkeit verbunden. Also frisch an's Werk, wenn Du ein ekliger Hypochondrist, lieber Leser, etwa bist. Nur laß Dir vorher noch etwas Weniges über die Entstehung der Pfortaderstockungen sagen.

Die Ursachen der Unterleibs- oder Pfortaderstockungen sind entweder solche, die nimmer mehr (trotz Carlsbad) zu entfernen sind, oder solche, die sich heben lassen. Die ersteren bestehen in organischen Unterleibs-, Leber-, Herz- oder Lungenleiden, welche auf ganz mechanische Weise eine Störung des Blutlaufes veranlassen; sie ziehen in der Regel Bauchwassersucht nach sich. Die letzteren, auf welche es in diesem Aufsatze abgesehen ist, begreifen alles Das in sich, was die Quelle des Pfortaderblutlaufes zu trüben und zu verstopfen vermag. Hierher gehört aber, wie schon angedeutet wurde: geschwächte Herzthätigkeit, kraftlose Gefäßwand, oberflächliches Athmen, schlaffe und unthätige Bauchmusculatur, Trägheit der Magen- und Darmbewegung, Beengung des Unterleibes und abnorme Dickflüssigkeit des Pfortaderblutes. Das allzuwenige Trinken ist besonders bei den Frauen der Grund der Schwerflüssigkeit des Pfortaderblutes; auch tragen bei ihnen das Schnürleibchen und die Unterrockbänder (s. Gartenl. Jahrg. I. S. 277 die verkrüppelte Frauenleber) viel zur Störung des Pfortaderblutlaufes bei. Am Gewöhnlichsten kommt aber die Beengung des Unterleibes durch anhaltendes Krummsitzen, überhaupt bei sitzender Lebensweise zu Stande, während die Schwäche in der Musculatur des Herzens, des Athmungsapparates, der Bauchwand und des Darmkanales ihr Entstehen verdanken: mangelhafter Körperbewegung, anstrengenden geistigen Arbeiten, niederdrückenden Gemüthseinflüssen, zu häufigem Genusse erhitzender und erregender Speisen und Getränke, geschlechtlichen Ausschweifungen, allzu reichlicher und zu stark nährender, schwerverdaulicher oder zu fettreicher Kost, dem Mißbrauche der Abführmittel und Klystiere. Gewöhnlich tragen mehrere dieser Ursachen zusammen die Schuld an den Unterleibsbeschwerden; vorzüglich ist es die sitzende Lebensweise bei geistiger Arbeit, bei mangelhafter Bewegung im Freien, bei nahrhaften Speisen und spirituösen Getränken, welchen der Hypochonder und Staatshämorrhoidarius ihre Existenz, die meisten Bäder ihre Gäste verdanken.

Vermieden und gehoben können aber die Unterleibsbeschwerden gar leicht dadurch werden, daß man den Pfortaderblutlauf in Ordnung hält oder bringt. Dies läßt sich aber dadurch ermöglichen, daß man die Kräfte, von denen der Blutlauf im Unterleibe und durch die Leber abhängig ist, gehörig unterstützt und bethätigt. Es waren diese aber, wie oben gesagt wurde: die Herzthätigkeit, die Athmungs-, Bauchwand- und Darmbewegungen, der passende Flüssigkeitsgrad des Pfortaderblutes und die unbehinderte Ausdehnung des Bauches. Und sonach würde gegen Unterleibsbeschwerden folgendes naturgemäße Recept zu verschreiben sein: zweckmäßige Bewegung und kräftiges Athmen, besonders im Freien, Mäßigkeit und Einfachheit im Essen und Trinken, reichlicher Genuß von Wasser, den Bauch nicht einengende Kleidung oder Sitzweise, und Vermeidung geistiger und geschlechtlicher Anstrengungen. In welcher Apotheke läßt sich dieses Recept aber am Besten machen? In Gottes schöner Naturapotheke! und darum nützen auch die Bäder so viel, nicht aber der paar Salze ihres Quellwassers wegen. Es ist deshalb Jedem, der nicht für gewöhnlich die angedeutete Lebensweise führen kann oder will, anzurathen, so oft als möglich auf einige Zeit seine Berufsgeschäfte zu verlassen und sich in einer schönen, gemüthlichen Gegend, in irgend einem ihm zusagenden Bade, bei einfacher, nahrhafter Kost ordentlich mit Bewegen, Athmen und Wassertrinken zu beschäftigen. Wem dies seine Mittel nicht erlauben, der erreicht zu Hause dasselbe Ziel, am Besten bei leicht verdaulicher reizloser Nahrung und erheiternder Umgebung, durch zweckmäßige Bewegungen (Turnen, Kegeln, Holzsägen, Gartenarbeiten u. dgl.), durch kräftiges Ein- und Ausathmen im Freien, reichliches Wassertrinken (meinetwegen von kohlensaurem oder warmem Wasser), zeitweiliges Kneten, Drücken und Pochen des Bauches und durch Eröffnung des Leibes mittels einfacher Wasserklystiere bei Verstopfung. Der Arzt verordnet bei Unterleibsstockungen in der Regel Abführmittel (besonders in Pillen) und Schwefel, auch empfielt er Carlsbad, Kissingen und Reiten, und schafft dadurch allerdings eine vorübergehende Erleichterung, nicht aber radicale Heilung. Am meisten ist vor der Kurirerei mit stark purgirenden (drastischen) Mitteln, wie sie besonders vom Herrn Sanitätsrathe Dr. Strahl in Berlin

(der, aller Wissenschaft zum Hohne, Kranke ohne sie gesehen zu haben behandelt) und mit den Morison'schen Pillen betrieben wird, zu warnen, denn diese bringt weit mehr Nachtheil wie Vortheil, insofern dabei Magen und Darmkanal geradezu maltraitirt werden. — Schließlich laß Dir, lieber Leser, nun noch gesagt sein: das meiste Unglück in der Welt stammt aus dem Unterleibe; wie manchmal schon haben sicherlich versetzte Blähungen und Leibesverstopfungen bei Hochgestellten den Grund großen Drangsales abgegeben. Also halte auf Ordnung im Unterleibe.

(Bock.)

Aus der Menschenheimath.

Briefe des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Zweiundzwanzigster Brief.

Die Insektenverwandlung. 2. Der Larvenzustand.

Auch die Natur hat ihren Fasching, und natürlich sind die Insekten die Faschingsnarren; die Insekten, an denen die Natur allen ihren Launen und Phantasien den freiesten Spielraum gegönnt hat; in denen sie ihren staunenerregenden Erfindungsgeist, ihren bewunderungswürdigen Geschmack wie ihre Caprice im Bilden des Häßlichsten und Bizarrsten erschöpfte.

Es sind außer den Insekten nur noch sehr wenige Thiergruppen, von denen man nicht sagen darf: wenn sie aus dem Ei geschlüpft oder als lebendige Junge geboren sind, so sind sie die mehr oder weniger ähnlichen kleinen Ebenbilder ihrer Aeltern. Der kleine Fisch, die junge Schlange, das Küchlein der Henne, das junge Säugethier, junge Krebse, Spinnen, Blutegel, Schnecken, Muscheln — alle gleichen im Wesentlichen ihrer Form und Theile ihren Aeltern.

Welcherlei Aehnlichkeit besteht aber zwischen der Raupe und dem Schmetterlinge — dem Engerlinge und dem Maikäfer — der Käsemade und der zierlichen daraus werdenden Fliege? Das sind doch in Wahrheit echte Verlarvungen! Und wenn wir dahinter die wahre Person erkennen, wenn wir in der schönen, mit dem rothen schwarzspitzigen Horne auf dem letzten Leibesringel versehenen Raupe den noch schöneren Wolfsmilchschwärmer erkennen, so wissen wir es blos, weil wir als Knaben es gesehen haben, wie sich dieselbe demaskirte.

Sieht auch das kleine struppige Ding, die junge Taube, mit dem wolligen Flaum und den federlosen Flügeln seiner schlanken, kühnbeschwingten Mutter sehr wenig gleich, so findet doch, bis dies der Fall ist, nur eine ununterbrochene Reihe sehr allmäliger Umänderungen statt, in welchen kein plötzlicher Uebergang, kein Sprung von einer Form zur andern vorkommt.

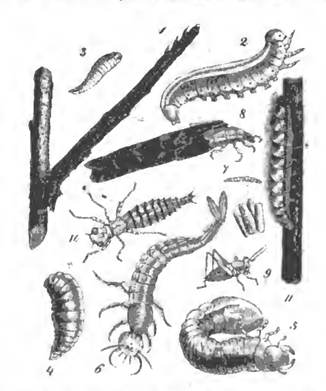
Bei den Insekten werden wir diesen Sprung im Puppenzustande kennen lernen, oder Du kennst ihn vielmehr schon längst; wenn Du auch vielleicht noch nicht darüber nachgedacht haben solltest, welch ein gewaltiger Sprung es eben ist.

Ich habe Dir schon früher gesagt, daß nicht alle Insekten eine Verwandlung haben, was ungefähr eben so viel heißt, als daß nicht alle Insekten als Larven der Gestalt nach von ihrem vollkommenen Zustande ganz verschieden sind. Bei den Insekten ohne Verwandlung, beruht der Unterschied der Larve von der Fliege — Fliegen nennt man nämlich alle Insekten in ihrem vollkommenen Zustande gegenüber ihren Larven und Puppen, weil bei weitem die meisten Insekten im Fliegenzustande fliegen können — oft blos in dem Mangel der Flügel, abgesehen von ihrer geringeren Größe. Solche verwandlungslose Insekten sind die Ordnungen der Heuschrecken und Wanzen ohne Ausnahme und die der Libellen mit einigen Ausnahmen. Du erkennst in Fig. 9 leicht eine flügellose Heuschrecke, eine Larve. Fig. 10 ist eine Libellenlarve, welche eine höchst sonderbare versteckte Waffe hat, die wir in meinem folgenden Briefe kennen lernen werden, wo wir ihre Puppe sehen, welche die Waffe noch hat.

Ehe ich Dir von den übrigen Figuren meiner heutigen Zeichnung Einiges erzähle, welche sämmtlich Larven von solchen Insekten darstellen, welche eine Verwandlung haben, muß ich einige Worte über den Larvenzustand im Allgemeinen vorausschicken.

Er ist durchaus ein Vorbereitungszustand, in welchem die Ernährung alle übrigen Lebensthätigkeiten so sehr überwiegt, daß man ihn geradezu einen Ernährungszustand nennen könnte. Viele Larven, namentlich die der sich verwandelnden Insekten, nehmen eine unglaublich große Menge Nahrung zu sich; manche fressen täglich das Zwanzig-, ja das Hundertfache ihres Körpergewichts. Darum werden uns auch die meisten schädlichen Insekten vorzugsweise als Larven schädlich. Meist haben sie auch demgemäß ein reißend schnelles Wachsthum; in wenig mehr als drei Wochen wächst die Seidenraupe wohl um das Hundertfache ihres Umfanges und Gewichts. Indem ihre Haut nicht gleichen Schrittes mitwächst, kann man fast alles Ernstes sagen, daß ihnen ihre Haut zu enge wie dem wachsenden Knaben sein Röckchen zu klein wird. Die alte Haut platzt dann und wird abgestreift. Solcher Häutungen finden sich bei den verschiedenen Insektenlarven regelmäßig bald mehr, bald wenigere, und zwar bis zehn.

Keine geringe Sonderbarkeit der Insektenlarven, und zwar der Insekten mit und ohne Verwandlung, ist es, daß sie stets geschlechtslos sind. Nur zuweilen kann man durch die Größe, nicht



aber durch die ihnen eben noch mangelnden Fortpflanzungsorgane, das Geschlecht unterscheiden. Du kannst es keiner Raupe ansehen, ob daraus ein weiblicher oder ein männlicher Schmetterling werden wird.

Im August findet man zuweilen in Schonungen die Birkenbüsche an der Spitze entlaubt und wenn man hinzutritt, sieht man eben nur blattlose Zweige. Sieh aber nur näher hin und betrachte Dir die kurzen Aestchen genauer. Es sind die Raupen des Birkenspanners, Geometra betularia. Als sie das Geräusch Deiner Tritte vernahmen, streckten sie sich alle steif vom Zweige ab, indem sie nur mit den hintersten zwei Afterfußpaaren, deren sie überhaupt stets nur zwei Paare haben, sich fest klammerten. Fig. 1 stellt eine solche Raupe dar, welche sich geschwind in ein steifes knotiges Aestchen metamorphosirt hat, um ihre Verfolger zu täuschen. Ihre Farbe, der der Rinde der Zweige gleich, und einige Knötchen auf ihrem Leibe kommen ihr dabei trefflich zu statten.

Fig. 2 ist eine Afterraupe. So nennt man wegen ihrer Aehnlichkeit mit den wahren Raupen, den Larven der Schmetterlinge, die Larven der sogenannten Blattwespen, Tenthredo, welche eine große Abtheilung der wespenartigen Insekten oder Hymenopteren bilden. Viele davon werden uns schädlich. Die Afterraupen haben außer den drei Paaren der gegliederten eigentlichen Insektenfüße noch acht Paare häutiger Larven- oder Afterfüße, während die echten Raupen, deren nie mehr als höchstens fünf Paare haben. Daran kann man trotz der zuweilen sehr großen Aehnlichkeit die Afterraupen stets sicher von den Schmetterlingsraupen unterscheiden. Viele leben gesellig, z. B. die so schädliche Kiefer-Afterraupe. Wenn man eine Gesellschaft dieser stört, so nehmen sie alle eine drohende Stellung an und treiben einen dunkelgrünen Saft aus dem Maule.

Linné sagte, die Nachkommen Einer Fleischfliege würden schneller ein Pferd aufzehren, als ein Löwe. Fig. 3 stellt uns eine ausgewachsene, nur wenig vergrößerte Larve dieses allem Fleische nachstellenden Thieres vor. Die Wissenschaft nennt wie die Volkssprache wurmförmige, fußlose Insektenlarven Maden. Du erkennst also auch in Fig. 4 eine Made. Es ist die Larve der Biene, welche noch keine Ahnung von dem Fleiße und der Geschicklichkeit hat, welche ihr im Fliegenzustande eigen sein wird, vorausgesetzt, daß es eine Arbeiterlarve ist; denn bekanntlich arbeiten die Weisel und Drohnen (Männchen) nicht.

Wenn die Saatraben in ihrer schwarzen Robe gravitätisch hinter dem Ackersmann in der frisch gezogenen Furche einherstolziren, so suchen sie nicht sowohl Körner als vielmehr die Larven der Maikäfer, die Engerlinge, und andere Insektenlarven auf. Fig. 5 ist dieser bekannte Erbfeind der Landwirthe, der Engerling oder die Ackermade, aus welchem der Maikäfer wird, nachdem er diese unterirdische Maskerade fast volle vier Jahre gespielt hatte. Am großen plumpen Leibe sehen wir nur die drei Insektenfußpaare, welche nicht ausreichen, demselben das Gehen zu ermöglichen. Daher liegt der Engerling, aus seinem Versteck gezogen, hülflos und gekrümmt auf der Seite.

Die Fische im Wasser sind vor den Insekten so wenig sicher, wie die Wurzel im Erdboden. Du siehst an der Fig. 6 abgebildeten Larve eines großen stahlgrünen Wasserkäfers, eines Dytiscus, daß sie große sichelförmige Beißzangen hat, mit denen diese, immer im Wasser umherschweifende, Larve kleine Fischchen und andere Wasserthiere fängt und dann mit nimmer befriedigter Gefräßigkeit verzehrt. Die beiden federförmigen Anhängsel am Ende des Hinterleibes dienen ihr beim Athmen. Ist sie dann zum Käfer geworden, so setzt dieser zwar die Lebensgewohnheiten der Larve fort; aber Nachts verläßt er die Gesellschaft der Fische und mischt sich in die Schwärme der Fledermäuse und Eulen.

Figur 7 möge Dich daran erinnern, nun nach überstandenem Winter Deinen Pelz vor den Motten in Sicherheit zu bringen. Du siehst ein Räupchen und daneben einige Hüllen, die sie sich aus Haaren und Wolle weben und immer mit sich herumschleppen. Daß ein Schmetterling, freilich ein sehr kleiner, daraus wird, ist Dir bekannt. Da man ihn gleichwohl selten zu Gesicht bekommt, so will ich Dir ihn auf dem Bilde zu meinem Briefe über den Fliegenzustand darstellen.

Wenn Du im hohen Sommer in Bächen und Teichen Dich umsehen willst, so findest Du auf dem Grunde derselben ein Völkchen fleißiger und erfinderischer Arbeiter, deren einen Dir Fig. 8 zeigt. Es sind die Köcherjungfern, Phryganea, so genannt, weil sie in die Ordnung der Seejungfern oder Neuropteren gehören und sich als Larven ein köcherartiges Gehäuse bauen, was sie immer mit sich herumschleppen. Mit Seidenfäden spinnen sie Steinchen, Holzstückchen, Blattabschnitzel, Sandkörner, kleine Schneckenschaalen kunstvoll zu einer Röhre zusammen, die sie innen noch mit weicher Seide austapeziren. Dabei wählen sie aber ihren Stoff nicht willkürlich, sondern jede Art verwendet dazu immer eine bestimmte Art von Baumaterial; so daß man schon nach der Art desselben und nach der Form des Köchers auf die Art der Phryganea schließen kann. Eine derselben kann man die Erfinderin des Steuerruders nennen, indem sie am Ende ihres breiten, einem Floß ähnlichen Gehäuses immer eine Kiefernnadel anheftet.

Die Fig. 9 und 10 dargestellten Larven kennen wir schon. Auch in Fig. 11 erkennst Du eine bekannte Raupe, die des Baumweißlings, Pontia Crataegi, welche uns in unsern Obstgärten gar großen Schaden thut. Beachte, daß sie sich hinter dem vierten Leibesringel durch einen feinen, aber festen Seidengurt an dem Zweige festgebunden hat. In meinem folgenden Briefe sollst Du erfahren, wozu sie dies gethan hat.

Eine Elephantenjagd auf der Insel Sumatra.

(Tagebuchserinnerungen.)

Die ältesten, und wenn man daher will, die rechtmäßigsten Beherrscher Sumatra's sind die Elephanten, und neben ihnen die Tiger und Büffel. Sie auszurotten, ist den Menschen trotz der seit Jahrtausenden geführten Kämpfe nicht gelungen und wird auch nicht gelingen, denn Sumatra, das an Flächenraum Ungarn und Siebenbürgen zusammengenommen übertrifft, bildet nur wenige Meilen von den Küsten weg durch das ganze Innere einen großen zusammenhängenden Wald, der tiefer und tiefer hinein zuletzt zum undurchdringlichen Urwalde wird. Die Küsten und hügeligen Ebenen, wo unter Palmen, Teak- und Machinellbäumen Alles in tropischer Ueppigkeit prangt, wo die zauberhaft gewobenen Blumen, darunter die Rafflesia, deren Blüthenkrone drei Fuß im Durchmesser mißt, durch Farbe und Duft alle Sinne berauschen, — diese Küsten und Ebenen gehören den Menschen; den oben bezeichneten ältesten Herrschern Sumatra's aber der Wald im Innern.

Man spricht und erzählt in Sumatra so viel von den Elephanten, daß ich gleich die erste mir gebotene Gelegenheit ergriff, um einer Elephantenjagd beizuwohnen. Wir waren ein halbes Dutzend Europäer, die sich einigen eingebornen Häuptlingen vom Stamme der Lampuhns anschlossen, während eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Leuten derselben, mit Waffen und Munition beladen, uns begleiteten. An einer tüchtigen Meute ungeduldiger Jagdhunde fehlte es ebenso wenig.

Als Sammelplatz wurde ein Punkt jenseits eines großen, uns von dem Walde trennenden Sees bestimmt, wo, wie unsere braunen Freunde versicherten, die Elephanten gern zu verweilen pflegten. Wir brachen also am frühen Morgen auf und ruderten frisch über den See weg. Das Wetter war prachtvoll, der See glühte wie ein Lichtmeer und von den Ufern her trugen die Lüfte berauschende Wohlgerüche zu uns.

Am jenseitigen Ufer angelangt, zogen wir unsere Barken an den Strand, und begaben uns dem Orte zu, wo die Elephanten sich aufhalten sollten. Wir drangen kühn vorwärts, bis bald darauf die ersten Spuren der riesigen Thiere eine wahrhaft elektrische Wirkung hervorbrachten. Mehr als einer der Jäger erbebte, obwohl Alle hinter Verhauen und Bäumen sicher Posto fassen und sich zum Kampfe vorbereiten konnten. Flinten und Büchsen wurden noch einmal untersucht, die Jagdmesser bereit gehalten und durch das dunkle Grün des Laubes blitzten die glänzenden Wurfspieße der Lampuhns. Die Aufregung war allgemein, und theilte sich ebenso sehr unsern Hunden als uns selbst mit.

Kaum hatten wir einige Indianer weiter vorausgeschickt, als sich plötzlich ein furchtbares Geheul, ein Heulen und Brüllen durcheinander, vom Dickicht des Waldes her vernehmen ließ, daß es uns eiskalt überlief. Es unterlag keinem Zweifel, daß eine Heerde Elephanten sich uns näherte.

Ein panischer Schrecken verbreitete sich im ersten Augenblick. Der Gedanke, den man sich nicht ohne Grund von der außerordentlichen Stärke dieser Thiere macht, welche nur zu wollen brauchen, um jedes Hinderniß auf ihrem Wege über den Haufen zu stürzen, ermuthigt den Menschen wenig, festen Fußes die Gefahr zu erwarten. So ging es auch hier, der Schreck war so groß, daß fast Jeder auf seine Rettung sann. Vergeblich sprachen die an Dergleichen gewöhntern Häuptlinge Muth ein, die Verwirrung steigerte sich nur und die Mehrzahl der Indianer flüchtete den Ufern

des Sees zu; andere kletterten auf Bäume und schrieen und jammerten dazu, als ob ihre letzte Stunde gekommen wäre.

Das Schauspiel dieser unsinnigen und an's Lächerliche streifenden Furcht gab mir und meinen europäischen Freunden unsern im Anfang selbst erschütterten Muth wieder, so daß wir auf unsern Posten kaltblütig zurückkehrten. Was die indianischen Häuptlinge und eine kleine Zahl ihrer Leute anbelangte, die mit der Elephantenjagd vertraut waren, so erwarteten sie den Feind mit unerschütterlicher Ruhe.

Plötzlich brachen etwa dreißig Elephanten, in engen Reihen majestätisch anzuschauen, aus dem Walde hervor. Der Anblick war wahrhaft Schrecken erregend; sie kamen mit hocherhobenem Rüssel drohend daher, ihre langen Ohren schlugen gewaltig an ihre Schläfe, unter ihren Tritten zitterte die Erde und ihr Athemzug hätte einen Mann zu Boden werfen können.

Der Augenblick war kritisch, und es galt, keine Minute zu verlieren, wenn wir nicht selbst verloren sein wollten. Als sie daher bis auf vier oder fünf Schritte dem Gehölz, das uns ihren Blicken entzog, nahe gekommen waren, empfingen wir sie mit einem tüchtigen Büchsenfeuer, wozu wir zinnerne und kupferne Kugeln verwendeten, denn bleierne würden sich auf der harten Haut der Elephanten nur breit gedrückt haben, und hätten diese Thiere um so mehr aufgebracht, ohne uns die Aussicht zu lassen, auch nur eins davon zu tödten. „Auf die Ohren gezielt! Auf die Ohren!“ klang es von allen Seiten, und schnell ladeten wir wieder, um unsere Schüsse, die anfangs mehr Lärm gemacht als Schaden angerichtet hatten, auf diesen empfindlichen Körpertheil der Elephanten zu richten.

Die von Schrecken ergriffenen Ungeheuer wichen indeß nach dem Walde zurück, allein die einmal losgelassenen bellenden Hunde standen nicht mehr ab und zwangen sie fast sofort zur Umkehr. Die Zahl der Elephanten belief sich jetzt etwa auf sechzig, da ein großer Theil der Thiere beim ersten Angriff nicht gleich mit aus dem Walde hervorgekommen war.

Wir hatten mittlerweile Zeit gehabt, unsere Flinten und Büchsen von Neuem zu laden, und gefaßter als vorher, wie Soldaten, die das erste Feuer ausgehalten haben, empfingen wir den Feind noch nachdrücklicher als das vorhergehende Mal. Die Elephanten stoben hierauf, ebenso sehr von Schreck als von Wuth erfaßt, auseinander, wobei sie auf ihrem Wege Alles niederbrachen und in ein die Luft erschütterndes Gebrüll ausbrachen. Die Mehrzahl von ihnen maß zwölf bis dreizehn Fuß Höhe, und bei so gewaltiger Körperbeschaffenheit wunderten wir uns nicht wenig über ihre Abneigung, den Kampf mit uns aufzunehmen.

Ein Indianer belehrte uns, daß wir es mit lauter weiblichen Elephanten zu thun hätten; kaum aber hatte er ausgesprochen, als ein riesiges Thier, größer noch als die andern, voller Wuth auf uns losging und die Niederlage seiner Gefährten rächen zu wollen schien.

„Ein Männchen! Ein Männchen!“ riefen unsere indianischen Anführer, und schneller als diese Worte gesprochen, knallte es auch zugleich aus zwanzig Gewehren, und tödtlich getroffen stürzte das kolossale Thier, nachdem es noch einige Schritte schwankend gethan, zu Boden, so daß alle Bäume ringsum wankten.

Mehrere der Elephanten lagen bereits leblos da; einige, schwer verwundet, taumelten umher und hielten sich nur aufrecht, indem sie sich an andere anlehnten, die noch nicht von unsern Schüssen getroffen worden und ihre Kameraden brüderlich unterstützten. Die Bestürzung unter diesen großen Thieren war grenzenlos, und rührend sah es sich an, wie sie einander beizustehen suchten. Zu einer wahrhaft ergreifenden Scene gab ein junger Elephant Anlaß, der, mehrfach getroffen, sich nur mit Hülfe seiner Mutter auf den Beinen erhielt; endlich sank er unter dem fortgesetzten Feuer unserer Jäger zusammen, die arme Mutter aber wich nicht von der Stelle, stieß ein Angst und Wuth athmendes Geschrei aus und wollte den Körper ihres Kindes schützen, bis sie ihre mütterliche Zärtlichkeit mit dem Verlust des eigenen Lebens büßen mußte.

Der Kampf, wenn man es so nennen kann, da die Elephanten eigentlich keinen Widerstand geleistet hatten, war beendigt, kein Feind stand uns gegenüber, nur Leichen bedeckten den Grund; auf die überstandene Angst folgte nun der Jubel, und die Indianer begannen die Elephanten ihrer mächtigen Kinnbackenzähne zu berauben, welche bekanntlich unter dem Namen Elfenbein einen sehr geschätzten Handelsartikel bilden.

Bevor wir uns von unsern indianischen Jagdgenossen, bei denen wir keine Unehre eingelegt hatten, trennten, wurden wir von ihnen, die uns ihre Achtung bezeugen wollten, für den folgenden Tag zu einem Büffel- und Tigerkampf eingeladen, welche Einladung, zumal von meiner Seite, mit großer Freude angenommen wurde.

Wir fanden uns demgemäß am nächsten Tage auf dem angegebenen Platze ein, wo der zum Kampf bestimmte Raum durch einen festen Verschlag von Bambusrohr abgegrenzt war. In einer anstoßenden Umzäunung befand sich ein prachtvoller schwarzer Büffel, der seine mächtigen Hörner, die ihm an den Enden zugespitzt worden waren, voller Stolz hoch emportrug. Ein anderes getheiltes Behälter schloß zwei Tiger ein, deren prächtig glänzendes Zebrafell ihren königlichen Ursprung verrieth.

Auf ein Zeichen des ältesten Häuptlings wurde der kleinere der beiden Tiger losgelassen, während zugleich der Büffel in die Schranken trat. Im Nu stürzte der Tiger auf den Büffel los, allein dieser gab seine Seiten nicht bloß, sondern wendete sich mit einer Leichtigkeit, die bei seinem plumpen Aussehen. Wunder nehmen mußte. Sein ungestümer Gegner fiel gerade auf die gespitzten Hörner los, bei deren Berührung er ein furchtbares Geheul ausstieß; der Schmerz steigerte jedoch nur seine Wuth, und seine Tatzen und Zähne knirschend in den Kopf des Büffels einschlagend, blieb er einen Augenblick so hängen, bis ihn der Büffel unter verzweifelter Anstrengung nach den Stämmen des Verhaues hinzog und ihn so mächtig dawider stieß, daß alle Rippen im Leibe krachten.

Beide Thiere trugen die entsetzlichen Spuren dieses erbitterten Kampfes. Oberhalb der Schnauze des Büffels bemerkte man eine breite Wunde, aus welcher das Blut in Strömen floß; seine Nüstern klafften weit offen und seine stieren Augen bekundeten die vollständigste Erschöpfung. Gleichwohl brauchte er nur kurze Zeit, um sich zu erholen, und bald schritt das muthige Thier wieder stolz mit funkelnden Augen einher, als fordere es seinen Gegner, der halb todt in einem Winkel lag und mit weit geöffnetem Rachen nach Luft schnappte, zu neuem Kampfe auf.

Doch siehe da, schon hat sich plötzlich ein neuer Kämpfer gefunden; der zweite Tiger, noch größer und kräftiger als der vorige, springt hervor und stürzt mit Blitzesschnelle auf den Büffel. Die einen Augenblick lang geschwächte Aufmerksamkeit der Zuschauer wird bei diesem Anblick auf den höchsten Grad gespannt: welcher der beiden Gegner wohl siegen wird?! Ob dieser, der noch bei vollen Kräften ist, ob jener, der schon einen mörderischen Kampf bestanden?!

Die Antwort erfolgte bald. Der Büffel, seiner Kampfweise getreu, empfing den frischen Angreifer ebenfalls mit der Spitze seiner Hörner; der Widerstand des Tigers war vergeblich, ein gleiches Schicksal wie seinen Kameraden traf ihn, zornschnaubend stieß ihn der Büffel zu wiederholten Malen gegen den Verhau, und unter den wüthenden Tritten des Siegers schien das besiegte Thier das Leben aushauchen zu müssen. Der Triumph des Büffels war vollständig; die beiden Tiger lagen halb leblos am Boden, der Sieger aber warf einen stolzen Blick auf sie, in welchem jedoch nichts Drohendes mehr lag, denn mit der Bewältigung seiner furchtbaren Gegner hatte sich auch seine Wuth gelegt.

Der Kampf ist zu Ende oder sollte eigentlich zu Ende sein, allein die grausame Lust der Indianer ist noch nicht befriedigt, und hat Mittel gefunden, den Kampf auf's Neue zu entzünden. Der Büffel wird durch Stiche mit spitzigen Eisenstäben gereizt, seine frischen Wunden werden mit spanischem Pfeffer bestreut, das gereizte Thier geräth in entsetzliche Wuth, ... und das ist's, was die Zuschauer wollen.

Es genügt indeß nicht, den Zorn des Büffels zu erregen, man muß auch seine, auf dem Boden ächzenden Opfer wieder beleben, muß ihnen mit dem Leben zugleich die frühere Kampflust wieder einhauchen. ... Man wirft Stroh auf sie und zündet dieses an; sofort richten sich die Tiger unter markerschütterndem Gebrüll empor. Mit weit ausgeholtem Sprunge fällt der eine den Büffel an, wieder beginnt der Kampf, mehr oder weniger sich stets ähnlich, und ein Tiger ersetzt immer den andern, je nachdem die Kräfte des einen abnehmen.

Dieses blutige Schauspiel fand beim Klange einer Art Cymbeln statt, und dauerte so lange, bis der älteste Häuptling das Zeichen zum Schlusse gab. Die besiegten, und über ihre Niederlage wie beschämten Tieger, wurden in ihre Behälter zurückgebracht, um, wenn sie leben blieben, zu neuen Kämpfen verwendet zu werden.

Ich meines Theils hatte für immer an einem Schauspiele genug, das für europäische Nerven doch etwas zu stark ist, und nahm während meines Aufenthaltes auf Sumatra keine ähnliche Einladung mehr an.

Blätter und Blüthen.

Deutsche Colonie in Mexiko. Die Regierung der Republik Mexiko hat so eben den Beschluß gefaßt, die Niederlassung deutscher Colonisten auf vielfache Weise zu erleichtern und zu begünstigen, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß die Auswanderung dahin in diesem und den nächsten Jahren massenhaft sein wird, denn wenn auch die im Innern der Republik noch immer herrschenden Kämpfe gegen die Obergewalt des Präsidenten Santa Anna Manchen abschrecken dürften, so sind doch auf der andern Seite die Anerbietungen und Versprechungen, welche die Regierung den Auswanderern macht, so lockend, daß gewiß Viele sich dadurch bewegen lassen werden, in dem, von der Natur zumal in vielen Theilen so reich, so paradiesisch begabten Lande ein neues Vaterland zu suchen. In der Erwartung, daß die Regierung den ihr eingereichten Plan bewilligen würde, ist für die Ausführung der Colonisation seit dem Ende des vorigen Jahres gewirkt worden, und obgleich dies natürlich nur im Stillen mit gänzlicher Ausschließung der Oeffentlichkeit geschehen konnte, wissen wir mit Gewißheit, daß bereits über 3000 Anmeldungen eingegangen sind. Dies ist auch gar nicht zu verwundern, da selbst vollkommen Unbemittelten durch die bewilligten Begünstigungen gleich für den Augenblick ein eigener Heerd geboten wird, und daneben die Möglichkeit, ja sogar die größte Wahrscheinlichkeit, binnen wenigen Jahren einen behaglichen Wohlstand zu erwerben, denn es ist dazu durchaus weiter nichts erforderlich, als Fleiß und Arbeitsamkeit. Haben sich also schon jetzt eine solche Menge Auswanderungslustiger gemeldet, so ist mit Gewißheit zu erwarten, daß die Zahl sehr bedeutend steigen wird, sobald die gebotenen Vortheile offiziell in die Oeffentlichkeit dringen. Noch ungleich massenhafter aber würde unbedingt die Zuströmung sein, wenn der in dem Plane aufgestellte Punkt der Religionsfreiheit bewilligt worden wäre. Leider ist dies aber nicht der Fall, sondern die Bedingung gestellt, daß die Colonisten der römisch-katholischen Kirche angehören müßten, und ist dies bei einer jungen, nach Freiheit strebenden Republik um so bedauerlicher, als sich gewiß nicht bezweifeln läßt, daß dadurch mancher Protestant zum Uebertritt bewogen werden wird; denn es ist allerdings zu lockend für einen jungen Menschen, der diesseits des Meeres nichts sein eigen nennt, jenseit des Oceans als Lohn für die Veränderung seines Glaubens, sofort einen eigenen Hausstand zu bekommen, ein nicht unbedeutendes Stück Land, Baumaterialien, Handwerkszeug und sogar Vieh zur ersten Einrichtung, und sicher wird die katholische Geistlichkeit nicht verfehlen, sich dieses willkommenen Mittels zu bedienen, um Hunderte zum Uebertritt zu bewegen.

Die wesentlichsten Bestimmungen des Regierungsdecretes, das bis zu diesem Augenblicke in Deutschland wahrscheinlich nicht veröffentlicht ist, das wir aber in dem offiziellen Original der deutschen Uebersetzung einzusehen Gelegenheit hatten, sind die folgenden: Ertheilung von Land für die sämmtlichen Auswanderer, in größerer Masse für die, welche die Kosten der Ueberfahrt und Einrichtung selbst bestreiten, in geringerer für Andere, welche unbedingte oder theilweise Unterstützung von der Regierung verlangen; — Abzahlung der empfangenen Vorschüsse in mäßigen Terminen während des Zeitraumes von zwei bis fünf Jahren; — Erwerbung aller Unterthanenrechte, ganz den Eingeborenen gleich, sobald sie den Boden der Republik betreten; — für zehn Jahr Befreiung von allen Abgaben, sowie von der Verpflichtung zum Militärdienst, außer gegen einen auswärtigen Feind; — freie Wahl des Ortes zu ihrer Niederlassung. — Die Bedingungen, welche die Regierung dagegen stellt, sind: 1) Das römisch-katholische Glaubensbekenntniß; 2) Kräftige Körperconstitution; 3) ein Alter von nicht über vierzig Jahren (dies jedoch nicht unbedingt, sondern nur als besonders wünschenswerth) — daneben möchte man für diese Colonisation, wenigstens für den ersten Anfang, hauptsächlich Ackerbauer und Handwerker gewinnen; indeß wird Jeder, der seine Niederlassung aus eigenen Mitteln bestreitet, der Regierung gewiß sehr willkommen sein. Die meisten Anmeldungen sind bis jetzt aus Böhmen eingegangen; dann folgen Würtemberg und Baiern, und endlich Ostpreußen.

Ohne Zweifel werden die offiziellen Bekanntmachungen nicht lange auf sich warten lassen; so viel können wir indeß schon jetzt sagen, daß die Anmeldungen bei dem Generalconsulat Mexiko's in Berlin und bei dem Viceconsulate in Leipzig zu machen und bei denselben nähere Instructionen einzuholen sein werden.

Friedrich Schneider und die Sängerin. Als der unlängst verstorbene Kapellmeister Schneider in Dessau, der rühmlichst bekannte Componist des „Weltgerichts“, auch Musikdirector des Stadttheaters in Leipzig war, wurde in einer Probe die erste Sängerin von der epidemischen Krankheit der „Künstlerlaune“ befallen, und sagte, als die Stelle an eine ihrer Arien kam, vornehm und befehlend: „Die lasse ich weg; die liegt mir zu hoch!“ — Schneider, dessen derbes Wesen hinlänglich bekannt ist, entgegnete ruhig: „Sie liegt Ihnen nicht zu hoch, und Sie werden sie singen!“ — „Ich werde sie nicht singen und Sie können mich nicht zwingen!“ rief die Dame gereizt. — „Da haben Sie recht,“ sagte Schneider mit „kannibalischer“ Ruhe; „ich kann Sie nicht zwingen, die Arie zu singen, aber Sie können mich und das Orchester eben so wenig zwingen, sie nicht zu spielen, und ich gebe Ihnen das Wort, die Arie wird gespielt, mit dem Singen können Sie es dann nach Belieben halten.“ — Die Dame ließ es darauf ankommen und probirte die Arie nicht, wenigstens nicht in der Probe, wahrscheinlich aber desto fleißiger zu Hause; denn als die Aufführung der Oper erfolgte und das Orchester die Introduction der Arie spielte, trat die Sängerin, welche der Situation nach die Scene nicht verlassen konnte, unter sichtlichen Zeichen der Aufregung vor, sang die Arie mit mehr Gefühl und Leidenschaft, als es ohne den verbissenen Aerger der Fall gewesen sein würde, und erntete den reichlichsten Applaus. — In dem gleich darauf folgenden Zwischenact trat Schneider zu der einherstolzirenden Sängerin und sagte mit ironischer Betonung: „Nun, wer hatte Recht? Können Sie die Arie singen oder nicht?“

A. O. Spazier, in der literarischen Welt früher oft und mehrfach nicht unrühmlich genannt, ist, von körperlichen Leiden schwer heimgesucht, der früheren schriftstellerischen Thätigkeit wahrscheinlich für immer entrissen worden, indem er ganz kürzlich in das Land-Versorgungshaus zu Hubertusburg aufgenommen wurde, nachdem er einige Zeit vorher in dem Georgenhause zu Leipzig untergebracht war. Nervenzufälle hatten ihn schon früher des ganz ungehinderten Gebrauches seiner Füße beraubt, und das Uebel war so sehr gewachsen, daß er sich zuletzt nicht mehr ohne einen Führer bewegen konnte.

Liebhabereien großer Männer. Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, auf welche verschiedene Weise große Männer in einzelnen Schwächen und persönlichen Liebhabereien mit den übrigen Sterblichen zusammenhingen. Wer sollte es wohl glauben, daß der ernste Philosoph des alten Griechenlands Vergnügen daran fand, so oft als möglich zu tanzen, obgleich ihn dann seine Frau Xanthippe jedesmal mit einem ganz extraordinären Donnerwetter empfing? Ja, Sokrates war ein leidenschaftlicher Tänzer. Die Zahl der Musikliebhaber unter großen Männern ist sehr groß. Der berühmte Epaminondas sang auf Dörfern und zu festlichen Gelegenheiten. Der gräßliche Nero spielte Harfe, während Rom auf sein Geheiß brannte, um zu sagen, die damaligen Demokraten, die Christen, hätten es angesteckt. Luther und Friedrich der Große spielten sehr oft Flöte, um aufgeregte Stimmungen „flöten gehen“ zu lassen. Milton, der Sänger des verlornen Paradieses, war ein leidenschaftlicher Orgelspieler und componirte mehrere Psalmen, die jetzt noch in englischen Kirchen gesungen werden. Bentham hatte das ganze Haus voll Orgeln und Forteplano's. Gainsborough der Maler war Virtuose auf der Violine. Die leidenschaftliche Blumenliebhaberei Byron's ist sprüchwörtlich geworden. Auch liebte er manche Thiere ganz besonders und machte einmal einen Bär zu seinem Busenfreunde. Goethe hielt sich im Ofenwinkel kleine Schlangen, die er in Mußestunden hätschelte wie Goldkinderchen. Der römische Kaiser Tiberius hielt sich ebenfalls lange ein solch ekelhaftes Thier als Busenfreund. (Unschmeichelhafte Collegialität für Goethe.) Der große Kaiser Augustus hatte zu seinem intimsten Vertrauten einen gemeinen Spatz vom Dache, dessen Tod er jämmerlicher beweinte, als die Legionen, die er gegen Deutsche unter Varus verlor. Honorius, unter dessen Regierung Alarich Rom eroberte, klagte so bitterlich über den Verlust seiner Lieblingshenne, daß er den Verlust Roms ganz darüber vergaß. Ludwig XI., der große fromme Tyrann und Heuchler, der einst über Frankreich herrschte, fand auf seinem Krankenlager blos noch Vergnügen an dem Tanze aufgeputzter und für ihn speciell dressirter Schweine. Papst Alexander VI., einer der ekelhaftesten Charaktere, hielt sich vor seinem Fenster stets Heerden von Pferden und Kühen, um deren Begattungsakte als Reizmittel für sich wirken zu lassen.

Als einen der liebenswürdigsten Liebhaber von allerlei zahmen Geflügel wird uns Jean Paul geschildert. In seiner Arbeitsstube amüsirten sich stets eine Menge Tauben, Hühner und Sperlinge, bei deren Unhöflichkeiten er über Unsterblichkeit schrieb. Ein auch nicht unberühmter Deutscher, der immer etwas zu trinken bei sich führte, meinte, es käme ihm gar nicht so sehr auf's Trinken an, er trinke blos, weil er das „Kluckern“ aus der enghalsigen Flasche so gerne höre.

Kunst und Natur. Wir schreiben jetzt mit dem Blitz und zeichnen mit der Sonne. So hat die Macht der Naturwissenschaft die Elementarkräfte dem Gedanken und der Kunst vermählt. Als eine neue bedeutende Erscheinung dieser Wirkung begrüßen wir die so eben veröffentlichte erste Serie von dreizehn photographischen Blättern nach berühmten Gemälden der Dresdner Gallerie, in der photographischen Anstalt von Friedrich August Schwedler in Dresden erschienen. Sie bilden den ersten glänzenden Anfang des großartigen Unternehmens: durch „den Diebstahl der Natur“ nach und nach alle berühmten Bilder jener berühmten Gallerie allgemein zugänglich zu machen, und ist es nicht allein diese schöne Idee und ihre nach dem Vorliegenden meisterhafte, wahrhaft künstlerische Ausführung, sondern auch die leichte, angenehme Form und der billige Preis der einzelnen Blätter, die diesen reichen Zweck jedenfalls auch erreichen lassen wird.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 19. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für $12\frac{1}{2}$ Ngr. zu beziehen.

Der Bürge.

Ein Zeitbild aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts.

Wenn im Jahre 1558 in Bautzen, der alten Hauptstadt der damals zum Königreiche Böhmen gehörigen Oberlausitz, irgend ein toller Streich ausgeführt worden war, der nicht allein öffentliches Aergerniß gegeben, sondern oft auch die Bewohner der Stadt in Angst und Schrecken versetzt hatte, so konnte man sicher darauf rechnen, daß ein Mann dabei mit thätig gewesen war, der unter dem Namen des **tollen Barthel** oder auch des **polnischen Studenten** im Munde des Volkes lebte, und als solcher in allen Chroniken der Stadt zu finden ist.* Nun gab es zu jener Zeit, wo nach Heimathsschein und Vermögensverhältnisse nicht gefragt wurde, in allen reichen und mächtigen Städten — und zu diesen gehörte auch Bautzen vor dreihundert Jahren — eine Menge Abenteurer und Parteigänger, die bei den fortwährenden Fehden, welche Fürsten, Bischöfe und Städte unter einander führten, stets bereit waren, zu Lanze und Schwert zu greifen, und für die Stadt, in welcher sie auflagen, in's Feld zu ziehen, dabei vor Allem aber zuerst sich selbst zu bedenken, und aus den Truhen und Schränken der Bürger und Landleute, zu deren Schutz sie ausrückten, ihre Säckel zu füllen. Diese Art Glücksritter fanden vorzugsweise in der Lausitz am Längsten Aufnahme und Duldung, denn während in allen übrigen Gauen Deutschlands die Macht des rauflustigen Adels längst gebrochen war, trieben, von den Streitigkeiten begünstigt, in welchen die Städte der Lausitz fortwährend mit den Königen von Böhmen, mit den Churfürsten und Herzögen von Sachsen und mit den Bischöfen von Meißen lebten, die böhmischen und lausitzer Junker nach wie vor das Faustrecht, und niemals ärger als in der Zeit, in welcher die Sechsstädte bei dem Kaiser Ferdinand I., der zugleich König von Böhmen war, in Ungnade gefallen waren, eine Zeit, die unter dem Namen des **Pönfalles** genügend historisch bekannt ist, und über welche wir nur wenige Worte erläuternd hier einschalten wollen.

Schon längst war die Macht und der Reichthum der lausitzer Städte dem Kaiser Ferdinand I. ein Dorn im Auge gewesen, so wie die katholische Geistlichkeit denselben bitter wegen der immer mächtiger in der Lausitz sich verbreitenden neuen Lehre grollte, und es bedurfte daher nur der wiederholten Beschwerde der dem Kaiser ergebenen Ritterschaft, daß in den Sechsstädten das Werben für den schmalkaldischen Bund, trotz kai[illegible]chen Verbotes, stark betrieben werde, sowie der Klage, daß d[illegible] dem Befehle des Kaisers, Söldner und Geschütz zur Entse[illegible]es von den protestantischen Truppen belagerten Klosters [illegible]lugk zu senden, nicht Folge geleistet hätten. — Nun war a[illegible] für den schmalkaldischen Bund und für den geächteten Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen in der Lausitz offen und ungescheut geworben worden, aber trotzdem hatten die Städte sich nicht geweigert, dem Kaiser zu drei verschiedenen Malen Mannschaften und Geschütz zu senden, welche jedoch stets nur auf zwei Monate gedungen waren, und zurückberufen wurden, als das barbarische Hausen der spanischen Hülfsvölker in der Niederlausitz die Sechsstädte nöthigte, ihre Kriegstruppen zur eigenen Sicherheit in ihren Mauern zurückzubehalten. Als aber jene mord- und beutegierigen Horden Spaniens sich aus der Lausitz entfernt hatten, war auch das städtische Contingent von Neuem wieder ausgerüstet und nach Dobrilugk gesendet worden, um dort mit der kaiserlichen Armee sich zu vereinigen. Allein dort hatten Kaiser Ferdinand's Kriegshauptleute dieselben mit dem Bedeuten zurückgesendet, man bedürfe ihrer nun nicht, die Strafe aber werde den Städten wegen deren trotzigen Ungehorsams auf dem Fuße folgen. Und diese Strafe bestand in nichts Geringerem, als daß sämmtlichen Städten der Oberlausitz durch einen Gewaltstreich des Kaisers all' ihre Privilegien und Freiheiten für null und nichtig erklärt wurden, daß ihnen all' ihre Stadt-, Lehn- und Landgüter entzogen, ihre Kirchen, Kleinodien, Geldbriefe und Stiftungseinkünfte mit Beschlag belegt, ihr sämmtliches Geschütz nebst Munition an kaiserliche Feldhauptleute abgeliefert und ihnen zur Eintreibung hoher Strafgelder starke Besatzung aufgezwungen wurde. Die Deputirten, welche die durch diese grausamen Gewaltthätigkeiten ruinirten Städte nach Prag an den Kaiser schickten, um ihre Unschuld zu beweisen und um Milderung dieser harten Strafe zu bitten, wurden in die Kerker geworfen und nur nach Erlegung hohen Lösegeldes ihrer Haft nach geraumer Zeit entlassen, den Städten aber erst nach eilf Jahren nach und nach ihre ihnen entrissenen Privilegien und Güter zurückgegeben.

Während dieser Zeit des Pönfalles hatten böhmische und lausitzer Ritter die fast schutzlosen Städte ärger als je heimgesucht, und deren ohnmächtigen Grimm auf offnem Markte gespottet;* — als aber die Städte nach und nach wieder zu ihrer früheren Macht gelangten, boten sie all' ihre Kräfte auf, um sich an dem übermüthig gewordenen Adel zu rächen, und dem Unwesen der Stegreifritter ein Ende zu machen.

* Siehe Wilken's Chronik S. 218 f., desgl. [illegible] S. 189 u. A. m.

* So schoß ein Junker von Zablitz auf dem Markte zu Bautzen einen Hund des Bürgermeister Loche nieder und feuerte ein zweites Pistol auf den Bürgermeister selbst ab, welches jedoch versagte, und als das Volk sich zusammenrottete und ihn vom Pferde reißen wollte, gab er diesem die Sporen und sprengte hohnlachend, mehrere Bürger überreitend, zum Thore hinaus. (S. Wilken's Chronik S. 219.)

Unter die Söldnerschaar, welche die Stadt Bautzen zu ihrer eigenen Vertheidigung hielt, hatte sich auch ein Pole, Namens **Bartholomäus Wranitzky** auf ein Jahr anwerben lassen, welcher im Gefolge des Königs Sigismund II. von Polen den 12. Februar 1556 nach Bautzen gekommen und dort zurückgeblieben war, als der Polenkönig seine Reise weiter fortgesetzt hatte. Wranitzky nannte sich einen Edelmann und nahen Verwandten des Fürstbischofs von Krakau, gab vor, in Wilna Medizin studiet zu haben, daher er auch den Namen des polnischen Studenten erhalten hatte, seiner mehrfach schon verübten losen Streiche wegen aber auch der tolle Barthel genannt wurde. Eine Zeit lang hatte er mit Hülfe eines gefüllten Seckels in Bautzen ein wildlustiges Leben geführt, dann aber unter den Defensionern Dienst genommen, und sich in einer Fehde Bautzens gegen die Junker von Crosta und Cottwitz insofern um die Stadt verdient gemacht, als er einen der reichsten Rathsherren der Stadt, den Lederhändler **Matthias Pribus**, aus den Händen der Feinde befreit hatte. Dieser tapfern That wegen ließ der Magistrat dem Polen manch leichtfertigen Streich ungeahndet hingehen, und der durch ihn gerettete Rathsherr hatte zu wiederholten Malen den stets leeren Geldbeutel seines Retters mit ungarischen Gulden gefüllt; als aber fast keine Woche verging, in welcher nicht Klagen gegen Wranitzky beim Magistrat einliefen, da ersterer aus dem Dienste der Defensioner getreten war, und nun auf Kosten des geretteten Lederhändlers lebte, der Gerettete aber nachgerade der Brandschatzungen seines Retters müde wurde, da beschloß der Stadtrath, bei der nächsten Beschwerde, welche gegen den Polen laut werde, denselben hart zu strafen und dann für immer aus der Stadt zu verweisen.

Und auf einen neuen Unfug, welchen der Pole ausüben würde, sollte der Stadtrath gar nicht lange warten, und zwar einen Unfug der Art, daß des Magistrats Ansehen diesmal beim Volke gewaltig darunter gelitten hätte, wenn man nicht mit Strenge gegen den Frevler verfahren wäre, obgleich nicht verhindert werden konnte, daß durch denselben zu einem Sprüchworte Veranlassung gegeben worden war, welches sich bis in die neueste Zeit in der Lausitz erhalten hatte.

Wranitzky war nämlich von Neuem wieder tief in des Rathsherrn Schuld gerathen, und dieser, welcher vor Kurzem erst durch zwei seiner ältesten Diener auf arge Weise an Geld und Leder bestohlen worden war, hatte diesmal nicht die geringste Neigung, sich gegen seinen Lebensretter nachsichtig zu zeigen, und ihm sogar gedroht, daß wenn er mit der versprochenen Rückzahlung nicht zum festgesetzten Termine Wort halte, er sicher darauf rechnen könne, auf längere Zeit sein Quartier im Schuldthurme zu finden.

Nun wußte der Pole recht gut, daß wenn sein Gläubiger Strenge gebrauche, er auf Mitleid für seine Person von Seiten der übrigen Rathsmitglieder nicht hoffen dürfe, zumal ihm der regierende Bürgermeister Wolf Mühlhof vor allen Andern am Wenigsten gewogen war, da er diesem eines seiner schönsten und theuersten Rosse durch Quacksalberkur hingeopfert; eben so genau war es ihm bekannt, daß der Schließer im Lauenthurme seinetwegen von der vorgeschriebenen Gefangenkost nicht abgehen werde, und er selbst zu einer Wasserkur nicht die geringste Neigung verspürte; er befand sich daher zum ersten Male in der guten Stadt Bautzen in der unangenehmen Lage, Geld zu schaffen, oder in den Schuldthurm zu wandern.

Befangener als je ging er diesmal am Zahltage zum Rathsherrn, dem er wiederholt hoch und heilig schwor, daß sein Oheim, der Fürstbischof, ihm in den nächsten Tagen zweihundert ungarische Gulden senden werde, wie ihm bereits von Krakau aus gemeldet worden sei, da er zu einer Stelle an König Sigismund's Hofe für würdig befunden worden wäre, und daß er von diesem Gelde sofort seine Schuld abtragen und dann dieser undankbaren Stadt für immer Valet sagen wolle. Allein der mit Leder handelnde Rathsherr, noch tief entrüstet über die Untreue seiner Diener, war diesmal noch zäher als seine Waare, welche in Ballen hoch aufgethürmt seine Lagerhäuser füllte, und wies alle Versprechungen des Polen hartherzig zurück. Als dieser nun ihm vorwarf, daß er ihn aus den Händen der Raubritter befreit und doch wohl bessern Dank verdient habe, als durch seine Härte Quartier im Lauenthurme zu nehmen, entgegnete der Rathsherr grollend:

„Ei, hättet Ihr mich doch den Krautjunkern überlassen, ich wäre sicher für ein billigeres Lösegeld wieder frei geworden, als ich Euch bereits gezahlt, und habe daher keine Lust, Euch länger zu borgen, noch mich von Euch brandschatzen zu lassen."

„Aber bedenkt doch," sprach so ernst als möglich Wranitzky, „wie leicht hätte Euch damals einer dieser wilden Schnapphähne den Garaus machen können, wenn ich nicht mein Leben für das Eure gewagt?"

„Das habt Ihr mir nun schon unzählige Male vorgerückt und allemal, wenn Ihr zahlen sollt oder frisch borgen wollt!" rief der Lederhändler erzürnt. „Nun und wenn dies geschehen wäre, so wäre ich ohne lange Qual aus der Welt geschieden, während Ihr mich täglich peinigt und die Schmach, von meinen vertrautesten Dienern mich bestohlen zu sehen, hätte ich nicht erlebt. Aber diese Schurken trifft ihr Lohn, denn binnen drei Tagen knüpft sie Hans Hämmerling auf, und ich glaube nicht, daß die Welt viel verliert, wenn Ihr meinem getreuen Buchhalter und dessen Spießgesellen Gesellschaft leisten wolltet."

„Beim heiligen Bartholomäus, meinem Schutzpatron!" polterte jetzt der Pole, sich beleidigt stellend. „Ihr seid ein hartherzig grober Patron, der völlig vergessen hat, daß er mir sein elendes Krämerleben dankt, und nicht daran denkt, daß er es mit einem Edelmann zu thun hat. Wahrlich, Ihr verdientet eine derbe Lection, damit Ihr Euch künftig besser gegen Leute meines Standes benehmt, und bitter bereue ich, Euch nicht in den Händen der Plackers gelassen zu haben."

„Was, Ihr Strolch, der sich einen Edelmann nennt, obwohl man dies eben so wenig weiß, als ob man sagen kann, daß Euer Vater ein Troßbube und Eure Mutter eine feile Metze gewesen sei!" schrie in heftigen Zorn ausbrechend der Rathsherr. „Ihr wollt mir drohen und mich in meinem eignen Hause verunglimpfen? Den Augenblick packt Euch fort oder ich lasse Euch von meinen Knechten auf die Straße werfen!"

„Ist dies Euer letztes Wort?" frug drohend der Pole und stampfte dabei gewaltig mit seinem verrosteten Ritterschwerte klirrend auf das Holzgetäfel des Fußbodens.

„Mein letztes mit Euch!" entgegnete kalt der Rathsherr. „Entweder Ihr zahlt binnen drei Tagen, oder stellt mir einen sichern Bürgen, was Ihr jedenfalls nicht könnt, oder wandert in den Lauenthurm, um über Euren Stammbaum nachzudenken."

„Also einen Bürgen nehmt Ihr an?" frug höhnend Wranitzky. „Nun gut, den sollt Ihr haben und sollte ich ihn Euch vom Galgen holen!" und spöttisch lachend verließ er des Rathsherrn Gemach.

In jenen unruhigen Zeiten, in welchen Abenteurer wie Wranitzky oft Jahre lang in einer Stadt auflagen und wenn Gefahr drohete, Monate lang als deren Söldner dienten, dann aber, wenn diese beseitigt, wieder als Spieler und Raufbolde ihr wüstes Leben fortführten, bis heimliche Flucht, Gefängniß und schimpfliche Ausweisung diesem Treiben ein Ende machte, wechselte die gesicherte Ruhe auf Markt und Straßen sehr oft unerwartet mit dem wilden Lärm kriegerischer Rüstungen und die Bürger, die wenig Augenblicke vorher nicht das geringste Unheilvolle ahnend, in ihren Werkstätten gearbeitet, mußten plötzlich Hammer und Pfeile, Hobel und Nadel wegwerfen, wenn die Lärmtrommel ertönte, um sich zu waffnen und ihren Sammelplätzen zuzueilen zur Vertheidigung der Stadt und des eigenen Herdes, denn gar oft und bald wurde die erstere von einem feindlichen Ueberfalle bedroht, oder fremde Truppen, denen der Durchzug gestattet, übten so rohe Gewaltthätigkeiten auf dem der Stadt gehörigen Gebiete oder auch im Innern derselben aus, daß der Magistrat sich genöthigt sah, mit bewaffneter Hand einzuschreiten, um sich von den Plagereien einer solchen zügellosen Soldateska zu befreien.

Eine so unverhoffte Störung der innern Ruhe erfuhr auch Bautzen an demselben Tage, an welchem Wranitzky, mit sich und der Welt zerfallen, den Rathsherrn verlassen hatte und nun seiner Herberge zum goldenen Lamm zuschritt, in welcher ebenfalls ein immer peinigender werdender Gläubiger, der Wirth, den Polen schon seit mehreren Tagen mit Verweigerung fernerer Aufnahme und Zurückhaltung der nöthigsten Zehrung bedroht hatte, wenn nicht bald durch eine frische Geldsendung aus Krakau die Schuld desselben auf dem Kerbholze des Wirths verwischt wurde. Aber aus Krakau, das wußte Wranitzky sehr genau, da kam sicher nichts zu seiner Hülfe, denn die Geldsummen, mit welchen er geprahlt,

als seien diese ihm von dorther gekommen, die hatte er entweder im Spiel gewonnen oder durch irgend einen glücklichen Zufall, wo nicht durch einen tollen Gewaltstreich erpreßt oder erborgt. Jetzt aber, wo sein Credit längst überall zu Ende, der Rathsherr und Wirth nicht länger borgen und mit der Zahlung sich gedulden wollten, und eine Fehde der Stadt, wo vielleicht etwas zu erschnappen sei, auch nicht in Aussicht stand, jetzt sah der Pole wohl ein, daß er entweder noch vor Ablauf des dritten Tages die Flucht ergreifen oder in den Schuldthurm wandern müsse. Mit diesen Betrachtungen beschäftigt, schritt Wranitzky seiner nah am Gerberthore gelegenen Herberge zu und schon wollte er in dieselbe eintreten, als plötzlich das Jammergeschrei mehrerer Landleute, die in ängstlicher Hast sich zum Gerberthore hereindrängten, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er eilte den nach der innern Stadt Flüchtenden entgegen, denen in immer stärkern Haufen die Bewohner der umliegenden Dörfer folgten, und erfuhr, daß ein feindlicher Reiterschwarm gar übel vor den Thoren der Stadt hause und bald auch in dieselbe eindringen werde. Zu gleicher Zeit rief von der Ortenburg herab die Lärmtrommel Bautzens Bürger zu den Waffen, und der Anblick der mit ihrem Viehe und den in Eile zusammengerafften Habseligkeiten in die Stadt flüchtenden Landvolke, so wie der mit den Waffen herbeieilenden Bürger, in deren Gesichtern zum großen Theil statt kecker Muth nur Furcht und Bestürzung zu lesen war, ließ den mit seiner eigenen Flucht beschäftigt gewesenen Polen das Unangenehme seiner Lage vergessen, und seinen tollen wilden Muth wieder findend, eilte er dem Thore zu, dessen schwache Besatzung durch ein Fähnlein Defensioner verstärkt wurde, welchen er sich anschloß, da er stets mit einem großen Schlachtschwert gewappnet einherging, und Alles, was er sein Eigenthum nannte, bei sich trug.

Er hatte noch nicht lange bei der Besatzung des Thores verweilt und sich schon der frohen Hoffnung hingegeben, daß die Stadt in irgend eine Fehde verwickelt und unter solchen Umständen der Rathsherr und Herbergswirth auf längere Zeit mit ihren Forderungen zurücktreten würden, als ein die braunschweigschen Farben tragender Kriegshauptmann nebst einem Trompeter sich dem Thore näherte und im Namen des Herzogs von Braunschweig Einlaß und Durchzug eines gegen tausend Mann starken Reiterhaufens verlangte, welche auf Kosten des Herzogs gegen die Türken geworben worden waren und nun bei Leipzig sich mit denjenigen Heerhaufen vereinigen sollten, welche der Churfürst August von Sachsen dem Kaiser Ferdinand I. zu Hülfe sendete.

Dieses Reitergeschwader war nun mit den Bewohnern derjenigen Dorfschaften, welche es auf seinem Zuge berührt, nicht eben glimpflich verfahren, und die Landleute der Bautzen nahe gelegenen Dörfer, noch ärgere Gewaltthätigkeiten befürchtend, hatten daher sich in die befestigte Stadt geflüchtet, noch ehe die Reiter dieselbe erreichten und nun, den Fliehenden auf dem Fuße folgend, das Oeffnen der Thore derselben verlangten. Der Magistrat, welcher durch Aufstellung von zweihundert Hakenschützen und achthundert Mann bewaffneter Bürger von dieser Reitertruppe für die Sicherheit der Stadt nichts zu fürchten brauchte, ließ, um der Entwicklung seiner Macht die nöthige Zeit zu gönnen, den Kriegshauptmann eine geraume Zeit warten, ehe die Antwort durch Oeffnen des Gerberthores erfolgte, durch welches diesen Truppen der Zug durch die Stadt gestattet wurde, auf deren Marktplätzen die Reiter auf einige Stunden absaßen und einen Imbiß gereicht erhielten, während die Befehlshaber derselben die Einladung erhielten, im Rathskeller als Gäste des Magistrats sich zu betrachten, und von wo aus an die Reiterhaufen der Befehl erging, die außerhalb der Stadt liegenden Dörfer als Nachtquartier zu wählen und strenge Mannszucht zu halten; eine kleine Abtheilung Reiter nebst den vornehmsten Führern und deren Bedienung erhielt Quartier in den Herbergen der Stadt, und nach wenig Stunden war die Ruhe in- und außerhalb Bautzens wiederhergestellt, nur erhielt, so lange die Reitergeschwader in der Nähe, die bewaffnete Stadtmacht die Weisung, jeden Augenblick gewärtig zu sein, auf ihren Sammelplätzen erscheinen zu müssen.

Höchst unzufrieden mit diesem ruhigen Verlauf des Truppendurchzugs schritt Wranitzky beim Herannahen der Nacht seiner Herberge zu, in welcher ein Werbeoffizier nebst einem Stallmeister der fremden Reiter Platz genommen, und Letzterer sich in den Besitz des von dem Polen bisher bewohnt gewesenen Gemachs befand, da der Wirth das blanke Gold der fremden Gäste den Vertröstungen des zahlungsunfähigen ältern Gastes vorgezogen hatte, und diesem, welcher unwillig über diesen Eingriff in seine Gerechtsame, den Wirth frug, was dies bedeuten solle, ziemlich barsch andeutete, daß er heute im Stalle mit einer Lagerstätte vorlieb nehmen müsse, morgen aber die Herberge zu seiner Aufnahme verschlossen finden würde.

Wranitzky, ohnedem schon unwirsch und zu Händeln aufgelegt, gerieth über dies Gebahren des Wirths in heftige Wuth und schwur hoch und theuer, diesen Schimpf blutig zu rächen, stürmte dann, den Wirth bei Seite werfend, nach seinem Gemache, aus welchem eben der braunschweigische Stallmeister trat. Aber kaum hatte der Pole den Fremden erblickt, als er das schon gezogene Schwert in die Scheide zurückstieß und auch der Stallmeister nun im Tone freudiger Ueberraschung ausrief:

„Wranitzky! Ihr hier?!"

„So ist's!" entgegnete dieser und wechselte mit dem Stallmeister einen herzlichen Händedruck.

„Aber warum war denn Euer Schwert so schnell aus der Scheide auf dem Wege zu mir," fuhr lächelnd der Stallmeister fort. „Wolltet Ihr hier oben in diesem Dachsbau einen Gang auf Leben und Tod versuchen, wenigstens saht Ihr grimmig genug aus, als ich Euch soeben erblickte."

„Daran ist dieser Schuft von Wirth schuld," rief Wranitzky, und warf einen Blick finstern Grolles auf den Herbergsbesitzer. „Er hatte mein Gemach ohne mich zu befragen, Euch überlassen und ich war eben im Begriff, den neuen Bewohner aus demselben zu vertreiben, als ich Euch, einen alten, treu bewährten Freund erblickte, dem ich es ohne Händel nun überlasse."

„Und der es mit Euch theilen wird," wie wir so manch ärmlich Lager getheilt, denn weichlicher seid Ihr nicht geworden, das sehe ich an diesem Schlupfwinkel, in welchem Ihr Euch eingemiethet," lachte der Stallmeister.

„Ich werde sogleich Decken besorgen, um ein zweites Lager da drinnen aufzuschlagen," bemerkte nun der Wirth, froh, daß durch die von ihm dem Polen zugefügte Beleidigung keine Händel mit dem Fremden herbeigeführt worden waren, und entfernte sich, der Stallmeister aber ergriff Wranitzky's Arm und zog diesen in die Gaststube, um mit demselben hinter einem Kruge Meth sich des unverhofften Wiedersehens zu erfreuen.

Als daher die Schaarwache Abends zehn Uhr den Bewohnern der Herberge anbefahl, sich zur Ruhe zu begeben und nur der Wirth noch in Haus und Hof nachsah, ob Thür und Thor gut verschlossen, da saßen die beiden Freunde noch in traulichem Gespräch hinter dem schon mehrmals frisch gefüllten Methkruge.

„Bei meinem Schutzpatron," sprach jetzt Wranitzky mit einem Anfluge bitterer Wehmuth, „ich hab' wahrhaftig mich nicht zu beklagen, daß mir das Glück auf den Fersen folgt, denn Ihr könnt mir's bezeugen, alter Freund, wie hochgeachtet ich stand, als wir uns trafen im Hoflager des Königs Sigismund. Und jetzt, jetzt sehe ich in diesem erbärmlichen Krämerneste dem Schuldthurm entgegen, in welchen mich ein Gläubiger senden will, der, wenn ich ihn nicht gerettet, längst der Würmer Speise geworden wäre. Ha, wüßte mein fürstlicher Oheim dies, er würde in dieser schmachvollen Lage nicht länger den letzten Sproß unseres altadeligen Geschlechts verkümmern lassen."

„Hört, Wranitzky," entgegnete der Stallmeister ernst, „ich habe Euch vor zwei Jahren kennen gelernt als ein junges, lustiges Blut, dessen Geldsäckel all seinen Freunden offen stand, und auch mir, der ich in preßhaften Verhältnissen in Eurem wilden Polenlande mich befand und dort hülflos von meinem damaligen Herrn, dem Grafen von Hoya, zurückgelassen worden war. Ihr habt mir dort redlich beigestanden, und mir viel erzählt von Eurem hohen Adel und mächtigen Verwandten, aber seht, ich habe Euch damals schon gesagt, daß Ihr ein toller Narr seid, der in's Blaue hinein lebt und sich mit solchem Blendwerk brüstet, und auf einen Fürstbischof pocht, der gar nicht als Oheim für Euch vorhanden."

„Bei meinem Schwerte!" fuhr der Pole auf und wollte sich vertheidigen.

„Bleibt nur ruhig sitzen," entgegnete lachend der Stallmeister. „Mir macht Ihr es doch nicht glaubend, und selbst wenn ich Euch den Gefallen thun wollte, Eure Hirngespinnste für Wahrheit zu nehmen, was würde es Euch helfen? Nichts! Denn wenn Ihr bis übermorgen nicht zahlen könnt, so wirft man Euch, ohne sich um Euern Adel und Euern Oheim zu kümmern, in den Schuldthurm."

„Verdammt sei dieses Gesindel!" grollte Wranitzky und that einen langen Zug aus dem frisch gefüllten Kruge.

Der Stallmeister schwieg, als erwarte er eine Antwort seines Gefährten; als dieser aber stumm vor sich hin sah, fuhr er fort: „Wißt Ihr was! Ich selbst bin nicht so reich mit Gold versehen, um Euch aus Eurer Peiniger Händen zu befreien, was, nebenbei gesagt, auch eine Thorheit wäre, denn was Ihr hier schuldet, habt Ihr gewiß zehnfach zu verdienen gegeben, und den Lederhändler dürft Ihr gleich gar nicht bezahlen, denn der ist Euch mit Allem, was sein ist, dankbar verpflichtet."

„Das meine ich eben auch," murmelte der Pole.

„Nun hört weiter!" begann der Stallmeister wieder. „Morgen sollt Ihr also zahlen, oder den Tag darauf in's Gefängniß wandern. Nun seht, da bin ich, dächte ich, gerade zur rechten Zeit gekommen, um Euch zu retten. Morgen trifft von Löbau noch eine Koppel Pferde hier ein, die ich mit meinen Leuten den Truppen bis Leipzig nachführe. Ich bleibe daher morgen Nacht noch hier, breche aber übermorgen Vormittag auf, um meine Reise fortzusetzen. Der Werbeoffizier, welcher hier mit einquartirt ist, begleitet mich mit seinen Reitern als Bedeckung. Wie wäre es nun, wenn Ihr Euch anwerben ließet als braunschweigischer Reitersmann und uns folgtet, oder noch besser, wenn Ihr Euch morgen Abend aus der Stadt entferntet und im nächsten Dorfe Euch aufhaltet, bis wir des Weges vorüberziehen?! Ein gutes Roß sollt Ihr finden, und bis zum Rottmeister werdet Ihr's bald bringen, auch könnt Ihr ja Glück und Ehre erlangen im Feldzuge gegen die Ungläubigen, während Euch hier nichts als Schimpf und Schande erwächst!"

„Topp, es gilt!" rief der Pole nach einer kurzen Pause finstern Nachdenkens, und schlug in die dargereichte Hand des Stallmeisters. „Ich ziehe mit, aber gedenken muß ich es diesem Schurken von Rathsherrn, der so gänzlich vergessen, was ich für ihn gethan."

„Das ist Eure Sache," entgegnete der Stallmeister. „Ich helfe Euch, wie Ihr mir geholfen. Nur vergeßt nicht, Euch übermorgen außerhalb der Stadt finden zu lassen."

„Habt keine Sorge, ich werde zur rechten Zeit bei Euch sein," bemerkte Wranitzky, und setzte dann mit einem halb unterdrückten Seufzer hinzu: „obgleich ich gestehe, daß mir an einem Zuge gegen die Türken wenig gelegen, und mir die Fehden der Städte mit den rauflustigen Junkern der Lausitz und Böhmens gar nicht übel behagten. Aber Ihr sollt mich finden, nur rächen muß ich mich, und auch an diesem Gauch von Wirthe, der so oft meinen Seckel geleert hat, und nun ich am Teiche Bethesda sitze, mich hinauswerfen wollte aus seiner Speiunke; wahrlich, der Kerl verdiente den rothen Hahn auf's Dach, ehe ich abziehe."

In diesem Augenblicke kehrte der Wirth von seiner Runde zurück, und sichtbar zufrieden, die beiden Männer im freundschaftlichen Einverständniß zu finden, aber auch wünschend, daß bald Ruhe im Hause werde, wollte er diese eben ermahnen, ihr Lager zu suchen, als der Pole aufsprang und den leeren Methkrug dem Wirth mit den Worten hinreichte:

„Hört, Ihr ungewaschener Gesell, bringt uns noch einen Nachttrunk, und dankt dann dem Himmel in Eurem Kämmerlein, daß dieser wackere Mann mein langjähriger Freund ist, denn sonst möchtet Ihr wohl schwerlich mit heiler Haut davongekommen sein. Von diesem ritterlichen Freund könnt Ihr und andere Lumpen Eures Gelichters bestätigt hören, wie hoch ich jetzt noch geachtet bin an König Sigismunds Hofe, und welch Thor ich gewesen, fast zwei Jahre zu Eurer Stadt Heil und Rettung hier zu verweilen. Geht, armseliger Tropf, und bringt frischen Meth, daß ich die Galle hinunterspüle, die Eure Wucherfratze mir in den Hals hinauftreibt."

Der Stallmeister, um diese Prahlerei zu unterstützen, ließ seine wohlgefüllte Geldbörse klingend durch die Hand gleiten, und sah halb lachend, halb grimmig dem Wirth dabei in's Antlitz, so daß dieser kleinlaut entgegnete:

„Ereifert Euch nur nicht wegen eines von meiner Seite begangenen Versehens, welches die mir so unerwartet über den Hals gekommene Einquartierung entschuldigen mag. Einen Krug Meth aber sollt Ihr als Nachttrunk erhalten, wie ihn der Kaiser nicht besser in seinem Keller hat, dann aber, edle Herren, begebt Euch zur Ruhe, ehe zum zweiten Male uns die Schaarwache daran mahnt."

„Bringt den Schlaftrunk auf unser Gemach!" befahl der Pole und verließ mit dem Stallmeister die Gaststube, um oben ungestört noch weiter mit dem zur glücklichen Stunde erschienenen Freunde zu plaudern und darüber nachzusinnen, auf welche Weise er sich an dem Lederhändler rächen solle vor seiner Flucht aus der Stadt.

(Schluß folgt.)

Malta.

Der Inselfels Malta, durch die Einschiffung der europäischen Truppen jetzt wieder in den Vordergrund getreten — eigentlich eine Gruppe von vier Inseln im mittelländischen Meere, Sicilien gegenüber — ist als einer der wichtigsten Punkte des Mittelmeeres stets ein Zankapfel seefahrender Handelsvölker gewesen. Von dieser natürlichen Meerfestung aus konnte man früher, als sich die Civilisation noch nicht über die Säulen des Herkules handelnd ausgebreitet hatte, den Völkern Europa's, Asiens und Afrika's Gesetze vorschreiben. Deshalb war Malta der Reihe nach immer im Besitz der seemächtigsten Nation, der Phönizier, Griechen, Römer, Spanier, Franzosen und Engländer. Letztere machten bekanntlich jetzt Malta zu ihrer Hauptstation für die nach der Türkei bestimmten Truppen und Schiffe. Malta ist in mehrfacher Beziehung ein Fels der orientalischen Frage, eine Garantie gegen russisches Uebergewicht auf der Südseite Europa's. Charles Napier sucht diesen Felsen eben für die Nordseite.

Wir begnügen uns in historischer Beziehung zu bemerken, daß die St. Johannis-Ritter, von den Türken aus der Insel Rhodus vertrieben, von Karl X. Malta und die benachbarten Inseln als Asyl angewiesen bekamen und dort als Malteser-Ritter bald weit und breit berühmt und berüchtigt wurden, bis sie endlich von ihrem eigenen Großmeister an die Franzosen verrathen wurden (1798). Diese mußten im Jahre 1800 Malta an die Engländer abtreten, welche seitdem immer Meister derselben blieben und sie zum Hafen der Mittelmeerflotte gut zu benutzen verstanden. Napoleon der Große konnte es nie vergeben, daß er bei den Verhandlungen um Malta überlistet worden war. Und die russischen Czaren, welche die Malteser-Ritter seit Jahrhunderten reichlich unterstützt und eine Art Protectorat über Malta zu üben suchten (wie neuerdings über die Türkei), fühlten den Verlust am Stärksten und Nachhaltigsten, seitdem die Engländer dort herrschen.

Die Hauptinsel Malta, höchstens zehn Meilen im Umfang, verdankt ihre Wichtigkeit weder ihrer Größe, noch ihrem Boden, sondern blos ihrer Lage und Gestalt. Sie ist ein ungeheuerer Felsen von Magnesia-Kalk und auf der südlichen Seite so steil und unzugänglich, daß kaum eine Katze landen könnte. Die Felsen steigen fast schnurgerade 500 Fuß hoch aus dem Meere. An der südöstlichen Küste befinden sich die beiden Haupthäfen, blos durch eine etwa ¾ Stunden lange Landzunge von einander geschieden. Am Ende dieses Vorsprunges erhebt sich die Schloßfestung St. Elmo und ein Leuchtthurm für beide Häfen, und in der 200 Fuß über den Meeresspiegel steigenden Mitte streckt sich la Valetta, die Citadelle der Insel und der Sitz der Regierung empor. Zu der natürlichen Befestigung dieses Vorsprunges kommen die grandiosesten Fortificationen der Kunst, die größtentheils von jenen soldatischen Mönchen des Johannes von Jerusalem — den Malteser-Rittern — ausgeführt wurden. Gegenüber erheben sich andere Befestigungen von ziemlich gleicher Kraft, worunter das Schloß St. Angelo, das den Eingang in den andern Hafen bewacht, mit seiner vierfachen Reihe von Kanonen sich wohl den meisten Respect verschaffen würde. Die Engländer fanden bei ihrer Besitzergreifung 800 Kanonen in den Fortificationen vor; doch damit nicht zufrieden, verdoppelten sie nicht nur deren Zahl, sondern ersetzten die alten auch durch neue, größere, weittragende, so daß man wohl überzeugt sein kann, die Engländer werden diesen Schlüssel des mittelländischen Meeres nicht um den tau-

sendfachen Preis eines Schlüssels zur Bethlehems-Kirche von Jerusalem (dem früher angeblichen ersten Werkzeuge, das den Janustempel des europäischen Friedens schloß) herausgeben. Die andern kleinern Trabanten von Malta sind ebenfalls gut verbarrikadirt, so daß Engländer und Franzosen, jetzt im Verein — die Jahrhunderte lang sich bekämpfenden Feinde — eines festen Haltes in ihren Operationen zur Lösung der orientalischen Frage — vorläufig, wie es scheint, einer sehr Ruhe störenden Kanonenlösung — sicher sind. Malta ist das Depot und der Fels dieser Operationen.

Die beigefügte Zeichnung ist von einem englischen Maler an Ort und Stelle aus bedeutender Entfernung entworfen worden. Die klare Luft hindert auch in großer Ferne ein gutes Auge nicht, Festungswerke, Stadt, Schiffe und Gestadegrenzen in deutlichen Umrissen zu erkennen.

Natur- und Menschenleben auf der Insel bieten nichts besonders Anziehendes, da ersteres trotz der warmen lachenden Sonne durch Felsen, letzteres durch soldatische Etikette immer trocken gehalten wird. Als Hauptflottenstation bietet die Insel nur im



Malta.

Der größere der beiden Hafen ist einer der besten in der Welt. Er erstreckt sich östlich von la Valetta, etwa 3400 Yards lang und am Eingange 400 Yards breit und sonst im Durchschnitt von einer Breite von 450 bis 700 Yards. Das Wasser ist überall so tief, daß die größten Kriegsschiffe dicht unter den Bastionen von la Valetta Anker werfen können.

Hafen großartige Scenen, die freilich nicht das Gefühl des Nützlichen, Productiven und der Civilisation erwecken, wie die Häfen der Handelswelt. Es ist und bleibt peinlich, civilisirte Völker barbarischer Verhältnisse wegen so ernstlich mit Schießgewehren spielen zu sehen.

Kriegerleben in Algerien.

Von Julius v. Wickede.

(Schluß.)

Es war jetzt kaum eine Viertelstunde vergangen, daß die Chasseurs bei den ermordeten Grenadieren angekommen waren und trotz Hitze und Ermüdung, wollten sie sich eben mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte anstrengen, die Spuren der Mörder zu verfolgen, um diese wo möglich noch einzuholen, als wieder ein Trupp Spahis in vollem Lauf ihrer Rosse angesprengt kam. Sie brachten eine versiegelte Meldung von dem Brigadegeneral, der den nächsten französischen Posten befehligte, und auch schon von dem Ueberfall unterrichtet war, an den Commandanten der Chasseurs, dem sie zugleich auch zur weiteren Verfügung gestellt wurden. Es war in dem Briefe ein förmlicher Operationsplan enthalten, um während der Nacht womöglich den feindlichen Kabylentrupp zu umzingeln und zu vernichten, zugleich aber auch der Befehl, daß die Chasseurs bis auf Weiteres hier lagern und während dieser Zeit die ermordeten Grenadiere möglichst sorgsam begraben sollten. So mußte denn der Durst nach Rache vorläufig noch aufgeschoben werden, was manchem gar zu ungeduldigen Chasseur gar nicht recht scheinen wollte, obgleich sie dadurch Hoffnung hatten, dieselbe auf sichere Weise befriedigen zu können. Mit regem Eifer machten die braven Bursche sich nun daran, mittelst ihrer Hirschfänger und einiger Feldbeile und Grabscheite, welche die Spahis mitgebracht hatten, eine weite Grube zu graben und da viele fleißige Hände sich dabei regten, so ward dieselbe noch vor dem bald einbrechenden Abend beendet. Sorgsam mit grünen Palmenblättern

und Myrthensträuchen, die an den Bergabhängen wuchsen, bedeckt. wurden die Leichen der vierzig ermordeten Soldaten nun in diese Grube gelegt und dann die Erde wieder darüber geschüttet. Zum Schutz gegen die vielen Schakals und Hyänen, die in der Gegend herumschwärmten und so gern die Leichen aus den Gräbern herauswühlten, wurden nun noch eine Menge großer Felsblöcke, die unweit davon lagen, auf diese Gruft gewälzt und dieselbe so möglichst zu schützen gesucht. In nächtlichem Dunkel mußte diese letzte Arbeit noch geschehen, so viel Zeit hatte das Graben der weiten Grube hinweggenommen. Eine dreimalige Salve aus den Büchsen von zwanzig Chasseurs krachte nun zum Schluß noch über dem Grabe und gab dem ganzen Begräbniß die letzte kriegerische Weihe. Wie manche Hoffnung der in Frankreich armen zurückgelassenen Mutter, die in dem ermordeten Sohn die letzte Stütze ihres Alters fand, mochte hier nun für immer mit Erde bedeckt sein.

Die Chasseurs hatten den ganzen Tag, außer hie und da etwas trocknen Schiffszwieback, noch nicht das Mindeste genossen und so war es denn jetzt ihre erste Sorge sich die Bivouakfeuer anzuzünden, um in den kleinen Feldkesseln etwas Reis und Hammelfleisch zu kochen. Lustig flammten denn auch bald die Feuer in den dunklen Abend hinein und der Rauch der großen Myrthensträuche, mit denen man dieselben, in Ermangelung von anderem Brennholz nährte, verbreitete einen gar eigenthümlichen Wohlgeruch. Fast wie in einer katholischen Kirche, wenn die Chorknaben den Weihrauchkessel schwenken, roch es an diesen Feuern in den fernsten Schluchten des Atlas-Gebirges. Eine außergewöhnliche Stille herrschte, aber sonst war von Lachen und Witzeleien und lustigem Gesang an diesem Abend auch nicht das Mindeste zu hören. Wie geht es sonst an den nächtlichen Bivouakfeuern der französischen Truppen in Algerien häufig so munter und vergnügt zu, und es will des Geplauders und Gesinges oft bis in die späte Nacht hinein gar kein Ende nehmen. Diesmal aber war es fast, als wenn die sonst so munteren Chasseurs finstere Trapisten geworden wären, so schweigsam und ernst verzehrten sie ihre spärliche Reisportion mit dem winzigen Stücklein gesalzenen Hammelfleisch, und selbst Michelet le bon enfant, der ewig schwatzlustige Gascogner, der beliebteste Spaßmacher des ganzen Bataillons, bei dem er als Trompeter diente, wollte heute seine sonst immer so bewegliche Zunge gar nicht recht rühren. Der gehabte Anblick der so grausam verstümmelten Leichen, der Gedanke an das traurige Ende so vieler tapferer Kameraden, hatte die Soldaten nicht wenig verstimmt. Viel mochte wohl auch die große körperliche Ermüdung und Abspannung zu dieser finsteren Schweigsamkeit derselben beitragen, denn die Chasseurs hatten heute wirklich das fast Unglaubliche geleistet und nahe an zwölf Stunden und dazu oft bei einer Hitze von gewiß einigen dreißig Grad Berg auf, Berg ab marschirt, und da wird zuletzt auch der sonst abgehärtetste Feldsoldat etwas müde in seinen Knochen und schläfrig in seinen Gedanken. Wie bald streckten sich denn auch jetzt alle Chasseurs, mit Ausnahme der vielen ausgestellten Doppelposten, an den Wachtfeuern aus, den Schlaf zu suchen und im Augenblick auch zu finden. Wußten sie doch nicht, wie lange sie denselben ungestört genießen sollten, denn daß es in dieser Nacht noch zu einem Zusammentreffen mit den Kabylen kommen werde, hofften Alle gar dringend. Gar mancherlei Vorkehrungen zu einer nächtlichen, geheimnißvollen Expedition machte der Commandant noch, wie denn auch alle Chasseurs den Befehl erhielten, sich so niederzulegen, daß sie sogleich ihre Waffen bei der Hand hätten.

Kaum drei bis vier Stunden mochte der Schlaf der Leute schon gedauert haben und die mitternächtliche Stunde eben herangekommen sein, da tönte das laute Halte-là-qui-vive eines Posten, womit er zwei sich ihm nähernde Menschen zum Stillstehen brachte. Als gute Freunde gaben dieselben sich zu erkennen und sagten dem Corporal, der, beim ersten Anruf des Postens sogleich mit seiner Patrouille dahin marschirt war, die Losung, worauf dieser sie an das Bivouakfeuer des Commandanten, der von dem Ruf auch aus dem Schlafe erwacht war, hinführte. Zwei Eingeborene eines mit den Franzosen eng verbündeten Stammes waren es, die der Brigadegeneral mit heimlicher Botschaft an den Commandanten geschickt hatte. Kaum hatte derselbe den kleinen Zettel mit den wenigen in französischer Sprache darauf geschriebenen Worten mühsam bei dem Schein des nur spärlich noch fortglimmenden Wachtfeuers entziffert, als er erfreut aufsprang und mit Lebhaftigkeit den unterdeß auch munter gewordenen Offizieren, die mit ihm um dasselbe Feuer herumlagen, befahl, sogleich in aller Eile und Stille die Soldaten zu wecken, da man Hoffnung habe, endlich nun die Kabylen umzingeln zu können. Wie kam jetzt plötzlich neues Leben in alle Kreise der Soldaten. „Aux armes, aux armes, nous faisons une expedition“ hieß es halblaut von Seiten der die Schläfer aufweckenden Offiziere. Alle Müdigkeit schien bei diesen wenigen Worten unter den schnell aufspringenden Soldaten verschwunden zu sein, so hurtig regten und tummelten sich dieselben. Die Aussicht, jetzt endlich die ermordeten Kameraden rächen zu können, gab ihnen neue Kräfte wieder und in wenigen Minuten standen, trotz der großen Dunkelheit, die herrschte, die Glieder wieder geordnet da, und der Abmarsch konnte beginnen. Möglichste Geräuschlosigkeit war Allen anempfohlen worden wie auch das Rauchen aus Pfeifen und Cigarren verboten wurde. Bevor übrigens der Marsch angetreten ward, mußten alle Chasseurs noch einmal sorgfältig die Ladungen ihrer Büchsen untersuchen und die Zündhütchen aufsetzen, um sogleich zum Schießen bereit zu sein.

Es war eine schöne, tiefdunkle Nacht und die Sternbilder funkelten am wolkenlosen Himmel mit prächtigem Glanze. In den Myrthen- und Aloesträuchen, deren Blüthen oft einen balsamischen Wohlgeruch ausstreuten, blitzten Millionen hellglänzender Fruchtköcher gleich strahlenden Diamanten, und der leuchtende Schein derselben half wirklich oft mit den sonst sehr dunklen Pfad zu erhellen. Heiser heulten dabei die Schakals und Hyänen oft aus großer Nähe, gleichsam als witterten sie schon die fette Beute, die ihnen noch in dieser Nacht zu Theil werden sollte. Es war ein sehr beschwerlicher Pfad, den die Truppen, von den beiden Eingeborenen an der Spitze geleitet, jetzt machen mußten und nur im Bergsteigen wie auch nächtlichen Marschiren so geübte Soldaten, wie diese Chasseurs es waren, konnten denselben bei der tiefen Dunkelheit zurücklegen. Ein Bergstrom schien es zu sein, der im Sommer ausgetrocknet war, wie man deren in Algerien so häufig findet, in dessen Bett man marschiren mußte, und ganz mit großen und kleinen Steinen war der Weg bedeckt, die den Soldaten oft nicht geringe Hindernisse bereiteten. Immer steiler und steiler fing der Pfad allmälig an aufzusteigen, immer schwieriger und mit scharfen Felstrümmern übersäet ward der Weg. Oft tönte ein zwar nur halblautes, dafür aber desto ingrimmigeres „sacristie“ oder „sacre mille de tonnerres,“ oder ein „trente de dieu“ eines Provencalen aus den Gliedern der Chasseurs, wenn hie und da vielleicht ein Soldat über einen Stein gefallen war, oder sich etwa die Schienbeine arg zerschunden hatte.

Eine gute Stunde mochte diese angestrengte Kletterparthie vielleicht gedauert haben, als ein schwacher rosiger Saum am fernen Horizont verkündete, daß der Tag bald anbrechen werde, als man endlich auf einer kleinen Hochebene, die ganz von hohen Felsmassen eingeschlossen war, anlangte. Ein kalter empfindlicher Wind blies von den Gipfeln derselben und berührte unangenehm die Körper der Soldaten, die erst vor so kurzer Zeit so viel noch von Hitze hatten leiden müssen. An so etwas müssen dieselben beim algerischen Felddienst sich schon gewöhnen und bei Tage glühende Hitze, des Nachts aber eisige Kälte auf den Hochebenen der Gebirge kommt häufig vor. Eine kleine Rast ward hier vom Commandanten befohlen, denn er mußte erst ein bestimmtes Signal zum Weitermarsch abwarten, und fröstelnd hüllten sich die Soldaten sogleich in ihre weiten Capotemäntel und warfen sich dann der Länge nach so ohne Weiteres auf den Felsboden hin, um wo möglich eine Viertelstunde noch den Schlaf genießen zu können, so angegriffen waren Alle. Wie eine Katze so leise verschwand jetzt Einer der Eingeborenen, die bisher Beide als Führer gedient hatten, in der schon hier auf der Höhe etwas lichter werdenden Finsterniß, um die Gelegenheit zum Angriff gegen die Kabylen mit ausspähen zu helfen. Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte er ebenso geräuschlos wieder zurück und die Meldung, die er dem Commandanten brachte, schien diesen nicht wenig zu befriedigen. Ganz leise und mit möglichster Vermeidung auch nur des geringsten Geräusches, wurde jetzt wieder aufgebrochen und eine gute Strecke noch auf der Ebene fortmarschirt, bis man hinter einer hervorspringenden Felswand nochmals Halt machte. Immer mehr begann jetzt übrigens die Dunkelheit zu schwinden und schon rötheten sich die oberen Spitzen der Berge in rosigem

Glanze und zeigten so auf zwiefach malerische Weise ihre wunderbar zerrissenen Formen. Auf der Hochebene selbst lag noch ein halbdunkler Schimmer gebreitet, der aber immer lichtgrauer und lichtgrauer ward und immer mehr einen freien Ueberblick gestattete.

Plötzlich schlängelte sich in ziemlicher Entfernung eine hellstrahlende Rakete an dem noch granen Himmel empor, der gleich darauf eine zweite und dritte nachfolgten. Ein freudiges „Enfin“ von den Lippen des Commandanten begrüßte das schon lange von demselben erwartete Signal zum Gefecht. Jetzt zuckte ein mächtiger Flammenschein am Ende der Hochebene auf, seine rothe Gluth mit der Morgendämmerung mischend. Ein Donar (Zeltdorf) der Kabylen war es, was, von den Spahis in Brand gesteckt, aufflammte. Ein wildes Kampfgetöse, Schießen, Stechen, einzelne Commandewörter oder Trompetensignale, doch Alles so miteinander vermischt, daß man die einzelnen Töne nicht gut unterscheiden konnte, erscholl nun bald von der Flammenstätte her. Mit welch freudiger Ungeduld lauschten die Chasseurs diesen Tönen, wie gerne wären sie im raschen Lauf an den Ort des Gefechtes hingeeilt, um an demselben mit Antheil nehmen zu können, wenn nicht die strengste Disciplin sie in Reih und Glied gefesselt hätte. Doch nur wenige Minuten vergingen noch, dann sollten auch ihre Büchsen bald blutige Arbeit finden. In wilder Eile kam ein großer Trupp fliehender Kabylen über die Ebene dahergelaufen, womöglich hier einen Ausweg vor den sie verfolgenden Spahis zu finden. Ungefähr an 300 bewaffnete Männer, dann auch mehrere Weiber und Kinder, konnte man in der jetzt schon ziemlich hellen Morgendämmerung erkennen. Vergebens war das Bemühen der Fliehenden, hier einen Durchbruch zu gewinnen, nur die Büchsen der Chasseurs starrten ihnen entgegen. An zweihundert Schritt mochte der regellose Haufe der Kabylen wohl schon herangekommen sein, da erscholl der Befehl des Commandanten, die Salve zu geben und sogleich krachten die Büchsen des ersten Gliedes in den feindlichen Schwarm hinein. Gar mancher Kabyle stürzte todt zusammen, oder wälzte sich schwer getroffen in seinem Blute, während der Rest, als ihm ein so verderblicher Empfang hier geworden, nach allen Seiten auseinanderstäubte, um wo möglich anderweitig die Rettung zu versuchen. Doch wie die Geister der Rache, saßen ihnen jetzt die kleinen dunkelen Gestalten der Chasseurs auf den Fersen. „Les Tirailleurs en avant“ hieß das Commando und sogleich eilten im gewohnten Schnellschritt die Tirailleurszüge der Chasseurs vorwärts, um die einzelnen Feinde zu verfolgen und aufzureiben.

Welche Kampfeslust und Rachsucht beseelte die französischen Soldaten, wie war jetzt, wo es endlich zu dem so heiß ersehnten Gefecht mit den Feinden kam, auch die letzte Spur von Müdigkeit verschwunden. „Ecrasez ces chiens noirs — pas de quartier ces assassins“ rief es laut in den Gliedern derselben und so stürmten die Tirailleurs fort. Von allen Seiten umzingelt, hinter sich die Säbel der Spahis, die unbarmherzig Alles, was sie erreichen konnten, niederhieben, vor sich die ebenso verderblichen Büchsen der Chasseurs, blieb den Kabylen nichts Anderes mehr übrig, wie in wüthendem Vernichtungskampf doch noch Rettung zu versuchen, oder wenigstens ihr Leben so theuer als nur möglich zu verkaufen. Ueberall konnte man nun auf der Ebene die einzelnen Gruppen der Fechtenden erblicken, überall knallten Schüsse, blitzten Säbel, ertönten grimmige Flüche und Verwünschungen in arabischer oder französischer Sprache, schmetterten die Trompeten der Chasseurs die Signale. Die Kabylen sind starke, gewandte und sehr muskulöse Leute, und jetzt, wo die Verzweiflung ihre Kräfte noch verdoppelte, gaben sie wahrlich nicht zu verachtende Gegner für die französischen Truppen ab. Gar mancher Chasseur hatte genug zu thun, daß er sich mit dem Haubayonnet vorn auf seiner Büchse gegen den Yatagan des wie eine Katze so behenden Gegners hinreichend vertheidigte, und auch die langen Flinten der Kabylen streckten noch manchen Sohn der Gascogne und Provence darnieder. Was half den Verfolgten aber ihre auch noch so muthige Gegenwehr gegen die Uebermacht der von allen Seiten sie umringenden Feinde, immer spärlicher ward das Häuflein der Kämpfenden, immer größer die Zahl der als Leichen den Boden schon Bedeckenden. Aber immer noch ertönte das grimmige „Allein allek, allein allek“ der Kabylen, das „pas de quartier — poignardez — ces coquins — ces assassins“ der Franzosen. Besonders auch die Spahis hauten wüthend auf die Feinde ein und ihre krummen Säbel blitzten förmlich in dem Schein der jetzt schon ganz hell aufgegangenen Morgensonne.

Wohl eine Stunde oder noch etwas darüber mochte das Gefecht schon gedauert haben, als keine kämpfenden Kabylen mehr auf der Hochebene zu erblicken waren. Ungefähr die Hälfte derselben mochte sich einzeln durchgeschlagen und auf die hohen steilen Berge der Nähe, in denen eine Verfolgung unmöglich war, geflüchtet haben, der Rest, und unter diesen auch mehrere Frauen und Kinder, lag als Leichen auf dem Boden, dessen grüner Rasen an gar vielen Stellen mit Blut geröthet war. Pardon wird bei solchen Kämpfen gegenseitig fast nie gegeben, und besonders auch die Spahis in französischen Diensten zeichnen sich durch wilde Wuth aus und hauen ohne Weiteres Alles nieder, was ihnen vor die Klinge kommt, sei dies nun Weib oder Krieger, Greis oder Kind. Freilich wissen diese Spahis auch, daß, wenn sie das Unglück haben sollten, lebendig in die Hände ihrer Gegner zu fallen, sie nicht allein blos getödtet, sondern vorher auch noch auf die grausamste Weise gemartert werden, und es selbst die Frauen und Kinder nicht verschmähen, mit wilder Freude an dieser Quälerei Theil zu nehmen.

Da die Verfolgung der noch in die Felsenklüfte geflüchteten Kabylen doch zu nichts geführt und nur wahrscheinlich einzelnen Franzosen das Leben gekostet haben würde, so ließ der Commandant nun das Signal geben, daß die Tirailleurs, die theilweise weit bei der Verfolgung der einzelnen Feinde noch zerstreut waren, zurückkommen und sich wieder sammeln sollten.

Gleich gierigen Raben waren unterdeß die Spahis schon beschäftigt gewesen, die Leichen der Kabylen zu plündern, nachdem sie denselben ihrer Gewohnheit nach die Köpfe mit ihren Yatagans abgeschnitten und solche auf einen Haufen zusammengetragen hatten. An 187 feindliche Köpfe waren es, die hier auf solche Weise aufgeschichtet wurden.

Als die Chasseurs, von denen Einzelne Wunden und andere Spuren des Kampfes zeigten, nach und nach Alle zurückgekommen waren, wurde ein Appell abgehalten, um die Zahl der Fehlenden zu erfahren. Nicht ganz geringe war der Verlust, denn sieben Chasseurs waren todt und einige zwanzig mehr oder minder so verwundet, daß sie den Händen des Chirurgien-Majors übergeben und dann auf Tragbahren von ihren Kameraden in die nächste Ambulance getragen werden mußten. Auch von den Spahis waren mehrere geblieben und verwundet. Die Leichen der Kabylen überließ man als willkommene Beute den zahllosen Schakals, die bald damit fertig wurden. Die der Chasseurs und Spahis aber wurden zusammen in eine weite Grube gelegt und auf die schon vorhin beschriebene Weise begraben und mit dreimaligen Salven auf militärische Weise geehrt.

Während aber noch der größte Theil der Soldaten mit diesen Vorrichtungen beschäftigt war, hatten Andere einige der Hämmel, die man im Donar der Kabylen erbeutete, geschlachtet, abgezogen und in großen Stücken an den schnell angezündeten Feuern gebraten. Das gab denn ein gar treffliches Frühstück nach den schmalen Bissen und der großen Anstrengung der letzten Tage, denn so viel er nur irgendwie essen mochte und wollte, konnte jeder Soldat von dem schönen, saftigen Hammelbraten sich mit dem Messer herabschneiden und sogleich aus freier Hand verzehren. So geht es nun einmal im afrikanischen Kriege, Mangel und Ueberfluß wechseln oft gar scharf miteinander ab. Viele Tage lang muß der Soldat oft hungern, daß ihm die Schwarte krachen und er den Leibriemen immer enger und enger schnallen muß, dann hat er wieder den fettesten Braten oder die köstlichsten Südfrüchte im größten Ueberfluß und vergeudet viel mehr wie er zu verzehren vermag.

Nach der Mahlzeit erfolgte ein mehrstündiger Schlaf, der den ermüdeten Chasseurs sehr erquicklich dünkte, dann wurde wieder angetreten und mit munteren Gesängen zu dem zurückgebliebenen Theil des Bataillons der Rückmarsch angetreten. War doch der Hauptzweck der Expedition jetzt glücklich erreicht und ein gefährlicher feindlicher Stamm so hart gezüchtigt worden, daß er auf lange Zeit gewiß nicht wieder die Waffen zu erheben wagte, natürlich also, daß die Chasseurs guter Dinge waren und alle eben erlittenen Strapatzen und Verluste gar leicht verschmerzten.

Das Mikroskop.

Wir haben wohl schon Manches von den hundertfachen Vergrößerungen der kleinsten Thierchen und Stäubchen gehört und gesehen, ohne uns recht um das Instrument zu bekümmern, durch welches mehr Geheimnisse der Natur offenbart, und dem menschlichen Geiste wie dem praktischen Leben mehr Vortheile und Genüsse zugänglich geworden sind, als durch ganze Hunderte anderer Erfindungen.

Auch der Sachverständige wird sich freuen, zusammengestellt und zu Gemüthe geführt zu finden, was dieser „Kleinseher," wie man das griechische Wort Mikroskop übersetzen müßte, schon Alles geleistet und welch ein gewaltiges Civilisations-Instrument er ist und erst werden mag, wenn des großen Naturkundigen, Sir Isaac Newton's Prophezeihung, daß das Mikroskop auf dem Tische jedes gebildeten Menschen stehen werde, sich erfüllt haben wird.

Freilich wir sind noch lange nicht so weit, aber doch stark auf dem Wege. Der kleinste Bauer, die Hausfrau mit dem knapp zugemessenen Wirthschaftsgelde werden einmal einsehen, daß sie mit dem Mikroskop mehr Korn bauen und besser wirthschaften können als mit bloßen Augen.

Das Mikroskop kann in seiner Bedeutung getrost neben die Buchdruckerkunst, die Dampfkraft und die Electricität gestellt werden. Wie Talleyrand einmal zu Napoleon sagte: „Sire, heut zu Tage ist die Buchdruckerpresse stärker als eine Armee," kann man beweisen, daß das Mikroskop in der Geschichte der Bildung stärker zieht, als 100 Dampfschiffe mit 10,000 Pferdekraft.

Aber freilich, um diese Kraft zu bekommen, muß es erst popularisirt und die Prophezeihung Newton's im weitesten Sinne erfüllt werden. Es muß heraus aus der räthselhaften Studirstube des Physikers, Chemikers, Botanikers u. s. w. auf den breiten Markt des Lebens und eben so häufig gekauft und ausgebessert werden, als Taschenuhren. Man verkaufe zur Noth die Uhr und verschaffe sich dafür ein Mikroskop. Jeder Mensch kann uns jetzt sagen, welch' Zeit es ist, aber Wenige wie man durch einen mikroskopischen Blick in die erhabene Unendlichkeit des wirklich Unsichtbaren der Zeit vorauseilen und dem Menschenwohle im Großen auf die Beine helfen kann. Das Mikroskop muß heraus vor die Augen der Menge, die bisher größtentheils vor den Geheimnissen der Natur stehen, und nachdem sie 50 Jahre lang Kartoffeln gegessen, noch nicht einmal wissen, was eine solche ist und enthält; sie müssen in's Innere der Natur dringen und sich nicht mit dem großen Naturphilister Haller, der schon glücklich mit der äußern Schale war (sie ist übrigens nach Goethe ganz richtig, „weder Kern noch Schale, sondern Alles mit einem Male"), begnügen, sondern ihr Herz im Kleinsten pulsiren sehen und ihre zerlegten Gebilde verstehen lernen. Mancher sonst brave, gebildete Mann mag hier wohl sagen, ja, wo soll ich die Zeit zu solchen Kleinigkeiten hernehmen? Ist's nicht schon genug, wenn ich Zeitschriften halte, welche mir 600fach vergrößerte Abbildungen von Infusorien, Blutkügelchen, Mehlstäubchen u. s. w. bringen? Darauf ließe sich wohl zunächst mit einer andern Frage antworten: Wo nehmen Sie die Zeit her, um Abends über den Durst zu trinken und über den Appetit zu rauchen, über die Zeit auszubleiben und früh über die Zeit zu schlafen? Und im Ernste: „Wissen ist Macht," wie ein alter Philosoph (Bacon) sagt, und mikroskopisches Wissen gehört mit jedem Tage mehr zur allgemeinen Bildung und wird mit jedem Tage nützlicher, praktischer, unentbehrlicher in Industrie und Handel, und sei es nur, um die Frau, die von allen Seiten von verfälschten Artikeln umgeben ist, vor Betrug zu schützen. Das Mikroskop ist in vielen Fällen das einzige sichere Mittel, die schöne, echte Leinewand, der Stolz und die Freude jeder gebildeten Hausfrau, von den Geweben zu unterscheiden, die sich mit Baumwolle oft auf die versteckteste Weise gemein gemacht haben. Und wie oft muß der kostbare Lebensfaden des Seidenwurms, der in so eigenthümlich klangvoll rauschenden Gewändern die schöne Tochter bei feierlichen Gelegenheiten umwallen soll, sich zum Heiligenschein für das Produkt des wollhabenden Schafes hergeben? Der liebende Gatte, der hoffnungsvolle Anbeter bedenke, daß Seide mit Wolle oder Baumwolle die süßesten Hoffnungen vernichten kann, und das Echte gewöhnlich nur noch unter dem Mikroskop sich als unzweifelhaft ehrlich legitimiren kann. Ich erwähne noch die Milch und Sahne, welche letztere früher einmal aus verdünnter Milch mit zerquirltem Briefpapier (worin gewöhnlich etwas Arsenik ist) componirt wird. Nur unter dem Mikroskope noch lassen sich die unzähligen Verfälschungen von Lebensmitteln, Verbrauchs- und Luxusartikeln sicher erkennen. Man wird also leicht einsehen, daß das Mikroskop nicht nur sehr gesund ist, sondern auch viel Geld und Verdruß sparen, eben so die Leute zwingen kann, ehrlich zu handeln.

Ein Gelehrter von Fach in diesem Fache sollte sich die Mühe nehmen, die Kennzeichen des Echten und Unechten, wie sie sich unter dem Mikroskope darstellen, durch alle Grade und Pfiffe von Verfälschungen zu verfolgen, in Wort und Bild deutlich darzustellen und so das eigene Interesse der Menschen für das Mikroskop aufregen.

Mit der Zeit wird dann wohl auch der unendliche wissenschaftliche Werth dieses Instruments allgemein bekannt und anerkannt. Hier nur einige Andeutungen. Oken, der große Naturforscher, nennt das Mikroskop die Wurzel und Miene der Naturgeschichte, besonders der Physiologie, d. h. der Erkenntniß des Geheimnisses: Leben.

„Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält!"

Oken erkannte zuerst durch das Mikroskop die jetzt durch die ganze civilisirte Welt anerkannte Thatsache, daß alles organische Leben ursprünglich aus unendlich kleinen Zellen oder Bläschen bestehe, welche durch ihre Umdrehungen Wachsthum, Wärme, Gestalt und Farbe und Form bedingen und sich aus Luft, Licht, Wasser und elementaren Stoffen ernähren und vermehren. Daraus schloß und erschloß man weitere Geheimnisse des Lebens und gründete darauf die Physiologie, ohne welche es kein Wissen der Natur, keine Erkenntniß und Heilung von Krankheiten mehr giebt. Daraus ging eine vollständige Reform aller Naturwissenschaften und ein durch und durch tieferes Princip des Forschens, Erkennens und Wissens hervor. Ehrenberg entdeckte und classificirte durch das Mikroskop eine ganz neue Welt von Millionen und Billionen Wesen, die zum Theil an einem einzigen Sandkorn so viel haben, wie wir an unserer ganzen Erde. Der Leser kennt sie unter dem allgemeinen Namen Infusorien. Ganze Berge, Gegenden und halbe Länder stellten sich als Leichen von Infusorien (als deren Schildpanzer) dar. Roßmäßler's „Blicke in den Bau der Pflanzen," Schleiden's „Leben der Pflanzen," viele Werke von Klenike und Müller, Liebig's „Chemische Briefe," Moscheitett's „Nahrungsmittel der Menschen," A. v. Humboldt's „Kosmos," Burmeister's und anderer Meisterwerke, besonders medicinische mit ihren Entdeckungen und Heilungen wären ohne das Mikroskop nicht möglich gewesen. Die Kartoffel-, die Traubenkrankheit, die Cholera, die Gicht und andere Würgengel unter Pflanzen und Menschen lassen sich blos unter dem Mikroskop enthüllen und so beherrschen und vertreiben. Gerade die Krankheiten der Pflanzen kommen wohl größtentheils von Infusorien, deren Lebensweise sich blos unter dem Mikroskope beobachten läßt, so daß man einen Vertilgungskrieg gegen sie ausfindig machen kann, wie ein Arzt es bereits gegen die Krätzmilben gethan. Die Menschheit verdankt es dem Mikroskope, daß eine der hartnäckigsten Krankheiten jetzt in zwei Tagen geheilt werden kann. Aehnliche Entdeckungen wird man vermittelst des Mikroskopes für Pflanzen und Getreide machen. Es ist deshalb nicht zu viel verlangt, daß der Bauer mit dem Mikroskop umgehen lerne, wie die Gärtner in England, besonders um London herum, wo jedes Stückchen Land so groß wie eine Goldmünze jedes Jahr so viel wachsen lassen muß, als die Goldmünze werth ist. Wahrscheinlich ist der vortreffliche Artikel „Household words" über die Londoner Markt-Gärten schon übersetzt worden. Wir verweisen Jeden, der für ein Stückchen Erde zu sorgen hat, darauf, damit er sehe, wie man hier vermittelst der Wissenschaft und des rührigsten Fleißes mehr Gold aus der Erde zu treiben weiß, als die Goldgräber Australiens und Californiens. Daß die Natur-Erkenntniß in der Unendlichkeit des Kleinen eben so veredelnd und bildend, so erhebend und reinigend

auf den Menschen wirkt, wie die Unendlichkeit des Großen, der Meere und Berge, der Sterne und Sonnen, mag Jeder an sich selbst erfahren. Es ihm vorher beweisen zu wollen, ist deshalb nicht gerathen, weil sich auf den noch nicht erweckten Sinn nicht mit nachhaltigem Erfolg einwirken lassen soll.

Noch ein Wort über das Mikroskop in technischer Beziehung. Im Allgemeinen kennt es wohl Jeder. Holland und Italien streiten sich um dessen Erfindung. Allerdings hatte man schon im 13. Jahrhundert einfache Vergrößerungsgläser in Italien, und Roger Bacon soll Dinge darin gesehen haben, die das Volk blos dem Teufel zuschreiben konnte. Aber das eigentliche zusammengesetzte Mikroskop und dessen wissenschaftlicher Gebrauch läßt sich blos bis auf's 17. Jahrhundert zurückführen, wo der Holländer Leuwenhoek berühmte physiologische Entdeckungen durch dasselbe begründete. In neuester Zeit hat es mit den Fortschritten in der Lehre vom Lichte einen Grad von Vollendung erreicht, die jeden Laien, der zum ersten Male hindurchsieht, in Erstaunen setzen wird. Man kann bereits bis 7000mal vergrößern, so daß das dünnste Haar die Gestalt des dicksten Balkens annimmt und sein ganzes inneres Getriebe enthüllt. Das Mikroskop besteht aus wenigstens zwei Gläsern: dem Objectglas, das ein vergrößertes Bild des dicht unter ihm befindlichen Gegenstandes entweder direct oder besser durch mehrere vergrößernde convexe Gläser (Linsen) auf das Augenglas wirft, an welches sich das forschende möglichst dicht anschließen muß. Schlechte Mikroskope bestehen natürlich aus schlechten, d. h. unregelmäßig geschliffenen und Farben gebenden Gläsern. Ein gutes Mikroskop erkennt man besonders an achromatischen Gläsern, d. h. solchen, die blos klar vergrößern, ohne Farben zu erzeugen. Wer sich ein gutes Mikroskop verschaffen will, kaufe sich ein wohlfeiles, d. h. ein theures. Das wohlfeile taucht nämlich nichts, muß also weggeworfen und durch ein gutes ersetzt werden. Aeußerlich besteht das Mikroskop aus dem Ständer, der Object-Tafel, dem Leucht-Apparate und der Röhre mit den Gläsern. Der Ständer hält die Gläserröhre so, daß sie dem Gegenstande, der vergrößert werden soll, beliebig näher gebracht werden können. Die richtige Entfernung für die klarste Vergrößerung muß man sich suchen. Die Object-Tafel besteht am Einfachsten aus einem dunkeln Metallringe unter dem Objectglase, um den Gegenstand, den man untersuchen will, davon oder dazwischen zu befestigen. Der Leuchtapparat ist verschieden für dunkele und durchsichtige Körper. Für letztere besteht er aus einem concaven Spiegel, der sich in beliebige Winkel zu dem Objectglase stellen läßt und sein gesammeltes Licht in die Röhre werfen muß. Für durchsichtige Gegenstände wird statt des Spiegels eine Collectivlinse (convex) gebraucht, die so am Ständer befestigt ist, daß sie sich beliebig drehen läßt. Für den Gebrauch des Mikroskops nur noch einige Andeutungen. Man kann bei Sonnen- und künstlichem Lichte beobachten. Ersteres ist am Besten, wenn die Sonne klar am Himmel oder einer weißen Wolke gegenübersteht. Man hüte sich, das Sonnenlicht direct in den Leuchtapparat fallen zu lassen, weil dies ein colorirtes Bild giebt und die Augen verdirbt. Das beste künstliche Licht ist eine Flamme von reinem Oel. Der Tisch, auf dem das Mikroskop steht, darf nicht mit einer hellen Decke versehen und nicht polirt sein, weil dies viel Licht zerstreut und verbraucht. Die Gläser müssen natürlich (mit einem Stückchen alter Leinwand) rein gehalten und zuweilen erst mit einem Kameelhaarpinsel und dann mit Alkohol von der dünnen Haut, die sich aus der Atmosphäre mit der Zeit ansetzt, befreit werden. Da Augengläser oft mit Canada-Balsam überstrichen sind, muß man den Alkohol nur sehr vorsichtig anwenden und ein Leinenläppchen nur ein wenig damit anfeuchten. Mikroskope, die etwa 400mal ganz klar vergrößern, sind im Durchschnitt die besten. Ueber eine 400fache Vergrößerung hinaus geben nur noch die genauesten (und deshalb sehr theuern) Instrumente noch klare Bilder. Alles Uebrige wird man von jedem guten Optiker, von dem man das Instrument kauft, erfahren, der auch die interessantesten Gegenstände, die sich besonders für das Mikroskop eignen, für unmittelbaren Gebrauch vorbereitet halten wird. Zubereitung kleiner Gegenstände für das Mikroskop ist Sache eigenen Witzes, eines zarten, scharfen Messers, einer feinen Scheere, von ein Paar Nähnadeln (an kleinen Schrauben befestigt), einer feinen Zange u. s. w. Einen Wassertropfen wird jeder an einer Spitze unter das Mikroskop bringen lernen, um zu sehen, wie sich darin eine Menge wunderliche Wesen ihres kurzen Lebens freuen, bis sie mit ihrer ganzen Erde im warmen Sonnenlichte vergehen, wie ein Hauch, um im nächsten Tropfen oder als ein Theil des Menschen, eines Thieres oder einer Pflanze wieder aufzuleben. Will man die todte Natur wirthschaften sehen, verdunste man unter dem Mikroskope einen Tropfen Salzwasser durch ein Spiritusflämmchen; man sieht, wie die Krystalle sich hitzig beeilen, zusammenzuschießen, um stark durch Vereinigung dem Spiritus des Todes zu trotzen.

Colt's Drehpistolen-Fabrik in Milbank.

Eine der neuern Waffen, welche bestimmt ist, eine große Rolle zu spielen und auch schon zum Theil gespielt hat, sind die von dem nordamerikanischen Obersten Colt in Hartfort (Connecticut) erfundenen Revolvers oder Drehpistolen. In dem letzten Kriege der Vereinigten-Staaten gegen Mexiko haben sich die Revolvers als so zweckmäßig bewährt, daß sie zur Lieblingswaffe der Yankees geworden sind, zugleich aber auch die Aufmerksamkeit der Militärs aller Länder erregten, und daher schließlich den Erfinder Colt veranlaßten, von Amerika herüber zu kommen und in Milbank bei London eine große Fabrik zu gründen. Hier, wo neben zweihundert Maschinen an vierhundert Arbeiter beschäftigt sind, sowie in Colt's noch bedeutendern Fabriken jenseits des Oceans, konnten, dem Weltfrieden zum Trotz, schon seit geraumer Zeit die einlaufenden Bestellungen nicht befriedigt werden.

Der Leser begleite uns auf einem Besuche nach Milbank. Eine Tafel setzt uns in Kenntniß, daß der Eintritt nur in Geschäftsangelegenheiten oder auf besondere Erlaubniß gestattet ist. Letztere ertheilt uns der Oberaufseher; wir treten in das Comptoir und finden hier den Oberst Colt selbst. Man fühlt gleich, daß man sich keinem Manne gewöhnlichen Schlags gegenüber befindet, doch vereinigt der Oberst die ausgesuchteste Höflichkeit mit dem liebenswürdigsten Sich-Gehen-Lassen, und bietet sich uns sofort selbst zum Cicerone in seinem weitläufigen Etablissement an, wohin wir ihm voller gespannter Erwartung folgen.

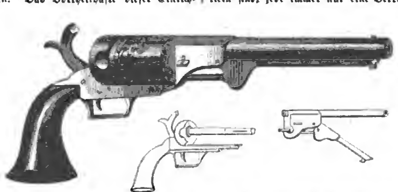
Ehe eine Drehpistole fertig wird, unterliegt sie zweihundert verschiedenen Operationen, welche ungefähr einen Zeitraum von sechs Monaten erfordern. Der Anfertigung vom Beginn bis zum Ende zu folgen, wäre daher eine Aufgabe, für welche in der Gartenlaube der Raum mangelt, und die ohne zahlreiche erläuternde Zeichnungen dem Leser auch nur unverständlich bleiben würde. Wir beschränken uns daher auf die Erzählung des Wesentlichsten, was wir bei unserm Besuche zu sehen bekommen.

Das drei Stock hohe Fabrikgebäude ist ungefähr 300 Fuß lang. Die zur Fabrikation der Revolvers nothwendigen Maschinen und Werkzeuge werden im untersten Stocke verfertigt, wo sich eine das Ganze treibende Dampfmaschine von 32 Pferdekraft befindet. Hier auch ist die große Schmiede gelegen, wo zuerst die Pistolenläufe hergestellt werden. Eine Vorrichtung, die in ihrem Baue Aehnlichkeit mit einer Guillotine hat, und wo ein an einer Kette befestigter Hammer mit voller Wucht von Oben herabfällt, giebt hierauf dem Sitze des Schlosses am Laufe mit einem einzigen Schlage die gewünschte Form: Wenn die zu diesem Zwecke glühend gemachten Läufe wieder erkaltet sind, kommen sie in die Bohrmaschine, worauf die Außenseite geglättet wird, während eine andere Maschine in die Innenwand Fugen einschneidet. Hieran schließt sich das schraubenmutterartige Ausbohren der Läufe, wonach eine Justirmaschine den gezogenen Lauf fertig herstellt. Hält man einen Pistolenlauf in diesem Zustande gegen das Licht, so ist man nicht wenig über die prachtvolle Schneckenform des Zugs erstaunt, welche wie bekannt, eine nothwendige Bedingung für die Sicherheit des Schusses ist. Außerdem hat dieses Verfahren den Vortheil, daß, indem es die Oberfläche dem vollen Lichtstrahle aussetzt, der kleinste Fehler im Metalle wahrzunehmen ist.

Der Bau des aus mehreren sich drehenden Abtheilungen

(Kammern) bestehenden Schwanzschraubencylinders erregt nunmehr unsere Aufmerksamkeit. Derselbe zeigt sich zuerst als ein starkes Stück ungeformten Stahls, bis ihn die Maschinen nach und nach schneiden, bohren, poliren und graviren; die gravirten Gegenstände stellen meist Schlacht- und Jagdscenen vor, und ist das Graviren auf mechanischem Wege ein uns von den Amerikanern abgewonnener Vorsprung. Ungleich wichtiger als diese Operationen ist jedoch das Ausbohren der Cylinderkammern, welches die äußerste Sorgfalt erfordert, da die Oeffnungen der Kammern genau auf das Loch des Hauptlaufes passen müssen, um das richtige Losgehen zu ermöglichen.

Die Operationen zur Verfertigung der Schlösser und Ladestöcke sind nicht weniger zahlreich, und zeichnen sich durch gleich sorgfältige Arbeit aus, wie denn überhaupt alle einzelnen Theile mit außerordentlich gleichförmiger Genauigkeit gearbeitet werden, so daß ein und derselbe Cylinder auf alle Läufe paßt, jeder Ladestock für alle Kammern, dieselbe Schraube in jedes Loch, die gleiche Warze für alle Zündhütchen. Das Vortheilhafte dieser Einrichtung, wornach ein vielleicht im Kampfe beschädigter Theil der Pistole, sogleich durch einen andern gleichen Reservetheil ersetzt werden kann, liegt auf der Hand.



Obwohl der Revolver nun eigentlich fertig ist, so sind doch noch einige Dutzend Maschinen da, die er jetzt passiren muß; theils wird er dadurch vollends justirt, theils geglättet und polirt, bei welchen feinsten Arbeiten zuletzt die Menschenhand an die Stelle der Maschinen tritt.

Wenn man aus den obern Stockwerken wieder herabsteigt, betritt man die Werkstätten, wo die Pistolenetuis angefertigt werden, und daneben die Packstube, wo eine wiederholte Prüfung der verschiedenen Theile des Revolvers stattfindet. Mit dieser Prüfung ist es übrigens nicht abgethan, und jeder Revolver muß auf Anordnung der Regierung die Feuerprobe bestehen. Außerdem ist Oberst Colt bei der Fabrikation seiner Waffen so gewissenhaft, daß er selbst jedes einzelne Stück viel härtern Schießproben unterwirft.

Die Zahl der täglich fabricirten Pistolen beläuft sich auf ec. hundert, jährlich etwa 30,000, womit natürlich der Nachfrage weitaus nicht genügt wird. Unsere Abbildung zeigt dem Leser den vollständigen Revolver, die beiden kleinern Zeichnungen das Gerippe des vordern und hintern Theils. Die runden halbschwarzen Punkte in dem Schwanzschraubencylinder der größern Zeichnung zeigen die Lage der Kugeln in den beweglichen Kammern, auf welch letzterer Einrichtung im Wesentlichen das Prinzip der Colt'schen Drehpistole beruht. Wenn die Kammern des Cylinders einmal geladen sind, kann in jeder Sekunde ein Schuß abgefeuert werden; rechnet man hierzu, daß ein Revolver 6—800 Fuß weit trägt, so kann man sich von dieser mörderischen Waffe, deren Einführung in der englischen Armee eifrigst betrieben wird, einen hinreichenden Begriff machen.

Bei dem Etablissement in Milbank sei noch erwähnt, daß viele der Arbeiten von Frauen und Kindern verrichtet werden, was um so eher geschehen kann, als sämmtliche Maschinen sehr klein sind, jede immer nur eine Verrichtung zu bewerkstelligen hat und die Leitung und Beaufsichtigung sehr leicht ist. Man könnte sogar fast sagen, daß die vielen verschiedenen kleinen Maschinen, die insgesammt von der großen Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden, als eine Art Automaten arbeiten, deren Funktionen nur von Menschenhänden geregelt werden. Sämmtliche Werkstätten sind luftig und hell, die unter den Arbeitern herrschende Stille ist jedoch das Anzeichen einer strengen Disciplin. Die Arbeitslöhne betragen von zwei bis sieben Schilling täglich; der Oberst hält dabei auf Pünktlichkeit und Fleiß, Mäßigkeit und gute Aufführung. Blauen Montag gibt's in Milbank nicht, jeder Wochentag gehört der Arbeit, doch sind die Tage nicht lang. Um vier Uhr Nachmittags stehen die Maschinen stille, und die für die Nacht bestimmten Aufseher beginnen ihren Dienst. Diese haben die einzelnen Räume zu überwachen, und sind durch eine mechanische Vorrichtung ihrerseits selbst wieder überwacht, so daß, wenn etwa einer auf seinem Posten einschliefe, seine Nachlässigkeit sofort verrathen werden würde.

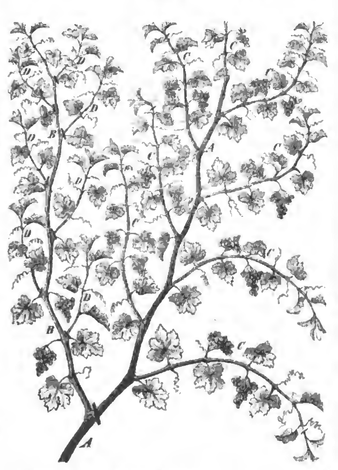
Der Weinstock und seine Behandlung.

Der Weinstock gehört durch sein rasches Wachsthum, seine lange Lebensdauer und Fruchtbarkeit unleugbar zu den edelsten und am weitesten verbreiteten Obstsortep. Er gedeiht vom 10—55° nördlicher Breite und zwar fast in jedem Boden. Ohne Schaden erträgt er einen Kältegrad von 12—16° R. Er hat weniger Feinde, leidet seltner in seiner Blüthe und trägt darum beständiger und reichlicher wie jede andere Obstsorte. Seine Früchte gehören zu den erquickendsten und welche Rolle der gekelterte Saft der Reben spielt, haben die Dichter in tausend Liedern uns gesungen. — Darum darf man sich nicht wundern, daß man den Weinstock so vielfach, wo es ein geeignetes Plätzchen giebt, angepflanzt findet. Mehr muß man sich wundern, daß er nicht noch viel verbreiteter ist, am meisten Wunder und zugleich Bedauern erregt es aber, wenn man sieht, daß diese edelste Naturgabe so häufig unter der unzweckmäßigsten Behandlung leidet. Darum soll hier ein Versuch gemacht werden, die wichtigsten allgemein anerkannten Regeln: Ueber das Beschneiden und die dahin gehörige Behandlung des Weinstocks am Spalier in unserm Klima, in möglichster Kürze aufzustellen. — Bekanntlich bedarf der Weinstock zu jeder Ernte zwei Jahr. Im ersten müssen die Reben wachsen und reif werden, die uns dann im zweiten Jahre erst die Trauben bringen. Die erste Sorge eines guten Weinzüchters muß also dahin gerichtet sein, sich tragbare d. h. lange, kräftige und reife Reben zu erziehen. Die Hauptarbeit (das Kappen) um diesen Zweck zu erreichen, muß im Frühjahr vor der Blüthe vorgenommen werden und zwar so bald die jungen Triebe die Trauben angesetzt haben und über der letzten Traube 3—4 Blätter sichtbar sind. (Das Kappen bis nach der Blüthe zu verschieben, ist höchst unzweckmäßig, denn das Wachsthum hat sich in alle Triebe und am meisten in die obersten, dann schon so vertheilt, daß die untersten, die doch, soll der Stock in Ordnung bleiben, zu Zuchtreben gezogen werden müssen, im Wachsthum merklich zurückgeblieben und nicht mehr zu Zuchtreben tauglich sind. Auch ist der Stock dann schon so belaubt, daß man keine Uebersicht mehr über denselben hat und folglich in's Ungewisse, ohne Zweck und Ziel kappen muß und darum auch nur eine sehr unvollständige Arbeit liefern kann.)

Die Arbeit des Kappens selbst besteht nun einfach darin, daß man, nachdem man den Stock sich genau angesehen und nach Bedürfniß und Nothwendigkeit die Triebe ausgewählt hat, die man zu künftigen Zucht- oder Tragreben erziehen will, auf folgende Weise verfährt: Alle Triebe die keine Zuchtreben werden, sondern blos Trauben tragen sollen, kappt man über dem zweiten oder dritten Blatte über der letzten Traube, d. h. man bricht oder schneidet an der bezeichneten Stelle (s. Abbldg.) den Trieb weg, der nun nicht weiter wächst. Dieser gekappten Rebe nimmt man im Laufe des Sommers auch alle Nebenzweige, Ableiter oder Geiz genannt. Anders verfährt man aber mit der

künftigen Zucht- oder Tragrebe, wozu man die geeignetste der untersten drei Schößlinge gewählt hat. Diese Zuchtrebe bleibt vom Messer gänzlich unberührt. Sie wird nicht gekappt und ebensowenig darf man ihr den Geiz nehmen; so daß sie bis Ende Juli vollständig und ungehindert wachsen kann. Nur die Gabeln entfernt man gelegentlich von derselben. Ende Juli aber schneidet man auch der Zuchtrebe die Spitzen ab, weil nun ihr Wachsthum in die Länge hinreichend vollendet ist. Vier Wochen später, also Ende August, kappt man auch den Geiz an der Zuchtrebe, aber niemals tiefer als auf drei oder vier Augen. (Da der Geiz, richtiger Ableiter genannt, bestimmt ist, den überflüssigen Holztrieb zu beseitigen, so wäre die Folge, wenn er zu früh oder ganz entfernt würde, daß der Holztrieb in das am Geiz sitzende schlafende Auge träte, und dieses statt zu einer künftigen Fruchtrebe, nur zu einer Holzrebe machte und damit wäre die künftige Ernte im voraus zerstört.) — Hat man den Weinstock im Frühjahr auf diese Weise behandelt, so werden die Zuchtreben mächtig wachsen und man hat im Laufe des Sommers nichts weiter zu thun, als dieselben fleißig und zwar so anzubinden, daß sie gehörig von Luft und Sonne getroffen werden können, Ende Juli die Spitze der Rebe und Ende August den Geiz einzustutzen. Nun bleibt blos noch der **Herbstschnitt** übrig. (Im Frühjahr darf der Weinstock nie geschnitten werden, weil die Schnittwunden dann so stark bluten und dem Stock eine solche Säftemasse entziehen, daß er nicht mehr im Stande wäre, seine Früchte zu der sonstigen Vollkommenheit zu zeitigen und ebensowenig kräftige neue Reben zu treiben. Doch diese Wahrheit ist schon so allgemein geworden, daß gegen dieselbe nur noch selten gesündigt wird). Der **Herbstschnitt** beginnt, sobald der Stock seine Blätter verloren hat. Dann schneidet man die vorjährige Rebe, die nun ihren Lebenszweck vollendet hat, genau und ganz glatt an der Stelle ab, wo die neue Rebe aus der alten hervorgewachsen ist (s. Abbildg.). Dieser neuen Rebe läßt man nun, so weit sie reif ist, ihre vollkommene Länge und schneidet blos den obern unreifen oder zu schwachen Theil weg, desgleichen entfernt man alle Seitenzweige. Bei dem Herbstschnitte muß man nun noch besondere Rücksicht darauf nehmen, daß außer den langen Fruchtreben, die bestimmt sind, das nächste Jahr uns eine Menge Trauben zu liefern, dem Stocke auch Gelegenheit bleibt, im nächsten Jahre neue kräftige Reben zu treiben. Dieses erreicht man am Besten, wenn man an jedem Stocke nach Verhältniß seiner Größe, eine oder einige der neuen Zuchtreben zu **Schenkeln** mit fünf Augen und desgleichen eine oder einige zu **Zapfen** mit zwei Augen einschneidet. Das eben Gesagte darf ja nicht unberücksichtigt bleiben, weil Schenkel und Zapfen für's nächste Jahr die kräftigsten Reben liefern und somit die wahren Erhalter eines normalen Zustandes des Weinstocks sind. Hierauf ist nun weiter nichts zu thun, als den ganzen Stock niederzulegen, zusammenzubinden und durch Zudecken, Einbinden oder Eingraben vor Erfrieren zu schützen und ihn so lange der Winterruhe zu übergeben, bis der wiederkehrende Lenz ihn zu neuem Leben wachruft.

Schließlich mögen sich hier noch einige wichtige allgemeine Bemerkungen anreihen, die doch mehr oder weniger zu berücksichtigen wären, als es bisher geschehen ist. 1) Will man an seinen Weinpflanzungen wirklich Freude erleben, so muß man bei Anlegung neuer Stöcke immer nur solche Sorten wählen, die für unser Klima geeignet sind, d. h. die September oder spätestens anfangs October reifen, sonst ist man häufig der Gefahr ausgesetzt, schöne, große Trauben am Stocke zu haben, die aber nur in besonders guten Sommern und also **selten** reif werden. Solche frühe Sorten sind unter andern besonders: **Weiße:** Schön- oder Gutedel, Krachmost, früher Leipziger, Diamant, frühe Malvasier-Libete, früher von der Lahn, früher Alexander, Ramberger-Schönedel, weißer Champagner, Muskatschönedel, grüner Borromeo rc. **Rothe:** Rother Schönedel, rother spanischer Gutedel, persische Corinthe, rother italienischer Malvasier, rother Geisler, Königsschönedel. **Blaue:** Oporto Rebe, Dolcete du Po, blauer Rheingrau, Jakobstraube, frühester Burgunder, Schwarzeläuner, großer blauer Malvasier rc. 2) Der geeignetste Boden, um neue Stöcke einzupflanzen ist ein solcher, der mit Klumpen alten Mörtels, zerbröckelten Ziegelstücken, überhaupt Bauschutt auch Austerschalen reichlich vermengt ist. 3) Bei der Düngung, die aber nur sparsam anzuwenden ist, scheint die animalische, wie Knochen, Knochenmehl, Hufe, Aas, Blut, Harn, der vegetabilischen weit vorzuziehen zu sein. 4) Will man junge Stöcke zu recht kräftigen, in Zukunft dankbaren Weinstöcken erziehen, so muß man in den ersten drei Jahren dieselben immer wieder auf zwei bis drei Augen zurückschneiden. Trägt nun im vierten Jahre ein solcher Stock das erste Mal dann wird man wohlthun, ihm wenigstens die Hälfte seiner Trauben abzuschneiden. Diese weise Schonung seiner Jugend wird der dadurch gekräftigtere Stock später desto reichlicher vergüten. 5) Bei der großen Verschiedenheit der Triebkraft einzelner Sorten ist natürlich auf dieselbe besondere Rücksicht zu nehmen und solchen Stöcken, die sehr stark wachsen und darum auch viel Platz einnehmen, wie früher Leipziger, Schwarzwelscher rc. auch der nothwendige Raum anzuweisen, wogegen schwach treibende wie Dolceto du Po nur wenig Platz bedürfen. 6) Beim Aufbinden im Frühjahr ist es aus mehrfachen Gründen höchst zweckmäßig, die Reben so waagerecht wie möglich am Spalier zu ziehen.



A. Die Rebe. B. Die ungekappte Zuchtrebe. C. Die gekappten Fruchtreben. D. Der Geiz oder Ableiter. —— Der Herbstschnitt. —— Das Kappen.

An diesen Lehren und Anweisungen möge es genügen. Wem sie noch fremd waren, mache sich dieselben zu eigen und sei versichert, daß die richtige Anwendung derselben einen reichen Segen erquickender Früchte aus seinen Weinpflanzungen zur nothwendigen Folge haben wird.

Blätter und Blüthen.

Zwanzig Dollars Belohnung. Vor etwa zwei Monaten (erzählt die „New-York-Post" vom 5. April) wurde einem ältlichen Herrn auf der Straße in einer ihm unerklärlichen Weise die Uhr gestohlen. Er bot öffentlich zwanzig Dollars Belohnung Demjenigen, der sie ihm wiedergäbe, er wolle selbst dem Diebe keine Unannehmlichkeiten bereiten. Bald darauf redete ihn ein anständiger Herr auf der Straße an: „Sir, Sie sind um Ihre Uhr gekommen?" — „Das bin ich!" „Sie versprachen dem Wiederbringer zwanzig Dollars Belohnung?" — „Versprach ich." „Versprachen, kein Aufhebens davon zu machen?" — „Kein Aufhebens." — „Sind'n Gentleman?" „Bin ich." „Well then, hier ist Ihre Uhr." Der Gentleman bezahlt seine zwanzig Dollars, steckt seine Uhr ein und murmelt im Abgeben: „Möchte doch wissen, wie er's angefangen!" — „Möchten Sie?" ruft ihm der anständige Herr nach; „soll ich's Ihnen zeigen?" — „Yes, zeigen!" „Nun passen Sie auf," sagt der anständige Herr, „Sie erinnern sich vielleicht, wie an dem Tage, an welchem Sie Ihre Uhr verloren, Jemand heftig gegen Sie aus Versehen anrannte und Sie um Entschuldigung bat?" — „Ist mir so." „So, nun sehen Sie, das war ich." „Freut mich, Ihre werthe Bekanntsch — aber, wie war's möglich? Ich erinnere mich kaum —" „Erlauben Sie, ich werde es Ihnen zeigen." „Yes, zeigen!" Und jetzt rannte der anständige Herr wieder gegen den ältlichen Herrn an, bat um Entschuldigung und entfernte sich. „Dank Ihnen!" rief ihm der ältliche Herr nach und ging seiner Wege, wobei ihm einfiel, daß es wohl bald Essenszeit sein könne. Aber um das zu erfahren, mußte er einen andern Herrn fragen, denn seine eingelöste Uhr war inzwischen eine Flötenuhr geworden, sie war „flöten gegangen", wie bei dem ersten Stoße des anständigen Herrn.

Auch in London passirte eine ähnliche Geschichte. Dort läßt auch der albernste Stutzer sein bestes Taschentuch nicht heraushängen, da Gelegenheit Diebe macht. Manchmal behält aber aus Nachlässigkeit ein seidener Zipfel Aussicht auf die Straße. Und da sind ehrliche Leute fast immer bei der Hand mit ihrem „Nehmen Sie Ihr Taschentuch in Acht!" Neulich nun ging eine gutmüthige Seele in diesem Falle noch weiter und begleitete die Warnung mit einem Stoße, der das Taschentuch bis in die tiefste Tiefe der Tasche zwang, aber nicht das seidene, sondern einen rasch untergeschobenen baumwollenen Stellvertreter.

Der „Volkspalast" in Sydenham bei London, der viermal so viel Raum einschließt, als die größte Kirche, die Paulskirche, und bereits 7 Millionen Thaler kostet, deckt die Zinsen dieses Kapitals schon allein durch die Miethe, welche die Aussteller und Verkäufer darin für ihre Stellen bezahlen. Die 140,000 Quadratfuß Raum, welche von dem großen Inhalte des Palastes, nämlich 40,000,000 Cubikfuß, zum Ausstellen verkäuflicher Waaren bestimmt sind, verzinsen 7 Millionen Thaler! Nun kommen erst noch die Besucher, die von zwei Londoner Eisenbahnen und andern aus der Provinz fortwährend ab- und zugedampft werden, mit ihren Schillingen! So eröffnet sich der erste Friedens- und Culturtempel aller gebildeten Völker am 24. Mai, also mitten im Kriege, doch unter den glänzendsten Aussichten. Und so ist dieses Glas des Friedens doch wohl stärker als Bomben-Metall.

Literarisches. Trotz allem Kanonendonner und Kriegsgefahren, trotz Geldmangel und Geschäftsstille scheint die schöne Literatur nicht feiern zu wollen. Von Glasbrenner erscheint in gänzlicher Umarbeitung eine zweite Auflage seines „Reineke Fuchs", dessen poetische Schönheiten sicher auch jetzt noch Anerkennung finden, wenn auch manche polemische Zeitanspielungen nicht mehr verstanden werden. Ein jedenfalls interessantes Buch dürften die nächstens erscheinenden „Wendische Weiden" sein, Erzählungen aus dem wendischen Volksleben, das viel Poetisches und Eigenthümliches hat. Auch der Vielschreiber Ludw. Bechstein, dessen Romane so sehr zur Füllung der Makulaturniederlagen beitragen, hat wieder einen Roman: „Der Dunkelgraf" geschrieben. Widemann, der bekannte Verfasser der lieblichen Erzählungen: „Am warmen Ofen" läßt ein zweites Bändchen unter dem Titel: „Für stille Abende" vom Stapel laufen. Ganz an der Zeit ist die so eben angekündigte Uebersetzung der „Denkerbriefe vom walachischen Donauufer" von der Prinzessin Aurelia Ghika, die wahrscheinlich auch einige interessante Mittheilungen über die Walachen und russische und türkische Persönlichkeiten enthalten werden. Als Curiosität wollen wir schließlich noch anführen, daß der Verfasser der Broschüre: „Die Erde steht fest" eine Monatsschrift unter dem Titel: „Blätter der Wahrheit" herausgeben wird. In der Ankündigung verspricht er durch diese Zeitschrift den „Streit zwischen Bibel und Wissenschaft zu enden". Wohlgemerkt, das wird Herr Schöpffer thun, der bekannte Verfasser von hunderten, bei Fürst in Nordhausen erschienenen Broschüren, als: Keine Hämorrhoiden mehr — Keine Zahnschmerzen mehr — Anweisung im Hazardspiel stets zu gewinnen rc. rc. rc. Wer ist dabei am meisten zu bedauern? Der Autor, der Verleger oder das Publikum?

Türkischer Fortschritt à la Koran. Ein türkischer Offizier, in Paris erzogen und dort Ehemann einer hübschen Französin geworden, gab unlängst seinen Freunden in Constantinopel einen Schmauß, wobei die Frau die Honneurs machte. Die Freunde machten große Augen und gaben endlich ihre Unzufriedenheit mit der irreligiösen Neuerung zu verstehen. Der civilisirte Ehemann eilte mitten im Schmauße davon zum Scheik-ul-Islam (eine Art Superintendent) und bat ihn, zwei Fragen schriftlich zu beantworten: „Ist es einem Muselmann verboten durch den Koran, eine Christin zu heirathen?" „Nein." „Befiehlt der Koran, daß sie ihr Gesicht verberge?" „Nein." Mit diesem religiösen Aktenstück beschwichtigte er seine Gäste und Einige sagten, sie würden's ihm nachmachen.

Das Unglück, das große Loos zu gewinnen. Ein solches Unglück, wird Mancher denken, wollte ich schon ertragen, aber es ist doch nicht so leicht, wie es aussieht. Ich habe einen Mann gekannt, der mir mit sehr trüber Miene gestand, der Gewinn des großen Looses habe ihn unglücklich gemacht. Er war früher Sattler in Liegnitz und mußte sich dabei ziemlich mühsam durchschlagen, allein seine stets heitere Laune machte ihm jede Entbehrung leicht, und er war froh, seine Familie redlich ernähren zu können. Da machte er einen ziemlich bedeutenden Lotteriegewinn. Er erweiterte sein Geschäft, alle Nahrungssorgen und kleinen Verlegenheiten verschwanden, und er fühlte sich ganz glücklich. Mehr aus Gewohnheit, als getrieben von dem Wunsche, noch mehr zu gewinnen, spielte er in der Lotterie fort und zwar ein ganzes Loos, und die Glücksgöttin ließ darauf nach einiger Zeit das große Loos fallen. Jetzt war der früher arme Sattler ein reicher Mann. Doch was in den Augen Anderer für ein ungeheures Glück galt, machte ihn unglücklich, wenn auch freilich nur durch die thörichte Anwendung seines vielen Geldes. Er gab sein Geschäft auf, aber an Thätigkeit und Arbeit gewöhnt, plagte die Langeweile ihn fürchterlich. — Er wurde als Reicher von Vielen aufgesucht, die ihn früher nicht angesehen hatten; er ließ sich durch sie in Kreise locken, für die er nach seiner geistigen wie seiner geselligen Bildung nicht paßte; er lernte Genüsse und Bedürfnisse des Luxus kennen, die ihm früher fremd gewesen waren: er mußte Rücksichten aller Art nehmen, und bald war in einer fremden beengenden Umgebung seine frühere Heiterkeit verschwunden, und er sagte gar oft mit einem schmerzlichen Seufzer: „Wie glücklich wäre ich, hätte ich das große Loos nicht gewonnen!"

Türkische Offizier-Praxis. Nichts kann in der Türkei besser sein, als der Stoff zum Soldaten, sagt ein jetzt im türkischen Lager befindlicher englischer Correspondent. Der türkische Soldat hat alle nöthigen guten Eigenschaften, er ist tapfer und außerordentlich hart in Ertragung von Strapatzen, Kälte, Hunger und Hitze; er ist derb, nüchtern und folgsam. Strafen in den Armeen sind fast ganz unbekannt. Der Fehler liegt in der Organisation, die über alle Begriffe schlecht ist. Offiziere werden nicht wegen ihrer Tüchtigkeit als Soldaten und wegen militärischer Kenntnisse gewählt, sondern je nach der Masse ihres Soldes, die sie dem, welcher ihnen die Stelle verschafft, abzulassen versprechen. Dies geht bis zum ersten Commandeur hinauf. So gab der letzte Ober-Commandeur der asiatischen Armee, Achmet Pascha, einen Wechsel auf einen ganzen Jahresgehalt dem Mächtigen in Constantinopel, der ihm die Stelle verschaffte. Und darin liegt das eigentliche Unglück, welches die asiatische Armee unter ihm hatte, denn er versteht vom Militärwesen wissenschaftlich gar nichts. Dieses System geht durch alle Grade von Offizieren und es ist der Hauptgrund, weshalb die türkische Regierung so viele Schwierigkeiten macht, europäische Offiziere zuzulassen; sie will's nicht mit den Offizieren verderben, damit diese ihr und der Türkei Verderben fortsetzen und vollenden können. Die gemeinen Soldaten lieben im Durchschnitt europäische Offiziere, und wenn die Regierung gehörigen Muth hätte, könnte sie rasch diesem furchtbaren Corruptionssysteme ein Ende machen. Jetzt zwingt sie zögernd die Noth dazu, so daß allerdings deutsche, französische, ungarische und englische Offiziere immer mehr Terrain gewinnen, wobei allerdings von „Aufrechterhaltung der Integrität der Türkei" ebenso wenig noch die Rede sein kann, als in der That bei den Freunden der Türkei. Die Türkei geht unaufhaltsam in europäischer Civilisation unter oder auf, wobei es in der Wirklichkeit und culturhistorisch gleichgültig bleibt, ob, wann und von wem der Halbmond von den Moscheen heruntergerissen und mit dem Kreuze vertauscht werde. Allem Anscheine nach führt „der Krieg" jetzt alle die unzähligen halbbarbarischen Stämme und Mischungen, die die ungeheuern Strecken von den ionischen Inseln bis über das schwarze Meer hinaus bewohnen, diesem Culturprocesse entgegen. „Arten" gehen unter und artige Menschen stehen dafür auf.

Man wird Alles gewohnt. Als im Jahre 1823 die Sclaven auf Jamaika einen vergeblichen Versuch zur Erlangung ihrer Freiheit machten, wurden nach der Unterdrückung des Aufstandes die Hinrichtungen, welche Belagerungszustand und Kriegsgerichte im Gefolge hatten, so zahlreich, daß das Publikum sie zuletzt gar nicht mehr beachtete, obgleich sie auf dem Marktplatze der Kirchspiels-Hauptorte Statt fanden. Der Missionär Bleby sah in dieser Zeit einst drei Neger hängen, während unmittelbar um den Galgen die Marktgeschäfte ihren so ruhigen und ungestörten Fortgang hatten, als verstände sich das so von selbst, oder als finde wenigstens nichts Ungewöhnliches Statt.

Der junge Großherzog von Weimar scheint in seiner Residenzstadt eine Kunstperiode hervorrufen zu wollen, wie einst sein genialer Großvater die Glanzperiode der Literatur dorthin zauberte. Der erste Anfang soll mit einer Art Walhalla gemacht werden, die mit prächtigen Vorhallen und großartigen Eingängen an dem Abhange eines Berges gebaut wird und wozu der Ankauf des Grundstückes allein 32,000 Thaler kostet. Gegenüber oder dahinter — wir sind darüber im Zweifel — aber auf demselben Grundstück soll freilich auch ein Prachtbau einer Kaserne ausgeführt werden, deren Kosten auf 120,000 Thaler veranschlagt sind. E. K.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Der Bürge.

Ein Zeitbild aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Die beiden Diebe, welche den Rathsherrn und Lederhändler Matthias Pribus bestohlen, sollten, dem Ausspruche des Gerichts gemäß, drei Tage nach Verkündung des Urtheils gehenkt werden, aber die Nachricht, daß im Laufe der nächsten Tage noch mehrere Abtheilungen der in der Niederlausitz so wie in Schlesien geworbenen Kriegstruppen, welche alle den Weg nach Leipzig über Bautzen nehmen mußten, in der Stadt eintreffen würden, veranlaßte den Magistrat, diese Hinrichtung einen Tag früher vorzunehmen, und zwar, da es am Vormittag des nächsten Tages zu spät wurde, diese Execution des Nachmittags stattfinden zu lassen; denn zu jener Zeit wurde der Gebrauch, daß Hinrichtungen nur bis vor zwölf Uhr Mittags vollzogen werden durften, nicht festgehalten, so wie darüber überhaupt auch jetzt eine gesetzliche Bestimmung nicht vorhanden ist.

Als daher des andern Tages die vor der Stadt Nachtrast gehaltenen braunschweigischen Hülfstruppen abmarschirt waren, und nur der in der Herberge zum goldenen Lamm im Quartier liegende Werbeoffizier mit seinen Reitern nebst dem Stallmeister und dessen Leuten in Bautzen zurückblieb, führte man die Delinquenten gegen vier Uhr Nachmittags zum Richtplatze, der damals vor dem Thore auf dem sogenannten Galgenberge sich befand, und eine halbe Stunde später hing des Rathsherrn ungetreuer Buchhalter nebst dessen Spießgeselle an dem in Eile errichteten Galgen.

Der Pole, welcher als neugeworbener Reiter vom Werbeoffizier sein Handgeld und von dem Stallmeister ein Darlehn von mehreren Gulden erhalten hatte, und dem das Einpacken seiner sämmtlichen Habe nicht den geringsten Zeitaufwand verursachte, da er außer ein paar alten Reiterpistolen, einem lateinischen Gebetbuche und einigen falschen Würfeln nichts sein Eigenthum nannte, als was er auf dem Leibe trug, machte des andern Tages mit dem Stallmeister die Runde durch alle Spiel- und Zechherbergen der Stadt, und als die erwarteten Pferde von Löbau eintrafen und der Stallmeister zu deren Unterbringung sich von ihm trennte, und ihm nochmals einschärfte, noch diesen Abend unter dem Schutze der Dunkelheit die Stadt zu verlassen und seiner im nächsten Dorfe zu harren, trieb es den Polen nach der Gerbergasse in des Rathsherrn Haus, mit dessen Ein- und Ausgängen er genau bekannt war. Unbemerkt gelangte er zur Hinterpforte, welche mit der Stadtmauer in Verbindung stand, deren Schloß er mit leichter Mühe erbrach und diese von außen mit einem Stock anknüpfte. Von hier aus stand ihm durch den Garten und den Hof der Weg zum Wohngebäude offen, und als er diesen sich gesichert, schlich er zur Hinterpforte hinaus, ohne von irgend einem der Hausgenossen bemerkt worden zu sein, deren größerer Theil nebst dem Rathsherrn der Hinrichtung beiwohnten.

Der Tag, an welchem diese Hinrichtung vollzogen worden war, gehörte zu einem der trübsten und stürmischsten Octobertage und schon gegen sieben Uhr Abends bedeckte dichte Finsterniß die Stadt und deren Umgebung. Um diese Zeit verließ Wranitzky die Herberge, nachdem er dem Stallmeister seinen Plan mitgetheilt, auf welche Weise er an dem undankbaren Gläubiger sich zu rächen gesonnen sei; dieser, welcher bei dieser Mittheilung laut auflachte und seinen Beifall darüber zu erkennen gab, befahl einem der mit den Remontepferden angekommenen Knechte, den Polen zu begleiten, und wenn derselbe seine Hülfe nicht mehr brauche, sich in die Herberge zurückzubegeben. Mit diesem Knechte ging Wranitzky auf einem ihm bekannten Schleichwege unter dem Schutze der Finsterniß durch ein offenes Pförtchen der Stadtmauer dem Galgenberge zu, und obgleich er, sowie der ihm begleitende Knecht sich eines unheimlichen Grauens nicht erwehren konnten, je näher sie dem von schwarzer Nacht umhüllten Galgen kamen, so siegte doch bald die tolle Lust, dem undankbaren Gläubiger noch einen argen Streich zu spielen, über diese Furchtanwandlung, und rasch entschlossen kletterte der Pole an dem Galgen empor und schnitt den Buchhalter, dessen dürre Klappergestalt selbst in der Finsterniß sehr bemerkbar von der starken Mannesfigur seines Gefährten abstach, ab, belud damit den Knecht und schritt nun längs der Spree, über einen schmalen Steg derselben glücklich gelangend, der in der Stadtmauer ausmündenden Hinterpforte des dem Rathsherrn gehörigen Grundstückes zu, in deren Nähe er den Knecht zu warten befahl, ihm den todten Buchhalter abnahm, denselben aufhockte, mit dessen Armen um seinen Hals geschlungen ihn festhielt, und nun durch die geöffnete Pforte nach dem Garten eilte, von wo aus er leicht über den Hof in die Hausflur des Wohngebäudes gelangen konnte, in dessen Erdgeschoß das Verkaufsgewölbe des Lederhändlers lag. Vorsichtig, aber auch etwas ängstlicher, seit der Knecht nicht mehr in seiner Nähe war, schlich er sich mit seiner gespenstischen Last durch den Garten in den Hof. Nirgend war Licht zu erblicken, rings umher herrschte die tiefste Ruhe, durch nichts unterbrochen, als durch das jetzt sich erhebende heisere Geheul eines Hundes in einem der Nachbarhäuser. Den Polen durchrieselte es eisigkalt und rascher eilte er vorwärts, wenige Schritte noch und er war in der Hausflur, sein Plan war gelungen, und schon wollte er mit der letzten Kraft seines Muthes den Buchhalter von seinem Rücken herabgleiten lassen und an die ihm wohlbekannte Ladenthüre lehnen, da fühlte er plötzlich, wie

die Hand des Gehenkten fester sich an seine Hand hielt und diese krampfhaft drückte. Sein Blut stockte, und entsetzt wollte er den Leichnam von sich werfen, aber vergebens, die Arme des Buchhalters hielten sich fest an ihn und drohten ihn zu erwürgen; der Angstschweiß brach ihm aus und schon war es ihm, als höre er ein leises Stöhnen und als hauche mit warmem Lebensathem der Todte ihn in's Ohr; — da, seiner Sinne kaum mehr mächtig und von wahnsinniger Furcht gepackt, riß er mit der Kraft der Verzweiflung die seinen Nacken umklammernden Arme des Gehenkten auseinander und den Leichnam unter laut schallendem Gepolter auf die Hausflur werfend, verlor er, über sein Schwert stolpernd, das Gleichgewicht und stürzte mit dem Gehenkten zugleich zur Erde. Unverkennbar hörte er jetzt ein leises Aechzen und Stöhnen dicht neben sich und fühlte, wie der Gehenkte, auf welchen er gefallen war, Arm und Fuß zu bewegen begann und sich an ihm anzuhalten versuchte; er hörte im obern Stockwerk Stimmen laut werden und bemerkte bei dem schwachen Schimmer eines von dem obern Stockwerke herableuchtenden Lichts die Treppe, an deren letzte Stufen er mit dem Buchhalter zusammengesunken war. Er suchte zu entfliehen, aber die Kniee versagten ihm den Dienst, und nur als Lichtschimmer und Stimmen immer näher kamen und ihm trotz seiner Todesangst klar wurde, daß, wenn man ihn hier finde, er schwer für diesen Frevel büßen müssen und in harte Haft gelangen könnte, statt morgen mit dem Stallmeister hinauszuziehen als freier, stattlicher Reitersmann, da raffte er sich gewaltsam empor und eilte nach dem Hofe, um von da in den Garten durch die offene Hinterpforte außer den Bereich der Stadt zu gelangen und im nächsten Dorfe Rast zu halten, bis der Stallmeister vorüberziehe und ihn mitnehmen werde. Allein die Verwirrung, in welcher er sich befand, ließ ihm diesen Ausweg nicht finden, und um nur vor der Hand den Blicken der herbeieilenden Hausgenossen verborgen zu sein, schlich er, von Fieberfrost geschüttelt, in einen leer stehenden Schuppen, welcher den Hof von dem Garten trennte, und drückte sich in dessen Hintergrund unter Lattenwerk und Gerölle aller Art ängstlich zusammen, hoffend, sobald als möglich von hier aus noch entfliehen zu können.

Unterdeß waren die Hausbewohner näher gekommen und der Rathsherr, welchen zwei Diener mit Lichtern begleiteten, war der Erste, welcher den gehenkten Buchhalter erblickte, der jetzt völlig zum Leben erwacht, auf seine Kniee gesunken war und mit wirren Blicken die Näherkommenden anstarrte.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ schrie der Rathsherr entsetzt zurückweichend, als er in der Jammergestalt seinen Buchhalter erkannte.

„Amen!“ stöhnte dieser und streckte wie um Gnade flehend die Hände nach dem frühern Brotherrn aus.

Da entsanken die Leuchter den zitternden Händen der Diener und in wilder Flucht und unter gellendem Hülferuf stürzten Alle auf die Straße.

Wenige Minuten darauf füllte sich Hausflur und Hof mit den theils erschrockenen, theils neugierig herbeieilenden Bewohnern der Nachbarschaft, und die Beherztesten derselben traten dem Gehenkten näher und beleuchteten ihn mit ihren Fackeln. Dieser aber vor Frost und Furcht zitternd, streckte wiederholt seine Hände den Staunenden entgegen und wimmerte kläglich um Gnade. Als nun aber Alle sich überzeugt, daß hier von einem Geisterspuk die Rede nicht sein könne, obgleich man den Buchhalter am Galgen und nicht hier in der Hausflur zu finden geglaubt hatte, da nahm der Rathsherr endlich das Wort und rief:

„Wie kommt Ihr hierher, Unseliger?“

„Ich weiß es nicht,“ stöhnte kläglich der Befragte. „Mir ist es, als ob ich jetzt erst aus einem schweren, mir den Athem raubenden Traume erwacht sei, und als hätte ich durch einen schmerzhaften Fall wieder neues Leben in mir gefühlt.“

„Und wer hat Euch vom Galgen abgeschnitten?“ fragte der immer noch furchtsam in weiter Entfernung von dem auf den Knieen liegenden Delinquenten sich haltende Rathsherr und wieß auf den zerschnittenen Strick, dessen Ende auf den Rücken des Buchhalters herabfiel, während die von dem Henker geknüpfte Schleife sich aufgelöst hatte und nur locker den Hals umgab.

„Auch das weiß ich nicht, aber habt Erbarmen, laßt mir das Leben, und führt mich nicht wieder zum Hochgericht!“ stammelte jammernd der Buchhalter.

„Damit Ihr von Neuem wieder stehlen könnt!“ grollte der Rathsherr, bei welchem mit der verschwindenden Furcht der Haß gegen den Dieb wieder die Oberhand erlangte.

„O erbarmt Euch, und laßt mir mein elend Leben, nur nicht wieder zum Galgen!“ schrie der Gehenkte und rutschte auf den Knieen dem Rathsherrn näher, indem er dessen Hand zu erhaschen suchte.

„Das wird nimmer geschehen,“ entgegnete kalt und ernst die Stimme des Bürgermeisters Wolf Mühlhof, welcher durch den Volksauflauf herbeigeführt, mit einer Abtheilung Bewaffneter sich durch die Menge Platz brach. „Das Urthel des Gerichts,“ fuhr er fort, finster auf den Buchhalter blickend, „hat Euch das Leben abgesprochen, und welcher Spuk Euch auch wieder in's Leben gerufen, Ihr seid dem Galgen verfallen und werdet demselben verbleiben. Auf! bindet ihn und führt ihn in's Gefängniß, von wo aus er morgen in frühester Stunde die Reise wieder antreten mag nach seinem letzten Ziele, damit nicht Spott getrieben werde mit des hochnothpeinlichen Halsgerichts Urthel und Spruch.“

Diesem Befehle wagte keiner der Anwesenden entgegenzutreten, obgleich die Mehrzahl derselben nicht ohne Mitleid auf den Unglücklichen blickte, welcher jetzt wild aufheulend vor verzweiflungsvoller Todesangst vergebens die Kniee des kalten, strengen Bürgermeisters zu erfassen versuchte. Die Bewaffneten ergriffen ihn, banden ihm die Hände auf den Rücken und schleppten ihn in's Gefängniß; das Volk verlief sich, die Knechte des Lederhändlers aber, welche jetzt sorgsam Hof und Garten durchsuchten und mit Befremden die Hinterpforte offen fanden, entdeckten den in seinem Versteck sich verborgen haltenden Polen, den seine alte Keckheit gänzlich verlassen zu haben schien, so lange er hier in Besorgniß geschwebt, aufgefunden zu werden, dessen Trotz aber wiederkehrte, als die Knechte über ihn herfielen und ihm nach heftigem Widerstande ebenfalls die Hände knebelten.

„Also Ihr hier und versteckt gleich einem Strauchdiebe!“ rief der Lederhändler, eben nicht freudig überrascht bei dem Anblicke seines ihm verhaßt gewordenen Schuldners. „Ha, gewiß, Ihr und kein Anderer hat den Gehenkten vom Galgen geschnitten und in mein Haus getragen!“

„Wer sagt Euch dies!“ entgegnete trotzig der Pole und versuchte unter vergeblichen Kraftanstrengungen seine Hände aus den fesselnden Banden zu befreien.

„Kein Anderer als Ihr ist eines solchen Bubenstreichs fähig!“ fuhr der Rathsherr voll bittern Grolles fort. „Was hättet Ihr auch Ursache zur Nachtzeit Euch zu verbergen im entlegensten Winkel jenes Schuppens?“

„Ich wollte mir noch einmal genau das Haus besehen, dessen Besitzer ich gerettet aus Räuberhänden, und der mich jetzt fesseln läßt durch seine Knechte, gleich dem ärgsten jenes Gesindels,“ knirrschte Wranitzky mit steigendem Ingrimm. „Nehmt mir die Stricke ab, Ihr Schurken, oder bei allen Teufeln, Ihr büßt es mit Eurem Leben, sobald meine Hand nur irgend frei wird, um den Griff eines Schwertes zu erfassen.“

„Für diesmal müßt Ihr Euch schon fügen, gefesselt zu bleiben gleich einem Diebe, denn Ihr habt dem Galgen seine Zierde und den Raben ihr Futter geraubt,“ entgegnete verächtlich der Rathsherr. „Darum mögt Ihr im Gefängniß Euch überlegen, welch schlechten Dienst Ihr dem Gehenkten geleistet, der durch Euch wieder in's Leben zurückkehrte, um es von Neuem wieder unter Höllenqual dem Henker preiszugeben.“

„Ihr habt kein Recht an mir!“ brüllte der Pole und versuchte im ohnmächtigen Grimm mit dem Fuße nach dem Rathsherrn zu stoßen. „Ich bin des Herzogs von Braunschweig Kriegsmann von heute an, darum müßt Ihr mich frei geben, Ihr elende Krämerseele, dessen schäbiges Leben nicht werth war, es den Fäusten der Troßbuben zu entreißen. Verflucht seid Ihr, der auf so bübische Weise mich zu behandeln wagt.“

„Für jenen Reiterdienst hat man Euch reichlich bezahlt, jetzt aber geschieht Euch, wie Ihr es verdient,“ entgegnete kalt der Rathsherr und verließ hastig die Hausflur, die Knechte aber packten den vor Wuth schäumenden Polen und warfen ihn in den Kerker des Lauenthurms.

Die achte Stunde des nächsten Morgens fand sämmtliche Mitglieder des Magistrats der Stadt Bautzen in ernster Berathung

im Sessionszimmer des Rathhauses versammelt, nach deren Schluß der Scharfrichter zum zweiten und letzten Male den zum Leben zurückgekehrten Gehenkten dem Galgen zuführte und dort wieder neben dessen Mitschuldigen aufknüpfte, und obwohl auch in der Rathsversammlung sich so manche Stimme des Mitleids für den Unglücklichen erhoben hatte, so glaubte man dennoch der Milde hier keinen Einfluß gestatten zu dürfen, und auf die Erfüllung des Urthelspruchs streng bestehen zu müssen, welcher den Buchhalter verurtheilt, durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht zu werden und man durch einen Act der Gnade die in damaliger Zeit gefürchtete Macht des städtischen Blutgerichts in den Augen des Volkes zu gefährden glaubte.

Als aber diese Execution, welche schnell und geräuschlos erfolgte vorüber war, und man den Scharfrichter zum zweiten Male für die Ausführung derselben bezahlt hatte, wurde der Pole vorgeführt und von diesem unter Androhung der Folter das Geständniß erpreßt, daß er geschworen habe, den Rathsherrn einen Bürgen für seine Schuld zu bringen und solle er denselben vom Galgen holen. Dies Versprechen habe er erfüllt, denn ein anderer Bürge hätte sich für ihn nicht gefunden, nun aber verlange er Befreiung aus seiner Haft, da er seit gestern im Dienste des Herzogs von Braunschweig stehe und für immer die undankbare Stadt verlassen wollte.

Nach dieser Erklärung wurde Wranitzky wieder abgeführt, der Magistrat aber faßte nach kurzer Berathung den einstimmigen Beschluß:

„Den Polen Bartholomäus Wranitzky, zur Strafe wegen des von demselben verübten Frevels gegen die der Stadt zustehende richterliche Gewalt, in ein Faß zu spunden, durch einen Fuhrmann in die ödeste Gegend der Niederlausitzer Haide zu schaffen und dort laufen zu lassen, wohin es ihm beliebe, und jedoch ihn zu verwarnen, bei Todesstrafe Bautzen und dessen Weichbild je wieder zu betreten *.

Als dem braunschweigischen Werbeoffizier so wie dem Stallmeister Kenntniß wurde von diesem Strafurtheil, durch welches der Pole nach einer dem Marsche der angeworbenen Truppen entgegengesetzten Richtung transportirt werden sollte, versuchten Beide, da sie mit der wenigen zu ihrem Gebote stehenden Streitkraft gegen die mächtige Stadt durch Gewalt nichts auszurichten vermochten, den Magistrat durch gütliche Vorstellungen zu bewegen, das Urthel dahin abzuändern, daß der neu angeworbene Reitersmann statt in die Gegend der Niederlausitz, nach der Dresdner Haide geschafft werden möchte, wozu man auch, im Stillen froh, den tollen Polen los zu werden, endlich seine Einwilligung gab.

Unter dem weit hin schallenden Gelächter des Volkes wurde auf offnem Markte Wranitzky in ein großes leeres Weinfaß gesteckt, der Deckel über ihm zugeschlagen und nur durch ein kleines Spundloch ihm die frische Luft zu schöpfen verstattet, und als der Fuhrmann unter lautem Peitschenschall mit seiner seltsamen Ladung in die Straße nach Dresden einlenkte, da schmetterten von der Herberge zum goldenen Lamme lustig die Trompeten zum Aufbruch und dem Fuhrwerke nach sprengte die letzte Abtheilung der braunschweigischen Hülfstruppen, denen der Stallmeister mit seinen Knechten und der Remonte folgte.

Ob der Pole sich nach Befreiung aus dem Fasse zu dem Stallmeister gefunden, und als braunschweigischer Reitersmann dem Krieg gegen die Türken beigewohnt hat, darüber ist in der Chronik nichts zu finden. Wohl aber hat sich durch diesen letzten tollen Streich des Bartholomäus Wranitzky in der Lausitz Jahrhunderte hindurch das Sprüchwort erhalten:

„In Bautzen hängt man die Diebe zweimal."

* S. Wilke's Chronik S. 219 und Große's Urkunden S. 189.

Ed. Gottwald.

Der gefangene Fisch.

Kleiner Seeroman zwischen der englischen und französischen Flotte hindurch, der mündlichen Mittheilung des Gefangenen nacherzählt von H. Beta in London.

„Liebt mich" — „Liebt mich nicht" — „Liebt mich" — „Liebt m—"

So weit war ich an meinen Rockknöpfen, in Ermangelung einer Gänseblume, gekommen, als ich erschreckt auf meinem Sitze zusammenfuhr und meine schöne Wittwe und mich selbst vergaß. Ich saß nämlich auf einer Bank unter den Ulmen des luftigen Platzes, welcher die Hochstadt von Boulogne und ihre alten Wälle umgiebt, um über mein Schicksal nachzudenken und ob „sie" wohl endlich Ja sagen würde, eine melancholische, aber eine der schönsten Situationen, in der hoffentlich sich jeder halbweg erwachsene Mann einmal befunden haben wird. Die Bank unter mir, die Wälle, die Bäume, die Luft, ich — Alles zitterte und dröhnte. Es war ein dumpfes, fernes Beben und Brummen, das kaum in fernen Echo's erstorben war, als es sich von Neuem erhob. Die alten, verwitterten Thürme über mir zitterten auch, und ich sprang mit neuem Schreck auf, um aus dem Bereiche ihrer Sturzweite zu kommen. War es ein Erdbeben? Nein. Die Schildwache schritt methodisch und ernst am Schlosse auf und ab, als wenn gar Nichts zu zittern wäre, und so faßt auch ich wieder Muth. Horch! Dasselbe dumpfe Brüllen und Dröhnen unter mir, in mir, über mir und diesmal deutlicher und gewaltiger. Es kam vom Meere her. Da sah ich's. Mein Herz pochte laut. Mein friedliches, englisches Herz erbebte von Stolz, Trauer, Reue, Demuth, Groll — ich weiß nicht von was. Ich sehe die Blitze herausfahren, ich höre den Donner nun deutlicher, die Donnerstimme, die beinahe ein halbes Jahrhundert über Europa geschwiegen und nun plötzlich unabweisbar aufgefordert war, aus ihren tiefsten, verderblichen Schlünden sich desto furchtbarer vernehmen zu lassen.

Der Donner englischer Flottenkanonen, der erste Ton der europäischen Kriegsarie!

Seit Wochen hatten wir fast tagtäglich gehört und gelesen von kriegerischen Vorbereitungen, Märschen, Bemannungen von Schiffen, von Männer-Enthusiasmus und Frauenthränen; wir wußten, daß unsere Flotte die französische hier vor Boulogne begrüßen würde, um zusammenzugehen; aber wie gewaltig anders stellte sich jetzt die Wirklichkeit dieses Lesens und Hörens und Wissens dar. Mein Auge wanderte an den grimmen Bogen der Wälle hin, die zum „Kaiserpalast" Napoleon's I. führen. Er steht noch ganz so aus, wie damals, als er sich zur „Invasion Englands" rüstete. Jahrhunderte lang hatten sich England und Frankreich als Feinde betrachtet und behandelt. Und jetzt, welch ein brüderliches Jubeln zwischen dem Kanonendonner hindurch — der beiden Feinde!

Ich blickte scharf durch die noch blätterlosen Bäume in's blaue Meer hinaus, um die weißen Segel schimmern zu sehen und ihnen meinen Gruß zuzuwinken. Die wiederholten Donnersalven hatten mich zu einer Begeisterung, einer Trauer aufgerüttelt, daß ich hätte weinen mögen. Ich sah mich um nach mitfühlenden Seelen; aber der Bäcker mit seinem Korbe, die Bonne mit ihrer schreienden Last, die Kinder mit ihren Federbällen, Mädchen mit ihren Springriemen, Arbeiter mit Instrumenten — Alles ging an mir vorbei, ohne Lust zu zeigen, meine patriotische Aufregung zu theilen. Auch die Engländer, die sich hier und da zeigten (denn Boulogne ist beinahe halb englisch) sahen stumm und kalt aus. Sie ließen sich wohl nicht einmal gern an die Heimath erinnern.

Das bedarf einer Erklärung. Boulogne ist der Gegenpol zu der „Königin-Book" * in London. Wer sich vor dem Zudrange von Gläubigern, die den Glauben an uns verloren haben, retten und das Seinige in Ruhe verzehren will, geht „hinüber", am Liebsten nach Boulogne. Ich gestehe offen, daß ich auch ein solcher Flüchtling war. Ich war mit neunzehn Jahren ein freier Mann, Baronet und einziger Erbe eines unmenschlich reichen Onkels. Die Gauner und Schacherer und Jobberer wußten das und hatten durch meine Unerfahrenheit, meinen Leichtsinn, meine Lebenslust mich bis über die Ohren in Schulden gestürzt. Ich weiß, daß ich förmlich meuchlings mit Geld angefallen wurde, um es durchzu-

* „queens Bench" Schuldgefängniß.

bringen. Hernach, als ich an's Durchbringen gewöhnt war, gaben sie mir nur gegen 20—30—50 Procent neue Nahrung. Als mein Onkel gestorben und mir 20,000 Pfund Sterling hinterlassen hatte, weinte und rechnete ich. Die Summe reichte kaum hin, meine Schulden zu bezahlen. Ich hielt meine Gläubiger für Schurken und befestigte in mir die Ueberzeugung, daß sie allein die Schuld meiner Schuld seien. Gelernt hatte ich nichts, dafür war ich Erbe und Baronet. Was hätte ich als „schuldenfreier" Gentleman anfangen sollen? Kurz, ich nahm meine 20,000 Pfund und siedelte mich in Boulogne an. Hier beschäftigte ich mich mit Rasiren, Wäschewechseln, Handschuhanziehen und später mit doppelten Vorbereitungen zum Krieg. Die eine Art las ich in den Zeitungen, die andere trieb ich selbst gegen die schöne Wittwe, die seit einigen Wochen hier wie ein Vennsstern am Himmel der guten Gesellschaft aufgegangen war. Sie trug ein Köpfchen, ein paar Augen auf ihren weißen Schultern, die mich stets seltsam an meine schönsten Kinderjahre erinnerten, ohne daß ich wußte, wie es zugehe. Um den Stern bewegten sich mehr Trabanten, als um alle Planeten unseres Sonnensystems, Herren mit Schnurrbärten und Sporen, Herren mit Backenbärten und Diamantringen und Herren, die noch alle Tage ihr Gesicht im Spiegel untersuchten, um zu entdecken, welche zukünftige Gestalt ihr Bart dermaleinst anzunehmen geneigt sein könnte, falls er aufginge.

Die Hälfte der Boulogner Jungen machte Fensterparade mit ihren Mappen unterm Arme, wenn sie in die Schule gingen. Die Franzosen fangen früh an zu lieben, um spät wieder aufzuhören. Mich kümmerte weder Alt noch Jung, denn ich wußte, daß sie Niemand liebte, gegen Alle freundlich und geistreich, aber auch so zurückhaltend war, daß Niemand bisher gewagt hatte, ihr sein Herz zu Füßen zu legen. Was mich betrifft, so hatte ich dann und wann zu bemerken geglaubt, daß sie mich ohne besondere Veranlassung länger ansah, als es nöthig erschien; das war aber auch Alles. Mehr als einmal freilich hatte sie auch geäußert, daß sie mich in London, wohin sie bald zurückkehren werde, wiederzusehen hoffe, aber das wirkte begreiflicher Weise auf mich nicht annähernd.

Sie ließ sich fast alle Tage in's Meer hinausfahren, um zu angeln. Einige Schnurr- und einige Backenbärte hatten eine Art Privilegium, sie auf diesen Partieen zu begleiten. Mir schlug sie ein Gesuch der Art geradezu ab, und zwar mit dem Bemerken, daß ich vielleicht noch Verpflichtungen gegen Land und Leute habe und sie dafür die Verantwortlichkeit für mein Leben, das auf dem Wasser immer mehr gefährdet sei, als auf dem Lande, nicht übernehmen könne. — Ich rieb mir die Stirn, als hätte ein Geist der Hölle die Rechnungen meiner Gläubiger darauf geschrieben und sah in meinen Hoffnungen eine Partie, die ganz zu Wasser ward. Und doch war sie dann wieder so rührend, so herzlich, so sinnig! — Ich fing damit an, zu erzählen, wie ich das Schicksal in Form meiner Rockknöpfe fragte, ob sie mich liebe, und wie der seit 40 Jahren stumme Kanonendonner des Krieges mit Erd und Himmel erschütternder Stimme aus den kleinlichen Leiden eines einzigen Individuums zu umfassenderen Gedanken rief. Jetzt dacht' ich sie vergessen zu können. Und grade jetzt stand sie vor mir und lud mich lebhaft ein, sie zum Besuche der Flotten zu begleiten. Auf dem Wege sprach sie mit erröthender Begeisterung von dem schnupftabakschmutzigen, vatermördergeknickten, genialen Kraftmenschen Napier und der Begeisterung seiner Mannschaft und dem hohen Berufe der englischen Flotte, diesmal für die Civilisation und nicht für einen Bourbonen und dergleichen kämpfen zu müssen.

Unter solchen Gesprächen, die mich, aus dem Munde des schönsten Weibes, um so mehr hinrissen und erhoben, waren wir in ein unten wartendes großes Seeboot gestiegen, welches nun lustig in die Wogen hinaussegelte, um den „Wellington," der jetzt mit Napoleon Arm in Arm ging, persönlich zu begrüßen. Ihr Gespräch, ihre schönen, leuchtenden Augen fesselten mich, daß ich mich kaum nach den Flotten umsah. Erst nach langer Zeit merkte ich, daß wir in der offenen See tüchtig geschaukelt wurden und von Küste und Schiffen nicht das Geringste zu bemerken war. Ich äußerte mein Erstaunen und meinte, es sei wohl Zeit, sich dem Lande wieder zu nähern.

„Haben Sie mich nicht gebeten, mich auf meinen Angelpartieen begleiten zu dürfen?"

„Sie wollen doch heute und hier nicht angeln?"

„Ich habe geangelt!"

„Haben geangelt?"

„Ja, mein Herr, und meinen Fisch gefangen."

„Was für einen Fisch?"

„Sehen Sie da drüben das Land?"

„Das ist Morgate, England! Lootse, den Augenblick wenden Sie das Schiff!"

Die Matrosen lachten. Mir ging ein entsetzliches Licht auf. „Meine Börse!" schrie ich, „25 Louisd'ors, wenn ihr mich in Boulogne absetzt!"

„Fünf und zwanzig Louis gegen zwanzig tausend Pfund?" frug die Wittwe ironisch.

Wüthend kochte alles Blut in mir auf. Ich wandte ihr den Rücken und befahl den Matrosen und dem Lootsen mit Stentorstimme, sofort das Schiff zu wenden, wenn ihnen ihr Leben lieb sei. Der Lootse kam ganz ruhig mit zwei Mann heran, die bedeutende Stricke in den Händen schwangen. Er meinte, wenn ich mich nicht ruhig verhalte, müsse ich nach Seemanier gebunden in die Segeltuchkammer spazieren. Ich erkannte meine Lage und nahm sofort nach Außen eine stoische Ruhe an. Nach einiger Zeit ging ich in die Cajüte hinunter, wo die schöne Verrätherin in Gedanken vertieft saß.

„Nur ein Wort, Madame," sagte ich; „warum haben Sie, die ich wahrhaft, wahrhaft liebte, sich zu einer so unwürdigen List hergegeben, da Ihnen mein ganzes Vermögen zu Gebote stand?"

„Sie mich lieben? Ein Baronet die Bürgerliche?"

„Ich hatte nicht an Ihren Stand, Ihr Vermögen gedacht, sondern blos gewartet, bis ich ein untrügliches Zeichen entdecken würde, daß meine Bewerbung — Untrügliches Zeichen! Sie haben's nun gegeben."

„Ich hatte eine Pflicht übernommen. Sie erniedrigte mich, aber sie kam von einem sterbenden Vater, der — schreckliche Erinnerung! — mit Verwünschungen gegen Sie starb."

Nun schilderte ich ihr mit den lebhaften Farben des bitter Erlebten die Art, wie mich ihr Vater, dessen Freunde und Gaunergehülfen aus meiner harmlosen Jugend und Unschuld absichtlich und planmäßig in Schulden gebracht und meinen jugendlichen Leichtsinn bis zum letzten Heller meines Onkels als Schuldforderung in ihrer Gewalt hatten. Dabei sahen mich die schönen Augen des Weibes so rührend an, als sei ihre Rolle und meine Lage ein böser Traum. Ich fühlte mich so tief erschüttert, daß ich weinte, herzlich, tief, unaufhaltsam weinte. Ich saß da, wie ein bestrafter, reuiger, gerührter Schulbube, versteckte mein Gesicht in's Taschentuch und blieb so sitzen, bis das Schiff die Themse hinauf und in einen der Docks eingelaufen war. Von hier begleiteten mich zwei Matrosen in ein Hotel, wo mich die Verrätherin schon erwartete. Sie nahm mir das Versprechen ab, daß ich das Hotel nicht verlassen wolle, ehe sie mich wieder gesehen. Ich gab es und, allein gelassen, ließ ich mir einen Bogen Papier kommen, durch welchen ich alle meine Besitzthümer meinen Gläubigern zur Verfügung stellen wollte. Dann warf ich mich auf's Bett und ward nach einer kläglichen Nacht durch die Anmeldung eines Besuchs aus meinen Plänen, was ich nun anfangen werde, geweckt.

Meine Verrätherin stand vor mir. „Bringen Sie die Gläubiger nicht mit?"

„Sie stehen alle vor Ihnen" (mit niedergeschlagenen Augen). „Sie haben —"

„Alle Forderungen an mich gebracht, um" — hier warf sie mehrere Papiere in das Kaminfeuer — „um Ihnen Ihre Freiheit wieder zu geben."

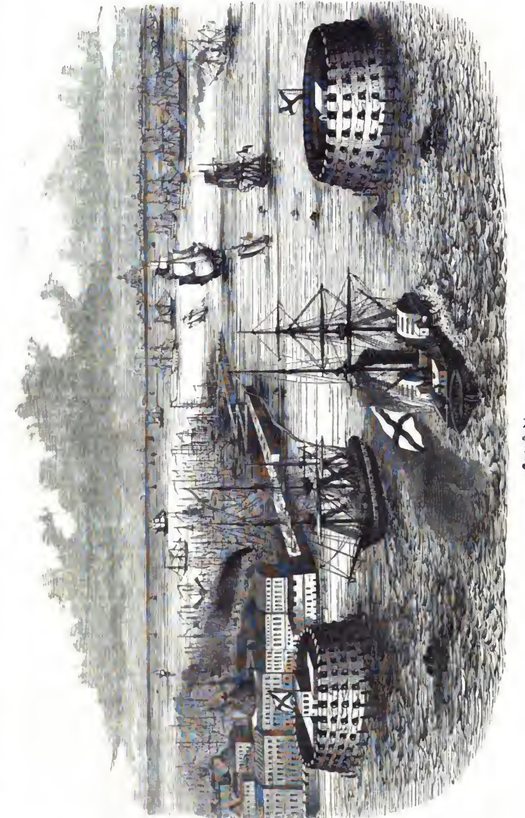
„Um mich zu fesseln, ewig, unauflöslich zu fesseln! Ja? Ja? Ja?"

„Wenn es denn sein muß, in Gottes und der Liebe Namen herzlich und treu! Ja!"

Und wie sie dabei auf die Zehen trat und sich an mir in die Höhe wand und so reizend roth aufblühte und die leuchtenden Augen aufschlug und dann wieder nieder, und wie wir nun draußen in einer herrlichen Villa wohnen und glücklich sind, das sind Alles Dinge, nach denen der Leser nicht mehr fragt, wenn er erst weiß, daß „sie sich wirklich gekriegt haben."

Von den Ufern der Ostsee.

Nr. 4. Noch einmal Kronstadt.



Kronstadt.

In Nr. 17. der Gartenlaube legten wir dem Leser einen Plan von Kronstadt vor, heute bringen wir eine weitere Abbildung dieser wichtigen Seefeste, und sind zugleich in den Stand gesetzt, die schon damals mitgetheilte Schilderung zu vervollständigen, welcher der Leser folgen mag, indem er jene Pläne nochmals zur Hand nimmt.

Wir haben schon gesehen, daß man auf der Fahrt nach Kronstadt zunächst zur Linken die westliche Spitze der Insel hat, welche in einer Reihe Felsen, scharf gezackt, im Meere ausläuft, und auf deren äußerstem Ende der Leuchtthurm von Tolbukin steht; dann kommt die mit Batterien gespickte südliche Küste der Insel, in der Fronte aber erblickt man fünf Forts, zwischen denen hindurch sich der Kanal nach dem Hafen von Kronstadt schlängelt. Zur Rechten, in einer Entfernung von zwei Stunden, sieht man (im Sommer) die grünen Hügel Oranienbaums und des kaiserlichen Parks; endlich in der Ferne am Horizont, wenn die hier häufigen Nebel es erlauben, die Umrisse von St. Petersburg, stolz überthront von der goldenen Kuppel der St. Isaakskirche.

Die Vertheidigungsfähigkeit dieser südlichen Küste von Kronstadt wurde schon in unserm ersten Artikel hinlänglich hervorgehoben, nachträglich sei hier nur noch bemerkt, daß sämmtliche Forts und Batterien ihrer Lage nach die Krümmungen des Kanals immer in gerader Linie bestreichen, so daß ein Schiff, welches nach Kronstadt will, stets gezwungen ist, sein Vordertheil dem Feuer auszusetzen, bekanntlich die allerungünstigste Lage für ein Fahrzeug, da es von seinen Batterien keinen Gebrauch machen kann. Um letzteres zu können, müßte es sich bis inmitten der Forts selbst vorwagen, und hier würde es unfehlbar in wenigen Minuten zerschmettert und in Grund gebohrt sein. Ein solches einzige in Grund gebohrte Schiff würde aber den schmalen fahrbaren Kanal alsdann sperren, so daß andere Schiffe weder zur Hülfe kommen könnten, noch die Fortsetzung des Angriffs möglich wäre, oder doch sehr erschwert werden würde.

Der bessern Uebersicht wegen zählen wir einmal die Reihe der Forts und Batterien auf, an denen man auf der Südseite vorüber muß, und beginnen dabei mit den auf der Insel gelegenen:

1) Das Peters-Fort, bei dem sich außerdem eine kleine Streichfeuer-Batterie befindet.

2) Die Batterie Kesel.

3) Die Batterie am Löschplatze.

4) Der große Hafendamm (Molo) mit 82 Geschützen, auf welchen die nach Kronstadt segelnden Schiffe in gerader Richtung loskommen müssen.

5) Das Fort Menschikoff, am Eingange des Kriegsequipirungshafens.

6) Die Batterie auf dem Molo des Kriegsequipirungshafens.

7) endlich die Batterie auf dem Molo des eigentlichen Kriegshafens, auf der äußersten südöstlichen Spitze der Insel.

Dies sind zusammen die Küstenforts und Landbatterien, welche im Ganzen mit 150 Geschützen den Kanal bestreichen, wozu noch die 400 Kanonen der im Meere gelegenen Forts kommen, als:

1) Das Fort Constantin.

2) Das Alexander-Fort.

3) Das Sanct-Peters-Fort.

4) Das Fort Risbank.

5) Das große Fort Kronslot oder Kronen-Fort, dessen eine Seite dem Fort Menschikoff zugekehrt ist, so daß die Passage zwischen diesen beiden fürchterlichen Wällen wenig über 600 Fuß breit ist.

Im Ganzen macht dies zwölf Forts oder große Batterien mit nahe 500 Feuerschlünden, Kanonen, Mörsern und Haubitzen vom stärksten Kaliber und sich überall kreuzendem Feuer. Man hält allgemein dafür, daß ein Flottenangriff auf Kronstadt wenig Aussichten auf Erfolg habe. Der schmale Raum Fahrwasser, in welchem die Schiffe nur vorrücken können, hindert sie an jedem Linienmanöver, das stets mit der offenen Gefahr des Scheiterns verknüpft ist; sie fänden sich daher immer dem zusammenlaufenden Feuer der Forts Preis gegeben, ohne mit der gleichen Zahl Geschütz antworten zu können. Außerdem hält der Kanal nur 25 Fuß Fahrwasser und wenn dieses auch für gewöhnliche Linienschiffe ausreicht, so ist es doch für die neuern Meerungeheuer vom Schlage des Wellington mit 130 Kanonen unausreichend, da diese bei einem Tiefgange von 25 Fuß mindestens 27 Fuß Fahrwasser erfordern.

Besehen wir uns nun auch einmal die nördliche Seite Kronstadts, welche bei Weitem weniger befestigt ist. Auf dieser Seite erstreckt sich ebenfalls ein Arm des Meeres bis in die Gewässer von St. Petersburg, allein er hält nur 4 bis 5 Fuß Tiefe und ist somit für Kriegsschiffe, selbst von sehr untergeordnetem Rang, unfahrbar. Außerdem haben die Russen dort bekanntlich die Passage gesperrt, indem zwischen der nordöstlichsten Spitze von Kronstadt und der Landspitze Lisi-Neß (nordöstlich von St. Petersburg) zwei Reihen Pfähle eingerammelt und mit Granitblöcken ausgefüllt wurden.

Die Befestigung von Kronstadt am Ufer des Meeres nach Norden zu besteht aus in Pfahlwerk aufgeführten Dämmen, welche durch ebenfalls aus Holz erbaute Halbmond-Schanzen gedeckt werden. Die Mittelwälle werden von höher gelegenen Batterien überragt, von denen jede 16 Kanonen unter Kasematten enthält. Der westliche Wall durchschneidet das feste Land der Insel der vollen Breite nach und bildet eine Sägwerk-Fronte, um welche ein breiter Graben läuft, der von beiden Enden aus mit Seewasser gespeist wird. Außerhalb dieser Fronte etwa in Entfernung von einer Stunde, da wo die Insel sich zuzuspitzen anfängt, befinden sich vier Werke, welche das Meer nach beiden Seiten hin bestreichen. Das bedeutendste dieser Werke ist das von vier schmalen Bastionen gedeckte Alexander-Fort, an welches sich eine den südlichen Kanal bestreichende Batterie schließt, ferner die Michaels-Redoute und eine über die Insel weggehende Sägwerkschanze. Auf der äußersten Spitze ist endlich noch eine Batterie angebracht, welche den Namen Katharinen-Fort führt. Die Seichtigkeit des Meeres, die granitnen Forts und die Batterien im Süden, die Befestigungen im Norden, Westen und an der westlichsten Spitze, die von allen Seiten gegen den Angreifer herabklotzenden Kanonen bilden zusammen ein so furchtbares Ganzes, daß der Kaiser Nikolaus neulich wohl mit ironischem Lächeln sagen konnte: „Ich bin nur begierig, wie sie es anfangen werden, um Kronstadt anzugreifen."

Es würde in der That außerordentlich schwierig sein, auf eine derartig befestigte Stadt einen Angriff zu unternehmen, gleichwohl dürfte vielleicht mit einer dazu ausgerüsteten Flotte, die ein ansehnliches Truppenkorps mit sich führte, eine Landung an der Spitze der Insel oder auf deren nördlicher Seite zu bewerkstelligen sein; dies Corps könnte sich dann festsetzen, verschanzen und bald die Laufgräben gegen den westlichen Frontwall eröffnen. Die Flotte müßte zu diesem Zwecke eine hinlängliche Zahl platter Fahrzeuge zum Ausschiffen der Truppen bei sich führen, und ebenso eine Flotille von Kanonen- und Bombenbooten, um die Ausschiffung zu unterstützen. Das kleine Fort auf der westlichen Spitze mit seinen Nebenwerken, der Frontwall im Norden mit seinem Pfahlwerk könnten durch eine zahlreiche Kanonenflotille leicht zerstört werden. Das Landhaus des Gouverneurs auf der nördlichen Seite böte keinen ungünstigen Punkt zur Ausschiffung, wo man sich schnell verschanzen könnte; dann würde man durch die Gärten und Häuser durch, welche außerhalb der Festung eine kleine Vorstadt bilden, gegen den westlichen Hauptfrontwall vordringen und vom Terrain begünstigt die Laufgräben nicht ohne Erfolg eröffnen können.

Die großen Kanonenforts, mit ihren vier Reihen Kanonen übereinander, beherrschen zwar das feste Land der Insel, und ein Landungskorps würde von ihrem Feuer belästigt werden, bis die nöthigen Schanzarbeiten hergestellt wären; ebenso könnte ein von den Forts aus unterhaltenes Bombenfeuer sehr nachtheilig sein: bei alledem wäre es gleichwohl möglich, die ersten Verschanzungswerke binnen zwei Nächten zu vollenden, vorausgesetzt, daß die Flotille zweitausend Schanzkörbe und Faschinen, und drei- bis viertausend Säcke voll Erde nebst den erforderlichen Schaufeln und Hacken bei sich hätte. Mit solchen in voller Bereitschaft gehaltenen Mitteln würde es nicht schwer fallen, in kurzer Zeit eine fliegende Schanze herzustellen, zumal nur die beiden Forts Constantin und St. Peter der Insel nahe genug liegen, um ein gut genährtes und sicheres Feuer unterhalten zu können. Wohl wäre es dann aber weiter möglich, daß die Landungstruppen sich der auf der Südküste gelegenen großen Befestigungswerke, wie Fort Peter und die Schanze Kesel, bemächtigten, da deren Hauptfronte dem Kanal zugekehrt ist und somit ein Angriff vom Lande her auf weniger Widerstandsmittel stoßen würde.

Mit Wegnahme dieser Küstenbatterien verlören die Seeforts schon einen Theil ihrer Wichtigkeit, und weiter hätte man alle die Hülfsmittel für sich, welche eine Flotte an Artillerie vom schwersten Kaliber und an Kriegsbedarf jeder Art besitzt. Einmal die Küstenbatterien genommen, wäre es nicht unmöglich, von ihnen aus die nächstgelegenen Seeforts zu zerstören, worauf auch die Flotte mit weniger Gefahr an dem Angriff Theil nehmen könnte. Die Passage nach Kronstadt würde sie deshalb freilich immer noch nicht erzwingen, wohl aber die Belagerung zu Lande nachdrücklich unterstützen können.

Nehmen wir an, die Laufgräben seien eröffnet, die Belagerung lebhaft betrieben und bis an den Hauptwallgraben vorgerückt, alsdann würde man hier nun Bresch- und Ricochet-Batterien, hauptsächlich aber Mörser- und Haubitzen-Batterien errichten, Kronstadt bombardiren, die Arsenale vernichten und die russische Flotte in ihrem eigenen Hafen verbrennen. Bei der zahlreichen Besatzung des Platzes, wozu im Fall einer Belagerung sicherlich von Petersburg aus noch bedeutende Verstärkungen kommen würden, gehörte jedoch zu einem solchen Unternehmen ein Landungskorps von mindestens 25 bis 30,000 Mann.

Wir haben diese ausführliche Beschreibung Kronstadts nicht für überflüssig gehalten, da unter den obwaltenden Verhältnissen diese große Seefestung das lebhafteste Interesse erregt. Als das größte Marinearsenal Rußlands, als Handels- und Zufuhrhafen von St. Petersburg, als Vormauer dieser Stadt, ist Kronstadt gleich wichtig. Die Wegnahme von Kronstadt, wenn es zu nehmen ist, wäre für das russische Reich empfindlicher, als der Verlust von zehn Provinzen, denn seine ganze Marine ginge verloren. Die Belagerung und das Bombardement von St. Petersburg durch eine Kanonenflotille böte dann keine besondern Schwierigkeiten mehr, und so erklärt sich zur Genüge, weshalb die Regierung auf diesem Punkte so furchtbare Vertheidigungsmittel zusammengedrängt hat.

Populäre Chemie für das praktische Leben.

In Briefen von Johann Fausten dem Jüngeren.

Vierter Brief.

Die Alchemisten und die Goldmacher der Alt- und Neuzeit.

Haben wir auch gesagt, daß in Veranlassung zufälliger Beobachtungen und der sich geltend machenden Bedürfnisse im fernsten Alterthum bereits eine Reihe von chemischen Processen andauernd zur Ausführung kam und diese sogar einer für die damalige Zeit ungewöhnlichen industriellen Thätigkeit zur Grundlage dienten, so war nichts destoweniger die Chemie, das wahre Wunderkind der Neuzeit, noch gar nicht vorhanden und erfunden; sie war noch ungetauft. Erst im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung treffen wir den Namen unserer Wissenschaft an und zwar in einer für uns heute ergötzlichen Gesellschaft. In einem alten astronomischen Werke des Julius Maternus Firmicus, der zur Zeit Constantin des Großen lebte, wird auch der wichtige Einfluß besprochen, den nach damaliger Ansicht, — die ja heute selbst noch bei Ungebildeten ihr Ansehen behauptet, — der Stand des Mondes zu einem Planeten bei der Geburt eines Menschen auf die Neigungen und das Geschick desselben ausüben solle. Es heißt hier, daß wenn zu dieser Zeit der Mond im Saturn stehe, der Neugeborene ein Chemiker werde.

Aus dieser dürftigen Nachricht ersehen wir so viel, daß man versucht hatte, die bekannten chemischen Thatsachen, die bis dahin ohne allen Zusammenhang neben einander hergingen, als zusammengehörig äußerlich in Verbindung zu setzen. Und daraus war eine eigenthümliche Beschäftigung entstanden; es gab jetzt erst eigene Chemiker. Sehen wir uns diese näher an.

Ich könnte hier den Lesern eine Reihe von Geschichten erzählen, die ebenso wunderbar klingen würden, wie die aus Tausend und einer Nacht; und doch wären es keine Märchen, sondern lautere Wahrheit und lehrreich zugleich, da sie uns zeigen würden, wie durch Jahrtausende der menschliche Geist im Labyrinth der Finsterniß umhertappte, wie er sich vergebens abmühte, den Faden zu finden, der ihn zum Licht geleite. Doch wir müssen uns kurz fassen bei der Schilderung dieser Parthie, die nur unternommen wird, um die Gegenwart in ein helleres Licht zu stellen, das um so glänzender strahlt, je dunkler der Grund, von dem es sich abhebt.

Himmlische Wesen, von der Schönheit irdischer Frauen geblendet und von Liebe entbrannt, hatten in schwachen Stunden ihre Geheimnisse nicht bewahren können; den schmeichelnden Bitten der Schönen war es gelungen von den Engeln die Kunst Gold und Silber zu machen in Erfahrung zu bringen. Wie das Paradies ging auch diese Kunst dem sündigen Menschen verloren; die Engel fanden nicht mehr den Weg vom Himmel zur Erde und so machten sich die ältesten Chemiker an das Werk das Verlorene wieder aufzusuchen, zumal durch Jahrhunderte hindurch das Geheimniß in den Händen ägyptischer Priester lebendig gewesen.

Das die poetische Seite; die prosaische klingt freilich anders. War auch das Eisen den Völkern des Alterthums bekannt, so steht doch fest, daß das Kupfer in Gemeinschaft mit andern Metallen weit häufiger verarbeitet wurde. Die Waffen und schneidenden Werkzeuge der ältesten Völker waren aus Kupfer gemischt mit Zink, Blei, Zinn und Arsenik gefertigt. Je nachdem nun die Verhältnisse ausgewählt werden, kann man dem rothen Kupfer eine goldgelbe oder eine silberweiße Farbe geben. Die Vorgänge hierbei waren den Alten gänzlich unbekannt; sie hielten das Kupfer für verwandelt und ahnten nicht, daß man aus der Mischung alle Bestandtheile unverändert wieder abscheiden könne. Dies und nichts anderes ist der Ausgangspunkt des Wahnes, dem Jahrtausende hindurch die Menschheit vergebens nachrannte.

Das Ziel, dem man zustrebte, brachte es mit sich, die Arbeiter lichtscheu zu machen; der Wahn der Zeit stempelte die Jünger des großen Trismegistos, des dreimalgrößten, der 36,525 Bände über alle Wissenschaften geschrieben haben soll, zu Zauberern und um den Verfolgungen zu entgehen, hausten die Adepten in einsam gelegenen, verfallenen Häusern, oder in Höhlen und Ruinen oder in der Einsamkeit klösterlicher Zellen. Wie die Eulen rief auch sie die Nacht zum Tagewerke und eifrig lauschten sie über Tiegeln und Retorten der sehnlichst erharrten Verwandlung, während die Anfänger sorgsam bedacht waren die weiße und rothe Tinktur zu bereiten, von der ein Tropfen hinreichte, ungeheure Massen unedler Metalle in edle zu verwandeln. Doch das Eldorado erreichte keiner; der grüne Löwe wollte nicht erscheinen und wenn sie auf dem Punkte standen, das köstliche Geheimniß zu fassen, da kam der unerbittliche Tod und die Frucht eines langen mühseligen Lebens war dahin. Daher kam zu dem alten ein neues Problem; der Stein der Weisen erhielt eine neue Eigenschaft: das menschliche Leben zu verlängern. Wer dies erreichte, dem konnte das Geheimniß nicht entgehen.

Gleich einer Coquetten, lockte die hermetische Kunst alle herbei, um sie zu höhnen. Einmal in ihren Banden, konnte man sich ihrer nicht erwehren, wenn auch das sichere Ziel der Bettelstab und der Galgen war. Unter den Verblendeten finden wir vornehmlich die, welche unaufhörlich den Armen auf die Freuden des Himmels vertrösten, — die christliche Geistlichkeit. Wir wollen glauben, daß in den ersten Jahrhunderten Eifer für die Wissenschaft die Jünger erfüllte, und daß sie sich nur aus Liebe zu dieser und der Menschheit, der sie zu dienen wähnten, die Lösung der unerreichbaren Aufgabe machten. Je weiter wir aber in der Zeit vorrücken, um so größer wird die Zahl der Schwindler und Betrüger, namentlich von da an, wo eine Aenderung in der Stellung der Fürsten vor sich gegangen. Sobald man anfing zu ahnen, die Völker seien nur der Fürsten wegen da, brauchte man viel Geld, um die Consequenzen dieses Grundsatzes durchzuführen und ihm selbst Achtung zu verschaffen; leider aber waren die Steuern freiwillige Opfer der Landesangehörigen. Man mußte sich von ihnen unabhängig machen und dazu boten die umherziehenden Vaganten, die auf die große Kunst reisten, treffliche Mittel. Für diese begann jetzt eine gute Zeit und je ärger die Marktschreierei, um so glänzender der Erfolg.

Bis zum ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, also bis zur Reformation, ging die Chemie ganz in der Goldmacherei auf; beide waren eins und ungetheilt. Die Befreiung von der geistigen Knechtschaft auf dem kirchlichen Gebiet, wirkte zurück auf die Chemie, die durchaus gefangen lag in den Banden des Autoritätglaubens; dazu kam die Erweiterung des Gesichtsfeldes und des Wissens durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und die von Amerika und hierdurch wurden neue Anschauungen lebendig. So kärglich und ärmlich der Inhalt unserer Wissenschaft damals auch war, so zweifelte man selbst an dem Wenigen und damit war eine neue Bahn gebrochen. Die Entwickelung erfolgte jedoch nicht von innen heraus, sondern die Bewegung kam von außen, so daß auch hier die Chemie nicht zum Bewußtsein ihrer selbst gelangte und abermals fremden Zwecken als eifrige Magd dienen mußte.

Das Donnerwort des Theophrastus Paracelsus Bombastus, des Wunderlichsten der großen abenteuernden Zunft der fahrenden Scholasten damaliger Zeit, war es, wodurch die Befangenen aufgeschreckt wurden, indem er ihnen die Nichtigkeit ihrer Bestrebungen vorwarf. Er hielt den großen Weisen damaliger Zeit einen Spiegel vor, aus dem ihnen, statt der geträumten Herrlichkeit, eine scheußlich verzerrte Fratze entgegenstarrte. „Mir nach," so donnerte er die Verblüfften an, „ich nicht Euch! Mir nach und ich nicht Euch, Ihr von Paris, von Montpellier, Ihr von Schwaben, von Meißen und Köln, Ihr von Wien und was an der Donau und dem Rheinstrom liegt, ihr Inseln im Meer, du Italien, du Dalmatien, Du Grieche, Du Araber, Du Israelit! mir nach und ich nicht Euch, mein ist die Monarchie!" Mit beredter Stimme warf er ihnen vor, daß sie die Natur verlassen, sie, die ohne Falsch, gerecht und ganz sei, verdreht und nach ihren phantastischen Gebilden hätten umformen wollen; er wies nach, daß das große Buch der Natur, von Gottes Finger geschrieben, offen vor ihnen da läge, in welchem ihre blöden von eitler Lust verblendeten Augen freilich nicht zu lesen vermöchten.

Ein echtes Kind seiner Zeit, mit allen ihren Fehlern und

schwächen, ahnte er das Wahre und Rechte mehr, als daß er es zu finden wußte. Gleich einem Trunkenen, in welchem Zustande er auch stets gewesen sein soll, wie seine Gegner sagen, wenn die Lust über ihn kam, seinen Schülern zu dictiren, sehen wir ihn in seinen Schriften — mehr als 300 — hin- und hertaumeln vom Wahren und Erhabenen zum Falschen und Irrigen; ja viel, sehr viel finden wir darin, von dem wir dreist behaupten können, daß er selbst nicht gewußt habe, was er damit sagen wollte. Bei alle dem aber gab der gigantische Geist dem Jahrhundert eine andere Richtung in dem Satze, den er einmal fest hinstellte: „der wahre Gebrauch der Chemie ist nicht Gold zu machen, sondern Arzneien zu bereiten." Eben so unwahr, wie der Machtspruch der Vorzeit, wurden diese wenigen Worte doch eine Kluft, durch die Goldmacherei und Chemie auf ewig von einander geschieden wurden. Freilich gab man den irrigen Glauben nicht sogleich auf, der Traum der Glückseligkeiten im Gefolge des Steines der Weisen war zu süß. Selbst die Wissenschaft hielt immer noch eine Umwandlung der Metalle für möglich und viele Chemiker, die besonders beigetragen haben zur Bereicherung unserer Kenntnisse, haben gelegentlich nach Mitteln gesucht, das Geheimniß zu lösen, so selbst Kunkel, der bedeutendste deutsche Chemiker am Ausgange des 17. Jahrhunderts.

Die Zeit bis 1700 ist reicher an Goldmachern, wie die eigentliche Periode der Alchemie; aber die Eifrigen gehören jetzt nicht mehr der Chemie an, sie stehen auf einem ganz fremden Boden. Die Höfe der Fürsten, die dort durchgehends herrschende Geldnoth, das war der fruchtbarste Boden, auf welchem die Adepten wie die Pilze aufschossen. Vielleicht erzähle ich später einmal dem Leser ergötzliche Geschichten aus jener traurigen Zeit, die noch heute das sehnlichst herbeigewünschte Ziel Vieler ist. Für heute wollen wir nur andeuten, daß 1680 der Zweifel an die Goldmacherei für Majestätsbeleidigung erklärt wurde, weil sich ja einige Kaiser selbst damit und zwar auf das Eifrigste beschäftigt hatten.

Ja das 18. Jahrhundert zeigt uns sogar die höchste Blüthe des Unwesens, dem freilich bald genug der gänzliche Sturz folgte. Wohl hatten die Fürsten, nachdem sie durch Jahrhunderte hindurch selbst eifrig mit Retorten und Tiegeln operirt, um die köstliche Tinctur zu bereiten, endlich erkannt, daß sie Spielbälle in den Händen schlauer Betrüger gewesen, die man sich nun auf nicht sehr glimpfliche Art vom Halse schaffte. So wurde der berüchtigte Vagant Caetano, Graf von Ruggiero, der nach vielen Irrfahrten endlich nach Berlin verschlagen war und hier versprochen hatte, den Schatz um beliebige Summen zu bereichern, 1709 in einem mit Flittergold beklebten Kleide an einen gleichfalls vergoldeten Galgen angehängt. Ein gleiches Schicksal theilte ein deutscher Industrieritter, Hector von Klettenberg, der dem italienischen in nichts nachstand. Auf Befehl August II. von Sachsen und Polen wurde er 1720 auf dem Königstein enthauptet. Und kurz zuvor zierte ein gewisser von Krohnemann, nachdem er fast zehn Jahre am Hofe des Markgrafen von Baireuth Wunder verrichtet hatte, 1686 zu Culmbach den Galgen. Nebenbei war noch Spott der Lohn für seine ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete der Taschenspielerei. Der Galgen trug folgende Inschrift:

Ich war zwar, wie Merkur wird fix gemacht, bedacht,
Doch hat sich's umgekehrt, und ich bin fix gemacht.

Solche Mittel brachten zwar die fahrenden Adepten und Glücksritter zum Verschwinden, aber die große Kunst blühte mehr denn je; von den Höfen dem Scheine nach verscheucht, wurde sie jetzt zum ersten Male Gemeingut des Volks. Wie sehr die Epidemie grassirte, ersehen wir aus den poetischen Klagen einiger Adepten, die sich für die wahren hielten und ihren Zorn darüber, daß die heilige Kunst in den Koth getreten würde, in Versen Luft machten. So schrieb einer:

Wer im gemeinen Dienst dem Staat nichts nützen kann,
Wer jung als Passagier sein Hab und Gut verthan,
Will nun im Müßigang, aus Gläsern, Rauch und Kohlen,
(Schaut doch dies Wunderwerk) des Schadens sich erholen.

Und ein anderer:

Es will fast Jedermann ein Alchemiste heißen,
Ein grober Idiot, der Junge mit dem Greisen;
Bartscheerer, altes Weib, ein kurzweiliger Rath,
Der kahlgeschorne Mönch, der Priester und Soldat.

Lange jedoch war die große Kunst nicht im Stande das volle Tageslicht zu vertragen und bald genug mußte sie sich ihre Anhänger wieder unter den Gebildeten suchen. Jetzt staunen wir freilich, wenn wir die erhabensten Geister unseres Volkes unter den Vereinzelten finden, die diesem Wahn folgten: Friedrich II. und Goethe. Dem Letzteren verzeihen wir seine jugendliche Verirrung sehr gerne; sie schuf den Faust, die herrlichste Frucht, welche uns die durch viele Jahrhunderte betriebene geheimnißvolle Kunst geliefert hat. Es war keine bizarre Laune, wie ein französischer Geschichtschreiber der Chemie glaubt, welche unserem Goethe den Gedanken zu seinem Meisterwerk eingab; der Faust, der filzige Wucherer von Mainz, wie der Franzose ihn nennt, ging nothwendig hervor aus dem mystisch-alchemistischen Treiben Goethe's.

Der Glaube an die hermetische Kunst ist bis in die neueste Zeit hinein nicht untergegangen. Einzelne hielten stets noch hartnäckig daran fest. 1725 kam ein interessanter Fall zur Entscheidung vor die Juristenfacultät der Universität Leipzig, die bereits 150 Jahre früher in einem Urtheil gegen den Leibalchemisten des Kurfürsten, den Stein der Weisen als eine ausgemachte Sache anerkannt hatte. Die Gräfin Anna Sophie von Erbach hatte auf ihrem Schlosse Frankenstein einem als Wilddieb verfolgten Flüchtling Schutz und Hülfe gewährt. Aus Dank dafür verwandelte dieser das sämmtliche Silbergeschirr in Gold, von dem nun der Gemahl die Hälfte in Anspruch nahm, weil der Zuwachs des Werthes auf seinem Gebiete und in der Ehe erworben worden war. Das Gericht wies aber seine Ansprüche zurück, indem das Eigenthum der Gräfin vor der Verwandlung auch nach derselben ihr verbleiben müsse.

1796 stiftete der bekannte Verfasser der Jobsiade Dr. Kortüm in Bochum, die hermetische Gesellschaft, deren Wirken wir bis 1819 verfolgen können; ein Werk, das sich dem komischen Gedicht ebenbürtig zur Seite stellt, dessen Held auch 1802 in dem Journal der Gesellschaft eine salbungsvolle und trostreiche Rede an die „Wanderer im Thale Josaphat" richtet. Besonders eifrig und unter hohem Schutze wurde 1808—1811 in Karlsruhe experimentirt. Ein Baron Sternhayn fühlte sich durch das Diplom der unsichtbaren Gesellschaft mehr geehrt, als durch das Pergament seines Adelsbriefes. Wahrlich eine richtigere Würdigung ist dem Adel der heutigen Zeit nicht so leicht von einem seiner eigenen Glieder wiederfahren.

Uns liegt eine Geschichte der Alchemie vor, verfaßt von einem Professor Schmieder in Kassel, die 1832 in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle erschienen ist. Der gelehrte Professor ist vollkommen davon überzeugt, daß die Verwandlung der Metalle möglich sei und daß der Stein der Weisen zu verschiedenen Zeiten wirklich existirt habe. Aus seinen Erörterungen aber ersehen wir, daß der wissenschaftliche Standpunkt, auf dem er steht, selbst für 1832 ein fabelhafter ist und recht eigentlich weit hinter die Zopf- und Perrückenzeit gehört. Auch die Versuche Gold zu machen, ziehen sich bis in die Gegenwart hinab. So wurde 1837 dem Gewerbeverein in Weimar eine Tinctur, die Alles in Gold verwandele, übergeben, damit sich ein Jeder von der freilich sehr schwachen Kraft derselben überzeugen könne. Heut zu Tage aber kann man dem Chemiker nichts mehr aufbinden; es war leicht in der Tinctur selbst Gold nachzuweisen, das sich natürlich, sobald irgend ein Metall in die Flüssigkeit gebracht wurde, in Folge des dadurch entstehenden galvanischen Stromes niederschlägt und so das Metall überzieht oder in den Augen der Unwissenden und Leichtgläubigen in Gold verwandelt. Fünfzig Jahre früher wäre dies Experiment angestaunt und für ein Wunder erklärt worden, unsere nüchterne Zeit stempelte es als Betrug.

In Paris ist die Sache sogar bis in die neueste Zeit wissenschaftlich betrieben worden, wie wir dies aus dem 1841 erschienenen Lehrbuch der Chemie von Baudrimont ersehen. Nach ihm hat sich ein gewisser Javary vielfach mit Versuchen beschäftigt, deren Resultate mit der Zeit ein Gelingen in Aussicht stellten. Seiner Ansicht nach ist der Sauerstoff das mächtige, die Verwandlung bewirkende Princip. Zu diesem Glauben waren bereits auch die ältern Alchemisten gekommen. Sie sahen die Luft, das flüchtigste aller Wesen, als die materia prima an und scheuten sich nicht mit Kröten, Schlangen und Eidechsen, namentlich den goldgefleckten zu operiren. Hier glaubten sie mit Zuversicht den Stein der Weisen zu finden, denn ihrer Ansicht nach mußten diese Thiere, da sie lange ohne Nahrung ausdauern können und sich folglich, wie jene glaubten, von der Luft nähren, das flüchtige Princip dieser in sich verdichten.

Das vergangene Jahr brachte uns troß der unübersehbaren Kosmosliteratur und des Eifers, mit welchem diese von Seiten des großen Publikums verschlungen wird, die betrübende Erfahrung, daß alle Bemühungen in größeren Kreisen eine Einsicht in das Walten der Natur zu verbreiten, eitel in den Wind gestreut. Was der verwegenste Verächter des menschlichen Geistes nicht zu träumen wagte, das offenbarte sich dem blödesten Auge leider als nackte Wirklichkeit. Eine Zeit, welche die tanzenden und wahrsagenden Tische gebar, die mußte auch noch mehr Unsinn im Schooße tragen. Man hatte nicht lange zu warten, da stieg ein zweites, Alles verdunkelndes Meteor auf in dem Satze des Dr. Schoepffer: „Die Erde steht fest," ausgesprochen zu einer Zeit, in der selbst die katholische Kirche ihren Bannfluch gegen die Lehre Galliei's nicht aufrecht zu erhalten wagt. Was konnte in diesem Bunde würdiger als drittes sich darstellen, als der zu neuem Leben auferweckte Spuk vergangener Jahrhunderte, die große Kunst Gold und Silber in Fülle zu machen. Man male aber nur den Teufel an die Wand, so erscheint er sicher; gegen Ende des ersten Halbjahres wurde der französischen Akademie der Wissenschaften ein Schriftchen — noch lange nicht ein Bogen — übergeben, unter dem Titel: „die Metalle sind keine einfachen Körper, sondern zusammengesetzte; die künstliche Darstellung der edlen Metalle ist möglich, ist eine Thatsache."

Tiffereau, der Glückliche, welcher diese große Entdeckung gemacht, rühmt die Logik, mit der er bei seinen Versuchen zur Darstellung des Goldes zu Werke gegangen ist. Von einer solchen ist aber in der Schrift selbst durchaus keine Rede, denn im Eingange führt er an, daß es ihm gelungen sei, durch Umwandlung einige Grammen Gold mit sehr geringfügigen Kosten darzustellen und am Ende fordert er — und dies ist des Pudels Kern — von seinen Mitbürgern Geld, um seine Versuche weiter ausführen zu können. Die Worte von Hans Sachs — an den Kaiser Maximilian gerichtet —

> Wer diese Kunst recht weiß und kann,
> Der böt um Geld sie Niemand an,

scheinen dem letzten Jünger des dreimal Großen unbekannt gewesen zu sein. Die Beweise, welche er anführt, gleichen denen des Dr. Schoepffer wie ein Ei dem anderen; mit solchen Leuten läßt sich durchaus nicht streiten. Wir wollen den Armen aber nicht als Betrüger hinstellen, im Gegentheil ist er selbst der Betrogene. Wir wollen auch zugeben, daß das Endproduct seiner Experimente wirklich Gold ist; aber der Unterschied ist nur der, daß es nicht durch die verschiedenen Operationen entstanden, sondern von Anfang an vorhanden gewesen und nur bloßgelegt, gereinigt wurde. Dies ist um so denkbarer, als Tiffereau seine Arbeiten in Californien angestellt hat, wo, wie jeder weiß, das Gold auf der Straße liegt und man die Miethe von den Wänden abkratzt. Ueberhaupt ist das Gold, freilich in äußerst kleinen Mengen, verbreiteter in der Natur, als man gewöhnlich glaubt. Versuche, die jüngst in der Bergschule zu London angestellt worden sind, haben ergeben, daß das Gold als merkliches Quantum in jeder Bleisorte, Mennige, Bleiweiß und Bleizucker, so wie endlich in allen im Handel vorkommenden Sorten Wismuth enthalten ist.

Während Millionen den Tischen nachliefen bis sie den Athem verloren, war die Zahl der Verehrer der Schoepffer'schen Weisheit bereits bis auf 70,000 gesunken. Bei einem solchen Abstande zwischen dem ersten und zweiten Wunder war es erklärlich, daß das dritte leer ausgehen würde. Niemand hat von ihm Notiz genommen, selbst nicht die illustrirte Zeitung, die doch sonst sehr freigebig ihre Leser mit stattlichen Enten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften bewirthet. Und doch war das neueste Wunderwerk eines Berge versetzenden Glaubens eine Entdeckung, die mit Recht von sich sagen konnte, „daß sie die kühnsten Geister durch ihre Wichtigkeit erschrecken werde." Aber der Enthusiasmus war in der neuesten Form des Wahnsinns, die noch ihres Groddeck harrt, verflogen; hat der Champagner seine Kohlensäure verloren, so ist er schal und abgestanden.

Wenn wir in der Ueberschrift unseres Briefes von Goldmachern der Neuzeit gesprochen haben, so verstehen wir hierunter keineswegs die aufgeführten Nachzügler des großen Trosses, die sich von den alten Alchemisten nicht um eines Haares Breite unterscheiden. Jenen Namen legen wir den heutigen Chemikern bei und zu keiner Zeit haben sie ihn mit einem größeren Rechte geführt, wie eben jetzt. Die Beweise für unsere Behauptung wollen wir im nächsten Briefe beibringen.

Nach Tarasp.

Von Dr. L—n.

Die Conditoren und Zuckerbäcker Europa's. — Engadin. — Das Thal des Engadin. — Eine Wanderung dahin und der Charakter desselben. — Die Bewohner und ihre Eigenthümlichkeiten. — Die Weiber von Schiers. — Engadiner Holzelwagen.

Hat Dich, geneigter Leser, auf Deiner Wanderung durch die Städte unsers deutschen Vaterlandes, namentlich im Norden desselben, Gelüste oder Bedürfniß in eines jener Etablissements geführt, wo die braune Bohne Arabiens zu einem aromatischen Tranke bereitet wird, der Cacao America's wohlschmeckenden Genuß bietet, oder ein kleines Gläschen der verschiedenfarbigsten gebrannten Wasser in feinster Qualität Dich mit flüssigem Feuer erwärmt, Zucker und Mehl, in tausenderlei Formen von Süßigkeiten umgewandelt, Deinen Gaumen kitzeln, so wird schon bei dem Suchen nach diesen Herrlichkeiten der Name ihres Künstlers und Besitzers Dich mit fremdartigem Laute begrüßt haben. Bist Du je in der Stechbahn auf dem Berliner Schloßplatze bei Josti eingetreten? Du hast die glänzenden Uniformen ab- und zugehender Söhne des Mars gefunden und feine, wunderfeine Sachen auf Schüssel und Teller, in Flasche und Glas und Tasse, die wohl besser munden als das harte Brot und der brennende Inhalt der Feldflasche in den kalten und feuchten Lagern an der Donau hüben und drüben. Oder hast Du in einem lebhaften Schwarme von Literaten und Schauspielern, welche die Zwischenacte oder der Schluß des Stückes herbeigezogen, bei sprudelnder Unterhaltung glühenden Wein oder Punsch zu schmackhaftem Kuchen geschlürft, bei Stehell auf dem Gensd'armenmarkte — wieder ist's kein märkischklingender Name, der Dir Deine Silbergroschenrechnung wissen läßt. Unter den Linden lockte Dich Spangivani mit seinen Süßigkeiten; anderswo in der preußischen Hauptstadt Andere mit ähnlichem Klange; aber nicht blos hier — in Magdeburg, in Bremen, in Königsberg, ja über die deutschen Grenzen hinaus in ganz Europa kannst Du diese in die Conditors- und Zuckerbäckersuniform gekleideten schlichten, meist kurzstämmigen und etwas wohlbeleibten Leute antreffen, wie sie ruhigen Antlitzes sich hinter ihren Ladentischen bewegen und vielleicht den wachsenden Gewinn und die Zeit berechnen, wo er hinreichend sei, ihn auch zu genießen. Es sind wandernde Zugvögel, wenn auch in langen Perioden, diese stillen, fleißig schaffenden Männer; ihre Heimath ist nicht die nordische Ebene, nicht der märkische Sand, wo ein Hügel von einigen hundert Fuß für einen Riesen gilt; sie liegt ferne zwischen aufgethürmten Gebirgswällen, zwischen hohen Alpenstöcken, zwischen tausend wilden und kahlen Felsenfirsten in der Mitte eisiger Gletscher und Schneefelder. Wie der Wasserschatz ihrer Eishöhen aus zerrissenen Schluchten gewaltiger Gebirgsstöcke dem Rhein, der Donau, der Etsch und dem Po zueilt und so zu entlegenen Meeren auseinander läuft, so hat diese Bewohner eines stillen Hochthales von je die Wanderlust ergriffen, und sie tragen ihre emsig sammelnde Rührigkeit, ihren sparenden Fleiß von der einsamen Heimath hinaus in das Gewühl belebter Städte, an die Stätten des Comforts und des Luxus, wo ihnen eine reiche Ernte entgegenwinkt. Ihnen verwandelt sich das Heimweh nur zu einer treibenden Kraft des Erringens und Erwerbens, der Gedanke an das Thal der Geburt und seine großartige Umgebung zum Sporne einer rastlosen Thätigkeit. Denn der als Jüngling hinaus in die Welt gezogen, sich gemüht und geplagt, kehrt beim nahenden Abend des Lebens, wenn die dunkeln Haare zu bleichen beginnen in das nie vergessene Vaterland zurück, nachdem er das blühende Geschäft einem Sohne oder jüngern nachgekommenen

Landsmann überlassen, um mit dem Ertrage seiner Arbeit sich im Heimathsdorfe ein stattliches Haus zu bauen und die letzten Jahre, die sonst „den Menschen nicht gefallen," in achtbarer Ruhe zu genießen.

Die meisten dieser industriösen Wanderer bringt das Engadin hervor, dieses eigenthümliche und noch so wenig gekannte Längenthal, die Wiege des Inns bis zu seinem Austritte aus der Schweiz bei Martinsbruck. Es ist ein merkwürdiges Ländchen dieses Engadin! Wie eine stille heimliche Alpenmatte liegt es zwischen seinen beiden Gebirgszügen; der zahlreiche Fremdenzug, den die verschiedensten Triebfedern, Erholung von anstrengender Arbeit, Stärkung, Ueberdruß städtischen Getümmels, Langeweile und Mode, dazwischen auch Freude an einer reichen großartigen Natur und wissenschaftlicher Drang, in und durch die Schweiz locken, und der, wie die Ameise stets dem Wege folgt, den ihre Vorgängerin betreten, meist den Vorschriften des Reisehandbuchs folgt, läßt gewöhnlich seine tiefe Einsamkeit zur Seite liegen, dringt nicht in die verborgenen Thäler dieses Landestheils. Und mit gemalten Ansichten, mit geschnitzten tausenderlei Kleinigkeiten, mit dem Gesteine der Alpenwelt ist zurückgeblieben.

In das hohe, nach allen Seiten abgeschlossene Alpenthal des Engadins tritt der Wanderer von der Schweiz und Italien aus entweder von der gewaltigen Bergmasse des Bernina her, dessen von Firnen und Gletschern umgebene Hörner sich bis zu 12,000 Fuß über die Meereshöhe erheben, ja in dem Monte Rosso du Dentro, dem Montblanc des Engadin, bis über 13,000 Fuß ansteigen sollen, auf der schönen Julierstraße, die nach Chiavenna führt, oder durch einen der zahlreichen an und in die Schneeregion reichenden Pässe, welche von Graubünden oder Veltlin her die hohen, vielfach eingeschnittenen Seitenketten des Thales übersteigen. Ist man über einen dieser Pässe gestiegen, befindet man sich in dem bedeutendsten und ausgedehntesten Hochland Europa's; die Schweizeralpen bieten keine zweite gleich ausgedehnte Erhebung. Um die kleinen wunderbar grünen Seen von Sils und Silvaplana dehnt sich eine Hochfläche von fast 6000 Fuß Höhe, und



Schloß und Dorf Tarasp im Engadin Thale.

doch findet für unsere Phantasie, unser Verstand, unsere Wißbegierde, unser Gemüth so reichen Stoff wie irgendwo; weht die frische Bergluft so rein, glänzen die hohen Felszinnen mit ihrem Firnenschnee, mit ihren Gletscherströmen rosig im Abendlichte, haben Natur und Geschichte der Bevölkerung einen so eigenthümlichen Stempel aufgeprägt! Aber bis zu 6000 Fuß erhebt sich dieses in solcher Ausdehnung höchste bewohnte Thal der Alpen, eine der höchsten Gegenden Europa's überhaupt, die noch in großen zusammenhängenden Dörfern bewohnt werden; und da schreckt vielleicht des Engadiners eigene etwas übertriebene Aeußerung von seinem Klima: „Neun Monate Winter, drei Monate kalt." Freilich fehlt auch mit wenigen Ausnahmen der Comfort der vielgefeierten Punkte, wo die Reiseindustrie ihre Blüthe getrieben: keine mit allen Bequemlichkeiten des verwöhnten Geschmacks ausgestattete Hotels und Pensionen nehmen uns auf; keine in allen Zungen redenden Kellner umkreisen uns; aber auch der Schwarm zudringlicher Führer, die wandernde Virtuosenschaft, die Verfolgung von da fällt das 15 Stunden lange Thal, in dem der Inn sich sein enges Bette gegraben, nur um einige tausend Fuß. Wo er bei Martinsbruck sich das Thor nach Tyrol gebrochen, eilen seine hellgrünen Wasser noch immer 3800 Fuß über dem Meere dahin. Diese Abgeschlossenheit des hohen Alpenthales, der Mangel an großen Verbindungsstraßen, die stille Großartigkeit der Umgebung haben ihm einen so eigenthümlichen Charakter aufgeprägt, daß man sich, ob man von dem übrigen Graubünden aus oder von der südlichen Natur Veltlins in dasselbe getreten, in einer Welt neuer niegesehener Wunder zu befinden glaubt.

Der Oktober des verflossenen Jahres hatte es mit so verspäteten Reisenden, wie wir beide, ich und mein trefflicher Künstler, es waren, ungewöhnlich wohl gemeint. Nur bei solcher Gunst des Himmels allein durften wir aber auch hoffen, von den rauhen Schönheiten des Engadins noch einen gütigen Blick zu erhalten, während wir anderntheils darauf gefaßt waren, uns jeden Augenblick von der Kälte und dem Schnee der hier schon für sehr

vorgerückt zu haltenden Jahreszeit in die milderen Striche der ebeneren Schweiz zurückjagen zu lassen. Einen ernsten Charakter trägt das Stück Erde, das wir am Abende vorher bei Pontalta (Pautaut), der hohen malerischen Brücke, die sich über einen in tiefer Schlucht dem Inn zurauschenden Bach spannt, betreten, in jeder Hinsicht. Natürliche Verhältnisse haben dem Unterengadin ein anderes Gepräge gegeben wie dem oberen Theile des Thales. Der breite grüne Thalgrund ist verschwunden; die beiden Thalgehänge stoßen unten zusammen; auch der Inn hat auf seinem jugendlichen Laufe hier das erste Hinderniß gefunden; die Mühe beginnt; ein von Süden vorspringender waldiger Kamm, vermuthlich der Ueberrest eines alten riesigen Gletscherwalles verengt das Thal und zwingt den Fluß, sich in engem steinigen Bette durchzuarbeiten. Von da wälzt er seine unruhigen Wasser, oft nur hörbar und dem Auge verborgen, durch eine tiefe waldige Schlucht dahin. Uns selbst geht es nicht viel besser bei dem Eintritte in das größtentheils rauhe, spärlicher bewohnte Berggelände des Unterengadins. Führte uns bisher eine ziemlich gute, wenn auch kleine Thalstraße ohne unbequemes Hinderniß von Ortschaft zu Ortschaft, so ist diese bis auf wenige und kurze Strecken gleichfalls bei Pontalta hinter uns geblieben; der Weg ist an die nördliche Thalwand hinaufgeschoben und zieht sich nun bald auf- bald niedersteigend an den zahllosen Vorsprüngen und über die Thaleinschnitte hin. Und welcher Weg! Im kläglichsten holprigsten Zustande eine wahre Plage des Wanderers. Auch die Dörfer haben sich aus der unbebaubaren Tiefe an die höheren Stellen des Thales geflüchtet, von wo sie mit ihren hohen schlanken Kirchthürmen weit in das Thal hinabschauen. Selbst ihr Charakter, ihr äußeres Ansehen hat sich etwas verändert. Die modernen Wohnungen sind seltener geworden; die saubern, höchst behaglich eingerichteten Häuser reich gewordener Zuckerbäcker und Kaffeewirthe mit Frescofriesen, Pfeilern und vergoldeten Gittern, wie sie, in Silvaplana, Samada, den Dörfern ein fast städtisches Aussehen verleihen, reichen kaum bis hieher; wohl aber ist geblieben was die alte Sitte des abgelegenen Thales mit sich gebracht, oder ein lange dauernder strenger Winter fordert. Die weißen Steinhäuser mit flachem Schindeldache und in Nachahmung von Steinbockshörnern ausgeschnittenem Giebel haben auch hier ihre kleinen, sparsam und unregelmäßig an der Mauer, in die sie bei deren Dicke wie Schießscharten für den Gewinn möglichsten Lichtes und die Absperrung der rauhen Luft eingesenkt sind, vertheilten Fensterchen behalten. Eine gewölbte Doppelthüre führt in einen weiten Vorraum für alle Geschäfte des Hauses, auch für das Auf- und Abladen der kleinen Wagen bei geschlossener Thüre; der große Backofen in der Küche tritt bauchartig außen am Hause heraus; über den gewaltigen Ofen der getäfelten Stube steigt man in die Schlafkammern. Das strengere Klima hat die vierfüßigen Hausgenossen in den Kellerraum verlegen lassen, was nun freilich der ohnehin nicht übertriebenen Reinlichkeit nicht eben günstig ist und gleichfalls von der auffallenden, fast holländischen Sauberkeit im Oberengadin absticht. Eine Besonderheit bietet die Vertäfelung der Stuben. Die Arve, hier wie sonst wohl nirgends in stattlicher Größe und Stärke gedeihend, liefert genießbare und häufig genossene Früchte und daneben ein äußerst wohlriechendes Holz, womit der Engadiner das Getäfel seines Wohngemaches herstellt, vielleicht das duftendste dieser Art.

Auch sonst noch zeigen die Wohnhäuser des Engadins manche Besonderheiten. Die weiße Hauptmauer zieren eingegrabene Umrisse von Wasserfrauen, Löwen und Blumen; selten auch fehlt das große, mit heraldischem Bauwerk gezierte Familienwappen, das ehemals selbst die ärmlichste Hütte nicht entbehren durfte. Seit diese einfachen Bewohner eines entlegenen Thales, deren Urahnen wohl schon vor dem Schwerte eines Eroberers ihre Freiheit aus dem schönen Himmel Italiens in die rauhen Berge ihrer neuen Heimath geflüchtet haben, sich von einer Zahl kleiner Tyrannen, deren Schlösser, hier nur weniger zahlreich als im übrigen Graubünden, wie Geiernester von den Felsgipfeln selbst der abgelegensten Thäler drohten, durch ihre starke Hand losgemacht, suchte sich gewissermaßen das Selbstgefühl des freien Mannes und der Familie einen Ausdruck gerade in dem, worin bisher der anmaßende und gewaltthätige Adel ausschließlich das Zeichen seiner Selbstständigkeit gegenüber dem unterdrückten Hörigen erblickt hatte, in dem Wappen. Der Sieger nahm die Ehren und Vorzüge des Besiegten an sich. Von da an sagte ein altes Wort: daß nächst Gott und der Sonne im Engadin der gemeine Mann die höchste Obrigkeit sei. Gleichwohl lebt einmal Dagewesenes und Gegoltenes oft noch lange fort, und heute noch üben in dem durchaus demokratischen Thale die alten Adelsgeschlechter der Planta und Salis bedeutenden Einfluß aus, wobei man nun freilich bedenken muß, daß er ein ganz anderer geworden, als den einst ein wilder Ahnherr von seinem Felsenhorste aus geübt haben mag, und sich vielfach wohlthätig in die Geschicke des Landes verwachsen hat.

Wir hatten in nicht eben beneidenswerther Weise in Zernetz übernachtet. Der Ort ist ansehnlich und liegt schön am Zusammenflusse des Inns, den man kurz zuvor überschreitet, und des Spöl, der aus den hohen wormsischen Thälern Livigno und Vallacia hervor fast gleich stark wie der Inn heranbraust, in diesem aber seinen Namen verliert. Die Einmündung seines Thales veranlaßt hier die einzige größere Erweiterung des Unterengadiner Thalbodens.

Zernetz ist in der Geschichte des Landes durch einen Akt des Schreckens und eine That weiblicher Klugheit bekannt. In Graubünden spielt der Raub- und Brandzug des unmenschlichen österreichischen Obersten Baldrian im Jahre 1622 eine ähnliche Rolle wie bei uns die Verwüstung der Pfalz durch die grausamen Werkzeuge des großen (!) Ludwig von Frankreich; hier aber hat jener Mordbrennerzug, den nur eingeäscherte Dörfer bezeichneten, der graubündnerischen Landesgeschichte einen großen Reichthum heldenmüthiger Hingebungen und Waffenthaten eingeflochten. So wird erzählt, gegen die Banden jenes Wüthrichs hätten sich die unerschrockenen Weiber von Schiers im Prättigau die Ehre erworben, die Ersten zur Communion zu gehen. Zernetz ward von Baldrian wie die übrigen Ortschaften niedergebrannt. In mehreren Gemeinden des Unterengadins pflegt man bei drohendem Morgenreife in der Nähe blühender Roggenfelder Feuer anzumachen, um durch den Rauch die Gewächse zu bewahren. Eine solche Räucherung benutzte eine Frau von Zernetz im Schwabenkriege, um herangeschlichene deutsche Kriegsvölker glauben zu machen, sie sei ein Zeichen für die herbeizurufende Hülfe der Bündner und Eidgenossen, wodurch jene zum Umwenden bewogen wurden. Aehnliche Erinnerungen wiederholen sich überhaupt auf dem Boden der Schweiz ungemein häufig. Die Natur des Landes und der Bewohner erklärt dies. Jene drängte große welthistorische Ereignisse wie sonst nirgendswo oft auf engstem Raume zusammen, und dieser Umstand mußte wieder die Anforderungen an die Kraft der Einzelnen erhöhen. Die Eidgenossen, wie sie am doppelt heißen Tage von Sempach mit nackten Armen gegen die vom Eisen geschützten Ritter des Herzogs Leopold siegreich, bei St. Jacob gegen die Armagnaken wenigstens glorreich kämpften, so zu sagen arbeiteten, sind mir immer als das treueste Bild individuellsten Muthes und persönlichster Tapferkeit erschienen.

Wir hätten von Zernetz an uns eines der hier gebräuchlichen Einspänner bedienen können, da der nur zweimal wöchentlich gehende Postwagen, übrigens auch nichts weiter als ein etwas größerer Berg- oder sogenannter „Hotzelwagen" (wahrscheinlich bezeichnend von hutzen, rütteln und schütteln), nicht in unsere Tour fiel. Aber der Anblick dieser Wagen und die Erinnerung des Weges konnte von diesem Gedanken nur abschrecken. Zwar hält der Engadiner, überhaupt von so besonderer Vorliebe für das Althergebrachte, daß er sogar, ohne Arges dabei zu denken, Pfarrstellen durch vier und fünf Generationen ungestört von Vater auf Sohn übergehen läßt, erstaunlich viel auf seinen kleinen Wagen, und dieser ist aus nur zu naheliegenden Gründen, wegen der entsetzlichen Straße, auch höchst solid gebaut — aber er zerbricht doch nur zu oft seine breiten niedern Räder an den kopfgroßen Steinen des Weges, deren sonstige Unberührtheit gleichfalls zu den durch die Jahrhunderte geheiligten Gegenständen zu gehören scheint. Auch die am Vorderwagen unbeweglich befestigte Deichselgabel erweckt nicht eben einladende Gedanken weicher, elastischer Bequemlichkeit; und so ist denn dem Wanderer in den meisten Fällen jenes bequemste und zugleich wohlfeilste Fortbewegungsmittel zu empfehlen, das er in seinen eigenen Beinen besitzt. Versuchsweise mag er sich auch einmal mit einem solchen Fuhrwerk befassen, und, wenn er will, selbst sich nach Art der alten fränkischen Könige, von einem Engadiner Ochsengespann fahren lassen, obgleich es nicht an einigen Pferden fehlt, die für den Personentransport und die geringe Waarenausfuhr bestimmt sind. Nur Esel sind so sel-

ten, daß man den Sinsern nachsagt, sie hätten einmal ein verirrtes Langohr für einen riesigen Hasen gehalten und das erlegte Thier verspeist. Jener kleine Wagen dient dem Engadiner zu allen möglichen Zwecken, bei Freud und Leid, auf der Reise wie bei der Land- und Alpenwirthschaft; er trägt sein Heu und Stroh, wie ein andermal einen fröhlichen Hochzeiter oder seinen Herrn auf dem letzten Gange, den er schon nicht mehr gehen kann, zum — Friedhofe.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Russische Pferdezucht. Die Schwärme von Pferden, welche halb wild in den russischen Steppen umherweiden, bilden den hauptsächlichsten Reichthum der russischen Edelleute. Natürlich oben an steht die Menge von Leibeigenen. Dies Hüten der Pferde ist eine der wildesten, traurigsten, heroischsten Arbeiten. Der Pferdehirt hat einen sehr hohen Lohn, muß sich aber jeden Verlust eines Pferdes durch Wölfe u. s. w. abziehen lassen. Das Leben eines russischen Pferdehirten ist eine ununterbrochene Aufregung, ein Kampf ohne Ende. Nach zwei Jahren ist der Hirt ohne Fähigkeit für jede andere Beschäftigung, und zehn bis fünfzehn Jahre reichen hin, auch den Stärksten, Wildesten aufzureiben. Die Steppen gleichen denen in Texas: im Winter bleich und brach, im Sommer oft wogende Meere von Gräsern und Blumen, in Sibirien zuweilen 30 bis 40 Meilen groß von Reseda. Die Steppen jenseits des Azow'schen Meeres dehnen sich beinahe 1000 deutsche Meilen von Ungarns bis zur chinesischen Grenze aus. Manchmal ist das furchtbare Einerlei durch einen Fluß und ein Dorf von Hausen und Hütten unterbrochen; dann kann man aber wieder Tage lang und Nächte lang immer in einer Richtung vorwärts schlitten oder reiten, ohne eine Spur von Hügel oder Thal oder Baum oder Menschen zu finden. Ein großer Theil der Einkünfte des russischen Adels hängt von den Theilen der Steppen ab, die ihnen gehören und auf denen sie ihre Pferde im Sommer weiden, im Winter aber in kaum bedeckten Schuppen hungern und frieren lassen; denn vom Heumachen ist nicht viel die Rede. Die Schuppen, in denen die ungeheuern Pferdemassen im Winter eingepfercht werden, bestehen aus Erdwällen, die oft kaum an der Nordseite etwas Dach haben, unter welchem sich die ältern und stärkern Pferde zusammendrängen, so daß die jungen, allem Unwetter ausgesetzt, im Freien jämmerlich ineinander kriechen. Die Zahl der einzelnen Roßheerden beläuft sich zuweilen auf Tausend und mehr, die zwei Hirten wahren und hüten müssen. Im dritten Jahre werden sie in der Regel auf Pferdemärkte getrieben, die an verschiedenen Stellen der Steppen gehalten werden. Hier kauft die Regierung, hier kaufen selbst Tscherkessen und Kaukasier. Der Hirt hat blos eine ungeheure Lasso-artige Peitsche, eine Schlinge und eine Wolfskeule. Ein großartiges Schauspiel gewähren oft die Kämpfe der Pferde gegen Wolf-Attacken. Sobald ein „Taboon" (Heerde) angegriffen wird, stehen sie plötzlich wie Ein Mann für Alle. Kaum hat eins der Pferde das Zeichen gegeben, laufen Hengste und Stuten geschlossen und wüthend dem Feinde entgegen, und schlagen ihn oft blos durch diesen Marsch in geschlossenen Reihen in die Flucht, oder treten die Herankommenden mit den Hufen nieder. Doch kehren die Wölfe nicht selten in verstärkter Zahl wieder und heulen umher, bis sich etwa ein Fohlen etwas zu weit verirrt; dies wird gepackt und zerrissen, sehr oft auch die zu Hülfe eilende Mutter. In der Regel werden dann alle Fohlen von den Stuten in einen Zirkel eingeschlossen und geschützt, während die Hengste ihre Angriffe mit Kühnheit erneuern und mit den Hufen und Köpfen auf die Wölfe schlagen, sobald diese nahe genug kommen. Außerdem thut der Hirt mit der Keule das Seinige. Am Furchtbarsten sind die Attacken der vom Hunger wüthenden Wölfe in Winternächten, wo sie sich oft, in den Hals eines Pferdes eingebissen, lieber von andern Pferden oder dem Hirten todtschlagen lassen, als ihre Beute aufzugeben.

Fürst Milosch. Von Hause aus ein Bauer, ward er 1813 durch russischen Einfluß zum Fürsten von Serbien erhoben, und war es seitdem über diesen kriegerischen, „unabhängigen", schönen Menschenschlag bis 1839 geblieben. Die Serbier gehören in Literatur, Poesie, malerischen Trachten und lustigen Volkssitten zu den interessantesten Bewohnern Europa's. Milosch vereinigt die Eigenschaften eines Tyrannen und eines Volksfreundes auf die genialste Weise in sich. Er ist sinnlicher, grausamer, falscher als irgend ein Despot; dabei lassen sich aber die Bauern für ihn todtschlagen, blos weil er es früher gelernt und nicht vergessen hatte, mit ihnen nach ihrem Schnabel zu reden. Wenn er Reisen machte, gukte er in's Volk hinein, und rief sich irgend ein schmutziges Individuum, das er vor zwanzig Jahren einmal gesehen, bei dessen eigenen Namen heran. „Nun, Peter, wie geht Dir's jetzt? Lange nicht gesehen. Was machen Frau und Kinder? Ist die Ricke oder Röse verheirathet?" Oder er besuchte gar einen alten Collegen und ließ sich den Schweinestall aufmachen. „Oh Milo, Kerl, die Schweine gefallen mir noch nicht. Mach' nen gute Lage, bis sie 100 mehr wiegen." Der Bauer ist nun begeistert für den Fürsten und die Schweine-Historie wandert von Haus zu Haus und Dorf zu Dorf und bekehrt die tollsten Freiheitsköpfe zur Unterthanentreue. In den Städten war er freilich desto verhaßter, denn er ist im barbarischsten Grade der Repräsentant eines sehr verbreiteten nationalen Unglücks, das in der Herrschaft des Landes über die Stadt, der Rohheit über Urbanität besteht. Dies Verhältniß machte den französischen Staatsstreich, und ließ in alter und in neuer Zeit alle Staatsstreiche gelingen. In den Städten kennt man Milosch nur als strengen Steuereinnehmer und durch Akte der Willkür und Rache. Da er weder lesen noch schreiben kann, (an der Spitze eines Volkes, das in der hochtönendsten Sprache eine sehr reiche, hochpoetische Literatur hat, und überall singt und dichtet und improvisirt), giebt er seine Befehle blos mündlich und entscheidet manche Streitigkeiten, zu welchen man anderswo ein Fuder Papier und das Vermögen beider Parteien braucht, mit einem einzigen Machtspruche ohne Brief und Siegel und Appellation. Das machte ihn bei dem Sieger im Prozesse zum Gott, bei dem Unterliegenden zum Satan, vor dem ungebildete Leute mehr Respekt haben, als vor dem himmlischen Vater. Ohne Kenntnisse und Religion und ohne die Entschuldigung, die dem Türken sein Glaube bietet, bekamen seine türkischen Unsitten das Gepräge des Wüstlings. In seiner Eifersucht ermordete er einmal Kora George, schnitt den Kopf ab, stopfte ihn aus und schickte ihn dem Sultan zum Präsent. Seine Tyrannei führte endlich 1839 zu der bekannten Revolution und ihn in's Exil nach der Wallachei, wo er seinen aufgehäuften Reichthum und seine Manier, mit Bauern umzugehen, stets so anzuwenden wußte, daß er Aussicht haben soll, wieder eine Rolle zu spielen. Er empfängt seine Freunde aus Serbien und der Wallachei, und hat immer Geld — viel Geld — und Wein und Delikatessen in Fülle. Er soll jetzt ein Freicorps geworben haben.

Das größte Dampfschiff. Die „Ostdampfschiffahrts-Gesellschaft" Englands hat jetzt ihr großes Dampfschiff anfangen lassen, und zwar in der riesigen Anstalt Scott Russel's zu Millwall. Der Kiel, allein aus 15,000 Centnern Eisen bestehend, ist fertig. Das Schiff soll in zwei Jahren contractlich vollendet sein. Die Länge des Hauptdecks wird 700 Fuß betragen (430 mehr, als die des „Himalaya), die Breite 83 Fuß, die Höhe mit 4 Etagen oder Decks 58 Fuß. Der große Salon wird 80 Fuß lang und 45 hoch. Es wird 10,000 Tonnen (d. h. 200,000 Centner tragen und selbst etwa 240,000 Centner) wiegen. Für Kohlen wird so viel Raum geschafft, daß es in einer Tour um die ganze Erde dampfen können wird. Für Leute „erster Klasse" bekömmt es 300 besondere Wohnungen, dabei viele Hunderte von Cajüten für Personen zweiter und dritter Klasse und noch ein Paar Tausend Mann Soldaten. Die combinirte Schrauben- und Rädertriebkraft wird der von 2800 Pferden gleichen. Der Hauptkörper des Schiffs bekommt eine doppelte Eisenhaut, zwischen welcher 2 Fuß 6 Zoll leerer Raum gelassen werden. Es wird 14 wasserdichte Räume enthalten, so daß das Schiff untergehen könnte, ohne daß die Personen ertrunken und möglicherweise durch Taucherglocken wieder heraufgeholt werden könnten (freilich nicht aus Tiefen von ¼ deutscher Meile und mehr). Nach den bisherigen Erfahrungen braucht die Triebkraft nicht in demselben Maße zuzunehmen, als das Gewicht, wenn dieses Gewicht sich in die Länge vertheilt. Die große Länge dieses Riesenschiffs wird also der Triebkraft eine viel größere Gewalt und dem Schiffe eine viel größere Schnelligkeit geben, als man nach bloßer Berechnung der ungeheuern Gewichtsmasse würde erwarten können. Die Amerikaner, die von diesem gigantischen Unternehmen gehört haben, sollen übrigens stark hinterher sein, dem 700 Fuß langen Dampfer eine 1000füßige Pfeife entgegenzubauen. Und wenn das noch lange so fortgeht, baut man einstmals ein Schiff, das gleich von England bis Amerika reicht, so daß man gleichsam zu Lande hinübergehen kann.

Literarisches. Der durch seine ehemalige parlamentarische Wirksamkeit bekannte und aus seiner Stellung als höherer Gerichtsbeamter in gezwungene Ruhe versetzte Herr Schulze-Delitzsch hat seine Muße benutzt, um einen höchst edlen, menschenfreundlichen Plan auszuführen. Weit entfernt von allen socialistischen Ansichten, vielmehr bestrebt, das eigentliche Mittel zu ihrer wirksamsten Bekämpfung zu suchen, glaubt er dasselbe in dem Associationswesen finden zu müssen, um dadurch zunächst dem kleinen Gewerke wieder zur Selbstständigkeit zu verhelfen, damit dasselbe nicht der Capital-Konkurrenz unterliege und der Handwerker zum bloßen Lohnarbeiter herabsinke. Es giebt Länder, wo die Capital-Association schon so ausgebildet ist, daß auch der kleinste Besitzer mit seiner Vermögens-Partikel sich betheiligen kann, und der Arbeiter bei demselben Unternehmen, für welches er arbeitet, auch als Gesellschafter betheiligt ist. Herr Schulze-Delitzsch hat in dem Kreise, auf welchen er durch seinen Charakter, seine Thätigkeit, und seine Einsicht Einfluß hat, sich bemüht, diese Idee durchzuführen und mit einem großen Verständniß klein begonnen, sowohl um Erfahrungen zu sammeln, als auch in der Ueberzeugung, daß es vor Allem erst darauf ankommt, Keime zu stecken, sicher davon, daß das Beispiel später das Beste thun werde. In einem Werke, „Associationsbuch für Deutsche Handwerker und Arbeiter" hat er sowohl über die Stellung der größern Industrie wie der Gewerke in den verschiedenen Ländern vieles Beherzigenswerthe bemerkt, als auch hauptsächlich dargelegt, was nach seinem Plane bereits in verschiedenen seinem Wohnsitze nahe gelegenen Ortschaften geleistet worden ist. Es fehlt uns hier an Raum, näher auf die erzielten Resultate, sowie auf eine Besprechung seiner Statuten einzugehen. Wir bemerken nur, daß schon jetzt manches Segensreiche erzielt worden und daß es von höchstem Interesse für alle Kreise der Gesellschaft sein wird, sich mit dem Inhalte jenes Buches genauer bekannt zu machen, das besonders auf den Handwerkerstand und alle wahren Freunde desselben berechnet ist. Es ist darin der Weg eines gesunden Socialismus angebahnt, durch dessen besonnene und eifrige Betretung man die Irrgänge des falschen vermeidet. Die in dem Buche gegebenen Mittheilungen über Krankenunterstützungsvereine — Associationen für nöthige Lebensbedürfnisse — Vorschußvereine und über die Buchführung einzelner Associationen — sind für Alle, welche sich für Gemeinwesen interessiren, von höchster Wichtigkeit.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 21. 1854



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Die Zahlen.

Ein Comptoir-Spuk.

Das große Hauptbuch vor mir aufgeschlagen,
Saß ich am Pult bis in die tiefe Nacht,
Um Legionen Zahlen einzutragen,
Die schier bis zur Verzweiflung mich gebracht.
Gerechnet hatt' ich und gerechnet wieder
Die langen Ziffernsäulen auf und nieder;
Mein Kopf war wirr und wüst von all' den Zahlen,
Und ingrimmsvoll verwünscht' ich diese Qualen.
Da draußen spielte in den Blüthenbäumen
Mit leisem Hauch die laue Lenzesluft;
Mich zog's hinaus, im Waldesgrün zu träumen,
Zu baden meine Brust im süßen Duft.
Doch angekettet saß ich, schwarze Zahlen
Auf weißem Grunde mühsam hinzumalen,
Und eh' in's Reine Alles ich gebracht,
Befiel mich über meinem Werk die Nacht.
Da stampft' ich wild die Feder auf das Pult,
Und rief im raschen Zorn der Ungeduld:
„Verflucht seid ihr, verflucht zu tausend Malen!
Ich wünschte in der Hölle sie zu sehn,
Die schwarzen Quäler alle, diese Zahlen, —
Zusammt den Büchern all', darin sie steh'n!“
Und schwerer wurden meine Augenlider,
Und deckten mir die trüben Augen zu;
Mein müdes Haupt sank auf die Brust hernieder,
Und legte auf dem Hauptbuch sich zur Ruh'. —
So war ich denn in tiefen Schlaf begraben
— Der träge Geist erlag dem schwachen Fleisch —,
Und lange mocht' ich schon geschlummert haben:
Da weckte mich ein sonderbar Geräusch.
Ich fuhr empor; — das Hauptbuch war verschwunden,
Auf dem ich ein so süßes Bett gefunden,
Und bei dem Mondlicht, welches hell und klar
Erleuchtete das ganze Comptoir,
Blickt' ich umher, es forschend zu erspäh'n. —
Und sah es endlich mitten in dem Zimmer,
Beleuchtet von des Mondscheins blassem Schimmer
Auf einem Stuhle aufgerichtet steh'n;
Und voll Erstaunen sah ich und voll Schrecken
Aufklappen sich die schweren Pappendecken,
Und aus den hin- und herbewegten Blättern
Erklang ein seltsam Rauschen, Stöhnen, Schmettern.
Die Töne wurden klarer, immer klarer,
Und deutlich hört' ich endlich das Geschrei:
„Herbei, der Zahlen treuliche Bewahrer!
Herbei, ihr Bücher alle, kommt herbei!“
Da regt es plötzlich sich in dem Gemache,
Da ward's lebendig flugs in jedem Schrein;
Sie krochen, schlichen, hüpften aus dem Fache,
Die Handlungsbücher alle, groß und klein,
Journal und Cassa-Buch und Prima-Note,
Das Waarenbuch, die Strazzen, hoch und schmal,
Sie standen schnell dem Rufe zu Gebote,
Und schaarten sich um ihren General.

Der aber sprach mit gravität'schen Mienen:
„Ich rief euch her als euer Präsident;
Gehorsam meinem Wort seid ihr erschienen;
Constituirt euch nun als Parlament! —
Der Fall, den ich euch vorzutragen habe,
Betrifft den Menschen, der da sitzt am Pult,
Und während er dort schläft, als wie im Grabe,
Beschließen wir die Strafe seiner Schuld.
Er, der uns dienen sollt' als treuer Wächter,
Er zeigt sich uns als Frevler und Verächter,
Hat uns verflucht, uns alle auf einmal,
Und unser Lebenselement, — die Zahl!
So laßt uns jetzt zum Rathe uns vereinen,
Wie wir ihn strafen, der sich das erfrecht!
Mylords und ihr vom Hause der Gemeinen,
Sagt, wie man solchen schnöden Frevel rächt!“
Da rascheiten die Blätter durcheinander,
Da rauscht' und zischt' und heult' es rings wie toll;
Der Präsident, auch nicht ein Wort verstand er,
Bis erst sein Ruf: „Zur Ordnung!“ laut erscholl.
Die Strazzen näselten: „Wir woll'n ihn quälen!
Aus unserm Wirwarr werd' er nimmer klug!“
Das Cassa-Buch schrie wüthend: „Stets soll fehlen!
Die Cassa stimme niemals mit dem Buch!“
Dazwischen rief das Waarenbuch, das dicke,
Im tiefsten Basse aus: „Ich meine sehr,
Wir stürzen Alle über ihn uns her,
Und brechen dem Verräther das Genicke!“
Das Hauptbuch aber sprach mit argem Hohne:
„Ich bin dafür, daß man ihn jetzt noch schone;
Doch wenn dereinstens er beim Jahresschluß
Nach soviel durchgerechnet schweren Tagen
Nun die Bilanz des Ganzen ziehen muß,
Dann überlaßt es mir, ihn abzuplagen!
Dann soll ein Groschen hier im Debet fehlen,
Und dort zuviel ein Tausend Thaler steh'n,
Und wie er sich auch immer möge quälen,
Er soll es nimmer richtig stimmen seh'n!
Da soll er Stunden, Tage, Wochen suchen,
Und immer neue Fehler finden nur,
Und kommt er nie dem letzten auf die Spur,
Verzweiflungsvoll sich selber dann verfluchen!“
Ein Beifallssturm brach los bei diesen Worten;
„Bravo! Bravo!“ — so rief's aus einem Mund.
Ich aber war jetzt munter ganz geworden,
Und nunmehr ward mir's endlich doch zu bunt.
Ich faßte mir ein Herz; mit einem Satze
Sprang ich von meinem Bocke schnell empor,
Ergriff die äußerste Notizen-Strazze
Und schleuderte sie in den dichten Chor.
„Was?“ — rief ich aus — „Wie könnt ihr euch erfrechen,
In schnöden Aufruhrs tollem Uebermuth
Von Richten und von Strafen hier zu sprechen?
Legt euch zur Ruh', und schweigt, verdammte Brut!

Ihr niederträchtigen Rebellengeister!
Ich, ich beseht' es, euer Herr und Meister!"

Doch kaum war meinem Mund das Wort entflohen,
So brach ein unbeschreiblich Toben los,
Ein Schimpfen, Schelten, Schnauben, Schreien, Drohen,
Und der Tumult erhob sich riesengroß.
Des großen Hauptbuchs mächt'ge Donnerstimme
Bot endlich dem verrückten Haufen Ruh',
Und rief sodann mit unverhall'nem Grimme
Aus seinem Blättermund mir höhnend zu:
„Elender Wurm! Du unser Herr und Meister?
Was bildet dieser Erdenkloß sich ein?
„Buchhalter" — nicht wahr? — doppelter" — so heißt er,
Und darum denkt er unser Herr zu sein? —
Anmaßender! Wenn ich jetzt meinen Schaaren,
Den Hunderttausenden von Ziffern hier,
Gebiete, daß sie auseinander fahren,
Und sich zerstreu'n im weiten Luftrevier:
Wärst du etwa der Mann, sie festzuhalten?
Und wenn sie ausmarschirten auf mein Wort,
Fingst du sie ein mit menschlichen Gewalten,
Und stelltest wieder sie an ihren Ort?" —

„Unwürdiges Geschöpf von Papp' und Leder!"
Rief ich ergrimmt, — „du schwatzest hirnverbrannt;
Was ich geschrieben habe mit der Feder,
Das steht, — an seinem Platze festgebannt!"

Ich sprach es, und ein teuflisch Hohngelächter
Des ganzen Haufens war die Antwort drauf.
„Ha!" — schrie das Hauptbuch, „zeigt es dem Verächter,
Ihr Zahlen! Vorwärts! Marsch! — in schnellem Lauf!"

Da plusterten die Blätter auseinander
Von all' den Büchern und im Nu begann
Auf ihnen ein Gelauf und ein Gewander,
Als käm ein Heer von hunderttausend Mann.
Aus ihrer Linien rothen Barrieren
Zog jede lange Zifferreihe aus,
Und alle Spalten sah ich rasch sich leeren;
Mir stand das Haar zu Berg vor Schreck und Graus.
Erst zogen sie in schnurgeraden Zügen,
Im richtigen Colonnenmarsch einher;
Doch plötzlich machten sie sich's zum Vergnügen,
Umherzustieben in die Kreuz und Quer.
Ameisen ähnlich kroch der ganze Haufen
Um mich herum in scheußlichem Gewirr;
Das war ein Gehen, Kommen, Rennen, Laufen;
Das war ein hirnverrückendes Geschwirr!
Die Nullen kugelten sich auf den Dielen;
Die Achten ringelten sich Schlangen gleich;
Die Sechsen sah man mit den Neunen spielen;
Die Fünfen trieben manchen Possenstreich;
Die Einsen stachen mich mit ihren Spitzen,
Und ließen, wie ein zornig Bienenchor,
Den gift'gen Stachel in der Haut mir sitzen;
Die Zweien krochen heimlich mir in's Ohr.
Dazwischen scholl der Bücher höhnisch Lachen;
Sie schlugen höhnisch ihre Blätter auf,
Um die Verzweiflung in mir voll zu machen. —
Nicht eine einz'ge Zahl stand mehr darauf!

In Todesangst rief ich in das Gewimmel:
„Ich bin verloren, ein geschlagner Mann!
Weh' mir! Was wird aus mir? Hilf Himmel!
Was fang' ich nun, ich Aermster, morgen an?
Schon seh' ich, wie in Winkeln und in Ecken
Die losgelass'nen Ziffern sich verstecken;
Wie, wo such' ich sie wiederum zusammen,
Zu setzen jed' an ihre Stelle hin?" —
Und, Hirn und Herz durchtobt von Höllenflammen,
Sank ich zu Boden, und mir schwand der Sinn.

Da rief mit triumphirend stolzem Tone
Das große Hauptbuch, zu mir hingewandt:
„Beugst du dich nun vor meinem Herrscherthrone,
Hast du nun endlich meine Macht erkannt?
Ich sehe dich zerknirscht in tiefer Reue,
Und bin voll Huld geneigt, dir zu verzeih'n.
Wohlan, so schwör' auf's Neue jetzt mir Treue;
Dann soll die Angst allein dir Strafe sein!" —

Ich schwor — was hätt' ich Alles nicht versprochen,
Um nur die Zahlen wieder fest zu sehn?
Zerschmettert, unter lautem Herzenspochen
Kroch ich zu Kreuz mit unterwürf'gem Flehn.

Das Hauptbuch commandirte nun Retraite:
„Halt! Achtung! Richtet euch, und rücket ein!"
Und gleich, als wenn ein Wind darunter wehte,
Zerstob der wilde Knäul der Zahlenreihn.
Schnell sah ich die Colonnen sich formiren,
Auf's Schönste, trotz dem besten Grenadier,
Und zugweis wiederum zurückmarschiren
In's alte, kaum verlass'ne Standquartier.

Ich dankte Gott, daß sie nur wieder standen
In Reih' und Glied; das Hauptbuch aber sprach:
„Noch eine Lehre geb' ich dir zu Handen;
Der denk' an jedem Tage ernstlich nach! —
Die Zahl erkühntest du dich zu verachten?
Du blöder Thor! Begreifst du auch die Zahl?
Das Tiefste, was die höchsten Geister dachten,
Es ist verfaßt, gegründet in der Zahl.
Pythagoras, der Weiseste der Weisen,
Hat schon das tiefe Dunkel aufgehellt,
Und in den Sphären, die das All durchkreisen,
Gilt rings das Wort: „Die Zahl regiert die Welt!"
Wo Ordnung ist und Ebenmaaß und Regel,
Da ist's die Zahl, die Alles das erschafft;
Im stolzen Tempelbau, im bläh'nden Segel
Spürst du die Zahl und ihre hohe Kraft;
Des Liedes Rhythmus und der Fall der Töne,
Sie sind begriffen in dem Maaß der Zahl,
Und alles Große, Herrliche und Schöne
Begrenzet und bestimmt sich durch die Zahl;
Das Weltall selbst mit jenen tausend Flammen,
Die wunderbar am Sternenhimmel glühn,
Die Zahl fügt es mit ew'ger Kraft zusammen,
Läßt Alles die gewies'nen Bahnen ziehn.
Drum acht' es nicht gering, der Zahl zu dienen!
Du dienst damit dem Urprinzip der Welt,
Das Alles bindet wie mit eh'rnen Schienen,
Das Alles regelt, ordnet und erhält!"

Ich lauschte noch nach diesen hohen Worten, —
Sie tönten wie vom Himmel mir herab;
Da war es ruhig in mir selbst geworden,
Und um mich tiefe Stille, wie im Grab.
Mir aber war's, als wär' ich neu geboren;
Erstaunt sah ich mich um im ganzen Raum,
Und fast schien Alles nur ein wüster Traum;
Doch jedes Wort klang mir noch in die Ohren.

Am Morgen zum gewohnten Tagewerke
Kam ich, und schlug das große Hauptbuch auf, —
Mit scheuem Blick, ob ich noch etwas merke
Von meiner Zahlen grauenvollem Lauf.
Doch ruhig standen sie in ihrer Reihe,
Und sah'n vertraut und liebvoll mich an;
Mir war's, als wär' mit einer höhern Weihe
Mir des Berufes Arbeit angethan.
Und mit gestärkter Kraft und frischern Sinnen
Konnt' ich auf's Neu' mein Tagewerk beginnen.

G. H—r.

Das Haus am Meeresstrande.

Eine pommersche Geschichte von Oswald Tiedemann.

Das war ein Sturm, der die Erde aus ihren Angeln heben wollte. Pfeifend und gellend zog es durch die Lüfte, als wäre das Heer der bösen Geister auf der Flucht, als beliebte es dem Himmel, herabzustürzen, mit Einem Schlag ein weites unabsehbares Grab aufzuspalten. Der Blitz übereilte den Donner, der Donner den Blitz, sie trafen zusammen, furchtbar, betäubend. Es loderte in fahlem Lichtschein herauf, herab. — Ein Flammenmeer übergoß Himmel und Erde. Das Gewölk drängte, wälzte sich — ein Gewitterknäul der Wuth, der Finsterniß und der Empörung. —

An einem Abhange, inmitten riesiger Tannen, die wehklagend ihre Aeste in der Gewalt des Sturmes schüttelten, dicht am Strande der Ostsee steht eine Hütte, klein, niedrig, unbeschreiblich elend. Die Wände sind von Sand und Lehm, durch Unwetter zerbröckelt und geschwärzt; das Dach von Brettern, Rasen und Moos; die Fensterluken, kaum groß genug, das Licht herein und den Rauch des Herdes herauszulassen, mit Papier verklebt und mit Netzen verhangen. —

Im Innern sah es nicht minder elend aus. Ein rohgearbeiteter Schrank, Bänke und Tische leicht zusammengeschlagen, nebst zwei Strohlagern in einer anstoßenden Kammer, bildeten das ganze Hausgeräth. Auf den Bänken und an den Wänden lagen und hingen in wirrer Unordnung Fischergeräthschaften und einige Kleidungsstücke im dürftigsten Zustande.

Seltsam kontrastirte mit der Armuth des Ganzen, dem Schmuz und der Dunkelheit, ein junges Mädchen, das am Herde beschäftigt war. Von hohem Wuchse, schlank und kräftig, vermochte selbst das faltige Kleid von grauem Wollenstoff nicht ganz die schönen Formen zu verhüllen. Der halbentblößte Nacken, den ein lose geknüpftes buntes Tuch von Kattun nur wenig bedeckte, war, wie der Hals von blendender Weiße; das Gesicht von unnennbarem Reiz, so voll Anmuth, daß man versucht werden konnte, an eine Fee zu glauben, die in eine niedere Hütte der Menschen sich aus Laune verirrt hatte. Das Auge besonders, groß und von feuchtem Glanz, wie die Perle des tiefen Meeres, strahlte gleich einem Juwel und wetteiferte an Schwärze mit dem reichen Haar, das in seiner Fülle den beiden hölzernen Nadeln, die es halten sollten, immer entschlüpfen wollte. —

Sinnend blickte das Mädchen in die Gluth des Feuers auf dem Herde, und wie die Flamme durch hinzugelegtes Reisig immer höher stieg, so wuchsen auch die Seufzer, die anfangs leise ihrer Brust entstiegen, stärker an. Sie vergaß aber dabei nicht, fleißig in einem Kessel zu rühren, in dem ein Brei brodelte.

Still war es in dem Innern, nur das Knistern des Feuers und die Seufzer des Mädchens zuweilen vernehmbar; draußen wüthete das Unwetter furchtbar fort.

„Wo nur der Vater bleibt?" dachte das Mädchen mit steigender Besorgniß und mit gespanntem Ohr hinaushorchend. — Indem wurde draußen an die Thür der Hütte heftig gepocht. Sie ging um zu öffnen; sie hatte vorher den Riegel vorgeschoben. Es traten ihr zwei Männer, ihrer Kleidung nach Waldhüter, entgegen, die einen jungen, anscheinend völlig bewußtlosen Mann auf einer leicht zusammengefügten Tragbahre von Tannenzweigen trugen.

Das Mädchen, an Gefahren, Entbehrungen und Unglück gewöhnt, erschrak zwar nicht, doch wich sie unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Guten Tag, Katharina," sagte einer der Männer. „Wir bringen Euch für eine Stunde den jungen Herrn vom Schlosse. Wir haben ihn, von einer Kugel getroffen, im Walde gefunden. Wir wollen schnell nach dem Kloster Riedd; bis wir zurück sind mit Wagen und Pferden, müßt Ihr ihn behalten."

„Kommt herein!" erwiederte Katharina, indem sie einen neugierigen Blick auf den Junker warf, und den Leuten einen Platz anwies, wo sie ihn hinlegen sollten. „Aber erzählt mir doch Mehreres? Wie ging es zu, und was soll ich beginnen? Ich bin allein und weiß mit Kranken nicht umzugehen!"

„Da ist auch nicht viel zu machen, Kathi," erhielt sie zur Antwort. „Wir müssen auf's Schloß. Todt ist er nicht, und so Gott will, ist der Schuß nicht gefährlich. Mehr wissen wir auch nicht, als daß wir ihn an einem Pfahle liegend gefunden, an dem, wie Ihr wißt, geschrieben steht, daß er nicht überschritten werden darf. Nun, für den Junker vom Schlosse gilt das Gesetz nichts. Uns wundert nur, wo der große Hund des gnädigen Junkers, der Dogg, geblieben ist. Keine Spur von ihm. Doch nun guten Tag, Kathi, wir dürfen nicht säumen. Der alte Herr auf Schloß Riedd ist nicht der Beste, er könnte uns das Zögern vergelten."

Die Männer verließen die Hütte. —

Katharina kniete vor dem Verwundeten nieder und legte ihm unter das Haupt ein Strohkissen, das sie aus der Kammer geholt hatte. Sie kannte den Sohn ihres Gutsherrn bereits, aber in solcher Nähe hatte sie ihn noch nie gesehen. Mit weiblicher Neugierde betrachtete sie die reiche Kleidung, die an vielen Stellen mit Blut befleckt war, und den männlich-schönen Kopf. Um den Mund spielte ein trotziges Lächeln, ein Zug von Härte, der sich bei dem Junker gewöhnlich immer zeigte, und der auch jetzt nicht verschwunden war.... Katharina strich ihm das blonde Haar mit leiser Hand von der Stirne und lauschte an seinem Munde; er athmete, aber schwach und kaum bemerkbar. Die Schußwunde schien er in der Seite erhalten zu haben; Katharina fürchtete sich indeß, sich darüber Gewißheit zu verschaffen. —

Sie konnte sich, sie wußte selbst nicht weshalb, von dem Lager gar nicht trennen und vergaß darüber alles Andere. Ihr Auge ruhte fortwährend gespannt auf dem Verwundeten. Jetzt regte er leise die Hand, die aus den reichen Hemdmanschetten hervorsah, die Finger zupften an dem grünen Rocke. ... Katharina veränderte die Farbe; sie hatte diese Bewegung schon einmal an seine Wimpern zuckten, er schlug die Augen auf. Sie hatten keinen Ausdruck, still und ruhig war der Blick. In dieser Weise betrachtete er Katharina einen Moment, ohne daß er ein Wort gesprochen, dann schlossen sich die Wimpern wieder. —

Der Vater Katharina's trat in die Stube. Er war bis auf die Haut durchnäßt, denn der Sturm war in einen Regen übergegangen, der in Strömen heruntergoß. Seine Gestalt war hoch und stämmig. Haar und Schnurrbart bereits grau, aber die nackten Arme, die bis an das Knie entblößten Beine verriethen noch eine seltene Muskelkraft. Er warf ein Netz mit Fischen auf den Boden und heftete einen scharfen Blick seiner grauen Augen auf die Gruppe ...

„Was ist geschehen?" fragte er mit rauher Stimme.

Katharina erzählte den Hergang. Ohne ein Wort zu erwiedern hörte er sie an, dann trat er an den Herd und eine Zornader trat auf seine Stirn. Er rief: „Warum ist das Feuer ausgegangen? Hast Du den Vater über den Burschen dort vergessen? Ich bin durchnäßt bis auf die Knochen und hungrig. Marsch fort, hierher!" —

Katharina entgegnete: „Er ist verwundet und bedarf der Hülfe."

„Was kannst Du ihm helfen?" meinte der Vater. „Hättest Du ihm wenigstens eine Kanne Wasser über's Gesicht gegossen, dann ließ ich's gelten. Daß Du da hockst, wird ihn nicht aufbringen. Er ist der Junker von Riedd; Gott besser' den Schloßherrn durch diesen Vorfall."

Katharina nahm den Brei aus dem Kessel, stellte ihn vor den Vater, der sich an einen Tisch setzte, hin und sagte: „Ihr seid wieder mürrisch; was ist Euch begegnet?"

„Was sollte mir begegnet sein? Dummheiten! Alte Geschichten! Bei diesem Unwetter, das die Wurzeln der Tannen nach oben kehrt, läßt sich nicht gut fischen. Das Meer zieht die Stirne kraus, als hätt' es ein Faß Brechpulver verschluckt. Es hat mich hinausgeschleudert bis fast an die Thore von Kolberg; kaum glaubt' ich mit heiler Haut wiederzukommen."

„Ihr hättet auch nicht heute fischen sollen, Vater. Mir bangte nach Euch."

„Von was willst Du morgen leben? Du bist eine große starke Dirne, die ihr gut Theil Essen will. Die paar Kartoffeln an unserer Barracke werden wohl bald verschluckt sein. Der Herbst ist vor der Thüre. Der Sturmvogel hat sich heute wie toll geberdet mit seinem heisern Schrei." — Er legte den Löffel weg, schob die Schüssel bei Seite und stemmte die Arme auf den Tisch, während seine Augen zu dem Verwundeten hinüberschielten.

„Wie lange ist es her, daß sie den Burschen hierherbrachten?" fragte er weniger barsch.

„Eine Stunde mag's sein, Vater. Ich fürchte für den Junker. Wenn sie nur gleich einen Doktor mitbrächten."

„Was kümmert Dich denn so gewaltig der Junker? Hat er Dir auch schon die Ehre angethan, mit Dir im Walde zusammenzukommen, wie mit des Kreuzwirths Rosi? Der alte Narr, ihr Vater, hatte sich ein neues Schild malen und drauf mit stolzen Worten setzen lassen: „Mit Gott für König und Vaterland!" und glaubte nun, alle Barone und Grafen des Pommerlandes müßten bei ihm einkehren. Den Henker! Die Vornehmen blieben aus und die Bauern auch. Er hielt saures Bier und Branntwein, von dessen Geruch man schon sterben konnte; das nagelneue Schild sollte Alles verbessern. Es ging heillos schlecht mit ihm. Da kehrte der Junker dort, der mit dem Garaus jetzt zu schaffen hat, eines Tages bei ihm ein; er kam öfter, dann alle Tage. Er verständigte sich mit dem alten Narren, dem schwarzen Kreuzwirth; uns wurde verboten, nach andern Dörfern in die Schenke zu gehen; wir mußten bei ihm das schlechte Bier trinken und mit Bauchgrimmen den Branntwein hinunterschlucken. Der Junker paßte genau auf, wer nicht einkehrte; er saß im Oberstübchen bei der Rosi und lugte durch's Fenster — wenn er gerade Zeit hatte, setzte er lachend hinzu. Da kam der Frühling. Ja, ja, er spielt gar seltsame Weisen, der Frühling. Im Frühling war es, da gingen die Beiden in den Wald, der Junker und die Rosi. Was da geschehen ist, weiß man nicht, man denkt sich's blos; aber Rosi senkte fortan gar sehr den Kopf, der Kreuzwirth ließ den Hochmuth fahren und schenkte besseres Bier, sprach auch gar freundlich mit

da ging der Kreuzwirth nach dem Schlosse Riedd hinauf, zu dem alten Herrn; er mußte wohl, denn es war hohe Zeit, alle Mädchen gingen seiner Rosi aus dem Wege. Element! wie empfing ihn der Baron. Er lachte, freute sich seines Sohnes und sprach von einer großen Ehre, die dem Narren von Wirth passirt sei. Dieser heulte anfangs, dann drohte er und sagte etwas von der Regierung in Stettin, oder gar am Ende von Berlin. — Der Baron meinte: „Das sind meine Gerechtsame, auf denen Ihr Bier ausschenkt, und wenn Ihr noch muckst, so laß ich Euch das Schild herunternehmen, worauf das Kreuz und die Worte: „Mit Gott für König und Vaterland! Der Weg nach Berlin ist lang, und des Bauern Ohr ist noch eben so weit von dem Ohr des Königs, wie in alten Zeiten vom Ohr der pommerschen Herzöge.“ —

Der Kreuzwirth duckte sich; aber seine Rosi, ein frisches gesundes Mädel vor damals, siechte und siechte, bis sie die Arme von sich streckte und todt war; die Schande und der treulose Geliebte hatten ihr das Herz gebrochen. „Mädel, Kathrine,“ fuhr er nach einer kurzen Pause lebhaft fort, „wenn Du mir desgleichen thätest, ich glaube, mit den Nägeln zerkratzt' ich Deinen Leib, daß er früher den Raben zur Speise würde.“ —

Die Augen des Alten blitzten und hafteten durchbohrend auf seiner Tochter. Diese, unbekümmert um die zornige Rede des Vaters, hatte eine hölzerne Schüssel mit Wasser gefüllt, war abermals vor dem Verwundeten niedergekniet und netzte die Stirn desselben. Sie entgegnete: „Es ist ein Mensch, Vater, der hier liegt; was Ihr redet, mag gut gemeint sein, aber ich versteh' es nicht ganz. Ihr wißt, ich habe meinen Schatz.“ —

„Auch so ein Stadtvogel,“ brummte der Alte, „von dem man nicht weiß, wie man dran ist. Er schwätzt allerlei und gar Liebliches für Dein Herz, aber ob er's ehrlich meint, das ist die Frage. Deine schönen Augen haben ihn wohl verblendet, ob er sie aber nicht ebenfalls sehr wohlfeil zu kaufen gedenkt, darüber hat er sich noch nicht entschieden.“

„Ihr seid doch auch gar zu übeldenkend, Vater. Ich möchte nur wissen, was Euch die Menschen gethan, daß Ihr gegen alle so absprechet und gleich das Schlimmste im Munde führt. Hat Euch Rudolf nicht gesagt, daß er mich heirathen will? Mir hat er es gesagt.“

„Das ist so der schöne Anfang zu einem bösen Ende,“ sprach der Alte, indem er sich eine Pfeife anrauchte. „Sehen muß ich's, wenn ich's glauben soll. Der Herr Rudolf wird sich Deiner und meiner schämen, wenn wir in der Stadt sind; wenn wir überhaupt dahin kommen. Was mir die Menschen gethan? Gerade so viel, als nöthig, um verrückt zu werden. Der Arme ist ihnen noch zu reich, wenn er nicht gerade betteln geht. Sie können sich nicht denken, daß man bei trockenem Brote und einem letzten Vorrath von Ehre nicht an den Straßenecken stehen will. Ich war Soldat, habe so und so viel Jahre ehrlich und rechtschaffen gedient. Man hing mir eine Medaille in das Knopfloch, gab mir monatlich einen Thaler zwanzig Groschen und sprach: „Nun können wir Dich nicht länger im stehenden Heere brauchen. Sei zufrieden mit Deinen vier Wunden am Leibe.“ Das mochte gehen, ich will nichts einwenden, aber daß uns armen Teufeln die Luft, die wir schnappen möchten, noch beschnitten und verkürzt wird, das ist zum Würgen. Steh' Dir dort den Junker an! Als ich hierherzog, in meine rechte Heimath, da machte mir der Gutsherr allerlei Scherereien, ich mußte Papiere herbeischaffen, um die ich mich nie bekümmert, damit ich nur ein Fleckchen Erde gewönne, wo ich ausruhen könnte. Weiter! Mein Weib, Deine Mutter, war eine Französin, die ich einmal auf der Flucht gerettet, die wollten sie gar wieder heimschicken. Was für Laufereien und Plackereien, bis ich sie behalten durfte! Und nun? Ich darf mich nicht rühren und handthieren zwei Minuten in der Runde. Ueberall steht ein Pfahl, hier einer, dort einer und darauf: „Bei Strafe verbotener Weg!“ Will ich mir eine handvoll Reisig aus dem Wald holen, so muß es bei Nacht geschehen, am Tage wittert die Nase des Schloßherrn von Weitem den Uebertreter des Gebots. Und so in Allem auf dieser Gutsmark. Mich wundert nur, daß sie das Meer nicht abtheilen und Pfähle einrammen; daß man nicht von jedem Fisch nur den Schwanz und den Kopf behalten darf, und das Uebrige auf's Schloß abliefern muß. Für dieses elende Hundeloch, das man mir zu bauen gestattete, es sind dies zwanzig Jahre her — muß ich zwei Tage in der Woche auf den Feldern des Herrn von Riedd arbeiten; dabei mich aber selbst beköstigen. Nun sage mir Einer noch, ich führe ein gutes Leben! Der Teufel kann damit auskommen, geschweige ich!“ —

Katharina hatte solche und ähnliche Zornausbrüche ihres Vaters schon oft gehört und war deren gewöhnt. Sie verhielt sich dabei meistens still und wartete ab, bis er sich besänftigte; was jedes Mal geschah, wenn er eine lange Rede gehalten. Auch jetzt glättete sich seine Stirn und sein Auge blickte minder finster auf den Verwundeten, der noch immer kein Zeichen seines wiederkehrenden Bewußtseins von sich gab. Er trat näher und untersuchte mit den Augen eines Kundigen den Körper des jungen Mannes. Als gedienter Soldat, der manche Schlacht mitgemacht, verstand er sich etwas auf die Wundarznei.

„Nicht gefährlich!“ murmelte er zwischen den Zähnen, als er den Junker längere Zeit betrachtet. „Ein Stärkerer würde sich um den einfältigen Schuß nicht so viel kümmern. Wahrscheinlich ist der junge Herr in der Residenz und zu Hause mit Zucker aufgefüttert worden. Zeit ist's aber doch, daß der Wagen kommt.“

Während er sich niedergebückt hielt, bemerkte Katharina an dem Leinwandkittel ihres Vaters mehrere Blutflecken. Sie machte ihn darauf aufmerksam.

„Ei was!“ brummte der Alte rasch, indeß nicht ohne einen leisen Anflug von Verlegenheit, „von dem Junker da! Was halt' ich die Nase so dicht an seinen Leichnam. Doch horch! Ist das nicht der Wagen? Die Räder ächzen in dem nassen Sande.“

Er eilte hinaus und kam bald mit mehreren Männern zurück, unter denen sich der alte Freiherr von Riedd befand. Mit besorgtem Antlitz eilte dieser sogleich auf seinen Sohn zu und winkte dem Hausarzt, den er mitgebracht, und der auf dem Schlosse wohnte. Die Wunde wurde untersucht und nicht für tödtlich erkannt. Beim Verbinden wachte Casimir, der Junker, auf, und blickte verwundert um sich. ... Er wurde mit Sorgfalt in den Wagen getragen.

Der alte Freiherr dankte dem alten Fischer und seiner Tochter mit den Worten: „Ich höre von einer Verlobung, Katharina, die im Anzuge ist. Der junge Maler Rudolf Elmer freit um Euch? Nun gut, wenn Gott meinen Sohn erhält und der Thäter des schändlichen Mordanfalls entdeckt ist, so kommt zu mir hinauf auf das Schloß; ich werde zu Deiner Ausstattung beitragen. Was Dich betrifft, Claus Schilder, so erlaß' ich Dir für diese Woche die zwei Arbeitstage auf dem Felde, die Du verbunden bist, mir zu leisten. Gehabt Euch wohl!“ —

Er verließ die Hütte, von den Danksagungen Beider begleitet, stieg zu Pferde und ritt an der Seite des Wagens, in den sein Sohn gebracht worden war und der langsam davonfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Richard Wagner.

Richard Wagner, der Dichter und Componist des Rienzi — fliegenden Holländer — Tannhäuser und Lohengrin, dessen Bild Euch, liebe Leser, die Gartenlaube diesmal vor die Augen stellt, hat auf seiner Laufbahn glühende Anhänger und kalte Gegner gefunden. Jene sehen den genialsten Kunstreformator, diese nur ein bedeutendes Talent in ihm, ja manche der letzteren erklären ihn für einen musikalischen Herostratus. Jedenfalls ist er eine der hervorragendsten Erscheinungen der Gegenwart, die wir nicht übersehen dürfen.

Von seinem Leben wüßte ich Euch wenig zu erzählen. Er wurde am 22. Mai 1813 in Leipzig geboren, besuchte in Dresden die Kreuz-, später in Leipzig die Thomasschule, und frequentirte kurze Zeit die Universität zu Leipzig. Unterricht in der Composition erhielt er von dem trefflichen Theoretiker Weinlich, Cantor an der Thomasschule.

Dies ist, was mir von den Bildungsmitteln seiner Jugend bekannt geworden. Die ausgebreiteten Kenntnisse, die er in seinen Schriften, die bedeutende Schaffenskraft, die er in seinen Compositionen zeigt, lassen schließen, daß er sehr fleißig und zumeist durch mannigfaltigstes Selbststudium sein eigener Lehrer gewesen



Richard Wagner.

sein muß, wie man das oft an ausgezeichneten Geistern in den Wissenschaften und Künsten gewahrt.

Wagner kam als Kapellmeister an das Theater zu Magdeburg, später nach Riga. In letzterer Stadt begann er seinen Rienzi. Von Riga reiste er zu Schiffe über London nach Paris. Auf dieser Fahrt erlebte er einen Seesturm, der ihm die Idee zu seinem fliegenden Holländer eingab. Beide Opern vollendete er bis Ende des Jahres 1841 unter mancherlei Sorgen und Entbehrungen in Paris. 1843 führte er seinen Rienzi in Dresden auf, und wurde in Folge davon Kapellmeister daselbst. 1845 erschien auf der dortigen Bühne zum ersten Male der Tannhäuser. Seine neueste Oper ist Lohengrin, die 1850 in Weimar durch Liszt zur Aufführung kam. Dieses Werk hat Wagner selbst bis heute noch nicht gehört. Denn in Folge des Dresdner Aufstandes 1848, an dem er sich betheiligte, verlor er seine Stelle, mußte flüchten, und lebt seit der Zeit in Zürich, wo er den Text zu einer neuen Oper „die Niebelungen" vollendet hat, mit dessen Composition er gegenwärtig beschäftigt ist.

Wagner hat sich in drei geistigen Thätigkeiten zugleich ausgezeichnet: als Schriftsteller, Operndichter und Operncomponist. Bedenkt man, wie Viele den Fleiß eines ganzen Lebens auf eine dieser Branchen richten, ohne etwas Bedeutendes darin leisten zu können, so muß man die Vielseitigkeit seines Talentes aufrichtig bewundern.

Wagner als Schriftsteller.

In seinem Hauptwerke: „Oper und Drama," behauptet Wagner, daß die Oper von Haus aus und bis zu ihm, ein totaler Irrthum gewesen. Der Dichter konnte und durfte keinen Text machen, der eine interessante und vernünftige Handlung hatte, sondern blos ein Ding mit Arien, Duetten, Chören, Finales. Der Componist konnte und durfte die darin gezeichneten Gefühle und Leidenschaften nicht musikalisch ausdrücken, sondern er mußte sie nur in Noten setzen, um des eitlen Sängers Stimme glänzen zu lassen. Das heißt das Kind mit dem Bade ausschütten.

Freilich giebt es läppische Operntexte, cosi fan tutte, Zau-

flöte. Aber kennen wir nicht auch vortreffliche? Den Wasserträger, Joseph in Aegypten, Freischütz, Fidelio? Freilich giebt es Componisten, deren Musik zu ihrem Texte paßt, wie die Faust auf's Auge. Aber gehören unter diese Componisten auch Gluck, Mozart, Beethoven, C. M. v. Weber, Cherubini, Mehul? Freilich giebt es eitle Sänger, die von dramatischem Ausdruck nichts wissen, und nur ihre Stimme hören lassen wollen. Aber gehören darunter die Schröder-Devrient, Lind, Pasta?

Ihr seht aus diesen wenigen Beispielen schon, liebe Leser, daß Wagner die Dinge dieser Welt anders sieht oder anders zu sehen vorgiebt, als andere Menschen.

Trotzdem hat er eine Anzahl Gläubiger gewonnen, die auf seine Worte schwören wie auf das Evangelium. Die Ursache liegt wahrscheinlich in der Art seiner Darstellung. Er schreibt sehr bestechend und sehr entschieden. Er drückt alle seine Gedanken wie Axiome aus, d. h. wie selbstverständliche unleugbare Grundsätze. Damit gewinnt man aber viele Menschen leicht. Behauptet etwas nur ganz entschieden, und wäre es das Tollste, wenige werden dann zu zweifeln wagen. Wagner duldet keine Einrede. Was er sagt, das muß so und kann gar nicht anders sein. Wer einen Einwurf gegen ihn wagt, den erklärt er im Voraus für einen Schwachkopf und seinen Feind. Er drückt sich nämlich in seinem Vorwort zu seinen „drei Operndichtungen" ungefähr so aus:

„Wer nicht meiner Meinung ist, versteht mich nicht."

„Wer mich nicht versteht, ist mein Freund nicht und liebt mich nicht."

„Wer mein Freund sein und mich lieben soll, muß eine ähnliche Denk- und Gefühlsweise haben, wie ich."

„Er muß mich nicht mit dem reinen Verstand, sondern mit dem künstlerisch gebildeten Gefühle erfassen."

Da er nun in seinen Schriften die Ueberzeugung kund giebt, daß er ein besseres Einsehen in die Kunst habe, als irgend ein menschlicher Geist je vor ihm gehabt, so könnt Ihr Euch wohl denken, daß er Leute gefunden, die sich für seine Freunde erklären, die ihn lieben wollen, denn dadurch beweisen diese erstens, daß sie ihn verstehen, zweitens, daß sie eine ähnliche Denk- und Gefühlsweise haben, wie er, drittens, daß sie ein künstlerisch gebildetes Gefühl besitzen, und daß sie demnach viertens die wenigen Glücklichen sind, die sich mit Wagner aus dem Pfuhle der gemeinen, frivolen Sinnlichkeit, in welchem die ganze übrige gegenwärtige Welt watet, emporheben. Wagner selbst räsonnirt aber oft über Andere in einer höchst verächtlichen und bitteren Weise.

Was sagt Ihr zu folgendem Pröbchen?

„Was Mendelssohn und Meyerbeer künstlerisch kundgeben wollen, kann nur das Gleichgültige und Triviale sein. Sie können den frühern Meistern nur sinnlos nachreden, und zwar ganz peinlich genau und täuschend ähnlich, wie Papageien menschliche Worte und Reden nachpapeln. Nur ist bei der nachäffenden Sprache dieser jüdischen Musikmacher eine besondere Eigenthümlichkeit bemerkbar, die der jüdischen Sprach- und Singweise. Den jüdischen Musikern bietet sich, als einziger musikalischer Ausdruck ihres Volkes nur die musikalische Feier ihres Jehovadienstes dar. Ihr einziger Quell, aus dem sie ihre ihnen verständliche, volksthümliche Motive für ihre Kunst schöpfen, ist die Synagoge. So daß uns jüdische Musikwerke oft den Eindruck machen, als wenn z. B. ein Goethe'sches Gedicht in jüdischem Jargon vorgelesen würde."

Ich brauche kaum zu bemerken, daß in seinen Schriften auch gute Gedanken vorkommen. Die sind zwar geistvoll und blendend ausgedrückt, in ihrem Kern jedoch durchaus nicht neu.

Dieser sonderbare Mann verschließt sein Auge für Alles, was unsere Zeit an Großem und Gutem hervorbringt, und öffnet es nur, wenn das Kleine und Schlechte an ihm vorüberzieht. Er will von seinen Zeitgenossen geliebt sein, und sagt ihnen mit größter Bitterkeit in's Gesicht, daß er sie haßt und verachtet. Dennoch schreibt, dichtet und componirt er für sie. Freilich sagt er, nicht für sie, sondern für die Zukunft. Darüber wollen wir indessen hinweggehen.

Und doch — sollte er in späteren Jahren seine Irrthümer einsehen, daß er sie gedruckt in die Welt ausgestreut, wird er schwerlich bereuen. Seine Opern lagen lange Zeit wie schwer befrachtete Segelschiffe bei gänzlicher Windstille im Hafen fest gebannt. Da fuhr er mit seinen Schriften auf, und die erregten einen solchen Wind, daß seine kleine dramatische Flotte in Bewegung kam und jetzt mit vollen Segeln auf dem Meere des Ruhmes dahin schwimmt. Er wurde, wie ein Anhänger sich anders ausdrückt, „sein eigener Apostel" und seitdem setzen seine Jünger das Geschäft unausgesetzt und mit dem besten Erfolge fort. Gewiß ist, daß noch nie über einen Künstler so viel geschrieben worden ist und fortwährend geschrieben wird, und daß ohne diesen die Neugierde immer mehr spannenden und die Aufmerksamkeit stets auf ihn fixirenden Journalrumor, gleichviel ob für oder gegen ihn, seine Opern gewiß ihre relative Bedeutung und Wirkung erhalten und behalten, schwerlich aber das Publikum so angezogen haben würden, als es gegenwärtig der Fall ist. Man kann nicht behaupten, aber man darf vermuthen, daß seine Dichtungen und Compositionen der Macht, der er sie eigentlich gewidmet haben will, der Zukunft nämlich, nicht als die unbedingt vollkommensten Leistungen erscheinen werden.

Wie dem auch sei, wir verlassen jetzt den Schriftsteller Wagner und wenden uns zu

Wagner dem Operndichter.

Da wird uns gleich besser zu Muthe. Da treffen wir auf einen Geist von herrlicher dramatisch-poetischer Begabung, die er namentlich in seinen Texten zum Tannhäuser und Lohengrin auf's Unzweifelhafteste offenbart hat. Nicht daß wir seine Dramen für die unbedingt besten erklären wollten.

Die schwächste Seite an den Wagner'schen beiden Hauptopern scheint mir in den Charakteren seiner Personen zu liegen. Tannhäuser begeht vor unseren Augen fast nur Schlechtigkeiten. Wir erblicken ihn zuerst in den Armen der Venus vulgata, der gemeinen sinnlichen Liebe. Er entflieht ihr zwar, richtet aber, auf die Oberwelt zurückgekehrt, durch sein niedriges Benehmen am Hofe des Landgrafen die edle, reine Ellsabeth, seine frühere Geliebte, zu Grunde. Seine Reue kann uns nicht mit ihm versöhnen, da er zuletzt wieder in den Venusberg zurück will. Wir wünschten, daß dieser elende Wollüstling, anstatt plötzlich zu sterben, von den Furien der Reue und der Verachtung aller redlichen Menschen noch einige Zeit gepeinigt würde, denn ein wenig rachsüchtig sind wir alle.

Was Lohengrin thut, ist auch nicht viel werth. Er kämpft für ein unschuldig angeklagtes Weib, doch stehen ihm übernatürliche Kräfte bei. Elsa ist reizend gezeichnet, kann aber in der Brautnacht ihre Neugierde nicht bezwingen, thut die ihr von Lohengrin verbotene Frage, und verliert von diesem Augenblick an unsere Theilnahme.

Sollen wir an den Thaten des Tannhäuser sehen, daß die gemeine Sinnlichkeit zum Verderben, an dem Benehmen Elsa's, daß die Neugierde in's Unglück führen kann, so wird gelehrt, was alle Menschen wissen, zurückgeschreckt von diesen Lastern und Fehlern wird durch die dramatische Darstellung derselben keiner, in dem die Neigung dazu vorhanden.

Es giebt aber noch andere Mittel des Interesses in den Dramen. Bedeutende, ungewöhnliche, großartige, rührende, spannende, furchterweckende Situationen.

Wenn Tell gezwungen wird, von dem Haupte seines Söhnchens einen Apfel zu schießen, so ist das eine schreckliche Lage, und jeder Mensch, der ihr beiwohnt, muß auf das Tiefste davon ergriffen werden. Man braucht gar nichts Besonderes als Charakter dabei zu sehen, es genügt, daß Tell Vater ist. Weiß uns der Dichter nur die Situation, die Lage recht lebendig anschaulich zu machen, so kann eine bedeutende Wirkung nicht ausbleiben.

Diese Dichtergabe besitzt Wagner in hohem Grade. Er bringt seine Hauptpersonen, wenn nicht stets, doch oft in interessante Lagen, und wenn diese, etwa blos kurz und trocken erzählt, nichts Besonderes wären, so versteht er doch, sie durch die dramatische Ausführung so lebendig und wahrscheinlich darzustellen, daß wir im Augenblick der Anschauung wie an wirklich vorgehende Ereignisse glauben müssen.

Ein weiteres Mittel uns theatralisch zu interessiren, liegt in der Schilderung der Leidenschaften und Affekte. Nachdem Tell den Apfel geschossen, ahnt man, was in dem Busen dieses Mannes vorgehen muß. Als er nun nach der Frage des Landvoigts die bekannte Antwort herausdonnert, so empfinden wir den furchtba-

ren Affect des Vaters, den Wuth- und Racheausdruck mit einem wahren Entzücken mit.

Auch diese Gabe besitzt Wagner in starkem Maße; er weiß die Gefühle und Leidenschaften seiner Personen so natürlich und anschaulich lebendig mit Worten zu zeichnen, daß wir sie mitempfinden und uns in sie versenken müssen.

So kann man von seinen Operntexten sagen: sie sind in Hinsicht der Charaktere schwach, oft psychologisch fehlerhaft, aber in den Situationen und Leidenschaften stark und gehören in letzteren Beziehungen unter die seltensten und allerbesten Opernbücher.

Daß diese beiden letzten Eigenschaften seiner Texte sehr bedeutend sind, kann man aus ihrer Wirkung schließen, da sie in Sagen- und Mythenstoffen erscheinen. Die allermeisten Stücke, in denen übernatürliche Wesen mitwirken, sind für unsere Zeit nur noch läppische Dinge für Kinder. Sie können keine Furcht für die Personen erregen, die wir lieben, denn wir wissen, daß der Zauberer oder die Fee die Gefahr schon zur rechten Zeit mit einer bloßen Handbewegung, oder mit dem Zauberstabe, oder mit irgend einer Beschwörungsformel beseitigen werden. Allerdings wissen wir das auch in Wagner's Lohengrin. Aber wir kommen vor der wahr und lebendig dargestellten Situation, der Leidenschaft, oder beider zugleich nicht dazu, an jenes zu denken. Und das setzt eine große poetische Dichtungskraft voraus.

Wenn nun aber Wagner und seine Anhänger von einer Reinigung und besseren Richtung in seinen Operntexten sprechen, so kann das nur theilweise zugegeben werden, nämlich hinsichtlich der Situationen und Leidenschaften.

Von einer andern Seite betrachtet, ist er nichts weniger als ein glücklicher Reformator. Hat er etwa den äußeren Spektakel verbannt, und das Drama zu seiner edlen Einfalt zurückgeführt? Keineswegs. Er hat in seinem Rienzi, fliegenden Holländer, Tannhäuser und Lohengrin auf sinnliche Augenweide, blendende Theaterkontraste, Pomp der Aufzüge und Decoration tüchtig losgearbeitet. Ja, wenn die Nachrichten über sein neuestes dramatisches Gedicht, die Niebelungen, die an drei Abenden hintereinander aufgeführt werden sollen, sich bestätigen, so grenzt das, was er darin an noch nie gesehenem Theaterspektakel aufstellt, an's Fabelhafte, Unausführbare, und er überbietet also darin alles an Schauprunk bisher auf die Bühne Gebrachte in einer kaum geahneten Uebertreibung. Wer darin eine Reformation der Oper, eine Verbesserung, eine neue glücklichere Richtung der dramatischen Kunst finden will und kann, mit dem, liebe Leser, wollen wir uns in keinen Streit einlassen.

Wagner als Componist.

Man wirft ihm von mancher Seite her Mangel an schaffender Phantasie vor; er arbeite mehr mit dem reflektirenden Verstande. Nun, wenn man damit vieles von Dem, was Wagner in seinen Opern geleistet, leisten kann, so wünsche ich allen künftigen Componisten dieses Vermögen Wagner's. Die Wahrheit scheint mir, daß er so viel Phantasie hat, wie nur irgend ein Sterblicher jemals gehabt und haben kann. Ach nein! Wenn Euch manches so erscheint, so kommt es nicht aus Mangel an schaffender Phantasie, sondern aus gewissen Principien, die er sich leider in den Kopf gesetzt hat, und nach denen er die Gaben seiner überaus feurigen Phantasie annimmt oder abweist. Kein echter Künstler läßt seine Phantasie beim Schaffen eines Kunstwerkes willkürlich walten, nimmt willenlos und ungeprüft alles an, was sie in ihrer Erregtheit bringt, er wählt aus und sichtet was er nach seinen Kunstmaximen und Ansichten für Recht und brauchbar hält. Aber was er für recht und brauchbar hält, darin kann er sich irren, und darin irrt Wagner sich nach der Meinung vieler wirklich, nach seiner und der Meinung Gleichgesinnter auch nicht. Man sagt ferner, er könne keine Melodien schaffen in der Art, wie sie bei Mozart, Beethoven, Weber und vielen andern frühern großen Meistern gefunden und mit großem Vergnügen gehört werden. Auch das ist nicht wahr, liebe Leser. Er kann sie bringen, er hat's in einzelnen Fällen bewiesen. Wolfram's Lied im Tannhäuser genügte als Beweis dafür, wenn er auch sonst dergleichen nicht gebracht hätte. Aber nach seinen neuesten Kunstansichten will er solche sogenannte populäre Melodie nicht mehr schaffen. Er hält sie nicht der Zukunft würdig. Er nennt sie absolute Musik, d. h. solche, wo die Melodie nicht mit dem Worte genau und wahr genug übereinstimmt. Das muß man bedauern, aber man darf ihm deshalb das Können dazu nicht absprechen.

Wagner verbannt ferner in seiner neuesten Richtung die gebräuchlichen Formen der Arie, des Duetts u. s. w., wie sie unsre frühern Meister gebraucht haben. Er setzt an deren Stelle meist das Recitativ, das deklamatorische und das Arioso, d. h. kleine melodische Phrasen blos.

Auch das hält Er und seine Jünger für wahrer, wirkungsvoller, der Zukunft würdiger. Ob er sich in letzterer Beziehung täuscht oder nicht, kann weder er noch wir mit Gewißheit behaupten, denn wir wissen nicht, was in der Zukunft Schooße schläft.

Ich denke, wenn Tamino: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön", wenn Max: „Durch die Wälder, durch die Auen", Agathe: „Leise, leise", Aennchen: „Kömmt ein schlanker Bursch gezogen", Joseph: „In einem Thal bei armen Hirten" u. s. w., u. s. w. singen, so empfinden wir Genuß, Vergnügen, Glück, obgleich diese Sachen Arien und Lieder genannt werden. Wir danken dem Schöpfer, daß er Menschen geschaffen, die uns diese Art von Musik haben machen können.

Was mir zuweilen Zweifel gegen die innerste Ueberzeugung Wagner's und seiner Freunde hinsichtlich ihrer Prinzipien erregt, sind einige Widersprüche, die sie sich in einzelnen Fällen entwischen lassen.

Wagner will z. B. seine Musik nur für die Bühne berechnet haben, und protestirt gegen jede Aufführung einzelner Stücke daraus in Concerten. Er selbst aber hat Bruchstücke aus seinen Opern in Züricher Concerten vorgeführt, und auch seine Freunde thun es zuweilen.

Einen Hauptdrucker, womit man seiner Musik eine über alle andern Tonmeister hinwegragende Vollkommenheit beimißt, stellt man in der Phrase auf: „Wort und Ton sei in seiner Musik so innig mit einander verbunden, daß die Trennung beider Elemente gar nicht möglich sei, ohne sie zu zerstören. Eines ohne das Andre sei nichts. Beide verbunden das Höchste, was Poesie und Musik zusammen leisten könnten."

Wenn das der Fall ist, wie kann es Wagner dann einfallen, seine Operntexte für sich drucken zu lassen und der Welt zur Lektüre mitzutheilen. Da ist doch die Musik vollständig von dem Wort getrennt? Und wenn seine Musik, von dem Wort getrennt, für sich nichts ist, wie konnte er dann, um nur ein Beispiel anzuführen, die Ouverture zum Tannhäuser so schreiben, wie er sie geschrieben hat? Sie ist aus lauter Musikgedanken zusammengesetzt, die in der Oper mit dem Wort verbunden waren, und hier, von dem Wort losgelöst und vollständig getrennt, als Musik für sich gelten und wirken sollen?

Daß Wagner Meyerbeer, Berlioz und alle neuen Operncomponisten der falschen Anwendung der Mittel nur um des äußern Effekts willen bitterlich anklagt und verächtlich behandelt, ist bekannt. Und doch wendet Wagner die Orchesterinstrumente in noch viel stärkerer Zahl und Besetzung — es heißt auf dem Theaterzettel: „mit verstärktem Orchester!" — und in noch weit zahlreichern Momenten seiner Opern an, als irgend einer der geschmähten Componisten vor und neben ihm!

Wer von Euch, liebe Leser, eine Wagner'sche Oper gehört, wird wenigstens das zugeben, daß Meyerbeer keine stärkeren Ansprüche an Eure Nerven macht als Wagner. — Sollten zukünftige Generationen stärkere Nerven und einen robusteren Geschmack als die Gegenwart haben? Sollten jene nach vierstündiger starker Musik, wie sie Lohengrin bietet, nicht auch physisch und geistig ermattet sein, wie die Meisten von uns es sind?

Daß Wagner's Opernmusik eine Menge Schönheiten erster Art enthält, wäre lächerlich, besonders aussprechen und beweisen zu wollen. Die vollen Häuser, die sie in der Regel macht, reden besser dafür als alle Lobphrasen. Es muß also in seinen Werken viel des Gefallenden und Anziehenden liegen. So erkennen wir das mit Dank an, und suchen wir uns durch immer nähere Bekanntschaft damit anzueignen, was unserer Natur genehm ist. Aber hüten wir uns, über den neuen Künstler die alten zu vergessen, zu vernachlässigen oder gar zu verachten. Die Wagner'sche Musik ist in dem großen Garten der Kunst eine eigenthümliche Pflanze, aber nicht die einzige, die des Beschauens werth wäre. Es giebt noch viele andere. Erhalten wir uns den empfänglichen Sinn für Alle.

Nahrungsmittel.

Fleisch.

Fleisch macht Fleisch, giebt Kraft und Muth, und ist nach der Milch (s. Gartenlaube Nr. 12) das nahrhafteste Nahrungsmittel (s. Gartenlaube Jahrgang I. Nr. 39), weil es fast alle die Stoffe in sich enthält, aus denen unser Blut und unser Körper zusammengesetzt ist (s. Gartenlaube Jahrgang I. Nr. 32). Natürlich meinen wir damit das Fleisch der höheren Thiere, vorzugsweise pflanzenfressender Säugethiere. Denn die Menschen genießen ja auch das weniger nahrhafte Fleisch der Krebse, der Schnecken und Muscheln (Austern), sie verzehren ferner Käfer und Heuschrecken, Ameisen, Raupen und Puppen, Spinnen, Würmer, Seeigel, Quallen und selbst Infusionsthierchen. Die letzteren finden sich nämlich in den Erdarten (wie im Bergmehl), welche von manchen Völkern, besonders in Zeiten der Noth, genossen werden. Viele ungebildete Völker verschmähen es sogar nicht, das Ungeziefer ihres eigenen Leibes zu verspeisen; die Indianer am Missouri, die Neger und Hottentotten essen die Läuse, die sie auf Anderer Köpfen finden; die Bewohner der Fuchsinseln, die Indianer am La-Plata, die Bewohner Neuseelands u. a., besonders aber die Buschmänner und ihre Frauen treiben diese kleine Jagd mit großem Eifer, und letztere reichen gewöhnlich die fettesten ihrer Flöhe und Läuse ihren Männern und Kindern als besten Bissen. — Am Fleische, was wir verzehren, kommt hauptsächlich Zweierlei in Betracht, nämlich das Faserige (die Muskelfasern) und der Fleischsaft, welcher sich zwischen den Fasern befindet. Auch dient das im Fleische außerdem noch vorhandene zellige und sehnige Gewebe, das Fett, die Gefäße, Nerven und das Blut ebenfalls mit zur Blutbildung und Ernährung. Im Wesentlichen hat das Fleisch aller Thiere dieselbe Zusammensetzung, nur die Mengenverhältnisse der einzelnen Bestandtheile und die Eigenschaften der Fasern wechseln und darauf beruht die verschiedene Nahrhaftigkeit und Verdaulichkeit der verschiedenen Fleischarten. Die mannigfaltigen Unterschiede im Geschmacke lassen sich zur Zeit noch nicht erklären.

Die **Fleisch- oder Muskelfasern** bestehen aus einer dem *Faserstoffe* ganz ähnlichen und *Kalkphosphat* enthaltenden Eiweißsubstanz (*Muskelfaserstoff*, Syntonin) und sind bei verschiedenen Thieren (vorzüglich nach dem Alter und der Art derselben) insofern verschieden, als sie dicker oder dünner, weicher oder fester, röther oder blässer, feuchter oder trockener, sowie durch mehr oder weniger lockeres oder festes Zellgewebe unter einander vereinigt sein können. Von dieser verschiedenen Beschaffenheit der Fasern hängt zum Theil die größere oder geringere Nahrhaftigkeit, die leichtere oder schwerere Verdaulichkeit des Fleisches ab. Leider werden nun aber die Fleischfasern nur theilweise verdaut, denn ein großer Theil derselben wird vom Magen- und Darmsafte nicht aufgelöst, sondern geht unverdaut mit dem Stuhle wieder ab und deshalb ist der Nahrungswerth, sowie die Verdaulichkeit des Fleisches geringer, als die chemische Zusammensetzung desselben erwarten läßt. Je weicher und lockerer die Fleischfasern entweder bei Thieren von Natur sind oder durch die Zubereitung des Fleisches gemacht werden, desto mehr lassen sich davon verdauen. Im Fleische junger Thiere sind die Fasern weit löslicher, als in dem alter Thiere, wo die Fasern fester und kalkreicher sind. Durch längeres Liegen des Fleisches im Essig, wobei die Kalksalze zum Theil ausgezogen werden, lassen sich die Fleischfasern löslicher machen. Auch läßt sich dies dadurch bewerkstelligen, daß man das Fleisch einige Tage an die freie Luft hängt, wodurch ein schwacher Zersetzungsproceß eingeleitet wird und wobei die freie Säure im Fleische sich mehrt. Saure Milch oder zugesetzte Milchsäure wirken auf ähnliche Weise. Ausgekochtes, seiner löslichen Bestandtheile beraubtes Fleisch ist, der Unlöslichkeit seiner Fasern wegen, ein schlechtes Nahrungsmittel, auch macht das Räuchern, Einpöckeln, Dörren (Bukaniren) die Fleischfasern fester und unverdaulicher. Von wesentlichem Einflusse auf das langsamere oder raschere Zerfallen des Fleisches im Magen ist auch die Breite der Fasern; die von älteren Thieren, welche zum Theil doppelt so breit sind, als die von jüngeren, brauchen gewöhnlich 1 bis 2 Stunden länger zu ihrer Verdauung. Das gekochte oder gebratene Fleisch wird im Allgemeinen schneller (um eine halbe bis ganze Stunde) verdaut, als das rohe, weil der Magensaft mit größerer Leichtigkeit in die Zwischenräume der Fasern dringt, diese von einander trennt und zum Theil (niemals aber vollständig) auflöst.

Die **Fleischflüssigkeit**, der **Fleischsaft**, welcher die Zwischenräume zwischen den Fasern ausfüllt, ist eine Flüssigkeit von sehr zusammengesetzter Natur, dem aber das Fleisch einen großen Theil seiner nährenden Eigenschaften verdankt, in dem ferner der eigenthümliche Geschmack und Geruch des Fleisches beruht. Der Hauptbestandtheil dieser Flüssigkeit ist Wasser und *Eiweiß* (und Käsestoff), außerdem enthält sie aber noch eine Menge von Stoffen aufgelöst, welche zur Zeit durch die Chemie noch nicht ganz genau erforscht sind und auch als *Extractivstoffe* bezeichnet werden. Man entdeckte nämlich darin: zwei organische Säuren, die Milch- und die Inosinsäure (Fleischsäure); letztere scheint die Ursache des eigenthümlichen Geschmackes der Fleischbrühe zu sein; auch Buttersäure wurde im Ochsenfleische gefunden; ferner fand man zwei krystallisirbare organische Stoffe, das Kreatin (Fleischstoff) und das Kreatinin (Fleischbasis), sodann Inosit (Fleischzucker), phosphorsaures Alkali und Chlormetalle nebst phosphorsaurer Kalk- und Talkerde, sowie Eisen. Kurz die Fleischflüssigkeit, welche man auch als Fleischbrühe durch Kochen dem Fleische entzieht, steht seiner Zusammensetzung nach der Milch und dem Blute ziemlich nahe und ist deshalb nicht blos ziemlich nahrhaft, sondern auch weit verdaulicher als die Fleischfasern. Je saftiger demnach das Fleisch, desto tauglicher zur Ernährung ist dasselbe. Das Fleisch junger Thiere hat einen größern Gehalt an Fleischsaft, als das älterer Thiere, nur ist derselbe ärmer an solchen Stoffen, welche das Fleisch kräftig schmeckend machen. Für eine zweckmäßige Zubereitung des Fleisches ist das Eiweiß des Fleischsaftes von großer Wichtigkeit (s. unten).

Die **verschiedenen Fleischarten** zeigen Unterschiede theils hinsichtlich ihrer chemischen Bestandtheile, theils in Bezug auf die physikalischen Eigenschaften ihrer Fasern und deshalb ist das eine Fleisch nahrhafter oder verdaulicher als das andere. — Das *Fleisch junger Thiere* ist weniger blutreich, seine Fasern sind dünner, weicher und leichter löslich, aber weniger zahlreich; der Fleischsaft enthält mehr Wasser und Eiweiß, aber weniger Inosinsäure, deshalb ist dieses Fleisch leichter verdaulich, aber weniger nahrhaft und von minder kräftigem Geschmacke als das älterer Thiere. — Das Fleisch der *Säugethiere*, welches am meisten als Nahrung dient, hat im Allgemeinen eine sehr wenig schwankende Zusammensetzung; der Wassergehalt desselben ist fast stets 77 bis 78 pr. C., die Zahl der Fleischfasern im Mittel 16 pr. C., die des Eiweißes 2 pr. C. und ebensoviel die des Leims, welcher aus dem den Fasern beigegebenen zelligen und sehnigen Gewebe stammt; der Fettgehalt dagegen ist sehr schwankend. Das Fleisch der *wilden pflanzenfressenden Thiere*, das sogenannte *Wildpret*, soll reicher an Blut und an Extractivstoffen (besonders Kreatin und Inosinsäure) sein, als das der Haussäugethiere und deshalb dunkler aussehen und einen würzigeren Geschmack haben. Daß die Art der Nahrung auf die Beschaffenheit des Fleisches und besonders des Fettes großen Einfluß hat, zeigt sich bei der verschiedenen Fütterung der Thiere ganz deutlich; auch weiß man, daß Thiere, welche in bergigen Gegenden gewürzhafte Kräuter fressen, ein schmackhafteres Fleisch liefern, als solche, die in sumpfigen Gegenden weiden. Merkwürdig und noch unerklärlich ist, daß Thiere, die künstlich (durch Castration) zur Fortpflanzung unfähig gemacht (durch Ausschneiden der Hoden oder Eistöcke), ein zarteres, feinfaseriges und schmackhafteres Fleisch bekommen. Durch Jagen, Hetzen, Peitschen der Thiere wird das Fleisch ebenfalls saftiger und zarter. — Das *Fleisch der Vögel*, besonders das älterer Thiere, ist trockner und ärmer an flüssigen Bestandtheilen, jedoch reicher an Eiweiß und Extractivstoffen als das der Säugethiere. Am zartesten ist im Allgemeinen das Fleisch der gezähmten Hühnervögel, während das röthere und bluthaltigere Fleisch wilder Vögel fester und reicher an Extractivstoffen ist. Das Fleisch der Schwimm- und Sumpfvögel zeigt sich in der Regel hart und von thranartigem

Fette durchzogen. Daß wie bei den Säugethieren auch bei den Vögeln die Art der Fütterung und die Castration Einfluß auf die Beschaffenheit des Fleisches haben, sieht man deutlich an gemästeten Gänsen und Hühnern, an Kapaunen und Poularden. Gewöhnlich ist bei Vögeln das Fleisch, welches vorherrschend thätig sein muß, fester und zäher, also bei Vögeln, welche vorherrschend fliegen, das Fleisch der Brust und Flügel, bei solchen dagegen, die mehr laufen, das Fleisch der Beine. — Das Fleisch der Amphibien (Schildkröten, Krokodile, Frösche) ist weiß, wässrig, zart und leicht verdaulich, aber weniger nahrhaft als das Fleisch der Säugethiere und Vögel. — Das Fisch-Fleisch ist weiß, blutarm und in der Regel bei weitem wasserreicher als das Fleisch der Säugethiere und Vögel, sowie die Menge seiner Fleischfasern verhältnißmäßig gering; dagegen ist Eiweiß reichlich darin vorhanden. Die verschiedenen Arten der Fische unterscheiden sich hauptsächlich durch den größern oder geringern Fettgehalt von einander und werden dadurch mehr oder weniger gut verdaulich. Uebrigens ist das Fleisch derselben auch nach der Art der Fische, den Körpertheilen, der Zeit des Einfangens (vor dem Laichen), dem Geschlechte und sogar nach der Castration in Etwas verschieden. — Das Fleisch der Krustenthiere (Krebse, Garnele) ist weiß und fest, nicht sehr nahrhaft und schwerer verdaulich. — Das Fleisch der Austern besteht fast nur aus Eiweiß und ist deshalb weder so nahrhaft, noch so verdaulich als man gewöhnlich glaubt.

Die Zubereitung des Fleisches ist ebensowohl in Bezug auf die Nahrhaftigkeit wie Verdaulichkeit desselben von großer Wichtigkeit. Am nahrhaftesten und verdaulichsten ist das Fleisch, wenn alle seine nahrhaften Bestandtheile darin zurückgehalten werden und dies läßt sich nur durch das Braten erreichen, weil sich hierdurch die Hitze am schnellsten im Umfange des Fleisches (unterstützt durch Begießen mit Fett) eine Kruste bildet, welche das Herausdringen des Fleischsaftes verhindert. Da nun flüssiges Eiweiß durch die Hitze fest wird (gerinnt) und geronnenes Eiweiß weit schwerer verdaulich ist als flüssiges, die Fleischfasern durch starke und länger einwirkende Hitze (wie beim Rösten und Backen) trockner und härter werden, so darf das Braten, wenigstens kleinerer Fleischstücke, nicht zu lange fortgesetzt werden und in nicht zu hoch gesteigerter Hitze geschehen, wenn das Fleisch leichter verdaulich bleiben soll. Kleine Stücke können eigentlich nur durch rasches und kurzes Eintauchen in sehr heißes Fett saftig gebraten werden (Beefsteaks). Bei großen Fleischstücken dringt die Hitze nach dem angewandten Temperaturgrade mehr oder minder tief und vollständig ein und veranlaßt so einen verschiedenen Grad von Gerinnung des Eiweißes und Blutes, weshalb der Braten nach Innen zu stets saftiger und röther (blutiger) gefunden wird. Die Bratenbrühe (Sauce) besteht aus durch die Hitze braun gewordenem Fleischsafte und brenzlich-aromatischen Stoffen, die sich theils aus Materien des Fleischsaftes, theils aus dem Fettübergusse bildeten. Ein richtiger Braten darf gar keine Sauce geben. — Durch das Kochen (wobei die Fleischfasern stets etwas härter werden) läßt sich nur dann ein saftiges, nahrhaftes Fleisch herstellen, wenn man wie beim Braten im Umfange desselben eine Rinde zu bilden sucht, welche das Herausdringen des Fleischsaftes verhindert. Dies ist aber dadurch möglich zu machen, daß man Fleisch (in größeren Stücken) sogleich in siedendes Wasser und in starke Hitze (volles Feuer) bringt, damit das Eiweiß des Fleischsaftes unter der Oberfläche des Fleischstückes gerinnt und jene Rinde bildet, durch welche die Hitze wohl noch eindringt und das Fleisch gahr macht, die aber den Fleischsaft nicht heraus läßt. Die dabei entstehende Fleischbrühe ist freilich äußerst arm an Fleischbestandtheilen, enthält jedoch immer noch etwas Fleischsaft. Es ist aber auch ganz unmöglich, beim Kochen aus dem Fleischstücke ebensowohl ein saftiges Fleisch wie eine kräftige Fleischbrühe zu gewinnen, hier heißt es: entweder — oder; entweder gutes Fleisch und schlechte Brühe oder gute Brühe und schlechtes Fleisch. Eine kräftige Fleischbrühe läßt sich nämlich nur dadurch herstellen, daß man allen Fleischsaft aus dem Fleische auszuziehen sucht, so daß endlich nur noch die trockenen Fasern übrig bleiben. Dies ist dadurch zu erreichen, daß das Fleisch (in kleineren Stücken) in kaltes Wasser und ganz allmälig zum Kochen gebracht wird. Hier dringt das Wasser in das Fleisch ein und laugt dasselbe aus. Beim Kochen gerinnt dann das ausgezogene Eiweiß und wird theilweise abgeschäumt; dafür löst sich aber auch noch ein Theil der Muskelfasern auf und das Zellgewebe verwandelt sich zu Leim (Gallerte), so enthält dann die Fleischbrühe alle die organischen und unorganischen, schmackhaften und nährenden Bestandtheile des Fleisches; das übrig gebliebene ausgelaugte Fleisch stellt aber eine fade, unverdauliche, fast geschmacklose faserige Masse dar, in welcher nur die phosphorsauren Erden zum Theil noch verbleiben. Eine auf diese Weise mit wenig Wasser bereitete Fleischbrühe (Kraftbrühe) ist äußerst nahrhaft, wie auch sehr leicht verdaulich und deshalb bei schwacher Verdauung dem besten Fleische vorzuziehen. Die Bouillontafeln, welche sehr oft zur Bereitung von Fleischbrühe benutzt werden, bestehen dagegen hauptsächlich aus Leim (Gallerte), sind sonach von dem wahren Fleischextracte wesentlich verschieden und keineswegs geeignet, dasselbe zu ersetzen. Der Wohlgeschmack der Fleischbrühe wird übrigens durch Zusatz von Säuren (Milch- und Citronensäure), sowie von Kochsalz merklich entwickelt und pikanter. — Das Dämpfen des Fleisches (in einem verschlossenen Gefäße mit wenig Wasser auf dem Boden) ist ein Mittelweg zwischen Braten und Sieden, indem dabei das Weich- und Gahrwerden desselben durch die Einwirkung des Dampfes erfolgt, von dem das Fleisch umgeben ist, ohne daß es aber bedeutenden Verlust an Saft erleidet. Gedämpftes Fleisch ist deshalb nahrhafter und saftiger und verdaulicher, als gekochtes, steht aber dem gebratenen Fleische etwas nach. Wird beim Dämpfen zugleich Butter, Schmalz, fettes Oel u. dgl. angewendet, das Fleisch also geschmort, so wird ebenfalls das Fleisch saftig erhalten. — Durch Einsalzen (Einpökeln), verliert dasselbe stets an Nahrhaftigkeit, weil in die Salzlacke, besonders wenn dieselbe oft erneuert wird, ein großer Theil des Fleischsaftes übergeht. Auch die Verdaulichkeit des Fleisches leidet dabei, weil seine Fasern trockner und härter werden. — Geräuchertes Fleisch ist zwar nahrhaft, da es alle seine guten Bestandtheile behalten hat, jedoch weit unverdaulicher als frisches Fleisch, weil seine Fasern hart und trocken geworden sind.

Nahrhaftigkeit und Verdaulichkeit des Fleisches. Der Nahrungswerth des Fleisches ist doch nicht so groß, als man der Menge seiner ernährenden Bestandtheile nach meinen sollte und zwar nur deshalb, weil der größte Theil derselben in den Fasern enthalten ist, die immer nur theilweise verdaut werden. Was sonach die Fleischfasern löslicher macht, erhöht die Nahrhaftigkeit des Fleisches (s. oben); sonach die Maceration in Essig, das Aushängen an die frische Luft, sowie das längere Liegen in höchst verdünnter Natronlauge (1 Th. in 8500 Th. Wasser); auch das Zerschneiden des Fleisches in sehr kleine Stücken beim Essen und das vollkommene Zerkauen desselben unterstützt die Löslichkeit der Fasern innerhalb des Magens. Sodann wird aber auch diejenige Zubereitungsweise, durch welche der wenigste Fleischsaft verloren geht und die Fasern lockerer in ihrer Verbindung werden, dem Fleische seine Nahrhaftigkeit am besten erhalten können; deshalb ist das Braten und Dämpfen dem Kochen vorzuziehen und letzteres sollte nur so geschehen, daß das Fleisch sogleich in siedendes Wasser und starkes Feuer, aber nicht lange, gebracht wird. — Was die Verdaulichkeit des Fleisches betrifft, so hängt diese, wie schon gesagt wurde, ebenfalls von der Beschaffenheit und Zubereitung desselben ab. Gebratenes, gedämpftes und gut gekochtes Fleisch ist verdaulicher, als rohes, eingepökeltes und geräuchertes. Das Fleisch junger Thiere wird schneller verdaut, als das älterer; Wildpret ist verdaulicher als das Fleisch der Hausthiere. Mit zu viel Fett durchdrungenes Fleisch ist weniger gut verdaulich, als mageres, weil durch das Fett das Eindringen des Magensaftes zwischen und in die Fasern erschwert wird. Was die Fleischarten betrifft, so folgen dieselben in Bezug auf Verdaulichkeit so aufeinander: Fleisch der Vögel, Säugethiere, Fische, Amphibien, Krebse und Austern. — Auch die Art des Schlachtens der Thiere ist auf die Beschaffenheit des Fleisches nicht ohne Einfluß; je mehr Blut dabei im Fleische bleibt und je lockerer die Fasern dadurch werden, desto nahrhafter und verdaulicher ist das Fleisch, wie sich beim Abstechen, Schlagen, Jagen u. s. w. deutlich zeigt.

NB. Daß civilisirte Menschen das Fleisch der Pferde, Kaninchen, Katzen, Hunde, Ratten u. s. w. so wenig zu ihrer Nahrung anwenden, und zwar nur eines dummen anerzogenen Ekels wegen, und dafür lieber bei Kartoffeln langsam verhungern, zeigt von keiner großen Civilisation.

(Bock.)

Nach Tarasp.

Von Dr. L—n.

(Schluß.)

Die Reiselust der Engadiner. — Keine Bettler. — Die romanische Sprache. — Ein Wortbruch und das Schweigen der Lerchen. — Süs. — Schloß Tarasp. — Die Mineralquellen.

Mit der Abneigung des Engadiners gegen Neuerungen, scheint seine früher mehr gepflegte Lust zu ausländischen Kriegsdiensten, seine auch jetzt noch vorhandene Reisesucht gewissermaßen in Widerspruch zu stehen. Wie ehemals Tausende vom Kriegsdienste in die Ferne gelockt wurden, so wandert jetzt die Hälfte der männlichen Jugend in Folge des von Alters her im Volke schlummernden unwiderstehlichen Reisetriebs über die Berge und verbreitet sich mit der oben besprochenen Industrie über ganz Europa, während ihr einheimisches Thal fast gar keine Industrie kennt. Der Engadiner bewirthschaftet sogar die ergiebigen, ausgedehnten Alpen auf beiden Seiten des Thales nur selten selbst; sie sind an herumziehende Bergamaskerschäfer, einem kühnen, kräftigen Menschenschlage aus dem Seriana- und Brembanathal an der italienischen Seite der Alpen verpachtet. Nur der Wiesencultur, neben dem nicht bedeutenden Getreidebau, wird noch eine gewisse Sorgfalt gewidmet, und zwar von den Frauen, deren schwarze Gestalten man schon frühe am Tage, ehe die Sonne noch über die Berge herübergestiegen, an den Abhängen stehen sieht, mit der Schaufel zum Oeffnen und Schließen der zahlreichen kleinen Kanäle, um das von weitem hergeleitete Wasser bald nach dieser, bald nach jener Rinne fließen zu lassen.

Auf den Bergen wird nach uralter Weise die Alpenwirthschaft geführt; und alles Andere überläßt der Engadiner dem Himmel oder fremden Händen, welch letztere ihn denn auch von seinen großen Waldungen befreien, um sie in den Salzwerken bei Innsbruck verschwinden zu lassen. Seine eigenen nicht unergiebigen Hüttenwerke liegen seit Jahren in Trümmern. Was unter solchen Umständen mit Recht erwartet werden könnte, ist eine zunehmende Verarmung und Erniedrigung, wie man sie wohl in manchen andern Gebirgsthälern bei ähnlichen Verhältnissen findet. Auffallenderweise täuscht man sich indessen hier vollständig in dieser Voraussetzung und stößt auf einen verhältnißmäßigen Wohlstand. Das wohlthuendste Zeichen desselben ist der Mangel an Bettlern. Die Leute sind nicht träge und liederlich; die Thätigkeit und Rührigkeit richtet sich nur in alter Gewohnheit nach der Fremde und sucht außer dem Lande einen Spielraum, den das stille abgelegene Alpenthal nicht gewähren kann. Manchen freilich ist auch draußen das Glück nicht hold, sie gehen zu Grunde; andere aber tragen die Früchte ihres Fleißes als Hauptquelle des neuen Wohlstandes in das heimathliche Dorf zurück. Aber eben der Umstand, daß der thätige Theil der Bevölkerung frühe das Weite sucht, erklärt einmal den wirklichen Mangel mancher Orte an jüngern Leuten, sodann die Fortdauer der alten Zustände, zu deren Bekämpfung die jüngeren Kräfte fehlen, die älteren, der Ruhe bedürftig, nicht mehr geeignet und geneigt sind.

Sollte man nach allem Diesen in dem Engadiner hervorstechende Charakterzüge eines eigenthümlichen Menschenschlages erwarten, so würde man sich auch hierin täuschen. Der ursprünglichen rhätischen Bevölkerung haben sich im Laufe der Jahrhunderte so viele andere Elemente beigemengt, so viele fremde Einflüsse haben eingewirkt, daß bestimmtere unterscheidende Züge verschwinden mußten, will man nicht die etwas scharfen Gesichtszüge und die ziemlich dunkle Farbe von Haut und Haar hierher rechnen. Nur die Sprache hat den rhätischen Ursprung treu überliefert, wie sie denn überhaupt so oft alle übrigen Stammesmerkmale überlebt. Das in 140 Gemeinden Graubündens vom Volke ausschließlich gesprochene Romanische ist wohl für einen selbstständig gewordenen Zweig der alten lateinischen Sprache zu halten. In ihm selbst aber giebt es zwischen der Mundart des Engadins, der lateinischen und der Rheinthäler nicht unbedeutende Abweichungen, die bei der ersteren in dem Vorwalten neuitalienischer Formen und Biegungen, bei der letztern in dem Zurücktreten derselben und der größeren Einmischung deutscher Stammworte begründet sind. Dem Ohre des Laien klingt das Romanische wie ein Gemisch französischer und italienischer Stammworte mit umgeänderten Vokalen, eingeschobenen Zischlauten und betonten Endsylben. Merkwürdig bleibt es immerhin, wie diese Volkssprache sich so lange gegen das Herandringen des Deutschen und des Italienischen halten konnte. Neuerdings macht jenes als Unterrichtssprache in den seit funfzehn Jahren sehr verbesserten Schulen immer mehr Fortschritte, und wird selbst in Engadin allgemeiner verstanden.

Der Weg bis Süs ist eine wilde Thalenge, über die links die grauen und eisigen Riesenhäupter des Scaletta und Fluela, die steilen Felspyramiden der Piz Grimpatsch und Gotschan hereinschauen. Die nähern Hügel krönen die Trümmer alter Burgen und Befestigungen; auf Caschinnas aus hohen Tannen ragen malerisch die Ruinen von Fortezza sura. Eine bedeutungsvolle Sage hat sich an ihr verfallendes graues Gemäuer geknüpft und erhalten. Die aufgebrachten Einwohner hatten dem abziehenden Zwingherrn des Schlosses Sicherheit zugesagt, aber gegen ihr Versprechen ihn doch erschlagen. Seitdem sollen die Lerchen nicht mehr singen an der Stelle des Wortbruchs. Auch dem Gegner Wort zu halten, lehrt die Volkssage. Wie selten müßte der Lerchenfang werden, wäre es mehr als eine schöne poetische Sage, die aber ihren Erfindern alle Ehre macht!

Süs ist durch ein im Jahre 1537 hier gehaltenes Religionsgespräch bekannt, in Folge dessen bis auf geringe Ausnahmen ganz Engadin die Reformation annahm, um sie in ihrer ernstesten calvinistischen Gestalt und nicht ohne zahlreiche Blutzeugen festzuhalten. Der begeisterte Geschichtsschreiber seines Vaterlandes, Ulrich Campell, ist hier geboren. In schöner Thalweide liegt Lavin mit stattlichen Zuckerbäckerpalästen an der Mündung des Lavinnozthals. Hinten im Thale ragt die prächtige Pyramide des Piz Linard in die Wolken, bis 11,400 Fuß über dem Meere. Was den mehr kalten als lieblichen Ernst der Landschaft noch erhöht, ist die dunkle Tracht der begegnenden Engadinerinnen. Der vormals scharlachrothe in kleine Falten gelegte Rock der Weiber dieser Gegend hat allmälig dem Schwarz oder Dunkelblau Platz gemacht, wie es in Tyrol und in andern Thälern Graubündens vorherrscht. Auch den Kopf verhüllt ein schwarzes hinten herabhängendes Tuch; und fast will es uns bedünken, als sei der Ernst der düstern Kleidung auch auf die Züge der Trägerinnen übergegangen, die man selten heiter und lachend trifft. Durch den allgemeinen Gebrauch des Schwarzen hat dieses aber nun seine Bedeutung als Trauerfarbe verloren und als solche treten denn bunte Farben auf. So wird in der Gegend von Tarasp bei Leichenzügen der Sarg mit einem weißen Tuche bedeckt, rothe Bänder schmücken ihn und die nächsten Leidtragenden.

Guten Muthes schritten wir durch den sonnigen Herbsttag über die steile Höhe von Guarda, die uns 5200 Fuß über das Meer erhob, auf Ardetz zu. Alle diese Orte theilten in jenem für das Engadin so verhängnißvollen Jahre 1622 das gleiche Schicksal, durch die Brandfackel des Obersten Baldiron bis auf den Grund niedergebrannt zu werden. Mit Ausnahme zerfallener Schloß- und Thurmreste und einzelner Landwehren zum Abschluß des Thales begegnet man daher nur Gebäuden, wie sie die Kunst und Sitte des siebzehnten Jahrhunderts und die gebieterische Forderung eines langen Winters hervorgebracht. Schon bei Lavin, wo rechts das Thal Zezeina zum waldigen Gebirge führt, links vom rauhen Fermunt herab das Val Tuoi in seinem Hintergrunde ausgedehnte Schneefelder und Gletscher erblicken läßt, wurden wir des Zieles unserer Wanderung ansichtig. In klarstem Umrisse erhob sich aus der Thaltiefe, von höheren Gebirgen überragt, ein conischer Hügel, seine Spitze von einem weitläufigen, fast vollständig erhaltenen Schlosse gekrönt. Es ist Tarasp auf der südlichen Seite des Thals und die wilden Abgründe des Inns beherrschend. Eigenthümlich wie Gegend und Geschichte des Ortes ist der Zugang zu demselben. Wollten wir nicht noch einige Stunden thalabwärts auf langem Umwege uns nähern, mußten wir bei dem auf sonniger Halde gelegenen Ardetz mit seiner schönen Kirche und den Trümmern des festen Schlosses Reinsberg an der brausenden Tasna über den Inn, um auf kaum sichtbarem Wege uns am felsigen Ufer entlang über die Ausläufer des Pisoc hinzuwinden. Die nicht unbeschwerliche Wanderung wird aber reichlich gelohnt. Ueber den Abstürzen des Inns auf der untern bewohnten

Stufe des Abhangs, der sich an die ausgedehnte Masse des Buffalora anlehnt, blitzen hie und da zwischen steilen buschigen oder begrasten Hügeln kleine weiße Häuschen hervor; oben schließt dunkler Wald zwischen grauen nackten Felsenspitzen, bis eine Wendung des Wegs uns au das Kirchdorf Tarasp führt und zugleich den Blick auf die wilde Scenerie tiefer Schluchten und nackter Berghäupter öffnet. Diese nahe Berührung reizender grüner Striche, dunkler Thäler und Wälder mit den höchsten wildesten Gebirgen voll ewigen Schnees und Eises macht einen unbeschreiblichen Eindruck. Die Natur hat diesem Orte seine Geschichte vorgezeichnet. Vornen begrenzt die tiefe waldige Schlucht des Inns; nach beiden Seiten wilde Thalrisse, die zum Plasna- und Scarlthal führen, am Fuße der gewaltigen Felsmasse des Piz Pisoi, der seine riesigen Spitzen bis 10,597 Fuß in die Wolken erhebt. Die einzige Kirchgemeinde auf der einsamen schattigen Südseite des Thals, von der Thalstraße und ihrem Verkehre fast abgeschnitten, ist Tarasp nur auf zwei beschwerlichen Wegen nicht ohne Mühe zugängich. Zudem ist es das einzige deutschredende Dorf im Engadin, und als dessen Bewohner alle sich der Reformation zuwandten, dem alten Glauben treu geblieben. Unter dem Schutze des mächtigen Schlosses, das allein im ganzen Thale fast unverändert die Stürme der Zeit und der Menschen überdauert, blieb dieses Flecken Land durch Jahrhunderte meist ungestört. Im übrigen Thale wurden Parteistreite geführt, für die Unabhängigkeit von größeren Fürsten und kleineren Zwingherren gekämpft; der Versuch von Mailand aus das verlorene Thal dem römischen Glauben zurückzuerobern, tränkte seine grünen Matten mit Märtyrerblut, ließ seine friedlichen Dörfer in Schutt legen. Von allem Diesen blieb Tarasp unberührt. Der Stammsitz der alten Herren von Tarasp, im dreizehnten Jahrhundert an die Grafen von Tyrol, dann von Dietrichstein gekommen, war es dadurch mit seinem wie eine Insel umschlossenen Dorfe und kleinen Gebiete bis in dieses Jahrhundert herein unter österreichischer Herrschaft gewesen, im Jahre 1816 erst durch Tausch an die Schweiz gekommen. Von dem Schieferfelsen des Schlosses herab wurden die letzten Reste von Herrschaftsrechten im Graubündner Lande geübt. Bis zum Jahre 1815 bewohnt, schaut es mit seinen gewaltigen Mauerwänden von einer Reihe weitläufiger Nebengebäude umgeben, malerisch aus dem Grün der umgebenden Berge von seinem grauen, zum Theil überhängenden Felsen; am Berge herum durch mancherlei kleineres Gethürme und ummauerte Höfe windet sich der Weg hinauf zu seinen mittelalterlichen Räumen. Jetzt beginnt der Zahn der Zeit schon sichtbarer an den alten Mauern, denen die erhaltende Hand fehlt, zu nagen. Die späteren Besitzer kümmerten sich wenig um das lebendige Bild geschwundener Macht und Größe, und benutzten das Schloß nur als vortheilhafte Fundgrube für Eisen und Marmor. Zu den Füßen des Schloßkegels lagert sich das Dorf Tarasp; ein kleiner dunkler See begrenzt seine schmucklosen Häuser; die architektonische Putzliebe wohlhabend gewordener Zuckerbäcker und Chokoladensieder ist nicht bis hierher gedrungen. Selbst die Wanderlust der übrigen Engadiner theilen die Taraspér nicht.

Nur ungern trennten wir uns von dem ernsten und erhabenen Anblicke, um, die ungewöhnliche Gunst des Wetters benutzend, eine weitere Merkwürdigkeit Tarasps, seine bereits berühmt werdende Mineralquelle zu besuchen. Eine kleine Stunde weiter abwärts in der Felsschlucht des Inn tritt die in einen niedern steinernen Schacht gefaßte Quelle zu Tage. Ein guter Fußweg durch Wiesen, dann an dem Felsenabhange hinab führt von dem kleinen Dorfe Volperra zu ihr; an die Felswand lehnt sich ein bescheidenes Trinkhaus; einige hundert Schritt lang zieht zwischen Fels und Strom sich ein romantischer Spaziergang hin. Die vortrefflichen Eigenschaften des Wassers, dessen drei Quellen eine etwas abweichende Zusammensetzung zeigen, könnten Tarasp zu einem bedeutenden Kurorte erheben, würde nur der Zugang auf dem wirklich abscheulichen Thalwege verbessert. Die Anfänge zweckmäßiger Einrichtungen, städtischer Bequemlichkeiten, wie sie in einigen guten Gasthäusern der Häusergruppen Volperra und Grimuts anerkennenswerth sich gebildet, würden bald sich vervollkommnen können. So bleibt sein treffliches Wasser rein vernachlässigter Naturschatz, nur von einigen Nachbargegenden Tirols und Graubündens an Ort und Stelle benutzt oder in Flaschen versendet. Das Wasser hat einen ungewöhnlichen Gehalt an Natron in einem Verhältnisse, das die berühmtesten Natronwasser Karlsbad, Eger und Bilin nicht erreichen. Die mit starkem Wallen aufsteigende Kohlensäure theilt dem salzigen frischen Getränke (von einer Temperatur von 5—6° Cels.) einen angenehmen, stechenden Beigeschmack mit. Uebrigens sind die speciell Bad Tarasp genannten Quellen nicht die einzigen selbst nur der nächsten Gegend. In einem Umkreis von einer Stunde treten nicht weniger als zwanzig Mineralquellen der verschiedensten Art, Natronwasser, Eisen- und Schwefelwasser zu Tage, so daß gerade hier in der sonst schon an mineralischen Wasserschätzen reichen Thallinie des Inn ein besonders bedeutender Mittelpunkt zu bestehen scheint, wo der Verbindungen mit dem Erdinnern und der unterirdischen Ausflüsse ungewöhnlich viele zusammengedrängt sind. Alle diese Quellen sind kalt.

Milde und ruhig stieg der Mond über die riesigen Grenzmauern des Engadins herüber, mit seinem Silberlichte die eisigen Höhen des Selvretta, die spitzigen Pyramiden der Piz Pisoc, Plasne, Madlen, Lischanv und Uschadera in einen magischen Glanz kleidend, als wir nach des Tages Last und Hitze die Ruhe in den wirthlichen Räumen des Gasthauses suchten. Noch einmal zogen die Bilder der letzten Stunden vor unserm Blicke vorüber. Draußen kämpfte und befehdete sich die Welt; kaum eine verklingende Kunde davon drang in diesen stillen abgelegenen Kreis des einsamen Thales zwischen leise rauschendem Walde, hohen Felsenzinnen und blendenden Gletscherströmen. Die letzten trüben Lichter der kleinen Häuser verloschen; tiefes Schweigen ringsum. Die Natur allein sprach ihre mächtige Sprache zu zwei empfänglichen Gemüthern, die sich gerne ihrem beruhigenden Einfluß überließen. Wie selten ist uns eine stille Einkehr bei uns selbst gestattet! Vielleicht morgen schon hat uns das Leben mit seinen tausend Strebungen und Sorgen wieder in seinen Strudel gerissen, bis uns das letzte Heimweh ergreift wie die Wanderer des Engadins.

Für Mädchen und Frauen.

Die weibliche Schönheit.

Als die Natur bei Erschaffung des ersten Paares ihr Meisterwerk ablegte, personifizirte sie uns in dem Manne die Kraft, in der Frau die Schönheit. Beide wurden damit zu gegenseitiger Ergänzung auf einander angewiesen, vereint erst sollten sie das Ganze bilden, das Vollendung heißt.

Die Kraft stellt sich uns als körperliche Eigenschaft, wie als geistige dar; eben so ist es mit der Schönheit, welche nicht allein in den Formen beruht, sondern auch in der Seele wohnt, aus welcher sie durch das Auge zu uns spricht, und das Antlitz erleuchtet und gleichsam verklärt.

Die ersten Menschen empfingen beide Eigenschaften als freie Gabe aus der Hand der Natur, und erst mit dem Biß in jenen berüchtigten Apfel gingen sie verloren, um dann später auf mühsamem Wege wieder gewonnen zu werden. Die Griechen waren es, welche sich zuerst bemühten dies verschwundene Ideal auf's Neue in sich herzustellen, bei ihnen finden wir Kraft und Schönheit in ihrem schönsten Maaße, wie sie noch heute der Kunst als Typus dienen. Aber mit dem Volke der Helenen verschwand auch wieder von der Erde jenes Ideal der ersten Schöpfung, und nirgends finden wir seitdem einen Versuch gemacht es wieder zu gewinnen. — Die christliche Aera trat ein und mit dieser und durch diese wurde dem Geiste des Menschen ein Uebergewicht gestattet, das er nun auf Kosten des armen Körpers geltend machen konnte. Die Stubengelehrsamkeit der Männer, die Philologie und Philosophie dienten nur, um den Menschen sich selbst noch mehr zu entfremden und ihn in eine Welt der Abstraction zu bannen, von wo er mit einem Lächeln des Mitleids auf das warme Leben herabblickte. Jede Minute Zeit, die er seinem Körper widmete, schien eine verlorene, nur die nothwendigen Speisen mußten gereicht werden; sonst aber war von einer Pflege des physischen Menschen keine Rede, Gesicht und Hände mochten wohl flüchtig ein paar Wassertropfen sehen, weiter aber erstreckte sich die Cultur der Haut gewiß nicht, und das Studir-

zimmer, in welchem Tabakswolken nie endend wirbelten, erfuhr nie den reinen Luftstrom, dessen die Gesundheit bedarf.

Die Existenz der Frau ist stets der Nachsommer dessen, was die Männer sind. Kein Wunder also, daß unsere Schönen nach und nach aufhörten schön zu sein, so wenig dies auch in ihrem Wollen lag. Es war nur die natürliche Folge. Immer mehr bleiche, sieche Kinder wurden geboren und Niemand bemühte sich der Natur jene bessere Gesundheit abzugewinnen, die das einzige wahrhaft ersprießliche Erbtheil des Menschen ist. — Die Aerzte ließen es an Arzneien nicht fehlen; wie manches arme Kind weiß nichts davon zu sagen, daß es nach und nach alle Büchsen unserer Apotheken durchgekostet; aber sie belehrten die Aeltern nicht, worin die Hauptbedingungen zu einem gesunden Dasein zu suchen seien. — Viel besser steht es auch heute nicht.

Bei den Griechen war schön und gut sein gleichbedeutend. Wir haben an die Stelle von Beiden das Wissen gestellt. Unendlich viel wissen, heißt unser Motto. Aber was damit beginnen, gilt uns gleich. Einem überladenen Kopfe geht es, wie einem überladenen Magen; das Zuviel der Nahrung belästigt ihn und bringt kein Gedeihen.

Schön und gut sein könnten auch wir, wenn jede Mutter am Lebensmorgen ihres Kindes diese Worte zu ihrem Wahlspruch machte. Schön und gut sein könnte die Menschheit, sobald die Frauen wollten, daß sie es wäre.

Um aber schön und gut zu sein, bedarf man zuvörderst der Gesundheit; ohne diese ist man Beides sicher nicht, und um gesund zu sein, muß man drei Dinge im Auge festhalten, das Wasser, die Luft und die Nahrung. Die Natur wies den Menschen auf diese, als Bedingungen zu seiner Existenz an, und die ganze Kunst seines körperlichen Wohlbefindens besteht darin, sich diese Dreie im rechten Maaße dienstbar zu machen. Um schön und gut zu sein, muß der Körper täglich eine Wassertaufe erfahren, muß eine Mutter die Mühe nicht scheuen ihre Kleinen von Jugend auf an jedem neuen Morgen von Kopf zu Fuß mit dem belebenden Elemente zu überstreichen, kalt, lau oder warm, wie sie will, im Winter, wie im Sommer, gleichviel, nur ohne Ausnahme muß es geschehen. Um schön und gut zu sein, muß sie ihr Kind täglich in die Luft führen, damit es den zu seiner Existenz nothwendigen Sauerstoff athme, von dem im Zimmer lange nicht genug übrig bleibt, um das kleine Leben gedeihlich damit zu versehen, muß das Schlafzimmer am Tage nicht bewohnt und die Fenster geöffnet sein, damit für die langen Stunden der Nacht ein hinreichender Bedarf an Lebensluft vorräthig sei, und keine faulen Dünste, kein Ueberfluß an Kohlensäure, keine dicke heiße Atmosphäre das Kind in seinem Wachsthum und Gedeihen störe.

Um schön und gut zu sein, bedarf es Drittens einer angemessenen Nahrung, bedarf es eines kleinen Studiums dessen, was nothwendig ist, um die täglich ausscheidenden Stoffe zu ergänzen. Die Frau hat daher nicht nur die Aufgabe den Tisch mit Speisen zu versehen, die dem Wohlgeschmack fröhnen und durch ihre Zubereitung das Auge befriedigen, sie muß auch überlegen, ob sie eine angemessene Nahrung bieten für Jene, welche dieselben genießen sollen. Dem Kinde gegenüber tritt diese Pflicht mit doppelt ernster Mahnung vor sie hin, denn sie mordet in dem Knaben den Mann, in der Tochter die Frau, indem sie sich hier nachlässig beweist. Ohne Phosphor kein Gedanke, ohne Fleisch kein Blut, ohne Sauerstoff keine Wärme. Schönheit und Kraft sind ein Product physischer Pflege, und daß nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohnt, ist eine uns sprüchwörtlich bekannte Sache, die wir aber leider, wie auch so manchen andern schönen, kernigen Spruch, als bloße Phrase im Munde führen. — Schön und gut sein könnten wir Alle, und schön und gut sein würden wir Alle, wenn unsere Mütter es verstanden hätten uns an Wasser, Luft und Nahrung so viel zukommen zu lassen, wie unsere physische Natur bedurfte, um eine würdige Trägerin unseres Geistes zu sein.

Amely Boelte.

Blätter und Blüthen.

Die Stereoskopen aus Paris im Hotel de Pologne in Leipzig. Wir sagten neulich bei Gelegenheit der Schwedler'schen Photographien, wie die Naturwissenschaft der Mechanik gelehrt hat: mit dem Blitze zu schreiben und mit der Sonne zu zeichnen. In den vorstehend genannten Stereoskopen hat sie ihr auch gelehrt, zur todten Fläche eines Bildes das Auferstehungswort für Lazarus zu sprechen: „Stehe auf!" Dies war der Gedanke, der uns bei erster Betrachtung jener Stereoskopen der Herren Beckmann-Wehnert bewegte. Wirklich es war uns, als wenn die aschgrauen Glas- und Silberplatten sich aufthäten wie kleine Gräber und aus ihnen hervor, in lebensvoller Erscheinung und Bewegung die Gestalten zu uns heranträten, die das Sonnenlicht in sie versenkt hat. Der erste Blick in eines jener Stereoskope ist mit großer Ueberraschung begleitet. Man glaubt die Statuen, die uns daraus hervortreten, wie einen frei vor uns stehenden Körper umfassen, umschreiten zu können; man glaubt durch die hellen Pforten und Bogengänge der architektonischen Bilder hindurchzuschreiten, die Blätter, Zweige und Aeste der landschaftlichen Bilder abbrechen und ihren Schnee abschütteln zu können. Kurz das vollendetste Bild der Farbe oder des Stichels kann keine so lebensvolle Anschauung geben, wie das Bild jener Stereoskopen. Das mechanisch-optische Gesetz derselben ist bei eigener Anschauung der Sache sehr leicht zu erfassen und man wird dann vielleicht weniger durch diese selbst überrascht, als eben durch die außerordentliche Einfachheit der Einrichtung, die uns in wenigen Minuten eine Anzahl der berühmtesten Kunstwerke der Welt so lebensvoll vor das Auge führt. Man wird an das Ei des Columbus denken, wenn man nicht einen weiten Rückblick thut und bedenkt, welche große Entdeckungen und Erfindungen im Gebiet der Naturwissenschaft erst dazu nothwendig waren, um jetzt diese so einfache Einrichtung machen zu können; wie es also auch wieder die mächtige Naturwissenschaft ist, der wir täglich neue Genüsse mannigfachster Art verdanken. — Die Stereoskope der Herren Beckmann-Wehnert sind ebenso mannigfach und interessant in der Auswahl ihrer Gegenstände, als vortrefflich in der Ausführung derselben; eine hohe Ausbildung dieses Kunstindustriezweiges bekundend. Die erste hier vorgeführte Serie bringt die berühmtesten architektonischen und plastischen Kunstwerke aus Paris und Versailles. Später werden die aus England und Deutschland vorgeführt werden, bei welcher Gelegenheit wir dann noch einmal darauf zurückkommen wollen.

Ein Sohn Schamyl's. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß zur Zeit des Sturms von Achulgo (1839) ein Sohn Schamyl's als ganz junges Kind von den Russen gefangen und nach Petersburg gebracht wurde, um dort in russischer Weise erzogen zu werden. Einem Gerüchte zufolge wäre es ihm später gelungen aus der Gefangenschaft zu entkommen und sich zum Vater in seine heimathlichen Berge zu flüchten. Wie jedoch aus folgender Notiz hervorgeht, lebt der Sohn des heldenmüthigen Imam noch immer in Rußland, wo man nicht ohne Erfolg bemüht gewesen, ihn zu denationalisiren und in ein geringfügiges Werkzeug der moskowitischen Politik zu verwandeln. „Im Hause des Generals Olenin in Torjok", schreibt Herr Bulgarin in der Sjewernaja Ptschela, „lernte ich neulich den Lieutenant Schamyl kennen, einen Sohn des berühmten Häuptlings der uns feindlichen Bergbewohner. Der junge Schamyl gerieth als Kind in russische Gefangenschaft, wurde im ersten Kadetten-Corps erzogen und dient jetzt im Uhlanen-Regiment des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, trägt aber noch immer seine Nationaltracht. Er ist ein äußerst bescheidener junger Offizier, wird von Jedermann geliebt und ist von der leidenschaftlichsten Ergebenheit für Rußland beseelt! In seinem Herzen ist er ein vollkommener Russe, und sein feurigster Wunsch ist, daß seine wilden Landsleute sich dem russischen Scepter unterwerfen mögen.

Der Schirmvogel. Der englische Reisende Wallace hat auch einen neuen Vogel entdeckt, den Schirmvogel, mit dem die Natur die Schirmfabrikanten persifliren zu wollen scheint, indem sie ihnen damit sagt, daß sie längst, ehe die Menschen daran dachten, sich mit Schirmen zu schützen, ihnen diese Erfindung vorgemacht hat. Der Schirmvogel ist so groß wie ein Rabe und diesem auch an Gestalt und Farbe ähnlich, nur ist sein Gefieder mehr bläulich und äußerst glänzend, und wie Wallace hörte, aber sich leider nicht selbst überzeugen konnte, wird er auch mit weißem Gefieder gefunden. Er trägt einen Kamm von zwei Zoll langen Federn, die sehr dick und haarig sind, diese kann er aufspannen, wie einen Schirm, so daß sie seinen Kopf und einen Theil des Rückens bedecken. Auf der Brust hat er einen großen Fleischklumpen, der mit besonders glänzenden Federn versehen ist. Diesen kann er an die Brust drücken, so daß er nicht zu sehen ist oder aufschwellen lassen, so daß er den Kopf darin verbergen kann. Der Vogel findet sich nur auf den Felseninseln des Rio Negro, nie auf dem Festlande, ist äußerst scheu und schwer zu schießen. Er lebt von Früchten und stößt einen heisern Schrei aus. Wallace unterschied 25 Species desselben.

Englische Kriegs-Humanitäts-Maßregeln. Die englischen Offiziere höheren Ranges sollen blos blaue Fracks ohne irgend einen Orden im Kriege tragen, damit sie der Feind nicht so gut sehen kann, wie die fuchsbrandroth gekleideten Gemeinen mit ihren ungeheueren Bärenfellthürmen auf den Köpfen. Jeder Soldat hat ein neues Testament geschenkt bekommen. Für die Soldatenkinder zu Hause wird durch besondere Schulen und Unterhaltung derselben bei respectabeln Leuten gesorgt werden. Außer den neuen Testamenten haben die Soldaten, sowohl die Napier's, als die Dundas' Schiffsladungen Porter bekommen und soll damit regelmäßig fortgefahren werden. Der Brauer, welcher die Lieferung bekommen hat, hält die orientalische Frage jetzt für den Segen Europa's und wird die Anlagen darauf zu jeder Zeit für „verfrüht" und voreilig halten.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Das Haus am Meeresstrande.

Eine pommersche Geschichte von Oswald Tiedemann.

(Fortsetzung.)

„Ist der Freiherr so schlimm, Vater?“ rief Katharina, als sie mit ihrem Vater wieder allein war. „Ein stattlicher Mann und gar nicht so böse, wie Ihr immer ausschreit. Es ist dies das erste Mal, daß ich ihn gesprochen.“

„Eben weil es das erste Mal ist,“ erwiederte dieser mürrisch, „kennst Du ihn nicht. Laß Dir nur einfallen, öfter auf's Schloß zu gehen, dann wirst Du schon andere Glocken läuten hören. Du bist eine unwissende Dirne, damit gut!“ — Er legte sich auf eine Bank, streckte sich aus und that, als ob er schliefe. —

Es war Abend geworden. Wie der Sturm, so hatte auch der Regen aufgehört, die schwarzen Wolken waren verflogen. Klar und heiter blickte der Himmel herab, ein Purpurstreif umsäumte den Horizont, die letzten Strahlen der glührothen Sonne zitterten über das Meer. Dieses lag ruhig, in Spiegelglätte, still, als lausche es der werdenden Nacht. Hie und da nur zitterte es auf, von dem leisen Schlag eines Fisches getroffen. Die hohen Tannen am Ufer regten sich nicht. Sie hatten die Schauer des Sturmes abgeschüttelt und harrten ermüdet des Schlummers. ... Es war wie eine Feier in der Natur, lebendig Alles und doch ohne Leben. Der laute Hall der Luft, des Waldes und des Wassers war verstummt, wie verzaubert durch Verklärung lag Alles in träumerischer Stille. —

Katharina trat hinaus vor die Hütte. Ihr Blick schweifte durch das Dunkel des Waldes, über das Meer, sie suchte den Horizont. Es sehnte sie nach etwas Unnennbarem, nach etwas, wofür sie keine Worte finden konnte. Lange stand sie so in sinnender Betrachtung, ohne doch, in Folge ihrer dürftigen Erziehung, auch nur eine Auflösung zu finden für die vielen Räthsel, die sich in ihrer Seele drängten ...

Sie war in diesem Augenblick vollendet schön. Die frische Seeluft färbte ihre Wangen mit einem höheren Roth, das Auge glänzte, als faßte es all' die Verklärung auf, die sich über die Natur ausgebreitet hatte ...

Ein junger, schwarzgekleideter Mann, der von dem Walde herüberkam, bemerkte sie und blieb am Saume desselben stehen. So schön hatte er sie nie gefunden. Langsam, immer das Auge auf sie geheftet, kam er näher. Sie hörte ihn nicht, ganz im Anschauen des Meeres versunken, bis er sie anredete:

„Woran denkst Du, Katharina?“

Sie wandte sich rasch um. „An Dich denke ich, Rudolf,“ sprach sie lebhaft, „überall sah ich Deinen Namen. Tausendfach auf dem Meere, an dem Himmel, aus den Sternen strahlte er. Ich weiß mir das nicht zu erklären. Es ist traurig, daß ich so wenig gelernt habe, nur eine Dirne bin, die Tochter eines armen Soldaten, der auf seine alten Tage Fischer geworden ist; ich würde Dir dann in andern Worten sagen können, was ich Alles gedacht habe. Es war so viel und doch weiß ich nichts Rechtes. Mein bischen Wissen ist doch auch gar zu armselig; ich dürfte Dir nicht einmal einen Brief schreiben, ich habe das Schreiben nur eben gelernt, wie es der Schulmeister im Dorfe wußte und wie der Vater nachgeholfen. Meine Mutter hat es besser verstanden. Das soll eine kluge Frau gewesen sein. Nun, ich meine immer — sie sah ihm dabei mit treuherziger Besorgniß in die Augen — wenn Du erst in der Stadt bist, dann hast Du auch die arme Katharina vergessen, und es ist unnütz, daß ich mich mit Gedanken abquäle, die einer Bauerndirne nicht ziemen.“ —

„Aber Käthchen,“ entgegnete der junge Mann, indem er ihre Hand erfaßte, „hab' ich Dir denn nicht oft genug gesagt, daß Du ein thörichtes Kind bist mit Deinen Befürchtungen? In Dir steckt Verstand gerade so viel, als Du brauchst, um in einem Jahre alle Frauen der Residenz in der Bildung zu erreichen. Dir Fleiß einzupredigen, werde ich nie nöthig haben, das weiß ich.“

„Ist es denn wirklich Dein Wille, Rudolf, mich nach Berlin mitzunehmen? Ich kann es immer noch nicht recht glauben. Wenn ich so manchmal an die Möglichkeit dieses Glückes denke, dann ist mir immer, als empfände ich einen Druck auf das Herz, der mir alles Blut stocken macht; als käme irgend etwas dazwischen, daß es nicht werde. Ich bin deshalb auch so still, und sonst war ich wild und ausgelassen, so wild zuweilen, Rudolf, daß der Vater lachte und ausrief: „das Mädel ist ein Junge!“ Jetzt ärgert mich das fast, wie ich mich mit mir überhaupt nicht zurecht finden kann. Sieh', Rudolf, ich will Dir nichts verhehlen. Komm, dort auf die Bank wollen wir uns setzen. So. Ja, sieh, Rudolf, manchmal hab' ich Dich so lieb, ach, daß ich es gar nicht sagen kann! Ich möchte durch den Wald jagen, hinein in's Dorf, bis ich Dich finde. Das andere Mal — Du mußt aber nicht böse sein, Rudolf — das andre Mal, da fürcht' ich mich vor Dir, da möcht' ich es nicht gern haben, daß Du mir begegnest. Ich habe darüber schon manche Nacht gewacht und mir den Kopf zerbrochen, wie das wohl kommen mag. Ich find's nicht heraus. Mag's nun wohl sein, daß Du ein Stadtherr bist und ich eine ungelehrige Dirne, ich weiß halt nicht, und nimmer werd' ich's halt wissen!“ —

Sie hatte die rechte Hand auf seine Schulter gelegt und blickte ihm fragend in's Auge. Er war während ihrer Rede ernster geworden, es zuckte um seinen Mund, und fast schmerzlich

sagte er: „Du liebst mich nicht recht, Kathi. Sieh', wenn Du es thätest, so würdest Du darüber Alles vergessen. Dich nicht so viel mit Wenn und Aber beschäftigen; Du würdest die Zeit kaum erwarten können, wenn ich kommen soll, kurz, Du würdest nur an mich denken."

„Das thu' ich, Rudolf, gewiß und wahrhaftig!" fiel sie rasch ein, indem sie ihre Hand betheuernd auf das Herz legte. —

„Ja, aber nicht auf die rechte Art," erwiederte er kopfschüttelnd. „Das läßt sich so eigentlich gar nicht erklären, das muß man fühlen. Du redest Dir ein, Du liebst mich, und wenn ich da bin, da magst Du's auch gern bestätigen, um mich nicht zu kränken, denn hast Du ein gutes Herz, Kathi, aber innerlich wahr ist es nicht. Mit mir ist das ganz anders. Sieh', ich kam hierher, weil ich gern das Pommerland und die Küsten der Ostsee kennen lernen wollte. Bei Deinem ersten Anblick zuckt' es mir im Herzen, ich liebte Dich. Das ist so geblieben. Ich bin nicht reich, Kathi, auch nicht von vornehmen Aeltern, mein Talent ist auch kein so bedeutendes, daß ich mich zu den Künstlern erster Größe zählen könnte, aber ich habe zu leben, kann eine Frau ernähren, und habe nicht zu fürchten, daß ich darüber mit meiner Familie zerfalle, wenn ich Dich dazu mache. Muß ich Dir denn das immer wiederholen? Was Du zu lernen nothwendig hast, um mit den Städterinnen umzugehen, das wirst Du lernen. Dafür hab' ich keine Besorgniß, meine Besorgniß ist nur, daß Du mich nicht liebst." —

Es drängte sie, ihm um den Hals zu fallen, so aufrichtig sprach er, aber wieder hielt sie etwas zurück, und sie drückte ihm nur herzlich die Hand, während sie sagte: „Nun, hab' nur Geduld mit mir, Rudolf, ich werde mir Mühe geben, nur an Dich zu denken, und wenn es wieder geschieht, daß mich etwas abhalten will, dann ruf ich Deinen Namen in Einemfort laut aus, hintereinander, bis Du wieder da bist. Blick' nicht so böse. Sei gut, schilt mich, aber sei nicht so häßlich." —

„Wie kann ich das, Kathi?" sagte er, indem er ihre Hand leise von der Stirn nahm, als sie ihn mit derselben streicheln wollte. „Wenn Du Dich erst zwingen mußt, mir anzugehören, so hast Du auch bald damit geendigt. Dein Vater ist eben so. Der ist aber alt und besorgt um sein einziges Kind, da kann ich ihm nur Recht geben; mit Dir ist das was anderes. Eine Geliebte weiß sehr rasch, was sie zu glauben hat oder nicht. Ich will, damit Du siehst, wie ich es meine, noch heute mit Deinem Vater reden und, giebt er sein Jawort, so kann der Pfarrer schon nächsten Sonntag das Aufgebot halten. Sag', Kathi, ob Du das willst."

„Nein, Rudolf," entgegnete sie zögernd und mit gesenktem Blick, „laß das heute. Der Vater ist übelgelaunt und hat sich zum Schlafen hingelegt. Morgen sprechen wir zusammen mit ihm, dann wissen wir gleich alle Drei, wie's steht; Keiner soll ein Hehl vor dem Andern haben. Willst Du, Rudolf?"

„Nun ja," erwiederte er etwas gepreßt, „ich mag Dir nicht widersprechen. Es mag auch gut sein, daß eine Nacht dazwischen liegt; überleg' es Dir recht, Kathi, hörst Du?" —

„O ich weiß schon, wie's ausfallen wird," lachte sie, über seine Zustimmung erfreut und nicht fähig, ihr Gefühl zu verbergen. „Da wird der Vater von Hochzeit sprechen, von Kuchen und Wein und einer großen Gesellschaft, die er gebeten haben will. Ich weiß das schon im voraus. Da wird nichts fehlen dürfen, was zu einem großen Staat gehört. Und weißt Du wohl, Rudolf, daß der alte Freiherr von Riedd mir auch schon eine Aussteuer versprochen hat? Er war vorhin hier, um seinen Sohn abzuholen, den man im Walde von einer Kugel durchbohrt gefunden."

„Was?" fiel Rudolf erschrocken ein. „Erschossen? Den Junker von Riedd?"

„Nein, nicht erschossen, nur verwundet. Man hatte ihn in unser Haus, oder in unsere Barake, wie der Vater zu sagen pflegt, gebracht. Wie's zugegangen, weiß noch Niemand. Der alte Freiherr wird aber gewiß schwere Strafen für den Thäter verlangen, und nicht ruhen, bis er ihn entdeckt. Du kennst ihn ja, Rudolf, den Schloßherrn?"

„Gewiß, bin oben auf seinem Schlosse gewesen," erwiederte Rudolf sinnend und wie mit einem Gedanken kämpfend. „Er hat mir auch zwei Bilder abgekauft. Aber, Kathi, das ist ein großes Verbrechen, das Du da erzählst. Ich hab' davon noch nichts im Klosterdorfe Riedd gehört. Wie ich jedoch durch den Wald gehe, ich wäre schon früher gekommen, aber das abscheuliche Wetter hielt mich ab; — ja, im Walde unter einem Eichbaum da fand ich den großen Hund des jungen Freiherrn erschlagen. Ich wußte gar nicht, was ich davon denken sollte. Sind denn hier Wilddiebe vielleicht?"

„Ei, wo denkst Du hin, Rudolf! Ueberall sind Wächter aufgestellt und nur bei dem Unwetter mögen sie zu Hause geblieben sein. Seid Jahr und Tag, seid ich denken mag, sind hier keine Wilddiebe gewesen. Nein, nein, da ist etwas geschehen, was nicht sein sollte. Hätte der gnädige Junker doch auch nur ein Wörtchen reden können, dann hätten wir vielleicht was erfahren; aber behüte, daß er sprach! Nur einmal schlug er die Augen auf, ein einziges Mal, das war Alles. Er wird doch gewiß wissen, wie es zugegangen."

„Sicher, Katharina, wird er das wissen; aber ob er auch nur mit dem Leben davonkommt? Was hat denn der Doctor gesagt?"

„Die Wunde ist nicht gefährlich, des Junkers kräftige Natur wird das bald überwinden. Nun laß aber die Geschichte, Rudolf, und sag' mir, was Du heute gethan bei dem gräulichen Unwetter. Das war ja, als ob der Gottseibeiuns durch die Lüfte gefahren wäre!"

„Hast Du Dich gefürchtet, Kathi?" lächelte der Maler.

„I behüte! Ich und fürchten? Da muß es anders kommen. Nun sag' schnell, was Du gemacht! Ich muß bald wieder hinein in's Haus; wenn der Vater aufwacht und mich nicht find't, so poltert er wieder eine Stunde. Ich möcht' auch nicht, daß er uns beisammen sieht, bis wir nicht morgen ordentlich mit ihm gered't haben. Er traut einmal den Stadtleuten nicht."

„Mißtrauisches Volk," lächelte Rudolf. „Was ich heute gemacht habe? In meiner Stube habe ich gesessen und habe den Sturm abgemalt, den Blitz und die Wolken. Schade, daß ich den Donner nicht mit habe abmalen können; und gedacht habe ich an Dich."

„Das ist recht schön von Dir. — Wohnst Du noch bei dem schwarzen Kreuzwirth?"

„Ja wohl, Kathi, in demselben Zimmer, wo Rosi gestorben ist, des Kreuzwirths Tochter. Der Vater hat mir einmal die Geschichte erzählt."

„Und Du fürcht'st Dich nicht, Rudolf?"

„Vor was denn?" lachte der Maler.

„Nun, es ist doch ein eigen Ding, in einem Zimmer zu wohnen und zu schlafen, wo Jemand gestorben ist. Da finden sich gar seltsame, wunderliche Gedanken ein. Ich war einmal da oben in der Stub'. Da war mir's immer, als gukte aus jeder Eck', aus jedem Winkel das blasse Gesicht der Rosi. Ich konnte gar nirgends hinschauen, da stand sie vor mir. Es war recht graulich; ich hätt' nicht geglaubt, daß die Gespenster so nah zu den Menschen kommen. Nimm Dich in Acht, Rudolf, thu' mir die Lieb' und sei behutsam. Wenn man grade denkt, es passirt Einem nichts, da geschieht es just."

Der Maler umschlang sie und flüsterte: „Wenn Du mir nur gut bleibst, Kathi, dann hab' ich von Niemand was zu fürchten, auch von den Gespenstern nicht. Es giebt keine. Die Gespenster sind die Bilder unserer Unruhe, wenn wir gepeinigt sind von irgend einem trüben Gedanken. Mach' mir nie solche, hörst Du, Kathi? Das wäre mein Tod! Und nun, gute Nacht, mein Schatz! Es ist spät geworden, der Mond blitzt durch die Tannen, ich habe noch einen weiten Weg."

„Gute Nacht, Rudolf!" gab sie zurück und duldete es still, aber ohne Erwiederung, daß er ihr einen Kuß zum Abschied auf den Mund drückte! —

Sie verweilte noch einige Minuten auf dem Platze und blickte Rudolf nach, bis er im Waldesdunkel verschwunden war. Ein leiser Seufzer begleitete sein Verschwinden, dann stand sie auf, warf noch einmal einen Blick dahin, und ging langsam in die Hütte. —

Rudolf hatte sich am Waldessaum noch einmal umgesehen. In der Dämmerung verschwamm die Gestalt seiner Geliebten, aber er winkte doch hinüber mit der Hand; es war ihm, als begegnete er ihrem Auge, dem schönen träumerischen Auge. In Gedanken versunken, von der Pracht der milden Nacht angezogen, schritt er durch den Wald anfangs am Meere hin, das in Spiegelklarheit sein weites Becken öffnete, um die tausend, tausend

Sterne in seinem Schoße aufzufangen, die von dem Himmel herabschimmerten. In seiner Tiefe schlummerte manche Blume mit sehnsüchtigem Verlangen, magisch zog es die Sterne herab ... es suchten einander Blumen und Sterne; in dem Traum des einen lebte der andere ... Der Mond übergoß mit seinem vollen Licht den Wald; ruhig standen die Tannen. Von den Zweigen nur fiel hie und da ein glänzender Tropfen, eine traumhafte Thräne des schlummernden Baumes. Still war es, einsam still in dem Walde. Von fern her nur erschallte der Gesang eines Vogels, in klagenden Tönen, wie ein Lied der Wehmuth, die, eine Tochter des Abends, den hellen Morgen flieht und mit der Nacht verhaucht. —

Es war schon spät, als Rudolf in das schwarze Kreuz kam; die Dorfuhr schlug elf. In den Häusern schimmerte nur vereinzelt ein Licht; die meisten Bewohner hatten sich schlafen gelegt. Er ging an dem Kloster vorüber, das an einem freien Platze inmitten des Ortes liegt und jetzt unbewohnt, theilweise in Ruinen zusammengebrochen, in dem vollen Schein des Mondes riesenhaft emporragte. — Rudolf war es, als schimmerte ein Licht in diesen Räumen, es flackerte hin und her, kaum merklich, in weiter Ferne. Er meinte, es sei eine Täuschung und vielleicht ein Stern, der durch das Gemäuer blinkte. Er ging vorbei und mit beflügeltem Schritt nach Hause. Niemand mehr war wach; er stieg die Treppe hinauf und legte sich zur Ruhe. —

Er konnte lange nicht schlafen. Er dachte so mancherlei, an Katharina, an den Junker, an die Fügungen des Zufalls, die ihn hierhergeworfen, wo er seine lange Herzensruhe verlieren sollte. Mitunter durchliefen seine Gedanken gewaltige Mißtöne, er schwankte in seinem Vertrauen zu seiner Geliebten und sah sich, mit einem großen Weh belastet, nach der Residenz zurückkehren; aber wie denn der Liebende tausendfach erfinderlich an Gegenvorstellungen ist, so verscheuchte er auch seine Sorgen und seine Augen schlossen sich.

Im Halbschlummer war es ihm, als höre er Jemand auf der bis dahin stillen Straße näher kommen, als würde die Hausthüre geöffnet, die er vorhin verschlossen, als träte Jemand in die Stube unter ihm; als ginge es noch einige Mal auf und nieder, wie der Fußtritt eines Mannes. .. Endlich wurde es still.

Die seltsamsten Gerüchte verbreiteten sich in der Umgegend über den Vorfall mit dem jungen Freiherrn, oder, wie er von den Bauern allgemein genannt wurde, dem Junker von Riedd. Da und dort wollte man einen Mann gesehen haben, den Niemand kannte, aber der seines verwilderten Aussehens wegen der That wohl fähig sein konnte; Niemand wußte jedoch zu sagen, wo er hingekommen. Ein Dritter meinte, aus dem Dorfe Waidegg müßte es Jemand gewesen sein, denn die dortigen Bauern seien dem Schloßherrn von Riedd nichts weniger als hold. Ein Vierter endlich, und dieser erhielt den meisten Beifall, da sich durch mehrere Tage nichts ereignete, um einen bestimmten Verdacht zu äußern, dieser meinte, der Junker wäre wohl selbst ungeschickt mit dem Gewehre umgegangen und habe anstatt ein Wild, sich selbst getroffen. — Bei diesen Leuten kam aber gar nicht in Betracht, daß das Gewehr des Junkers nirgends aufgefunden werden konnte, und daß der große Hund desselben ersichtlich erschlagen worden war.

Was den jungen Freiherrn selbst betraf, der sich über Erwarten schnell erholte, so schwieg er über den Vorfall gänzlich, und selbst die ernstesten Ermahnungen seines Vaters konnten ihn nicht zum Sprechen bewegen. Er suchte Ausflüchte, erging sich in Muthmaßungen, und endlich blieb er bei dem Ausspruche stehen: der Schuß habe ihn aus der Entfernung getroffen, plötzlich, ohne daß er selbst gewußt, wie es geschehen. Bei der vorherrschenden Dunkelheit, dem Wüthen des Sturmes, und da er gleich niedergesunken sei, habe er Niemanden gewahr werden können.

Ueber den Verblieb seines Gewehres und über seinen Hund wußte er keine Auskunft zu geben. Gegen das Einschreiten der Gerichte hatte er nichts einzuwenden; doch mochte er diese Zustimmung wohl mehr aus Nachgiebigkeit gegen seinen Vater, als aus eigener Billigung dieses Schrittes geben.

Daß dem Junker indeß, trotz seiner Schweigsamkeit über den Vorfall, etwas auf der Seele brannte, verrieth nur gar zu leicht seine Ungeduld; er wollte durchaus jetzt schon aufstehen. Vergebens ermahnte ihn der Hausarzt, sich ruhig zu verhalten, vergebens waren seine Vorstellungen, daß er durch die Unruhe die Heilung selbst verzögern, daß die Wunde dadurch schlimmer werden würde; er ließ sich nichts einreden, wie er sorgte und strebte, sobald wie möglich aus dem Bette zu kommen. Ein jedesmaliger Zornausbruch seines Vaters allein konnte ihn zur Vernunft zurückbringen. Seine Jugendkraft überwand aber, wie gesagt, seinen mißlichen Zustand über Erwarten schnell. Noch nicht drei Wochen waren vergangen und er durfte in seinem Zimmer umhergehen. Seine erste Frage, mit der er bis dahin zurückgehalten, war jetzt, wo er sich denn eigentlich befunden habe, bevor man ihn in den Wagen gebracht. Als man ihm den alten Soldaten Claus Schilder und seine Tochter Katharina nannte, entgegnete er nichts; ein Lied summend, trat er an's Fenster.

Ueber den Vorfall selbst fing er zu scherzen an, lachte, wenn davon die Rede war und meinte: „Ein Schiff sei von Schweden herübergekommen, darauf habe der Mörder gesessen; man solle ihn auf der Ostsee suchen." Dann fragte er aber doch auch wieder und nicht ohne Besorgniß: „Ob man nichts gefunden, was auf das Ereigniß Bezug habe? Ob man schon eine Spur entdeckt?" So sehr aber die betreffende Behörde sich auch bemühte, über das Dunkel der auffallenden Begebenheit einiges Licht zu erhalten, es wollte ihr nicht gelingen, und fast drohte der ganzen Sache Vergessenheit, da überdies dem Junker selbst nicht viel an der Entdeckung des Thäters zu liegen schien. Sein Vater nahm ihn wohl wiederholt in ein scharfes Verhör, aber er sagte nicht mehr, als er bis dahin gethan.

Den ersten schönen Tag, der es erlaubte, benutzte der Junker zu einem Ausflug. Von allen Seiten nickten ihm die Bauern respektvoll zu, als er durch das Dorf schritt, aber keiner nahte sich ihm herzlich; hatte er es doch nie verstanden, sich ihre Liebe zu erwerben, eben so wenig wie sein Vater, der im Grunde von keinem schlimmen Charakter, doch zu sehr den aristokratischen Gesinnungen unterlag, von der allgemeinen Berechtigung der Menschen auf Gleichheit nichts wissen wollte und diese Gesinnungen auf seinen Sohn vererbt hatte.

Es nahte bereits der Herbst; August war vorüber. Die Blätter der Bäume färbten sich roth und gelb, der Wind schüttelte sie stark, und machte sie ärmer an ihrem schönen Schmuck. Die Vögel rüsteten sich im Walde zum Abzuge; in großen Schaaren versammelt, stimmten sie ein großes Geschrei an, erhoben sich in die Luft, senkten sich nochmals herab, als glaubten sie nicht recht, daß sie wandern müßten und als käme noch einmal der Frühling, schnell, um sie zurückzuhalten; sie hatten das Stückchen Erde lieb gewonnen, es war ihnen eine Heimath geworden; und wer hat Lust diese zu verlassen? So überall, in Wald und Feld lagerten und sammelten sich die Zugvögel.

Das Meer brauste auch wieder stärker auf. Die Wellen hoben und senkten sich; sie hatten keine rechte Freude mehr an der Sonne, sie war kalt und schied rascher wie sonst. Kaum hatten sie die Strahlen aufgefangen, die heißsüchtigen Wellen, da verschwand sie auch schon wieder, es zeigte sich keine rechte Liebe mehr bei der Sonue; im Frühling und Sommer war das so ganz anders, da waren sie verwöhnt worden, und jetzt sollten sie auf einmal entsagen. Das Meer hatte da wohl rechten Grund zum Grollen; es ist gar so trüb entsagen zu müssen, was man einmal lieb gewonnen.

Der Junker von Riedd, das Gewehr auf der Schulter, ganz wie sonst, ein Liedchen trällernd, dankte den vorübergehenden Bauern kaum, er empfand auch nichts von der wehmüthigen Klage in der Natur, die ahnungsvoll die Schauer des kommenden Winters verkündete; er dachte eben, die Blätter fallen von deu Bäumen, gut; die Jagd ist vor der Thüre, wir kriegen Gesellschaft in's Haus; der Herbst ist so übei nicht, und der Winter wird sich auch ertragen lassen. Wenn man reich ist und Geld hat, so kann man allezeit das Vergnügen erkaufen.

Er ging auf die Hütte des alten Claus. Er sah Niemand vor der Thüre und lugte durch's Fenster. Die papierenen Scheiben gewährten zwar einen schlechten Einblick, doch fuhr er mit verfinsterter Miene zurück. Hollah! dachte er, steht es so? Daß ist ja eine saubere Entdeckung. Wir wollen der Sache gleich auf den Grund kommen!

Er hatte keine Lust in die schmutzige Stube einzutreten und pochte an das Haus. Katharina trat auf die Schwelle. Beim Anblicke des Junkers wechselte sie die Farbe. Der Junker beobachtete sie scharf und kniff die Lippen zusammen; ein Ausruf der Bewunderung hätte ihm entschlüpfen wollen.

„Wo ist der Vater, Katharina?“ fragte er mit unverwandtem Blicke.

„Auf die See hinaus zum Fischen, gnädiger Herr.“

„Und was machst Du während dieser Zeit? Du setzest Dich einem Manne auf den Schoß? Ich habe es durch das Fenster gesehen. Ist das wohl recht? Was wird der Vater sagen, wenn ich es ihm verrathe? Ich hätte das nicht von Dir gedacht, Katharina. Du giltst für eine sittsame Dirne, die Leute im Dorfe sagten's mir, und nun erfahr' ich das Gegentheil.“

„Ich thu' nichts Unrechtes, Herr Junker, es müßte denn überhaupt die Liebe verboten sein. Den Mann, den Ihr gesehen habt, ist mein Verlobter.“ Sie hatte sich von ihrer Verwirrung erholt und blickte ihm jetzt fest in die Augen.

„Dein Verlobter?“ Der Junker schlug mit dem Gewehre auf, daß es dröhnte. „Da hat sich ja Vieles ereignet während meiner Krankheit. Ich wollte, ich wäre krank geblieben, denn das sag' ich Dir unverholen, Katharina, daß ich in diesem Augenblicke ein größeres Weh empfinde, als während all' der drei Wochen, die ich im Bette verzetteln mußte. Ich habe inzwischen gar oft an Dich gedacht und freute mich recht sehr, Dich wieder zu sehen. Mein erster Gang geschah zu Dir, und ich muß diese Dinge erfahren! Das schneidet in's Herz, Katharina.“

„Es ist nicht zu ändern, gnädiger Herr!“ antwortete sie zitternd und mit einem ganz eigenthümlichen Blicke. Er verstand ihn; es lag in demselben eine Unsicherheit des Gefühls, von der sie selbst vielleicht nicht wissen mochte.

„Und wer ist Dein Verlobter?“ fragte er nach einer kurzen Pause.

„Ihr kennt ihn, gnädiger Herr. Doch da kommt er selbst!“ — In der That kam der Maler Rudolf Elmer aus dem Hause. Das lange Ausbleiben Katharina's veranlaßte ihn dazu und überdies hatte er den Junker durch das Fenster gesehen. Er grüßte denselben höflich, aber mit Zurückhaltung. Herr von Riedd schien ihn gar nicht zu bemerken und wandte sich wieder an Katharina: „Du willst Dich also verheirathen? Schade! Du hättest wohl eine bessere Partie gemacht. Daß doch die jungen Mädchen nicht hitzig genug in's Ehebett gelangen können. Adieu!“

Er kehrte sich gegen den Wald und wollte gehen. Eine Zornader trat auf die Stirn des Malers, eine dunkle Röthe stieg ihm in's Gesicht. Rasch hielt er den Junker auf: „Eine gemeine Denkungsart, Herr von Riedd, kann ich Jedem verzeihen, wenn er sie unter Seinesgleichen anwendet, ich aber dulde sie nicht!“

Der Junker biß sich auf die Lippen und wurde bleich. Er sagte: „Was meinen Sie damit? Sie vergessen sich!“

„O nein! Ich würde mich vergessen, zögerte ich auch nur einen Augenblick mit jenen Worten zurückzuhalten; nehmen Sie dieselben in der schlimmsten Bedeutung. Nicht Ihr Benehmen gegen mich hat mich beleidigt, Ihre Art kann ich ertragen; aber Ihre Rohheit gegen ein Mädchen, wenn sie auch nur dem niedrigsten Stande entsprossen, hat mich empört. Was würden Sie sagen, wenn ich ein Gleiches gegen Ihre Verlobte wagte?“

„Das ist, dem Himmel sei Dank, unmöglich!“ warf sich Herr von Riedd in die Brust. „Ich habe ein Vorzimmer und in diesem Bediente, die den Auftrag haben, Jeden, der nicht in's Haus gehört, zurückzuweisen. Sie kamen in's Schloß meines Vaters, um Bilder zu verhandeln, Sie sind der Verkäufer; das ist ein Unterschied. Wen ich bezahle, kann ich nicht in meinen Umgang, geschweige zu meinem Freunde erheben. Sie würden vergeblich den Zeitpunkt erwarten, der Ihnen gestattete, mit meiner Braut zu sprechen.“

„Herr von Riedd,“ suchte sich der Maler zu fassen, „ich sehe, daß es eine Thorheit war, Ihretwegen in Zorn zu gerathen. Es ist eine Schwäche im Menschen, die unwillkürlich ausbricht. Was kann ich Ihnen erwiedern, da Sie nur zu beleidigen verstehen? Meine Kunst ist mir heilig, ich habe geglaubt, daß unser Zeitalter genug fortgeschritten sei, um solche Worte, wie die Ihrigen nicht mehr hören zu müssen, denn wer die Kunst nicht achtet, der steht auf einer Stufe der Bildung, die nur das tiefste Mitleid erwecken kann. Wer die Armuth schmäht, ist entweder verwahrlost an Herz und Geist, oder ein verwöhntes Kind ohne Begriffe. Ich würde von Ihnen Genugthuung fordern, wenn ich annehmen dürfte, Sie würden mir dieselbe bewilligen. Die Art und Weise einer gewissen mittelalterlichen Sitte, die eine Standesklasse als überliefertes Vorrecht betrachtet, ohne viele Neider zu finden, ist mir nicht unbekannt; da Sie aber selbst diese Art von Genugthuung von mir hätten fordern müssen, indem ich Sie dazu aufforderte, Sie es jedoch unterließen, so will ich mich nicht einer neuen Beleidigung aussetzen und Ihnen nun zeigen, daß Sie keinen Feigling vor sich haben. Ihr Freund zu sein, erfordert zu viel Eigenschaften, die ich, der einfache Sohn einer gesunden Sphäre, nicht genug zu würdigen verstehe, als daß ich je mit meinen Gedanken so weit hätte ausschweifen sollen.“

„Impertinenter, brotloser Landstreicher!“ fuhr der Junker wüthend heraus. „Ich werde Dich von dem Gute mit Hunden hetzen lassen, wenn Du nicht freiwillig gehst. Hier ist mein Grund und Boden! Der Güte meines Vaters danken Sie's, daß Sie hier frei schalten und walten können, daß für Sie das allgemeine Verbot umgangen ist, aber es hat ein Ende. Treff' ich Sie noch einmal auf einem verbotenen Wege, so werde ich Sie bedienen, wie es Vagabunden geziemt. Genugthuung fordern? Ich von Ihnen? Wär' es nicht gar so lächerlich, es könnte frech sein! Die Zeit hat Vieles vernichtet, an dem Standesunterschiede gerüttelt, aber noch keine Revolution hat es vermocht, eine echte durch Jahrhunderte geadelte Gesinnung zu untergraben. Brüstet Euch so viel Ihr wollt mit Gleichheit und Freiheit, was festgewurzelt, besteht. Nie kann ich mich so herabsetzen, um mit einem Ihres ehrsamen Standes mich zu schlagen. Schon der Gedanke mit Ihnen herablassend gewesen zu sein, erfüllt mich mit Abscheu gegen mich selbst, jetzt, nachdem ich weiß, daß Sie einer Handwerksgesellen-Herberge angehören.“

(Fortsetzung folgt.)

Tiflis,

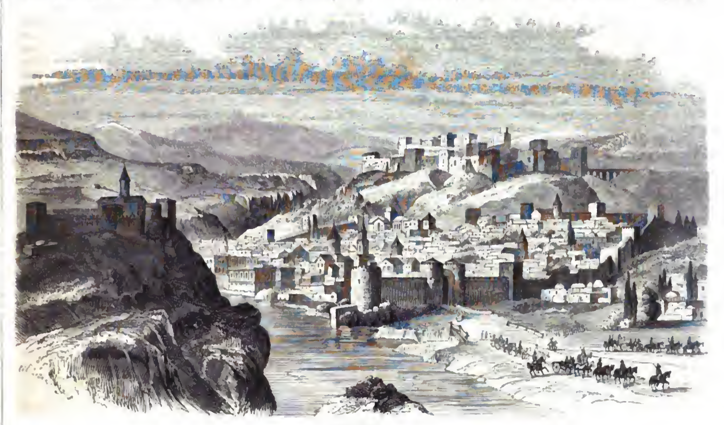
das russische Hauptquartier in Klein-Asien.

„Wenn Rußland Georgien und Tiflis behauptet, und Preußen neutral bleibt, so bekommt es Constantinopel, und dann gehört ihm ganz Europa.“

So etwa sprach sich vor langer Zeit ein alter Napoleonischer General aus. Bis jetzt behauptet Rußland Tiflis, und die türkische Armee, die man ihm hier in Kars und Erzerum in Armenien entgegenstellt, soll mit sich selbst so viel zu thun haben, daß von dieser Seite wenig zu befürchten sein wird. — Tiflis ist das Thor zum Kaukasus. Die Gegend ist nordwestlich durch eine Wüste begrenzt, westlich und südlich durch Berge von den türkischen und persischen Provinzen Akiska und Erivan und östlich durch Daghestan und Schirvan und Kaukasus-Züge vom kaspischen Meere geschieden. Klima, Landesphysiognomie mit wilden Bergen und blühenden Thälern erheben die Gegend von Tiflis zu einer der schönsten in der Welt. Baumwolle, Flachs, Weizen, Hirse, Reis, Hanf u. s. w. wachsen in Fülle ohne besondere Arbeit der Menschenhand, während um das türkische Hauptlager in Armenien die Natur sich den trägen Bewohnern verschließt. Die Berge von Georgien strotzen um Tiflis herum vom herrlichsten Waldwerk und der wildwachsende Wein reift die Fülle von Trauben. Ein schöner Fluß, Kur, durchschlängelt und befruchtet das Land. Die Georgier gelten als das mächtigste Volk am Kaukasus, obgleich sie in Sittenverfall den Persern gleich kommen. Die Georgerinnen sind als die schönsten aller kaukasischen Schönheiten anerkannt. Der Markt von Constantinopel wird hauptsächlich von hier aus über Trebisond versehen. Der Adel des Landes herrscht unbeschränkt über Eigenthum und Leben seiner Vasallen und Sclaven.

Georgien gehörte bis zu Alexander dem Großen zu Persien, wurde dann selbstständiger Staat unter türkischem oder persischem Schutze, bis es 1576 unter beide Mächte getheilt ward, obwohl ihm der Form nach ein Souverain blieb. Dieser bat 1586 schon um — russischen Schutz. — Rußland baute eine Stadt am Terek auf der andern Seite des Kaukasus, um dieser Bitte nachzukommen. Obwohl nun Georgien seit 1735 zu Persien gehörte, wußte

ihm Rußland doch im Frieden mit der Türkei 1791 seine „Unabhängigkeit“ zu verschaffen. Da es diese nicht vertragen konnte, kam ihm Rußland so zu Hülfe (ersucht von einem Prinzen von Georgien), daß seit 1798 die Georgier alle Plackereien, sich selbst zu regieren, ausschließlich den Russen zu übertragen für gut befanden. Die Bevölkerung schätzt man auf 450,000 Seelen. Die Hauptstadt Tiflis (von Tbili = warm wegen ihrer warmen Quellen und dem italienischen Klima vom April bis November, von den Georgiern Tbilisi Kalaki, warme Stadt, genannt) erhebt sich an den Ufern des Kur, der hier durch ein prächtiges Thal zwischen zwei Waldbergreihen fließt, am Ende der einen Bergreihe stolz mit seinen massiven, starken, hohen Thürmen, beschattet von öden, dunkeln Hügeln. Sie liegt auf beiden Seiten des Flusses, die eigentliche Hauptstadt am westlichen Ufer. Hier erheben sich die Paläste des reichsten Adels, der große Bazar, schöne Plätze, prächtige Kirchen, die Bureaux der Regierung und der Palast des Gouverneurs. Der neue Stadttheil, seit der russischen Zeit angelegt, zeichnet sich aus durch prächtige, gerade Straßen von Häusern und Palästen, ganz im Style europäischer Civilisation. Der „Goretuban“ wäre etwa mit den „Linden“ in Berlin zu verglei-



Tiflis.

chen. — Am linken Ufer liegt die Vorstadt Awlabar, eine große Karavanserei von Kasernen, langen Häuserreihen und manchen blühenden Werkstätten und Läden, die fast durchweg in den Händen Deutscher sind. (Wo findet man nicht Deutsche?) Der Engländer, der Tiflis zuletzt sah und beschrieb, nennt sie Süddeutsche, giebt aber keine nähern Umstände an.

Im alten Tiflis sind Straßen und Häuser größtentheils eng und schlecht, wie man dies im Gegensatz zu neuen Stadttheilen in allen „Altstädten“ der Welt finden wird, nur nicht in Amerika, das gleich von vorn herein neue Stadttheile als ganze Städte gleichsam fabrikmäßig und en gros baut, ohne erst „Altstädte“ abzuwarten. Seitdem aber die Einwohner von Tiflis mehr und mehr mit den Genüssen der Civilisation bekannt geworden, haben sie angefangen, aus Hütten Häuser zu machen und enge Straßen niederzureißen, um weite mit Palästen an deren Stelle zu bauen. — Die Zahl und theilweise Pracht der Kirchen ist imposant. Man findet fünfzehn griechische, zwanzig armenische und zwei katholische Kirchen. Beide Stadttheile sind durch eine Brücke da, wo der Fluß durch vorspringende Felsen eingeengt, eine Stromschnelle bildet, verbunden. Ihr Bogen ist 31 Fuß über dem Flusse und 1100 Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres.

Auf der Awlabar-Seite stehen hier Ruinen eines alten Forts, einer Kirche und von Häusern, Ueberbleibseln der Verwüstung eines persischen Chans im Jahre 1795, der das damals „unabhängige“ Georgien den Russen streitig machen wollte.

Die größte Natur-, Kunst- und Civilisationsmerkwürdigkeit von Tiflis sind die warmen Heilquellen und Bäder, die noch eine Zukunft haben, da mit zunehmender Civilisation auch Rheumatismus, Gicht und Hautkrankheiten zunehmen werden. Die Quellen springen in großer Anzahl am Südende der Stadt aus Kalksteinschichten hervor, von welchen sie in große, ausgehauene Felsenhöhlen fließen, die in verschiedene Abtheilungen abgebaut, dem männlichen und weiblichen Geschlechte und den verschiedenen Ständen als Badehäuser dienen. Sie werden sehr romantisch beschrieben. Die dunkeln Höhlen mit ihren natürlichen Felsenwänden sind blos durch schwaches Lampenlicht halb erleuchtet und auch das kaum, da das Licht nur spärlich durch die heißen Dämpfe, welche die Räume erfüllen, hindurchdringen kann.

Die Einwohnerzahl von Tiflis wird auf 50,000 geschätzt. Die Hälfte sind starke, große Armenier, die andere Hälfte besteht aus alten griechischen Christen, kaukasischen Stammes, römischen Katholiken (darunter Deutsche) und Muhamedanern verschiedenen Stammes. Zuweilen lassen sich auch Cirkassier aus den Bergen unangefochten sehen, um hier Pferde, Lebensmittel zu kaufen und mit der Civilisation bekannt zu werden, der sie auf die Dauer doch nicht widerstehen. Sie ist mächtiger, als der seit einem Jahrhundert fortgesetzte Krieg der Russen. Der Kriegszustand mit den Russen bringt ihnen keine Gefahr, wenn sie als Handelsleute kommen — eine russische Politik, die feiner ist, als man glaubt, wie sie denn überhaupt neuerdings gegen ganz Europa feiner war, als sich Napier's, Aberdeen's, Napoleon's träumen lassen mögen. —

Die kaukasische Freiheit, so sehr man sie in ihrer Aufopferung achten muß, stellt sich in der Wirklichkeit nicht sehr dichterisch dar. Ihre Freiheit besteht darin, daß sie in viele Stämme zerfallen, die alle wenig arbeiten, nichts lernen und lesen, da sie nichts von Literatur, ja noch nicht einmal ein A-B-C-Buch haben. Sie leben von Salz und Beute. Ihre größte Tugend ist stehlen. Wenn ein Mädchen ihrem Anbeter einen Korb geben will, wirft sie ihm vor, daß er noch nicht eine Kuh gestohlen habe. Sie erin-

nern an das alte Sparta. Merkwürdig, daß bei den beiden tapfersten Völkern zugleich der feige Diebstahl unter die Cardinaltugenden gerechnet wird. — Die kriegerischen Stämme werden indeß auch in ihren verschlossenen Bergen von der Kultur aufgesucht werden, die sie von allen Seiten, selbst in russischer Uniform, umgiebt. Und wenn dies der Fall sein wird, so haben wir vollendete Menschen, da bekanntlich die Cirkassier die schönsten Leute des Erdenparadieses sind. Die beiden Häuptlinge, welche vor einiger Zeit in Petersburg waren, brachten die ganze Hauptstadt auf die Beine. Sie besuchten den Kaiser, der sie aus seiner Küche speisen ließ; doch baten sie sich das Fleisch lieber roh aus. Es waren schöne Köpfe, in welchen die Bildung Wunder thun kann. Sie traten in ihrer kriegerischen stählernen Kleidung auf. In Civil erscheinen sie noch grotesker und malerischer. Eine Robe von weißer, indischer Seide, eine kürzere darüber, ringsum von einem Gurt gehalten, der von Goldschmuck schimmert, bis zum Ellbogen geschlitzte Aermel, aus denen der sehnige Arm hervorschimmert, ein schöner Kopf auf markigem Halse, auf dem Kopf eine gestreifte Zipfelmütze, an den Füßen gelbe Pantoffeln, an den Spitzen gespalten, so daß sie wie eine gespaltene Mohrrübe auseinanderklaffen und sich chinesisch in die Höhe krümmen — das letztere sieht zu lächerlich aus für diese schönen kräftigen Menschen, obgleich sie auch nicht in den Leibrock und die Manschetten passen. Bildung und Geschmack wird indessen schon eine Tracht für sie ausfindig machen, die eben so weit entfernt ist von der jetzigen Robe, als von unserm Leibrocke, hoffentlich von letzterem noch weiter. —

Amerikanische Briefe.

I. Die Reise.

Drüben, mitten in dem mit Mastenwäldern überladenen Munde, mit welchem England alle Tage 5000 Centner Baumwolle aus Amerika (und was außerdem noch Alles?) verschlingt, in der Mersey Liverpools gukte der ungeheure Dampfer „Amerika" über ein dichtes Gewimmel von Schiffen und Booten aus dem Nebel herüber, während ich in unserm „Tender", dem kleinen Dampfer, der uns hinüber bringen sollte, zwischen Kisten und Kasten und Menschengedränge, mich vergebens bemühte, mich aufrecht und ruhig zu halten, wie ein Mann. In mir und außer mir riß es und stieß es gewaltig. Da liegt das letzte Stück Erde der alten Welt! Wie viel Tausende und Hunderttausende haben ihr während der letzten zehn Jahre ihr letztes Lebewohl zugerufen! Welche Thränen, welche Flüche, welche Segenswünsche und Hoffnungen wanderten damit aus und ein! — Da, die Räder schaufeln — die Taschentücher, welche hüben und drüben Thränen abwischten, winken hin und her, und die schmerzbewegten Gesichter suchen zu lächeln, damit der letzte Eindruck sich heiter eingrabe in die Herzen der Geschiedenen! Beide Abschiedsscenen, die der alten und neuen Welt, verschwinden rasch im Nebel. Es ist keine Zeit zu Sentimentalitäten. Eben rauscht ein gewaltiger Schiffsschnabel über unsern kleinen Dampfer hin, giebt dem Schlott eine Ohrfeige, daß er sich krumm biegt und läßt uns nur mit genauer Noth entwischen. Und nun sind wir auch schon dicht neben dem großen Wasser-Kastell, der Amerika. Menschen und Packete drängen sich hinüber und hinauf. Alles ist Confusion für mindestens eine halbe Stunde, die mit der nächsten Ladung des „Tenders" auf's Neue beginnt und nach der dritten Ankunft auf's Höchste steigt. Mit ihr kam die englische Post: mindestens zwei Frachtwagen voll dicke, große Leder-Packete: nichts als Briefe, Zeitungen und Sendungen innerhalb des Postgewichts. — Unverständliche Seemannswörter flogen auf dem Schiffe umher, von Unten und Oben, dem Hinter- und Vordertheile, alle nach der Mitte oben auf die Ruderbrücke, wo der Kapitän und der Pilot standen. Nachdem er Nachrichten von allen Theilen eingezogen, begann sein Commando. Die Glocke schrillte, die ungeheuern Ruder schlugen hochschäumenden, weißen Gischt, und die majestätische Wasserstadt kam bald in einen Schuß, der kühn dem Nebel und den ringsum drohenden Gefahren zu trotzen schien, obwohl die vom Piloten ausgebenden, nach dem Lenker am Hintertheile commandirten Ordres durch ihre rasche und leidenschaftliche Aufeinanderfolge bewiesen, daß man mit der größten Vorsicht in den Nebel und das Meer hineinschnitt. Die Gefahren für die Liverpooler Amerikaschiffe liegen fast alle im Bereich des Landes. Wir kamen aber glücklich aus dem irelandischen Kanal heraus und nach Amerika.

Und nun sind wir schon drüben! Es ging zwar Alles ganz glatt weg, aber die Reise in einem Cunard'schen königlichen Postdampfschiffe hatte so viel Neues, Elegantes, Instruktives, Wissenschaftliches für mich, daß ich mir und hoffentlich auch dem Leser nicht den Genuß versagen kann, das Wesentliche in Bildern wiederzugeben.

Das Cunard'sche Postdampfschiffsystem (von Herrn Cunard in Halifax) ist britisches Eigenthum und unter Caution der Regierung, um die ihm anvertraute Postverbindung zu sichern. Eine Linie läuft direkt von und nach New-York, eine andere über Halifax zwischen Boston und Liverpool. Das andere System, das Collin'sche, ist amerikanisches Eigenthum und von der amerikanischen Regierung für Postzwecke engagirt. Es läuft direct zwischen New-York und Liverpool. Eine Menge andere regelmäßige Verbindungen müssen hier übergangen werden.

Nun einen Blick auf das ungeheure Uhrwerk, unser Schiff! Die Amerika ist von 1832 Tonnen Gehalt, 249 Fuß lang und legt im Durchschnitt bei einem Kohlengebrauch von 60 Tonnen täglich mit ihren zwei Maschinen 250 bis 290 englische Meilen zurück (10—12 Meilen in der Stunde). Sie hatte 1000 Tonnen Kohlen an Bord, wovon mindestens 900 gebraucht wurden, mehr in diesen zwölf Tagen der Reise, als 400 Familien in einem Jahre verbrennen.

Die Gallerien, Zimmer, Straßen, Abtheilungen auf dem Deck oben kann ich, ohne viel Raum in Anspruch zu nehmen, nicht schildern. Aber ich nannte die Amerika ein Uhrwerk. Das verdient näher angesehen zu werden. So regelmäßig, wie die Glocken schlagen, so bestimmt lösen sich die Wachen, Offiziere und Matrosen ab, so pünktlich läuft das Senkblei hinunter, so genau wird mit Hülfe der Trigonometrie, der Sonne und Sterne, des Compasses und anderer wissenschaftlichen Instrumente der Ort des Schiffes im Weltmeere, seine Geschwindigkeit, die Kraft der Wellen und des Windes und der Strömungen berechnet, gemessen, gebucht und aus Allem zusammen alle Tage mehrmals ein Hauptresultat gezogen. Auch ohne specielles Verständniß giebt der bloße Anblick dieses sichern, ruhigen Regierens der Wissenschaft, Erfahrung und Disciplin mitten im wilden Toben der Wogen, die manche Nacht ungestüm über das Deck hinfuhren, ein Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens. Das Ganze ist der Genuß eines großartigen Triumphes menschlichen Genies über die gewaltigste, wilde Natur, die sich im atlantischen Ocean oft breit genug macht. Die ganze Regierung sieht in Kleidung, Pünktlichkeit und Strenge genau wie auf einem Kriegsschiffe aus. Dem Kapitän stehen in seinen Regierungspflichten drei Offiziere zur Seite, von denen immer zwei auf dem Posten sind, der eine im „Gange" zwischen den Ruderkasten, der andere im Compaßhause, um die Befehle des Kapitäns oben dem Steuermanne zuzurufen. Nach dem Maschinen-Departement unten, welches von einem Hauptmaschinenmeister und seinen Gehülfen technisch beaufsichtigt wird, gehen die Ordres an einem Drathe herunter, der durch die Art und die Zahl der Glockenschläge, die er hervorruft, blitzschnell das ganze Schiff stille stehen, langsamer oder schneller oder rückwärts gehen läßt. Für die Arbeiten der Matrosen steht immer ein Hochbootsmann auf der Lauer, um die oft kaum merklichen Winke und Handbewegungen des Kapitäns sofort in schreiende Imperative zu verwandeln, die dann blitzschnell in verschiedenen Echo's sich wiederholen und Segel entfalten, drehen oder verschwinden lassen. Die strengste militärische Pünktlichkeit geht bis in die ungeheure Küche hinunter und das immerwährende Tafeldecken, Auf- und Wegtragen von fabelhaften Massen von Eß- und Trinkwaaren. Das Tischtuch verschwindet und erscheint wieder, wie ein „preußisches Gewehr auf! Gewehr ab!" Und die Kellner kommen mit

ihren Ladungen so regelmäßig, daß sie gewiß, wenn das Schiff gerade zur Frühstückszeit unterginge, mitten im Zutragen von Eiern und geröstetem Speck sterben würden.

Der eigentliche Regierungssitz ist in der Cajüte des Capitains, der im Grunde niemals schläft während der ganzen Reise. Mitten in der Nacht, während ein erster Offizier das Commando hat, liegt er vollständig angekleidet, auf seinem Ruhebett unter hellerleuchteten Karten, Kompassen, Baro- und Thermometern, Quadranten, großen Büchern und mir unbekannten Instrumenten. Alle Stunden kommt ein Offizier und meldet den Lauf des Schiffes, den Stand und die Kraft des Windes u. s. w., trägt Alles in ein Buch ein, vergleicht dabei die Compasse und die durch ihn genau beschriebenen Richtungen des Schiffes. Zuletzt empfängt er die Befehle des Capitäns, die er daraus zusammenrechnet, schriftlich, um kein Mißverständniß zuzulassen. Die Beschreibung der Richtungen des Schiffes durch einen mit einem Compaß in Verbindung gebrachten Mechanismus blieb mir ein Geheimniß, aber ich sahe es, wie der Compaß mit Hülfe dieses Mechanismus jede Abweichung des Schiffes von seiner geraden Richtung in Zickzacks auf Papier schrieb und die offizielle, gerade Richtung eben so in einer geraden Linie angab. Der Capitän sieht beim Aufwachen hier zugleich, ob seine Befehle pünktlich ausgeführt wurden und corrigirt durch frische Commando's jede Abweichung. So stieg er manchmal wie ein allwissender Gott herauf, ging direct auf einen Beamten zu und sagte ihm kurz und bestimmt: „Sie haben um Uhr So und So den Fehler gemacht, aus Nachlässigkeit oder unwillkürlich." Im ersteren Falle folgte allemal ohne weitere Untersuchung eine Strafe.

Diese wenigen Thatsachen mögen hinreichen, um uns ein Bild von dem Uhrwerk einer modernen höheren Dampfschifffahrt zu machen. Es ist die genaueste, complicirteste angewandte Mathematik und Naturwissenschaft. Mit ihren Augen sehend fährt der Capitän blindlings über den Ocean und alle dessen Hindernisse hinweg, schnurgerade in den bestimmten Hafen bei den Antipoden hinein. Freilich müssen Instrumente, Beobachtungen und Berechnungen haarscharf genau sein. Die kleinste Vernachlässigung stürzt den ungeheuern Wasserpalast oft mitten in schnelles Verderben. So erzählte uns der Capitän, daß er eines Morgens mit voller Wuth des Dampfes in einer schmalen Bucht östlich von Neufoundland gegen steile Felsen zugeschleudert wurde. Durch sofortige Umkehr der Dampfkraft rettete er zwar das Schiff, aber nicht seine Wissenschaft. Zu seinem Erstaunen sah er, daß alle seine Befehle pünktlich ausgeführt worden und alle Instrumente, Berechnungen u. s. w. in haarscharfer Richtigkeit waren. Woher dieser Irrthum von 30 Seemeilen? Er mußte lange suchen, bis er aus allen Compassen, die er sich von allen Theilen des Schiffes bringen ließ und von denen nicht zwei übereinstimmten, herausfand, wo der Fehler stecken müsse, im Ofen eines Passagiersalons. Worin aber bestand er? Man hatte in Halifax ohne sein Wissen eine neue, kleine Eisenröhre in die beschädigte, metallene hineingezogen. Sie mußte sofort über Bord und der Schuldige in's Gefängniß.

So viel und nicht mehr von der Technik und Wissenschaft unserer Fahrt. Das ästhetische Element derselben ist auch bald abgethan. Tag für Tag ohne Unterbrechung schien das Schiff stets im Mittelpunkte einer grenzenlosen, sich rund ringsum in den Himmel verlierenden Wasserscheibe, trotz seiner unermüdlichen Arbeit, befestigt zu sein. Immerwährend pflugend, Tag und Nacht immer mit gleichem Eifer schaufelnd und durch und über das Gewoge schneidend, schien es niemals vorwärts zu kommen. Jeden Morgen dieselbe Scheibe von Osten her, jeden Abend von Westen her sich röthend und spielend in demselben unbegrenzten Tonreich von Farbentinten. Der Anblick eines Schiffes in weiter Ferne war ein Ereigniß, ein Wunder, so gewöhnt war der Blick an die unendliche, einfache Erhabenheit dieser Himmel- und Wasserscheibe, als deren Mittelpunkt wir vergebens mit der unendlichen Tiefe, Weite und Breite zu kämpfen schienen. Der Contrast unserer scheinbaren Nichtigkeit in diesem flüssigen All und des großartigen Comforts, der Eleganz, Vornehmheit und Ordnung unseres Essens, Trinkens, Schlafens und Lebens überhaupt verlor seinen Reiz während der ganzen Reise nicht. So mitten in dem Oceane sich alle Tage mehrmals regelmäßig und vornehm in dem großartigsten, prächtigsten Speisesaale zu Tische zu setzen und in der gutschmeckerischsten Weise aus großen Vorräthen der schönsten Speisen und Getränke, für deren Darreichung stets ein Dutzend dienstbarer Geister bereit stehen, zu wählen, und sonst auf die comfortabelste Weise nichts zu thun, sich zu kleiden, zu schlafen, Besuche zu machen und anzunehmen u. s. w. — ich denke, das ist auch kein kleiner Triumph menschlichen Witzes.

Jeden Morgen 8 Uhr ertönt die große Glocke zum Anziehen. Grade genau 30 Minuten später schrillt sie zum zweiten Male und mahnt zur ersten schweren Arbeit des Tages, dem Frühstücke im großen Salon, der sich nun an seinen acht großen Tafeln und mit seinen rothsammetnen Sopha's mit allerhand Damen und Herren füllt, die partien- und klikenweise sich an ihren bestimmten Plätzen fixiren. Die Tische seufzen bis 10 Uhr unter Lasten von Kaffee, Thee, irländisch Geschmortem, Eiern, Schinken, kalten Hinterkeulen, Hammelripchen (den in England klassischen „mutton chops"), Fischen, Eiern, Toasten (d. h. gerösteten Weißbrotscheiben), noch mehr Eiern, heißen Wecken, gebratenem Speck und noch mehr Eiern. So wie es 10 Uhr schlägt, fallen zwölf feine Herren in blauen Jacken unter Commando eines Oberbefehlshabers wie Räuber über alle nicht vertilgten Vorräthe her und räumen die Tische ab, die nun bis 12 Uhr rein bleiben würden, wenn nicht einzelne anarchische Geister aus- und einlahtschten, um individuellen Appetit zu befriedigen. Um 12 Uhr große Glocke für „lunch," zweites Frühstück: Suppe, kaltes Rindfleisch, geröstete Kartoffeln u. s. w. Halb 4 Uhr Mahnung der Glocke sich zum großen „Diner" vorzubereiten, um 4 Uhr Zeichen zum Anfange und Anfang. Alle 160 Passagiere nehmen Theil. So wie der Capitän eintritt, verschwinden die silbernen, schweren Deckel von den Suppen-Terrinen, aus denen die Teller gefüllt werden, welche dann, wie alle folgende Gerichte, die verschiedenen Linien von Kellnern hinunterlaufen, Alles wie geschmiert, leicht, pünktlich, geräuschlos. Suppe, Fleischarten, Fische, Vögel, Wild, frische und eingemachte Früchte u. s. w. Als Getränk hauptsächlich Wasser, worin Eis schwimmt, wenig Wein und Bier. Um 5 Uhr tritt eine Ebbe im Salon ein bis 7 Uhr, wo die Glocke die überall Zerstreuten wieder zum Thee, Kaffee und „Supper" zusammenruft. Nach dieser letzten Arbeit des Tages bleibt blos noch Zeit übrig zum Domino-, Schach-, Karten- und Tricktrakspielen. Einige spielten immer, wenn sie nicht aßen, und haben, glaub' ich, kaum einmal auf's Meer hinausgeblickt, es besteht ja blos aus Seewasser, und sie haben die Reise oft schon ein Dutzendmal gemacht, da die verbundenen Geschäfte zwischen England und Amerika immer Massen von Dienern und Compagnons hin- und herschicken. Die Gesellschaft hatte mit Ausnahme eines ehemaligen Goldsuchers in Australien, eines grauhaarigen Wallfischfängers, eines Irländers von Ohio und eines Californiers, die oft sehr hübsch in's Erzählen kommen, wenig Interessantes. Ich wurde nur mit einem Wesen näher bekannt, der Freundin Aller, der Kuh, welche alle Morgen für die ganze Gesellschaft frische Milch gab. Sie hatte ihr kleines Hotel am großen Gange und guckte immer sehr klug und gemüthlich zu ihrem Fenster heraus, von Jedem, der vorbeiging gestreichelt und getröstet in ihrer Einsamkeit. Ich brachte ihr jedesmal einen Apfel oder dergleichen mit, wofür sie mir immer dankbar und sanft entgegen muhte, vielleicht zum Aerger der Dame, die ihr kaltes Roostbeef angeboten hatte und mit stiller Verachtung abgewiesen worden war.

Ich habe schon gesagt, daß die Reise glatt weg ging, so daß sich von Sturm und Lebensgefahr nichts berichten läßt. Diese Art Schiffe verachten jeden Sturm und gehen ohne besondere Schwankungen (wegen ihrer Last und Länge) durch Dick und Dünn. Freilich hatten wir, die wir etwas weit vom großen Salon wohnten, manchmal in dicker Finsterniß um Mitternacht durch unhöfliches Meerwasser auf dem Deck zu waten, wenn der Irländer oder der Californier zu lange erzählt hatten. Die Amerikaner des Collins sind noch länger und bequemer und viel schneller. Zu erwähnen bleibt nur noch der Gottesdienst, der Sonntags um 1 Uhr feierlich im großen Salon abgehalten ward. Ganze Thürme von Gesangbüchern und Bibeln wurden vertheilt. Der Capitän las nach dem Gesange eine Predigt. Er ist weltliches und geistliches Oberhaupt auf dem Schiffe und kann zur Noth vollgültig trauen und taufen.

Und nun noch das Interessanteste. Am 10. Tage bekamen wir ein großes Dampfschiff in Sicht, das, während es etwa in einer Entfernung von zwei Meilen von uns vorbeipassirte, ein

langes, interessantes Gespräch mit unserm hielt. Der Capitän erzählte beinahe eine Stunde, um uns mitzutheilen, was ihm das Schiff Alles in der wahrhaften Universalsprache aller Völker zutelegraphirt hatte. Der Erfinder dieser Universalsprache ist der bekannte Capitän Marryat. Die Wort- oder vielmehr Sachzeichen bestehen aus funfzehn verschiedenen, kleinen Flaggen, die am Hintertheile des Schiffes, bis zu einem bestimmten Punkte aufgezogen und zusammengesetzt werden und durch das Fernrohr gut zu sehen sind. Ein großes Buch, in der Form eines Lexikons, giebt die Uebersetzung der Zeichen, die sich natürlich jedes Volk in seiner Sprache hält. Die meisten Capitäne, wie z. B. die Beiden, die sich jetzt begegneten, sind aber so bewandert in dieser Sprache, daß sie gar kein Lexikon nachzuschlagen brauchen, so daß sie sich in der größten Geschwindigkeit in ihren Fragen und Antworten ganze Geschichten erzählen konnten. Alle seefahrende Nationen haben jetzt diese Marryat'sche Universalsprache — das Symbol der Brüderschaft unter *gebildeten* Nationen — angenommen und können jetzt auf allen Meeren ohne Aufenthalt und ohne besondere Abweichung von ihren Wegen, ohne Kanonen und Sprachröhre, mitten in dampfbeschwingter Eile meilenweit her mit einander reden.

Nach zwölf Mal 24 Stunden bekam die Wasserscheibe vor uns feste Gestalt in nebeligen Höhenzügen und braunen Hügelketten. Gegen Abend leuchteten der Hafen und die Häuser von Halifax immer deutlicher und massenhafter herüber. Wir sind bald im Hafen. Racketen steigen, Kanonenschüsse donnern. Dort drüben am hölzernen Bollwerk drängen sich Lichter und Leute. Die Räder unserer Wasserstadt werden mit jeder Minute stiller. Taue fliegen, eine große Brücke rennt herüber und wir, die wir nicht nach Boston gehen, steigen aus auf amerikanischem Boden und zwar auf einer Stelle, die noch nicht durch Bücher über Amerika erschöpft ist, so daß ich in meinen künftigen Briefen Erlebtes und Gesehenes zugleich auch als neu hinüber zu senden gedenke.

Das Spielen der Kinder.

Für alle Mütter von einer Mutter.

Die Leser und Leserinnen der Gartenlaube sind in vielen und für die Gesundheitspflege überaus lehrreichen und wichtigen Aufsätzen, namentlich auch auf die ersten Lebensbedingungen des Kindes und die Erfordernisse seiner ersten physischen Pflege aufmerksam gemacht worden. Vielleicht scheint es nicht unangemessen, gerade hieran einige Worte über *die ersten geistigen Lebensäußerungen des Kindes, wie diese sich im Spiele kundgeben*, anzuschließen.

Wie wir von erwachsenen Menschen sagen: Arbeit ist Leben, so müssen wir im Hinblick auf das Kind in der ersten Lebensperiode sagen: *Spiel ist Leben, d. h. das Spiel oder Spielen ist ein natürliches Bedürfniß, ja eine nothwendige Bedingung des Kindeslebens* und charakterisirt dieses Leben in seinem Gegensatze zu den Erscheinungen und Thatsachen höherer Lebensalter. Ist Arbeit, schöpferisches Wirken die Bestimmung des menschlichen Lebens überhaupt, so ist das Spiel des kleinen Kindes die Vorbereitung hierauf, der erste bedeutungsvolle Anfang dieser Arbeit, entsprechend allenthalben den leiblichen und geistigen Kräften, welche das Kind zu Bethätigung seines Lebens aufzuwenden hat. Jede Mutter, wie gebildet oder ungebildet sie sein mag, wo sie es nicht weiß, so fühlt sie es, daß sie nur mit Scherz und Spiel ihrem Kinde entgegen treten und seine Aufmerksamkeit auf sich und ihre Liebe lenken kann. So viele Mißgriffe in der ersten Kindespflege begangen werden, selten wird eine Mutter so weit fehlgehen, daß sie mit dem Ernste, den nur ein reifer Verstand faßt, ihr Kind zu unterhalten oder zu bethätigen versuchen sollte. — Spiel ist Leben. Das Kind will und muß spielen; seine Triebe, dazu die durch den Einfluß der Außenwelt zur Thätigkeit erstarkenden und nach ihr verlangenden Sinne (Gesicht und Gehör), endlich die durch die Sinne zum Bewußtsein und zum Wollen erwachende Seele verlangen es so. Spielt das Kind wirklich, durch die Mutter veranlaßt oder aus eignem Antriebe, — so ist dies sonach auch ein Beweis seiner leiblichen und geistigen Gesundheit und der Natürlichkeit seiner Entwicklung. Zeigt es dagegen keine Neigung zum Spiel, blickt es stumpfsinnig und theilnahmlos auf seine Umgebung, die sich alle Mühe giebt, es zur Selbstthätigkeit im Spiel anzuregen, dann müssen wir auch sagen: *Wo kein Spiel, da kein Leben*. Sicher ist ein Kind krank oder es walten Hemmnisse und Störungen in der harmonischen Entwicklung seines Gesammtorganismus ob, wenn es, sobald die Zeit dazu gekommen ist, auf die Einwirkungen der Mutter oder seiner Pflegerin keine Rückäußerung zu erkennen giebt, durch kein Lächeln, keine Bewegung seiner kleinen Glieder sein Wohlgefallen ausdrückt. Wie wichtig und nothwendig ist hier eine sorgfältige Beobachtung durch die Mutter und die übrige Umgebung, um zu rechter Zeit aufkeimenden Uebeln entgegenzuarbeiten; wie wichtig, wenn Aeltern wissen oder erfahren, daß durch eine solche Gleichgültigkeit gegen das Spiel und gegen alle höhern Sinneseindrücke nicht selten spätere Geistesschwäche und Blödsinn sich ankündigen, wovon wir jetzt so oft hören. — Sehen wir nicht auch unter den Erwachsenen überall Krankheit; — leibliche, geistige, sittliche, — wenn ihnen die so wichtige Lebensbedingung — *Arbeit*, fehlt, wenn sie weder Neigung noch Geschick zur Arbeit und keine Freude an derselben haben? —

Gewinnt schon bei einer solchen allgemeinen Betrachtung das Spiel des Kindes eine große Bedeutung für die Erziehung des Letzteren, so wird uns diese Bedeutung, dieser hohe Sinn, um mit dem Dichter zu reden, noch klarer vor die Seele treten, wenn wir einige der verschiedenen Spiele selbst näher betrachten, mit denen das Kind im Verlaufe seiner ersten Lebensperiode unterhalten wird, oder sich selbst unterhält. — *Spiele begleiten den ganzen ersten Entwicklungsgang des Kindes oder gehen vielmehr in natürlich richtiger Reihenfolge wie von selbst aus demselben hervor und wirken ihrerseits wieder bestimmend und fördernd auf denselben ein*. Wie diese Spiele in den Augenblicken der Beschäftigung mit ihnen dem Kinde Unterhaltung und Freude gewähren, so sind sie zugleich die Nahrung, durch welche der Geist desselben allmälig zum Selbstbewußtsein und zur Beschäftigung mit ernsteren Dingen herangezogen wird; — leichte und doch kräftige Speise, zu vergleichen der Muttermilch, die das einfachste und zugleich heilsamste Mittel der Körperkräftigung des kleinen Kindes ist. — Blicken wir auf den Gang der Entwicklung des Kindes von der Geburt ab, so sehen wir, scherzt und spielt die Mutter mit dem Kinde redend, singend und durch Geberden vom ersten Lebenstage desselben und lange bevor das Kind Verständniß oder auch nur Aufmerksamkeit beweist. Wird man diese Handlungsweise der Mutter bedeutungslos, überflüssig oder unnütz nennen dürfen? Keineswegs. Die Mutter gehorcht hier einem Gesetz, einer weisen und wohlthätigen Einrichtung ihrer Natur, zufolge welcher sie durch den Ausdruck der uneigennützigsten Liebe gewissermaßen den Weg zuvor bereitet, auf dem der Geist ihres Kindes in das Leben eingeführt werden und seine Richtung erhalten soll. —

So werden alle Mütter fast ohne Ausnahme mit ihrem Kind, noch bevor dasselbe mit vollem Bewußtsein sehen, hören, viel weniger verstehen kann, eine Art „*Verstecken und Suchen*“ spielen. „Wo ist mein Kindchen, mein Hänschen, Marel, Fränzchen?“ — so und ähnlich werden Alle ihre Kleinen fragen und dann die Beantwortung durch allerlei Geberden und Spiele, die ihnen die Liebe lehrt, darzustellen wissen. Dieses erste Spiel, so bedeutungslos es auf den ersten Blick erscheinen mag, da sich hierbei das Kind im Anfange fast ganz passiv verhält, ist doch von nicht geringer Wichtigkeit; denn es ist dasselbe die erste Ansprache an den im Kinde schlummernden Geistesfunken, die erste Anregung zu Erweckung des Selbstbewußtseins. Sehen wir nun, wie dieses Spiel sich fortsetzt und erweitert. Erkennt die Mutter an dem Lächeln des Kindes und seinen auf ihr fester haftenden Blicke die ersten Spuren geistiger Regsamkeit, so wird sie nun dasselbe Spiel, dieselbe Frage: Wo ist mein Kind? in lebhafterer Weise und sprechenderem Geberdenausdrucke wiederholen. Sie wird ringsumher blickend scheinbar ihr Kind suchen, gespannt wird ihr der Blick des Kindes folgen, bis sie mit dem bezeichnenden Ausrufe, da ist

ja mein Kind! zur Lust des letzteren den Scherz endet, um ihn durch die lebhaftesten Zeichen des Wohlgefallens des Kleinen dazu aufgefordert, von Neuem wieder zu beginnen. Jetzt ist durch häufige Wiederholung der Nachahmungstrieb — diese wichtigste Triebkraft zu geistigem Fortschreiten — auf das Lebhafteste angesprochen und beginnt sich zu äußern, das Kind ist im Verständniß dieses Spieles so weit vorgeschritten, daß es sich verstecken läßt oder sich selbst versteckt, um gesucht und gefunden zu werden, das es nach dem Orte blickt, von woher ihm der Ruf der sich verbergenden Mutter tönt. Es wird nun mit der Mutter so wie jene zuvor mit ihm spielen. Durch Lächeln oder Lallen wird es der Mutter seine Gegenwart anzeigen. Da es noch nicht selbst sich entfernen kann, so wird es durch Verstecken des Köpfchens oder durch Verdecken des Gesichts mit einem Tuche ꝛc. sein Fern- oder Verborgensein ausdrücken, und in freudiger Spannung wird es den Augenblick erwarten, wo die Mutter es findet. — Dieses Spiel, welches in einem wiederkehrenden Entgegensetzen oder Trennen und Wiedervereinigen der Persönlichkeiten, der Mutter und des Kindes, besteht, begründet im Kinde das Bewußtsein seines Ich, seiner Person, und mit diesem Bewußtsein, so dunkel es immerhin noch sein mag, beginnt nun — leibliche Kraft und Gesundheit vorausgesetzt — in Wahrheit erst das geistige Leben des Kindes, beginnt jene fortlaufende Kette von Geistesthätigkeiten, die im ersten Kinderspiele symbolisch vorgebildet, — ein immer wiederkehrendes Suchen und Finden des Verborgenen sind.

Mit dem Auftreten des Bewußtseins, mit den ersten deutlichen Aeußerungen bewußter Sinnesthätigkeit und des Nachahmungstriebes ist die erste geistige Entwicklungsperiode zurückgelegt. Der Zeit nach fällt dieser Abschnitt nach dem ersten Vierteljahre, das, wegen der Zeichen noch mangelnden, dann mangelhaften Bewußtseins in der Volkssprache auch das „dumme" genannt wird. — Es beginnt jetzt die zweite Periode, die schon durch eine größere Selbstthätigkeit des Kindes sich auszeichnet, und die Aufgabe der Erziehung erweitert. Auch die Spiele gewinnen jetzt an Umfang und Bedeutung und schließen sich in größerer Mannigfaltigkeit dem Bedürfnisse des sich erweiternden Sinneslebens und den ersten Versuchen zu freier Bewegung und zur Sprachnachahmnng an.

Hans Christian Oersted.

Durch Tausende von Fäden, die Nerven, ist der Mensch an die Außenwelt geknüpft. Aus einem gemeinsamen Mittelpunkte, dem Gehirn, laufen sie durch alle Theile seines Leibes, nach jedem Punkte seiner Körperoberfläche. Dort stehen sie als Kunde empfangende Wächter und als Kunde gebende Sendboten, nimmer rastend in der blitzähnlichen Behendigkeit ihres räthselhaften Doppelamtes, welches so schnell wechselt, so schnell, daß seine Geschwindigkeit nur mit sich selbst verglichen werden kann: der Schnelligkeit des Gedankens, der den Sturmwind und den Blitz und den Schall und den Lichtstrahl als Lahme hinter sich zurückläßt.

Im Nu von der Außenwelt gezeugt, im Nu aus dem Gehirn, dem Mutterschooße des Geistes, geboren, tritt der Gedanke, neugeboren und sofort selbst wieder zeugungskräftig in die Welt hinaus und knüpft den Menschen an den Menschen, das Volk an das Volk, baut aus den Menschen die Menschheit auf.

Die zarten Fädchen der Nerven, die weiche Masse des Gehirnes erfüllen den todten Erdball mit Leben, erheben das Leben zum Geist; sie ziehen die ganze unermeßliche Außenwelt in unser kleines Innere hinein und stellen unser Inneres als etwas Gegenständliches aus uns heraus, damit wir dieses wie jenes erkennen.

Wie wunderbar! bis jetzt nur das Ergebniß der Thätigkeit unseres Nervensystems kennend, was wir bald Wollen, bald Denken, bald Empfinden nennen, müssen wir, um der Erkenntniß seines Wesens um einen Schritt näher zu kommen, dies unbekannte Wesen selbst danach fragen, daß es uns sage, was es sei; wir sind dabei Fragender und Gefragter in einer Person.

Bisher haben wir auf diesem großen Kampfplatze der neu gewordenen Wissenschaft vorerst eine wichtige Antwort erhalten: Stoff und Kraft sind untrennbar Eins.

Siehst Du also eine Wirksamkeit, so suche nach einem Stoffe, dem die Kraft angehört, von welcher jene Wirksamkeit ausgeht.

So suchen jetzt unbestechliche Denker nach dem Räthsel unserer Gehirn- und Nerventhätigkeit; und giebt es für den Menschen eine höhere Aufgabe?

So suchte auch der Mann, dessen Bild wir heute vor uns haben, nach einem Naturgesetze, dessen Aeußerung ohne Zweifel in der allernächsten Verwandtschaft zur Nerventhätigkeit steht und dessen Wirkungen, nachdem jenes Gesetz gefunden war, heute noch selbst der Kundige kaum mit minderem Staunen sehen kann, als der Laie. Oersted eroberte nach langjährigem und beharrlichem Kampfe gegen das Dunkel, hinter welches die Natur sich so oft verbirgt, den Elektro-Magnetismus; denn so muß man es nennen; nicht entdecken oder erfinden, wobei ja oft der glückliche Zufall das Hauptverdienst hat. Ihm verdankte Oersted nichts; was er fand, das hatte er gesucht.

Es sind in Folge dieser großen Entdeckung oder, wie wir es eben lieber nennen, wissenschaftlichen Eroberung nicht minder „Tausende von Fäden," wodurch Ost an West, Süd an Nord geknüpft ist. Die Geschwindigkeit, womit die Kunde eines Schalles vom Ohr nach dem Gehirn fliegt und dort zur Vorstellung wird, ist nicht größer, als diejenige, mit welcher die Depesche auf den Drähten des elektromagnetischen Telegraphen von Paris nach London gleitet. In einer Secunde legt der elektrische Strom 62,000 Meilen zurück. Die dabei zu Tage tretende Erscheinung ist hier wie dort beinahe dieselbe.

Bedarf es noch weiterer Worte, um eines Mannes Bedeutung für die Menschheit zu schätzen, dessen große Erfindung das Nervensystem des menschlichen Körpers in ein Nervensystem der Menschheit umwandelte? Oder wäre dieser Ausspruch da falsch, wo in derselben Secunde in Hamburg ein Gedanke vernommen wird, den Jemand in Wien aus den Nerven seiner Fingerspitzen auf den elektromagnetischen Telegraphendraht überströmen läßt? Ist das nicht ein wahres Aneinanderknüpfen der Nerven der beiden so weit von einander entfernten Männer?

Wenn die Erfindung der Buchdruckerkunst und der Benutzung der Dampfkraft bisher die größten Erfindungen waren, so ist die elektromagnetische Telegraphie die dritte im Bunde; und Oersted, ihr Begründer, ist der ebenbürtige Genosse von Gutenberg und dem ersten Erfinder der Dampfmaschine, über dessen Namen leider gestritten wird.

Hans Christian Oersted, 1777 in dem Städtchen Rudkjöbing auf der dänischen Insel Langeland geboren, war der Sohn eines unbemittelten Apothekers, daher die Bedingungen seiner geistigen Entwickelung wenigstens äußerlich keine besonders günstigen. Aber schon als zwölfjähriger Knabe wurde er vom Vater zur Mithülfe in die Apotheke gezogen und so die Richtung seiner geistigen Entwickelungsbahn durch seine chemischen Beschäftigungen vorgeschrieben. Wie Humboldt gleichen Schrittes mit einem im Alter nur wenig verschiedenen Bruder im thätigsten Wetteifer fortschreitend, ging er mit diesem 1794 nach Kopenhagen, wo zuletzt beider Studienbahnen eben so weit auseinander gingen, wie die der Gebrüder Humboldt. Hans Christian Oersted wurde der größte Physiker und der um ein Jahr jüngere Bruder der größte Rechtsgelehrte des Nordens. Beide mit einem Eifer, der bald allgemeine Bewunderung erregte, ihren Studien sich hingebend, versäumten sie fast den Umgang mit der Welt, und ihr beinahe einziger, aber um so innigerer Genosse war der nachmalige große Dichter Oehlenschläger, den das greise Brüderpaar in der letzten Zeit zu Grabe geleitete.

Wie es selten vorkommt, so durchdrangen in dem langen Zeitraum von mehr als einem Menschenalter diese drei Geister einander so innig, daß einer dem andern von seinem Wesen mittheilte; und es ist ohne Zweifel der Einfluß des geniale Funken sprühenden Oehlenschläger, daß Oersted's Naturforschung innig verschwistert ist mit Begeisterung für das Schöne; während von dem philosophirenden Scharfsinn des jüngern Bruders ein Theil auf den älteren übergegangen ist; so daß er lange Zeit mehr für einen Naturphilosophen als für einen Physiker angesehen wurde.

Eine außergewöhnliche Gelehrsamkeit, treffender Scharfsinn, gewandtes und gründliches Eingehen auf die Leistungen Anderer, liebenswürdige Bescheidenheit in seinem jugendlich frischen, fast kindlichem Aeußeren, gewannen dem jungen Dänen auf einer ersten Reise in den Jahren 1801—1803 die Achtung fast aller Berühmtheiten Deutschlands und Frankreichs.

Seine Thätigkeit steigerte sich bis zu rastlos schaffender Begeisterung, als er 1806 die Professur der Physik in Kopenhagen erhalten hatte. Dabei zeichnete sich Oersted vor vielen andern Forschern dadurch aus, daß er nicht in's Ungewisse hinein experimentirte, erwartend was und ob er etwas finden werde. Er suchte vielmehr, wie wir bereits andeuteten, und fand. Schon 1813 deutete er durch den französischen Titel: „Untersuchungen über die Uebereinstimmung der elektrischen und der chemischen Kräfte," (recherches sur l'identité des forces électriques et chimiques) seiner zuerst deutsch herausgegebenen „Ansichten der Naturgesetze" hinlänglich an, wonach er suchte. Oersted meinte: ist der Galvanismus nur eine verborgene Form der Elektricität, so kann der Magnetismus auch nur Elektricität in einer noch verborgenen Form sein. Er forschte, bis er den Einfluß des galvanischen Stromes auf die Magnetnadel gefunden hatte. Er hatte damit die Bahn geöffnet, welche zuletzt zu dem elektromagnetischen Telegraphen führen mußte; er befestigte damit am östlichen und westlichen Rande des Weltmeeres die Ringe, an denen man vielleicht bald Europa und Amerika aneinander knüpfen wird. — Oersted's Entdeckung hat das Jahr 1820 zu einem der denkwürdigsten unsers Jahrhunderts gemacht.

Er hatte die Freude, auf dem von ihm gelegten Grunde seine Ehrensäule der elektromagnetischen Telegraphie sich noch erheben zu sehen. Alle Culturvölker Europa's und der Riesenarbeiter Nordamerika wetteiferten in ihrem Ausbau.

Neben diesem großartigen Streben vergaß Oersted niemals, daß die Naturwissenschaft nicht blos Befriedigungsmittel für das Völkerleben zu gewähren habe, sondern auch die kleinen Lebenskreise jedes Einzelnen erwärmen und durchdringen müsse. Er war darum unter den ersten, welche in allgemein verständlicher Weise bemüht waren, die Naturwissenschaft zum Gemeingut des Volkes zu machen. Wer kennt nicht „Oersted's Geist in der Natur?" Dies ist eine von ihm selbst besorgte Sammlung populärer Vorträge Oersted's. Es kann sein Verdienst nicht schwächen, daß diese dem minder Gebildeten nicht überall verständlich sind, und daß sein vorwaltend milder Charakter ihn hie und da vom Aussprechen der letzten Wahrheit, vielleicht sogar von deren Erkennen zurückgehalten hat. Oersted bewegte sich in den letzten Jahrzehnten seines Lebens in Kreisen, welche auch dem kühnsten Streiter für die Wahrheit es oft fast unmöglich machen, das Ziel seines Vordringens bis an die letzte Grenze zu verfolgen. Er hielt in Kopenhagen, nicht in der diplomatischen Sprache Frankreichs sondern deutsch, Vorlesungen für — das corps diplomatique!

Schon von Anfang an zog er in den Kreis seiner Zuhörer auch die Frauen. Sie sind ja die einflußreichsten Bildnerinnen des heranwachsenden Geschlechtes.

Sein Freisinn bekundete sich namentlich 1835 durch seine Betheiligung bei der Gründung der „Gesellschaft für Preßfreiheit" und in einer Rede, welche er an den König Christian VIII. bei dessen Thronbesteigung richtete.

Mit Orden und Ehrenstellen decorirt starb Oersted im hohen Alter am 9. März 1851. Wir zählen jene nicht auf, denn der Conferenzrath und Großkreuz des Dannebrog wird bald vergessen sein. Oersted der Entdecker des Elektromagnetismus ist unsterblich.



Hans Christian Oersted.

Blätter und Blüthen.

Pariser Bilder und Geschichten. Jacoteau, ein junger Menn von 23 Jahren, kam kürzlich, des Diebstahls angeklagt, vor die Assisen und wurde von den Geschworenen für schuldig erkannt. Jacoteau war nicht wenig erstaunt über diese Auffassung von Handlungen, die er vielmehr zu seinen Gunsten als zu seinem Nachtheil ausgelegt. Doch wir wollen nicht vorgreifen, und die Geschichte sowie den Prozeß dieses jungen Mannes erzählen, dessen Erziehung ein Produkt des Pariser Lebens ist.

Jacoteau war der Sohn eines Schneiders, der in der Vorstadt St. Martin in einem hintern Hofe fünf Treppen hoch, d. i. unmittelbar unter dem Dache, mit großem Fleiße, aber ohne jene Hülfsmittel, die empfehlen und emporheben, sein Handwerk betrieb.

Früh von der Mutter verwaist, blieb Jacoteau ganz der Sorge des Vaters überantwortet, der selbst, ohne alle weitere Kenntniß, den Knaben mit Vernachlässigung aller andern Anlagen, in der Kleiderkunst unterwies und zur Ausübung derselben anhielt.

Jacoteau war ein gewandter und anstelliger Knabe, so daß er nach dem Ausspruche seines väterlichen Lehrmeisters ein ganz tüchtiger Schneider hätte werden können; allein er erwies sich stets als ein Feind vom Arbeiten, und wo er es nur vermochte, sich der Aufsicht seines Vaters zu entziehen, suchte er mit gleichgearteten Kameraden allerhand Spiel und Zeitvertreib, und da er zu Hause knapp mit Geld gehalten wurde, suchte er seinem Vater oder auch seiner Tante, einer Milchhändlerin in der Vorstadt Montmartre, durch verschmitzte Vorstellungen und Angaben manchen Sous zu entlocken, der dann, zu der kleinen Baarschaft der übrigen Gesellschaft gelegt, die Kosten kindischer Vergnügungen bestreiten half.

So wie Jacoteau zum Jüngling heranwuchs, bemächtigte sich seiner die Sucht, lustig und müßig zu leben und der Ehrgeiz, in eine andere Sphäre zu gelangen, als auf die er durch Geburt und Verhältnisse angewiesen war. Er leugnete oft seine wirkliche Abkunft und gab sich für den Sohn eines Beamteten aus, der aus politischen Gründen seine Stelle verloren. Diese Schwächen in Jacoteau wurden duech seine Muhme genährt, einer Tochter der gedachten Milchhändlerin, die als Figurantin im Theater „la Gaité“ angestellt, Gelegenheit hatte, in ein glänzenderes Leben hineinzusehen, und mit ihren eigenen Erfahrungen die Seele ihres Vetters erfüllte. Oefters verschaffte sie diesem Eintritt in das Theater, auf dessen Bühne sie beschäftigt war; auch gerieth er durch sie in einen Kreis von Bekanntschaften, der nichts weniger als wohlthätig auf die sittlichen Anschauungen des jungen Mannes wirkte. Einen einzigen Vortheil hatte der Einfluß der Figurantin auf den Sohn des Schneiders, daß er nämlich durch ihren Spott und Antrieb bewogen, sich alle Mühe gab, lesen und schreiben zu lernen, Künste, deren Ausübung nicht mit in den Plan seiner Erziehung aufgenommen worden und in welcher sie ihm selbst die erste Unterweisung gab.

Jacoteau, in Verbindungen mit leichtsinnigen, mehr als zweideutigen Feauenzimmern und Männern gerathen, die man in Paris aller Orten findet, ergab sich ganz einem lustigen Leben und ließ seinen Vater allein arbeiten, der vergebens all' sein Ansehen, all' seine Strenge aufbot, um den Sohn von dem schlimmen Wege zurückzubringen.

Jacoteau war auf allen Bällen zu sehen, des Winters in den Sälen Valentino, St. Cecile, Paganini, besonders Prado, wo die Studenten ihr Vergnügen suchen, unter denen er gute, dienstfertige Kameraden gefunden; des Sommers zu Mobile, Chateau des fleurs, der Chaumiere und Chausesse de Lilas, und wer die stehende oder eigentlich tanzende Gesellschaft der genannten Lokalitäten kennt, wird auch die Gesunkenheit Desjenigen degreifen, der sich zum Mitglied derselben gemacht. Da wird die gemeinste Entwürdignng, so weit es die Polizei nur gestattet, zur Schau getragen, da prahlt man mit Unverschämtheit; das Vergnügen wird bis zur Orgie entstellt. Die Ausgelassenheit springt bei hellen Gasflammen zum Entzücken von Zuschauern umher, die hinter dieser lachenden Außenseite die Verderbniß und das zwiefache Elend nicht kennen oder die bereits unempfindlich für die tiefste Jämmerlichkeit geworden sind, die nichts mehr sittlich zu entrüsten vermag.

Deutsche Bewunderer haben über die genannten Unterhaltungsorte all' ihr enthusiastisches Lob ausgegossen; doch denen ist es zu verzeihen; sie sehen nur das Fremde und was braucht es mehr, damit sie preisen?

Doch um wieder auf Jacoteau zu kommen. Er hatte oft die lebhaftesten Vorstellungen seines Vaters auszuhalten.

„Was soll aus Dir nur werden?“ frug ihn der Bekümmerte, nachdem er wieder eine Nacht außer dem Hause verbraust hatte. —

„In einer Dachstube zu sitzen und für Magazinknechte und Kutscher Kleider zu flicken, zu diesem Glücke, denke ich, hat man immer Zeit zu gelangen.“ —

„Brot ist die Hauptsache, ob hier oder dort, so oder so, wenn nur auf ehrliche Weise erworben.“ —

„Brot und nichts als Brot. Immer Anstrengung, niemals ein Vergnügen. Stets den Rücken krumm und die Beine verschränkt, dumpfe Luft, Unverdaulichkeit und Lederkrankheit, kein Ansehen, keinen Vorzug, viel weniger Bewunderung, und nicht einmal einen fröhlichen Tag, nicht einen Gran Lebensreiz. Und das soll mein Beeuf sein?“ —

„Brot, sag' ich Dir, Brot! Warte nur, bis Dein leerer Magen statt Deines Vaters Dich ermahnt und die Noth hinter Dir steht mit ihrer Geißel, die Dich antreibt, schlimmer als die russische Knute, dann wirst Du rufen: „Gesegnet, drei Mal gesegnet ist redlich erworbenes, unter Müh' und Qual erworbenes Brot!“ das Du nicht finden wirst, weil Du es nicht verdienst.“ —

„Habe ich nicht genug Freunde und Bekanntschaften? Ich werde mir zu helfen wissen.“ —

„Du kennst nicht dieses Paris. Das lacht mit Dir und tanzt mit Dir, wenn Du lachst und tanzest; es giebt Dir bereitwillig Vergnügen, aber Brot, das mußt Du ihm gewaltsam abtrotzen. Ich habe Dir oft genug erzählt, wie lange ich mit der Noth gekämpft, bis ich es zu dieser Dachstube gebracht.“

„Hätten Sie mehr Genie, Vater — erlauben Sie, daß ich es sage — Sie hätten es leichter und besser gefunden.“

„Mehr Genie?“ wiederholte der Schneider traurig. „Möglich. Geh', Ungerathener, Verblendeter! Dein Genie mög' Dir helfen. Hielte das Andenken Deiner Mutter mich nicht ab, ich setzte Dich auf's Pflaster, und würde sehen, ob Dein Genie Dir Obdach und Nahrung verschaffte.“ — Der Schneider sprach nicht mehr, sondern rührte, in Gedanken versunken, emsig die Nadel. Nach solchem Zwiegespräch pflegten oft Wochen zu vergehen, ohne daß ein Wort zwischen Vater und Sohn gewechselt wurde.

Jacoteau war zwei und zwanzig Jahre alt, als sein Vater einem Brustübel erlag, an dem er seit mehreren Jahren in Folge anhaltender Arbeit gelitten. Es fielen ihm fünftausend Franken als Erbschaft zu, die der thätige Schneider mühselig erspart hatte. Jacoteau, dessen Baarschaft niemals über zehn Franken hinausgegangen, war ganz betäubt von dem ungeheuern Reichthum, den er in die Hände bekam; er hielt ihn für unerschöpflich und meinte, er müßte für das ausschweifendste Leben Jahre lang ausreichen. Er suchte sich elegantere und noch schlimmere Gesellschaft beiderlei Geschlechts, als die bisherige war, kleidete sich reich, nahm eine prächtige Wohnung und traktirte geladene Gäste aller Art in den ersten Gasthäusern. Er sah die Hinterlassenschaft zusammenschmelzen, allein er achtete nicht darauf; als er jedoch nach vier Monaten das letzte Bankbillet von hundeet Franken wechselte, da stieg ihm einige Besorgniß auf, die er aber mit den Worten von sich wieß: „Ei was, es wird schon gehen; wozu hat man sonst Genie?“ Die hundert Franken gingen, wie natürlich, den Weg ihrer Vorgänger. Sie wurden im sogenannten goldenen Hause, wo schon so viele Glücksgüter ihr Grab gefunden, von einer lustigen Gesellschaft beigesetzt.

Jacoteau schlief nach dem rauschenden Vergnügen für sein letztes Geld tief in den Tag hinein, und als er erwachte, da war es ihm ganz seltsam zu Muthe, denn er sah sich ohne einen Sous, um die Ausgabe für sein Frühstück zu bestreiten. Er rieb sich die Augen, wie Jemand, der sich über seinen Zustand Rechenschaft abzulegen sucht, den er aber nicht recht begreift.

Von nun an geht alles Sinnen und Trachten Jacoteau's darauf hin, sich Geld für seinen nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Zunächst wandern Kleidungsstücke und sonstige Habseligkeiten, die er sich als vornehmer Herr angeschafft, in's Leihhaus; dann ging's an's Borgen; diese letztere Hülfsquelle war sehr wenig ergiebig und sehr bald ganz versiecht. In seinen Gesellschaften sucht er sich noch immer zu bewegen, ist aber mehr geduldet als gesucht. Und da er häufig dem Einen oder Andern seiner Bekannten zur Last fällt, sucht er sich so angenehm als möglich zu machen, durch Witz und Spaß zu belustigen, um auf diese Weise für manche Opfer schadlos zu halten. Da er sich aber durch diese Behelfe unmöglich lange über der Misere zu erhalten vermag, greift er zu Mitteln, die am Ende eine gerichtliche Verfolgung nach sich ziehen.

Jacoteau ist kaum 23 Jahre alt, mittlerer Größe, blaß und von lebhaften Augen, die, ob er gleich auf der Anklagebank sitzt, sorglos blicken. Er scheint ganz guter Dinge und die zahlreich versammelten Zuhörer, welche den Gerichtssaal füllen, glauben nicht anders, als daß der junge Mann nur durch ein Mißverständniß der Behörde in diese klägliche Lage, auf diese unwürdige Stelle gekommen. Indessen wiederlegte die einleitende Förmlichkeit der Sitzung, die mit dem Namensaufruf anfängt, die allgemeine Voraussetzung. Die Fragenstellung begann:

Präsident. Herr Jacoteau Sie sind Ihres Handwerks ein Schneider?

Jacoteau. Nicht so ganz, Herr Präsident.

Präs. Was sind Sie denn eigentlich?

Jac. Darf ich hier vor aller Welt den geheimsten Gedanken meiner Seele offenbaren?

Präs. Sie müssen Alles sagen.

Jac. Nun denn, ich bin ein Mensch in der Erwartung.

Präs. Was erwarten Sie?

Jac. Eine günstige Gelegenheit, welche so gut sein wollte, mir als Leiter zu dienen, auf der ich emporklettern kann.

Präs. Mittlerweile haben Sie Ungesetzlichkeiten begangen. Hier haben Sie sich für einen Studenten, dort für einen Rentier und überall für den Sohn eines Beamteten ausgegeben.

Jac. Da ich meine Abkunft nicht ändern konnte, mußte ich sie wohl verleugnen. Und diese Titel, von denen Sie sprechen, Herr Präsident, nahm ich nur provisorisch an, bis zu der Zeit, da ich sie gegen einen wirklichen eintauschen und wieder abgeben würde.

Präs. Sie haben noch Schlimmeres begangen. Statt sich eine Beschäftigung zu wählen, durch die sie der Gesellschaft nützlich geworden wären, haben sie diese beeinträchtigt und auf ihre Kosten sich zu unterhalten gesucht.

Jac. Ich habe, als ich mich aufmerksam umgesehen, bemerkt, daß die Gesellschaft hinreichend versehen war mit Handwerkern, Gelehrten, Fabrikanten, Handelsleuten, Erfindern und Künstlern. Da dachte ich, daß es nicht mehr als billig wäre, wenn sie etwas von den vielen ihr zufallenden Vortheilen abgäbe, was sie leicht thun kann.

Präs. Sie haben Freunde und Bekannte auf die unerlaubteste Weise bestohlen.

Jac. Verzeihen Sie, Herr Präsident, wenn ich die Vermuthung ausspreche, daß Sie den Ausdruck nicht gewählt, sondern ohne Vorbedacht haben entschlüpfen lassen.

Präs. Sie haben dem Herrn Cabanot, Studirenden der Medizin, wohnhaft in der Rue Jacob Nr. 7, einen Ueberrock entwendet und dazu die Unverschämtheit gehabt, ihm Folgendes zu schreiben: (liest)

„Mein Herr!

„Gestern Morgens habe ich Ihnen in der freundlichsten Weise einen Besuch abgestattet. Ich fand Sie noch im Bette und Sie begingen die Unhöflichkeit, ruhig weiter zu schlafen, ohne im Geringsten Notiz von meiner Anwesenheit zu nehmen. Sie begreifen, daß ich mir Genugthuung und Ihnen eine Lection in der guten Lebensart schuldig geworden. Um diese Doppelpflicht zu erfüllen, nahm ich Ihren Ueberrock an mich. Ich hoffe, daß Ihnen dieser Schaden eine Warnung für die Zukunft sein werde, und daß Sie Ihren Besuchen mehr Aufmerksamkeit erweisen werden. Ich setze bei Ihnen so viel Zartgefühl voraus, daß Sie jeden Skandal vermeiden werden, der Ihnen doch nichts nützen würde. Bei Leuten aus guter Familie wie wir, werden alle Dinge mit Anstand abgemacht. Ihr Hausmann frug mich, als ich das Haus verließ, ob ich ein Schneider sei? Da ich Eile hatte, beantwortete ich bejahend die Frage, um eine weitere Auseinandersetzung zu ersparen. Berichtigen Sie diesen Irrthum, damit der Thürhüter besser von mir denke.

Ihr Jacoteau."

Sind Sie der Schreiber dieser Zeilen?

Jac. Es ist meine Handschrift.

Präs. Der Diebstahl ist erwiesen.

Jac. In dem Schreiben ist eine Ansicht ausgesprochen, Herr Präsident, die wohl Berücksichtigung verdient.

Präs. Eine andere Probe Ihrer seltsamen schriftstellerischen Thätigkeit. Es handelt sich um einen Herrn Balard, Handlungsdiener, der Ihnen 25 Franken einhändigte, damit sie dieselben einer Dame seiner Bekanntschaft überreichten, mit welcher er eine persönliche Zusammenkunft vermeiden wollte. (Liest)

„Mein Herr!

„Nichts ist gefährlicher für eine junge Dame, die hinreichend Jugend und Liebenswürdigkeit besitzt, um sich geltend und wünschenswerth zu machen als Geld. Nichts ist so geeignet wie Geld ihrer Würde nahe zu treten und ihr Zartgefühl, theils zu verletzen, theils abzustumpfen. Diese Wahrheit bedachte ich erst, nachdem Sie mir die 25 Franken für Fräulein J... eingehändigt. Ich handelte nach meinem Gewissen, indem ich Ihren Auftrag unausgeführt ließ. Unsere Bildungsstufe und Familie lassen mich hoffen, daß zwischen uns von diesem Gegenstande weiter keine Rede sein werde, da Sie doch durch ein überflüssiges Aufsehn nichts erzielen können, als die Lächerlichkeit.

„Genehmigen Sie meine Freundschaftsversicherungen.

Jacoteau."

Es giebt kaum eine sträflichere Weise zu hintergehen.

Jac. Meine Erfahrung bestätigt vollkommen, was ich in dem Briefe ausgesprochen und der besondere Umstand, daß Fräulein J..., von dem in dieser Angelegenheit die Rede ist, und deren Charakter ich kennen zu lernen mehrfach Gelegenheit hatte, ohnehin eine übermäßige Neigung zum Geld stets an den Tag gelegt, ist wohl ein Gewicht mehr in der Waagschale, die zu meinen Gunsten neigt.

Der Polizeipräsident liest noch mehrere Briefe in diesem Sinne, mit naiver Sophistik abgefaßt. Die Jury zieht sich zurück und der Spruch lautet auf „Schuldig." In Berücksichtigung der Jugend des Angeklagten werden ihm nur zwei Jahre der Verhaftung zugemessen.

Das Publikum geht heiter und doch bestürzt aus dem Sitzungssaal. Man bedauert den Verirrten, aus dem, vermöge seiner Anlagen, ein interessanter Mensch hätte werden können.

Prinz Napoleon Bonaparte, der Cousin des jetzigen Kaisers, Commandeur der französischen Reserve in der Türkei, ist der Sohn Jerome Bonaparte's und seiner zweiten Frau, der Prinzessin Friederike von Würtemberg. Geboren in Triest am 9. Sept. 1822, hörte er bald von dem untergegangenen Glanze seines großen Namens und ward durch Erziehung, Unterricht, Reisen durch Deutschland, Italien, Amerika, England u. s. w., französirte Politik und Umgang mit dem Volke in seiner energischen, feurigen Natur bald zu einem öffentlichen Charakter. — Nach der Februar-Revolution trat er plötzlich, um es kurz zu bezeichnen, als ein blutrother Republikaner auf und ward als solcher in die constituirende Versammlung gewählt. Hier sprach er oft leidenschaftlich als geschworner Feind aller Fürsten, Könige und Kaiser.

Doch vom republikanischen Roth bis zum kaiserlichen Purpur war bei ihm nur ein Schritt, als sein Cousin, der Neffe des Onkels, glücklich Kaiser geworden. Die Zeitungs-Correspondenten verheiratheten ihn schon zweimal, einmal mit einer schönen Tochter der Königin Christine von Spanien, und dann mit einer andern Königstochter, seiner Cousine in Würtemberg. Noch ist er ledig und blos mit einer bedeutenden Stelle im Oriente von seinem Kaiser und Vetter versehen worden. Sein Durst nach Thaten und Ruhm machte ihn zum Bittsteller bei einem Kaiser.

„Wenn die Nation zu den Waffen greift," schrieb er an Kaiser Napoleon, „werden Ew. Majestät wohl finden, daß mein Platz nur unter den Soldaten sein darf, und ich bitte Sie deshalb, unter sie zu treten, damit ich die Rechte und die Ehre Frankreichs vertheidigen helfen kann. Mein Platz ist in der Mitte von Soldaten."

Sollte darin etwas Prophetisches liegen? Napoleon der Große war auch ein Kind der Republik —

„Ein solcher Brief von einem ehemaligen „Blutrothen" geschrieben, ist keins der geringsten unter den epigrammatischen Ereignissen der neuesten Geschichte Frankreichs. Daß ein Mann, dessen politische Feindschaft gegen Louis Napoleon um so bittrer war, als sie sich gerade von Blutsverwandtschaft nährte, dessen Republikanismus vom glühendsten Hochroth war, in dessen Augen Königthum als ein nie zu vergebendes Verbrechen erschien, und dessen Ausbrüche in der National-Versammlung selbst die Linksten und die Höchsten des „Berges" überraschten, daß solch ein Mann seinen Cousin in aller Unterthänigkeit mit „Majestät" anreden konnte, ist ein eclatanter Beweis der Wahrheit und vielfachen Wirklichkeit des französischen Sprüchwortes: „On ne doit jamais jurer de rien". (Man darf Niemals auf Etwas schwören.") —

Doch steht er als solche Metamorphose durchaus nicht allein, am Wenigsten in Frankreich. Der Kaiser hat sein Gesuch bewilligt, und wir können vielleicht bald von großen Thaten eines Napoleon in der Türkei hören. Nach Beweisen aus seiner bisherigen Haltung zu schließen, muß man ihn für einen feurigen, energischen Napoleonscharakter halten, von kühnem Ehrgeiz, von Ruhmbegier beseelt, der nicht sehr gewissenhaft in seinen Mitteln sein würde, wenn es gälte, Ruhm und militärische Ehren zu ernten. Er charakterisirt sich durch eine ruh- und rastlose Energie des Strebens nach etwas Großem, seines Schlachten- und Kriegsruhm bedeckten Namens würdigen, das ihm selbst noch nicht recht klar sein mag, und dessen Gestalt zunächst von den Fäden und Fehden des orientalischen Kriegsfatums abhängen wird.

Aus dem Leben Sir Charles Napier's. Palmerston erzählte beim Festessen, das man dem alten Admiral zum Abschiede gab, folgende Thatsachen aus dem portugiesischen Kriege: „Als unser tapferer Freund hier beim Entern eines portugiesischen Schiffs sich in ein Segel verwickelte und sich anstrengte, auf's Deck des feindlichen Schiffs hinüberzuspringen, rannte ein portugiesischer Offizier mit geschwungenem Messer in voller Hast gegen ihn, um ihn zu durchbohren. Er parirte den Stich, stolperte auf's Deck und rannte den Offizier mit einem tüchtigen Fußtritte eine steile Cajüttentreppe hinunter." — Lord William Russel hörte eines Tages, daß unser Freund Sir Charles Napier sich in die Nähe der Festung Valenza, mehrere Meilen von unserm Hauptquartiere, begeben habe. Russel hatte ihm eine nothwendige Mittheilung zu machen, und so machte er sich auf den Weg, um ihn aufzusuchen. Endlich fand er zwei Menschen, von denen der eine sehr ungeschickt zwei Musketen trug. Er hielt den Andern für eine Art von Robinson, als er ihn aber bei Lichte besah, war es Napier mit einem Soldaten hinter sich.

„Nun Napier, was machen Sie hier?"

„I na, ich will Valenza nehmen."

„So! Aber Valenza ist eine Festung, mein lieber Karl, die man mit Soldaten und Blutvergießen nehmen muß. Und welche Vorbereitungen gehören dazu!?"

„O, ich habe nicht Zeit zu Vorbereitungen und Blutvergießen," antwortet unser tapferer Freund, „ich habe hier eine von meinen „Blaujacken" und zwei Musketen mitgenommen, und ich denke so die Festung zu nehmen."

Und so nahm er sie. Er schickte dem Gouverneur einen Brief und bewies ihm, daß es besser sei, ihm die Festung gutwillig zu geben, ohne guten Willen incommodire es auf beiden Seiten. Der Gouverneur war ein vernünftiger Mann und so sah er das ein und so gab er die Festung dem Napier und dem Marinesoldaten mit zwei Musketen. Nachdem er Valenza sich so gekauft, machte er sie der Königin von Portugal zum Präsent und so hernach auch ganz Portugal." Konnte Karlchen mit zwei Musketen eine Festung nehmen, wie viel muß er nun nach der Regel de Tri mit 4000 Kanonen an sich bringen? Er weiß es selbst nicht, weiß er doch selbst nicht, was er morgen thun muß. Er hat für jeden Tag versiegelte Briefe von „zu Hause," die er jeden Morgen öffnen muß, um zu sehen, wie Freund Aberdeen auch „heute" seine Friedens- und Freundesgefühle zeigen will.

Napoleon's Staatsgrundgesetz für die Franzosen. Napoleon I. sagte einmal bei Tafel zu Lafitte: „Man muß, um die Franzosen zu regieren, Waffen von Eisen und Handschuhe von Sammet tragen." Ein neben Madame Lafitte essender Engländer erwiederte darauf, so daß es Napoleon hören konnte: „Ja, das ist richtig, aber er vergaß oft, die Handschuhe anzuziehen." Es wurde gefragt, wer der Engländer mit seinem guten Witz und schlechten Französisch sei: „Marquis of Landsowne" war die Antwort, jetziges Mitglied des Aberdeen-Ministeriums.

Die Lerche. Kein Vogel singt methodischer, musikalischer, als die Lerche. Im Aufsteigen singt sie — vivace crescendo — die Ouverture; in voller Höhe wird sie moderato in kurzen 3—4 mal wiederholten Passagen und in derselben Tonart. Bei starkem Winde erhebt sie sich in Stößen und setzt ihm dann ihre liederreiche Brust entgegen. Bei ruhigem Wetter in Spiralen und fliegt während des Hauptgesanges in horizontalen Cirkeln abwärts und beim Finale in Zickzack. Gewöhnlich hört sie abwärts in der Mitte des Weges auf zu singen und schießt dann rasch und grade herab. Der erste Theil ihres Gesanges ist brennende Ungeduld, der zweite, andante, ist Phantasie, gefühlvolles Lobsingen der Luft und Erde in der Vogelperspective, der dritte zeichnet sich durch Piano-Modificationen des Hauptthemas mit Erinnerungen an die Subdominante am Ende aus. Takt und Noten entsprechen gewöhnlich den Flügelvibrationen. Zuweilen singen sie wohl auch auf der Erde, aber dann nur in Käfigen, wobei sie viel leiden, da ihre ganze luftige, fliegende, elastische Natur dabei verleugnet werden muß. Es sieht fürchterlich aus, Lerchen in Käfigen oft Stunden vergebens gegen die niedrige Decke springen sehen.

Der schottische Mathematiker Johann Craig hat in einem zu London 1699 erschienenen Werke („Theologiae christianae principia mathematica") nach den Gesetzen der Probabilität genau berechnet, daß die christliche Religion nur noch 1454 Jahre existiren könne und nach Verlauf dieser Zeit ihr Ende nehme. Als guter Christ läßt er aber keine andere Religion an ihre Stelle treten, sondern nimmt an, daß kurz vor Ablauf dieser Frist, um dem Untergange des Christenthums vorzubeugen, Christus zum Weltgericht erscheinen werde.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 23. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Das Haus am Meeresstrande.

Eine pommersche Geschichte von Oswald Tiedemann.

(Fortsetzung.)

„Und doch,“ entgegnete Rudolf vollkommen ruhig, „haben Sie Ihre edlen Gesinnungen noch tiefer herablassen wollen. Ich war ein unfreiwilliger Zeuge Ihrer Anträge gegen meine Verlobte, die nur die Tochter eines ehemaligen Unteroffiziers, die Enkelin eines Bauern ist.“

Der Junker wurde sichtlich verwirrt und wagte nur von der Seite nach Katharina zu blicken. Er suchte sich zu verbessern: „Die Schönheit ist überall von Adel; ich sprach von den Männern.“

„Wie gut Sie aber immer zu unterscheiden wissen,“ bemerkte Rudolf, „haben Sie auch an der Tochter des Kreuzwirths gezeigt. Sie war sein einziges Kind und starb in der Blüthe ihrer Jahre.“

Feuerroth überfloß es das Gesicht des Junkers, er erhob die rechte Hand zum Schlage. Ruhig stand ihm der Maler gegenüber; das Auge Katharina's blitzte, und rasch trat sie zwischen Beide. Sie sprach nicht, aber sie schien größer zu werden, wie gebietend streckte sie den Arm gegen den Edelmann aus.

„Was mengst Du Dich in unsern Streit?“ rief ihr derselbe zu. „Sei nicht vorwitzig, Katharina, es könnte auch Dich gereuen.“

Katharina ließ den erhobenen Arm langsam sinken und sagte: „Kann ich ruhig zusehen, gnädiger Herr, wenn Ihr meinen Bräutigam entehren wollt? Ich habe von meinem Vater immer sagen hören, daß ein Schlag die größte Entwürdigung ist. Ich versteh's nicht recht, denn ich bin ein Weib und mich wird Niemand schlagen, aber ich glaube, mein Vater hat recht. Schon wie ich es sah, daß Ihr den Arm ausstrecktet, zitterte ich, nicht aus Furcht, daß Rudolf verletzt würde, nein, es war mir, als durchzuckt' mich etwas Entsetzliches. Ich haßte Euch in dem Augenblicke, nun ist es wieder vorüber. Ihr sagt, Ihr wolltet mich nicht beleidigen, ich will's Euch gern glauben, aber daß Ihr meinen Verlobten beleidigt habt, das ist doch wahr. Rudolf ist gut, er hat es nicht verdient, was Ihr ihm gesagt. Habt Ihr ihm doch nicht einmal seinen Gruß erwiedert, als er aus dem Hause kam. Euer Vater selbst, der auch ein stolzer Mann ist, hätte das nicht mal gethan; es zeigt von wenig gutem Herzen gegen uns Niedrige.“ —

Der Junker neigte sich zu ihrem Ohr und flüsterte ihr zu: „Schilt nicht, Katharina, ich war eifersüchtig auf den Maler.“ —

Sie erröthete, antwortete aber nicht. Rudolf sah zweifelhaft bald sie, bald Herrn von Riedd an, und wußte nicht recht, ob er sich über seine Braut freuen sollte oder nicht. In ihren Worten lag allerdings das unverholene Eingeständniß ihres beiderseitigen Verhältnisses, aber im Ganzen dünkten sie ihm ohne Wärme; die Leidenschaft der Liebe hätte seiner Ansicht nach erregter gesprochen. Es war ihm, als fürchte sie, den Junker zu kränken, als drücke es ihr das Herz ab, daß sie schon so viel thun mußte. Auch jetzt, wo sie es ruhig duldete, daß Herr von Riedd in seiner Gegenwart ihr etwas heimlich zuflüsterte, beschlich ihn ein neuer Argwohn, und sein Auge suchte halb verlangend, halb schmerzlich das ihrige. Sie blickte ihn ruhig und klar an; er konnte weder die Bestätigung seiner Befürchtungen, noch diese selbst in ihrem Auge lesen. Er wartete, daß sich Herr von Riedd entfernen würde, und um ihn dazu eher zu veranlassen, nahm er Katharina, die es ohne Weigern geschehen ließ, bei der Hand und sagte: „Wir wollen Deinem Vater entgegengehen; Du weißt, er hat es um diese Stunde verlangt.“ —

Der Junker pfiff seinem Hunde, den er mitgebracht, nickte Katharina vertraulich zu und entfernte sich, ohne den Maler auch nur eines Blickes zu würdigen. —

Rudolf ließ Katharina's Hand sogleich wieder fahren und meinte: „ich habe nur eine Ausrede gebraucht, Du bist doch nicht böse?“

„Nein, Rudolf, mir war es lieb, daß der Junker ging; es hätte noch größeres Aergerniß geben können.“

„Und Du sagst nicht, daß ich im Recht gewesen bin? Katharina, Du sagst das nicht?“

„Weiß ich es denn?“ versetzte sie, indem sie ihn auf die Bank vor dem Hause zog. „Ihr habt so rasch und so vornehm gesprochen, daß ich nicht Alles verstanden habe.“

„Und sagte Dir Dein Gefühl nichts? Sahst Du's in meinem Gesicht nicht, daß ich um Dich litt, daß Du es warst, um die ich mich in den Streit einließ? Es wäre recht weh für mich, Katharina, wenn Du das nicht wüßtest. Du bist klug genug, um uns verstanden zu habe“

„Was Du aber gleich ernst bist, Rudolf. Ich weiß, daß Du es gut mit mir meinst und Deine Frau will ich werden und keines Andern. Ich sehe es Dir an, Du denkst, ich halte etwas zu dem Junker. Denke, was Du willst, Rudolf, aber nicht schlimm von mir. Meine Mutter hatt' ich viel zu lieb, als daß ich je ihre Worte vergessen sollte, die mich immer zu dem Besten ermahnten. Auch mein Vater, so rauh und heftig er mitunter ist, hält viel zu viel auf Ehre, als daß ich aus der Art schlagen und ihm Kummer machen sollte. Laß mich gewähren, Schatz, mit dem Junker; Dir schadet's nichts und mir auch nicht, keiner Seele im Dorf.“

Er wurde zwar keineswegs durch ihre unverständliche Rede beruhigt, sie verstand es aber, durch Liebkosungen recht bald die letzte ernste Wolke von seiner Stirne zu verscheuchen.

Nur einmal noch fragte er: „Und soll ich nicht auch wissen, was Dir der Junker zugeflüstert hat?"

„Warum nicht?" sprach sie ohne Zögern, indem sie ihm die Worte desselben wiederholte.

Diese Offenheit stimmte Rudolf vollkommen heiter, er vergaß im Anschauen seiner Braut bald den Junker, den vorigen Auftritt, und scherzte mit ihr, die ihm willig die tausend kleinen Zärtlichkeiten Liebender zurückgab. — —

Wie es aber stets zu geschehen pflegt, daß ein einmal angeregter Argwohn sich nicht wieder so leicht verscheuchen läßt, so geschah es auch bei Rudolf Elmer, der, nach Hause gekommen, immer wieder auf den Zwiespalt zurückkam, der in dem Wesen Katharina's lag, als sie zwischen ihn und den Junker getreten war. — „Ist sie denn nicht treu? Ist sie falsch?" fragte er sich wiederholt, um es heftiger zu verneinen, gleich darauf um es eben so heftig zu bejahen. —

Die Drohungen des Herrn von Riedd beunruhigten ihn nicht einen Augenblick. Für sich fürchtete er nichts, und wenn es nur mit seiner Braut anders gewesen wäre, so würde er den ganzen Vorfall bald vergessen haben. Er vermied es sorgfältig, ein Verbot der Feldmark zu überschreiten, er ging nicht wieder auf's Schloß, trotzdem ihn der alte Freiherr eingeladen, so oft zu kommen, als er wollte; auf Umwegen suchte er den Meeresstrand und die Hütte Katharina's auf. — Wohl dachte er auch manchmal daran, diese Gegend zu verlassen, denn die Zeit war längst verstrichen, die er sich für den Aufenthalt festgesetzt hatte, aber er gab immer wieder einen Tag zu und wiederholte das bereits vier Wochen hindurch. Seinen Aeltern hatte er von seinem Verhältniß zu der Tochter eines armen Fischers mit offener Wahrheit geschrieben; sie hatten ihm geantwortet, daß sie ihm stets freie Wahl gelassen und auch jetzt nicht dagegen sein würden. Mit dem Vater Katharina's war er ebenfalls einverstanden, es war bereits Alles berathen worden, was zu einer Uebersiedlung nach Berlin nothwendig erschien; es lag nur an Katharina selbst, daß nicht schon das erste Aufgebot ihrer bevorstehenden Verbindung verkündigt worden war. So oft er deshalb in sie drang, ertheilte sie ausweichende Antworten und suchte ihn zu vertrösten. —

Er war daher nicht wenig überrascht, als wenige Tage nach dem Zusammentreffen mit dem jungen Freiherrn von Riedd, Katharina ihn unaufgefordert bat, die nöthigen Schritte beim Ortsgeistlichen einzuleiten. Daß er es mit dem freudigsten Herzen that, bedarf kaum der Erwähnung. Mit diesem wichtigen Schritte verschwand jeder Argwohn gegen die ungetheilte Liebe seiner Braut zu ihm; ein so wichtiger Akt konnte selbst auf die Gesinnungen des Junkers nicht ohne Einfluß bleiben.

Am nächsten Sonntag geschah das Aufgebot. Rudolf war mit seiner Braut, der er neue Kleider mit halbstädtischem Zuschnitt aus Berlin hatte kommen lassen, und seinem Schwiegervater, der seinen Rock in den besten Zustand zu versetzen sich Mühe gegeben hatte, in der gedrängt vollen Kirche. Wie es kam, wußte er selbst nicht, aber er war voller Unruhe, nicht so selig, wie man erwarten sollte; sein Auge irrte durch die Versammlung und suchte etwas, ohne daß er es selbst bezeichnen konnte. Er schaute nach dem Chor, der um das Schiff der Kirche herumlief; über der Brüstung lehnte der junge Freiherr, das Auge unverwandt auf Katharina gerichtet. Die schlummernde Eifersucht in Rudolf erwachte von Neuem; er konnte seinen Blick von der Gestalt des Junkers nicht trennen, der seinerseits die Braut mit seinen Augen zu verzehren schien. Katharina selbst war voller Andacht, sie sah Niemand als den Prediger, der eindringlich zu reden wußte und mehrere Mal hervorhob, daß vor Gottes Richterstuhle die Menschen gleich wären und die Hoffart verdammt würde. —

Nach der Kirche begleitete Rudolf seine Angehörigen nach Hause, verließ sie aber bald wieder, da es ihm unmöglich war, zu bleiben; es drängte ihn, allein zu sein. Katharina machte keinen Einwand, was sein ohnehin bewegtes Gemüth nur noch peinlicher stimmte. So kam er in seine Wohnung. —

Er mochte wohl unter den widerwärtigsten Empfindungen hier eine Stunde zugebracht haben, als an seine Thüre gepocht wurde und sein Wirth, gemeinhin der Kreuzwirth genannt, in's Zimmer trat. Er war ein Mann in vorgeschrittenen Jahren. Sein Haar war fast weiß, die Gestalt, obwohl kräftig und gedrungen, gebückt, wahrscheinlich mehr in Folge eines tiefen Kummers, als aus Altersschwäche. Dieser Kummer sprach auch aus seinen stark durchfurchten Zügen, und nur das Auge deutete zuweilen auf ein erhöhtes Leben. Der Blick aber war seltsam, fast unheimlich, er irrte unruhig umher. Er trug einen gewöhnlichen Bauernrock von dunklem Tuch mit blanken Knöpfen, Kniehosen von gleichem Stoff und hohe rindslederne Stiefel.

Rudolf war von dem Besuche überrascht; es war das erste Mal, daß ihn sein Wirth besuchte. Er bot ihm einen Platz neben sich auf dem Sopha an, den dieser auch ungezwungen einnahm und fragte ihn: „Ei, Walther, was bringt Sie zu mir?"

Der Kreuzwirth, der einige Bildung genossen zu haben schien, entgegnete: „Sie wohnen nun über zehn Wochen in meinem Hause, Herr Elmer, ich habe Sie lieb gewonnen. Sie sind ein pünktlicher Zahler, still und immer zufrieden mit dem, was ich Ihnen geben kann."

Er schwieg einen Augenblick und sah vor sich nieder, als besinne er sich auf etwas.

Rudolf lächelte: „Sie kommen doch aber gewiß nicht, um mir eine Lobrede zu halten? Deshalb steigen Sie doch wohl die Treppe nicht herauf?"

„Nein, Herr Elmer; ich bin besorgt um Sie. Es ist aber nur die Frage, ob Sie auch Alles werden hören können. In gewissen Dingen erträgt nicht Jeder einen Stoß, der ihm plötzlich versetzt wird."

„Sie machen mich neugierig, Herr Walther." — Rudolf wurde beklommen.

„Lassen Sie das mit dem Herrn Walther, ich bin der Kreuzwirth schlechtweg. Ich mag mich gar nicht anders nennen lassen. Nun wissen Sie, ich habe Ihnen gerade nicht das Angenehmste mitzutheilen. Was ist Ihnen wohl gegenwärtig das Liebste?"

„Machen Sie keine große Vorrede, Kreuzwirth. Sagen Sie, was Sie zu sagen haben. Ich bin erwachsen genug, um Ihnen ruhig zuzuhören." Der Maler gab sich alle Mühe, auch im Ton seine Worte zu bekräftigen.

„Ich komme aus dem Walde, Herr Elmer. Dort ist ein schönes Plätzchen, umgeben von Buchen und Eichen. Wir haben uns öfter schon gewundert, daß sie inmitten der Tannen und Lerchen wachsen. Es ist ein Wiesfleck, der dem gnädigen Schloßherrn gehört. Nahe daran hab' ich aber auch ein Stückchen, das mir seit langem zu eigen. Ich wollte da eben nach meinen neuen Anpflanzungen sehen. Ich sah' aber etwas ganz anderes, was ich gar nicht vermuthet. Ich hatte mich ganz still verhalten, mich konnte man nicht gewahr werden."

„Und was sahn Sie denn, Herr Kreuzwirth?"

„Ihre Braut sah ich, Schilder's Katharine mit dem Junker von Riedd zusammenstehen."

„Das ist nicht wahr!" rief Rudolf erbleichend.

Ruhig erwiederte Walther: „Es ist wahr! Gern wär' ich näher gegangen, aber sie standen auf dem Wiesfleck, und den kann ich nicht leiden, ich gehe immer vorbei. Dort war es auch, wo meine Rosi, mein einziges Kind, mit dem Junker zusammenkam. Sie hat mir das später erzählt. Ja, ja, Herr Elmer, es ist ein eigen Ding mit den Mädchen. Wenn sie den Rockzipfel eines edlen Herrn erfassen können, lassen sie den ehrlichsten Kerl aus niedrigem Stande laufen. Ich hoffe das eigentlich gar nicht von der Katharina. Sie sind eine Partie für so eine Dirne, wie sie sich's gar nicht träumen lassen dürfte Und dann! Sie weiß recht gut, wie es meiner Rosi ergangen ist. Sie waren Freundinnen, freilich während der Liebschaft mit dem Junker und meinem Kinde, hinter die ich erst gekommen bin, wie das Unglück fertig war, da hatte die Freundschaft wohl ein Ende, denn die Schande mögen die Dirnen doch Niemand mittheilen; aber am Sterbebette meiner Rosi saß die Katharina; sie hatten sich vieles erzählt, sie mußte das wissen, wie's mit dem Junker vorgegangen. Hat sie das vergessen, oder hat es sie nur noch mehr gereizt mit dem Junker sich zu schaffen zu machen? Mag's nun sein, wie's will, ich habe die Katharina mit dem Junker im Wald zusammengesehen. Sie thun mir herzlich leid, Herr Maler, auch der alte Schilder sollte mir leid thun, wenn er an seinem einzigen Kinde erlebte, was mir passirt ist. Mein Rücken ist davon krumm geworden und meine Haare fangen an schneeweiß zu werden. Das alles vor der Zeit. Aber der Kummer scheert sich nicht viel um die Jahre; er kehrt ein und macht sich breit, ohne daß man ihm einen Widerstand entgegensetzen kann." —

Rudolf war wie vernichtet. Sein Argwohn war also gerecht-

fertigt, auf eine so grausame unerwartete Weise gerechtfertigt! Es bedurfte lange Zeit, bevor er sich von diesem Schlage erholen konnte. Es geschah aber doch, denn sein Stolz rief ihm zu, daß er seinem Schmerze nicht unterliegen dürfe, daß ein Mädchen, welches die redlichsten Absichten so von sich stieße, nicht mehr als seine Verachtung verdiene. Aber er liebte sie unendlich! Mit ganzer Gewalt mußte er sich an jenen Gedanken gewöhnen, um ihr Bild, das sich immer wieder schmeichelnd dazwischen drängte, zu verscheuchen. Er überlegte hin und her, was er thun sollte. Von einer augenblicklichen Abreise hielt ihn stets etwas zurück; zu einem plötzlichen Bruch, der Allen in der Umgegend Stoff zum Reden gegeben, konnte er sich auch nicht entschließen; er war in der allerübelsten Stimmung . . .

Er warf einen Blick auf den Kreuzwirth, der noch immer auf seinem Platze saß, und der Gedanke stieg in ihm auf: Ob er wohl auch die Wahrheit gesagt; vielleicht nicht aus Rachsucht für seine Tochter handle?

Rasch sagte er: „Könnt' Ihr mir beschwören, Kreuzwirth, was Ihr mir gesagt?"

Der Kreuzwirth stand auf und erwiederte: „Vor Gott und vor den Menschen. Ich strebe nicht, Jemand wehe zu thun, Einen ausgenommen." — Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. —

„Es ist nicht gelogen!" — Rudolf stand eine Weile tief erschüttert inmitten des Zimmers, dann zuckte er auf, warf sich in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen . . .

Den folgenden Morgen durchlief ein seltsames Gerücht die Bewohner des Dorfes Kloster-Riedd, und machte, daß eine fast vergessene Geschichte wieder hervorgerufen wurde. Das Gerücht bestätigte sich bald. Der alte Freiherr hatte plötzlich einen Einfall bekommen, das Kloster wieder herzustellen und das alte Gemäuer untersuchen lassen. In einem tiefen Keller, unter Schutt und Kalk hatte man ein halb verrostetes Gewehr gefunden, das, auf das Schloß gebracht, von dem Freiherrn sogleich als sein Eigenthum und als dasjenige erkannt wurde, welches sein Sohn, der Junker getragen, als er von dem Unfall betroffen worden war. Vergeblich hatte man seit dieser Zeit nach der Flinte geforscht. Als der junge Freiherr von seinem Vater gefragt wurde, ob es auch wirklich dasselbe Gewehr sei, bejahte er es mit einfachen Worten, ließ sich aber noch immer nicht auf weitere Auseinandersetzungen ein. Was war auch mit dem Funde Großes erzielt? Der Name des Thäters stand nicht darauf geschrieben und da der Junker hartnäckig schwieg, so konnte es nicht viel nützen. Aber wer hatte das Gewehr in die Klosterruinen gebracht? Dieser Gedanke beschäftigte doch das ganze Dorf und namentlich den alten Freiherrn, in dem von Neuem die Lust erwachte, das räthselhafte Dunkel über den Vorfall zu lösen. Ungeachtet des Widerspruchs seines Sohnes, ließ er einen Preis auf die Entdeckung desjenigen, der die Flinte im Kloster verborgen, ausschreiben . . .

Das bestätigte Gerücht war auch bis zu Claus Schilder gedrungen. Er saß, eine Pfeife schmauchend mit seiner Tochter Katharina vor der Thüre und unterhielt sich mit derselben darüber.

Katharina meinte: „Wissen möcht' ich doch, wie die Geschichte zusammenhängt. Daß der Junker auch gar nicht davon spricht; er müßte doch der erste sein."

„Wird wohl seine guten Gründe haben," sagte der alte Soldat, indem er die Asche des Tabacks wegschüttete. „Manchmal ist's besser, etwas zu verschweigen, als auszuplaudern. Der Junker wird wohl keine gute Rolle bei der ganzen Geschichte gespielt haben. Dann ist das ein übel' Ding mit dem Schwätzen. Seinen Denkzettel hat er weg, und wenn er klug ist, wird er sich damit begnügen."

„Was wißt denn Ihr davon, Vater?"

„Ja so! Ich habe da selber geschwätzt, als wüßt' ich was davon. Den Henker auch! Es war meine Meinung, weiter nichts. Ueberhaupt, Dirne, thu' mir den Gefallen, und sprich nicht mehr von der Geschichte. So lange ich hier wohne, ist so was Arges in dieser Gegend nicht passirt. Nie wär' es auch wohl geschehen, wenn die Herrschaften auf dem Schlosse anders wären. Mit dem Alten mag's noch gehen, der jagt wenigstens den Mädels nicht nach, aber der Junker! Daß Dich der Henker, Kathl, ich hab' da etwas im Dorfe munkeln hören, Du hältst Zusammenkünfte mit ihm. Ich sag' Dir, Dirne, treff' ich Dich so, ich dreh' Dir ohne weiters den Hals um. Du hast einen Schatz, einen braven respectablen Burschen, mach' mir keine Flausen, und setz' die Schande oben an, wie Kreuzwirths Rosi. Der arme Kerl, der Vater, duckt den Rücken, als müßt' er Grünes lesen und schaut immer vor sich, als sucht' er den Winkel, wo er sich niederlegen soll. Rudolf nimmt uns mit in die Stadt. Das kann ich für mein Alter brauchen. Geht's quer, ich jag' Dich aus dem Hause, dann magst zusehen, wo Du ein Unterkommen find'st." —

Der Alter war besonders guter Laune und lachte, als ihm Katharina erwiederte: „Ich denke, Vater, Ihr wollt' mir den Hals umdrehen?"

„Das ist für das Schlimmste, für das Schlimme jag' ich Dich aus dem Hause," sagte Claus. Indem kam der Junker durch den Wald.

„Wie der Bursche hinkt," fuhr der Soldat fort. „Sieht's doch aus, als hätt' ihm der Schuß übler gethan, wie man glaubt und wie es ihn erfreuen mag. Hätt' er sich nur die Sache hinter die Ohren geschrieben, aber daran denkt er nicht. Die Hoffart sitzt ihm eisenfest im Genick. Was will er nur wieder hier? Mich kommt er doch wahrhaftig nicht zu besuchen. Das Ding passirt mir schon zu oft, ich kann da nicht ruhig zusehen; ich muß da einen Damm setzen. Wenn der Maler dahinter kommt, dürft' es aus sein mit der Herrlichkeit in der Residenz, die ich so viele Jahre nicht gesehen, und immer nur als Soldat, das Gewehr auf der Schulter, den Tornister auf dem Buckel. Jetzt möcht' ich sie sehen, die große Stadt; haben sie doch dem alten Fritzen ein prächtiges Denkmal gesetzt, das so groß sein soll, wie das Schloß des alten Herrn oben sammt dem Garten und den Kuhställen. Mädel, bring' mich nicht darum, ich sag' Dir's!"

Er wandte sich nach ihr um; sie war in's Haus getreten. „Ja so, sie ist verschwunden," brummte der Vater. „Da kann ich lange auf eine Antwort warten."

Der Junker war inzwischen ganz nahe herangekommen, sagte dem Alten einen „Guten Tag," und setzte sich ohne Umstände auf die Bank. Claus erwiederte den Gruß und rückte zurecht. „Auf der Jagd, gnädiger Herr?" fragte er, indem er fortfuhr zu rauchen.

„Nicht auf Hirsche und Rehe," lachte Herr von Riedd, indem er seinem Hunde pfiff und ihm den Rücken streichelte. „Warum ist Katharina in's Haus gegangen? Fürchtet sie sich vor mir?"

„Wo denken Sie hin, Herr Junker? Sie hat etwas für die Wirthschaft zu besorgen und wird wohl wieder herauskommen."

„Ein schönes Mädel, die Katharina. Man sollte fast glauben, sie müßte andere Aeltern gehabt haben, denn sie ist weiß wie Milch und roth wie Blut, eine Gestalt, wie ich sie nicht schöner in der Residenz gesehen habe. Dabei hat sie auch etwas Apartes in ihrem Wesen, nicht so wie die andern Bauernmädel, die immer einhergehen, als wateten sie in Haufen Mist. Klug ist sie auch, gar sehr verständig, ich habe das manchmal erfahren."

„Ei," entgegnete Claus halb geärgert, halb geschmeichelt, „das ist kein Wunder, daß das Mädel apart ist. Sie hat keine andern Aeltern, als mich und ihre Mutter, die nun schon lange gestorben ist. Aber das war auch eine seltene Frau. Fast noch schöner möcht' ich sagen wie Katharina. Na, just behaupten will ich es nicht, denn Clemence, meine Frau, sah ich immer mit den Augen eines Liebhabers an. Es war ein seltener Fund, den ich da an dem Weibe gemacht. Der Krieg hatte ihr alles genommen, Vater und Mutter, die im Elsaß wohnten, und auch das Vermögen, Haus und Hof. Die Aeltern waren Bürgersleute, trieben einen Kleinhandel, im Kriege waren sie verkommen. Sie war demnach guter Leute Kind, Clemence, und es darf Euch nicht wundern, Herr Junker, daß Katharina darnach geworden, ganz wie die Mutter. Ich sag' Euch, alle Kameraden waren nach ihr lüstern, aber den Kopf hätt' ich Jedem eingeschlagen, der sich mehr als das Anschauen recht von weitem erlaubt hätte. Na, Gott sei's gedankt! sie machte es nicht nöthig, meine arme Frau. Sie war mir ein getreues Weib bis an ihr seliges Ende!" —

„So, so! Ich habe schon gehört von Euerem besonderen Glück, 's ist wahr, Katharina ist ein apartes Mädel, aber da sie es ist, so solltet Ihr auch ein sorgsames Auge auf sie haben, Alter, und sie nicht dem ersten besten an den Hals werfen. Was ist das für ein Getreibe mit dem Maler, dem Rudolf Elmer? Ein hergelaufener Bursch, der oft das trockne Brot nicht im Hause haben mag. Ihr solltet Euch vorsehen, Claus. Wer bürgt Euch für seine Gesinnung? Niemand ist da, der ihn kennt, der von ihm aussagen kann. Er thut es selber mit argen Posaunenstößen, rühmt sich des Guten, geberdet sich absonderlich, und thut, als wär' er

Unsertgleichen. Das ist er nicht, und ich wette, daß er ein ganz verdorbenes Herz hat und nur seine Residenz-Künste hier aufführen will. Er drückt sich viel zu lange hier im Dorfe herum. Wär' es ihm Ernst um Euere Tochter, er müßte doch in die Residenz eilen, um alles zu Euerem Empfange vorzubereilen. Er lungert aber statt dessen immer hier herum und macht gar keine Anstalten, so bald wie möglich von hier fortzukommen. Ihr solltet dafür sorgen, Claus, da er's nicht freiwillig thut. Es ist das eine Pflicht, die Ihr dem guten Rufe Katharina's schuldig seid." —

„Mit Verlaub, Herr Junker, was Ihr da gesagt, ist Alles nicht wahr und unnütz. Der Herr Elmer hat es nicht nöthig, Zeugen für seine Bravheit aufzustellen; das Herz sitzt ihm in seinen blauen Augen. Er ist zu mir gekommen und hat um meine Kathrine angehalten, wie's Brauch und Sitte ist; das erste Aufgebot ist gewesen, er wird mein Schwiegersohn. Einen bessern wünsch' ich mir gar nicht. Es fällt ihm nicht ein, sich wie Euresgleichen zu geberden, er ist fleißig und bescheiden. Er lungert und tagediebt auch nicht herum, dazu hat er keine Zeit. Er hat mir schriftlich bewiesen, daß er sich ein kleines Vermögen zusammengespart und ein gutes Auskommen hat. Seine Aeltern sind von der Heirath unterrichtet, sie wollen, wenn's so weit ist, herüberkommen, sind demnach brave Leute. Es ist nichts gegen den Maler einzuwenden. Den Henker! ich möcht' es Keinem aus dem Dorfe rathen, so zu mir zu reden, wie Ihr es eben gethan. Wenn ich Euch aber nun um etwas bitten darf, Herr Junker, so schwenzelt nicht so viel um mein Mädel herum. Ich hab' es wohl bemerkt und kenn' Euch zu gut, um nicht zu wissen, woher der Wind bläst. Nehmt Euch in Acht! Ich dulde das nicht, daß man mein Kind hintergehen will. Mit Eueren glatten Worten könnt' Ihr meinetwegen bereden, wen Ihr wollt, nur verschont mir mein Haus. Katharina ist dem Jungen, dem Rudolf, gut; legt keine Zwietracht dazwischen, sonst regnet's derbe Unannehmlichkeiten. Ich bin kein Freund von vielem Federlesen, ich greife und packe zu, wo mir was ungelegen ist. Das alles sei Euch mit dem gehörigen Respect gesagt."

„Hm! So weit ist es also schon gekommen?" Der Junker scharrte mit dem Fuße im Sande, kreuzte die Arme und lehnte sich ganz an die Wand zurück.

„Ja, Herr Junker, gerade so weit, als nöthig war, ehrliche Kerle zu bleiben. Der Maler heirathet meine Tochter, damit basta!" — Er blies im Zorn gewaltige Rauchwolken von sich und blieb sehr gleichgültig, als sich diese um das Gesicht des Junkers schlängelten.

Herr von Riedd bemerkte: „Ehrliche Kerle? Ist das so gar gewiß? Ihr werdet gehört haben, daß man ein Gewehr in den Klosterruinen gefunden hat? Es ist dasselbe, was ich an dem Tage trug, an dem ich eine menchelmörderische Kugel in den Leib bekam. Wenn ich nun sagte, Ihr hättet das Gewehr in die Klosterruinen gebracht?"

Die Pfeife fiel dem alten Soldaten aus dem Munde; voller Verwunderung starrte er den Junker an. Endlich sagte er gefaßt, aber mit steigender Röthe im Gesicht: „Dann würdet Ihr lügen, Herr Junker. Ich sag' Euch das gerad' heraus, mögt Ihr's gut oder übel nehmen. Was treibt Euch zu einem so bösen Ausspruch? Euer Gelüste, denn weiter ist es doch nichts, was Euch zu meiner Tochter zieht. Ich dächte, Ihr hättet des Denkzettels genug, um Euch dergleichen für immer vergehen zu lassen. Himmelsakrament! muß ich so etwas noch auf meine alten Tage erleben! Muß ich mich doch quälen und winden, um nur durch das elende Leben zu kommen, kein Mensch hilft mir, und dazu noch Schande! Es ist um zu bersten! Doch was, vielleicht toll' ich umsonst, denn nimmer kann es Euch Ernst sein um eine falsche Anklage, die mich alten Mann früher in's Grab brächte, als sich's gebührt. Seid offen, Junker!"

„Was ist da offen zu sein? Ich werde thun, wie ich gesagt, wenn Ihr Euch nicht besser wegen Katharina besinnt. Nur ihretwegen hab' ich bis jetzt geschwiegen. Als man mich hierher gebracht, verwundet, in Euere elende Baracke, da gefiel sie mir, und später, als wir öfter zusammengekommen, fing' ich an, sie zu lieben. Jetzt kann ich nicht mehr von ihr lassen, und ich glaube, daß auch sie es nicht mehr kann. Mit dem Maler das ist nur Narrethei; aber ich bin dem Jungen gram, er ist jetzt genug verliebt, um mit wundem Herzen durchzugehen, und so mag's geschehen. Katharina wird mein, Ihr habt ein gutes Leben, und die Sache ist abgethan! Wo nicht, so sprech' ich, was ich Euch gesagt. Ich bin kein Lügner, denn, Claus, wie steht es denn um den Blutfleck, den Ihr an Euerem Kittel hattet? Es war das an demselben Tage, an welchem man mich zu Euch getragen."

Der Alte hielt sich den Kopf mit beiden Händen, es tanzte Alles um ihn herum. Fast stotternd rief er: „Herr des Himmels, auch davon wißt Ihr? Von dem Blutfleck an meinem Rocke? Wer hat Euch das gesagt?"

„Katharina!"

„Meine Tochter?" — Der Alte stand auf, seine Kniee zitterten, aber mit Riesenkraft nahm er sich zusammen, er eilte an die Thüre und schrie hinein: „Katharina, Dirne! Heraus vor Deinen Vater!"

Sie erschien, ruhig und arglos.

„Ist's wahr," rief ihr der Vater zu, indem er sie an beiden Händen faßte und vorzog, „ist's wahr, daß Du dem Junker von dem Blutfleck gesagt, den Du an meinem Rocke gesehen? Sprich! Es war an dem Tage, wo man ihn herbeigeschleppt, wo das arge Unwetter tobte. Sprich, sprich!"

„Ich hab's gesagt, Vater!"

„Du hast's gesagt?" — Er schwankte und drohte rückwärts niederzusinken. Katharina unterstützte ihn rasch. Keinen Blick warf sie dabei auf den Junker, der ein triumphirendes Lächeln nicht verbergen konnte. Mit Mühe nur konnte sie verhindern, daß der Vater, als er sich etwas erholt hatte, sie nicht von sich stieß. Sie trat einige Schritte zurück, sah ihm in's Gesicht und sagte: „Du mußt aber auch hören, Vater, wie ich's gesagt habe. Es war zwischen mir und dem Junker die Rede von der traurigen Geschichte. Ich sagt' ihm, daß Euch an dem Tag auch etwas Absonderliches passirt sein müßt', denn Ihr wäret blutbefleckt nach Hause gekommen; was, wüßt' ich freilich nicht. Ihr habt mir ein für allemal verboten, nach Dingen zu fragen, die mich nichts angingen, wie Ihr Euch ausdrückt. Nun aber hattet Ihr den Fleck gar nicht ausgewaschen, ich sah nichts Schlimmes drin und konnt's wohl erzählen. Der Junker hatte auch gegen diese Rede nichts einzuwenden, und er muß doch gewiß alles wissen, wie sich's zugetragen. Umsonst und wieder Nichts kriegt man keinen Schuß in den Leib. Wenn Ihr nun die Geschichten durcheinandermischt, Vater, so ist das nicht meine Schuld, und von Eurer Seite eine Uebereilung."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Reinhardtsbrunn.

Es war an einem hellen Herbsttage, als ich mit meinem Skizzenbuch durch die alte Baumallee dem Schlosse Reinhardtsbrunn, der Sommerwohnung des Herzog Ernst von Gotha-Koburg, zuzog. Für das Auge eines Malers waren die Formen eines deutschen Baustyls in ihrer eleganten Anwendung mit der reichen Blumendecoration in dem üppigen Grün der Thallandschaft ein vortrefflicher Anblick. — Ich wurde in ein einfach, aber würdig decorirtes Empfangszimmer geführt An der Wand hing unter andern guten Stücken ein groses Bild von dem Javanesen Rhaden-Saleh, dessen persönliche Bekanntschaft ich einst in Dresden gemacht hatte. Es war wohl nicht das beste Bild, das er gemalt hat, aber in Farbe und Sujet sehr charakteristisch für ihn. Später erfuhr ich, daß Saleh längere Zeit die Gastfreundschaft des Herzogs genossen hatte und bei ihm und seiner Gemahlin in freundlicher Erinnerung stand.

Nach wenigen Augenblicken trat der Herzog selbst ein. Eine stattliche Gestalt von mehr als mittlerer Größe, kräftig gebaut, von hübschen männlichen Formen. Kopf und Figur erinnerten auffallend an die alten Portrait-Statuen seines Geschlechts, welche ich wenige Wochen zuvor auf einem fürstlichen Grabmal in der St. Moritzkirche zu Koburg gesehen hatte. Es war derselbe eigenthümliche Schnitt des echt deutschen Gesichts, kräftige Conturen,



Herzog Ernst von Koburg-Gotha.

belebt durch die blühende Farbe, durch zwei große braune Augen von sehr freundlichem Ausdruck und durch dunkelbraunes, dichtes Haar, welches in ziemlicher Länge glattgestrichen das Antlitz einfaßt. Intelligenz und Herzensgüte und ein lebendiges frisches Wesen waren bei der ersten Erscheinung des Fürsten zu erkennen.

Mit einer Freundlichkeit, so ungezwungen, wie man zu einem gleichstehenden Bekannten spricht, redete der Herzog mich an, und ich fühlte mich ihm gegenüber sehr bald frei und ungenirt. Ich legte meine Mappen auf, und der Herzog äußerte sich mit Einsicht über das, was in künstlerischer Beziehung an den Skizzen und Studien hervorzuheben war. Zuletzt, nach einer lebhaften Unterhaltung, hatte er die Güte, mich zu einem mehrtägigen Aufenthalte in Reinhardtsbrunn aufzufordern.

Seit jenem ersten Empfange habe ich öfter die Freude gehabt, seine Person, welche gegenwärtig so vielfach die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, zu sehen. Es war mir stets eine interessante Aufgabe, einen Fürsten aufmerksam zu beobachten, der einer jüngeren Generation angehörte, als ich selbst und der sich mir gegenüber in aller Unbefangenheit gab, wie er war.

Was mir zuerst am Wesen des Herzogs auffiel und mich zu interessanten Vergleichungen anstachelte, ist seine große Humanität. Es ist nicht die freundliche Artigkeit allein, welche bei Vornehmen nicht selten zu finden ist, auch nicht blos jene natürliche Herzlichkeit, welche den offenen Menschen von glücklicher Anlage so wohl steht, sondern noch etwas mehr. Ihm ist eigen eine lebhafte Freude an aller Tüchtigkeit, Selbstständigkeit, persönlichen Kraft, eine hohe Achtung vor jedem guten und schönen Streben, bei wem es sich auch finden mag. Ueberall, wo ihm Geist, ein

Gemüth, ein klarer ehrlicher Wille entgegentritt, fühlt er sich im innersten Herzen angesprochen. Mit solchen Menschen, wenn sie in seine Nähe kommen, verkehrt er als mit seines Gleichen in so offener, taktvoller, zarter Weise, daß seine eigene große geistige Bedeutung zunächst nur wie ein klares schönes Licht erscheint, welches dem Bilde des andern zu seiner besten Wirkung verhilft.

Nicht weniger stark aber ist sein Unabhängigkeitstrieb. Wie warm er sich auch der gemüthlichen Stimmung, dem Augenblicke, dem Geist eines Andern hingiebt — seine innere Freiheit opfert er doch niemals. Auch im äußern Leben ist ihm alle Gêne, aller Zwang, der ihm von Andern kommt, verhaßt. Was sonst den regierenden Herrn nöthig, wie die Lebensluft ist, die Etikette des Hofes und das altfränkische Ceremoniell, wie es noch an den meisten deutschen Höfen sich findet, es ist ihm, insofern es geistlos od.r anspruchsvoll auftritt, geradezu verhaßt und gern entzieht er sich ihm. Er hat bei sich das steife Würdenwesen der adeligen Hofämter fast ganz aufgehoben und den sogenannten privilegirten Ständen, wozu in kleinern Staaten auch die unverhältnißmäßig zahlreiche Coterie des Beamtenstandes gehört, zu ihrem unaufhörlichen Aerger keines von den gesellschaftlichen Hofvorrechten gelassen, in deren exclusivem Genuß vornehme Bedientennaturen so gern das höchste Glück finden.

Solche Eigenschaften mußten den Herzog bald populär machen. Für seine eigenen Länder bewirkte dies freilich noch mehr seine große Gutherzigkeit und Bravheit, sowie die Leichtigkeit, mit welcher Bittende ihn zu irgend einem persönlichen Opfer bringen konnten. Der Landmann, der Bewohner des Gebirgswaldes und der kleine Bürger haben kein zureichendes Urtheil über den Geist und die politische Richtung ihres Herzogs, aber haben im Stillen die Ueberzeugung, daß sie von einem guten Fürsten regiert werden, der nicht nur als Regent gewissenhaft, in strenger Gesetzlichkeit und rein von jeder vornehmen Sünde unter ihnen lebt, sondern der dem Einzelnen auch als Mensch bei jeder Gelegenheit die letzte Hülfe und Zukunft ist.

Mit einer ungemeinen Regsamkeit in Geschäften begabt, besitzt er dabei eine Ausdauer und eine Kraft, die ihm alle Anstrengungen leicht und kaum fühlbar machen. Und wie seine Lebenskraft groß ist, so ist auch der Kreis seiner Interessen von weitem Umfange. Erst spät, aber dann mit großer Energie und Schnelligkeit soll sein Geist sich entwickelt haben. Er hat das Glück gehabt, mit seinem Bruder einige Jahre in Bonn als immatriculirter Student ernsthaft zu studiren und die Collegia zu besuchen. Dort hat er vornehmlich Staatswissenschaft getrieben, aber auch ernste philosophische Studien gemacht. Auch die leichtern Talente, welche als ein Schmuck des Lebens betrachtet werden, hat er mit Eifer ausgebildet. Sein hervorstechendes Talent, das musikalische, hat er, wie allgemein bekannt, in verschiedenen Werken, welche der Oeffentlichkeit angehören, bewiesen. Mir scheint eine besonders hervortretende Eigenthümlichkeit seiner ungewöhnlichen musikalischen Begabung der große Reichthum an graciösen Melodien zu sein, welche auch in der Ausführung größer und mächtiger auftreten, als Dilettanten eigen ist.

Aber auch die sogenannten adeligen Virtuositäten unserer Zeit besitzt der Herzog in nicht gewöhnlichem Grade. Er gilt für einen festgeschulten Waidmann von sehr sicherer Hand und treibt das Waidwerk mit großer Freude; er ist ein vortrefflicher und waghalsiger Reiter und Rossebändiger und in Führung jeder Art von Waffe wohl erfahren. Und wie er bei solchen Eigenschaften in seinem Privatleben den Eindruck einer frischen, gesunden und tüchtigen Kraft macht, so hat er auch im öffentlichen als Regent, als General, als Politiker und vor allem als deutscher Patriot sich überall kräftig, gesund und edel gezeigt.

Es würde den Lesern der Gartenlaube zu lang werden, wenn hier im Einzelnen berichtet werden sollte, was er als regierender Herr für seine kleinen Länder gethan. Einige charakteristische Züge werden genügen. Als er im Jahr 1844 die Regierung antrat, fand er die damaligen Stände, namentlich in Koburg, in einem langjährigen, unfruchtbaren Zwiste mit der Regierung. Er erkannte, daß die Stände in mehreren Punkten im Rechte waren, und machte einer erbitterten Opposition dadurch mit einem Schlage ein Ende, daß er kurz erklärte: „Ihr habt Recht!“ — Im Jahre 1848 ergriff der Eifer der unruhigen Zeit auch seine Territorien. Mit klarem Blicke und der ihm eigenthümlichen Schnelligkeit kam er dem unruhigen Drängen, wo es ihm berechtigt schien, leitend und mäßigend entgegen, und trat auf der andern Seite gegen die Excesse und Uebergriffe der Tumultuanten, namentlich in den Gebirgskreisen mit der persönlichen Entschiedenheit eines festen Willens auf. Sein Leben hat er dabei mit der größten Gleichgültigkeit oft in Gefahr gesetzt, aber auch die Freude gehabt, daß er da, wo er selbst vortrat, mit seinem Willen immer durchdrang. Als in den letztvergangenen Jahren das Doppelregiment der beiden kleinen Länder, das getheilte Wesen mit seinen ewigen Widersprüchen unerträglich und die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Landesregierung unabweisbar geworden war, sprach er das schöne Fürstenwort: „Ich werde nie octroyiren, ich werde nie einen Riß in das gesetzliche Leben meiner Länder machen; aber ich werde die Regierung niederlegen, wenn meine Landtage das Nothwendige nicht einsehen wollen, denn eine fernere Regierung unter den bestehenden Verhältnissen ist unmöglich.“ Die Folge davon war, daß die neuen Wahlen ganz entschieden im Sinne der Regierung ausfielen.

Das Jahr 1848 eröffnete auch seinen kriegerischen Talenten ein weites Feld. Er übernahm in warmer Begeisterung für die Sache der Herzogthümer ein selbstständiges Commando in Schleswig-Holstein, und ihm ward das Glück, den glänzendsten Erfolg des ganzen verhängnißvollen Krieges, den Kampf bei Eckernförde (5. April), anzuführen. Bei dieser Affaire, in welcher seine persönliche Bravour und seine richtige Beurtheilung des Terrains gerühmt wird, erhielt er die tiefen Eindrücke, welche ein glorreicher kriegerischer Erfolg auf die Seele des Feldherrn auszuüben pflegt, nämlich Vertrauen zu sich selbst und zu den braven deutschen Truppen, welche er befehligte. An diesem Tage schlang sich ein festes Band um seine Seele und die von tausend deutschen Herzen, welche für die Größe unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes schlagen, und dieses Band, durch Kugelregen und Blut geweiht, wird, so hoffen wir Alle, fest halten, was auch die Zukunft bringen möge. Die große Flagge vom Christian VIII. und der Degen Paludan's hängen jetzt in den Waffensälen von Koburg, und wohl auch der Herzog erwartet, daß es nicht die letzten Beutestücke sein werden, welche er von Feinden deutscher Größe nach dem Schlosse seiner Väter sendet. — Er hatte bald Veranlassung, zu beweisen, daß sein Herz treu für die deutsche Sache schlug. Als die Herzogthümer durch die Großmächte den Dänen gebunden überliefert wurden, da war er der deutsche Fürst, welcher zu Frankfurt und überall, wo es galt, eifrig gegen alles Unrecht protestirte, das man den Schleswig-Holsteinern anthat; der mit Freuden den Flüchtigen, Verbannten ein Asyl auf seinem Grund und Boden eröffnete, ihre Privatrechte gegen die dänische Regierung nachdrücklich und mit Erfolg vertrat, und die Zumuthung, Einzelne auszuliefern, mit vornehmer Verachtung zurückwies.

Aber nicht den Holsteinern allein erwies er sich treu. In den bösen Jahren, welche heraufkamen, war mehr als ein Ehrenmann in Gefahr, sein Festhalten an Recht und Gesetz, gegenüber einer fanatischen Reaction, mit Verlust des Amts und der Freiheit zu bezahlen. Für solche unschuldig Verfolgte wurde er Schützer und Helfer, den Hessen öffnete sich sein kleines Land als Asyl, wie den Holsteinern. Ja man erzählt sich in Gotha unter vier Augen oft, daß der Herzog den und jenen Flüchtling mit ansehnlichen Summen unterstützt und weiter geholfen habe.

Was den Herzog zumeist allen Deutschen theuer macht und was ihm eine Bedeutung verleiht, die weit größer ist, als der Theil der deutschen Bodenfläche, den er beherrscht, das ist seine politische Thätigkeit, sind die Grundsätze, welche er, vielleicht der einzige von allen deutschen Fürsten, mit warmer Begeisterung und mit Verläugnung seines eigenen Interesses von je geltend gemacht hat. Höher als das Stamminteresse seines Hauses hat ihm stets die Ehre und Größe Deutschlands gegolten. Lebhaft empfindet er den Jammer und das Misere der Kleinstaaterei, die Schwäche des Vaterlands gegenüber dem Auslande, den Mangel an Selbstgefühl und politischer Kraft, welcher in der jetzt lebenden Generation überall sichtbar wird. Mit hohem Fürstensinn hat er seit dem Jahre 1848 stets als Vorkämpfer auf der Seite gestanden, auf welcher die Vertreter der deutschen Interessen zu finden waren. Er begrüßte die Nationalversammlung zu Frankfurt als einen großen Fortschritt in der Bildung unserer staatlichen Zustände, obgleich er als Souverain eher, als ein Anderer einsah, daß ihre Aufgabe nicht vollständig zu lösen sein würde. Nach ihrer Auflösung sah er in dem Dreikönigsbündniß und der Union der kleinern deutschen Staaten mit Preußen die einzige Möglich-

keit, bessere Zustände herbeizuführen, größere Einheit, mächtigere Kraftentwickelung gegenüber dem Auslande. Er war einer der deutschen Souveraine, welche am Festesten am Bündniß hielten; er war der thätigste Theilnehmer, der Führer der patriotischen Fürstenpartei bis zu jenem Fürstencongreß in Berlin, den er selbst hervorgerufen und auf welchem von den Regierenden selbst der letzte Versuch gemacht wurde, den alten Bundestag zu vermeiden und den Grund zu legen zu einem festen deutschen Staatsbau. Er war damals der Feuergeist, welcher, als Sprecher der Fürsten, der patriotischen und hohen Gesinnung, die außer ihm die Großherzöge von Oldenburg und Weimar, der ritterliche Herzog von Braunschweig und andere kundgaben, Ausdruck und Form gab. Vieles Charakteristische erzählt man sich in seiner Umgebung über sein damaliges Auftreten gegen die lauten und heimlichen Feinde der Fürstenunion. Aber was der Herzog gewollt hatte für Deutschland und für Preußen, das war durch die russischen Drohungen und die preußische Regierung selbst vereitelt worden, und wohl hätte der Herzog manchen persönlichen Grund gehabt, sich selbst für verletzt zu halten und von der politischen Thätigkeit zum Vortheil einer Regierung zurückzuziehen, welche selbst ihren Vortheil so wenig verstand. Daß er Dies nicht that, daß er fortwährend treu zu Preußen hielt, das ist sein großes staatsmännisches Verdienst. Soweit sich aus der Ferne seine Ansichten beurtheilen lassen, wurzelt in ihm die feste Ueberzeugung, daß das preußische Volk und sein Staat bei der gegenwärtigen Lage Deutschlands die einzige Macht ist, von welcher große und dauernde Kraftanstrengungen für Gestaltung einer bessern deutschen Zukunft zu erwarten sind. Seine Thätigkeit in diesem Jahre zeigt, daß alle Schwächen und die zahlreichen Fehler der gegenwärtigen preußischen Regierung diese Ueberzeugung in ihm nicht erschüttert haben. Denn kaum war die Weltlage wieder so geworden, daß sich über alles Erwarten hinaus Vortheile für Deutschland aus der Constellation hoffen ließen, so trat der Herzog wieder mit Vorstellungen und Mahnungen an die Lenker des preußischen Staats hervor. Mit leidenschaftlicher Begeisterung erscheint er gegenwärtig thätig, einen Anschluß der beiden Großmächte Deutschlands an den Westen herbeizuführen.

Gewiß hat er die Ansicht, daß die großen Verwickelungen, welche über Europa hereingebrochen sind, auch unerwartete Veränderungen in Deutschland herbeiführen müssen. Es ist ihm sicher nicht verborgen, daß die nächste große Katastrophe, wenn sie überhaupt eintritt, die Verhältnisse mancher souverainen Fürsten wesentlich umgestalten würde, und es gehört eine nicht gewöhnliche Selbstverleugnung dazu, wenn er trotzdem für das allgemeine deutsche Interesse arbeitet. Gegner und unverständige Lobredner haben in persönlichem Ehrgeiz das Motiv seiner jüngsten politischen Thätigkeit gesucht. Es ist anzunehmen, daß der Herzog Ehrgeiz besitzt, sicher aber nicht den kleinen Ehrgeiz, für sich selbst Etwas aus den Trümmern der alten Verhältnisse zu erbeuten; denn hätte er solche Hintergedanken, so würde sein rücksichtsloses, Hausinteressen und Regentenansichten wenig schonendes Vorgehen im höchsten Grade unpolitisch gewesen sein, weil es mehr geeignet war, ihm diplomatische Gegner, als Freunde zu machen. Wohl aber ist sein Ehrgeiz der einer tüchtigen und edlen Natur, welche das kleinere Interesse vergißt über dem höchsten Interesse des deutschen Vaterlandes. Es ist der Ehrgeiz, welchen jeder Patriot haben muß, den seine edle Natur und sein für alle idealen Gefühle empfänglicher Geist in vorzüglichem Grade ausgebildet hat, zu arbeiten, rastlos thätig zu sein und vorwärts zu treiben für ein großes, der höchsten Einsätze würdiges Ziel, für Deutschland selbst. Auf der andern Seite soll man aber auch nicht vergessen, daß der Herzog ein deutscher Fürst ist und den Stolz eines Fürsten hat, mit großen Mitteln und, so viel als möglich, durch eigene Kraft das Gute zu fördern. Politische Feinde und abgeschmackte Lobredner haben ihn hie und da zu schildern versucht als einen Demagogen, der gegen die Interessen seines Standes es nicht verschmähe, um die launische Volksgunst zu werben. Wer den Herzog persönlich kennt, weiß, daß bei seiner großen politischen Freisinnigkeit — dies Wort im besten Sinne gefaßt — doch auch ein starkes Gefühl von deutscher Fürstenehre und Größe in ihm lebt, daß er zwar oft veranlaßt ist, als Staatsmann für seine Zwecke Propaganda zu machen, aber dabei ein lebendiges Gefühl der Verachtung gegen Das empfindet, was man eine wohlfeile Popularität nennt. Er unterscheidet sich von manchem andern Souverain gerade dadurch, daß er Beruf und Pflicht eines deutschen Fürsten in der Gegenwart höher und größer auffaßt, und daß er, der durch seine Bildung, seine Familienverbindungen und eigene Anschauung die größten Staatsverhältnisse der Welt näher kennen gelernt hat, wahrscheinlich seine eigene Bedeutung als regierender Fürst in einer größern oder kleinern Landschaft Deutschlands nicht so hoch anschlägt, als andere Souveraine die ihrige. Ja es ist wohl möglich, obgleich auch seine nähere Umgebung darüber aus seinem Munde Nichts erfahren wird, daß er, der deutsche Regent, gerade das politische Scheinleben der Klein- und Mittelstaaten und ihre inneren Leiden so gründlich kennen gelernt hat, daß ihm die Regierung einer solchen Parcelle, gleichviel ob sie Königreich oder Herzogthum heißt, nicht als ein des höchsten Strebens würdiges Ziel erscheint.

So ist in flüchtigen Strichen der Charakter und das Wesen des liebenswürdigen Fürsten gezeichnet, welcher mehr als ein anderer das Prädicat „der Deutsche" verdient. Ein bekannter Staatsmann gab als summirendes Urtheil über ihn den Ausspruch: „Er ist ein Kind seiner Zeit und kann daher vor den übrigen regierenden Fürsten in dem Sinne seiner Zeit handeln."

Sie haben, lieber Freund, von einem Maler ein Bild verlangt; ich habe das Portrait in warmer Sommerbeleuchtung gemalt, mit der Liebe und Verehrung, welche ich auch in der Ferne für den Herzog empfinde. Ich hoffe, es wird Ihnen nicht nur den Eindruck machen, daß es einen warmen Ton hat, sondern auch, daß es Nichts als die Wahrheit enthält.

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.

Stärkungsmittel.

Die falschesten Ansichten herrschen, bei Laien wie bei Aerzten, über die Stärkung unseres Körpers, zumal des kranken, geschwächten Körpers. Denn nicht ein einziges der gerühmten Stärkungsmittel, wie China, Eisen, Wein, Mineral- und Seebad, isländisches und Caraghenmoos, Sago, Arrow-Root, Revalenta u. s. w. stärkt und es giebt, trotz dem daß unsere Arzneimittellehren von herz-, magen- und nervenstärkenden Mitteln wimmeln, doch keine Stärkungsmittel in der Apotheke. Nur durch Hebung des Stoffwechsels läßt sich der Körper kräftigen und stärken (s. Gartenlaube Nr. 9). Es müssen deshalb die Bestandtheile des Körpers, vorzugsweise aber die des Muskel- und Nervensystems, theils richtig ernährt, theils durch zweckmäßige Abwechselung im Ruhen und Thätigsein gehörig geübt und ausgebildet werden.

Eine richtige Ernährung unserer Körperbestandtheile ist aber nur dann zu ermöglichen, wenn dem Blute die Stoffe durch die Nahrungsmittel zugeführt werden, aus denen unser Körper zusammengesetzt ist (s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 32) und die hauptsächlichsten Stärkungsmittel sind deshalb passende Nahrungsstoffe (s. Gartenlaube Jahrgang I. Nr. 39). Unter diesen steht aber Blut, Milch (s. Gartenlaube Nr. 12), Ei, Fleisch und Fleischsaft (s. Gartenlaube Nr. 21) obenan, alle anderen Nahrungsmittel sind von geringerem Werthe, ja Sago, Arrow-Root, Revalenta, isländisches und Caraghenmoos können sogar nur als schlechte Nahrungsstoffe, niemals aber als Stärkungsmittel angesehen werden, da sie fast blos stickstofflose Substanzen (Stärke, Pflanzenschleim) enthalten. Ebenso würden auch Austern für sich keine stärkende Nahrung abgeben, da sie blos aus Eiweiß bestehen. Stets ist übrigens neben kräftiger Nahrung auch die gehörige Menge Wasser und Kochsalz dem Körper zuzuführen. — Außer den Nahrungsstoffen verlangt nun aber das Blut auch noch die gehörige Menge Sauerstoff, wenn es richtig beschaffen sein und ernähren soll, sowie es ferner noch fortwährend von seinen schlechten Bestandtheilen befreit werden muß. Demnach würde die

Luft und das Athmen ebenfalls zur Stärkung des Körpers viel beitragen (s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 17 und 51) und die gute Wirkung der Badekuren, besonders des Seebades, ist vorzugsweise der Luft zuzuschreiben. Jedoch müßte der Stärkungsuchende auch selbst noch vermöge der Willkür, welche er über seine Athembewegungen hat, öfters in reiner guter Luft kräftig ein- und ausathmen, zumal da hierdurch der Blutlauf nicht unbedeutend unterstützt wird. — Was ferner die **Reinigung des Blutes** betrifft (s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 48), so kommt diese durch die Haut, die Lungen, die Nieren und die Leber zu Stande, und deshalb muß die Thätigkeit dieser Organe gehörig unterstützt werden, und zwar die Thätigkeit der Haut durch warme Bäder und Waschungen, die der Lungen durch kräftiges und tiefes Ein- und Ausathmen, die der Nieren durch reichliches Wassertrinken, die der Leber durch Bethätigung des Pfortaderblutlaufes (s. Gartenlaube Nr. 18). — Ist nun auf die angegebene Weise ein zur Stärkung passendes Blut hergestellt, so muß dasselbe aber auch ordentlich durch alle Theile des Körpers hindurchfließen, wenn es dieselben richtig ernähren soll, und deshalb ist der **Kreislauf des Blutes**, soweit es in unserer Macht steht, **und zwar durch Bewegungen und kräftiges Athmen zu unterstützen** (s. Gartenlaube Nr. 9. und Jahrg. I. Nr. 48). — Hiernach würde also das erste Erforderniß zur Stärkung des Körpers **die gehörige Menge und richtige Circulation eines guten Blutes** sein. Wenn nun aber auf der einen Seite die Erzeugung guten Blutes erstrebt werden muß, so darf auf der andern aber auch der Verbrauch desselben nicht außer Acht gelassen werden. Denn was würde die Einnahme von Blut helfen, wenn die Ausgabe davon im Verhältniß zur Einnahme zu groß wäre? Es würde trotz aller Blutbildung doch Blutarmuth (s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 49) eintreten. Demnach muß **Alles vermieden werden, was zu viel Blut consumirt** und dahin gehören: angreifende körperliche und geistige Anstrengungen, gemüthliche und geschlechtliche Erregungen, Nachtwachen und der Mißbrauch starker Reizmittel (Spirituosa, kalte Douchen und Bäder, Elektrizität und Magnetismus).

Eine ordentliche Kräftigung und Stärkung des Körpers würde nun aber doch nicht erzielt werden, auch wenn das beste Blut in der gehörigen Menge und Ordnung durch den Körper strömte, **sobald der Stoffwechsel in den zu kräftigenden Geweben nicht durch passendes und mit der erforderlichen Ruhe abwechselndes Thätigsein unterstützt wird.** Trotz alles Fleischessens würde man doch keine kräftigen Muskeln bekommen, wenn man dieselben nicht ordentlich übte, und beim reichlichsten Milch- und Eierbrauch müßte ein übrigens unthätiges Hirn- und Nervensystem doch schwach bleiben. Umgekehrt würde aber zu starkes und anhaltendes Thätigsein ebenso schwächen, wie dauerndes Ruhen. Kurz nur bei einem zweckmäßigen Wechsel von Thätigsein und Ruhen kann das Neubilden und Abstoßen (der Stoffwechsel) unserer Körperbestandtheile vor sich gehen; denn während der Ruhe geschieht die Anbildung der jungen Substanz und in Folge des Thätigseins kommt das Absterben und Abstoßen (Mausern) der alten zu Stande. Zweckmäßig und die Kräftigung unterstützend ist nun aber der Wechsel zwischen Thätigsein und Ruhen nur dann, wenn er sich der Menge und Beschaffenheit der vorhandenen Gewebe und der Nahrungszufuhr anpaßt. Zu Anfange der Kräftigung, zumal bei Heruntergekommenen und Blutarmen, muß neben guter Kost und Luft die Ruhe das Thätigsein weit überwiegen, und deshalb sind hier stärkere Bewegungen, sowie kalte Bäder geradezu schädlich, während langes und öfteres Schlafen, sowie Wärme sehr vortheilhaft ist. Nur nach und nach, mit der allmäligen Zunahme der Materie und der Kraft, darf das Thätigsein länger und anstrengender, die Ruhezeit dazwischen kürzer werden, die Behandlung mit Wärme zum Lauen und Kalten übergehen. Diese Regel ist aber bei der Kräftigung aller Organe, deren Thätigkeit von unserm Willen abhängig ist, zu beobachten, ebenso von allen wie von einzelnen Muskeln, vom Gehirne und Nervensysteme ebenso wie von den Sinnes- und Sprach- (Sing-) Werkzeugen u. s. w. Eben weil man diese Regel so selten ordentlich beobachtet, zeigen sich eine Menge Menschen bei aller Kräftigung doch körperlich und geistig sehr schwach. Vorzüglich unterliegt das arme Gehirn in den meisten Schulen einer schwächenden Kräftigung, weil hier auf den Ernährungszustand desselben gar keine Rücksicht weiter genommen wird, sondern um jeden Preis nur recht schnell Verstand gemacht werden soll. Die Folgen davon sieht man schon: bei allem Klugmachen werden die Menschen immer charakterloser, willensschwächer, abergläubischer, kurz dümmer. Aber nun gar erst die kaltwassersüchtigen Frauen mit ihren kalten Douchen und Waschungen, o! wie nervenschwach, nervös und reizbar! welch' eine Mannquälerei!

Betrachten wir nun einmal die empfohlenen **Stärkungsmittel** etwas genauer. — Das **Eisen** wurde vor 3200 Jahren dem Iphikles vom Schäfer Melampus gegen Impotenz, mit trefflichem Erfolge wie die Sage berichtet, verordnet und zwar als Rost, der von einem alten Messer abgekratzt und in Wein getrunken werden mußte. Nun findet sich allerdings Eisen in unserm Blute und dient höchstwahrscheinlich zur Vermittelung der Sauerstoffaufnahme und Blutfarbstoffbildung, ist deshalb also ganz unentbehrlich zur Erhaltung des Körpers, aber für sich allein, ohne Eiweißsubstanzen, Fett, Wasser und Salze, würde es dem Körper gar nichts nützen; außerdem kommt es in den Nahrungsmitteln aus dem Thierreiche in hinreichender Menge vor, so daß es aus der Apotheke nicht geholt zu werden braucht. Jedoch kann es bei Schwäche mit Bleichsucht, wenn sonst die Verdauung in Ordnung ist, nicht schaden, daß ein Eisenpräparat oder sogen. Stahlwasser zugleich mit passenden Nahrungsmitteln genossen wird. — Die **Chinarinde**, welche einen Bitterstoff und einen Gerbstoff enthält und deshalb gelind reizend, sowie etwas zusammenziehend wirkt, soll deshalb stärken, weil Muskeln- und Nervenfasern, die in einen Chinabrei gelegt wurden, schwerer zerrissen, als wenn sie in bloßem Wasser eingetaucht lagen. Nun da schäle man seine Muskeln und Fasern aus dem Körper heraus und lege sie eine Weile in Chinabrei, wenn man sie stärken will; durch Einführen der China in den Magen erzielt man sicherlich keine Stärkung. — **Sago, Salep, Arrow-Root** u. dgl. sollen zwar Stärkungsmittel für kleine Kinder sein, aber sie sind nichts als einseitige und deshalb erbärmliche Nahrungsstoffe, weil sie wie die Kartoffel fast nur aus Stärke bestehen und höchstens Fett erzeugen. — **Isländisches** und **Caraghenmoos**, angeblich Stärkungsmittel für abgezehrte Lungenschwindsüchtige, sind den vorigen Mitteln gleich zu beurtheilen, denn das erstere Moos enthält neben etwas Bitterstoff nur stärkemehligen Nahrungsstoff, das letztere Moos aber nur Pflanzengallerte und Pflanzenschleim. — Die falsche Ansicht, daß **Reizmittel**, wie Spirituosa, Kaffee und Thee, ätherisch-ölige, gewürzhafte und balsamische Substanzen, stärken sollen, kommt daher, weil dieselben die Nerventhätigkeit etwas antreiben und dadurch scheinbar auf kurze Zeit ein besseres Kraftgefühl und stärkere Kraftäußerungen veranlassen. Sie ziehen dadurch aber eine um so größere Schwäche (Katzenjammer) nach sich, zumal wenn der Körper nicht die gehörige Menge von Blut und Nahrung zu verwenden hat. Diese Mittel sind der Peitsche zu vergleichen, die ein ermüdetes Pferd auf einige Zeit zum lebhafteren Laufen antreibt, aber auch das Stürzen desselben bedingen kann, während Ruhe und gutes Futter das Pferd zu neuen Kraftanstrengungen und zwar auf die Dauer tauglich macht. — Die **Kaltwasserei**, sowie die **Seebaderei** ist in den allermeisten Fällen auch nichts anderes, als ein, für den Augenblick erregendes und nachträglich Schwäche (besonders Nervenschwäche) hinterlassendes Reizungsverfahren. Ja da hierbei die Reizung so vieler Empfindungsnerven in der Haut, die sich alle in das Gehirn hineinziehen, dieses letztere Organ widernatürlich aufregen muß, so sieht man gar nicht selten Kaltwasserfanatiker ebenso wie Säufer, die ihr Gehirn durch Spiritus fortwährend stacheln, endlich verrückt oder blödsinnig werden. Etwas ganz anderes ist es, wenn man die Haut durch einen allmäligen Uebergang vom warmen zum lauen und kalten Bade gegen die äußere Kälte unempfindlicher macht, allein das ist nur keine Stärkung des Körpers durch Kälte. — Nochmals: **nur nahrhaftes Essen und Trinken bei guter Luft, passender Thätigkeit und gehöriger Ruhe stärkt.** (**Bock.**)

Wolfs-Ammen in Indien.

Erzählungen von wilden Thieren, welche zufällig oder absichtlich ausgesetzte Kinder gesängt haben, findet man fast in allen Ländern und häufig in sehr verschiedener Weise. Sie bilden eine Lieblingsfabel in Bezug auf große Helden und Gründer einer Nation. Der Hirsch, der Bär, der Hund spielen in denselben eine Rolle, aber am Häufigsten kommt der Wolf darin vor. Wie viel an der Geschichte des Romulus wahr ist, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Etwas Wahres liegt diesen Erzählungen indessen sicher zum Grunde, und vor Kurzem ist „ein Bericht über Wölfe, die Kinder in ihren Höhlen gesäugt haben, von einem indischen Beamten" erschienen, welcher der Beachtung eines künftigen Nibuhr's werth ist. Der Name dieses wohlbekannten Beamten würde, wenn er veröffentlicht worden wäre, hinreichende Garantien für die Wahrheit und Genauigkeit seiner Berichte geben. Diese sind aber auch von der Art, daß sie unmittelbar für sich selbst sprechen.

Der Wolf wird in Indien, wie früher auch im nördlichen Europa als ein heiliges Thier angesehen. Fast sämmtliche Hindu's haben eine abergläubische Furcht ihn zu tödten oder zu verwunden, und ein Dorf, in dem sein Blut vergossen worden, hält sich für dem Untergange verfallen. Die natürliche Folge davon ist, daß in allen Distrikten, wo wenig Europäer wohnen, die Wölfe sich so vermehren, daß sie nicht nur die größten Verwüstungen unter dem Vieh anrichten, sondern auch Kinder fortschleppen. Nur eine Klasse der Bevölkerung, die allerunterste, die ohne festen Wohnsitz ist, wagt es dem Wolf nachzustellen, aber auch diese thut es nur in der Absicht, sich des Schmuckes zu bemächtigen, den die von den Wölfen gefressenen Kinder getragen haben. Leider kommt es auch noch in allen Theilen Indiens vor, daß Kinder ihrer goldnen und silbernen Armbänder wegen ermordet werden.

Der Wolf ist zuweilen gütiger als der Mensch. In der Nachbarschaft von Sultanpur, in dem Hügellande an dem Flusse Gumti giebt es vorzugsweise viel Wölfe, und hier begegnen wir auch zuerst den Wolf-Ammen.

Als einst ein Soldat das Ufer des Flusses bei Chandour entlang ging, sah er eine Wölfin mit drei Jungen und einem kleinen Knaben aus ihrer Höhle kommen. Der Knabe ging auf allen Vieren und war offenbar mit seinen wilden Gefährten sehr vertraut und die Wölfin beschützte ihn wie ihre Jungen. Sie gingen nach dem Flusse und soffen, und es gelang dem Soldaten sich unbemerkt zu verstecken. Er wollte sich des Knaben bemächtigen, der Grund war aber so uneben, daß er ihn nicht ereilen konnte. Sie flohen in die Höhle und der Soldat ging nach Chandour und holte von dort Leute mit Picken, um den Wolf aus der Höhle auszugraben, die 6—8 Fuß weit war. Die Wölfin brach mit ihren Jungen und dem Knaben aus. Der Soldat und die flinksten jungen Leute verfolgten sie rasch zu Pferde, trieben die Wölfin mit ihren Jungen ab und bemächtigten sich des Knaben.

Er war augenscheinlich 9—10 Jahr alt und hatte alle Gewohnheiten eines wilden Thieres. Auf dem Wege nach Chandour suchte er in jede Höhle zu schlüpfen, der sie begegneten. Der Anblick eines Erwachsenen schüchterte ihn ein und er suchte sich fortzuschleichen, auf Kinder sprang er aber mit einem Geheul, das wie das eines Hundes klang, und wollte sie beißen. Gekochtes Fleisch mochte er nicht essen, aber auf rohes Fleisch stürzte er sich mit Begier, setzte sich damit an die Erde und verschlang es mit Lust. Er heulte ärgerlich, wenn ihm Jemand beim Essen nahe kam, wenn aber ein Hund zu ihm kam, hatte er nichts dagegen, sondern theilte das Fleisch mit ihm. Der Soldat überließ ihn dem Rajah von Hasuanpur, der den Knaben sah, sobald er eingefangen war. Auf dessen Veranlassung wurden seine Aeltern ausfindig gemacht, sie mochten aber nichts von ihm wissen, da er die Wolfsnatur beibehielt. Drei Jahre lang lebte er unter der Aufsicht des Capitains Nicholett und blieb stets ein bloßes Thier. Nie konnte man ihn dahin bringen, ein Kleidungsstück anzulegen, selbst nicht bei der größten Kälte; einmal zerriß er eine mit Baumwolle gestopfte Matratze und verschlang Stücke davon mit seiner Nahrung. Wenn ihm diese hingestellt wurde, lief er auf allen Vieren danach wie ein Wolf, und nur selten ging er aufrecht. Menschen scheute er stets und war nicht gern bei ihnen. Dagegen liebte er Hunde und Schakals sehr und theilte sein Essen mit ihnen. Nie sah man ihn lachen oder lächeln und nie hörte man ihn sprechen, außer wenige Minuten vor seinem Tode; da legte er die Hände an seinen Kopf, sagte, er thue ihm weh und verlangte Wasser. Nachdem er dies getrunken, starb er. Hätte dieser Knabe länger gelebt, so würde er vielleicht allmälig zur Vernunft gekommen sein, es scheint aber, daß die menschliche Natur durch die thierische völlig überwuchert war.

Ein zweites Beispiel lieferte die Nähe von Gumti. Im März 1843 ging ein Arbeiter, der in Chupra lebte, 20 Meilen von Sultanpur mit seiner Frau und einem drei Jahre alten Knaben, der sich vor Kurzem am Knie verwundet hatte, auf's Feld um sein Korn zu schneiden. Während der Vater es einharkte, sprang plötzlich ein Wolf nach dem Knaben und schleppte ihn in's Hügelland. Der Vater rief die Nachbarsleute zu Hülfe, aber sie konnten die Spur des Wolfes nicht auffinden.

Sechs Jahre später sahen zwei Sipahis aus Singramur auf der Jagd an einem Hügel drei Wolfsjunge und einen Knaben aus einer Höhle kommen, nach dem Flusse gehn und saufen. Die Sipahis gingen nach, die Wölfe waren aber schon wieder in der Höhle und der Knabe wollte ihnen eben nach, da ergriff ihn der Eine beim Fuß und zog ihn zurück. Er war so böse und wild, daß er nach dem Manne biß und sogar mit seinen Zähnen in das Rohr seines Gewehrs fuhr und es heftig schüttelte. Die Sipahis bemächtigten sich aber seiner, nahmen ihn mit sich und hielten ihn zwanzig Tage in ihrem Hause, während deren er nur rohes Fleisch essen mochte und mit Hasen und Vögeln gefüttert wurde. Da es ihnen schwer wurde, dies fortzusetzen, nahmen sie ihn mit sich nach dem Bazar in der Nähe von Koelepur, um mitleidige Leute aufzusuchen, die sich seiner annehmen könnten. An einem Markttage sah ihn dort ein Mann aus Chupra und erzählte nach seiner Rückkehr seinen Nachbarn von ihm. Der Vater des Kindes war schon todt, die Mutter lebte aber noch und forschte eifrig nach der Beschreibung. Als sie hörte, daß er ein Zeichen am linken Knie und drei Maale von den Zähnen eines Thieres an beiden Schenkeln habe, machte sie sich auf, ging nach dem Bazar und entdeckte noch ein drittes Maal, das der Knabe bei seiner Geburt hatte.

Sie nahm ihn mit sich in ihr Dorf, aber wie in dem vorher erwähnten Fall schien sein menschlicher Sinn ganz verschwunden zu sein. Seine Kniescheiben und Ellnbogen waren von dem Gehen auf allen Vieren ganz hart geworden, und obwohl er bei Tage in dem Dorf umherging, so stahl er sich Nachts gern nach dem Dickicht. Er lernte nicht sprechen, selbst nicht einmal artikulirte Laute hervorbringen. Wenn er trank, hielt er sein Gesicht über das Wasser, leckte es aber nicht auf, wie ein Wolf. Rohes Fleisch war ihm stets am Liebsten, und wenn ein Stück Vieh gefallen und dessen Haut abgezogen war, stürzte er sich in Gesellschaft der Dorfhunde auf das Fleisch und fraß davon.

Der Verfasser der oben erwähnten Schrift führt noch mehrere diesen ganz gleiche Fälle an. Wir übergehen diese und erwähnen nur eines, der der merkwürdigste von allen ist. Vor ungefähr sieben Jahren sah ein Soldat, der in Begleitung des Rajahs Hurdut Singh von Bondi am Ufer des Flusses Ghagra im Distrikt Bahraetch entlang ging, zwei Wolfkälber und einen Knaben trinken. Es gelang ihm, sich des Knaben zu bemächtigen, der ungefähr zehn Jahr alt und so wild war, daß er die Kleider des Soldaten zerriß und ihn an mehreren Stellen mit Bissen verwundete. Der Rajah ließ ihn zuerst festbinden und mit rohem Fleisch füttern, später erlaubte man ihm jedoch in dem Bazar von Bondi umherzugehen. Hier stahl er eines Tages ein Stück Fleisch aus einem Schlächterladen und als er dies bei einem andern wiederholte, schoß dieser mit dem Bogen nach ihm und der Pfeil drang durch seinen Schenkel. Ein Mann, Namens Janu, der Diener eines Kaufmanns aus Caschmir, der sich in Bondi befand, nahm sich mitleidsvoll seiner an, zog den Pfeil heraus und machte ihm ein Lager unter einem Mango-Baum zurecht, unter dem er selbst sein Zelt aufgeschlagen hatte. Dort fesselte er ihn an einen Zeltpfahl. Bis dahin hatte der Knabe nur rohes Fleisch gegessen, Janu brachte ihn aber dahin, daß er Reis und Hülsenfrüchte aß. Nachdem er sechs Wochen lang dort gefesselt gelegen hatte und

sein Schenkel durch häufige Einreibungen mit Oel geheilt war, ließ Janu ihn aufrecht stehen und gehen. Bis dahin war er nur auf allen Vieren gegangen. In vier Monaten fing er an zu verstehen und den ihm gegebenen Zeichen zu gehorchen. So lernte er die Pfeifen stopfen, Kohlen zum Anzünden holen und bringen, und was ihm sonst befohlen wurde. Aber nur einmal lernte er einen artikulirten Laut, dieser bestand in dem Namen der kleinen Tochter eines Schauspielers aus Caschmir, Abudea, die freundlich gegen ihn gewesen war. Der Geruch seines Körpers blieb immer widerwärtig, wieviel Mühe sich auch Janu gab, ihn durch Einreibungen mit in Wasser aufgelöstem Senfsaamen zu entfernen. Obwohl er dies Monate lang fortsetzte, während deren er nur Reis und Früchte zu essen bekam, wich der Geruch nicht. In einer Nacht, als der Knabe unter dem Mango-Baum lag, sah Janu zwei Wölfe zu ihm hinschleichen, nach ihm schnoppern und ihn anrühren, so daß er aufwachte. Statt aber sich vor ihnen zu fürchten, legte er seine Hände auf ihren Kopf und fing an mit ihnen zu spielen und Stroh und Blätter auf sie zu schütten, während sie um ihn herumsprangen. Janu wollte sie forttreiben, es gelang ihm aber nicht, so daß er unruhig wurde und die nächste Schildwacht herbeirief und ihr sagte, die Wölfe wollten den Knaben auffressen. Der Soldat erwiderte: kommt fort und laßt ihn, sonst fressen sie Euch auch noch auf. Als Janu sie fortspielen sah, schwand jedoch seine Furcht und er beobachtete sie ruhig. Endlich scheuchte er sie fort, aber in der nächsten Nacht kamen drei Wölfe und in der darauf folgenden ein vierter, der noch mehrere Male zurückkam. Janu glaubte, daß die ersten beiden wohl die Wolfskälber, mit denen er gefunden worden, gewesen sein und daß sie ihn an dem Geruche erkannt haben müßten, sonst hätten sie ihn wohl fortgeschleppt. Sie leckten sein Gesicht, als er seine Hand auf ihren Kopf legte. Als Janu's Herr nach Luckno zurückkehrte, gestattete ihm dieser nach einigem Widerstreben, den Knaben mitzunehmen. Janu hielt ihn an einem Stricke, den er um seinen Arm geschlungen hatte und legte ein Bündel Kleider auf seinen Kopf. Sobald sie an einer Höhle vorbeigingen, suchte er das Bündel wegzuwerfen und machte verzweifelte Anstrengungen, zu entfliehen. Wurde er geschlagen, so erhob er bittend seine Hände, nahm das Bündel wieder auf und ging weiter. Bei der nächsten Höhle gerieth er aber in dieselbe Versuchung. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Luckno wurde Janu von seinem Herrn auf zwei Tage fortgeschickt, und als er zurückkehrte, war der Knabe verschwunden. Zwei Monate darauf kam die Frau eines Webers nach Luckno mit einem Brief des Rajahs von Bondi, der bestätigte, daß ihr vier Jahre alter Sohn vor fünf bis sechs Jahren von einem Wolfe geraubt worden sei. Nach der Beschreibung, die Janu von ihm gab und nach den Zeichen, die er von ihm angeben konnte, war es ihr Knabe. Sie blieb noch längere Zeit in Luckno und man gab sich alle mögliche Mühe, ihn ausfindig zu machen. Sie war aber vergebens, man hat ihn nie wiedergefunden.

Der Knabe muß hiernach sechs bis sieben Jahre mit der Wölfin gelebt und mehre Würfe derselben gesehen haben. Der Verfasser der erwähnten Schrift hatte diese Nachrichten von Janu und dessen Herrn selbst, und beide erklärten, daß sie die volle Wahrheit enthielten.

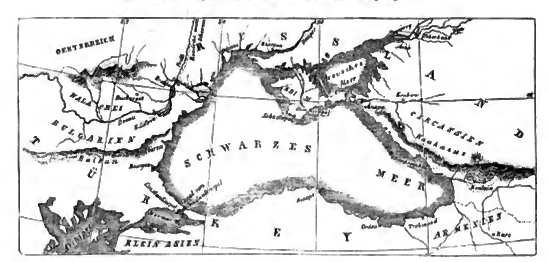
Es ist bemerkenswerth, daß kein authentischer Fall festgestellt ist, daß völlig erwachsene Menschen in Wolfshöhlen gelebt haben. Der Verfasser der Schrift erwähnt eines alten Mannes in Luckno, der als Knabe bei der Hütte eines Eremiten in dem Walde von Oude Tará, der dort starb, gefunden wurde, von dem es hieß, der Eremit habe ihn Wölfen abgenommen, und der deshalb der wilde Waldmensch hieß. Einmal, sagt der Verfasser, wurde er zu mir geschickt und ich sprach mit ihm. Seinen Zügen nach gehörte er dem Tharu-Stamme an, der nur in diesem Walde gefunden wird. Ich fragte ihn, ob er einige Erinnerungen davon habe, daß er jemals mit den Wölfen gelebt habe. Er sagte: „Der Wolf starb lange vor dem alten Eremiten." Dies gab mir jedoch nicht die Ueberzeugung, daß er mit Wölfen gelebt hatte.

Einmal wurde ein Knabe nach der Stadt Hasanpur gebracht, der ersichtlich von Wölfen auferzogen war. Er schien zwölf Jahr alt zu sein, war sehr dunkelfarbig und hatte zuerst kurze Haare auf dem ganzen Leibe, die allmälig verschwinden, sobald er gewöhnt war, Salz mit seiner Nahrung zu essen. Er sprach nie, verstand aber Zeichen sehr gut. Was aus ihm geworden ist, hat man nicht erfahren können.

Die letzteren Fälle sind zweifelhaft, die ersterwähnten stehen aber als Thatsachen fest. Die Leser mögen selbst darüber urtheilen. Jedenfalls schienen sie uns so merkwürdig und lassen so viele interessante Muthmaßungen und Bemerkungen zu, daß wir hoffen, die Leser werden es uns Dank wissen, daß wir sie mit denselben bekannt gemacht haben.

Sebastopol,

Stadt und Hafen mit den Batterien und Zugängen.



Nachdem wir uns Kronstadt in einer frühern Nummer angesehen, müssen wir auch die andere Hauptwaffe Rußlands in der linken Hand in Augenschein nehmen. Sie heißt Sebastopol und erhebt sich auf der Halbinsel Krimm vom schwarzen Meere herauf, aus welchem dieser andere Arm Rußlands weiter um die Türkei und Europa herum strebt. — Sebastopol war noch am Anfange dieses Jahrhunderts ein elendes Tartarendorf. Seit einem halben Jahrhundert ist Rußland ununterbrochen im großartigsten Maße thätig gewesen, den Ort, den die Natur zu diesem Zwecke sehr begünstigte, in den stärksten militärischen Hafen für die Kriegsflotte des schwarzen Meeres umzuwandeln. Unser genauer, militärischer Plan zeigt uns mit einem Blick, wie großartig und um-

fangreich diese Thätigkeit gewesen. Zuerst bildet das Meer vor Sebastopol einen großen Busen, aus welchem sich östlich eine ziemlich enge Meereszunge in's Land hineinzieht. Aus dieser zweigt sich der eigentliche Hafen südlich ab. An beiden Seiten desselben steigen Stadt, Docks, Kasernen u. s. w. in die Höhe und gewähren vom Wasser aus einen ziemlich imposanten Anblick. Der Haupttheil der Stadt liegt an der westlichen Seite des Hafens, der hier mit dem Haupteinschnitt einen Winkel bildet. Der enge lange Haupthafen ist auf beiden Seiten ziemlich fett mit Batterien, Forts und Kanonenperlenreihen gespickt. Fahren wir auf der südlichen Seite herein, sehen uns zuerst zwei Batterien zwischen der Krouglaia- und Streletschkaia-Bai mit vielen hohlen Augen an. Eine kleine Strecke weiter sehen sich 51 Kanonen um, ob's nichts für sie zu thun gäbe, da sie im Uebrigen blos die Quarantainebatterie bilden. Gleich darauf wohnen 84 Kanonen in zwei Etagen in sichern Räumen und dahinter als specielle Stadtwache an beiden Enden einer mit Schießlöchern versehenen Mauer 100 Kanonen. Kaum haben wir diese Wächter im Rücken, tritt uns breit und hoch sich bis an die Spitze, welche den eigentlichen Hafen mit dem Haupthafen bildet, den Hauptlandungsplatz, ausdehnend, das Fort Nikolas entgegen, in welchem 192 Kanonen in drei Etagen feste Anstellung gefunden haben. Ihm gegenüber erhebt sich auf einem Vorsprunge eine Gesellschaft von 80 Kanonen bis in's dritte Stockwerk, welche die Bestimmung haben, den sehr engen Tugendpfad in den eigentlichen Hafen und zur Stadt sehr eifrig mit Dornen zu bestreuen. Die andere Seite der Stadt, fast nur aus Docks, Kasernen, Werften und Regierungsanstalten für die Marine bestehend, wird gegen den größeren Hafen noch durch eine starke Batterie geschützt. Von der andern Seite desselben werden die südlichen Kanonengesellschaften noch von sechs Hauptbatterien unterstützt, unter denen die doppelte Batterie mit 34, und vorn auf einem Vorsprunge am Eingange des größern Hafens das Constantin-Fort mit 104 Kanonen die hauptsächlichsten sind.

Das Alles sieht, besonders wenn man in einer deutschen Gartenlaube sitzt, auch ohne Pulverdampf und tausendweise im Wasser oder in der Luft ihre Gruft findende Leichen fürchterlich aus, zumal, wenn die ganze Ausdehnung des Hafens Abends von den beiden Inkermann-Leuchtthürmen, die ihr Licht über sechs deutsche Meilen weit in's Meer hinaus senden, erleuchtet wird; aber der Engländer Oliphant, der sich in der Verkleidung eines deutschen Bauern (deren viele um Sebastopol herum die ehemalige Kornkammer Constantinopels, die Krimm, alle Jahre füllen hel-

PLAN von SEBASTOPOL.

fen) in die Stadt und die Festungswerke hineinwagte, sagt in seinem Buche darüber, es sei Alles gar nicht so schlimm und weiß der englischen Flotte die totale Zerstörung Sebastopols und der ganzen russischen Marine sehr leicht zu machen. Ginge es nicht mit Gewalt auf dem Wasser durch die Kanonengrüße hindurch, gäbe es doch weiter südlich eine Menge unbeschützte Häfen und Buchten, in welche man hineinlaufen könne, um dann zu Lande und zu Fuße von hinten herum nach Sebastopol zu marschiren, obgleich man in den Häfen und Buchten theils auf Schlamm und Sandbänke, theils auf Felsen stoßen und nach zurückgelegtem glücklichen Landmarsch Schießmauern und Kanonen, Kasernen und unfreundlichen Bergen gegenüberstehen würde, von denen leicht Kanonen und Flinten herabwärts losgehen könnten, während die englischen und französischen Seesoldaten zu Lande mit ihren kurzen muthigen Messern gegen die langen Arme der Kanonen und konischen Spitzkugeln vergebens ankämpfen würden. Da übrigens der Admiral Dundas nicht erst auf diese Nummer der Gartenlaube warten wird, um zu erfahren, wie er Sebastopol nehmen oder nicht nehmen solle, wollen wir uns hier den Kopf nicht weiter mit strategischer Weisheit zerbrechen. Die englische Flotte hat so lange Muße gehabt, daß sie jedenfalls einen feinern Plan ausgesonnen haben wird, als wir vermuthen, wenn sie nicht etwa sprüchwörtlich gehandelt und den Müßiggang zu des Teufels Ruhebank gemacht haben sollte. Als Stadt bietet Sebastopol wenig Interessantes, da das ganze Leben sich auf Soldatenerscheinungen beschränkt, die nur insofern Bürgerliche, darunter einige deutsche Gastwirthe, unter sich dulden, als sie für die Bedürfnisse und die Bequemlichkeiten des Militärs zu sorgen haben.

Zu den größten Sehenswürdigkeiten für nicht militärisch-interessirte und passionirte Leute gehört ein großer Aquaduct, der sich von den Regierungsdocks an der südlichen Seite des großen Hafens als ein 10 Fuß breiter und beinahe drei deutsche Meilen langer Kanal hinzieht und dann parallel mit dem schwarzen Flusse im Inkermannthale (der den Hafen mit Süßwasser aber auch mit dem furchtbaren Süßwasserwurme versieht, welcher ganze Schiffe durchlöchert) hinläuft, um die Communication nach dem Innern der Insel zu erleichtern. An einer Stelle bildet er durch Felsen einen 300 Yards langen Tunnel, der als ein Meisterstück gilt. Die Hohlwege und Höhenzüge und Buchten um den größeren Hafen herum geben der ganzen Gegend ein wildromantisches Gepräge, das sich freilich bei trockenem Sommerwinde zuweilen Meilen weit in den entsetzlichsten Staub auflöst.

Blätter und Blüthen.

Cara Fatima, die türkische Jungfrau von Orleans. Zwar ist sie nicht so jung an Jahren und so alt in der Geschichte, so vergöttert von Schiller und verspottet von Voltaire, als die Jungfrau von Orleans, aber auch noch nicht von den Engländern verbrannt. Sie lebt und sitzt zu Pferde, wie ein Husaren-Lieutenant und führt die wuchtige Lanze. Cara Fatima ist eine Heroine, eine Königin des jetzigen Türkenkrieges, eine Prophetin dem Volke. Als solche darf sie nicht jung und schön sein. Und so ist sie auch nichts weniger als eine Jungfrau von Orleans oder eine Kliß-Amazone, sondern eine alte, kleine, braune Greisin von sechzig Jahren. Als sie mit etwa 300 Kriegern durch die Straßen von Constantinopel ritt, liefen Tausende zusammen und bewiesen ihr Andacht und Verehrung. Sie reitet mit ihren beiden weiblichen Lieutenants in männlicher Kleidung (alttürkisch). Dazu kommen die Costüme ihrer Soldaten, die alle Trachten und Waffen der Welt in sich zu vereinigen scheinen. Die feinsten Gewehre, Colt's Dreipistolen, hölzerne Keulen mit Eisenspitzen, wie in den ältesten Zeiten, Pfeil und Bogen, Lanzen, Streitäxte — alle diese Waffen contrastirten oft mit der Uniform auf's Pikanteste, da nicht selten die feinste, neueste Waffe mit dem rohesten Urcostüm sich vereinigt und der Träger einer preußischen Uniform die benagelte Herkuleskeule schwingt. Wo ist die Königin dieser Freischaaren hergekommen? „Man wußte nicht, woher sie kam“, wie Schiller von dem Mädchen aus der Fremde sagt. Ihre Soldaten verehren sie als Königin, Prophetin und Generalin. Sie ist nach Constantinopel gekommen, um dem Sultan ihre Dienste anzubieten und für die Aufrechterhaltung des Korans und der Türkei gegen die Moskowiter zu streiten. Einige haben behauptet, aus Liebe zu ihrem Ehemanne, der in einem Gefängnisse von Candia schmachte, sei sie Kriegsheldin geworden, um durch ihre Thaten die Regierung zur Gnade für ihn zu bewegen. Daß man keine Polizeiakt u. keinen Paß mit Personalbeschreibung von ihr hat, erhöht das romantische Interesse an dieser seltsamen Erscheinung. Um aber unsere polizeilich gewöhnte Betrachtungsweise nicht ganz unbefriedigt zu lassen, erfahren wir, daß sie aus dem Stamme der wilden, kriegerischen Kurden hervorgegangen ist und ihre Soldaten der Mehrzahl nach auch Kurden sind.

Das Wrack. Die gräßlichsten Schreckensscenen zur See wurden neulich als offizieller Bericht mit dem Barkschiffe Cuba nach Sunderland gebracht. Das Liverpooler Schiff Papageno verließ am 22. Januar Havanna und war schon am 23. dem furchtbarsten Sturme Preis gegeben. In der Nacht erschütterte es eine vom Sturme gepeitschte Woge dermaßen, daß es sofort leck ward. Alle Hände pumpten sofort über 24 Stunden lang, wobei aber das Wasser bis in's Mitteldeck stieg. Eine der gewaltigsten Wogen, die der Sturm über das Schiff hinwegschoß, riß den Capitain und vier Mann mit fort und mehrere folgende Wassermassen spülten Cajüten und Vorrathskammern so gründlich aus, daß nicht ein Krumel Brot, nicht ein Tropfen Trinkwasser auf dem Schiffe blieb. Masten und Segel waren dabei bis auf einen Stumpf des Mittelmastes und ein Stück altes Segel in der Segelkammer mit fortgerissen. Die Matrosen banden das Stück an den Stumpf und brachten so wieder 24 Stunden unter fortwährendem Orkane zu. Die Berichte des Schiffsbuchs lauten nun so:

Dienstag 24. Januar. Der Orkan wüthet fort und peitscht fortwährend Wogen über's Deck. Fortwährendes scharfes Umsehen nach Hülfe war erfolglos.

Donnerstag 26. Ein großes Tuch ausgebreitet, Regenwasser zu fangen, doch die See ging stets darüber hin, so daß wir keinen Tropfen bekamen. Decke der Cajüte niedergerissen, in der Hoffnung, einige Reste Brot zu finden. Vergebens. Dritter Tag ohne irgend eine Nahrung und ohne Wasser. In der Nacht Klagen über Durst, doch die Leute blieben in Schranken.

Freitag 27. Sahen eine Barke bei Tagesanbruch, etwa 3 (engl.) Meilen ab. Doch sie wollte keine Notiz von unserm Wrack nehmen. Einige Leute waren nicht mehr zu halten, sie tranken Seewasser. Während des Tages eine Ratte gefangen und in gleichen Portionen unter sie vertheilt.

Sonnabend 28. Tranken viele Seewasser und kauten Blei und Taue.

Sonntag 29. Sahen zwei Schiffe, etwa 3 Meilen ab. Keins nahm Notiz von unserer schrecklichen Lage. Die Schrecknisse des Verhungerns brachen aus, der Durst quälte bis zum Wahnsinn. In der Nacht ward eine Katze bemerkt. Alle sprangen auf und zerrissen und verschlangen sie gierig. Bei einigen Leuten Symptome des Wahnsinns. Füße begannen zu schwellen.

Montag 30. Kein besseres Wetter. Keine Rettung. Furchtbar viel Seewasser getrunken.

Dienstag 31. Einige Leute wahnsinnig. Sprachen, Einen zu opfern, den das Loos träfe, die Andern zu retten. Abends 5 Uhr ein Schiff in Sicht; die ganze Nacht gewacht und gehofft, bei Tagesanbruch kein Schiff zu sehen.

Mittwoch 1. Febr. Die Leute loosten. Ein halbtodter Bursche, James Liley erbot sich freiwillig. Mr. M'Leod überredete sie, noch auf Rettung zu warten.

Donnerstag 2. Der Sturm mäßig. Die Leute nicht mehr zu regieren. Verlangen, daß James Liley geopfert werde. Der Sterbende that es selbst und zerschnitt seine Arme an zwei Stellen. Kein Blut. Die Leute saßen mit wirren Blicken um ihn herum. Plötzlich schnitt ihm Einer den Hals durch und — (was jetzt folgt, läßt sich ohne Schaudern nicht niederschreiben).

Freitag 3. Einige Leute wüthend wahnsinnig. Kriechen auf dem Deck herum in furchtbarem Zustande. Einige konnten sich nicht mehr bewegen.

Sonnabend 4. (Zwölfter Tag ohne Nahrung und Wasser.) Mr. M'Lead und zwei Matrosen noch allein fähig, aufrecht zu stehen. Die Andern liegen still, vier im Sterben. Das Seewasser hat ihre Leiden auf's Furchtbarste gesteigert. Um 9 Uhr ein Schiff durch den Nebel bemerkt. — So weit das Tagebuch.

Das Schiff erwies sich als die Cuba von Sunderland auf dem Wege von Coquimbo nach Swansea (England) Capitain F. G. Orgen. Bis 1 Uhr Mittag waren sie alle an Bord gebracht. Die Wahnsinnigen wurden in einen reinlichen luftigen Raum unterm Hinterdeck getragen, die andern anderswo untergebracht und zuerst mit etwas gekochtem Reis- und Gerstenwasser erquickt. Samuel Blane starb gleich nachdem er gerettet war. Vier Andere starben an den folgenden Tagen, obgleich sie mit aller Vorsicht und Sorgfalt behandelt wurden. Sie blieben bis zum Tode wahnsinnig. Zwei wütheten bis zum letzten Athemzuge.

Die Geretteten, im Ganzen Sieben, wurden in Swansea an's Land gesetzt und haben sich erholt. Zu beachten ist hierbei, daß diese Sieben nicht die körperlich Kräftigsten, wohl aber die moralisch Stärksten waren, die mitten in den Qualen des Hungers und den Wahnsinn erzeugenden Martern des Durstes so viel Willenskraft behalten hatten, kein Seewasser zu trinken. — Freilich hat auch zu ihrer Rettung der unglückliche Matrose und Held des Sterbens, James Liley, beigetragen. Ohne die Ratte, die Katze und den Menschen hätten sie natürlich während der zwölf Tage alle verhungern und verdursten müssen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Das Haus am Meeresstrande.

Eine pommersche Geschichte von Oswald Tiedemann.

(Fortsetzung.)

„Eine Uebereilung? Wie klug die Dirne zu reden weiß! Aber das ist nichts, der ganze Handel kommt an den Tag. Ich habe eine ungerathene Dirne auferzogen, ein verleumderisches Kind, das sich nicht scheut, gegen den Vater zu zeugen. Muß ich so was Arges noch in meinen alten Tagen erleben! Sieh', ich könnte Dich erwürgen, wenn die Strafe nicht all zu gering für Dein entartetes Beginnen! Sie ist schön, hat von ihrer Mutter gar manche Tugend geerbt, aber die Entartung lauerte darunter, die Tollsucht der Leidenschaft; sie kamen erst jetzt an's Tageslicht. Soll ich's anders nennen? Du hast einen braven Kerl zum Liebsten, der gegen diesen Junker aussieht, wie ein blühender Stamm gegen einen giftigen Pilz, Du hast eine schöne Zukunft, aber Dir geht das Gelüst über Alles. Sieh', Katharine, mein Haar ist grau, willst Du, daß es vor Zeiten weiß werden soll? Ich habe Dich gehegt und gepflegt, als Deine Mutter starb, ihre Stelle vertreten. Ich habe gehungert, ich kann es Dir wohl sagen, um Dich nicht darben zu lassen. Du solltest die Freude meines Alters werden; das ist nun aus. Es sitzt mir nun hier im Herzen, da wird es sitzen bleiben, um sich fressen, bis ich zu Grabe fahre. Möge es der Himmel fügen, daß es zeitig geschehe, denn nun ist auch die einzige Hoffnung meines Lebens dahin. Was wird Rudolf sagen? Ich höre ihn Dich verwünschen und sehe ihn die Hände ringen. Geh' wohin Du willst, ich halte Dich nicht, ich warne Dich auch nicht mehr. Wer den Vater und den Geliebten zugleich betrügen kann, dem kann man nur den Fluch zum Geleit' geben, oder, wenn man ihn zu sehr geliebt, für ihn beten: Herr, laß ihn sterben in dieser Stunde!" — —

Der alte Soldat weinte fast, und ballte krampfhaft die Hände. So schwankte er gegen das Haus. Die Pause die eintrat, benutzte der Junker, indem er rasch auf die regungslose Katharina zuschritt und ihr zuflüsterte: „Ich gehe; ich bin kein Freund von väterlichen Predigten. Ich erwarte Dich auf dem gewohnten Platze. Du kommst?" —

Mechanisch nickte Katharina mit dem Kopfe. Pfeifend entfernte er sich. Als er fort war, zuckte Katharina auf, ihr Blick folgte dem Junker, bis er im Walde verschwand, dann stürzte sie zu ihrem Vater, der sich zitternd an die Thürpfosten lehnte, und vor ihm nieder auf die Kniee. „Vater!" rief sie dabei odemlos, „vergieb mir! Nichts Böses hab' ich dabei im Sinne gehabt, als ich's dem Junker erzählte. Ich war weit entfernt davon, zu glauben, es könnte Dir Schlimmes begegnet sein, was Du den Leuten nicht sagen dürftest. Wahrhaftig, Vater, ich rede die Wahrheit! Auch sagte der Junker damals nichts, daß Du bei dem Handel gewesen. Er hätt's gewiß gethan, wenn Du ihn angefallen. Zu mir hätt' er's ganz gewiß gesagt."

„Zu Dir? Also Du gestehst ein, daß Du ein Verhältniß mit ihm hast? Katharina! Katharina! ich wollt' ich läge neben Deiner Mutter, tief unter der Erde. Ein alter Soldat hat nichts als seine Ehre, Du häufst Schande auf mein Herz, Du nimmst mir die Ehre, Du hast aufgehört mein Kind zu sein. Noch einmal sag' ich Dir's, mit gebrochenem Herzen, geh' von meiner Schwelle, ich dulde Dich nicht mehr, wo ich verweile!" Er nahm seine ganze Kraft zusammen, um die Worte mit Nachdruck zu sprechen, aber die Vaterliebe schwächte den Willen.

Katharina stand auf und entgegnete: „Vater, ich habe nichts einzugestehen, was ich nicht vor Gott verantworten könnte."

„Und Deine Zusammenkünfte? Dein Heimlichthun mit dem Junker?"

„Ich liebe ihn nicht; ich liebe nur Rudolf."

„Und wirst Du noch ferner mit dem Junker zusammenkommen? Mir schwamm es vor den Augen, aber doch glaubt' ich zu sehen, daß er Dir etwas in's Ohr flüsterte, daß Du ihm zunicktest? War's nicht so, Katharina?"

Er hing an ihren Lippen, als schwebe auf ihnen eine Entscheidung von Leben und Tod.

Katharina sprach: „Du hast recht gesehen, Vater. Ich werde dem Junker folgen und ihn sprechen." —

„Fluch Dir, verworfene Heuchlerin! Mit Lügen und Ränken willst Du noch meinen Verstand umstricken, nachdem Du mir das Herz mit Deinem Thun zerschnitten? Ich hätte beinah' geweint, ich, ein alter Soldat, als ich Dich verlieren sollte; schämen muß ich mich, mir in's Gesicht schlagen, daß ich mich so schwach zeigen konnte. Nun bist Du entlarvt. Ich werde nicht mehr weinen, aber ich schwör' es Dir zu Gott, betrittst Du noch einmal meine Schwelle, und hast mit dem Junker gesprochen, Du hast den Himmel zum letzten Male gesehen. Dein Junker mag thun mit mir, was er will, mich soll's nicht rühren. Ich habe nichts mit ihm zu thun gehabt, ich bin unschuldig an seiner Wunde; aber was seine Bosheit mir noch bringen kann, brauch' ich nicht zu fürchten. Das Elend ist recht über mich gekommen. Recht geschieht mir! Hab' ich doch immer gemurrt und geklagt. Geh', geh' fort, ich mein' es gut! Der Zorn könnte mich noch vorher zu einer That verleiten, die Dir den Garaus machte. Grüß' Deinen Junker! Vielleicht, wenn Du recht gefällig gegen ihn bist, scheert er sich nicht mehr um den graukopfigen Thoren, dem Du das Leben verdankst!" —

„Vater!" — Sie eilte ihm nach, schnell war er aber in's Haus getreten und hatte den Riegel vorgeschoben. —

Sie ließ den erhobenen Arm sinken, blickte starr nach der Thüre, dann vor sich hin und, wie verzweiflungsvoll, stürzte sie vor der Bank des Hauses nieder. — Die Arme aufgelehnt, darauf das Haupt, so lag sie in die Knie gesunken lange, lange Zeit. Sie regte sich nicht, aber ihr Athem ging tief und schwer, zuweilen zitterte ihr Körper. Es schien, als wolle sie aufhören zu leben. —

Eine Zeit verging und noch immer verharrte sie in ihrer Stellung. Sie bemerkte nicht, daß sich der bis dahin klare Tag verwandelte. Die Sonne verhüllte sich hinter einer schwarzen Wolke, graue Nebelschleier wallten über das Meer und verbreiteten sich allwärts über Himmel und Erde. Die Luft wurde feucht und kalt, es rieselte wie feine Nadeln herab. Dumpf und hohl brauste die See, die Wellen erhoben sich und zogen schäumend an's Land und wieder zurück, weiter dahin, nach Schwedens Küste. Der Sturmvogel ließ sein pfeifendes Geschrei ertönen, die Möven flatterten ängstlich hin und her. Durch die Föhren zog es wie ein ängstliches Getön, es schwellte sich an zu einem hohlen Brausen. Die Zweige schüttelten sich angstvoll, und eine Schaar Dohlen flog kreischend über den Wald und suchte den Thurm des Dorfes Kloster-Riedd. —

Die Schauer des Nebels erweckten Katharina aus ihrem Hinbrüten. Sie stand langsam auf, sah sich um, als wüßte sie nicht recht, wo sie sich befinde, und schüttelte sich, als empfinde sie Frost. Sie schien nicht mehr zu wissen, wie lange sie wohl hier gelegen, und leise sprach sie vor sich hin: „Ob er wohl noch warten mag? Ich muß ihn sprechen." —

Sie ging langsam erst, dann immer schneller durch den Wald. Bald war sie an dem Plätzchen, dem Wiesfleck, wo Buchen und Eichen standen, die einzigen in dieser Gegend. Sie warf scheue Blicke um sich; es war ihr, als wäre ihr Jemand begegnet, den sie zu fürchten habe. — Es mochte wohl die Stimme ihres Gewissens gewesen sein, denn immer rief es ihr heimlich und warnend zu: „Gehe nicht, bleib' zurück bei dem Vater!" — — Sie stand hier eine kurze Weile, da rauschte es wie ein Fußtritt in dem herabgefallenen Laube. Bald stand der Junker von Riedd vor ihr. —

Kaum daß er sie sah, so verklärte sich auch sein Gesicht, er kam schnell auf sie zu, erfaßte ihre Hand und sagte: „Du hast mich lange warten lassen, Katharina! Schon dreimal bin ich hier gewesen und wieder weggegangen. Was hast Du so lange gezögert? Es ist inzwischen schlechtes Wetter geworden; Du mußt jetzt doppelt freundlich sein, daß ich Beides vergesse, mein langes Warten und das verteufelte Wetter. Sei, ich bitte Dich, nicht wieder so kurz angebunden, wie Du es gewöhnlich bist. Ich bin ohnehin nicht ganz guter Laune, durchfroren bis an's Herz. Sei heiß, Katharina, ruf einmal Deine Leidenschaft auf und erwärme mich!"

„Es ist jetzt nicht Zeit zu Scherzen, Herr Junker!"

„Scherzen? Beim Henker, das ist ein toller Ausdruck. Es ist mir so ernst mit meinem Verlangen, wie mir nur je etwas gewesen ist. Was braucht's da lange Erklärungen und Vorbereitungen? Ich habe Dir nun alle Tage, die wir zusammen waren, erklärt, daß ich Dich liebe, daß ich Dich dem tölpischen Maler nicht lassen kann. Anfangs war es Spielerei, die ich mit Dir trieb, ich will's Dir nicht verhehlen; aber nun ist es so furchtbarer Ernst mit meiner Liebe zu Dir geworden, daß ich nirgends mehr Ruhe finde, daß ich nur Dich sehe, all überall, bei Tag und Nacht, ich kann nicht mehr von Dir lassen. Du kannst von mir verlangen, was Du willst, Katharina, aber gewähren mußt Du. Rede ein Wort, was ich thun soll, es geschieht. Ich gehe fort mit Dir, weit weg von Allen, wenn es Dir im Sinne liegt. Du sollst mir befehlen, ich will Dir gehorchen! Du mußt das, Katharina, denn Du hast Theil und Schuld an meiner hirnverrückenden Liebe. Du kamst hierher, wenn ich darum bat, ja, Du kamst freiwillig. Du hast mir zwar nie gesagt, aber gezeigt, daß Du mich liebst." —

Sie erglühte. „Wie hab' ich Euch das gezeigt, Junker? Daß ich kam? Daß ich mit Euch hier zusammentraf? Der Weg führt für Jeden, denn er gehört dem Kreuzwirth; ich kam wohl auch, weil unsereins, eine Bauerndirne, wohl gern mit einem vornehmen Herrn plaudern mag." —

Der Junker sah sie starr an, als zweifle er, ob er recht gehört. Sein aufgeregtes Blut rollte heißer durch seine Adern; ihr fortwährender Widerstand nahm ihm fast die Besinnung. Er wäre im Stande gewesen, vor ihr niederzusinken, um sie so zu beschwören, denn wirklich liebte er Katharina; seine Leidenschaft war zu einer gefährlichen Größe angewachsen. —

„Deshalb kamst Du nur, Katharina? Deshalb?" fragte er bebend, während alle Röthe aus seinem Antlitz für einen Augenblick entwich. „Du sagtest, ich habe doch damals recht gehört, ich bin doch nicht taub, daß es möglich wäre, daß Du mich lieben könntest, einst, wenn ich es Dir bewiese, daß ich Dich liebe. That ich das nicht? Ich bin fast hirnverrückt, alle Pulse wollen mir reißen; ich sage, wiederhole es Dir: ich liebe Dich! Fordere, was ich thun kann, gewähre und es geschieht. — Sprich, sprich! Steh' nicht da, so kalt, so steinern, wie Marmor, der sich nicht erweichen läßt. Hast Du denn kein Herz? Ich könnte Dich hassen, wenn ich Dich nicht so unglückselig liebte!"

„Ihr liebt mich?" rief Katharina mit erhöhter Stimme und flammender Röthe im Gesicht. „Ihr wagt mir das zu sagen, auch jetzt noch, da Ihr meinem Vater eine Kränkung bereitet, die ihn verzweifeln läßt? Hab' ich es denn nicht auch gehört, Herr Junker, daß Ihr ihn anklagen wollt, als Euren Mörder? Ist seine Beschimpfung nicht die meine? Dürft Ihr die Tochter eines entehrten Mannes lieben? Er hat nichts, als seine Ehre, mein Vater. Ich bin eine schlechte Dirne, aber ich müßte die schlechteste sein, wenn ich mich Euch anwerfen wollte, nachdem Ihr dies gethan. Mit Fingern würden die Leute auf mich weisen, mir in's Gesicht spucken, und mir bliebe nichts, als in's Meer zu laufen. Das ist eine schöne Liebe von Euch, Junker, aber bei mir müßt Ihr sie nicht anwenden." —

„Weib!" — Der Junker wußte gar nicht, wie ihm geschah, es flirrte vor seinen Augen; so hatte das Mädchen nie mit ihm gesprochen. „Was für ein Teufel ist denn in Dich gefahren, Katharina? Bist Du es denn wirklich? Ich muß mich an den Kopf fassen, um nur zu glauben, daß ich nicht träume. Ruhig, demüthig fast, stand'st Du immer vor mir, und jetzt? — Eine Schlange entringelst Du Deine Tücke und Falschheit. Bring' mich nicht zum Rasen, ich rathe Dir's. Ich kann Dich zertreten."

„Ihr droht mir? Ich fürcht' mich nicht. Ich bin auch keine Schlange, bin nicht falsch und tückisch. Glauben mögt Ihr's, ich weiß es wohl. Habt Ihr aber nicht selbst gesagt, daß ich nie zu Euch von meiner Liebe gesprochen? Wenn Ihr das Euch eingeredet, so ist das nicht meine Schuld. Und daß ich bis jetzt immer ruhig gewesen, demüthig? — Ich hab' Euch als meinen Herrn betrachtet, darum gehorcht, wenn Ihr aber was anders wollt, so hört die Demuth von selbst auf! Ihr seid klüger wie ich, Ihr hättet das bedenken sollen."

„Katharina!" — Der Junker gab sich Mühe, so sanft wie möglich zu erscheinen, da er durch ihre plötzliche Ruhe immer verwirrter wurde, aber doch so viel einsah, daß er es mit einem Wesen zu thun hatte, das sich durch Drohungen nicht einschüchtern ließ. „Katharina, ich werde wahnsinnig, wenn Du mich nicht liebst. Was kann ich thun, um Dein Herz zu gewinnen?"

„Ob das geschehen kann," erwiederte sie nachdenkend, „weiß ich nicht zu sagen. Macht Euch keine große Hoffnung." — Sie machte eine kurze Pause und fragte dann: „Ihr liebt mich also wirklich, Junker?" —

„Wie mein Leben!" betheuerte er, indem er die Hand auf die Brust legte.

„So geht zu meinem Vater und bittet ihm ab, was Ihr ihm Leides zugefügt." —

„Katharina!" — Alles Blut stockte in seinen Adern.

„Wenn Ihr nicht wollt, ich quäl' Euch nicht. Aber das sag' ich Euch, wir haben heute zum letzten Male miteinander gesprochen." —

Sie wandte sich nach der Gegend, von der sie gekommen. Vor seinen Augen schwamm es wie ein Feuermeer, sie wurden feucht vor Glut, es drängte ihn zur Gewalt — er griff nach seinem Gewehr — trat auf sie zu — mit starker Hand umfaßte er sie — eine andere schleuderte ihn zurück — der Maler Rudolf Eimer stand vor ihm. —

Er und Katharina hatten sich bereits entfernt und noch immer verweilte der Junker regungslos auf dem Platze. Er wußte nicht, wie ihm geschehen war, wie festgewurzelt hatte ihn die Ueberraschung. — Er gab sich unsägliche Mühe, alles Geschehene

zusammenzufassen, aber er bedurfte lange Zeit, bis es ihm klar wurde. Er fühlte und beachtete den Nebel nicht, der nach und nach in feinen Regen übergegangen war, er hörte kaum das Brausen des Meeres, das sich immer stärker erhob, nicht das Aechzen und Stöhnen des Waldes, nicht das Knattern krachender Aeste. — Langsam kam er zu sich, langsam hob er das herabgefallene Gewehr auf, und eben so langsam schlug er den Weg nach dem Schlosse ein. —

Beim Nachhausekommen begab er sich sogleich in sein Zimmer, ohne vorher zu seinem Vater, dem alten Freiherrn hinüberzugehen, wie er sonst zu thun pflegte. Es war ihm nicht möglich, Jemand zu sehen. Die widerstrebendsten Gefühle wogten in seiner Brust. Seine ersten Gedanken waren Rache, eine verderbenvolle Vergeltung, aber das reizende Bild Katharina's verdrängte bald diesen Vorsatz; es erschien ihm eben nie verlockender als jetzt, da er sie aufgeben sollte. Ihr hartnäckiger Widerstand, dazu in dieser Weise so unerwartet, verstärkte vollends seine Leidenschaft, die, er fühlte es wohl, er kaum mehr im Stande war, zu bewältigen. Aber freilich, der schwere Preis, seine Ehre! und ohne daran eine gewisse sichere Hoffnung knüpfen zu dürfen. Er sollte ihrem Vater Abbitte leisten, er, der Sohn eines reichen Freiherrn aus dem ältesten Geschlechte Pommerns, einem ehemaligen Unteroffizier, einem armen Fischer, der von Bauern stammte und nicht besser war, wie der gemeinste der Arbeiter auf Schloß Riedd. Der Gedanke empörte ihn, sein ganzer Stolz erhob sich dagegen, aber er hatte mit seiner Leidenschaft zu kämpfen, und die überwog Beides. — Der Charakter Katharina's war ihm unerklärlich. Sie hatte ihm eine Seite desselben gezeigt, die er nie erwartet hatte; in einer so scharfen Weise, daß sich seiner Leidenschaft etwas wie Furcht beimischte; aber da er nicht im Stande war, sich derselben vernunftgemäß zu entledigen, so wurde es nur noch ein Reiz mehr, der ihn an Katharina fesselte. Es war dies die natürliche Folge seiner innerlich schwachen Gesinnung. Sein Stolz, sein Uebermuth wurzelten in seiner Erziehung, in Standesvorurtheilen, er war voll der nichtigsten Grundsätze; er wurde überall nach Art tyrannischer Naturen schwach da, wo er energischen Widerstand fand. Dem wahren Stolze, der geistigen Ueberlegenheit wußt' er nichts entgegen zu setzen, als sein Wappen und seine Geburt. Kam es gar arg, reichte er mit seinem Dünkel nicht aus; fühlte er, daß er nicht weiter könne, so zog er sich zurück. Er hatte das in dem Streite mit Rudolf deutlich gezeigt. Seine Drohungen waren an dessen grundsatzvoller Festigkeit gescheitert, er unterlag einer moralischen Kraft, die er nicht schätzte, weil er sie nicht kannte, die aber durch ihren natürlichen hohen Werth überall siegen muß, auch wenn sie nicht verstanden wird. Er war davon gegangen, mit der Absicht, den Maler durch kleinliche Beschränkungen auf dem gutsherrlichen Gebiet sein Uebergewicht fühlen zu lassen; zu lauern, bis sich ihm eine günstigere Gelegenheit zu einer vollkommenen Genugthuung bieten würde; aber er unterließ das Erste, weil er befürchtete, Rudolf könne bei seinem Vater, dem alten Freiherrn, klagbar gegen ihn auftreten. War dieser auch voll Vorurtheile, wie sein Sohn, so war andererseits ein Gefühl von Gerechtigkeit in ihm, eine gewisse biedere Geradheit, die er unter keinen Umständen verläugnete, und die ihn auch zuweilen seinen Sohn nicht schonen ließ.

Rudolf, der Maler, war nun freilich weit entfernt davon, einer Unerheblichkeit wegen, die er längst vergessen haben würde, wäre der Junker nicht in anderer Weise zum Gegenstande seines Nachdenkens geworden, gegen ihn, wie überhaupt gegen irgend Jemand klagbar zu werden. — Durch den letzten Vorfall indeß waren seine Gedanken mit Katharina nicht minder wie die des Junkers, freilich in anderer Weise, beschäftigt.

Von Unruhe getrieben, von Eifersucht gepeinigt, war er nach dem Gespräche mit dem Kreuzwirth, den Tag darauf, in den Wald hinausgegangen. Er hatte sich vorgenommen, Katharina heute nicht zu besuchen, aber wie das bei Liebenden gewöhnlich ist, der Vorsatz wurde nicht zur Erfüllung. Als er eine Zeit lang auf dem Wiesenfleck gewartet hatte und Niemanden kommen sah, so war er ungeachtet des veränderten Wetters auf dem Wege zu Katharina's Wohnung gewesen, als er sie selbst, in Nachdenken versunken, eilig dem Walde zukommen sah. Rasch trat er hinter einen Baum, ließ sie vorübergehen und folgte ihr dann mit hochklopfendem Herzen in einiger Entfernung. Er wurde Zeuge ihres Gespräches mit dem Erben von Riedd. Wer möchte seine Gefühle beschreiben! Sie überflutheten sich im wahrsten Sinne des Wortes. Bald wurde ihm siedendheiß, bald übertief es ihn wie Fieberfrost. Er führte die Katastrophe herbei.

Schweigend geleitete er Katharina nach Hause. Auch sie sprach nicht, nur eine seltene Befriedigung leuchtete aus ihren Augen, sie drückte sich dicht an den Arm Rudolf's, und schien zu erwarten, daß er ihr ein liebes Wort, eine Zärtlichkeit sagen würde, denn sie schmeichelte sich im Stillen mit dem Bewußtsein, daß sie es um ihn verdient. Ihre Voraussetzung wurde getäuscht. Keine Sylbe entfuhr dem Maler während des ganzen Weges, er war still und in sich gekehrt; und Katharina, als sie das bemerkte, schwieg nun ihrerseits aus Trotz, in den ihre Selbstbefriedigung überging. Sie war diesmal im Recht! sagte sie sich mit echt weiblicher Empfindsamkeit, und wie sie gegangen und gekommen waren, wollten sie auch wieder scheiden, wenn nicht eben jetzt Katharina ihr hartes Zerwürfniß mit ihrem Vater eingefallen wäre. Mit Zögern setzte sie Rudolf davon in Kenntniß. Statt aller Antwort trat er an's Fenster, pochte, bis er gehört wurde, und von hier aus unterhandelte er mit dem Vater Katharina's, bis die Versöhnung hergestellt war.

Dann ging er ohne einen Händedruck, ohne ein zärtliches Wort an Katharina. Jetzt wurde sie nun ihrerseits unruhig, und zum ersten Male drängte sich ihr die Frage auf: Ob sie auch an Rudolf recht gehandelt, ob sie auch gegen ihn verschwiegen sein durfte, wie sie es bis jetzt gegen Jedermann gewesen? Er war ihr als ein zu edler Mann bekannt, als daß sie nicht hätte prüfen müssen, ob er nicht ohne Grund in dieser kränkenden Weise von ihr gehe.

Und wohl hatte Rudolf dazu vollkommene Ursache. Der Junker hatte Katharina Falschheit und Tücke vorgeworfen, war das so ganz und gar aus der Luft gegriffen? Lag nicht etwas davon in ihrer Handlungsweise? Sie liebte ihn, Rudolf, sie wußte, daß sie ihm ganz angehören sollte, er hatte das ausschließliche Recht auf ihre volle Hingebung und auf ihr Vertrauen; sie aber kam mit dem Junker, einem Nebenbuhler, zusammen, auch dann, als ein Streit zwischen Beiden vorgefallen, der sie zu Feinden machte, der ihren Geliebten bedrohte. Sie schwieg gegen ihren Vater, sie hatte gehört und gesehen, in welcher beleidigenden Weise der Junker sich gegen denselben benahm, und dennoch ging sie den Augenblick darauf zu einer Zusammenkunft mit Rudolf's und ihres Vaters Feinde. Wenn denn auch das Gespräch ein anderes war, als wohl der Junker erwartete, es lag immer ein Grad von auffälliger Sonderbarkeit in diesem Schritte. War man berechtigt, konnte man geneigt sein, diesen Schritt zum Guten zu deuten? Sie spielte ein erwiesenes Spiel, und warum und mit wem? Wenn auch die Wahrscheinlichkeit vorlag, daß sie dieses Spiel mit dem Junker trieb, so mußte es dennoch jedem Geradsinnigen und dabei wenn auch nur unmittelbar Betheiligten, um so mehr auffallen und mit Befürchtung erfüllen, als die Verschlagenheit und Falschheit, einmal angewandt und erkannt, zu der Voraussetzung berechtigen, daß sie vorkommenden Falls Niemanden verschonen. Es heißt die Liebe entwürdigen, wenn man wahrhaft zu lieben glaubt und doch die schmeichelnden Betheuerungen eines Dritten ruhig mit anhört; es zeigt von wenig Selbstgefühl, wenn man eine große Rücksicht einer kleinen zu opfern vermag. Die Liebe soll veredeln und erheben, nicht anreizen und verlocken zu Nebendingen, die eine Untreue gegen den Adel der Seele bilden. Wer sich selbst untreu ist, der ist es gegen Andere, und das Mißtrauen ist Tod aller Ruhe und alles Friedens.

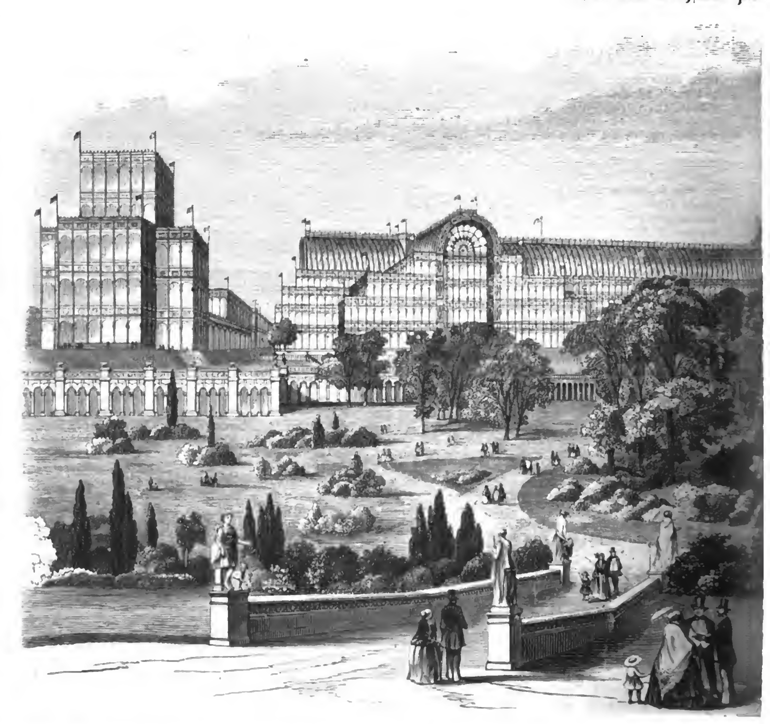
Rudolf sagte sich das Alles und, mit dem bittersten Gefühl, das er je im Leben empfunden, durchwachte er eine lange Nacht. Er konnte nicht mit sich in's Reine kommen, er liebte Katharina unendlich, aber seine Vernunft, seine beleidigte Ehre ermahnten ihn eben so fortwährend, ihnen gemäß zu handeln, als die Liebe heftiger an seinem Herzen stürmte. — Was konnte er für die Zukunft zu erwarten haben, in der Ehe, wenn er jetzt schon Befürchtungen gegen die aufrichtige Gesinnung seiner Verlobten haben müßte? Handelt so ein liebendes Weib, das nur den Geliebten im Herzen hat? Gewiß nicht! Gewiß nicht! Er wiederholte sich das immer, so oft er in seinem gefaßten Entschlusse schwankend wurde. Eins war ihm unerklärlich, er verschwendete vergeblich all' seine Gedanken und Meinungen, um dahinter zu kommen. Warum nur, aus welchem Grunde hielt Katharina diese Zusammenkünfte mit dem Junker, da er doch Zeuge des Gespräches war,

bei welchem sie ihm geradezu erklärte, daß sie ihn nicht liebte, nachdem sie aber vorher durch lange Zeit stillschweigend seine Liebeserklärungen geduldet? — War sie auch nun und nimmer zu entschuldigen, es reizte ihn doch, den Grund ihrer Handlungsweise zu wissen. Daß dieser kein gewöhnlicher sein konnte, das sagte ihm der übrige Charakter Katharina's, der sich nicht zu Kleinlichem neigte.

Er hatte Katharina mit ihrem Vater ausgesöhnt. Es war ihm schwer genung geworden, denn der alte Soldat war mit Rudolf einer Meinung, daß seine Tochter nicht redlich und aufrichtig gehandelt; durch die Mittheilung des Gespräches mit dem Junker, worin Katharina eine ganz andere Rolle spielte, als er vermuthet, hatte er sich endlich beschwichtigen lassen. — Diese Aussöhnung sollte, das sagte sich der Maler, der letzte Schritt sein, den er in ihrem Interesse unternommen. — Er litt unter diesem Vorsatze furchtbar, sein Herz blutete, aber die Vernunft gebot ihm, und was er einmal als richtig erkannt, das führte er aus, kostete es auch die schwersten Opfer. — —

Der Junker von Riedd schlief diese Nacht auch nicht. Schon mit dem frühesten Morgen stand er auf, aber mit so verändertem

Der neue Krystall-Pala

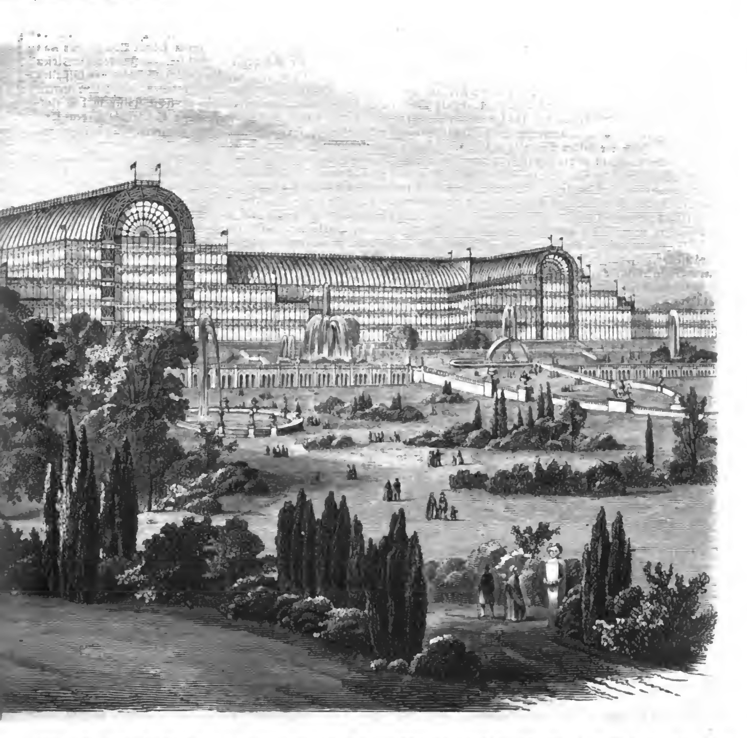


Während wir friedliche Menschen trotz unserer deutschen Neutralität gar zu oft und lebhaft auf Krieg und Kriegsmänner unsere Aufmerksamkeit richten müssen, dürfen wir um so weniger versäumen, eins der erbaulichsten Friedensfeste — vielleicht das größte Kulturfest unsers Jahrhunderts, gebührend mitzufeiern. Die Eröffnung des neuen Krystalltempels in Sydenham bei London heute, den 10. Juni — „des Volkspalastes," wie ihn viele englische Blätter nennen, ist mitten im Kriege der herrlichste Triumph des Friedens auf Erden, aller Völker, aller Kunst und Wissenschaft. Er ist das erste große Gotteshaus der Kultur, das alle Zeiten und Völker in ihren unsterblichen Werken, die sie im Dienste der Entwickelung der Menschheit schufen, zu einem einzigen einigen Friedensparlamente ver-

Gesicht, mit so deutlichen Spuren einer durchwachten sorgenvollen Nacht, daß, als er später beim Frühstück erschien, sein Zustand dem alten Freiherrn sogleich auffiel. Er fragte seinen Sohn nicht ohne Besorgniß, was ihm fehle; dieser antwortete nur einsilbig, und gab auf wiederholtes Andringen die Versicherung, daß er sich wohl befinde. Sobald es ihm aber erlaubt war, verließ er das Zimmer. Er hatte eigentlich keinen rechten Willen, er wußte selbst nicht, was er im Freien beginnen, wo es hinaus sollte, doch zog es ihn unwiderstehlich aus den beengenden Räumen des Schlosses. Er durchstrich mehrere Stunden lang Feld und Wald, ohne zu einem festen Entschlusse zu kommen, aber, wie es nun auch geschah, plötzlich war er auf dem Wege zu der Hütte am Meeresstrande. Es schien so unbewußt zu geschehen, daß er selbst überrascht am Saume des Waldes stehen blieb, als ihm das Haus entgegenleuchtete. Er zögerte vorwärts zu gehen, und doch drängte es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt dahin, wo sie verweilte, die alle seine Gedanken beschäftigte. Lange stand er so unentschlossen. Er blickte unverwandt nach dem Hause hinüber, das still dalag und in seiner Armseligkeit nur durch den Rauch, der leise aus dem Schornstein emporstieg, verrieth, daß es bewohnt sei.

(Fortsetzung folgt.)

denham bei London.



sammelt hat, damit sie von hier aus gründlich und praktisch die gemeinsamen Interessen der Nationen predigen, unbekümmert um politische Grenzen und Zolleinnehmer, die gemeinsamen Interessen der Menschen aller Farben und Zonen am Frieden, an der Bildung, am freien Austausche von Waaren und Ideen — doch diese Genien des Krystallpalastes gehören jetzt noch zu den unsichtbaren; wenigstens kann man sie vorläufig vor lauter Pulverdampf auf dem baltischen und schwarzen Meere, vor unsern Augen und in unsern Köpfen nicht sehen. Halten wir uns deshalb vorläufig an das Sichtbare.

Wir zeigen den Lesern zunächst die Hauptansicht des Krystallpalastes von der Londoner Seite her, wie man ihn an hellen

Tagen sechs englische Meilen weit her und viele rauchige Wohnungen Londons herab glänzen sehen kann. (Und die Wohnungen mit solcher Aussicht sind seitdem bedeutend theurer geworden.) Freilich eine wirkliche Ansicht und eine kleinlich schwarz auf weiß gezeichnete bilden hier einen wesentlicheren Unterschied als je. Welcher Maler kann den ätherischen Duft, diesen bläulichen, gehauchten Glanz des architektonischen Gewebes durch Wellen saftiger Landschaften, durch das heitere Spiel der Fontainen zwischen weißen Statuen, Blumen und Baumgruppen und lachende Rasenflächen, welcher Maler kann diese sichtbare magnetische Atmosphäre der großen Dichtung von Glas und Eisen auf dem Papiere wiedergeben? Die Schönheit der Baukunst, sonst durch künstlerische Proportionen von Säulen, Linien und Flächen oder durch arithmetisch bestimmte Massen wirkend, ist hier zu einer „gefrorenen Musik," so nennt Jean Paul die Baukunst, geworden, die fortwährend sichtbar gleichsam vor unsern Augen aufthaut und in Licht und Aether aufgeht. Doch auch dieses Licht und dieser Aether sind noch kein faßliches Bild. Fassen wir das Gebäude also derber in's Auge.

Von seinen Größenverhältnissen haben wir schon in einer frühern Mittheilung gesprochen. Wir fügen nur noch einige weitere, interessante Thatsachen hinzu. Der Curiosität wegen erwähnen wir zunächst, daß der ganze Raum, den der Krystallpalast einnimmt, etwa 40 Millionen Kubikfuß beträgt, d. h. ein Drittheil mehr als der Ausstellungspalast von 1851 und viermal mehr als die wegen ihrer kolossalen Ausdehnung weitberühmte Paulskirche in London. Jeder der beiden Seitentransepte, deren Bogen wir auf dem Bilde sehen, ist so groß, wie der bewunderte Haupttransept der „Ausstellung." Die andern Raumverhältnisse kann man in dem frühern Artikel nachlesen. Nur noch einen Blick in die zwei Etagen der Unterwelt des Krystallpalastes mit seinem 1608 Fuß langen „Paxton-Tunnel," wo auf der einen Seite ausgestellte Maschinen und auf der andern die Herzkammern des ganzen Gebäudes, das Lebensblut für 15—20,000 Pflanzen, Bäume und Gewächse aller Zonen kochen, nämlich Dampfmaschinen mit ungeheuern Wasserkesseln, aus denen die verschiedenen Wärmegrade für die Pflanzen durch ein Röhrenadersystem getrieben werden, welches in einer großen Linie über funfzig englische Meilen lang sein würde.

Jetzt hinauf. Treten wir zunächst in einen der vielen offenen Portikus, welche die zauberischen Aussichten über die Garten- und Parkanlagen, Statuen, Fontainen, Seen, Inseln und die vorsündfluthlichen Ungeheuer, die darauf hausen (vergl. Nr. 10 1853 und Nr. 13 1854 der Gartenlaube) und weiterhin auf die gesegneten Wellenlinien des nach allen Seiten in die Ferne verschwimmenden Landes gewähren (der Krystallpalast erhebt sich auf dem höchsten Hügel dieser Gegend, dem Pengehügel). Doch auch dies muß mit einem Blick abgemacht sein, da wir heute in einem einzigen kleinen Artikel den ganzen Reichthum dieser Schöpfung in einer entzückten Eile durchfliegen wollen.

Also nun gleich mitten hinein und aufgeschaut. Hohe Säulen und Bogen und Perspektiven! Und in den Bogen blaue goldeingefaßte Felder und an den Säulen riesige Schlingpflanzen, die sich an ihnen hinaufwinden. Dabei plätschert lustig der Springbrunnen auf Nereiden herab, die auf Delphinen reiten, und auf seltsame, thauige Wasserpflanzen, unter denen die blühende „Victoria" als Königin ihr Blumenhaupt aus dem Basin erhebt. Die Pflanzen setzen sich mit Statuen und ethnologischen Gruppen (lebenswahr und lebensgroß dargestellten Vertretern der verschiedenen Racen und Nationen der Erde und ihrer Lebensweise) durch das ganze Hauptschiff durch fort und gehen allmälig von den Vegetationsbildern der heißen Zonen bis zu denen der kältesten über.

Demnächst bilden den Hauptreiz die verschiedenen „Courts" oder Höfe d. h. historischen Kunsthallen, welche sich hinter den Säulen des Hauptschiffs ausdehnen. Sie geben in Architektur, Sculptur, Inschriften und sonstigen Denkmalen eine glänzende Verkörperung der Kulturentwickelung der Menschheit. Wir befinden uns zuerst „in diesen heiligen Hallen" Sarastro's, zwischen den zu hieroglyphenbunten Säulen gewordenen Lotosblumen altägyptischer Tempel, aus denen nach den neuesten Forschungen die erste Kultur, die erste Philosophie und alle antike Weisheit der Menschheit floß, nachdem sie freilich Jahrtausende lang von Löwen und Sphinxen, die auch hier den Tempel umlagern, als „Geheimniß" bewacht worden war. Außerdem ist Aegypten durch zwei Memnon'sstatuen, à 90 Fuß hoch und zwölf Sphinxe, 20 Fuß lang und 12 Fuß hoch jede, im südlichen Transepte wahrhaft gewaltig vertreten. Assyrien, neuerdings durch Entdeckung Ninivehs von den Todten erstanden, ist neben Aegypten dann auch glänzend durch eine Halle (assyrischen Prachtpalast) vertreten, dessen eigenthümliche Säulen und Nimrod's und schön frisirten Ochsen mit Menschenköpfen und Adlerflügeln wir hier freilich nicht näher ansehen dürfen, wenn wir weiter kommen wollen.

Zunächst in die griechische Kunsthalle mit seinen edeln, ruhigen dorischen Säulen und seinen klaren, schönen, freien Menschen- und Göttergestalten, die den Ochsenkörper für die Kraft ihrer Schönheit und die Adlerflügel nicht mehr bedürfen, um uns auf den Fittigen der heiter und edel angeregten Phantasie in eine (nicht jenseitige) Idealwelt zu tragen. Wir erwähnen hier nur, daß in dieser Halle alle die durch Europa zerstreuten Originale berühmter griechischer Statuen in schönen, getreuen Copien versammelt sind. Noch nie sah sie Jemand beisammen, noch nie in der ihnen eigenen architektonischen Sphäre. Man könnte hier ein Heide werden vor Andacht. Nach einem solchen Besuche muß man Schiller's „Götter Griechenlands," lesen. — In der grandiosen Römerhalle sehen wir, wie die idealen Gesichter und Gestalten statt der griechischen eine Römernase bekamen, menschlicher werden oder Griechenland copiren, bis ein römischer Kaiser in dem elenden Stolze seiner Weltherrschaft einem Gottheitsbilde den Kopf abschlägt, um seine Büste darauf zu setzen. Das hieß „von Gottes Gnaden" zu stark mißbrauchen. Rom starb einen kläglichen Tod auf einem Jahrhunderte langen Krankenbette und dann starb es vor vier Jahrhunderten noch einmal als oströmisches Kaiserthum und noch kläglicher, so daß ihm seine jetzigen Wiederauferstehungsversuche schwerlich gelingen werden. — Der christlich-germanische Geist war auf die Weltbühne getreten. Sehen wir in der Halle des Mittelalters und in unzähligen wegen ihrer Größe anderweitig placirten Denkmälern, wie er an gothischen Spitzbogen und in klösterlicher Andacht, an Heiligenbildern und Strebepfeilern über das entgötterte Irdische hinauszuklimmen und den Himmel zu erreichen sucht, der sich ihm so weit, so unerreichbar da oben ausspannt mit seinen Engeln und Heiligen. Dem Oriente war dies zu hoch und unbequem; er machte sich deshalb das Christenthum irdisch zurecht. So entstand der Muhamedanismus, der in seiner irdischen Pracht, Verschwendung und lebhaften Farbenfülle so anschaulich in seiner Halle uns umgiebt, daß man meinen sollte, man könne ihn hier ordentlich verstehen lernen und so die „orientalische Frage" befriedigend lösen.

Die mittelalterlich-christliche Kultur konnte sich mit ihrer Zerspaltung und Auseinanderreißung von Himmel und Erde eben so wenig halten, wie es der versinnlichte Muhamedanismus vermag. Deshalb ließ man von Italien aus das heitere Griechenland wieder auferstehen, um die Erde wieder schön zu machen. Durch einige Mittelstufen drang dieser aus dem Alterthum neu belebte Geist auch in einen wittenberger Mönch. Und so platzten die Geister und bald auch die Schwerter „auf einander," um eine ganze tausendjährige Kultur zu verwüsten und eine neue zu schaffen. Die neue Kultur, insofern sie sich in der Plastik und Architektur verkörperte, findet zunächst in einer italienischen Halle ihren Tempel, den Michel-Angelo's Riesengestalten als hohe Priester dieses neuen Kultus beherrschen.

Die neue Sculptur, durch den großen Krystallpalast reichlich vertreten, zeigt hier, daß sie durchaus nicht so arm ist, als sie verschrieen war. Canova's, Thorwaldsen's, Rauch's, Tiek's, Schwanthaler's und mancher Franzosen und Italiener in Marmor vergöttlichte moderne Ideen sehen uns vertraulicher, individueller, anatomisch richtiger und physiologisch wahrer an, als die Bewohner des Olymp. Die moderne Sculptur ist im Krystallpalaste so umfassend reich vertreten, daß man sich hier vielleicht zum ersten Male wirklich von der höhern Schönheit der modernen Sculptur gegen die griechische überzeugen kann. Alle die berühmten klassischen Darstellungen der Schönheit des weiblichen Körpers unter dem Namen Venus — haben sich hier versammelt. Die modernen mit den Grübchen in den Backen sind offenbar schöner, als die mediceische. Einige schlafende oder in muskulöser Thätigkeit aufgefaßte nackte Männergestalten sind offenbar nicht nur wahrer, sondern auch schöner, als der Apollo von Belvedere. (Ich kehre mich nicht daran, daß mich hier jeder schulgerechte Aesthetiker von vorn herein ohne weitere Untersuchung als einen Ketzer verurthei-

len wird.) Der Triumph moderner Sculptur ist das — Portrait. Man muß die „Walhalla" des Krystallpalastes sehen, um das zu glauben. Was sind die Zeusstirnen und Apollogesichter gegen Goethe's, Shakespeare's, Lessing's, Friedrichs des Großen, Napoleon's, Washington's und von 300 andern berühmten Männern, die hier neben einander stehen und durch ihre bloße Schädel- und Gesichtsbildung sich als Werkstätten der tiefsten Gedanken und höchsten Ideen ankündigen? Es ist mehr als ein phrenologischer Genuß, zwischen diesen Stirnen, aus denen die Minerven der modernen Civilisation gegen Censur und Polizei hervorsprangen, hin- und herzuwandern.

Die getreue Copirung des maurischen Alhambra-Palastes und eines pompejanischen Hauses können wir kaum erwähnen, ohne das Gefühl, uns zu versündigen, daß wir ihnen nicht drei Bogen widmen. Wir wollen die Sünde durch ein Frühstück, das wir darin einzunehmen gedenken, sühnen. Sie dienen nämlich zugleich als Erfrischungs-Hallen der „Weltmasse", in dem „Völker-Bazaar" zur Ausstellung und zum Verkaufe von Industrie- und Kunstartikeln aller Völker gewidmet sprechen wir uns noch besonders, wie wir auch außerdem den Industrie-Hallen, welche die andere Hälfte des Krystall-Palastes hinter dem Hauptschiffe einnehmen, der Halle für Schreibmaterialien (im weitesten englischen „Stateonery-"Sinne), den Eisen-Hallen von Sheffield und Birmingham, dem Musiktempel, der Kirche für Kattune und Callicos, dem Palaste für Sammet und Seide (nach einem Entwurfe des Professor Semper aus Dresden) und dem Saale für Meubles wohl noch besondere Aufmerksamkeit schuldig sind.

So sehen wir uns wohl eines Montags, Dienstags, Mittwochs oder Donnerstags (wo die Reise von London hin und her und Entree zusammen 1 Shilling 6 p. kostet, Freitags das Doppelte, Sonnabends für geldstolze Leute das Vierfache) wieder in diesem Leib und Leben gewordenen Universal-Lexikon.

Wer die zehnte Auflage des Brockhaus'schen und die zweite des Paxton'schen aus- und inwendig kann, der kann sich mit gutem Gewissen zu den „Beiden" stellen, die „auf der Menschheit Höhen stehen."

Beta.

Homöopathie und homöopathische Gaben.

Samuel Hahnemann, im Jahre 1755 zu Meißen geboren und 1843 zu Paris gestorben, gründete (um das Jahr 1796) ein Heilsystem, welches er homöopathisches taufte, weil er Aehnliches mit Aehnlichem heilen wollte, d. h. die Krankheiten durch solche Arzneimittel kuriren, welche in einem gesunden Körper ähnliche Erscheinungen hervorriefen, wie die der Krankheit sind. Denn homoios (ὅμοιος), ein griechisches Wort, heißt ähnlich und pathos (πάθος), das Leiden. Um nun aber die schon kranken Organe durch diese Arzneimittel nicht etwa noch mehr zu incommodiren und kränker zu machen, gab er seine Arzneien in so äußerst kleinen Gaben, daß eine Berechnung dieser Verkleinerung dem Leser Spaß machen und ein helles Licht auf die Verstandeskräfte derjenigen werfen muß, welche an die Wirksamkeit solcher Gaben (die sogar monate- und jahrelang hinaus dauern soll) wirklich glauben können. Doch zuvor erfahre der Leser, wie Hahnemann zur Kenntniß der bei den Krankheiten passenden Arzneimittel gelangte. Einem Menschen, der scheinbar gesund war, gab man irgend Etwas ein und nun wurde Alles, was diesem Menschen in der nächsten Zeit passirte und wo die Ursache nicht geradezu in die Augen sprang, dem Mittel zugeschrieben, dieses Mittel aber dann als Heilmittel gegen solche abnorme Zustände einregistrirt, welche den nach dem Einnehmen des Mittels folgenden Erscheinungen ähnlich waren. Z. B. man genießt nur ein winziges Bischen von einem einzigen Caviarkörnchen und merkt dann hinterher Zucken am Mittelfinger und Neigung zum Schlafe, man träumt von der Pepita und stöhnt dabei dreimal u. s. w., so würde dieses Mittel heilsam beim Pepitatraume, dreimaligen Stöhnen im Schlafe, Mittelfingerzucken 2c. sein. Sollte etwa Jemand glauben, daß dieser erdichtete Unsinn ein unpassendes Gleichniß für die homöopathischen Arzneiversuche wäre, so lese er nur in Hahnemann's und seiner Schüler Werken und er wird von der Wahrheit des Gesagten überzeugt werden. Wie wär's denn sonst auch möglich, daß der homöopathische Arzt gegen fast Alles, was nur im menschlichen Körper Absonderliches vorgeht, ein Mittelchen haben könnte. Verordnete doch kürzlich erst ein Homöopath einem jungen Mädchen meiner Bekanntschaft, damit sie nicht so schnell wachse, Ignatiusbohne in homöopathischer Gabe, und daß durch solche Gaben unheilbare Krebsübel und Schwindsuchten in kurzer Zeit heilen, sterbende Cholerakranke in einigen Stunden munter und gesund sein, hirnarme Blödsinnige kluge Leute werden sollen u. s. f.; das muß man leider oft gerade genug behaupten hören. Doch jetzt zur homöopathischen Gabe.

Die Zubereitung der homöopathischen Medicamente, durch welche diese decillion- und vigintillionmal verdünnt werden können, geschieht so, daß man einen Tropfen einer Tinktur mit 100 Tropfen Wassers oder Alcohols durch kräftiges Schütteln vermischt und nun von dieser Lösung 1 Tropfen wiederum in 100 Tropfen Wassers fallen läßt und dies dann 30 bis 60 Mal so fortsetzt. Auf diese Weise enthält die 1ste Verdünnung $\frac{1}{100}$ eines Tropfens, die 2te $\frac{1}{1000}$, die dritte einen Milliontheil, die 4te einen Hundert-Milliontheil, die 5te einen Tausend-Milliontheil, die 6te einen Billiontheil, die 9te einen Trilliontheil, die 12te einen Quadrilliontheil, die 15te einen Quinquilliontheil, die 18te einen Sextilliontheil, die 30ste einen Decilliontheil (eine Decillion wird bekanntlich durch eine 1 mit 60 Nullen geschrieben) und die 60ste einen Vigintilliontheil. Mit der Verdünnung steigt nach der Ansicht der Homöopathen die Wirksamkeit des Mittels. — Nehmen wir nun einmal an, die Theilbarkeit der Körper erstrecke sich wirklich so weit als die homöopathischen Verdünnungen gehen, so läßt sich von der Größe dieser Verdünnungen nur dann eine richtige Vorstellung machen, wenn man sich die Größe des Wasserbehälters veranschaulicht, der den einen Tropfen Tinctur aufnehmen muß, wenn er Decillionmal verdünnt werden soll. Dächte man hierbei an Seen, an den großen Ocean oder an eine Wasserkugel von der Größe des Erdballs, so würde man soweit von der Wahrheit abweichen, daß man ausgelacht zu werden verdiente. Die Rechnung, durch welche die Größe einer Wasserkugel für die decillionste Verdünnung bestimmt werden kann, ist nun aber mit Hülfe der Logarithmen keineswegs schwierig.

Nimmt man an, daß durchschnittlich 600 Tropfen auf das Volumen eines sächsischen Cubikzolls und 13,400 sächsische Ellen auf die Länge einer deutschen Meilen gehen, setzt man ferner den Durchmesser des Erdkörpers zu 1719 Meilen und den Cubikinhalt der Erde zu 2559,700000 Cubikmeilen voraus, so würden erst 20,463000,000000,000000,000000,000000 Erdkörper die Größe der verlangten Wasserkugel darstellen. Gegen eine Wasserkugel von dieser Größe würde selbst der Umfang eines ganzen Planetensystems oder Sonnengebietes als etwas Unbedeutendes erscheinen. Denn setzt man die Entfernung des Uranus von unserer Sonne in runder Zahl auf 400 Millionen Meilen und nimmt man beispielsweise an, daß die Wirksamkeit der Sonne sich nach allen Seiten hin selbst auf das Hundertfache einer Uranusweite erstrecke, so findet sich, daß der Halbmesser dieses kugelförmigen Sonnengebietes in dem Halbmesser jener berechneten Wasserkugel volle 584 Mal enthalten ist, und daß folglich, da die kubischen Inhalte zweier Kugeln sich zu einander wie die Würfel ihrer Halbmesser verhalten, für 200 Millionen Sonnengebiete in jener Wassermasse Raum sein würde. Man muß Fixstern-Entfernungen zu Hülfe nehmen, um mit Zahlen, die weniger beschwerlich durch ihre Größe sind, Räume von jener Ausdehnung sich zu vergegenwärtigen. Die Entfernung des Sirius dürfte nicht leicht mehr als 10 Billionen Meilen betragen. Nimmt man diese Zahl als Einheit zum Maßstabe, so stellt sich die Länge des Halbmessers jener Wasserkugel (mit der decillionsten Verdünnung des Tropfens) zu beinahe drittehalb Siriusweiten dar. Und von einer solchen Verdünnung der sogenannten Kockelskörner sah Hahnemann Lähmung der ganzen linken Körperhälfte eintreten. Diese Spielerei Hahnemann's mit Zahlen läßt sich auch noch deutlich aus folgender Berechnung (von Brau-

des) erkennen: wenn ein Arzt seit Adam's Zeiten allen lebenden Menschen in jeder Secunde einen Quintilliontheil eines Granes irgend eines Arzneimittels gegeben hätte, so würde dennoch der ganze Verbrauch bis jetzt noch nicht auf ein Tausendtheil vom Milliontel eines Grans sich belaufen.

Durch solche Berechnungen seiner Gegner auf das Lächerliche seiner Verdünnungen aufmerksam gemacht, behauptete endlich Hahnemann, — da er sich denn doch schämte, eine durch die Verdünnung hervorgerufene Steigerung der chemischen und physikalischen Eigenschaften der Mittel als Erklärungsgrund so eminenter Wirkungen zu gebrauchen und er doch die Wirksamkeit der so verdünnten Arzneimittel nicht aufgeben wollte, — daß durch diese Verdünnungen die Mittel entkörpert würden und zu lauter arzneilichen Geistern aufgingen. Ueber die Macht dieser Geister weiter noch zu reden, wäre ebenso thöricht, wie Jemanden von dem kindischen Glauben an das übernatürliche Wissen der Tischklopfgeister und der Somnambülen oder Magnetisirten, die sogar mit dem Bauche lesen sollen, abbringen zu wollen. Nur trauern kann man darüber, daß eine Menge der Geschöpfe, welchen von Natur so viel Materie zum Verständigwerden gegeben, in Folge verkehrter Erziehung so entsetzlich unverständig ist. (B.)

Pariser Bilder und Geschichten.

Das Proletariat.

Die Stadt der Proletarier. — Minister Persigny. — Das Elend des Proletarierthums. — Die Geschichte eines jungen Mädchens. — Der Pariser Arbeiter. — Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. — Die alten Arbeiter und ihr Ansehen.

Paris ist so recht eigentlich die Stadt der Proletarier, es ist der Mehrzahl nach von Leuten bewohnt, die nichts haben, als ihre brennenden Wünsche zu besitzen und zu genießen, ihre Projekte, ihren Ehrgeiz, ihre Fähigkeit und — ihre Illusionen. Paris ist eine heiße gefährliche Arena, in die sich Tausende und aber Tausende von Wettkämpfern stürzen, um den Preis zu gewinnen. Wie Wenige werden gekrönt, wie Viele unterliegen der Mühseligkeit des Kampfes, und über die zu Boden Gestreckten brausen erbarmungslos die Sieger, die andern Kämpfer.

In Paris fängt das Proletariat in den Dachstuben an und hört in den glänzendsten Salons nicht auf. In allen Höhen und in allen Tiefen dieser ewig bewegten Gesellschaft dieselbe Unzufriedenheit, dieselbe Unruhe, dieselbe fieberhafte Gier nach einer bequemen gesicherten Lage, derselbe Durst nach Geld, dem Götzen, der mächtiger ist als Jugend und Schönheit, Verdienst und Talent, da er sie hier doch alle entthront, die ursprünglichen Gottheiten der schönen Erde. Das erste Lallen des Kindes, das letzte Stöhnen des Greises ist: Geld!

Den eigenthümlichen Charakter, seine kochende Leidenschaft und fieberhafte Kraftanstrengung, das Wirbelhafte des Lebens, die heftigen Reibungen und Anstöße der arbeitenden Elemente erhält Paris schon aus der Art und Weise, wie es sich bevölkert und durch die Natur des Franzosen, der heißblütig, von lebhafter Phantasie, zu heftigen Anläufen geschaffen, der Ausdauer ermangelt und nie erreicht, was er nicht rasch gewinnt, den ein stilles genügsames Leben so sehr langweilt, daß er den Sturz in die Brandung, den Kampf mit dem Strom und Wellen, der ruhigen Ansiedelung am Ufer vorzieht.

Paris bevölkert sich nur sehr wenig durch sich selbst, sondern zieht zum größten Theil aus den Provinzen seine Einwohner. Und es übt wahrhaftig nicht auf die bescheidensten geordnetsten Naturen seine größte Anziehungskraft.

Das Mädchen, welchem seine häuslichen Verhältnisse drückend oder ungenügend erscheinen, das beeinträchtigt, oder im Zaume gehalten wird, das Unrecht oder billige Zurückhaltung ungeziemender Neigungen erfährt, glaubt sich zu retten oder zu befreien, indem sie dem glänzendsten Traume folgt, den sie von Kindheit an geträumt; sie eilt nach Paris; die Arme folgt mit Wahnsinnsschauern diesem dunkeln Verhängniß, daß sie zurückschreckt, aber doch noch mächtiger anzieht. Nun kann sie ungescheut all ihren Trieben folgen. Ueberall offene Wege; an welches Ziel wird sie gelangen, nachdem sie mit dem Kreis gebrochen, der sie beschränkt, aber auch geborgen?

Eine Andere sieht sich in ihrem Dorfe oder Städtchen von der Gesellschaft nicht ohne Grund zurückgestoßen; sie geht nach Paris, wo sie für den Verlust der ehrbaren Gesellschaft sich durch eine andere, die sich gewiß nicht weigert, sie aufzunehmen, entschädigt.

Ein ungerathener Sohn in der Provinz, der der strengen Zucht seines Vaters und der Arbeit entrinnen will und der sich Genie genug zutraut, um in der großen Welt sein Glück zu machen, jagt mit Dampfeseschnelle nach Paris.

Der Spekulant, der hoch hinaus will und die Beschränktheit der Mittel auf dem Lande als ein Hemmniß seiner Laufbahn betrachtet, eilt nach Paris, dem Mittelpunkte der Unternehmungen.

Wer moralisch oder materiell, schuldig oder unschuldig, so tief herabgekommen, daß er in seiner Umgebung auf keine hülfreiche Hand, weder auf Theilnahme noch auf Vertrauen für sein Leben mehr zählen kann, der setzt sein Alles auf die letzte Karte; er geht nach Paris, um entweder emporzukommen oder in der Seine zu enden.

Jeder der verdient oder unverdient in Verruf gekommen, der entweder mit sich oder mit der Gesellschaft oder mit beiden zu grollen Ursache hat, der entweder Unrecht gethan oder erlitten; wer nur immer aus den Geleisen des gewöhnlichen Lebens durch sein eigenes Wesen oder durch ein Geschick hinausgezogen wird, was die kleineren Gemeinschaften der Provinz nicht dulden oder nicht verzeihen, der sucht sich in Paris weitere Kreise und freieren Athem.

Der Denker, der Forscher, der Träumer, der Künstler, Jeder, der einen großen Gedanken oder eine große Leidenschaft, eine große Fähigkeit oder einen großen Charakter an sich trägt, für die es nicht Raum genug giebt in der engen Welt der Provinz, die Thier's, die Lafitte's, die Hugo's, die Lamennai's, die Arago's, die ziehen nach Paris, um ihr Kapital zu finden, Ehren, Ruhm und Einfluß zu gewinnen.

So rekrutirt sich das Proletariat und so aus diesem wieder die Welt von Einfluß und Gewicht.

Der Minister Persigny, um nicht noch höher emporzusteigen, hat vor wenig Jahren bei Herrn Havas in der Straße Jean Jacques Rousseau für 100 Franken monatlich lithographirte Berichte abgeschrieben, glücklich auf diese Weise sein Leben zu fristen. Heute sind sein Gehalt und seine Ansprüche um ein Bedeutendes gesteigert. Der ehemalige Proletarier hilft nun das Schicksal Frankreichs lenken.

Das Elend des Proletarierthums hat seine Abstufungen. Eins jedoch ist gewiß, daß keine Entbehrung mächtig genug ist, der Anziehung der Hauptstadt an der Seine das Gleichgewicht zu halten.

Ich kannte ein junges Mädchen, das aus Sens gebürtig, nach Paris gekommen war, um sich da durch Arbeit zu ernähren; sie hatte ihr väterliches Haus verlassen, weil sie einen Heirathsantrag zurückgewiesen, zu dessen Annahme man sie durch Hinweisung auf eine reichliche Versorgung veranlassen gewollt. Ihr Vater hatte ihr die ernste Vorstellung gemacht, daß sie mehrere jüngere Geschwister habe und seine Verhältnisse nicht günstig genug seien, um ohne drückende Beschwerde den Unterhalt der Seinigen zu bestreiten: daß sie also kein Recht habe, ein Glück von sich zu weisen, das nicht nur ihr selbst, sondern der ganzen Familie zu Gute käme. „Wenn es sich blos um die Last handelt, welche ich Ihnen auflege, von der kann ich Sie befreien, ohne daß ich mich zu einer Verbindung hergebe, die meinem Geschmack und meinem Herzen widerstrebt. Ich habe die nöthige Geschicklichkeit und den nöthigen Muth zur Arbeit. Ich werde mich so gut wie jede Andere selbst erhalten. In den nächsten Tagen gehe ich nach Paris, da werde ich mein Glück schon machen;" so antwortete das

Mädchen. Ihre Aeltern, welche sie im Grunde lieb hatten, boten zwar Alles auf, sie von ihrem Vorsatze abzubringen, allein das Mädchen blieb unerschütterlich.

Kaum 18 Jahre alt, kam sie ganz allein nach Paris; sie miethete anfangs ein leidliches Zimmer und da sie hinlängliche Fertigkeit im Nähen besaß, suchte sie dieselbe zu verwerthen. Es gelang ihr, nach kurzem Aufenthalt, hinlänglich Aufträge und Beschäftigung zu erhalten. Da sie aber durch zwölf Stunden anstrengender Arbeit nicht mehr denn $1\frac{1}{2}$ Franken täglich gewann, mußte sie ihre halbwegs bequeme Wohnung aufgeben, die zwanzig Franken monatlich kostete, weil sonst die Einnahme für den nothwendigsten Bedarf nicht reichte. Das Mädchen miethete ein Dachstübchen von so kläglicher Construktion, daß sie in demselben nicht aufrecht stehen konnte, nicht zu reden von dem kargen Licht, das nicht geeignet war, ihr die Arbeit zu erleichtern, von der erstickenden Hitze im Sommer, von der erstarrenden Kälte im Winter. Obgleich an ein angenehmes, leichtes Leben von Haus aus gewöhnt, unterzog sich das arme Geschöpf den furchtbaren Beschwerden mit einer Geduld, mit einer Entschiedenheit, die gewiß Bewunderung verdienen. Die Blüthe der Jugend verblaßte auf ihren Wangen. Die schlechte, spärliche Nahrung, die Arbeit und die dumpfe Luft der engen Stube wirkten nachtheilig auf ihre Gesundheit; sie litt ab und zu an einem Augenübel, dessen Grund ebenfalls in dieser Lebensweise zu suchen war; allein das Mädchen ließ sich nicht entmuthigen; sie dauerte aus, wie eine echte Heldin, ohne Klage, ohne Prahlerei, und in den Briefen an ihre Aeltern, welche sie mir zeigte, las ich die Versicherung ausgesprochen, daß sie sich ganz wohl befinde.

Wenn ich ihr sagte: „Aber, Fräulein Julie, wäre es denn nicht besser, sie wären ganz offen mit ihren Aeltern, geständen ein, in welcher Lage sie sich befinden, und trachteten, wieder heimzukommen an den väterlichen Herd, wo es für Sie am besten ist, wo Sie Ihre leidende Gesundheit wieder herstellen und das behagliche Leben wie ehemals fortführen könnten?"

Antwortete sie mir: „Was fällt Ihnen ein. Wenn man sich ein Schicksal wählt, muß man es auch ertragen können; ich habe eine Versorgung ausgeschlagen; ich muß meinem Vater beweisen, daß ich dazu ein Recht gehabt. Ich strecke nicht so leicht wie Sie meine Waffen. Ich habe so gut meinen Stolz, wie ein Anderer."

So war Julie und in der That war der Stolz in ihrer verzweifelten Lage ihr guter Engel; ihr Stolz stand wie ein Wächter vor ihrer Seele und ihrem Herzen und wehrte jedem schlimmen Gedanken, sogar jedem bittern Gefühle den Eingang. Sie war fast immer heiter bis zur Lustigkeit; und wenn sie ein kleines Vergnügen sich zu verschaffen Gelegenheit hatte, genoß sie es so ganz und mit solcher Hingebung, als gäbe es für sie keine Sorge in der Welt.

Mir aber beengte es die Brust, wenn ich dieses Opfer der selbstgeschaffenen Marter sah.

Und nach langer Bemühung gelang es mir, eine Stelle für dieses würdige unglückliche Geschöpf bei einer anständigen, wohlhabenden Familie zu Amiens zu finden.

Mit welcher freudigen Eile hinterbrachte ich der Arbeiterin die frohe Botschaft.

Sie aber frug mich gedehnt, indem sie kaum von der Arbeit aufblickte:

„Wo ist, sagen Sie, der Wohnort dieser Familie?"

„Zu Amiens," antwortete ich.

„Wo liegt das?" frug sie weiter.

„In der Picardie."

„Wie weit von Paris?"

„Kaum eine halbe Tagereise per Eisenbahn."

„Es thut mir leid."

„Was liegt daran, ob Sie etwas weiter oder weniger weit von Paris entfernt leben, wenn Sie nur gut aufgehoben und gut gestellt sind."

„Sie haben vollkommen recht, etwas näher oder weiter, das bleibt sich gleich."

„Ich habe mir, offen gestanden, die Aufnahme meiner Nachricht lebhafter gedacht!"

„Verzeihen Sie; ich bin Ihnen wirklich von Herzen dankbar für Ihre freundliche Absicht und Bemühung, allein ich mag Paris nicht verlassen."

Ich blickte erstaunt auf. Das unglückliche Geschöpf, wie es vor mir saß, über die Arbeit tief herabgebogen, die Augen geröthet, blaß mit eingefallenen Wangen, die magern Hände in unablässiger Thätigkeit, dem unsäglichen Elend verfallen und von noch größerem bedroht; ich traute meinen Ohren kaum, als ich sie einen Antrag zurückweisen hörte, der ihr Erlösung von so viel Kümmernissen und Beschwerlichkeiten versprach.

„Aber um des Himmels Willen" rief ich, „was haben Sie denn unter solchen Verhältnissen von Paris?"

„Das weiß ich selbst nicht so recht. — Paris" — antwortete sie ganz ruhig.

„Fühlen Sie es denn nicht, daß Sie Ihre Gesundheit aufreiben?"

„Wenn ich nicht lange zu leben habe, so ist das ein Grund mehr hier zu bleiben. Ich will wenigstens noch die kurze Zeit genießen."

„Genießen!" wiederholte ich mit einer seltsamen Betonung, indem ich das Mädchen mitleidig anblickte.

„Wie ich Ihnen sage, das verwundert Sie, weil Sie noch nicht nachgedacht haben, wie viel Annehmlichkeiten man in Paris findet, die Einem entgegenkommen, ohne daß man sich um sie zu bemühen braucht."

„Welche sind diese?"

„Rechnen Sie für nichts, was man Alles sieht, wenn man ausgeht um Arbeit zu holen oder wegzutragen. Die schönen Häuser, die Boulevards, die geputzten Menschen und reichen Auslagen. Und dann, wie fein und höflich hier Einem ein Jeder entgegenkommt, wo Sie was kaufen oder Arbeit liefern, und wie sich doch Niemand um Sie und um ihre Verhältnisse kümmert, und wie Sie mit Ihrer Armuth eben so gut, wie mit Ihrem Wohlstand nach Ihrem Belieben leben können, ohne daß Sie sich zu schämen brauchen oder deshalb Geringschätzung erfahren. Das ist Alles mehr werth als ein gutes Auskommen. Und das hat man hier auch mehr Gelegenheit als anderswo zu finden. Es giebt hier so viele Straßen, durch die das Glück zu Einem kommen kann."

„Aber auch das Unglück," murmelte ich kaum vernehmbar und unterließ jede weitere Einwendung gegen den Entschluß der Näherin, von welchem sie abzubringen, ich keine Hoffnung hatte.

So wirkt Paris. Wie die Flamme auf den armen Falter, die ihn anzieht und tödtet.

Der Charakter der armen Näherin war von spröderem Stoff, als viele ihrer Schwestern. Sie blieb in ihrer Dachstube, während die meisten Andern in Abgründe sinken, aus denen kaum wieder ein Emporkommen möglich ist. Julie hat wirklich ihr Glück gemacht. Ein arbeitsamer Mann lernte sie kennen und ihren Werth schätzen, was zu einer ehelichen Verbindung führte, die so gedeihlich ausfiel, als man es in Paris nur erwarten kann, wo der Boden nicht sehr günstig für ein bescheidenes häusliches Leben ist.

Wie das Proletariat in Paris nach oben hin die eigentlich schaffenden, hervorbringenden, in Kunst, Wissenschaft und Politik wirksamsten Kräfte liefert, so setzt es nach unten hin den Schlamm, den Bodensatz der Gesellschaft ab und giebt den verschiedensten Gerichtshöfen fortdauernde Beschäftigung. Der untere Theil des Proletariats fristet sein Leben durch Verbrechen. Die Meisten dieser Classe sind in steter Flucht vor der Polizei, von der sie unablässig beaufsichtigt und verfolgt werden und mit der sie an geistreichen Erfindungen, an List und Verschlagenheit wetteifern. Sie bilden mit der Polizei zwei feindliche Elemente im fortwährenden Kampf miteinander, der sehr häufig zu einer Art schlauen Schachspiels wird. Angriff auf der einen, Abwehr auf der andern Seite mit der scharfsinnigsten Berechnung. — Wir werden auf diesen Krankheitsstoff der pariser Gesellschaft bei einer anderen Gelegenheit des Ausführlicheren zurückkommen.

Zwischen diesen äußersten Polen in der Mitte ist der eigentliche Arbeiter, der durch Kraft und mechanische Geschicklichkeit seinen Unterhalt gewinnt. Der pariser Arbeiter hat sein ganz besonderes Gepräge. Zunächst verleiht ihm das Gefühl der Gleichheit, die in Frankreich wie in gar keinem andern Lande — ich nehme selbst die vereinigten Staaten nicht aus — eine Wahrheit geworden, eine Sicherheit und Unbefangenheit des Auftretens, die ihn vor seinen Brüdern anderswo merklich unterscheidet. Dem pariser Arbeiter ist jede Demüthigung erspart, folglich auch jede Erbitterung benommen. Der Groll des Zurückgesetzten ist ihm fremd. Darum

ist er höflich, fein, geschmeidiger; ohne Anmaßung und Kriecherei. Er ist so recht eigentlich der Schmied seines Schicksals; denn er hat keine Schichten zu durchbrechen, die drücken und hemmen, um emporzukommen.

Tauscht er eines Festtags wegen, oder wegen einer dauernden Glückswendung die Blouse gegen den Ueberrock um, so gilt er so viel wie jeder Andere und sein Fünffrankenstück, das er in der Tasche trägt, hat denselben Werth, wie das des hochgestelltesten Mannes. Darum liegt auch für ihn wie für die ganze übrige Gesellschaft in diesem klingenden Vorzug das Geheimniß der Geltung. Das weiß und fühlt der pariser Arbeiter genau. Darum dieselbe krankhafte Sucht nach Erwerb bei ihm, wie bei den Andern; darum die grenzenlose Habsucht, die nur durch das Streben nach Vergnügen und Genuß geschwächt wird. Er ist rasch und geschickt bei der Arbeit; allein es ist ihm ein Bedürfniß zwei bis drei Tage der Woche in Müssiggang und Wohlleben mit lustiger Gesellschaft zu verbrausen, wodurch seine ökonomischen Verhältnisse bedeutend zerrüttet werden, da er in diesen Freudentagen nicht selten den Gewinn der ganzen Woche todtschlägt. Ueberhaupt hat der pariser Arbeiter, damit an der Gleichheit ja nichts fehle, die Laster und die Lebensart der mehr begünstigten Classen angenommen. Er hat seine besondern Viertel, seine besondere Kneipe, seine besondern Kaffee- und Gasthäuser, seine Liebschaften. Er hat seine traurigen Familiengeschichten, seine häuslichen Zerrüttungen, dieselbe Zügellosigkeit der Begierden und Leidenschaften, kurz, er treibt Alles, auch die Liederlichkeiten, mit seinen beschränkten Mitteln und im verjüngten Maßstabe, wie man es in der großen Welt treibt. Es geht in gewisser Beziehung im 7. und 12. Arrondissement eben so locker zu, wie am Hofe Ludwig XV., nur daß der Glanz fehlt und die Mittel anderen Charakters sind.

Der pariser Arbeiter hat die unvertilgbare Fröhlichkeit, die dem französischen Charakter eigen, er weiß sich anmuthig und fein zu benehmen, ja mit Geist und Witz das Wort zu gebrauchen; er ist sehr galant gegen das schöne Geschlecht, ohne daß er jedoch von der tiefgehenden Verehrung der Frau, die der Deutsche mehr fühlt als ausdrückt, einen Begriff hat. Wenn man ihm einen Frack anzieht, wird er sich mit mehr Leichtigkeit in einem Salon bewegen, als mancher Commerzienrath, der sich nicht wenig auf sein feines Benehmen zu Gute thut. Einen Vorzug hat der Arbeiter vor den übrigen Classen der Bevölkerung, daß ihm die Mühseligkeit der Arbeit mehr Muth und Thatkraft verleiht, als die Entnervung den Andern übrig läßt.

Der pariser Arbeiter steht seinem Patron nicht etwa wie der Diener dem Herrn gegenüber; sie behandeln sich gegenseitig mit nüchterner Höflichkeit und sie betrachten sich wie zwei Geschäftsleute, welche mit einander, laut getroffener Uebereinkunft, Arbeit und Geld austauschen. Selbst ein Diener ist hier bei weitem nicht so erniedrigt, wie anderswo. Das gänzliche Sichaufgeben seiner Persönlichkeit, wie ich es oft gesehen, kommt hier gar nicht vor, und ein französischer Diener betrachtet sich als ein Individuum, dem man seine menschliche Würde schonen muß. Ich weiß von dem Fall, daß ein Diener augenblicklich ein Haus verließ, weil ihm die Hausfrau auf ihrem schon benutzten Teller zu essen geben wollte. Diese Frau war eine Deutsche. Eine Französin hätte die Empfindlichkeit des Dieners von dieser Seite nicht zu verletzen gewagt. Diese einzige Frucht haben die politischen Umwälzungen getragen, daß der Franzose bei jeder Gelegenheit die menschliche Würde bei Andern respektirt und stets bei sich respektirt haben will. Dem gesunkensten Proletarier bleibt daher noch ein bischen Stolz, ein Funken bessern Geistes. Ganz verthiert sich nur selten ein Franzose.

Die ältern und verheiratheten Arbeiter, welche ein Leben voll der härtesten Prüfungen durchgemacht, sind schweigsam, abgeschlossen und in sich gekehrt, sie fliehen und verachten die Lustbarkeiten und Schweigereien der Jüngern, sie liegen mit mehr Ernst der Arbeit ob, und treten nur bei besondern Gelegenheiten heraus aus ihrer dunkeln Zurückgezogenheit. Sie stehen in großem Ansehen bei ihren jüngern Kameraden und man betrachtet sie als die Träger der alten Traditionen. Die Regierung bietet Alles auf, diese finstern Männer zufrieden zu stellen, welche den Kern gewisser Vorstädte bilden.

Blätter und Blüthen.

Zur Leidensgeschichte eines Journalisten. Es ist schon Vielerlei über die Schwierigkeiten aller Art berichtet worden, mit welchen die von den größern politischen Zeitungen eigens nach dem Kriegsschauplatze im Orient geschickten Correspondenten zu kämpfen haben, wenn sie ihre Aufgabe gehörig erfüllen wollen. Einer dieser Correspondenten hatte sich am Bord des „Goldenen Vließes“ in Malta eingeschifft, und in der Times wird nun in folgender Weise mitgetheilt, wie es diesem Unglücklichen am Palmensonntage auf der Rhede von Gallipoli erging.

Das Goldene Vließ hatte am Sonnabende vorher sämmtliche mitgebrachte Truppen ausgeschifft. Unser Correspondent, der zu den Passagieren gehörte, war in die Stadt gegangen und hatte eine Wohnung gemiethet, welche bis dahin einer alten Griechin, fünf Kindern und einer Unzahl sehr kriegerisch gesinnten Hühnern und Gänsen zum Quartier gedient. In Betracht, daß es ihm nicht gelang, diese ganze Gesellschaft schnell genug zum Ausziehen zu bewegen, um ihm für den nämlichen Abend noch seine neue Wohnung einzuräumen, und auch von dem Wunsche getrieben, noch eine gute Nacht zuzubringen, entschloß er sich ein letztes Mal am Bord des Schiffes zu schlafen. Ein kluger Mann war's jedenfalls, der zuerst gesagt hat, daß man nie am Bord eines Schiffes schlafen soll, wenn man am Lande schlafen kann. Dieser Grundsatz bewahrheitet sich in diesen Gewässern noch mehr als anderswo.

Kurz nach Mitternacht, während der Correspondent in süßem Schlafe träumte, erhob sich ein ziemlich heftiger Nordwind, das Goldene Vließ lichtete die Anker, wurde einige Meilen weit durch die Strömung fortgetrieben und gerieth, weit von den Dardanellen weg, nahe an die Küste Asiens. Der Kapitain hatte am Abend vorher vom General Befehl erhalten, in aller Frühe nach Malta zurückzusegeln, und als echter Marineoffizier war er nur auf die Mittel bedacht, die Reise so viel wie möglich abzukürzen. So kam es denn auch, daß als unser Correspondent, der das Versprechen erhalten hatte, in einer Barke an's Land gesetzt zu werden, gegen sieben Uhr Morgens auf dem Verdeck erschien, außer der Ueberraschung sich nicht mehr am gleichen Platze zu befinden, auch noch zu seinem großen Leidwesen vernehmen mußte, daß die Befehle des Commandanten dahin gingen, ihn am Bord des nächsten Schiffes abzusetzen, indem es bei dem eingetretenen Winde und der Beschaffenheit des Meeres zu viel Zeit erfordern würde, um ein Boot vom Goldenen Vließ aus nach Gallipoli abzuschicken.

Diese Nachricht war nichts weniger als angenehm. Der Morgen war frisch, ein heftiger Nordwind verwandelte die ganze Dardanellenstraße in eine weißschäumende Masse und der von allen Seiten bedeckte Himmel ließ keine Hoffnung auf einen Sonnenstrahl übrig. Die weißen Minarets von Gallipoli traten, von dem dunkeln Gewölk gehoben, in der Ferne hervor, an beiden Ufern der Meerenge brachen sich hohe Wogen, und in nächster Sicht des Dampfers bemerkte man nur einige kleine Briggs und Schooner, welche mühsam gegen Wind und Meer ankämpften. Auf der schützenden Rhede von Gallipoli gelegen, gewahrte man außerdem die Schiffe der französischen Eskadre, doch mochte die Entfernung dahin über zwei Meilen betragen.

Als nächstes Fahrzeug fand sich eine ziemlich schwerfällig aussehende Brigg vor, welche ungefähr zweihundert Klaftern weg vom Goldenen Vließ vor Anker lag. Nicht ohne Schwierigkeit, denn Wind und Meer waren höchst ungünstig, gelang es, ein Boot am Fuß einer von dem Dampfer herabgelassenen Leiter zu bringen. Vier stämmige Bursche kamen indeß zu Stande und der Correspondent nahm neben ihnen mit seinem Gepäck Platz. In einigen Minuten befanden sie sich an der Seite der Brigg, die wie ausgestorben schien. Sechs Fuß ungefähr über dem Wasser und unter dem Geländer, welches das Verdeck jedes Schiffes umgiebt, hing eine alte kaum noch brauchbare Barke. Die Mannschaft des Bootes ruderte auf diese Stelle zu, und sobald sie sich unter der alten Barke befand, warf sie das Gepäck des Correspondenten hinein. Dieser selbst folgte einen Augenblick später nach und das Boot schickte sich wieder an, nach dem Goldenen Vließe zurückzukehren.

Da die Barke, in welche unser Correspondent, so zu sagen, geschmissen worden war, eine ziemliche Menge Wasser enthielt, so war seine erste Sorge, das Gepäck auf die Ruderbänke zu legen; hierauf versuchte er selbst auf das Verdeck der Brigg zu klettern. In dem Augenblicke, wo er das Ende eines Seiles ergriff, um besser empor zu klimmen, löste sich dieses, obschon es befestigt schien, von dem Verdeck los und fiel zu seinen Füßen nieder. Gleichzeitig richtete sich eine, durchaus kein Zutrauen einflößende Gestalt am Bord empor und ein häßlicher Mund ließ die Worte vernehmen: „Wir, Griechen! nichts Engländer! Fort, fort! Wir in Quarantaine!“ Der Correspondent theilte sogleich diesen Umstand dem Offiziere des Bootes mit, das ihn hergebracht hatte und welches noch in der Nähe gegen Wind und Wogen ankämpfte. Dieser erwiederte, daß er den Kapitain von der Sachlage unterrichten würde, mit welchem Troste er den unglücklichen Zeitungsschreiber zurückließ.

Der Zurückgelassene folgte unruhigen Blickes allen Bewegungen des ungastlichen Bootes, als er bemerkte, daß er die Zielscheibe der halb höhnischen, halb drohenden Blicke eines halben Dutzends Bursche war, welche ohne alle Phantasie für Piraten erster Klasse gehalten werden konnten.

Daß er vor Kälte zitterte, bis auf die Haut durchnäßt war und unaufhörlich in der zwischen Himmel und Erde schwebenden Barke von den Wogen überspült wurde, schien ihnen geradezu Vergnügen zu gewähren.

Das Boot, auf welches unser Engländer fortwährend den Blick ängstlich gerichtet hielt, erreichte endlich nach vieler Anstrengung das Goldene Vließ. Für ihn war dies ein Augenblick höchster Qual, und man kann sich denken, wie ihm zu Muthe wurde, als er einige Minuten später das Boot an seiner gewöhnlichen Stelle hängen sah. Noch mochte er sich nicht zu dem Glauben entschließen, daß nur einigermaßen gefühlvolle Menschen einen der Ihrigen in einer so kritischen Lage lassen könnten, und von Augenblick zu Augenblick erwartete er immer noch, eine gut bemannte Barke zu seiner Abholung abstoßen zu sehen.

Die an ihren Ankern schaukelnde Brigg entzog momentweise das Goldene Vließ seinen Blicken, und jedes Mal wenn er das landsmännische Schiff so aus den Augen verlor, stellte ihm seine Einbildungskraft einen Theil der Matrosen mit den nöthigen Vorbereitungen, ihm zu Hülfe zu kommen, beschäftigt vor. Leider aber entdeckte sein Auge immer nur wieder die an ihren Seilen befestigte Barke, nebst allen Anzeichen, daß das Schiff weiter zu segeln im Begriff stand.

Als die Griechen die gleiche Wahrnehmung machten und bemerkten, wie der Correspondent vergeblich telegraphirte, wurden sie noch unverschämter. Mit höhnischem Lächeln deuteten sie auf das Meer, und schienen zu berathen, ob sie ihre Barke nicht losbinden und den Ankömmling darin den Wogen überlassen sollten; gleich darauf schienen sie sich jedoch eines Andern zu besinnen, zogen sorgfältig alle Seile zurück, die über das Schiff herabhingen und verschwanden.

Die Lage konnte nicht wohl mißlicher sein; die Kälte war empfindlich, jeden Augenblick gingen die Wellen über die Barke weg. Unser Held raffte seinen Muth zu einer letzten Anstrengung zusammen und an den die Barke haltenden Seilen gelang es ihm, bis an das Geländer des Verdecks emporzuklettern. Ein Matrose mit einer Pelzmütze und Schaffelljacke hielt ihn aber hier angelangt auf und erklärte ihm sehr kurz, daß er nicht an Bord kommen dürfe. Zur Noth hätten den Burschen offenbar sechs oder sieben andere unterstützt, welche auf dem Verdeck umherlagen, und sich bei Annäherung des Bootes einen Augenblick erhoben hatten. Es konnte mithin dem Correspondenten nicht in den Sinn kommen, Gewalt anzuwenden, und außerdem befanden sich seine Pistolen, wie dies gewöhnlich der Fall ist, wenn man ihrer bedarf, in einem seiner Reisesäcke eingepackt. Anderseits konnte er ebenso wenig am Geländer des Verdecks in der Schwebe hängen bleiben.

Demosthenes selbst, wenn er das italienische Patois verstanden hätte, in welchem die Verhandlung geführt wurde, würde nicht ohne Bewunderung und vielleicht nicht ohne Neid die pomphafte und prophetische Anrede gehört haben, welche der unglückliche Britte an seine Landsleute richtete. Diese aber blieben aller Beredtsamkeit unzugänglich, bis Einer von ihnen, der schlauer und berechnender als die Uebrigen war, plötzlich den Redner mit der Frage unterbrach: „Wie viel wollen Sie zahlen?"

Ein für die Erlaubniß das Verdeck zu betreten sofort angebotenes Goldstück brachte mehr Wirkung hervor als die herrlichsten Argumente; nach einigen Minuten, die unserm Correspondenten wie Jahrhunderte vorkamen, wurde das Anerbieten angenommen. Der Engländer zahlte das Geld aus und durfte hierauf das Verdeck besteigen; neue Gefahren erwarteten ihn jedoch hier. Die Griechen umringten ihn alsbald und mit wilden Grimmassen, die bei ihnen vielleicht für liebenswürdiges Lächeln galten, begannen sie seine Taschen zu befühlen und wußten bald auf's Genaueste, was sie enthielten; zugleich luden sie ihn ein, durch eine im Verdeck angebrachte Oeffnung hinunterzusteigen und sich in ihrem Salon auszuruhen. Ueber die Absichten, in denen diese gastfreundlichen Anerbietungen gemacht wurden, konnte kein Zweifel möglich sein, sie wurden daher entschieden zurückgewiesen und der unglückliche Correspondent entschloß sich zu einer letzten Appellation an das Goldene Vließ. Von Hunger und Müdigkeit dem Umfallen nahe, dazu halb erfroren, kletterte er so gut es ging auf das Bugspriet und ließ sein Schnupftuch in der Luft wehen.

Das Signal konnte von der Mannschaft des Dampfers ganz deutlich wahrgenommen werden, und wurde es zweifelsohne auch; allein man kehrte sich nicht daran. So lange ihr Gast oder vielmehr ihr Schlachtopfer das weiße Batisttuch schwenkte, welches den Seinigen seine Noth verkünden sollte, weilten die Griechen unbeweglich am Fuße des Hauptmastes, die Augen dem Dampfer zugewandt und voller Erwartung, was dieser thun würde. Endlich schien sich das Wasser zu bewegen und das Hintertheil des Schiffes zu drehen; die Schraube begann ihre ersten Bewegungen, die nach und nach immer rascher wurden, und die Brigg weit hinter sich zurücklassend, fuhr der Dampfer die Dardanellenstraße hinab dem offenen Meere zu.

Die Griechen wechselten einige leise Worte untereinander, und während der Eine von ihnen hierauf mit bedeutungsvollem Lächeln nach dem sich immer mehr entfernenden Fahrzeug wies, sagte er: „Hollah, John, es ist keine Rede mehr davon; komm nur wieder herunter, wir sind ehrliche Leute! gut! sehr gut!" Was aber diese Ehrlichkeitsversicherungen werth waren, erhellte schon aus dem Umstande, daß die Bursche bereits eine ihrem Gaste gehörige Kiste zu erbrechen begannen. Da es nur eine schwache Kiste war, so wurden die Griechen leicht damit fertig; die Plünderung begann also, und wenn einmal der Anfang gemacht war, so ließ sich kein Ende voraussehen. Der Correspondent verließ daher sofort seinen Posten auf dem Bugspriet und kam an's Verdeck zurück, wo er seine Bitte erneuerte, um eine ihn an's Land führende Barke zu erhalten. Die Griechen antworteten kopfschüttelnd mit Murren und Grunzen, was nichts Gutes andeutete. Sie umringten ihren unglücklichen Gast, und der Kreis, in welchem sich dieser eingeschlossen sah, wurde immer enger. Einer der Verdächtigstaussehenden erfrechte sich endlich sogar, Hand an das schwarzlederne Etui zu legen, in welchem der Correspondent sein Fernrohr umgehängt trug, und das Jenen Waffen zu enthalten schien. Der auf's Aeußerste empörte Engländer stieß den Unverschämten mit der Faust zurück, und da das Schiff in demselben Augenblick stark schwankte, so strauchelte der Bandit an das Geländer hin. Nach seinem Dolche greifen und auf den Engländer unter fürchterlichen Flüchen losstürzen, war für den Strolch Sache eines Augenblicks; einer seiner Kameraden hielt ihn zwar noch zurück, allein da die Mehrzahl der Matrosen durch diesen Vorgang sichtlich noch übler gestimmt worden, so mußte der arme Journalist auf Alles gefaßt sein.

Plötzlich fiel ihm ein, wie ein Schiff von dieser Bedeutung doch durch einen, einer höhern Klasse angehörigen Mann, den er noch nicht gesehen hatte, befehligt werden müsse. Von diesem Gedanken ergriffen, bahnte er sich einen Weg durch die ihn umstehenden Kerle und eilte, ohne sie deshalb ganz aus dem Auge zu verlieren, nach dem Hintertheil des Schiffes. Die Andern sprangen ihm nach, da er jedoch vor ihnen an der nach der Kajüte führenden Treppe anlangte, so stieg er schnell hinunter und befand sich zu seiner Freude in Gegenwart des Kapitains, der auf einer Art Divan sich behaglich pflegte. Unser Correspondent begann sogleich die Ursache seines unerwarteten Erscheinens zu erklären, was er so gut wie möglich in italienischer Sprache that, wurde aber von dem Kapitain mit den Worten unterbrochen: „Sprechen Sie englisch, ich werde Sie besser verstehen." Der Kapitain sprach wirklich ein völlig reines Englisch, dem man kaum einen fremden Accent anhörte.

Als er die Ursache vernommen, weshalb der Britte sich so ohne alle Umstände in seiner Kajüte eingeführt, gerieth er in heftigen Zorn. Er müsse, sagte er, das offene Meer vor einer halben Stunde gewinnen, er sei von Konstantinopel ohne alle Papiere fortgejagt worden und könne, Dank den Franzosen und Engländern, durch das erste beste Kriegsschiff, das ihm begegnen möchte, als Pirat weggenommen werden; die Engländer hätten ihn und seine Leute ruinirt; sie hätten den Türken geholfen, seine Landsleute zu unterdrücken und zu ermorden, und gleichwohl wollten sie Christen sein; er gäbe keine Barke her um an's Land zu fahren; übrigens könne er, selbst wenn er wollte, keine Barke hergeben; der Engländer habe mithin das Fahrzeug zu verlassen und seinen Weg, wie er könne, fortzusetzen; zum Schluße fügte er noch hinzu, wenn er Engländer wäre, so würde er lieber tausend Todesqualen ausstehen, oder sich von den Wogen verschlingen lassen, als ein griechisches Fahrzeug betreten oder Hülfe und Schutz von einem griechischen Seemann verlangen.

Die Aussicht, in's offene Meer mitgenommen, dann vielleicht unterwegs erschlagen und in irgend einen Abgrund geworfen zu werden, drängte sich jetzt dem Geiste des Engländers sehr unangenehm auf. Der Wind brauchte nur günstig zu werden, so waren die Anker in einigen Minuten gelichtet und die Brigg flog mit vollen Segeln blitzschnell die Strömung der Dardanellenstraße entlang. Wer konnte alsdann ein Verbrechen hindern? Wer würde je sagen können, was aus dem unglücklichen Engländer geworden war, den der Kapitain des Dampfers am Bord eines in der Meerenge der Dardanellen ankernden Schiffes um halb acht Uhr Morgens bei stürmischem Wetter hatte absetzen lassen? Gottes Auge allein wäre Zeuge des Verbrechens gewesen, das sich auf dem Verdeck dieser unbekannten Brigg zutragen konnte, und kein Arm, kein menschliches Gewissen wäre zugegen gewesen, um es zu verhindern oder die Bestrafung der Schuldigen anzubahnen.

Der Kapitain hatte erklärt, daß er nicht mehr von dem Engländer sprechen hören wollte und ließ demgemäß alle an ihn gerichteten Fragen unbeantwortet. Nur einmal, als ihn der gepeinigte Journalist gefragt, ob er in England gewesen wäre, hatte er heftig versetzt: „Zu oft! Zu oft!" Es blieb mithin offenbar nichts Anderes übrig, als den Gang der Begebenheiten abzuwarten. Die Leute von der Mannschaft hielten untereinander Rath, nach dessen Beendigung einer der Matrosen den Kapitain aufsuchte und mit demselben in eine lebhafte Erörterung gerieth. Ihre Blicke wendeten sich einem trotz des Nebels schon sichtbar werdenden Dampfschiffe zu, welches vom Marmor-Meere her in der Richtung von Gallipoli kam. Gleichzeitig schien sich ihre Aufmerksamkeit zu wiederholten Malen auf die näher befindlichen Fahrzeuge zu richten, die auf der Rhede lagen. Die Mannschaft schien begierig das Ergebniß dieser Unterredung zu erwarten.

Der Engländer hatte bemerkt, daß einige Flaschen Sherry aus seiner Lebensmittelkiste verschwunden waren und er zweifelte nicht daran, daß sie von den Matrosen getrunken worden; für den Augenblick jedoch nahmen ihn diese Kleinigkeiten weit weniger in Anspruch als das erwähnte Zwiegespräch, bei welchem jedes Wort mit lebhaften Geberden, funkelnden Augen und Fußstampfen, wie es unter in Zank gerathenen Personen vorkommt, begleitet war. Der Kapitain glaubte dabei einmal wahrzunehmen, daß unser Correspondent wie um besser zu hören, den Kopf vorgestreckt habe, und rief deshalb zornig: „Was machen Sie da? Stehen Sie gerade! Sie haben hier nichts zu hören!" Die Geduld des Letzteren riß aber hierüber, und die Besorgniß benutzend, welche die näher liegenden Fahrzeuge seinen Peinigern einflößten, versetzte er: „Gut, gut, mein bester Herr; allein belieben Sie sich etwas weniger grob auszudrücken und vergessen Sie nicht, daß hier englische Schiffe vor Anker liegen (was zwar nicht der Fall war) und englische Soldaten am Ufer lagern. Bedenken Sie wohl, daß wenn mir von Ihrer Seite die geringste Unbill widerfährt, dieser Tag für Sie zur unangenehmen Erinnerung werden möchte."

Mittlerweile hatte sich der vom Bosporus herkommende Dampfer genähert, und seinem Lauf nach zu schließen, mußte er bald an der Stelle anlangen, wo sich die geschilderte Scene zutrug. Dieser Umstand schien auf die Entschlüße der Griechen nachdrücklich einzuwirken und außerdem machte sie offenbar auch die in den Worten unsers Journalisten enthaltene Drohung und die Ruhe, mit welcher er einen Stuhl nahm und sich auf's Verdeck setzte, bedenklich. Der Kapitain und der Abgeordnete der Mannschaft traten jetzt wieder zu der Hauptgruppe, und die Arme, Augen und Füße begannen von Neuem ihr Pantomimenspiel. Endlich näherte sich der Kapitain dem Correspondenten und sagte, daß obschon er heftig darüber aufgebracht sei, daß ein Engländer ihm den Schimpf angethan habe, sich ohne seine Erlaubniß am Bord seines Schiffes einzufinden, er doch seine

Leute bestimmt habe, ihn in der für ein so heftig gehendes Meer zwar kleinen und zerbrechlichen Barke fortzuschaffen und daß sie versuchen würden, ihn nach einer italienischen Brigantine zu bringen, welche unter Wind vor Anker lag. Der Kapitain setzte hinzu, daß er für sich von einem Engländer keinen Pfennig haben möchte, wohl aber seien seine Leute arme Schlucker und würden, ohne gut bezahlt zu werden, ihr Leben eines Fremden wegen nicht auf's Spiel setzen.

Der Correspondent bot ein Goldstück (einen Augenblick vorher würde er gern sechs gegeben haben, wenn man sie verlangt hätte) und der Grieche schien das Gebot als befriedigend zu betrachten. Nach einer neuen Unterredung mit seinen Leuten, von denen einige beharrlich auf keinen Vorschlag eingingen, gelang es dem Kapitain, vier Mann zu überreden, die sich hierauf sofort nach der aufgewundenen Barke begaben. Der Engländer folgte ihnen freudigen Herzens. Es war in der That ein sehr kleines und gebrechliches Fahrzeug, und die See ging heftig bewegt; die vier Mann, welche sich der Fahrt unterzogen hatten, konnten bei aller Kraft die Barke kaum durch die von allen Seiten überstürzenden Wogen lenken. Es handelte sich um das Leben, allein wie groß auch die Gefahr war, der Correspondent zog alles Andere der Brigg und den auf ihr befindlichen Strolchen vor.

Zu mehreren Malen standen die griechischen Matrosen auf dem Punkte, das Beginnen aufzugeben und nach ihrem Schiffe zurückzukehren, die Aussicht auf das Goldstück jedoch und die Furcht vor dem, was sich am Ufer ereignen konnte, trieb sie immer wieder auf's Neue an. Hinüber und herüber geworfen, bald oben auf einer Woge tanzend, bald wieder tief hinab gezogen, gelangte bei aller Anstrengung die Barke nur langsam vorwärts; endlich nach geraumer Zeit legte sie an dem Hintertheil der genuesischen Brigantine „Minerva" an.

Der Kapitain dieses Fahrzeugs hatte nicht ganz ohne Besorgniß die von der griechischen Brigg abgeschickte Schaluppe gesehen, deren vier Mann Besatzung ihm höchst verdächtig aussahen. (Wie der fünfte aussah, der im Hintertheil der elenden Barke saß, vor Kälte zitterte, vor Hunger sterben wollte und bis auf die Haut durchnäßt war, wissen wir nicht.) Es war in der That kein Grund vorhanden, allzu große Beruhigung zu fassen, und so beeilte sich denn auch der Kapitain, als er die Barke näher kommen sah, sie mit den Worten anzurufen: „Was wollen Sie, meine Herren?"

Der Hauptherr war zu sehr von dem Wunsche beseelt, an Bord zu gelangen, um daß er erst noch geantwortet hätte. Ein Seil hing am Schiff herunter. Unser Correspondent ergriff es in einem Momente, wo die Barke gerade von einer Woge empor gehoben wurde, und ohne Erklärung, ohne Rücksicht auf seine Schienbeine, die er sich fürchterlich verletzte, mit der Energie, der Energie der Verzweiflung kletterte und kletterte er empor, bis er athemlos und erschöpft mitten unter der erstaunten Mannschaft auf dem Verdecke hinsank.

Einige Worte reichten hin, um den Kapitain von Allem in Kenntniß zu setzen und seine Befürchtungen zu zerstreuen. Der freundliche Italiener empfing unsern Correspondenten mit offenen Armen und ließ sofort sein Gepäck aus der Schaluppe nach der Brigantine bringen. Er selbst beabsichtigte, sobald der Sturm sich ein wenig legen würde, die Anker zu lichten und nach Genua abzusegeln, versprach aber nicht eher aufzubrechen, als bis er den hartgeprüften Journalisten am Ufer in Sicherheit wissen würde. Ueber die Art, wie diesen die Griechen behandelt, schien er mehr unwillig als erstaunt, und um den Namen dieser ungastlichen Brigg zu kennen, richtete er sein Fernrohr nach ihr, wo er dann auf einer weißlichen Linie mit goldenen Buchstaben geschrieben „Nikolaus" las. In diesem Augenblick spannte die Brigg alle ihre Segel auf und schoß pfeilgeschwind die Dardanellenstraße hinab; einige Minuten später war sie schon hinter einer Landspitze verschwunden.

Gegen Mittag legte sich der Sturm und das Meer wurde ruhiger. Sechs kräftige Genuesen stiegen in die Schaluppe der Minerva, der Engländer und der wackere Kapitain schieden auf dem Verdeck der Brigantine wie alte Freunde, und die Schaluppe ruderte dann dem Lande zu. Man kann sich denken, welche Gefühle das Herz unsers Correspondenten bewegten, als er endlich den Fuß bei Gallipoli an's Land setzte und sich unter dem Schutze und der Fürsorge des englischen Commissariats in voller Sicherheit fühlte.

Barnum, der Erbauer und Eigenthümer des bekannten Museums in New-York, der Erfinder und König des Humbugs, in dessen Sälen und Corridors aus allen Ecken und Enden der Welt, ohne Wahl und Kritik, hunderttausend leblose und lebendige Dinge. — Curiositäten, Kunsterzeugnisse und naturhistorische Sammlungen, Riesen und Zwerge, ägyptische Mumien und Schädel berühmter Männer. — aufgestapelt sind, ist in seiner Weise ein Genie, — ein Genie freilich, das ihn in der alten Welt auf die Galeere oder in's Zuchthaus gebracht haben würde, während es in der neuen sein Glück gemacht hat. Barnum, seines Zeichens ein Kürschnergesell, commandirt jetzt eine Million Dollars, ist der größte Güterbesitzer in Connecticut und Ohio, Partner oder Direktor mehrer Banken; sein Name figurirt auf den Kandidatenlisten bei den Wahlen von Governors und Senatoren; der Mann präsidirt in politischen und landwirthschaftlichen Vereinen, er empfängt als Mäcen der Wissenschaften und Künste die Huldigungen der Dichter. Er hat es mit Vielem versucht, ehe er den rechten Weg zum Glück ausgemittelt. Er war nach einander Seifensieder, Essigbereiter, Schriftsetzer, Buchdrucker, Wahlagent, Stumpredner, Schiffsmäkler und nebenbei ein Lump überall. In einer sonnigen Schicksalsstunde gerieth er auf den Einfall, einem bankerotten Menageriefübrer seine verhungerten Bestien abzukaufen — und gefunden war die Leiter des Glücks, auf der er von Staffel zu Staffel emporstieg, bis er im Stande war, sein Museum zu bauen für 120,000 Dollars, fünfzig Federn zu miethen und fünfhundert Zeitungen zu bestechen, um seinen Humbug durch die Union zu posaunen, täglich 150,000 Straßenecken, Omnibusse, Dampfboote, Wirthsstuben und Ladenwände mit seinen Placaten und Annoncen zu bekleben, und bald den General Tom Dumb, bald die Jenny Lind an seinen Triumphwagen zu spannen. In der Wahl der Mittel macht sich Barnum niemals Skrupel. Er näht ein Rudel Büffel in Bisonfelle ein, streicht ein halb Dutzend junger Bursche, echte Kinder von New-York, roth an, putzt sie mit Federmütze, Köcher und Bogen als Indianer des Felsengebirgs heraus und ladet dann zum Schauspiel einer Bisonjagd ein; er läßt aus Pferdeknochen und Fischgräten unbekannte, riesige Ungeheuer der Vorwelt zusammensetzen und bringt die gelehrte Welt mit „unzweifelhaften Zeugnissen" ihrer Echtheit und mit „glaubwürdigen Berichten" über Vorkommen und Fundorte in Staunen und Streit; er verwandelt weißhäutige Knaben in schwarze Aethiopier; er räumt die Trödelbude eines Hebräers aus, um die Lumpen und Lappen, die alten Tabaksdosen und ausgedienten Spazierstöcke, die verrosteten Degen und Pistolen ꝛc. als Reliquien von Fürsten des Geistes und von Helden der Schlachten in vergoldeten Schränken hinter Spiegelgläsern zu zeigen. Zur Zeit des mexikanischen Krieges producirte er das Bein von Santa Anna in einer ungeheuern Spiritusflasche, obschon dem mexikanischen Feldherrn in der Schlacht von Buena-Vista nur ein Stück seines hölzernen Stumpfs abgeschossen worden war, da er das Bein selbst schon zehn Jahre früher vor Vera-Cruz verloren hatte; und wenn eine Zeitungs-Ente durch die Union schwimmt, ein Bericht von einem fabelhaften Geschöpf der Tiefe, einer Meermaid oder einer Seeschlange, — so kannst Du gewiß sein, es nach wenigen Wochen bei Barnum zu sehen. Das Publikum rennt, läuft, zahlt, schaut; es lacht, betrogen, seine eigene Leichtgläubigkeit aus, oder es murrt, schimpft, schreit Humbug! — aber Barnum setzt der guten, wie der bösen Laune stoische Gleichgültigkeit entgegen, freut sich seiner goldenen Ernte, lacht sich in's Fäustchen und macht den Spektakel durch einen neuen Humbug vergessen. Der Tom-Dumb-Humbug: — er ließ den Zwerg auf einem, aus einer Schildkrötenschale gefertigten, mit Silber verzierten Wägelchen von acht Elephanten durch die Stadt ziehen, — warf ihm 60,000 Dollars ab; der Jenny-Lind-Humbug, für den er mit einem Aufwande von 50,000 Dollars alle Componisten, Redacteure, Autoren, Buch- und Musikalienhändler, alle Haarkräusler, Putzmacherinnen und alle Künste der Reklame in Bewegung setzte, um das ganze Land für seine schwedische Nachtigall toll zu machen, brachte ihm über 200,000 Dollars ein; und jetzt, wo der Mann eine Million sein nennt, erinnert man sich kaum mehr des Schmutzes und der Unehre, die daran haftet, und Barnum gilt in der neuen Welt als „ein großer Geschäftsmann", glücklicher als Cagliostro und St. Germain, die mit weit größeren Fähigkeiten in der alten Welt es nie über den Ruf „famoser Betrüger" bringen konnten.

Die Wallachen. Man sieht immer deutlicher ein, daß die Integrität der Türkei gar nicht erhalten werden kann, da in ihren socialen Zuständen nichts Haltbares mehr gefunden werden kann. Der Krieg hat dann auch blos noch den Sinn, daß der wunderschöne, reiche Boden der Türkei möglichst unter den Einfluß des civilisirten Westens komme. — Ohne neue Menschen und Institutionen kommt auch die reformirte Türkei nicht vorwärts. Die Wallachen gehören noch zu den stärksten und besten Volksarten, welche sich in unzähligen Massen und Mischungen unter dem Begriffe Türkei vereinigen, und doch sieht es ganz miserabel unter ihnen aus. Es ist noch rohestes Mittelalter unter ihnen mit modernester Sittenverderbniß. Der von der Pforte alle drei Jahre gewählte Hospodar, d. h. der, welcher die größte Summe an den türkischen Minister gezahlt, benutzt seine kurze Regentschaft, möglichst viel aus den Leuten zu pressen und alle mögliche Bestechungen anzunehmen. Der Ackerbau, das Hauptgeschäft, ist durch Heerden von Griechen total demoralisirt worden. Die Landeigenthümer, vom Hospodar gepreßt, pressen ihre Leibeigenen und können doch nicht genug schaffen, so verkaufen sie Land an die Griechen, die immer Geld haben (man weiß nicht, woher?), welche damit nun den ausgedehntesten Schacher treiben. Die Leibeigenen thun nur so viel, als die hinter ihnen geschwungene Peitsche aus ihnen heraushaut, sonst gehen sie aus einer Branntweinsbude in die andere und trinken und tanzen zur Zigeunerfidel, bis Gleichgewicht und Geld verloren sind. Aus dem tiefen Schlafe in ihrer Höhle haut sie die Peitsche des Häschers wieder zur Arbeit. Von Natur wohlgebaut, stark, geschickt und in der Unabhängigkeit auch sehr thätig, sind sie doch unter Jahrhunderte langer Tyrannei, Erpressung und Peitsche total demoralisirt, und Bauern und Städter stehen nicht an, durch ihre eigenen Töchter von Fremden in Bucharest u. s. w. sich Kuppelpelze zu verdienen. — Ihre Nationalgesänge sind schön und voller Poesie, und ihre malerischen Tänze, von schönen Chorgesängen begleitet, beneidenswerth. Sie tanzen und gesticuliren mit dramatischer Lebendigkeit, wobei namentlich die Mädchen in bunten, malerischen Trachten sich reizend ausnehmen; aber nach solchen Nationalscenen gehen sie von Schenke zu Schenke und vertilgen den scheußlichsten Fusel, bis sie in die tiefste, thierische Verächtlichkeit zusammensinken. Gegen ihre Peiniger werden sie nicht selten rebellisch und zerschlagen oder tödten sie um Mitternacht und stecken ihnen die Häuser an, aber das macht weder Peitschende noch Gepeitschte besser. Den Ausbruch von 1848—49 verhinderten russische und türkische Truppen im Verein, ohne die Wurzeln ausrotten zu können. Andere Menschen, vernünftige Boden- und Eigenthumsverhältnisse, sociale Reformen nur können die Türkei retten, nichts aus ihr selbst.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 25. 1854



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Das Haus am Meeresstrande.

Eine pommersche Geschichte von Oswald Tiedemann.

(Fortsetzung.)

Ein Geräusch hinter ihm, den Weg entlang, den er gekommen war, schreckte ihn auf. Er blickte zurück, eine dunkle Röthe stieg ihm in's Gesicht, unwillkürlich ging er weiter. Er wurde von dem Manne, der das Geräusch verursacht hatte, beobachtet. Es war der schwarze Kreuzwirth. Er verfolgte den Junker mit seinen Blicken, bis dieser in das Haus des Claus Schilder trat, dann kehrte er um, den Weg nach dem Dorfe zurück.

Sonderbar und beklommen war dem Junker doch zu Muthe, als er die Thüre des Hauses öffnete, aber er wagte nicht umzukehren, denn er fürchtete, dem Kreuzwirth zu begegnen. — Bei seinem Eintritt blickte der alte Soldat verwundert auf. Er saß am Herdofen, blies große Rauchwolken aus seiner irdenen Pfeife von sich, und erhob sich diesmal gegen seine Gewohnheit nicht von seinem Sitze. Neben ihm stand Katharina und schürte im Feuer, an dem ein Topf mit Kartoffeln brodelte. Einige Fische, das gewöhnliche Mittagsmahl, hatte sie soeben in einer hölzernen Schüssel zurecht gemacht. — Sie sah, obwohl etwas bleich und angegriffen, ruhig wie immer aus, und zeigte auch jetzt keine Ueberraschung, als der Junker in's Zimmer trat und seinen „Guten Morgen" stammelte.

Mürrisch erwiederte der Alte den Gruß, Katharina dankte gar nicht. Das Blut schoß dem Junker zu Kopfe.

„Nun", rief er mit dem alten Trotze, „steht es der Jungfer nicht an, zu danken, wenn man grüßt?"

Er erhielt keine Antwort.

Es kochte in ihm; er vergaß Alles, wodurch er noch gedacht hatte, der Hindernisse ungeachtet, ihre Liebe zu erwerben, und zornig fuhr er fort: „Dirne, wenn Du nicht gutwillig antworten willst, so werd' ich es Dir befehlen!"

„Halt, Herr!" — Der alte Soldat stand auf, legte die Pfeife auf die Bank und wandte sich gegen den Junker: „Mit Verlaub, das ist mein Zimmer. Ich habe nicht viel Lust mit Ihnen zu reden, ich fürchte die Galle und weiß auch, daß es sich am Ende der Mühe nicht lohnt. Sind Sie nur hergekommen, um uns auf's Neue zu berücken, mich und meine Tochter, so möcht' ich Ihnen doch rathen, sich so bald wie möglich hinauszuscheeren, wenn Sie nicht wollen, daß ich von meinem Hausrecht Gebrauch mache!" —

„Alter Graukopf!" schäumte der Junker, „ein Mensch, nicht besser, wie ein Bettler, der im Straßenkoth die Lumpen aufsucht, der froh sein muß, daß man ihn irgendwo duldet, Du erfrechst Dich eines solchen Tons gegen den Sohn Deines Herrn? Sieh', noch ein solches Wort und ich schlage Dir, so wahr Gott lebt, in's Gesicht!" —

„Ihr?" — Dem Alten schwoll die Stirnader, rasch warf er den Rock ab und streifte die Hemdärmel auf. „Ihr, Junkerlein? Ich habe keinen andern Herrn, als Gott und den König. Ich habe diesem treu gedient durch viele Jahre, ich bin in Ehren und in Schlachten grau geworden, während Ihr noch in der Wiege pfiffet; Herr, so etwas, wie Ihr, sagt mir keiner ungestraft."

Er wollte sich auf den Junker werfen, der seinerseits, blind vor Wuth, das Gewehr erhob und mit dem Kolben ausholte — Katharina sprang rasch zwischen Beide. Geschickt erfaßte sie den Junker am Arm und mit behender Kraft entrang sie ihm das Gewehr.

„Doppelter Mörder!" rief sie ihm dabei zu. „Hinaus! Augenblicklich! Oder, ich schwöre es, so wahr Gott lebt, wenn Du zauderst, ich schieße Dich über'n Haufen!" — Sie hielt ihm die Mündung des geladenen Gewehrs entgegen. — Er zitterte am ganzen Körper, seine Lippen wurden blau, sein Gesicht fahl und aschgrau, sein Blick irrte angstvoll umher, rückwärts, mit vorgestreckter Hand, bewegte er sich zur Thür hinaus. — Katharina kam ihm langsam nach und warf ihm dann in einiger Entfernung das Gewehr wieder zu. —

Mit eiligster Hast raffte er es auf, gleichsam als fürchte er eine Erneuerung des eben erlebten Auftritts, unterließ aber dabei nicht, seinem Hunde, der während desselben draußen geblieben war und jetzt hinzugesprungen kam, einen derben Fußtritt zu geben, daß dieser heulend und winselnd sich am Boden krümmte. —

Ohne zurückzusehen schlug der Junker den Weg nach dem Schlosse ein. Sein einziger Gedanke war fortan nur Rache. An einer Biegung begegnete er Rudolf. Höhnisch rief er ihm im Vorübergehen zu: „Ei, wohin, Herr Maler? Und so nachdenkend, daß Sie Einen fast überlaufen? Vermuthlich zu der schönen Verlobten. Nun, ich wünsche Ihnen Glück, wenn davon die Rede sein kann. Ich meinerseits würde mich bedenken, da anzubeten, wo mir ein Anderer bereits zuvorgekommen ist. Nun, über Geschmacksachen läßt sich nicht streiten. Manche lieben die schon betretenen Wege." — —

Rudolf antwortete nicht, kaum daß er ein wenig aufblickte. Er war in einem Zustande der Versunkenheit, sein Herz so schwer belastet, daß er selbst gegen diese grobe Beleidigung gleichgültig blieb; kam sie doch überdies aus einem Munde, den er verachtete. Er ging weiter und trat ohne Zögern über die Schwelle des Hauses am Meeresstrande. — Wenn er Katharina mit größerer Aufmerk-

samkeit betrachtet hätte, so würde er bemerkt haben, wie sie bei seinem Eintreten die Farbe wechselte; er ergriff aber nach einer ruhigen und gewöhnlichen Begrüßung gegen sie, mit Herzlichkeit die dargebotene Rechte des alten Soldaten und schüttelte sie, wie es recht warme Freunde thun.

Auf das Gesicht des Alten kam beim Anblick des Malers förmlich Sonnenschein, er rückte zurecht und machte ihm neben sich Platz. Rudolf nahm denselben auch ohne Weiteres ein. — Katharina's Herz pochte ungewohnt, alles Blut schien dahin zu drängen; sie wagte es kaum, den Verlobten anzusehen und beschäftigte sich mehr denn vorher mit dem Feuer. —

„Ich komme," begann Rudolf mit anfangs etwas bebender Stimme, die aber bald die volle Festigkeit gewann, „um nun von dieser Gegend und auch von Euch, Vater Claus, Abschied zu nehmen."

„Abschied?" — Die Sonne von dem Gesicht des Veteranen verschwand und machte einer finstern Wolke Platz. Katharina's Herz stockte einen Augenblick, um sogleich wieder heftiger zu schlagen.

„Ja, lieber Vater. Es duldet mich nicht länger hier. Ich kann Euch wohl sagen, mir ist gewaltig schwer um das Herz, aber es hilft nichts, gehen muß ich, um nimmer wiederzukommen. Seht mich nicht so verwundert an, Vater Claus, ich trag' nicht die größte Schuld davon. Ich hätte mir gestern und heute die Augen ausweinen mögen, als ich den Entschluß gefaßt, ich habe die Sache nach allen Seiten gedreht und gewendet, ob sie sich ändern lasse, aber es geht nicht. Es würde nimmer gut thun, auch wenn ich bliebe, darum besser, ich gehe."

„Ja, und das Aufgebot und die Kathrina dort, meine Tochter?" fragte der Alte stockend.

„Darum eben muß ich fort. Ich hab' Euch um Euer Kind gebeten, und wahrhaftig, Vater, ich hatte die Absicht, sie gut zu halten, wie nur der Mann mit seiner Ehefrau thun kann. Ich habe das auch Katharina gesagt, sie weiß auch, daß ich sie unsäglich geliebt, daß ich sie noch so liebe, und nimmer aufhören werde, sie so zu lieben. Aber daß wir uns heirathen, das ist nun dahin. Ausgesöhnt seid Ihr, Vater Claus, mit Eurer Tochter, ich habe das zu Wege gebracht, obwohl Ihr nicht recht dran wolltet und das ist wenigstens etwas; wenn ich auch wohl glauben mag, daß Ihr, guter Vater, mich nicht sobald vergessen und manchmal an den Maler, der nun recht einsam steht, denken werdet" — Er reichte dem Veteranen die Hand.

Dieser erfaßte sie, drückte sie herzhaft und sagte: „Nimmer vergeß' ich Euch, Herr Rudolf, und Eurer denken werd' ich ohne Groll. Ihr habt recht gehandelt. Ich hab' beinah' so etwas erwartet und hab's auch dort meinem Mädel gesagt. Sie hat nun den Lohn für ihr doppelzüngiges Wesen, das jedem geraden Mann nicht gefallen mag. Grad' so, wie Ihr, hätt' ich gehandelt. Recht leid, recht leid thut es mir, denn — ich sag's Euch rund heraus — einen bessern Schwiegersohn hätt' ich mein Lebtag nicht gekriegt, und nun mag Kathrine zusehen, ob sie überhaupt einen in's Haus schafft. Ich glaub's nicht. Wenn ihr das nun nicht an's Herz geht, der Skandal, den es geben muß, nach einem Aufgebot bereits, der Spott im Dorfe und das Gelächter des schändlichen Junkers, dann weiß ich es wahrhaftig nicht, ob sie überhaupt eins hat. Diese Schande in meinen alten Tagen, über mein Mädel, das ich so sehr geliebt! Nun, ich werd's wohl nicht lange mehr überleben, und recht fleißig will ich zu Gott beten, daß er einen recht kurzen Prozeß mit mir macht. Was taugt's, daß man sich verkümmert herumtreibt; besser so als so!" —

„Vater!" rief Katharina vom Herde herüber mit leisem Vorwurf und einer Stimme, die es nicht ganz verbarg, daß sie unter Thränen sprach. —

„Ihr zürnt mir also nicht, Vater Claus?"

„Nein, und wahrhaftig nicht! Aber sagen muß ich's noch einmal, leid thut mir's, recht leid." —

Rudolf erhob sich jetzt und trat näher an den Herd. „Katharina!" sprach er leise.

Sie wandte sich nicht um und fragte kaum hörbar: „Nun, Rudolf?" —

„Ich habe Dich unsäglich lieb. Wenn Du mich nur einen Theil so wieder liebst, so wirst Du fühlen, Katharina, wie weh mir sein muß, daß wir uns in dieser Weise gegenüberstehen. Ich habe eine Nacht durchkämpft voll Schmerzen. Worte reichen nicht hin, sie auszusprechen. Ein Glück ist mir zerschlagen, das nicht für jetzt, für immer nachwirkt, so viele Tage ich auch noch haben möge. Ich möchte in Gutem von Dir scheiden, Katharina, als Freund vom Freunde; ich bin es Dir. Sag' mir ein leises Wörtchen, daß Du mir nicht nachtragen willst, was unvermeidlich ist. Ich kenne Dich, ich weiß, Du hast ein großes Herz, wenn es Dir auch nicht erlaubt, in Allem wahr zu sein. Ich will nicht reden von dem, was werden sollte; ich wollte Dein Glück, Dein Bestes, so weit ich's Dir bieten konnte. Du hast es von Dir gewiesen, wir müssen scheiden."

„Wenn Du gehen kannst, ohne daß Dir das Herz bricht, so mag's sein; ich halte Dich nicht, Rudolf."

„Mir bricht das Herz und dennoch geh' ich." — Es war ihm, als sollte er sie um den Grund befragen, der sie veranlaßt hatte, ein doppeldeutiges Wesen an den Tag zu legen, da es aber doch keinen gegeben hätte, der stark genug gewesen wäre, seinen harten Vorsatz zu ändern, sie überdies auch jetzt nicht von selbst davon reden wollte, so unterließ er es. Von dem Junker hatte er aus Absicht gänzlich geschwiegen, es war ihm peinlich, das Geschehene noch einmal erörtern zu sollen. — Er drückte nochmals dem alten Veteranen, der sich verstohlen die Augen wischte, die Hand, warf noch einmal einen langen Blick auf Katharina, dann ging er langsam von dannen. —

„Der arme junge Mensch!" sagte der alte Soldat und schlich in die Kammer. Katharina entgegnete nichts, aber ihr Herz sprang und mit krampfhaften, plötzlich stromweis ausbrechenden Thränen sank sie zusammen. —

Rudolf bemerkte kaum, daß ihm weiterhin der Ortsschulze in Begleitung eines Gensd'armen begegnete. Er schenkte ihnen keine Aufmerksamkeit und eilte nach Hause. Alles war bereits gepackt und geordnet; eine Viertelstunde darauf verließ er den Ort. —

Eine Stunde nachher durchlief die ganze Gegend das Gerücht, daß man den alten Claus Schilder verhaftet, daß er es gewesen, der das Gewehr des Junkers von Riedd in den Klosterruinen verborgen und daß noch andere Anzeichen vorlägen, daß er denselben verwundet habe. — In der That war der alte Soldat vor der Hand auf das Schloß des Freiherrn gebracht werden; von da sollte er nach Kolberg vor die ordentlichen Gerichte geführt werden. Er ergab sich in sein Schicksal ohne Murren, gefaßt, betheuerte aber fortwährend seine Unschuld und verhehlte es nicht, als er vor dem Vater des Junkers stand, der ihn hatte kommen lassen, daß sein Sohn nur aus Rache handele. Auf die weitern Fragen des Freiherrn erzählte er der Wahrheit gemäß all' die Vorgänge, die sich seit Kurzem mit seiner Tochter Katharina zugetragen. War nun auch der Freiherr geneigt, ihm Glauben zu schenken, da er sehr wohl die bösen Neigungen seines Sohnes kannte, und demselben damals bei der Angelegenheit mit Rosi, des Kreuzwirths Tochter, nur nach langen Bitten verziehen hatte, so veranlaßte ihn doch ein Umstand wiederum mit diesem Glauben zu zögern. Casimir, sein Sohn, hatte ihm von dem blutbefleckten Rocke erzählt, den an jenem verhängnißvollen Tage der alte Claus getragen haben sollte; als er nun diesen darüber befragte, so gestand der alte Soldat diesen Umstand unumwunden zu, jedoch auf eine weitere Erklärung wollte er sich nicht einlassen. Alle Ermahnungen des Freiherrn blieben fruchtlos.

„Nun denn", rief er zuletzt zornig aus, „Ihr sprecht immer von Eurer Unschuld, und was Euch anklagt, wollt Ihr nicht erklären. Allerdings mag die ganze Geschichte aus unlauterer Absicht angezettelt sein, warum soll ich meinen Sohn besser machen als er ist? Sein ganzes Schweigen ist verdächtig; aber an Euch ist es, Eure Unschuld darzulegen. Könnt Ihr das, so redet und ohne Zaudern, damit die Sache in Gutem beigelegt werden kann. Ganz unbetheiligt seid Ihr dabei nicht, so viel ist mir mindestens klar geworden. Das aufgefundene Gewehr beweist wenig oder nichts, man kann ihm nicht ablesen, wer damals geschossen hat, aber dieser Umstand zu dem zweiten, der Euch hauptsächlich verdächtigt und den Ihr nicht auseinandersetzen wollt, geben eine gerechtfertigte Anklage; was zu berücksichtigen ich Euch doch rathen möchte. Ich sag' Euch wiederholt, daß auch mir die Geschichte fatal ist, mein Junge macht mir das Leben herzlich sauer, aber es ist mein Einziger, der Stammhalter meiner Familie, deshalb hab' ich ihm Vieles durch die Finger gesehen, kommt es mir jedoch zu bunt, so weiß ich nicht, was geschieht. Ich will Gerechtigkeit für Jeden, mögt Ihr mich auch für streng, hart und Gott weiß was Alles

ausschreien. Nehmt Euch zusammen, ich sag's Euch zum letzten Mal." —

Die Rede blieb ohne Eindruck auf den Alten. Er gab die wiederholte Versicherung ab, daß der Blutflecken sich rein zufällig vorgefunden habe, vielleicht durch das Berühren des Verwundeten, vor dem er niedergekniet, daß er nicht im Mindesten bei dem Vorfall betheiligt sei, und den Junker nie gefährdet habe. —

„Potz Henker, Eure Tochter wird doch nicht aus Schadenlust den eigenen Vater in Fatalitäten und in's Gefängniß bringen wollen? Sie hat's meinem Sohne gesteckt und ausdrücklich wird gesagt, das Blut an Eurem Rocke sei früher dagewesen, als mein Sohn zu Euch in's Haus gebracht worden ist. Wo ist die Dirne? Katharina heißt sie ja wohl?"

„Ja Herr. Sie ist auf mein Geheiß zu Hause geblieben. Sie wollte mit Gewalt mit, ich mußte scharf einreden, bis sie es unterließ."

„Nun, so will ich sie holen lassen!" — Der Freiherr gab sogleich den Befehl, und fuhr dann fort: „Wie ist es gekommen, daß Euer Mädel heute von der Geschichte anfing und meinem Sohne erzählte, Euch müßte damals auch etwas Uebles begegnet sein? So etwas erzählt man entweder gar nicht, oder, wenn es die Dummheit will, gleich am selbigen Tage. Ich begreife Eure Tochter nicht."

„Ja, Herr," versetzte der alte Soldat betrübt, „das ist eben mein Unglück. Dem eigenen Vater geht es nicht besser, wie Euch, dem Fremden. Was hab' ich nicht Alles in sie geredet, daß sie sich ändern möchte, aber Gott bewahre, daß es half! Sie ist ganz anders, wie die Dirnen in ihren Jahren. Sie spricht wenig, geht immer sinnend vor sich hin, hat kein Vergnügen an Tanz und Spiel und kein Mensch kann recht in ihr Herz gucken. Sie hat mir heute ein großes Leid zugefügt, außerdem, und einem braven Burschen auch. Ihr kennt ja, gnädiger Herr, den jungen Maler, ich hab' Euch ja bereits von ihm erzählt, und wißt, was an ihm war. Ich hätt' ihn gar gern zum Schwiegersohn gehabt, und wetten möcht' ich jetzt auch, daß Katharina ihn bis zum Sterben lieb hat. Seht, wie ich da von dem Ortsschulzen abgeholt wurde, da lag sie am Boden, rief in Einsfort: Rudolf! und schluchzte, daß es zum Erbarmen war. Wie nun das neue Leid kam, da hörte sie gleich auf zu weinen, ich merkt's, sie schämte sich der Thränen vor den Leuten und auch vor mir; sie sprach mit dem Schulzen gar verständig, meinte, das sei nur ein Irrthum, eine Bosheit des Junkers — verzeiht mir, gnädiger Herr — und es würde sich bald zeigen, daß ich unschuldig sei."

Die Stirn des alten Freiherrn verfinsterte sich immer mehr, mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab und kaum konnte er die Zeit erwarten, wo Katharina eintreten würde. Als es geschah, überflog er mit seinen lebhaften Augen ihre Gestalt und er sagte sich heimlich, daß er in ihrem Stande noch nie ein so vollkommenes Weib gesehen habe. Er kannte sie wohl schon, aber nie hatte er sie einer so großen Aufmerksamkeit gewürdigt, wie jetzt, wo er dazu veranlaßt wurde. — Er ließ auch nach einigen Minuten der Ueberlegung seinen Sohn herüberrufen. — Es dauerte lange, bis dieser kam, er schien nicht sonderlich geneigt zu einer Confrontation mit den Bauern zu sein.

Er sagte es auch mit trotzigen Worten seinem Vater, wobei er aber nicht wagte, Katharina anzusehen. Der alte Freiherr donnerte auf: „Bube, ich rathe Dir ein anderes Betragen! Noch ist's nicht erwiesen, ob Du nicht Unschuldige verleumdet hast. Ich kenne Deine Gelüste nur allzu gut, und sage Dir, wenn Du nicht rein aus dieser Geschichte hervorgehst, so kriegst Du einen Denkzettel, der Dir auf Jahre zu schaffen machen soll!" —

„Vor diesen sagst Du mir das, Vater?"

„Vor diesen, ganz recht! Vor der Dirne, der Du nachgelaufen bist, vor dem alten Graukopf, den Du um sein Kind betrügen wolltest. Schäm' Dich mit Deinen hocharistokratischen Neigungen, wenn Du keinen Adel in der Seele trägst. So tief hinabzusteigen, nur um seinen tollen Leidenschaften zu fröhnen! Schon einmal hab' ich Dir eine ähnliche Geschichte kaum verzeihen können, es hat damals der Dirne das Herz gebrochen, alle Leute schimpften auf mein Haus und auf mein Wappen, und Du willst diesen Vorfall erneuern? Trotzest Du darauf, daß Du mein Einziger bist? Friedrich Wilhelm I. hat seinem widerspenstigen Sohne den Kopf vor die Füße niederlegen lassen wollen, und dieser Sohn wurde Friedrich der Große. Ich habe die Hoffnung nicht, mit Dir eine ähnliche Ehre einzulegen, ich kann Dich auch nicht köpfen lassen, aber enterben kann ich Dich, ich kann Dich aus meinem Hause jagen, wie den letzten meiner Diener!"

Casimir wurde leichenblaß, seine Lippen bebten vor Ingrimm und Scham, aber er wagte nicht, seinem Vater etwas zu erwiedern; er wußte, daß man ihm im Zorne nicht widersprechen durfte. Der Freiherr wandte sich an Katharina: „Wann hast Du mit meinem Sohne von der Geschichte gesprochen, wann ihm gesagt, daß Du an dem Rocke Deines Vaters Blutflecke gesehen? War das heute oder längst?"

„Längst, gnädiger Herr. Es geschah ganz in Gutem und der Junker nahm das auch so auf. Heute hatten wir nur mitsammen Schlimmes zu besprechen, denn ich wollt' es nicht mehr dulden, daß er mir überall nachging und von seiner falschen Liebe redete. Ich hatte meinen Schatz, dem zu Lieb mußt' die Sache aufhören und auch meinem Vater zu Lieb, der ein Aergerniß daran nahm. Die Leute munkelten auch schon davon; es war hohe Zeit, daß ich die Zusammenkünfte aufgab." —

„Aber warum bist Du überhaupt mit meinem Sohne zusammengekommen? Wenn Du so gescheidt heute zu denken weißt, so wirst Du es auch schon früher gethan haben. Du sagst da von falscher Lieb', ich sollte meinen, Du hättest meinem Sohne eben nichts vorzuwerfen. Wenn Dich Dein Geliebter verlassen hat, so find' ich das nach Deinem Betragen ganz in der Ordnung und es beweist nur, daß er ein Bursche ist, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Was sollte das für eine Ehe werden, wenn er fortwährend Dich bewachen, mit Mißtrauen beobachten müßte? Zwischen Liebenden und Gatten muß Offenheit herrschen, die größte Wahrheit, die Zwietracht im Hause vernichtet alles Glück und allen Frieden. Du hast das nun gebüßt, und im Uebrigen kümmert es mich auch weiter nicht; aber wissen möcht' ich doch, warum Du mit Casimir, meinem Sohne, zusammengekommen, wenn Du ihm nicht mehr als Deine Gesellschaft schenken wolltest. Ich kenn' den Jungen zu gut, als daß ich nicht wissen sollte, daß ihm damit wenig gedient gewesen wäre. Hat er Dir vielleicht was gegeben, reiche Geschenke gemacht? Ein Grund muß doch vorhanden sein."

„Es ist ein Grund vorhanden, gnädiger Herr, aber ich sag' ihn nicht!"

„Dann werde ich Dich zwingen. Was glaubst Du denn, Dirne, vor wem Du stehst? Ich rathe Dir im Guten, es wohl zu überlegen, bevor Du antwortest. Ich frage Dich noch einmal, was hat Dich veranlaßt, Casimir so weit zu verlocken, daß er wie toll und närrisch vor Liebe sich geberdete? Du hast im Anfang nicht Ja und nicht Nein gesagt zu dem, was er Dir von seiner Leidenschaft auskramte und nun endlich hast Du ihn zurückgewiesen und in einer Weise, die sehr auffällig ist. Du siehst, ich weiß Alles, bin von Allem unterrichtet. Jetzt antworte! Was hat Dich zur Falschheit, zu einem bösen Spiel getrieben?"

„Das weiß nur Gott und ich, und so wird es bleiben. Ihr bekommt nichts aus mir heraus, Herr Freiherr!" — Sie legte wie betheuernd die Hand auf die Brust und blickte nach oben. —

„Dirne!" — Der Freiherr ging mit erhobenem Arme auf sie zu. Sie sah ihn fest und unerschrocken an; entwaffnet ließ er unwillkürlich den Arm wieder sinken. Etwas wie eine Verwünschung zwischen den Zähnen murmelnd, ging er im Zimmer auf und ab, hie und da einen Blick nach seinem Sohne, bald auf Katharina und ihren Vater werfend.

Katharina ergriff auf's Neue das Wort: „Ich weiß nicht so ganz recht, ob ich gegen Euern Herrn Sohn falsch gehandelt oder nicht: hat er doch falscher gegen Andere und auch mich gehandelt. Was wollte er von mir? Doch nimmer, was ein rechtschaffenes Mädchen gewähren kann. Toll ist er geworden, ja, das ist wahr, denn er geberdete sich wild und unnatürlich, als ich nicht gewähren wollte, er treibt es auch noch weiter, denn er klagt meinen Vater an, und der ist unschuldig. Der Junker ist kein guter Herr, ich hab' nicht gegen ihn gefehlt. Wenn ich gefehlt hab', und es geht mir seit heute so im Kopfe herum, so hab' ich es nur gegen den Maler, den Rudolf, den ich im Herzen getragen habe und immer tragen werde, wie's auch kommen mag. Meinen Vater aber nach Kolberg oder Stettin abführen, lass' ich nicht, das sag' ich Euch, Herr Freiherr. Laßt Euch im Guten zureden. Was hat Euer Sohn so lange geschwiegen? Auf all' Euere Fragen nicht geantwortet? Da steckt etwas dahinter. Fangt nur die

Untersuchung bei dem Junker an, da wird sich's zeigen, wo das Unrecht steckt. Es war nicht gescheidt, daß er die Geschichte aufgerüttelt hat, nun mag er's zeigen, ob er auch der Mann ist, sich herauszureden. Mit meinem Vater soll er aber ja nicht den Anfang machen; ich erhebe ein Geschrei, das nach Berlin bis zum Könige geht. Der Vater ist ein alter Mann, ein armer Fischer, dem man keinen Tag stehlen darf, das sollt Ihr wohl bedenken."

Der Freiherr von Riedo blickte mit halbem Auge nach dem Mädchen, und wandte sich an seinen Sohn, der am Fenster stand und Allen den Rücken zukehrte: „Hierher gesehen, Gesicht gegen Gesicht!"

Casimir gehorchte knirschend.

„Hast Du gehört, was das Mädchen dort ausgesagt? Ich meine, sie hat nicht ganz Unrecht, und ich war wieder der zärtliche Vater eines ungezogenen Knaben."

„Nun, Vater!" fuhr der Junker wüthend heraus, nicht mehr fähig, sich länger zu mäßigen, „nun erreicht es ein Ende. Ich dulde diese Beschimpfungen nicht mehr. Ich bin so gut ein Edelmann, wie Du, und wenn Du es weiter treibst, so kann es geschehen, daß auch ich mich vergesse."

Der alte Freiherr zitterte am ganzen Körper, seine Augen traten aus ihren Höhlen, eine Marmorblässe überzog sein Gesicht; er rang vergeblich nach Worten. — Er faßte nach einem Stuhl, hielt sich an demselben fest und murmelte etwas vor sich hin. Nach einer Pause sagte er äußerlich vollkommen ruhig: „Ich weiß, wohin Du arbeitest; Du möchtest wohl, daß Dein alter Vater vor der Zeit zu dem Ewigen ginge. Ich habe nicht Lust und Neigung, Dir diesen Gefallen zu thun. — Du nennst Dich einen Edelmann? Wer hat Dich dazu gemacht? Deine Verdienste oder Deine Geburt? Es wäre lächerlich, wollt' ich mich hier in Auseinandersetzungen einlassen, die zu nichts fruchteten. Du bist und hast eben nichts, als was Dir Dein Vater giebt und durch diesen Deine Ahnen gegeben haben. — Ich werde der Untersuchung freien Lauf lassen, ich werde auch nichts, hör' es, nichts thun, um Dich vorkommenden Falls zu unterstützen, zu Deinen Gunsten Schritte einzuleiten. Es mögen Dinge zur Sprache kommen, welche auch wollen, ich bin Dein Vater in dieser Angelegenheit nicht. Weiter wirst Du Dich, und das noch heute, bequemen, nach Berlin abzureisen. Dort stellst Du Dich bei der Militär-Commission. Du wirst Soldat, gemeiner Soldat bei der Linie. Du hast nichts gelernt, ich darf nicht erwarten, daß Du Dich zum Offizier emporschwingst. Subordination sollst Du aber lernen, durch drei volle Jahre, von denen ich auch nicht eine Stunde abmäkeln lasse. In dem ersten Jahre erhältst Du nicht einen Groschen von Hause, in den folgenden wird es von Deinem Betragen abhängen, ob Du was erhältst. Das Reisegeld und die nöthige Zehrung bis Berlin werd' ich Dir geben, gleichfalls einen Brief an einen dortigen Freund. Du giebst diesen Brief binnen hier und acht und vierzig Stunden ab, thust, was ich befohlen, oder, so wahr Gott im Himmel lebt und so wahr ich ein Edelmann bin, Du bist von der Minute an nicht mehr mein Sohn und bist enterbt!"

Das hatte Casimir nicht erwartet. Wie vernichtet starrte er seinen Vater an, aber aus diesen Zügen sprach der ausgesprochene Entschluß so entschieden, daß er mit jedem Einwand verstummte. Und, als sollte nun mit einem Mal das Verderben über ihn hereinbrechen, es wurde die Thür geöffnet und ein Diener trat mit der Meldung in's Zimmer, daß den gnädigen Herrn der schwarze Kreuzwirth dringend zu sprechen begehre.

Der Freiherr befahl, ihn eintreten zu lassen. „Was habt Ihr mir zu sagen?" rief er ihm zu. „Ist es nöthig, daß wir allein sind, oder kann es hier geschehen. Ich bin augenblicklich mit diesen Leuten beschäftigt."

Der Kreuzwirth, nachdem er sich tief verbeugt hatte, sah sich im Zimmer langsam rund um und zwickte seltsam mit den kleinen grauen Augen, die am Längsten auf dem Junker verweilten. Er hustete dabei stark und hohl, was auf eine Kränklichkeit deutete. Endlich sprach er mit gedämpfter, anscheinend heiserer Stimme: „Verzeiht mir, gnädiger Herr, wenn ich nicht rasch genug — das sagen werde — was ich zu sagen habe. Ich bin — soeben — vom Krankenlager aufgestanden — gegen das Gebot des Doctors."

Man hörte es ihm an, wie schwer es ihm wurde, zu sprechen; die Worte wurden oft vom Husten unterbrochen. Der Freiherr schob ihm einen Stuhl in die Mitte des Zimmers und sagte: „Setzt Euch!" —

Dankend nahm es der Kreuzwirth an, dann fuhr er fort: „Für die Anwesenden — ist es kein Geheimniß — was ich zu sagen habe. — Sie können Alle hier bleiben — das heißt, mit — mit Eurer gnädigen Erlaubniß." —

„Ganz gut, Kreuzwirth, aber ich sollte meinen, Ihr hättet dem Arzt folgen und im Bett bleiben sollen," erwiederte der alte Freiherr, halb unmuthig, halb voll Theilnahme für ihn, dessen ganze Gestalt im hohen Grade angegriffen aussah.

„Das bleibt sich gleich — gnädiger Herr — es geht nun zu Ende — bischen früher oder später — was thut das? — Der Doctor hat's schon ausgesprochen — in seinen Mienen les' ich's — daß mir nicht mehr zu helfen ist — deshalb mußt' ich aber — hierher kommen — ich muß Euch etwas berichten. — Es lastet gar schwer auf meinem Herzen — Doch halt!" — Er erhob sich rasch, streckte die Hand aus und schoß einen letzten Blitz aus seinem ermatteten Auge: „Laßt den Junker nicht fort! — Er muß es auch hören." —

Der alte Freiherr ging an die Thüre und rief hinaus, man solle Jedermann abweisen, er sei nicht zu sprechen; dann schloß er die Thüre ab. — Finster trat Casimir an den verlassenen Platz zurück. —

(Schluß folgt.)

A. Borsig's Maschinenbau-Anstalt in Berlin.

Von Robert Springer.

Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hammer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.
Fr. v. Schiller

Wenn man den Lauf der Friedrichsstraße bis über die glänzendste Perspective Berlins, die Linden, hinaus verfolgt, so erreicht man, nachdem man auch den schmalen Rücken der Spree überschritten hat, das Oranienburger Thor. Vor diesem dehnt sich eine Vorstadt, welche, wie die Zweige der Industrie, welchen sie ihre Entstehung verdankt, der neuesten Zeit angehört. Es ist die dämonische Dampfkraft, der Feuergeist in riesigen Eisenkörpern, der diesen Theil der Stadt zu seiner Werkstätte, zum Schauplatz seiner rastlosen lärmenden Thätigkeit erwählt hat. Zwei Bahnhöfe, der Stettiner und Hamburger, gleichsam Berlins Hafenplätze, strecken von hier aus ihre langen Eisenstrahlen nach dem fruchtbaren Mündungslande der Oder und nach der alten Hansastadt. In ihrer Umgebung liegen zahlreiche Gießereien und Maschinenfabriken; das Geheul der Locomotiven mischt sich mit dem dröhnenden Getöse der gewichtigen Hammerschläge und der dick aufqualmende Rauch der Coaksöfen gesellt sich zu den rußigen Wolken, welche aus hohen Essen emporwirbeln und Finsterniß über den Himmel breiten.

Mit der ganzen Gegend ist eine schnelle Umgestaltung vorgegangen. Früher befand sich hier nur das Invalidenhaus mit seinen Wirthschaftsgebäuden, eine alte Schleifmühle und die Scharfrichterei mit dem Hochgericht; linker Hand zogen sich über einen tiefsandigen Boden die königlichen Pulvergebäude bis zu der französischen Kolonie, welche spottweise das Moabiterland genannt wurde; rechts vom Thore aus gelangte man über einige Küchengärtnereien zu dem Bezirke der lumpigen Armuth, welcher nach dem Vaterlande eingewanderter Maurer und Zimmerleute das Voigtland hieß. Heute sieht es ganz anders hier aus. Von dem Thore aus zieht sich eine Kunststraße nach Oranienburg mit einer Abzweigung nach dem freundlichen Schlosse Tegel; zu beiden Seiten stehen stattliche Wohnhäuser, nach rechts und links erstreckt si[illegible] Invalidenstraße mit neuen und hohen Gebäuden nach den bei[illegible] Bahnhöfen; die

Stelle des in der Revolutionsnacht theilweise zerstörten Artilleriewagenhauses nimmt eine riesenhafte Kaserne ein; eine zweite, für die Uhlanen bestimmt, erhebt sich in der sandigen Umgegend Moabits im Rundbogenstyle mit Wartthürmchen und Zinnenkrönung; der Schall der Trompete wiederhallt an den dicken Mauern der nebenan gelegenen „Musteranstalt," jener traurigen Erfindung der Pensylvanier; hier wurden zuerst die der Verschwörung angeklagten politischen Gefangenen dem Goliathsproceß unterworfen, dem die Schleuder der Märzfronde ein Ende machte. Mit dieser schnell erwachsenen Vorstadt ist zugleich das rege Getriebe des Menschenverkehrs entstanden. Mit Passagieren und Koffern beladene Droschken rasseln in langer Reihe nach den Eisenbahnhöfen und von dort zurück; Truppen marschiren mit klingendem Spiele vorüber; überall hat der Kleinhandel, vorzugsweise mit Lebensmitteln und Tabak, seine bescheidenen Stapelplätze aufgeschlagen.

Das originellste Gepräge aber erhält dieser Stadttheil durch die Menge der Fabriken, fast ausschließlich Maschinenwerkstätten und Metallgießereien. Wohin man das Auge richtet, erblickt man rechten Fleck sitzen. So ausgerüstet kommen diese seltenen Menschen nach der Hauptstadt, werfen den Ränzel in der Herberge ab, und sprechen mit Zuversicht: „Hier will ich mein Glück machen!" Und sie machen es; sie hobeln und schmieden ihr Glück selber. Während Tausende ihrer Zeitgenossen die günstige Gelegenheit vorübergehen lassen und, wie die Sonntagsjäger erst schießen, wenn das Wild schon vorüber ist, ergreifen Jene die flüchtige Gunst und bannen sie an ihre Werkstätte, wachen, sorgen und arbeiten für sie. Dieser Blick, diese Kühnheit, diese Ausdauer, dieses Verdienst ist es, was diejenigen, welche das Nachsehen haben, „das Glück" nennen.

Borsig's Persönlichkeit entspricht seiner Laufbahn und der Stellung, die er sich erworben hat. Er gehört nicht zu den vergrübelten Figuren, die sich Furchen auf die Stirn gerechnet und ihre Eingeweide am Schreibtische zerquält haben. Man sieht der markigen Gestalt an, daß er sich durch ein enges Leben gedrängt, auch hie und da Rippenstöße ausgetheilt hat, bis er frei athmen konnte. Obgleich er schon über das mittlere Mannesalter hinausgeschritten,



A. Borsig's Maschinenbau-Anstalt in Berlin.

thurmhohe, zugespitzte Schornsteine; ein weites Gebiet, bedeckt mit Obelisken, die der Pharao der Industrie erbauet hat. Der berliner Volkswitz nennt daher diese Gegend das „Feuerland," denn jene Essen sprühen Funken und athmen schwarzen Rauch aus, wie die Feuerstätten des Vulkans.

Die bedeutendste dieser Maschinenbauanstalten, diejenige, welche bereits einen europäischen Ruf erlangt hat, ist die von Borsig, auf dem ersten Grundstücke, rechter Hand vom Thore aus. Der Besitzer gehört zu den seltenen Menschen, die sich durch praktisches Geschick, verbunden mit Spekulationstalent, aus einer unbedeutenden und untergeordneten Stellung zu Ruf, Ansehen und Vermögen emporgearbeitet haben. In einem Lande, wie Rußland, gelingt dies vielen tausend mittelmäßigen Köpfen und Händen; bei uns ist das Ziel nur durch außerordentliche Fähigkeiten und nach Ueberwindung unzähliger Hindernisse von einzelnen Auserwählten zu erreichen. Diese Auserwählten müssen geistig und physisch gesund sein. Es gehört ein freier Kopf dazu und ein starker Arm, Lunge und Nerven müssen fehlerfrei sein und das Herz muß am ist das volle, etwas geröthete Gesicht von Gesundheit und Kraft und das Auge blickt ebenso sicher in das Getreibe der Welt, wie es Jahre lang in den sprühenden Glühofen geblickt hat. So kann man ihn sehen, wenn er in leichter Kalesche, den einzigen Sohn zur Seite, die Zügel führt, um in Moabit seine großartigen Hochöfen zu besichtigen oder sich unter den chinesischen Rosen seines wundervollen Gartens zu erholen. So konnte man ihn auf der Bank der Geschworenen sehen, wenn er mit düsterem, unbeweglichem Gesicht der rührenden Rede des Vertheidigers lauschte, als ob er darüber doch seine eigene Meinung hätte. Denn wie Leute seines Schlages giebt er nicht viel auf Deductionen und hält sich an das Thatsächliche, Praktische. Wenn ihm ein feiner Herr eine socialistische Theorie der Arbeit auseinandersetzte, so würde er ihm seine breite Hand hinhalten und sagen: „Zeigen Sie einmal Ihre Finger!"

Die Borsig'sche Fabrik hatte einen kleinen Anfang, aber es war vom Beginn an Platz gelassen für Größeres, und mit jedem Erfolg weitete sich der Bau, vergrößerte sich der Plan. Im Jahre

1836 entstand ein Bretterschuppen an derselben Stelle, wo sich heute auf einem Raume von 120,000 Quadratfuß die großartigste Anstalt ausdehnt. In jenem Schuppen arbeiteten funfzig Menschen und das Getriebe wurde von einigen Pferden in Bewegung gesetzt. Im folgenden Jahre war bereits eine Eisengießerei gebauet und es konnte die erste Dampfmaschine aufgestellt werden, die in der Fabrik selbst gefertigt worden war. Jetzt war das mühselige und ungleiche Treiben beseitigt und jener wunderbare Koloß wirkte in ungestörter stiller Gleichmäßigkeit an Stelle der Menschen und keuchenden Rosse. Die Arbeit richtete sich jetzt vorzugsweise auf Anfertigung aller Eisenbahngegenstände; die Anstalt ward durch fortgesetzte Neubauten erweitert, die Arbeiterzahl in entsprechender Weise vermehrt, jährlich wurden mehr denn siebenzig Locomotiven nebst Tendern gebauet, so daß im Jahre 1846 die hundertste und nach Verlauf von zwei Jahren die zweihundertste Locomotive aus der Anstalt hervorging. Im Jahre 1846 schätzte man den Verbrauch an Rohstoff auf 120,000 Centner, den des Brennmaterials auf 40,000 Tonnen Kohlen, den Gesammtwerth der gefertigten Gegenstände auf $^1/_2$ Million Thaler. Außer vielen Locomotiven lieferte die Anstalt Brücken von verschiedenster Ausdehnung, eiserne Dächer für die Bahnhallen und Kirchenkuppeln, darunter die mächtigen der Nicolaikirche zu Potsdam und des königlichen Schlosses zu Berlin. Gegenwärtig sind über Tausend Arbeiter beschäftigt und kürzlich wurde die fünfhundertste Locomotive geliefert. Die rußigen Hände der Arbeiter wanden die Blumen des Frühlings, um das eiserne Roß zu bekränzen, ehe es seinen wilden Wettlauf mit dem Sturme anträte.

Betritt man den großen Hof der Anstalt, so erblickt man in der Mitte des Vordergrundes ein thurmartiges Gebäude, unter dessen Giebel eine große Uhr angebracht ist; am Grunde desselben, zu den Füßen einer Statue, strömt fortwährend ein breiter Wasserstrahl aus Behältern, welche die höchsten Fabrikgebäude um zwanzig Fuß überragen und mittelst unterirdischer Röhren das Wasser nach den verschiedenen Theilen der Fabrik leiten. Auf dem Hofe herrscht das regste Leben. Lastwagen, mit kräftigen Pferden bespannt, werden mit fertigem Geräthe beladen, oder bringen das Rohmaterial oder Tonnen voll Coaks, Stein- oder Holzkohlen. Man hört den taktmäßigen Gang der Maschinen und das Getöse der Hämmer und Feilen, man riecht den schwefligen Rauch der Kohle, man schmeckt Eisen, sieht und riecht Eisen. Linker Hand, in einem zweistöckigen Hause, befindet sich das Comptoir, wo man Herrn **Borsig** selber zu bestimmten Tagesstunden antrifft; gegenüber arbeiten die Techniker, die intelligenten Kräfte des Instituts, über Plänen, Karten und Rissen. Von dort aus ziehen sich die Arbeitsräume, theils ein-, theils zweistöckig, in dichter Gruppirung um die Eisengießerei, welche die Mitte des Hintergrundes einnimmt. Hier werden die Metallstücke in den hohen Copalöfen geschmolzen, deren Gebläse von einer großen Dampfmaschine getrieben wird. Ruhig und ebenmäßig bewegt sie ihre Kolbenstange, um das harte Metall in jene glühende Flüssigkeit zu verwandeln, welche aus der Eisenkammer des Ofens in Tiegel abgelassen und aus diesen in die Sandformen gegossen wird. An einer andern Stelle hebt ein gewaltiger Krahn den erkalteten fertigen Guß aus der Erde. — Von hier aus tritt man beliebig in die großen luftigen Räume, welche alle unter sich zusammenhangen. An den Decken bewegen sich unzählige Rollen, von vier Dampfmaschinen getrieben, welche die verschiedenartigsten Hülfswerkzeuge auf den Werktischen in Bewegung setzen. Das schwirrt und summt ohne Ende, und dazwischen ächzen die Feilen, Schrotmeißel und Drillbohrer der Schlosser, dröhnen die Posselel aus achtzig Schmieden, und die Krughämmer der Kupferschmiede. Hier arbeiten die verschiedensten Gewerke. An einem Orte fertigt man die größten Stücke der Locomotiven, an einem andern die kleinsten; hier wird eine Eisenbahnbrücke geschmiedet, daß die dicken Funken weit umhersprühen, dort eine eiserne Kirchenkuppel; hier werden die Speichenmuster, dort die Fügeböcke der Räder gefertigt; hier werden Kessel mit Kupfer und Zink gefüllt, dort mit Kohlenpulver bedeckt, an einem andern Orte wieder aus dem Brennofen gehoben; hier schneidet ein Rad aus einer Scheibe Cementstahl Spähne wie aus weichem Schweizerkäse. Dort aber ertönt der furchtbarste Lärm, wo die großen Dampfkessel, wie der Bauch des trojanischen Pferdes, mit Menschen gespickt sind, um die Nägel einzufügen, welche von außen mit ungeheuern Hämmern festgekeilt werden. — Gegen diese tobenden Gesellen verhalten sich die Modelleurs wie die „Stillen im Lande." Im gemüthlich ruhigem Saale arbeiten sie in Sand mit Stäbchen und Messerchen und erinnern uns an unsere harmlose Jugendzeit, wo wir in sinniger Weise aus dem Teige der Mutter Erde die großartigsten Gefüge, Bauten und Wunderwerke der Welt nachformten.

Die Maschinenbauer bilden natürlich, obgleich sie verschiedenen Gewerken zugehören, eine eigene charakteristische Abtheilung des Arbeiterstandes. Ihr Zusammenleben hat sie auf gemeinnützige Bestrebungen, auf Errichtung von Spar-, Kranken- und Unterstützungskassen geleitet. Obgleich bei ihrer Beschäftigung das geisttödtende System der getheilten Arbeit herrscht, so gestattet doch die Einrichtung der Anstalt einen Ueberblick über die verschiedenen Zweige der Thätigkeit; aus den Bureaus der Techniker dringt zuweilen ein belebender Gedanken unter die mechanisch beschäftigten Proletarier; sie haben das Bewußtsein, den neuesten Erfindungen des Menschengeistes dienstbar zu sein, und auch unter ihnen kann sich der Fähige auszeichnen und seine Lage verbessern. Der Fabrikherr stellt sich ihnen nicht schroff gegenüber und veranstaltet bei besonderen Gelegenheiten gemeinsame Festlichkeiten, wie zuletzt bei der Vollendung der fünfhundertsten Locomotive. Ihre Arbeit macht sie markig, stark und kühn, wenngleich auch sie nicht von einzelnen Krankheiten, darunter Rheumatismen und Herzleiden, verschont bleiben. Dazu gehören sie zu den am besten bezahlten Arbeitern, denn sie erwerben wöchentlich vier bis zehn und mehr Thaler; so sind sie selten der Noth ausgesetzt und haben zum Theil erträglich eingerichtete Haushaltungen. Durch diesen Umstand vertreten sie unter der Arbeiterklasse eine Art von Wohlhabenheit, die stets mit Besonnenheit und Liebe zum Besitz, wenn auch zum kleinsten, gepaart ist. Daher hielten sie sich in der Zeit der Volksbewegungen von unüberlegten Handlungen und Ausschweifungen zurück, auch in dem Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit an Masse und physischer Kraft. Dies thaten sie indessen, ohne sich vornehm von dem Stande der Arbeiter zu sondern; sie übernahmen sogar zuweilen die Rolle heldenmüthiger Vermittler, drängten sich waffenlos in gefährliche Conflicte, wobei Einzelne um ihr Leben kamen. In jener Zeit waren sie, wie alle unsere Männer aus dem Volke, zuweilen vorwitzig und anmaßend, aber auch geistig strebsamer und sittlich mehr gehoben, als ehemals. Ihre Zahl und körperliche Stärke machte sie gefürchtet und man suchte zur Zeit der Restauration sich mit ihnen zuerst zu befreunden. Während die Bürgerwehr nicht selten wie eine Parodie des Militärs erschien, imponirten diese gedrungenen Gestalten mit den bärtigen, gebräunten Gesichtern, wenn sie bewaffnet hinter der dreifarbigen Fahne einherschritten und man hätte an die Germanen denken können, wie sie Tacitus beschreibt, wäre das Bärenfell nicht der blauen Blouse und der Speer dem Kuhfuß gewichen.

Wenn die große Uhr über der Statue zwölf schlägt, dann sieht man die kecken, derben Männer in blauer, schwarzbestäubter Blouse zu Hunderten durch das Oranienburger und Hamburger Thor in die Stadt strömen. Sie eilen dann in die Keller-Speiseanstalten oder zu ihren nahe wohnenden Familien zum Mittagstisch. Ein großer Theil von ihnen aber, die noch nicht lange verheirathet sind oder deren Frauen von der Wirthschaft und Kinderwiege abkommen können, speist in der Anstalt, in einem großen freundlichen Saale, wo sich an einem Ende ein zweckdienliches Büffet, an dem andern eine kleine Tribüne für die Zahlungstage befindet. Und es gewährt einen wohlthuenden Eindruck, diese Leute an langen Tafeln in Gemeinschaft ihrer alten und jungen Frauen, die ihnen das Essen gebracht, ihre Mahlzeit halten zu sehen.

Wenn aber die Glocke über dem steinernen Mann mit hellem Schlage Eins erschallen läßt, dann eilen sie an ihre Arbeit und in den Hof laufen die Hunderte, welche auswärts gegessen haben, — und dann beginnt wieder das Schwirren und Klopfen und Kratzen und Hämmern bis zum Abend, wo die Werkstätten von tausend Gasflammen erleuchtet sind.

Populäre Chemie für das praktische Leben.

In Briefen von Johann Fausten dem Jüngeren.

Fünfter Brief.

Wie die Chemie heute Geld macht.

In unserem vorigen Briefe haben wir die Chemie seit dem Auftreten des Meisters der Grobheit, Paracelsus, aus dem Auge verloren. Die neue Bahn, die er der Wissenschaft anwies, führte freilich nur auf Umwegen zum Ziel, der Hauptvortheil aber war der, daß die Chemie jetzt endlich in wissenschaftliche Hände gerieth. Die 84 Centner Gold und 60 Centner Silber und die 17 Millionen, welche Kaiser Rudolph II. und Kurfürst August von Sachsen hinterließen, die 6 Millionen Rosenobel, die Raymundus Lullus Eduard III. von England zu einem Kreuzzuge herbeizauberte, die dreizehnhundert Kirchen, welche der Franzose Crinot um 1500 gebaut hatte — freilich wissen wir nicht, wo sie gestanden, auch haben wir keinen Gewährsmann, der sie gezählt hat — kurz die ganze Legion der Wunder des Steines der Weisen hatte jetzt ihre Anziehungskraft verloren. Aber von den Ideen, die zum Goldmachen geführt, konnte man sich noch nicht ganz befreien; sie lagen noch wie ein Alp auf der Wissenschaft und noch weit über zweihundert Jahre tappte man mit verbundenen Augen umher, bis endlich aus Lavoisier's Munde der Ruf zu neuem Leben erscholl.

Und aus welchen Quellen hatte er sein Wissen geschöpft? Die atmosphärische Luft und das Wasser, die gemeinsten Dinge auf Erden, die täglichen Bedürfnisse der Menschheit seit Jahrtausenden, gaben die Grundpfeiler ab zu dem neuen Gebäude, das lange Dauer verspricht. Der Einfluß der Ersteren auf die Verbrennung, — zuerst von Lavoisier richtig erkannt, daß hier ein Bestandtheil der Luft zu dem verbrennenden Körper hinzutrete, macht noch heute die Grundlage der Chemie aus und das Wasser lehrte, daß die einzelnen Stoffe, die Elemente, stets in bestimmten, unwandelbaren Gewichtsverhältnissen zusammentreten. Diese beiden einfachen Sätze waren es, welche die Chemie, durch Jahrtausende hindurch ein schwaches Kind, in noch nicht hundert Jahren zu einem Riesen erstarken ließen, dessen Macht sich heute Niemand mehr entziehen kann. Sie waren die unscheinbaren Ausgangspunkte ungezählter Entdeckungen, die uns Einsicht gewähren in unser Leben selbst und durch die das gesammte Gewerbewesen eine vollständige Umgestaltung erhielt. Jeder Einzelne hat daraus materielle Vortheile gezogen und daher können wir mit Recht sagen, daß zu keiner Zeit der Chemiker den Namen: „Goldmacher" mit größerem Rechte verdient hat, als eben jetzt, obgleich er mit Sicherheit weiß, daß es dem Sterblichen nicht vergönnt ist, auch nur den werthlosesten der in der Natur vorkommenden einfachen Stoffe zu erzeugen. Der Chemiker kann nur verbinden und trennen; und dies reicht vollkommen aus zur Begründung seiner Macht.

Es sollte mir leicht werden eine lange Reihe von Präparaten aufzuzählen, die lange Zeit als große Seltenheiten in den Sammlungen der Chemiker aufbewahrt wurden und die Niemand kannte, während sie jetzt auf dem Markte des Lebens eine große Geltung erlangt haben und in den Händen und dem Munde eines Jeden sind. Und jeder Tag liefert uns noch neue Beispiele der Art, denn noch lange nicht wird an die Chemie der Ruf ergehen: hier ist das Ende! Ihren Geburtstag können wir von gestern datiren und daher gehört ihr die Zukunft. Die interessantesten dieser Beispiele werden uns Stoff zu späteren Briefen geben. Für heute wollen wir zwei chemische Erzeugnisse besprechen, die die Grundlage der gesammten Industrie bilden. Nicht daß sie erst in neuerer Zeit geschaffen wären, also vorher gar nicht bekannt — aber ihre Darstellungsweise ist so vereinfacht worden, daß sie erst jetzt befähigt waren, dem Rufe zu folgen, der an sie erging. Es sind dies die Soda und die Schwefelsäure, die beide, wie wir bald sehen werden, in einem innigen Zusammenhange stehen.

Die neuere Chemie lag, so zu sagen, noch in den Windeln, da erging schon an sie die ernste Mahnung, sich als thatkräftigen Mann zu bewähren und zwar in ihrem Geburtslande selbst. Wir hören so oft den Ausspruch von Robespierre: „Die Republik bedarf der Chemiker (Gelehrten) nicht" und doch verhielt es sich in der Wirklichkeit ganz anders. Die Republik wußte sehr wohl, welche Stütze sie in der Wissenschaft finden konnte und nahm sie auch gehörig in Anspruch. Die französische Revolution war ja eben ein Kampf des Geistes gegen die nur durch den Korporalstock in Bewegung gesetzte todte Masse. Lavoisier's Kopf fiel zwar unter dem Beile der Guillotine, aber die Leiter, auf der er zum Blutgerüst hinaufstieg, das war der Neid der übrigen Chemiker, die er freigebig zum Frommen der Wissenschaft mit seinen Reichthümern unterstützt und wohlwollend an seinem Ruhme hatte theilnehmen ließen. Er wurde nur erst dem Henker überliefert, nachdem Fourcroy schriftlich erklärt hatte, daß er im Stande sei „den größten Chemiker" vollständig zu ersetzen.

Gerade in der Zeit, wo die ganze Nation unter den Waffen stand gegen das übrige Europa, erlangten die Industrie und Künste eben mit Hülfe der Wissenschaft einen bemerkenswerthen Aufschwung. Die Noth war hier die Lehrmeisterin. Alle Kräfte mußten angespannt werden, um den überlegenen Massen Widerstand zu leisten. Aber die kriegerischen Thaten nahmen so sehr die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch, daß uns von diesen friedlichen Eroberungen wenig gemeldet wird. Der Chemie wurde die Aufgabe bei der mangelnden Zufuhr von außen für die Industrie die nöthigen Rohstoffe herbeizuschaffen und die Technik anzuweisen, aus dem vorhandenen eigenen Erzeugniß das Fehlende zu ersetzen. Eine eigene Commission war vom Wohlfahrtsausschuß niedergesetzt, die „in Erwägung der Pflichten, welche der Republik gebieten, die Kraft der Freiheit mit ihrem ganzen Nachdrucke auf alle diejenigen Gegenstände hinzulenken, welche die Grundlagen der unentbehrlichsten Gewerbe sind: Pflichten, die ihr ferner gebieten, die Fesseln der Handelsabhängigkeit abzustreifen und aus ihrem eigenen Schooße Alles, was die Natur darin niedergelegt hat, an das Licht zu ziehen, um die Gaben des Bodens und der Gewerbthätigkeit in Anspruch zu nehmen," alle Bürger aufforderte „ihre Ansichten und Erfahrungen zum Besten des Staates mitzutheilen, mit Hintansetzung aller besonderen Vortheile und Privatspeculationen." Und nicht umsonst ging dieser Aufruf zur Thatkraft an die Wissenschaft, die sich eben erst von beengenden Fesseln frei gemacht hatte. Ueberall wurden neue, vorher kaum geahnte Hülfsquellen aufgedeckt.

So lernte man Schwefel aus den Schwefelkiesen (Schwefeleisen) gewinnen, Alaun aus den Alaunschiefern, Salpeter aus faulenden Thier- und Pflanzenstoffen, — Grabgewölbe, Wohnungen und Friedhöfe wurden umgewühlt, um den zur Pulverbereitung erforderlichen Salpeter, damals so nöthig wie das tägliche Brot, herbeizuschaffen. Zu allen diesen Hülfsquellen führte die Noth, aber sie haben diese überdauert und brachten der Industrie reichen Segen. Vor allen aber die künstliche Bereitung der Soda, die auch aus jenen Tagen stammt.

Früher gewann man die Soda — das kohlensaure Natron — ähnlich wie die Pottasche — das kohlensaure Kali, aus der Asche der Landpflanzen, aus der der Meer- oder Strandpflanzen; namentlich in Spanien, wo man die Pflanzen durch Ansäen an den Küsten baute. Die besten Sorten enthielten jedoch höchstens nur 30% an reiner Soda. Außerdem wird dieses Salz noch aus einigen Landseen in Aegypten, Mexiko und Ungarn gewonnen und wenn das Letztere allein auch 15,000 Ctr. liefert, so bildet dieser Ertrag doch nur einen verschwindenden Bruchtheil von dem jetzigen Bedarf der Industrie. Alle diese Quellen waren durch den Krieg damals für Frankreich verstopft; die Glashütten, Bleichereien, Färbereien, Seifensiedereien, die namentlich im südlichen Frankreich eine große Bedeutung erlangt hatten, und viele andere weitgreifende Gewerbe waren auf das Erzeugniß des eigenen Landes beschränkt, das jedoch lange nicht ausreichte, das Bedürfniß zu decken. Wie der Wohlfahrtsausschuß Heere aus der Erde stampfte, dekretirte er auch die künstliche Darstellung der Soda aus dem in der Natur in unbegrenzten Mengen vorkommenden Kochsalz — Chlornatrium. Sechs Vorschläge gingen ein, unter denen der von Leblanc als der beste erklärt wurde.

Das Kochsalz wird in der Hitze durch Schwefelsäure in schwefelsaures Natron — Glaubersalz verwandelt und dieses durch Glühen mit Kohle und kohlensaurem Kalk in kohlensaures Natron. Die nächste Folge war, daß die Schwefelsäurefabrikation bedeutende

Fortschritte machen mußte, um den Anforderungen des neuen Industriezweiges zu genügen. Sehen wir, wie es mit dieser damals aussah.

Der Sauerstoff verbindet sich bei dem Verbrennen des Schwefels mit diesem nur zu schwefliger Säure, die den bekannten erstickenden Geruch verursacht. Geschieht dies aber in einem abgeschlossenen Raum, der Feuchtigkeit enthält, z. B. unter Glasglocken, so daß die schweflige Säure, ein Gas, von dem Wasser verschluckt wird, so nimmt sie nach und nach, freilich sehr langsam, mehr Sauerstoff auf und verwandelt sich in Schwefelsäure. Und auf diese Art bereitete man in älterer Zeit in der That die Schwefelsäure. Lefebvre und Lemery erkannten gegen Ende des 17. Jahrhunderts, daß sogleich bei der Verbrennung Schwefelsäure entstehe, wenn man den Schwefel mit Salpeter gemengt habe. Bei der Darstellung dienten große, gläserne Glocken von 100 bis 200 Quart Inhalt, die man später in England durch mit Blei bekleidete Kammern ersetzte. Diese Bereitungsart war eine sehr theure, denn aller Sauerstoff wurde hier von dem Salpeter geliefert. Bis dahin, wo der Verbrauch dieser Säure durch die Sodafabrikation ungeheuer stieg, kannte man die wichtige Rolle nicht, welche jetzt die atmosphärische Luft bei der Bildung der Schwefelsäure spielt.

Sorgfältige Untersuchungen von Clement und Desormes zeigten, daß $^{9}/_{10}$ des nöthigen Sauerstoffes von der Luft geliefert werden könne und die Salpetersäure bei der Bildung der Schwefelsäure zumeist nur einen sehr geringen Antheil daran habe. Bei Gegenwart von Wasserdämpfen überträgt die Salpetersäure einen Theil ihres Sauerstoffs an die schweflige Säure und wird dadurch selbst in Stickoxydgas verwandelt. Dies kann aber als solches nicht an der Luft bestehen, augenblicklich verwandelt sich das farblose Gas, indem es Sauerstoff aufnimmt, in ein blutrothes — in salpetrige Säure, die wiederum ihrerseits einen Theil ihres Sauerstoffs zur Bildung der Schwefelsäure hergiebt, so daß das Spiel immer wieder von Neuem beginnt bis alle schweflige Säure in Schwefelsäure verwandelt worden ist. Sehr günstig wirkt hierbei die Wärme; ohne sie würde die Schwefelsäure eine bedeutende Menge des Stickoxydgases verschlucken, die dann direkt durch Salpetersäure zu ersetzen wäre. So wären demnach also geringfügige Mengen von Salpetersäure hinreichend unendliche Mengen von Schwefelsäure zu liefern, — wenn nicht bei der Darstellung im Großen unvermeidliche Umstände geringe Verluste herbeiführten. Ein andauernder Luftstrom muß die nöthigen Sauerstoffmengen liefern und für Fortschaffung des übrigbleibenden Stickstoffs sorgen; mit diesem geht dann auch stets Stickoxydgas oder salpetrige Säure verloren.

Nichts destoweniger hat die Schwefelsäurefabrikation eine solche Vollendung erlangt, wie wir sie kaum bei einem anderen chemischen Proceß, der fabrikmäßig betrieben wird, wiederfinden. Dies lehrt uns die Uebereinstimmung der Resultate der Praxis mit den Rechnungen der Theorie. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt man aus 100 Pfund Schwefel höchstens nur 200 Pfund Schwefelsäure, nach und nach stieg die Ausbeute auf 250 und jetzt gewinnt man durchschnittlich 310 Pfund einer Säure, die aber immer mehr Wasser enthält, so daß sie 288 Pfund einer bestimmten Verbindung der Säure mit Wasser entsprechen, von der man der Theorie nach 306 Pfund erzielen sollte. Der Verlust an Schwefel beträgt demnach nur 6 Procent, ein sehr günstiges Resultat.

Anders steht es bei der Sodafabrikation. Man erhält aus dem Glaubersalz nur 33 Procent an kohlensaurem Natron. Weiter kommt hierbei in Betracht, daß alle hierzu gebrauchte Schwefelsäure verloren geht, weil der Schwefel, der bedeutenden Kosten wegen, aus der abfallenden Kalkverbindung nicht wieder gewonnen werden kann. Dann entsteht ferner bei der Zersetzung des Kochsalzes Salzsäure — Chlorwasserstoffsäure, in so großer Menge, daß sie auch nur zum Theil verwerthet werden kann, obgleich man da, wo man nach wissenschaftlichen Grundsätzen operirt, mit der Sodafabrikation noch andere verbunden hat, welche der Salzsäure bedürfen. Diese entweichende Salzsäure hat den englischen Fabrikanten vielfachen Verdruß und manche schlaflose Nacht zugezogen, da sie, wenn man sie fortfließen ließ, das Wasser der Flüsse sauer und die Fische sterben machte oder wenn sie als Gas in die Luft stieg, ringsum die Vegetation vernichtete, bis man Schornsteine von der Höhe des Straßburger Münster baute, die oft, wie z. B. zwischen Liverpool und Manchester 1 Million Ziegel in sich fassen, und so das schädliche Gas in die höheren Luftschichten leitete. In Deutschland weiß man bei dem kleinen Betriebe von dieser Sorge wenig; hier findet die Salzsäure ihre Abnehmer, besonders da in den Runkelrübenzuckerfabriken enorme Mengen zur Wiederbelebung der Knochenkohle gebraucht werden. Großen Gewinn bringt sie dem Fabrikanten jedoch nicht, da das Pfund um wenige Pfennige verkauft wird.

Alle diese Uebelstände erkannte man schon früh, aber Abhülfe hat ihnen noch nicht gewährt werden können. Noch immer wird das von Leblanc angegebene Verfahren trotz seiner Unvollkommenheiten im Wesentlichen ganz so befolgt wie vor 60 Jahren. An Vorschlägen hat es freilich nicht gefehlt, aber das Unmögliche kann auch der Chemiker nicht möglich machen, wenigstens nicht nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft. Man muß die Sache von einer andern Seite angreifen und dazu sind bereits Vorschläge gemacht. Die Natur bietet uns eine unerschöpfliche Quelle für das schwefelsaure Natron in den Rückständen bei der Bereitung des Meersalzes. Balard hat diesen Vorschlag bereits in Frankreich zur Ausführung gebracht und dafür auf der Londner Ausstellung eine Medaille erhalten. Er hofft es dahin zu bringen, daß Frankreich mit der Zeit 175,000 Centner Schwefel weniger aus Sicilien beziehen werde.

Leider giebt es noch keine vollständige Statistik der chemischen Gewerbe; daher müssen wir uns von der Bedeutung dieser beiden Fabrikationszweige auf Umwegen einen Begriff zu machen suchen. Für die Schwefelsäure giebt uns die Schwefelausfuhr von Sicilien einen Anhalt; von hier bezieht die ganze industrielle Welt ihren Bedarf, denn was die übrigen Länder erzeugen, bietet nur einen sehr geringen Bruchtheil. In den Schwefelgruben dort sind 3000 Arbeiter und 4000 Kinder beschäftigt und für die Fortschaffung bis zur Küste sorgen 10,000 Lastthiere und 3000 Treiber. Deutschland bezog 1852 von dort 150,000, Frankreich 495,080 und England 705,147 Centner, fast die Hälfte der gesammten Ausfuhr (1,896,000 Centner). Freilich werden hiervon bedeutende Mengen zu andern Zwecken verbraucht, namentlich zum Schießpulver, der Hauptantheil fällt jedoch immer auf die Schwefelsäure.

Liebig hat den Satz aufgestellt, daß die Erzeugung und der Verbrauch an Schwefelsäure in einem Lande den Maaßstab abgebe für die Industrie und den Wohlstand desselben. Zu genau darf man es jedoch mit solchen Behauptungen nicht nehmen, denn sie sind immer nur bis zu einem gewissen Sinne wahr. Gewiß übt die Schwefelsäure einen hohen Einfluß auf die gesammte Industrie aus, der noch mehr gehoben wird durch die erstaunenswerthe Billigkeit, die dieses Präparat, obgleich der Hauptbestandtheil dazu weit hergebracht werden muß, durch die Fortschritte der Wissenschaft erlangt hat. Im Kleinhandel verkauft man das Pfund mit $1^{1}/_{4}$ Sgr. Wo die ungeheuren Mengen, die jährlich erzeugt werden, bleiben, das wird uns klar werden, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Masse von Geschäftszweigen dringend nothwendig der Schwefelsäure bedürfen. Obenan steht die Sodafabrikation, die in Frankreich allein jährlich über 1 Million Centner Seesalz ($^{1}/_{6}$ der Gesammtproduction) verarbeitet. Durch sie allein ist der Ausspruch Liebig's und des Fürsten Pückler, daß der Verbrauch an Seife die Kultur eines Volkes anzeige, möglich geworden. Leider läßt sie in Deutschland noch Manches zu wünschen übrig; der Zollverein deckt seinen Bedarf nicht, 1851 wurden 127,000 Centner Soda eingeführt. Für die kolossale Erzeugung Englands kann ich leider keine Zahlen angeben. Eine einzige Fabrik, die von Tennent zu St. Rollo bei Glasgow, — freilich eine Anstalt, wie sie das Festland nicht aufzuweisen hat — mag dafür zum Maaßstabe dienen. Hier werden jährlich 155,190 Centner Schwefelsäure (ungefähr 16 Mal die Ausfuhr des gesammten Zollvereins) auf Soda verarbeitet und die hierbei entweichende Salzsäure zu Bleichkalk. Die Fabrik von Muspratt bei Liverpool steht dieser nicht weit nach.

In geringerer Menge findet die Schwefelsäure Verwendung bei der Darstellung einer Menge von schwefelsauren Salzen für die Gewerbe, die Landwirthschaft, Arzneikunde und Säuren, wie der schwefligen Säure zum Bleichen, Salpetersäure, Kohlensäure, Weinsteinsäure, Phosphorsäure, bei der Bereitung der Stearinkerzen, Seifen, des Phosphors, Chlors und seiner zum Bleichen dienenden Verbindungen. Sie dient ferner beim Verzinnen und Verzinken des Eisens, um reine Oberflächen zu schaffen, ebenso beim Kupfer und Messing, um den silbernen Geräthen und Münzen ein schönes Ansehen zu geben, zur Scheidung des Silbers vom Golde und Kupfer, bei der Darstellung von Aether, zum Reinigen des

Brennöles, bei der Stärkezuckerfabrikation; sie liefert ferner die Schießbaumwolle und ist bei der Wichse unentbehrlich. Sie bewahrt das Blut, das in Zuckersiedereien in großen Mengen verbraucht wird, vor Verderben, sie dient auf Kalkboden statt des Düngers, zum Schwellen der Häute in der Gerberei, befördert die Ausscheidung des Fettes beim Ausschmelzen und reinigt es. Sie zerstört den übeln Geruch in Weinfässern und ist für den Chemiker zu tausend Dingen unentbehrlich. In's Gewicht fällt ihr Verbrauch bei den galvanischen Apparaten. Holz, das durch Entziehung von Wasser durch die Schwefelsäure verkohlt worden, hält sich in der Erde lange gegen die Fäulniß. Alle diese kleinen Posten und noch viele andere tragen mit zu der enormen Fabrikation bei.

Hierdurch wird es klar, wie England 1840 Neapel mit Krieg bedrohen konnte, als der Ausfuhrzoll auf Schwefel erhöht worden war. Damit erging zugleich die ernste Mahnung, neue Quellen zu schaffen und von da an gehen wir der Zeit entgegen, wo der Schwefel in der Fabrikation nicht untergehen, sondern einen fortdauernden Kreislauf machen wird und dann hat Sicilien aufgehört, die Schwefelkammer der ganzen Welt zu sein. Ist nur erst die Nothwendigkeit da, so wird die Wissenschaft auch diese Aufgabe lösen.

Blicke in einen türkischen Harem.

Der Sultan der Türkei, um dessen Land und Leute fast ganz Europa und Asien und ein Theil Afrika's in unruhige Bewegung gerathen sind, fährt ruhig fort, sich und seinen Frauen neue Paläste zu bauen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Sein neuester Palast, der jetzt gebaut wird, erhebt sich am Bosporus zwischen Dalma Bultsché und Beschik Tasch mit einer Façade von 1000 Fuß fast ganz von Marmor. Die Bäder sind von ägyptischem Alabaster. Triumphbogen, Säulengänge, Dachfenster von kostbarem colorirten Glas und Zimmer und Hallen für vierhundert Damen! Sie nähen nicht, sie spinnen nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, diese Sultan-Harems-Lilien, und sie essen doch den ganzen Tag Reis und Hammelfleisch, um sich in Schönheit (d. h. Fettigkeit) zu überbieten und rauchen immerwährend starken türkischen Taback dazu. Das ist beinahe zu starker Taback! Andere rechtschaffene Leute haben vollauf zu thun, um eine fleißige Frau mit dem kleinen rothbäckigen Ueberfluß, der drum herum krabbelt, anständig zu ernähren, obgleich blos der Mann raucht und die Frau niemals die Cigarrentasche plündert, und unser verehrter Herr Sultan läßt zu seinen Dutzend Schlössern und Harems noch eine idyllische Hütte von Marmor und Alabaster mit 400 Frauen-Zimmern, 400 Ottomanen, 400 neuen Tabackspfeifen und 400 neuen Sklaven, die immer stopfen und anbrennen, und eine Compagnie Köchinnen, die stets Hammelrippen braten und Reis kochen müssen, läßt noch so ein Schäferhüttchen bauen, während die Welt um ihn herum sich die Hälse brechen will! Wenn ihm seine Damen wenigstens die Strümpfe stopften! Sie stopfen sich nicht einmal ihre eigenen und gehen lieber barfuß und bemalen sich die Hacken, die aus den Pantoffeln herausgucken, roth. Kein höheres, sittliches Gefühl über ihre unwürdige Lage malt dieselbe Farbe auf ihre fetten Wangen!

Werden sie den „Kuhfuß" in die Hand nehmen und das Schwert erheben, wenn ihr gemeinsamer Gatte, ihr Vaterland vom Streiche des Todes bedroht wird? Nicht doch! Sie lassen sich lachend von Russen, Engländern und Franzosen erobern und umarmen sie als ihre Erlöser. Die Engländer machen sich als Retter der Türkei jetzt gern den Spaß, ihre Schwerter in die Scheide zu stecken und den auf dem Bosporus spazieren fahrenden Damen die Cour zu machen. Die Spazierfahrten der Damen des Sultans und anderer Großen, die's ihm nachmachen können, sind noch mitten im Kriege eine der häufigsten Tageserscheinungen auf den blanken Gewässern um Konstantinopel herum.

Neulich ließen sich einige englische Offiziere ganz dicht an einen solchen Haremskahn heranfahren und addressirten die darin umwickelten Damen mit türkischen Phrasen, die sie sich zu diesem Zweck hatten einpauken lassen, wie: „Sie sind sehr hübsch! Ich liebe Sie!" u. s. w. Die servischen Ritter, welche als ihr Schutz am Ufer sie begleiteten, beteten und fluchten und hieben ein, und da hieben die Engländer auch ein und paukten die Beschützer türkischer Tugend gehörig durch, so daß sie das Hasenpanier ergriffen. Die Damen lachten darüber aus vollem Halse und gaben überhaupt ihre höchste Freude zu erkennen über dieses Schicksal ihrer Tugendwächter.

In der Regel fährt blos die erste Klasse auf diese Weise aus, die „Kadin", d. h. die „eigentlichen" Frauen des Sultans, vier — sieben — zehn an der Zahl. Die nächste Klasse des Harems sind die „Gedillin", etwa „Kammermädchen", aus welchen zuweilen die schönste zur „Kadi" erhoben wird. Die „Gedillin" haben zum Theil Titel und Ehrennamen, welche die Grade ihrer Schönheit in den Augen des Sultans bezeichnen sollen. Diese Favoriten heißen dann auch „Ikbal" (Kinder des Glücks) oder „Khaßodaliek" (Privatdamen des Sultans).

Die dritte Klasse „Usta" (Maitressen), auch „Khalfah" (Gehülfinnen) genannt, zerfallen in „Lakim", d. h. Compagnien von je dreißig. Als vierte Klasse sind die „Sahgird" (weibliche Lehrlinge) rangirt, d. h. Mädchen von unreifem Alter, die besonders schön zu werden versprechen und in den Künsten des Harems, der Gefallsucht, des Schminkens u. s. w. unterrichtet werden.

Die Dienerinnen dieser Klassen bilden als „Lariyeh" (Sklavinnen) eine fünfte Klasse.

Diese klassischen Damen stehen alle unter der Direktion des ersten Harem-Beamten, des „Kislar-agha", das man analog dem Bürgermeister mit „Mädchenmeister" übersetzt findet. Unter ihm stehen natürlich mehrere subalterne Beamte, auch eine Art Leibgarde, die aus lauter Serviern besteht und deren Geschäft es ist, die „Thore der Glückseligkeit" zu bewachen und die Damen auf ihren Ausflügen zu Wasser und zu Lande zu beschützen. Die Großen des Landes ahmen diesen Sultanshaushalt je nach ihrem Range und ihren Geldkräften möglichst nach und sind deshalb allen Bestechungen zugänglich, weil sie die fabelhaftesten Summen blos für ihren Frauenstaat brauchen.

Jeder wird gestehen, daß diese Wirthschaft nicht eben besondern Anspruch auf Erhaltung in ihrer „Integrität" machen kann. Und was die englischen und französischen Soldaten betrifft, die sich dort beinahe häuslich einrichten, so sorgen sie schon für „Reformen", die freilich erst noch beweisen müssen, daß sie besser sind.

Eine türkische Schönheit kann aber gewaltige Wirkungen hervorrufen, wie ja auch seit Helena schöne Damen durch alle Jahrhunderte hindurch nicht blos Kinder, sondern auch Kriege und weltgeschichtliche Ereignisse geboren haben. Die türkische Schönheit ist in ihrer vollen Blüthe sechzehn Jahre alt, mit kohlschwarzem, glänzendem Haar, dünnen Augenbrauen von genauer Bogenform, langen, gebogenen, schmachtenden Lidern und Wimpern, geschminkt mit Surmah, einem Präparat von Antimonium. Das schöne Roth ihrer Lippen scheint durch eine dünne Ueberfärbung von Indigo, und wo das feine Netzwerk der Adern bläulich durch die weiße Haut schimmern würde, erröthet die Schminke der Henna, eines vegetabilen Carmins, das selbst auf den Nägeln der Füße und Zehen und an den strumpflos aus den goldenen und geperlten Sandalen guckenden Fersen die natürliche Weißheit Lügen straft. Um die Füße wallen weite Beinkleider, an den Knöcheln zugebunden, an die Taille schließt sich eine Art Weste von Seide gestickt an und um diese ein gestickter, gold- und silberverbrämter Gürtel oder ein reicher Cashmir-Shawl. Das Haar fließt in langen Flechten herab, an den Enden mit kleinen Juwelen geschmückt. Goldene Armbänder glänzen an Armen und Füßen und kostbare Steine am Corsett. Nun denke man sich so eine reizende Creatur, hingeflegelt auf den niedrigen Divan, im reichgeschmückten Zimmer und aus dicker Bernsteinspitze durch ein langes, decorirtes Rohr behaglich und gedankenlos Rauchwolken vor sich hinblasend. Ja, sie rauchen alle, manche den ganzen Tag wie ein Stadtsoldat. Nichts thun und Taback dazu rauchen, das ist ihr Geschäft vom Aufgang zum Niedergang der Sonne jedes Tages. In der Linken hält sie die Pfeife, mit der Rechten empfängt sie von ihrer Sklavin ein Becherchen starken Mekka-Kaffee nach dem andern mit dem „Salz" und ohne Zucker, um das

Aroma gründlich zu genießen. Kann sich der Harem durch Intriguen auch „Liqueur" oder auch nur gemeinen Fusel verschaffen, desto besser. Von Geist und geistiger Nahrung kommt ihnen nichts zu, kein Buch, keine Literatur, keine Erzeugnisse der Kunst. Von Liebe zu ihrem „Eigenthümer" kann auch keine Rede sein. So vergehen ihre öden Tage in thierischem Müßiggang, Klatschereien, Intriguen, mit Rauchen, Kaffeetrinken, Sehnsucht nach „Spiritus" und in Bemühungen, durch Reiß und Hammelfleisch fett, d. h. türkisch schön zu werden. Zuweilen dürfen sie ausgehen und einkaufen oder auf den prächtigen Kirchhöfen die Todten beweinen oder mit Lebensgefahr Liebes-Intriguen spielen.

Die Stellung des weiblichen Geschlechts unter einem Volke ist ein Hauptmerkmal von dessen Civilisation. Das weibliche Geschlecht der Türken kann nicht niedriger gedrückt werden, als es ist. Nichts als Werkzeuge, Sachen, gekauftes Eigenthum. Dies hat für unsere Begriffe etwas Empörendes, um so mehr, als das weibliche Geschlecht in der Türkei sich durch die schönsten Tugenden auszeichnet, welche die Schönheit und Heiligkeit der Familie begründen, ganz besonders durch mütterliche Liebe zu Kindern und kindliche Verehrung der Aeltern, wenigstens der Mutter. Das weibliche Geschlecht ist nicht nur in der Regel schön, sondern auch von der größten Gutmüthigkeit und voll der herrlichsten Anlagen. Alles wird schmachvoll unterdrückt durch ihr sociales Loos. Das Weib in höhern Kreisen wird Gefangene des Harems, in niederen Plackholz des Hauses, um dem krummbeinigen Manne, der auf seinen Füßen sitzt und raucht, Essen und Trinken zu schaffen.

Diese Art von „Integrität" wird nun allerdings nicht länger aufrecht erhalten, und diese Wirthschaft könnte durch die vereinigten Heere der Russen, Türken, Engländer, Franzosen, Preußen und Oesterreicher nicht gerettet werden, seitdem die Soldaten des Westens auf Türkisch zu sagen gelernt haben: „Ich liebe Dich! Du bist sehr schön!" Liegt doch schon in diesen schnöden Spielereien übermüthiger, müßiger Krieger des Westens für die türkischen Damen eine höhere Civilisations- und Sittlichkeitsstufe!

In dem türkischen Boden schlummern unermeßliche Schätze mineralischen und vegetabilischen Reichthums, eben so in den verwahrlosten Herzen und Köpfen der Menschen. Diese in Todesschlummer gezwungenen Schätze warten nur auf den Tod des alten Türkenthums, damit alle Erden- und geistigen Kräfte zu freudigem Leben auferstehen. Was der Orient Schönes, Edeles in sich hat, wird nicht mit dem Lande sterben, sondern vielleicht als Ersatz für den geistigen und materiellen Export des Westens im Abendlande seine neue Culturstätte finden, mehr, als einst die **Kreuzzüge** für die Cultur des Westens sich wohlthätig erwiesen.

Aus der Menschenheimath.

Briefe des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

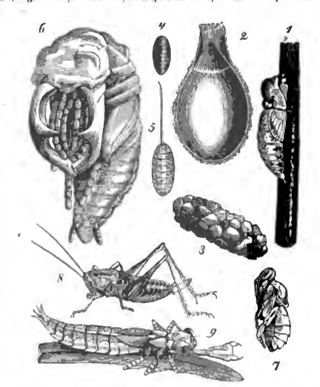
Dreiundzwanzigster Brief.

Die Insektenverwandlung. 3. Der Puppenzustand.

Ich schloß meinen letzten Brief (Gartenlaube Nr. 18) mit der Bemerkung, daß ich Dir im nächsten sagen wolle, warum dort die Raupe (Fig. 11) sich durch einen Seidengurt um den Leib an dem Aestchen festgebunden habe. Ich komme daher zunächst hierauf zurück. Jene Raupe befestigte sich aber außerdem noch auf andere Weise. Ehe sie jenen Gurt mit dem Spinnapparate ihres Maules spann, heftete sie ein kleines verworrenes Häufchen feiner Seidenfäden an der Rinde des Aestchens fest. Dies sollte eine Art Ankergrund sein, um die beiden After- oder Larvenfüße ihres letzten Leibesringels darin festzuhaken. Es sind nämlich die Afterfüße der Raupen mit einem doppelten Kreise sehr feiner Häkchen besetzt, was ihnen das Gehen auf glatten Flächen sehr erleichtert. Erst nachdem sie so mit dem Ende ihres Leibes befestigt war, spann sie sich jenen Gurt, den Dir auf meinem vorigen Bilde ein Sternchen bezeichnete. Diese doppelte Befestigung ist die Vorbereitung zur Verwandlung in die Puppe, welche die Raupen namentlich vieler Tagfalter machen. Nun sieh Dir auf meinem heutigen Bilde Fig. 1 an. Du erblickst hier in derselben Stellung, auf dieselbe doppelte Weise befestigt, an der Stelle der Raupe nun die Puppe. Fühlst Du was das sagen will? Laß Dich einmal bis an den Hals in einen Sack stecken und um den Leib und an den Füßen an einen Baumstamm festbinden; dann streife, ohne die Hände zu brauchen, und ohne der Bande an den Füßen und um den Leib Dich zu entledigen, den Sack ab. Würdest Du es können? Ich glaube es kaum. Die Raupe kann es. Sie hat den Sack, ihre Raupenhaut, abgestreift und sie unter dem sehr eng anliegenden Gürtel und von dem Seidengewirr am Schwanzende losgemacht. Die Haut fiel dann vom Baume herab; und während dieses Kunststückes hat sich die sechszehnfüßige gelenke Raupe in die fußlose steife Puppe verwandelt. Braucht es neben diesem einen der Tausende von natürlichen Wundern der Thierwelt noch erst ersonnener Wunder?

Vielleicht hättest Du nun gern, daß ich Dir genau beschriebe, wie hierbei die Raupe verfährt. Aber in der Natur gilt vor allem das Wort: „selber ist der Mann." Wir haben dies Jahr leider keinen Mangel an Insekten und ich fürchte, daß auch unser Baumweißling sich bereits in Menge eingestellt hat. Bald kommt die Zeit, dieses Wunder selbst beobachten zu können. Thue es!

Ich gehe daher zu Fig. 2 über. Sie zeigt Dir die Erfindung der Mäusefalle. Ich habe Dir schon einmal angedeutet, daß die Natur eine Menge Dinge den Menschen vorerfunden hat, und Du siehst hier einen solchen Fall. Ich meine jene bekannte, einem kleinen Vogelkäfig gleichende Falle, an deren oberem Theile nach abwärts ein Kreis von spitzen Drähten, trichterförmig zusammengeneigt, so angebracht ist, daß das Mäuschen durch ihn wohl leicht hinab zu dem lockenden Speck gelangen kann, indem sich die Drähte auseinander geben; durch den aber wie leicht begreiflich für die Gefangene nicht wieder herauszukommen ist. Gerade so nur in



umgekehrter Wirkung, richtet sich die schöne Raupe des kleinen Nachtpfauenauges, Saturnia pavonia minor, ihr Puppengespinnst ein. Du siehst in Fig. 2 davon einen senkrechten Durchschnitt. Oben endigt es in einen sich verschmächtigenden Hals, der von kraus durcheinander gewirrten Coconfäden gesponnen ist. Unter diesem siehst Du einen nach außen in eine Spitze zusammengeneigten Kranz

steifer Seidenborsten. Diese geben sich leicht auseinander, wenn der Schmetterling aus der Puppenhülle ausgekrochen ist und nun hinauseilt an die warme sonnige Sommerluft; aber — sie lassen nichts herein, was den noch Schlummernden stören könnte. Ist das nicht in Wahrheit eine umgekehrte Mäusefalle?

Fig. 8 meines vorigen Briefes zeigte Dir ein aus Holzstückchen erbautes Larvengehäuse einer Köcherjungfer; jetzt siehst Du in Fig. 3 ein Puppengehäuse, natürlich auch von der Larve gemacht, einer anderen Art dieser kunstfertigen Familie. Es ist aus kleinen Steinchen zusammengefügt und die Larve schleppte dieses schwere Haus lange Zeit mühselig mit sich herum. Dann mauerte sie es vollends zu und verwandelte sich in ihrem finstern Mauerverließ in die Puppe. Das aus dieser auskommende schmetterlingsähnliche zarte und schwache Insekt hat ein probates Mittel, aus diesem Kerker zu entkommen. Es ist ein Tropfen eines ätzenden Saftes, den es aus dem Maule absondert und der sofort den festen Mörtel auflöst, der für das Wasser und andere Säuren unlöslich ist.

Unsere folgende Figur, 4, zeigt uns die Puppe der Fleischfliege, die wir als Larve in Fig. 3 des vorigen Bildes kennen lernten. Die Fliegen, eine außerordentlich artenreiche Insektenordnung, haben eine sehr abenteuerliche Puppenhülle. Sie besteht aus nichts Anderem, als aus der letzten Larvenhaut. Diese wird nicht abgeworfen, sondern löst sich nur ringsum von dem Körper der Larve los, so daß sie zuletzt diese wie ein loses, dunkel kastanienbraunes Futteral einschließt, in welchem sich die Larve in die Puppe verwandelt. Die daraus auskommende Fliege stößt dann leicht das vorderste Stück wie einen Deckel ab, wozu ihr die Naht zwischen zwei Leibesringeln der zur Puppenhülle erhärteten Larvenhaut behülflich ist. Wenn Du eine todte Maus an einen Ort legst, wo ihre Verwesung Deine Nase nicht beleidigt, so kannst Du leicht diese Verwandlung der Fliegen beobachten.

In dem Spinngewebe genial unsauberer ländlicher Abtritte wirst Du schon oft das Ding haben hängen sehen, was Dir Fig. 5 darstellt. Es ist auch eine Fliegenpuppe, deren Larve, eine sogenannte Rattenschwanzlarve, einige Fuß tiefer in dem nicht gering zu achtenden weil korn-erschaffenden, unaussprechlichen Fluidum schwelgte.

Leicht erkennst Du in Fig. 6 die hellbräunlich aussehende Puppe des Hirschkäfers, Lucanus Cervus. Der arme Kerl ist eng zusammengeschnürt. Alle Theile stecken in besondern Futteralen, die zusammen die Puppenhaut bilden; während an der Schmetterlingspuppe bekanntlich alle einzelnen Leibesglieder von einer gemeinsamen dicken Haut umschlossen sind. Wenn der Käfer auskriecht, so zieht er seine Puppenhäute wie Strümpfe und Rock und Hosen aus und erscheint dann als der Ritter im festen, glänzenden Panzer; doch bedarf es einiger Zeit, ehe dieser seinen Glanz und seine Festigkeit gewinnt; und eher kommt er auch aus seinem Larvenaufenthalte, hohlen Weiden, alten Lohhaufen und dergleichen, nicht zum Vorschein.

Genau so ist es mit der Bienenpuppe, welche in Fig. 7 dargestellt ist. Sie ist aus ihrem wächsernen Hause herausgenommen, welches, gegen die allgemeine Regel bei den Insekten, sich die Larve nicht selbst gemacht hat, sondern welches ihr die Arbeitsbienen bauten und auch nachher mit einem Wachsdeckel verschlossen, als sich die Larve (Fig. 4 des vorigen Bildes) zur Verpuppung anschickte. Die auskriechende Biene bahnt sich aber nachher mit den starken Beißzangen ihres Maules selbst einen Weg aus der Wachszelle, um entweder zu arbeiten oder zu faullenzen oder Kinder zu erzeugen, je nachdem sie Arbeiterin, Drohne (Männchen) oder Königin ist.

Die kleine Heuschreckenlarve in Fig. 9 unseres vorigen Bildes siehst Du hier in Fig. 8 in eine größere Puppe verwandelt. Sie unterscheidet sich außerdem nur durch die kleinen Flügelansätze und, da es eine weibliche Puppe ist, durch die Legscheide am Ende ihres Leibes. Du erinnerst Dich, daß die Heuschrecken keine Verwandlung haben.

Das gilt auch von den Libellen, von denen Du in Fig. 9 die Puppe siehst, die zu der Larve Fig. 10 des vorigen Briefes gehört. Sie hat eben das sonderbare aus drei Gliedern bestehende Fangwerkzeug ausgestreckt, was ich dort erwähnte. Auch an ihr siehst Du die Ansätze der Flügel, die sie erst als vollkommene Libelle ganz entfalten darf, um sich aus dem Schlamme der Gräben und Teiche in die Lüfte zu erheben.

Ich verlasse hier den Mummenschanz der Insektenwelt. Mein nächster Brief führt Dich unter dieses muntere Völkchen, nachdem ihnen das Zeichen zum Demaskiren gegeben war. Da giebt es gründlichere Ueberraschungen, als nach 12 Uhr auf einem Faschingsballe der Menschenkinder.

Blätter und Blüthen.

Was ist die Langeweile? Es giebt kleine Städte, in welchen jeder Fremde sogleich das Heimweh bekommt, selbst wenn er gar keine Heimath aufzuweisen hätte; es giebt Häuser, welche in- und auswendig mit Langeweile angestrichen sind; es giebt Lebensverhältnisse, die jeden frischen Morgen, den der Himmel schenkt, mit derselben narkotisch einduselnden Physiognomie angähnen; ja es giebt endlich Menschen, christliche Mitmenschen, die ihre Brüder unverholen todt zu langweilen drohen. In solchen Beziehungen und Umgebungen sollte man nie allzulang verweilen und ausdauern.

Wenig Dinge werden so oft genannt, ohne wirklich gekannt zu sein, als die Langeweile. Denn was ist sie eigentlich? So verdienen unzählige Sachen, über die wir hundertmal reden und reden hören, im Grunde viel sorgfältiger untersucht zu werden. Ein Mensch soll nie Langeweile haben! ruft uns die Moral, die Erziehung, die Lebensweisheit zu. Aber wie soll man das anfangen? Ist es doch gerade eine Hauptsache bei der echten Langeweile, daß wir keine Gewalt über sie besitzen: wir haben sie nicht, sie hat uns. Sie überfällt uns, wie eine Betäubung, wie ein Schlag auf das Organ der Denkkraft (am Vorderschädel), wie eine mohnduftende Schlummertrunkenheit.

Die Langeweile sucht uns häufiger in der Gesellschaft, als in der Einsamkeit auf. Selbst Kinder, die überhaupt mehr an der Langeweile — wie auch an Würmern — leiden, als Erwachsene, werden von ihr nicht verschont. Ein Lehrer, der seine Schüler nicht durch die Frische und Lebendigkeit seines Unterrichts fesselt, langweilt sie dadurch, daß er sie verhindert, etwas anderes zu denken oder zu treiben. Dumme, lügenhafte, prahlerische und verrückte Autoren können uns amusiren mit ihren Büchern, aber die, welche gern etwas Gutes sagten, und die Kraft und doch das Geschick nicht haben, es auszudrücken, langweilen uns; daher es immer gerathener ist, ein schlechter Schriftsteller zu sein, als ein mittelmäßiger.

Es giebt eine Langeweile in großen Gesellschaften und im Zwiegespräch. Jene ist erträglicher, als diese. Man kann zwar, ohne unhöflich zu sein, eine Gesellschaft von civilisirten Menschen, die aber weder etwas haben, noch geben, was uns irgendwie förderlich ist, nicht ohne weiteres verlassen; allein man kann sich doch durch eigne Gedanken, stille Selbstgespräche, Rückerinnerungen oder durch größere Rechnungen, die man im Kopfe ausführt, einigermaßen helfen, bis Alles überstanden ist.

Im Zwiegespräch ist es anders. Wenn uns z. B. Jemand in großem Eifer und mit vieler Energie weitläufig über eine Sache unterhält, die wir nicht verstehen, oder die nicht das geringste Interesse für uns hat, oder wenn Jemand etwas, was man in zwei Minuten sagen könnte, in einer guten Stunde ausdrückt, oder wenn ein Mensch anfängt, schmeichelhaft gegen sich selbst zu werden, sich mit allerlei schalkhaften Lobeserhebungen aufzieht und zuletzt unvermerkt in eine Art von Selbstbewunderung geräth, wobei er am Ende leise zu verstehen giebt, daß er dergleichen gar nicht hinter sich gesucht hätte, — in solchen Fällen pflegt man sich zu langweilen. Diejenigen, welche die angenehme Gewohnheit haben, permanent vor sich selber zu erstaunen, verbinden mit dieser Tugend leider gewöhnlich die Grausamkeit, ihr Opfer durch lange Qualen langsam zu Grunde zu richten, indem sie zu jeder Selbsträucherung so weit als möglich ausholen, damit man nämlich nichts merke. Wenn man aber schon bei den ersten zwei Worten einsieht, wo das Alles hinaus soll und ganz genau weiß, an welchem Ziel der Schmeichler, in einer halben Stunde etwa, sicher ankommen wird und zusehen muß, wie er fortwährend durch kleine Einschaltungen und Abschweifungen vergeblich seine und unsere Zeit verschwendet, um uns nebenbei von seiner Demuth und Bescheidenheit, ja der zu geringen (fehlerhaften) Eigenliebe zu überzeugen, — „man werfe ihm das oft genug vor, er könne aber nicht anders und am Ende sei es doch keine von den schlimmsten Untugenden;“ — so möchte man manchmal auf und davon laufen oder aus der Haut fahren, wenn dies überhaupt thunlich wäre.

Beklagenswerth ist der Mensch, der durch seine christlichen Mitbrüder oft und viel gelangweilt wird; denn die Langeweile ist eine Tyrannei, die uns nicht allein hindert frei zu sein — das wäre vielleicht das Geringste, sondern welche uns abhält, geistig zu leben, zu denken, als Menschen zu existiren; die uns banditenartig das Messer ihrer Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit an die Kehle des Geistes setzen, die uns würgen und stranguliren, daß unsere Seele nicht Athem holen kann. Die Langeweile ist eine Müdigkeit des ganzen innern Menschen, die uns, wie bei der Seekrankheit, auf Wiedergenesung und auf alle und jede Zukunft absolut verzichten läßt; sie ist eine fieberhafte, ungeduldige Krankheitsform, darin sich der Mensch nicht zu regen wagt; — sie ist das allmächtige Erbleichen und Hinsterben unseres Geistes, welches, wenn das Uebel chronisch wird, gewiß auch den Leib zu tödten die Macht besitzt.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem — spricht der Hund und handelt danach, wie es Menschen leider selten thun. Ein junger Pariser, seines Hundes überdrüssig, fuhr mit ihm auf die Seine und warf ihn hinein und vereitelte dessen Bemühungen, am Boote in die Höhe zu klimmen, immer leidenschaftlicher durch Stöße, da der Hund nun einmal ersaufen sollte. Wie er sich nun so durch die Lebensliebe des Hundes immer mehr in Leidenschaft bringen ließ, verlor er das Gleichgewicht und fiel in's Wasser, wo er mit Stiefeln und Sporen jämmerlich ersoffen wäre, hätte ihn der Hund nicht gepackt und so lange über dem Wasser erhalten, bis Hülfe herbeikam.

Die Urwähler in Griechenland. Wie etwa ein neues griechisches Reich auf der breitesten Grundlage wirthschaften würde, spiegelt sich sehr schön in folgendem Vorfalle. Ein Grieche kehrt von Amerika nach Athen zurück und will freie Institutionen wenigstens im Kleinen ausführen. Proponirt also die Bildung eines literarischen Vereins, der seinen Präsidenten aus allgemeinem Wahlrecht hervorgehen lassen soll. Jeder bekömmt also für sein Stimmrecht ein Zettelchen, seinen Candidaten darauf zu schreiben. Und es geschah also. Aus der Wahlurne gingen nun aber gerade eben so viel Namen hervor, als Mitglieder da waren. Endlich kam's heraus, daß sich Jeder selbst gewählt hatte. Jeder fühlte sich berufen, Präsident zu sein, sogar ein Barbier, und der vielleicht am Meisten.

Das englische Sonderlingshaus in Paris. Ein verdrehter Engländer in Paris hat sich im Quartier Tivoli ein Haus bauen lassen, das ganz rund ist und weder Thür noch Fenster nach Außen hat. Man kann blos auf einer Leiter über's Dach hinein kommen, welche, wie eine Zieh-brücke auf und niedergelassen werden kann. Und der Mann hat zugleich Frau und Kinder. Inwendig ist blos ein Flur mit 18 Zimmern ringsum, deren Fenster alle nach Innen gehen. Dieses ist durch ein Glasdach gegen Wind und Wetter geschützt. Im Sommer stehen große Blumen-Pyramiden in dem Centrum, im Winter ein riesiger Ofen für alle Zimmer. Dieses von allen Seiten zugleich der Welt den Rücken zukehren mit Haus und Familie ist der wahre nationale Ausdruck des Engländers. Man lacht über das englische Haus in Paris und London, obgleich im letztern Orte jedes Haus dahin strebt, diese Abgeschlossenheit nach Außen zu erreichen. Es fehlt blos die Leiter über's Dach und die runde Form, im Uebrigen ist Alles da. Ist doch der eigentliche Vollblut-Engländer höhern Stils persönlich zu der Welt ringsherum nur Rücken; in das Innere führt nicht einmal eine Leiter; auch stehen im Sommer weder Blumen, noch im Winter ein Ofen in ihm.

Ein Mittagsmahl bei den Kurden. Die Kurden sind auch ein türkischer Volksstamm um Aleppo in Syrien herum bis zum schwarzen Meere. Ein Engländer, der ein Jahr in der Türkei herumreiste und auch die Kurden besuchte, beschreibt seinen Mittagstisch bei ihnen so: „Zu Tische gingen wir in's Außenzimmer, dessen eine Seite ganz offen war. Wir placirten uns auf eine Art von Fußbänke um einen metallenen Trog. Der Rand desselben war mit flachen, frisch gebackenen Kuchen bedeckt und in die Mitte wurde dieselbe Schüssel gesetzt, aus der wir gestern dasselbe gegessen, nämlich ein großes, geröstetes (frei am Feuer gebratenes) Lamm, mit Reis, Mandeln und Pestachio-Nüssen gestopft. Nachdem wir uns Alle gewaschen, fing der Hausherr mit seinen mächtigen „fünfzackigen Gabeln", die ihm an sehnige Arme gewachsen waren, an, ein Stück Fleisch nach dem andern abzureißen und es seinen Gästen höflich mit geballter Faust präsentirend; auch gab er unparteiisch jedesmal eine Hand voll (wörtlich zu nehmen) Gefülltes zu.

Die Schafe hier haben einen langen, dicken Schwanz von purem Fett, der als eine eben so große Delikatesse gilt, als bei uns der Ochsenschwanz. Mein Nachbar, der Pascha, that mir die Ehre an, alle Augenblicke ein Stück abzureißen, es mir zu bieten und sich dann die Finger abzulecken. In Ermangelung eines Präsentirtellers reichte er mir jedes Stückchen auf der flachen Hand, wofür ich natürlich jedesmal in Dankbarkeit ersterben mußte, um für keinen Barbaren zu gelten. Endlich ward diese Schüssel entfernt, und hereintrat auf drei steifen Beinen eine ungeheuere eiserne Pfanne, zwei Fuß im Durchmesser, die über und über mit heißen Hoppelrippchen gespickt war. In der Mitte schwamm der pure Talg, in welchen Alle gemeinschaftlich mit großem Eifer ihre Kuchen tauchten. Mein Appetit hatte nun für keine Delikatessen mehr Sinn, aber ach, noch ein ganzes junges Schaf erschien, in einer andern Manier zubereitet. Aber vergebens fuhr der freundliche Hausherr mit der ganzen Hand tief in das Gefüllte und hielt es mir rauchend, triefend und niederkleckend hin — ich hatte genug. — Aber dem Finale schenkte ich doch wieder Aufmerksamkeit, nicht den Gebirgen von Reis und Haurt (eine Art Mehlspeise), sondern den weißen Maulbeeren, deren erfrischende Kühle dem fetten Lamme und dem noch fetteren Schwanze in meinem Magen sehr wohl that. Die Maulbeeren werden als Delikatessen weit her von Armenien nach Antiochien und Aleppo gebracht."

Kosten des Diebstahls. Der Prediger des Correctionshauses in Preston (England) hat nachgewiesen, daß fünfzehn Taschendiebe dem englischen Publikum bisher zusammen 26,000 Pfund Sterling (etwa 180,000 Thaler) gekostet haben. Hätte man von diesen 180,000 Thalern nur ein einziges Tausend zu rechter Zeit an diese fünfzehn Köpfe und Finger, ehe sie sie lang machten, verwendet, wäre das Facit gewiß: Erspart 179,000 Thaler, Gewinn von fünfzehn Paar ehrlichen Händen 10,000 Thaler, abgesehen davon, daß die Moralität dieser Leute ein Kapital mit Zinsen geworden wäre.

„Der bevorstehende Kampf." Unter diesem Titel hat der fruchtbarste Prophetenschriftsteller und Kanzelredner, Dr. Cumming, in England ein Buch über Verlauf und Ende des jetzigen russo-türkischen Krieges geschrieben. Seine Prophezeihungen sind in folgende Sätze zusammengezogen: 1) Rußland nimmt der Türkei einen Theil des alten assyrisch-macedonischen Reiches und wird „König des Nordens." 2) Es stürzt die türkische Macht, erobert Constantinopel und wird „der Drache". 3) Es unterjocht die Völker des Continents und wird „Gog und Magog". Das Papstthum erliegt unter der griechischen Kirche. Napoleon stirbt den Tod der Usurpatoren. Oesterreich hat das Schicksal des übrigen Continents. Rußland herrscht über Europa als „Gog und Magog". Später versucht Nikolaus Syrien und Indien zu erobern, geht aber mit seinem ganzen Heere im Thale von Josaphat bei Jerusalem unter. Dr. Cumming aber und sein Verleger kommen durch die neugierige Dummheit des Volkes, welche diese englischen Fürst-Nordhäuser'schen „Keine Hämorrhoiden mehr" und der „Tod heilbar" und „10,000 Kunststücke, sich in Gesellschaften beliebt zu machen" u. s. w. sehr in die Höhe, ehe Rußland untergeht im Thale Josaphat. Dr. Cumming ist ein bedeutendes, hochkirchliches Kirchenlicht, das freilich nur leuchtet, weil's um ihn her so dunkel ist, und so hell flackert, weil ihm das Volk als Talg dient.

Thatsachen des menschlichen Lebens. Die etwa tausend Millionen Menschen der Erde (im Durchschnitt Hälfte und „bessere Hälfte") sprechen 3064 jetzt bekannte Sprachen, in welchen mehr als 1100 Religionen gepredigt werden. Das Durchschnittsalter ist $33\frac{1}{3}$ Jahre, wie Buchhändlerrabatte in Procenten. Ein Viertel der Gebornen stirbt vor dem siebenten, die Hälfte vor dem siebenzehnten. Von hundert Personen kommen blos sechs über sechzig, und unter je tausend blos eine bis in's hundertste Jahr. Unter fünfhundert wird nur Einer achtzig Jahre alt. Von den tausend Millionen Menschen der Erde sterben über 330,000,000 Millionen jährlich, über 91,000 täglich, 3730 jede Stunde, 60 jede Minute, also einer in jeder Secunde. Diese Verluste werden im Durchschnitt eben nur ersetzt durch eben so starke Zufuhr. Wo die Geburten überwiegen, wird das allgemeine Gleichgewicht anderswo durch mehr Sterben ausgeglichen. Große Menschen leben länger, als kurze. Weibliche Personen haben bis zum fünfzigsten Jahre mehr „Lebenskraft", als die Männer, nachher geringere. Die Heirathen verhalten sich zu Junggesellen und weiblichen Personen ohne Ehe wie 75 zu 1000. Die meisten Heirathen fallen nach den Aequinoctien zwischen Juni und December. Kinder des Frühlings sind lebenskräftiger als die anderer Jahreszeiten. Geburt und Tod lieben mehr die Nacht als den Tag. Ein Viertel der männlichen Menschen ist fähig, Waffen zu tragen, aber nicht $\frac{1}{1000}$ natürlich geneigt, sich mit Andern zu verbinden, um Andere todtzumachen. Krieg und Mord sind blos künstlich-sociale Neigungen. Je civilisirter eine Gesellschaft, eine Gegend, ein Land, desto mehr Lebenskraft, Lebensdauer und Gesundheit. Die Degeneration und Abschwächung des Menschengeschlechts durch Bildung ist eine Fabel. Je mehr Reinlichkeit, Naturkenntniß, Industrie, Cultur und Luxus vorgeschritten, desto weniger Krankheit, desto längeres Leben. Namentlich sind Seuchen, Pestilenzen und Cholera ganz ohne Macht, wo reine Luft, gebildete Lebensart, gute Bewässerung und Straßenreinigung herrschen. Noch im Mittelalter, wie jetzt noch im Oriente und unter Wilden, rafften Seuchen oft die Hälfte der Bevölkerung weg.

Ueberall Gold. An Beweisen, daß Gold sich über die ganze Erde zerstreut vorfindet, fehlt es nicht, und einen der interessantesten hat der an der Münze zu Paris angestellte Chemiker Sage geführt. Die Bäume, Sträuche und vorzüglich der Weinstock ziehen aus dem Boden nährende Säfte an sich, welche in den Stamm und die Rinde übergehen. Verbrennt man das Holz der Rebe, bis zuletzt nur ein kleines Häufchen Asche übrig bleibt, und behandelt man dann eine hinreichende Menge solcher Asche durch chemische Reagentien, so erhält man eine kleine Quantität Gold. Dieses Gold war mithin in dem Boden vorhanden, welcher die Pflanze nährte. Professor Sage hatte durch dieses Verfahren doch so viel Gold gewonnen, daß er fünf Zwanzigfrankenstücke prägen lassen konnte. Zu bemerken ist, daß dieses schöne wissenschaftliche Experiment als industrielle Operation von durchaus keinem Vortheil ist, denn alle Kosten der Gewinnung gerechnet, kam jedes der Goldstücke auf circa 120 Franken zu stehen. Die Kosten überstiegen mithin um das vier- bis fünffache den gewonnenen Werth.

Englische Gewissenhaftigkeit. Wie weit die Engländer die Achtung vor dem Buchstaben des Gesetzes treiben, ist bekannt und hat sich neulich wieder in einem an das Komische streifenden Falle bewährt. Ein reicher französischer Emigrant hatte eine bedeutende Summe in der Bank von England niedergelegt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie nur ihm zu eigenen Händen wieder ausgezahlt werden dürfe. Darüber starb der Franzose und seine Erben glaubten, sich an seiner Stelle nur auf der Bank einfinden zu brauchen, um die Auszahlung des niedergelegten Geldes zu bewirken. Allein die Bank war trotz des vollständig beglaubigten Todtenscheins anderer Meinung und hielt sich von der dem Verstorbenen gegenüber eingangenen Verpflichtung nicht für entbunden. Die Erben riefen nun die Hülfe der Gerichte an, die jedoch, nach dem Wortlaut gehend, ebenfalls der Ansicht der Bank beitraten und, um diese Angelegenheit zu schlichten, befahlen, daß der Todte wieder ausgegraben und auf die Bank geschafft werde, wo auch auf seinem Sarge die Summe ausbezahlt wurde, die er dergestalt wieder in eigener Person zurückverlangte.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 26. Die Gartenlaube. 1854.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Das Haus am Meeresstrande.

Eine pommersche Geschichte von Oswald Tiedemann.

(Schluß.)

„Redet!" befahl der Freiherr dem Krenzwirth. —

Dieser begann: „Es wird wohl kein Hehl nöthig sein, Alles zu sagen. — Es ist ja bekannt in der ganzen Umgegend und wohl darüber hinaus, daß ich eine Tochter hatte — Rosi — das schönste Mädchen — und was für ein traurig Ende es mit ihr nahm. Bevor es so weit kam — redete ich auch mit Euch, gnädiger Herr — aber Ihr sagtet damals: das wär' Vaters Sache, der müßt' aufpassen über die Kinder. — Ja, du lieber Himmel, in der Liebe aufpassen, das kriegen keine Aeltern fertig. — Dann sagtet Ihr mir auch, der Bauer erreiche das Ohr des Königs nicht. — Ich sah das wohl ein. — Aber der Junker hatte meiner Rosi die Ehe versprochen — ich war in meinem Recht — und doch hätt' ich's vielleicht in Berlin versucht — aker Gott sprach dazwischen — meine Rosi legte sich hin und kam zum Sterben. — An ihrem Bette da wachte ich — und dort des Claus Schilder's Katharina. Sie war die Freundin meiner Tochter. — Man brachte Rosi auf den Kirchhof — da war aber das Kind — das kleine Wesen, das nicht umkommen durfte. — Ich konnt' es nicht warten und hegen, hatte auch einen Haß gegen das kleine Geschöpf — fehlte doch die Mutter, die ich gar sehr geliebt. — Wohin damit? — Ich sprach mit Katharina, die in Allem verschwiegen ist. — Wir riethen hin und her, endlich wurde beschlossen, das Kind einem Weibe zu übergeben, fünf Meilen von hier, das ich kannte — und dem die Sache auch willkommen war — arm,, wie das Weib ist, konnte demselben die Sache nützen — ich setzte für das Kind etwas Gewisses für den Monat aus. — Später, da ging es aber mit meinem Ausschank schlecht. — Die Bauern zogen in andere Dörfer. — Mit meinem Sinne stand es auch gar übel — denn ich konnte Rosi nicht vergessen, die mir stets an die Hand gegangen war und die mir aller Orten fehlte.. — Ich bin alt, gnädiger Herr — und da sehnt man sich gar sehr nach seinen Kindern. — Wie gesagt, die Geschichte ging mir im Kopf herum, mehr und mehr. — Zudem kam noch, daß letzten Sommer meine Felder durch Hagelschlag furchtbar gelitten hatten — die große Noth kehrte bei mir ein — ich wußte gar nicht mehr, wo was zum Leben hernehmen — Haus und Hof waren verschuldet — das Weib vom Dorfe drüben jammerte auch für das Kind. — Mir ging es immer wie ein Messer durch's Herz und mein Sinn wurde gar rachsüchtig gegen den Junker. —

„Wir trafen uns mehrmals, der Herr Junker und ich. Es drängte mich dann immer, mit ihm zu reden und ihm das Elend vorzuhalten, das über mich durch seine Schuld gekommen war. Denn er war daran Schuld, gewiß und wahrhaftig — die Bauern meinten, ich sei hoffärtig gewesen und habe es mit Fleiß mit dem Junker getrieben und gestattet, daß er mit Rosi verkehre. — Sie nannten mich keinen ehrlichen Kerl und blieben aus meiner Schenke. — Eines Tages nun, da hatte ich keine Ruhe im Haus — das Weib hatte mir wieder Nachricht gegeben von ihrer Noth — mein Haß stieg und stieg, daß ich manchmal gar sehr vor mir selbst fürchtete. — Eines Tags, ja, da lief ich von Haus und fort durch den Wald — Es war ein gewaltiges Unwetter im Anzuge, aber mich kümmerte das nicht. — Ich warf mich unter einen Baum, auf dem Wiesfleck, wo die Buchen und Eichen stehen. Nicht lange, da sah ich den Junker daherkommen, das Gewehr auf der Schulter, den Hund hinterher. — Heiß lief es mir über den Rücken. Ich stand auf und trat ihm, die Mütze in der Hand, entgegen. — „Guten Tag, Herr Junker!" sprach ich. — „Guten Tag!" — „Herr Junker, ich hätt' Euch was zu sagen!" — „Nun, so sprecht, aber rasch! Es wird gleich losgießen vom Himmel, ich will nach Hause!" — Ich hielt dem Junker nun meine Noth vor und bat, daß er etwas thun sollte. — „Seid Ihr verrückt, Kreuzwirth!" fuhr er mich an. „Mein Vater hält mich so knapp, daß ich kaum Pulver genug für die Jagd auftreiben kann, ich kann Euch nichts geben." —

Ich trat ihm in den Weg: „Aber Ihr seid verpflichtet, was zu thun!" — „Verpflichtet, ich? Ihr habt wahrhaftig Zeit in's Tollhaus, grauer Betrüger! Ist es ausgemacht, daß ich der Vater zu Rosi's Kinde bin? Die Dirnen hier zu Land laufen von Einem zum Andern." —

Das Blut schoß mir zu Kopfe, ich faßte den Junker beim Rockzipfel, hielt ihn zurück und sagte: „Herr Junker, meine Tochter ruht im Grabe, sie kann sich nur vor Gott vertheidigen, aber ich lasse sie nicht beschimpfen, von Niemand, am allerwenigsten von dem Schurken, der sie in das Grab gebracht!" —

Der Junker schlug mich — Herr, ich hatte noch nie einen Schlag bekommen. Die Verzweiflung und die Wuth gaben mir Riesenkräfte — ich riß dem Junker das Gewehr von der Schulter, trat mehrere Schritte zurück — er liegt von der Kugel getroffen zu Boden. — Der Hund, der sich bis dahin ruhig verhalten, sprang jetzt wüthend auf mich zu und an meinen Hals — das Entsetzen über das Geschehene lähmte mich so, daß ich mich hätte ruhig erwürgen lassen. — In diesem Augenblicke kam Claus Schilder den Weg, er sah meine Gefahr und riß mit eiserner Faust den Hund von meiner Brust. Die Bestie wandte sich nun gegen ihn — Claus erschlug ihn mit einem starken Ast, den er in der Hand hielt. — Jetzt erst sah er den Junker am Boden

liegen. — Ich erzählte ihm Alles, wie es zugegangen. Er sagte nichts als: „Armer Mann!" — Dann schwur er mir, von der Sache zu schweigen, und das that er aus freien Stücken. — Wie nun eine Weile vergangen war und ich fortgehen wollte, da sagte er: „Den Junker wollen wir aber doch hier nicht liegen lassen; ihm ist noch zu helfen, wir wollen ihn an den Weg tragen, wo mehr Leute vorübergehen." — Das geschah denn auch, und wir trennten uns. — Jetzt fiel mir ein, daß wir das Gewehr nicht aufgehoben, ich hole es und will es dem Junker an die Seite legen, wie ich aber zurückkomme, sehe ich schon zwei Waldhüter, die den Getroffenen auf Tannenäste legen und forttragen. — Ich verbarg mich und wartete — das Unwetter war inzwischen ausgebrochen, aber ich wagte doch nicht, hervorzutreten, bis es nicht Nacht geworden war. Das Gewehr wollt' ich nicht im Hause haben, ich trug es in die Klosterruine." —

Der schwarze Kreuzwirth hatte geendet. Der Eindruck war auf die Anwesenden ein verschiedener. Claus Schilder blieb ruhig und war nur besorgt für den weitern Verlauf; Katharina aber war voller Freude, ihr Auge leuchtete und blickte nach dem Vater, als wollte sie sagen: „Ich wußte ja, daß Du unschuldig und der bravste Mann bist!" — Der alte Freiherr durchmaß mit großen Schritten das Gemach und sprach vor sich hin: „So rächt sich die Affenliebe der Aeltern, wenn man die Söhne verwildern läßt und allzu nachsichtig ist. Es ist keine Erziehung, wenn sie nicht streng überwacht wird, wenn man nicht offene Augen für die aufkeimenden Fehler und bösen Neigungen behält." —

Dann trat er auf Casimir zu und fragte mit kaltem Ernst: „Ist es so, wie der Kreuzwirth ausgesagt?" —

„Ja!" erwiederte der Junker, von dem Gewicht des Augenblicks niedergeschmettert. —

„So geh' hin zu dem alten Manne, dem Du die Tochter entehrt, nimm seine Hand und bitt' ihn um Vergebung!"

Mit scheuem Blick forschte Casimir in dem Antlitz seines Vaters, sein Trotz war gebrochen, er dachte nur an eine Milderung des harten Looses, das ihm vorher verkündet worden war. Es war eine Demüthigung, die er nicht glaubte ertragen zu können, sollte er wirklich in der ausgesprochenen Weise Soldat werden müssen. — Das Gesicht des Freiherrn drückte einen eisernen Beschluß aus; langsam trat Casimir zu dem Kreuzwirth, nahm seine Hand und stammelte einige Worte. —

„Laut und deutlich!" klang die Stimme seines Vaters herüber.

„Kreuzwirth, könnt Ihr mir vergeben?" — Er schlug den Blick nicht auf; er vermochte es nicht.

„Wenn's Gott vermag, Junker, ich vergebe Euch!" —

„Nun zu den andern Beiden!" herrschte der Vater.

Der Junker trat zu Katharina und dem alten Claus: „Ich that Euch Unrecht, vergebt es mir!" sprach er nach dem Befehle seines Vaters.

Katharina antwortete nicht; der alte Claus schüttelte ihm die Hand und sagte: „Junker, aus vollem Herzen möcht' ich, daß dieser schwere Augenblick nicht aus Euerem Gedächtniß kommen möge. Denkt an Gott und Eueren Vater, Ihr seid jung, Eure Zukunft kann noch eine gute werden!" —

„So sei es!" sprach der alte Freiherr, indem er dazwischen trat. „Claus und Ihr, Kreuzwirth, ich bitte Euch im Namen meines Sohnes, die Sache fallen zu lassen. Mein Stamm ist morsch, Casimir mein Einziger, es wäre mein Tod, wenn ich die öffentliche Schande auf meinem Hause sähe. Seid Ihr zufrieden, so, wie es geschehen und mit meinem Wort: daß Ihr ehrenhaft gehandelt, ehrenhafter, wie ich und mein Sohn?" —

„Wir sind es zufrieden", sagten die beiden Männer, und Claus fügte noch hinzu: „Beschämt uns nicht weiter, Herr Freiherr. Wir erhalten mehr, als wir erwarteten; wir hielten Euch für übermüthig gegen die Niedrigen, Ihr seid aber gerecht."

„Wenn eine harte Erfahrung es lehrt", entgegnete der Freiherr bestimmt. „Es wäre besser, wenn es deren nicht bedurft und ich nicht vorurtheilsvoll mein Ohr nur mehr für meinen Sohn offen gehalten hätte. — Bei meinem Ausspruche bleibt es; Casimir geht diese Stunde nach Berlin. Gott bessere Dich, dann findest Du auch das Vaterherz wieder. Dir, Claus, schenke ich das Haus am Strande und wenn daran was fehlt, ich will es ausbessern, oder wenn's Noth thut, ganz neu aufbauen lassen. Ich werde selbst nachsehen! Was mach' ich aber mit Dir, Kreuzwirth? Deine Resi kann ich Dir nicht wiedergeben. Kann es Dich erfreuen, so ist fortan das Ausschanks-Gerechtsame Dein Eigenthum, Du hast an die Gutsherrschaft nichts mehr zu entrichten. Vielleicht hast Du Verwandte, denen es zu Gute kommt. Haus und Hof mach' ich Dir schuldenfrei."

„So, Herr", antwortete der Kreuzwirth, „mag's dem Kinde Resi's verschrieben werden; mit mir geht es bald zu Ende."

Der Freiherr gab seine volle Zustimmung, drückte Jedem die Hand und entließ sie mit der Bitte: über Alles zu schweigen. Sie versprachen es ihm gewissenhaft.

Viele Tage waren nach dieser Begebenheit verstrichen. Der Winter war gekommen, und diesmal mit unerbittlicher Strenge. Der Wald stand verödet, große Massen Schnee bedeckten die Erde und die Zweige der Tannen, die regungslos, im Frost erstarrt zu sein schienen. Am Strande des Meeres bildete sich eine harte Eiskruste und mit jedem Tage wuchs und dehnte sie sich weiter aus.

Im Hause des alten Claus war eine Veränderung vorgegangen; Alles sah reinlicher und wohlhabender aus. Eines Tages war der Freiherr seinem Versprechen gemäß vom Schloß herabgekommen und da ihn die Armuth des wackeren Veteranen fast entsetzte, so mußte, so weit in der vorgerückten Jahreszeit thunlich, schnell Vieles ausgebessert und das Hausgeräth vermehrt und ersetzt werden. Im Frühjahr sollte ein ganz neues Haus hier aufgebaut werden; inzwischen waren die papiernen Fensterscheiben wirklichen von Glas gewichen, der Boden war neu gedielt, die rohen Tische und Stühle durch recht schöne ersetzt. —

Aber der Friede wohnte in dem Hause nicht. — Zwar hatte eine vollständige Versöhnung zwischen Vater und Tochter stattgefunden, aber es entging dem Erstern nicht, daß Katharina immer stiller und stiller wurde, daß ihr etwas schwer auf dem Herzen lastete. Er traf sie oft, wie sie in einem Winkel des Zimmers saß und bitterlich weinte. Sie nahm auch ersichtlich ab; ihre Züge fielen ein, das Auge verlor an Glanz. Er sagte nichts, denn er wußte wohl, daß er ihr nicht helfen könnte, aber recht betrübt wurde er, und die Pfeife, seine liebste Erholung, wollte ihm gar nicht munden. Er dachte auch wohl hin und wieder an den Maler, und es war ihm, als könne es nicht so bleiben, als dürfe er aus Gram und Kummer sein Liebstes auf der Welt, wenn sie auch gar sehr gefehlt, nicht verlieren; als müßte Rudolf eines Tages in's Zimmer treten und ihm zum Willkomm' die Hand entgegenstrecken. — Aber Tag um Tag verstrich und der Maler kam nicht, auch kam nicht die leiseste Botschaft von ihm herüber. — In seiner Betrübniß ging dann wohl auch der alte Graukopf auf's Schloß zu dem Freiherrn, der ihn jetzt immer freundlich empfing, ihm sogar ein Glas Wein vorsetzte, aber da hörte er auch nichts von Rudolf, obwohl der Sohn des Freiherrn aus der Residenz manchmal einen Brief an den Vater schickte, wie dieser es befohlen. —

So kam das Frühjahr heran. Die Singvögel kamen wieder, sie schmetterten und flogen lustig im Walde herum, der nun auch wieder sich in allen Zweigen schüttelte und neuen Schmuck begehrte; das Meer zerbrach knirschend das Eis, hob sich gewaltig und sang in tönenden Accorden sein brausendes Frühlingslied. Gras und Blumen sprangen vorwitzig aus der Erde; sie konnten die Zeit nicht erwarten und vergaßen ganz, daß noch mancher Sturm vernichtend lauere — der Himmel klärte sich auf, die schwarzen Wolken verschwanden mehr und mehr, die Sonne lachte warm und wärmer herab — überall Leben, heiteres, buntes Frühlingsleben.

Der alte Claus meinte nun, das wunderliche Ding, der Frühling, müsse nun auch das Leid seines Kindes lindern und ihm helfen, da er doch der ganzen Natur auf die Beine hälfe, aber davon war keine Spur an Katharina zu merken, sie wurde im Gegentheil von Tag zu Tag bläßer und bläßer. —

Eines Sonntags kam sie von der Kirche im Dorfe zurück; der Vater war eines Fußübels wegen daheim geblieben. Sie sah gar sittig und nachdenkend vor sich hin, aber kein Mensch hätte in ihr das blühendste Mädchen zehn Meilen in der Runde wieder erkannt, so sehr hatte sie sich in einem Winter verändert. —

„Vater", sprach sie zu dem alten Claus, der bei ihrem Anblick kaum die Thränen unterdrücken konnte und betrübt die Pfeife bei Seite legte. „Vater, ich muß fort von hier, und das heute noch. Sieh, ich war in der Kirche; der Pfarrer hat gar schön gepredigt. Ich horchte ihm mäuschenstill. Da war denn auch recht eindringlich die Red' davon, so man Einem Unrecht gethan, soll man es ihm abbitten; das sei christlich, und wer das versäume, habe im Tode eine bittere Stunde mehr zu fürchten. — Nun,

Vater, kann ich Dir wohl sagen, daß es mir schon lange, lange im Kopf herumgeht, daß ich gefehlt hab' gegen den Rudolf. Es läßt mir Tag und Nacht keine Ruh', ich möchte sterben vor Sehnen nach ihm. Er hat mich so treu geliebt, er wird mich nicht mehr schelten, wenn ich ihm jetzt sag', wie ich gegen ihn gefehlt, und wenn er auch eine Andere im Herzen hat. Vater, bei dem Gedanken reißt mir das Herz — so werd' ich doch zufrieden sein, wenn ich ihm Alles sag', was mich so ängstlich quält. Ich lieb' ihn unsäglich, ich kann's gar nicht aussprechen wie sehr, und jetzt mehr denn damals, wo ich ihn so kränkte. Scheltet mich, Vater, ich weiß es wohl, ich bin eine schlechte Tochter, aber laßt mich ziehen auf acht Tag'; dann komm' ich wieder — ich muß den Rudolf sehen!"

Es war das erste Mal, daß sie von Rudolf sprach, daß sie den Grund ihres tiefen Kummers enthüllte. Der alte Soldat weinte, aber er schämte sich dieser Thränen nicht, zog sein Kind an die Brust, legte die Hände auf ihr Haupt und sagte: „Ich will acht Tage warten, geh' zu Rudolf. Es ist keine Schande, daß Du es thust, und vielleicht wird es noch zum Guten enden. So kann's nicht länger dauern, Du stirbst mir noch vor Herzeleid unter den Händen."

Katharina, sonst still und schweigsam, wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen; ihr Gesicht glänzte, sie drückte den Vater wieder und wieder an ihre Brust und verschwendete so viele Zärtlichkeiten an den grauen Schnurrbart, daß es diesem fast zu arg wurde. Mit Gewalt schob er sie zurück und sagte: „Nun rasch zu den Vorbereitungen. Du mußt bis Stargard ein Wägelchen miethen, dann fährst Du mit der Eisenbahn; ein neues Ding, was ich auch noch nicht kenne, das Dich aber in zehn Minuten nach Paris und Berlin bringt. Komm, wir wollen einmal nachsehen, was in der Truhe ist." —

„In zehn Minuten?" — Katharina glaubte dem Vater auf's Wort, war es doch für ihre Sehnsucht schon noch viel zu lange. Schnell packte sie einige Kleidungsstücke zusammen, während der Vater in der Truhe nachsah, ein Beutelchen daraus hervorholte, ein Geschenk des alten Freiherrn für die Tage der Noth, und langsam und prüfend zehn blanke Thaler hinzählte. —

„So", sprach er, „hier hast Du für acht Tage zehn Thaler. Du kannst nun wie eine Fürstin leben, aber mach' mir keine Geschichten und bleib' etwa einen Monat aus. Denke nicht wie die liederlichen Vögel: Wer Geld hat, hat Vergnügen, Ansehn und Freude. In acht Tagen bist Du zurück; laß' Dich keine Stunde länger in Berlin verlocken, ich muß auch wissen, woran wir sind. Kaufe auch nicht zu viel ein, etwa Sammethüte und seidene Kleider. Leb' anständig, aber was Du erübrigen kannst, bring' zurück; das Leben ist lang und der alte Freiherr nicht immer guter Laune, auch mag ich nicht immer nur nehmen." —

Die Rede war umsonst gesprochen, so eindringlich es auch geschah! Katharina kramte hier und dort, bis sie alles Rechte zusammengefunden, dann stand sie mit hochrothem Gesichte vor dem Vater. Sie reichte ihm die Hand: „Nun, gehabt Euch wohl, Vater! In acht Tagen bin ich zurück. Wie's Gott gefällt, mag's ausfallen." —

Dem alten Soldaten wurde jetzt doch etwas bänglich um's Herz, als er ihr einen derben Kuß aufgedrückt und Katharina nun mehr springend als gehend im Walde verschwand. —

Sie kam athemlos im Dorfe an, fand auch glücklicher Weise sogleich einen Fuhrmann, der sie nach Stargard brachte. Auf der Eisenbahn, die ihr nicht geringe Verwunderung erregte, mit der es aber doch nicht so schnell ging, als sie geglaubt hatte, ging es nun zuerst nach Stettin und von da nach Berlin. Je näher sie dieser Residenz kam, je ängstlicher wurde es ihr um's Herz; alle Qualen der Besorgniß, der Liebe und Eifersucht, die sie zum ersten Male kennen lernte, überflutheten sie auf einmal. Aber sie hatte auch eine große Energie der Seele und sie sagte sich, als sie nach einer für ihre Ungeduld unendlich langen Fahrt endlich in Berlin angekommen war: „Ich habe nicht mehr zu verlangen, als seine Verzeihung; diese will ich mir holen. Mag auch sein Herz einer Andern angehören, ich werde ihm nicht zürnen, aber nie soll er auch erfahren, daß das meinige darüber gebrochen ist. Liebt er mich noch, dann geh' ich von ihm, zu meinem Vater zurück, und sein gedenken werd' ich alle Tag' und aller Orten." —

Jetzt fiel Katharina zu ihrem Schrecken und zum ersten Male ein, daß sie gar nicht wisse, wohin sie sich wenden sollte und wo Rudolf wohne. Bis hierher war sie ganz gut gekommen, aber die Residenz war so groß und so weit, da standen die riesengroßen Häusermassen, die prächtigen Straßen, aber Alles war fremd und kalt; die Leute gingen vorüber, ohne sich im Geringsten um sie zu bekümmern. Es war ihr recht, recht bange um's Herz. — Lange stand sie rathlos vor dem Portal des Stettiner Bahnhofes. Sie sah sich überall um, wen sie wohl fragen sollte; endlich wandte sie sich an einen Beamten, der nicht mehr ganz jung war und der etwas Gutmüthiges in seinen Zügen hatte. Er gab ihr auch bereitwillig Auskunft, verwies sie in einen kleinen Gasthof und rieth ihr, sich nach der Wohnung des Malers, nach der sie sich auch erkundigen wollte, bei der Polizeibehörde zu befragen. — Das war nun freilich ein Wort, das Katharina einen leisen Schauder verursachte, denn sie dachte sich alle Schrecknisse in dem Hause und die Polizeibeamten als wahre Ungeheuer; sprach man doch im Dorf nicht sonderlich erfreut über sie. —

Ganz so schlimm war es nun nicht, aber nicht sonderlich höflich waren die vertrockneten Amtsgesichter und recht neugierig in ihren Fragen. Alles wollten sie wissen und beinah' wär' es so weit gekommen, daß das allerunschuldigste Geschöpf auf der Welt arretirt worden wäre, da sie keinen Bogen Papier aufzuweisen hatte, auf dem ihre Lebensbeschreibung stand: ein Herr legte sich endlich in's Mittel und hieß sie gehen. —

Sie wußte nun, wo Rudolf wohnte. Sie aß und trank nicht, bis sie das Haus aufgefunden. Es lag in keiner vornehmen Straße, zwei Treppen hoch war sein Zimmer, aber nicht bei seinen Aeltern, wie sie geglaubt hatte. Lange Zeit mußte sie bei den Wirthsleuten warten, bis er kam; sie hatten es ihr angeboten, und erschöpft, ermüdet, wie sie war, hatte sie es auch angenommen.

Endlich hörte sie ihn auf der Treppe; sie kannte seinen Fußtritt noch; er mußte es sein. Rasch eilte sie hinaus, aber wie sie vor der Thüre war, da klopfte ihr gar sehr das Herz, die Kniee wollten ihr einsinken, sie mußte sich anhalten, damit sie nicht fiel. — Die Dunkelheit in dem Winkel, wo sie stand, verbarg ihre Gestalt, aber ihn konnte sie recht gut erkennen. Er sah bleich und angegriffen aus. Er schloß sein Zimmer auf.

„Rudolf!" rief sie und sank vor ihm nieder. — Rasch riß er die Thüre auf, das volle Licht fiel auf ihre Gestalt, er erkannte sie.

„Katharina, um Gotteswillen, Du bist es?" — Er hob sie mit starken Armen empor und trug sie mehr, als daß sie ging, zu dem Sopha in sein Zimmer. — „Du? Wahrhaftig Du?" — Er konnte es kaum fassen, es flog über sein bleiches Gesicht wie ein Strahl von Freude. —

„Bist Du mir denn noch gut, Rudolf?" stammelte sie zuerst, nachdem sie sich etwas erholt, und dabei sah sie ihn mit ihren wunderbaren Augen so durchdringend an, so klar und bittend, daß es ihm gar seltsam um's Herz wurde. Auch ihre Veränderung bemerkte er wohl, wie krank und elend sie aussah.

„Dir gut, Katharina? Nur gut? Ich liebe Dich mehr als Alles, was auf Erden ist, ich habe nicht aufgehört, Dich zu lieben. Ich liebe Dich unsäglich, unendlich; jede Minute hab' ich an Dich gedacht, und tropfenweise verlor ich meinen Muth, meine Seele, da Du Beides bist und nicht bei mir warst!" — Er kniete vor ihr nieder, ergriff ihre Hände und drückte sie wieder und wieder an sein Herz.

„Und hast Du mir verziehen, Rudolf?" Sie bebte bei der Frage.

„Verziehen und vergeben, Katharina, aber wärst Du nicht gekommen, ich hätte Dich doch vielleicht nicht wieder gesehen. Du weißt, was geschehen und was Du gethan." —

„Ich weiß es, Rudolf, und Du bist im Recht. Ich bin da, um Dir abzubitten. Sieh', ich war Rosi's, des schwarzen Kreuzwirths Tochter, beste und einzige Freundin. Ach, sie war so elend und so voller Jammer auf ihrem Krankenbette! Wir redeten da mancherlei mitsammen, und ich lernte den Junker hassen und es lag mir im Sinn, daß ich wohl die arme Rosi rächen möchte. Sie fing selbst davon an, in einer Stunde an ihrem Todestage. Sie sagte da: „Katharina, Du bist schön — Rudolf, es sind ihre Worte — wenn Dich der Junker sieht, da wird er Dir nachgehen. Versprich mir, daß Du es leidest, wenn's geschieht, und so lange, bis er recht voll Liebe ist, dann schick' ihn fort wie einen räudigen Hund. Und mehr dergleichen sprach sie noch. — Sie war zum Sterben, die arme Rosi, sie bat so dringend; ich hab's ihr zugeschworen, aber auch, daß ich zu Niemand davon sprechen wollt', zu gar Niemand.

Und Rosi? Nun die kam ja gleich darauf zum Sterben. — Nun sieh', Rudolf, deshalb hatt' ich den Junker an mich gelockt; ich hab' nichts entgegnet, wenn er mir von seiner Lieb' vorgeredet, damit er nur stärker in seinen Glauben hineinliefe. — Ach, das war sehr schlecht von mir, das sah ich wohl ein, und gequält hat's mich auch, das kann ich Dir wohl sagen. Jetzt dacht' ich, ich müßt's sein lassen, das thäte nimmer gut. Gleich darauf aber spürt' ich ein neu' Verlangen, mit dem Junker zusammenzutreffen. Es war förmlich wie eine Lust, daß ich dacht': Du machst ihn recht närrisch vor Lieb', damit er dann rechtes Weh leidet, wenn's zum rechten Austausch kommt und ich ihn dann fortschick'; hat er's doch um die arme Rosi verdient. Ich weiß selbst nicht, was das für absonderlich Verlangen war, aber heiß war es und immer trieb mich's an. Nun kamst Du dazwischen; ach, Rudolf, ich hatt' Dich unsäglich lieb, ich kämpft' mit mir, ob ich weiter mit dem Junker gehen sollt'; ich wollt' und wollt' nicht, und so geschah' es. Es ist nimmer gut, wenn im Weib was Verstecktes liegt. Aber schweigen mußt' ich. Du gingst nun, und wie Du das zu sagen kamst, da dreht sich mir das Herz um, ich hätt' Dir zu Füßen liegen mögen und bitten und bitten, aber ich war recht verkehrt in meinem Sinn und dacht' so mancherlei mit Stolz, das mich wieder zurückhielt. Erst wie Du den Winter, den ganzen langen Winter fortbliebst, kein leises Wort von Dir kam, da wurd' ich recht krank, in Sinn und Herz, Rudolf, recht krank. Da kam ich auch zu rechtem Nachdenken. Du hattest Recht; es litt mich nicht länger zu Haus, es peitschte mich immer an, ich mußt' kommen, um Dir das zu sagen. Nun sieh', Rudolf, jetzt bin ich da, jetzt hab' ich Dir's gesagt, mir ist viel, viel leichter zu Muth, und wenn Du mir vergeben, was Du auch schon ausgesagt, so will ich wieder fort nach Haus, zu meinem alten Vater, und glücklich sein, denn eine große Sünde bin ich leichter, und ich kann Dein gedenken mit Freud', ohne Trauer, daß Du mich scheltest eine schlechte Dirne und was sonst Uebles nachzureden ist." —

„Also gehen willst Du, Katharina? Kaum gekommen und wieder gehen? Nein, Katharina, das darfst Du nicht. Ich habe Dich geliebt, liebe Dich noch, und wärst Du weggeblieben noch eine kurze, kurze Zeit, mein Herz wär' gebrochen vor Sehnen und Verlangen. Jetzt bleibst Du da, Katharina, ich führe Dich zu meinen Aeltern, dann zurück zu Deinem rechtlichen Vater, und mein Weib mußt Du dann werden bald, recht bald. Ich hab' nun nichts mehr zu fürchten, denn Du hast Deinen Fehler erkannt und gebüßt, und ich kenne Dich, es ist für die Lebenszeit, daß Du ein Einsehen gehabt, daß es nimmer gut thut, wenn Du zu Deinen Nächsten kein Vertrauen hast. Du wirst keiner Versuchung mehr unterliegen, nicht mehr der Schwachheit des Weibes, der eitlen Gefallsucht, denn die Gefahr liegt darin, Dich selbst, das Theuerste, Ruhe und Frieden zu verlieren. So wie Du bist, jetzt geworden bist, wird das Glück mit uns sein." —

Er überhäufte sie mit tausend Zärtlichkeiten, die sie anfangs unter Thränen duldete, dann aber mit dem seligsten Gefühl erwiederte. — Noch denselben Abend führte Rudolf seine Geliebte zu seinen Aeltern, den andern Morgen jedoch schon fuhr er mit ihr nach dem Dorfe Kloster-Riedd zurück. — Beim Vorüberfahren nach dem Stettiner Bahnhofe wurden sie an die vergangne trübe Zeit durch den unerwarteten Anblick des Junkers erinnert, der in einer Soldatenjacke vor einer Kaserne stand; auch er schien sie zu bemerken. Eine dunkle Röthe stieg ihm in's Gesicht, aber schnell wandte er sich ab. —

Was stimmte der alte Claus Schilder, der sobald seine Tochter nicht zurück erwartet hatte, für ein Jubelgeschrei an, als er sie mit Rudolf kommen sah. Er geberdete sich wie unsinnig, lief aus einer Umarmung in die andere, pfiff und sang, daß alle Vögel des Waldes voller Verwunderung einhielten und nach dem alten Manne blickten und eine Schaar Dohlen stutzig aufflog. —

Ein Schmerz wartete ihrer noch: der schwarze Kreuzwirth starb wenige Tage nach der Wiederkehr des Malers. Alle folgten seinem Sarge, auch der alte Freiherr fehlte nicht, und sie beteten für ihn: „Friede seiner Asche!" —

Drei Wochen darauf feierte Rudolf und Katharina, im Beisein vieler Menschen, ihrer Angehörigen und des Schloßherrn, der eine gar wackere Aussteuer brachte, ihre Hochzeit, nachdem sie zuvor ausgemacht hatten, daß sie zwei Tage darauf mit dem Vater nach Berlin übersiedeln würden. — Das Haus am Meeresstrande war da gar schön ausgeschmückt, mit Kränzen und Blumen, die der Frühling hergab, und Bier und Wein flossen zur Genüge. Vor dem Hause, auf dem Rasenplatz wurde getanzt, die Geiger spielten auf, und der Himmel hatte das Einsehen, daß die Gäste im Innern nicht Platz finden würden, er schien deshalb den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein in gar herrlicher Klarheit herab; kein Wölkchen verhüllte sein schönes Blau. —

Ein Besuch bei Karl Gutzkow in Dresden.

Wenn man in Dresden die aristokratische Straße „an der Bürgerwiese" ganz hinuntergeht und dann rechts einbiegt, so ist man in der kleinen, ruhigen, von Gärten und Feldern eingeschlossenen „Lindengasse;" es ist so still und lauschig hier, das Geräusch der großen Stadt liegt fern und doch ist man ihr auch verbunden durch glänzende Häuser, Villa's und geschmackvolle Anlagen. Nach einer Seite hat das Auge weiten Fernblick und das Ohr das Schnaufen und Pfeifen der böhmischen Eisenbahn; nach anderer Seite ist der Blick durch ummauerte Gärten begrenzt und das Ohr hat nur des baumreichen Gartens Rauschen und Säuseln. Hier wohnt Karl Gutzkow, und passender, charakteristischer gerade für ihn, könnte dieser Mann wohl gar nicht wohnen. Als ich zum ersten Male sein Haus betrat, war es mir eigenthümlich zu Muthe: ich sollte nun dem bedeutendsten deutschen Schriftsteller der schönen Literatur der Gegenwart entgegentreten; und je mehr ich ihn als solchen erkannt hatte, je höher also die Verehrung war, die ich ihm zollte: desto größer mußte die Spannung, die Freude, aber auch das Bangen, ich möchte sagen, die Pietät sein, die ich, im Gefühle eigener Unbedeutendheit ihm gegenüber, empfand. Und wie mannigfache Urtheile hatte ich über seine Person und sein Wesen gehört; — von Freunden, die ihn gar nicht oder mißverstanden, von Feinden, die ihn verläumdet hatten, von jungen, süßlichen Naturen, die seine Realität erschreckt hatte. Das Alles ging mir durch Gefühl und Gedanke und nur durch einen ziemlich derben Riß an der Klingel befreite ich mich einigermaßen von dem so mannigfach bedrückenden Gefühl und trat unbefangen in ein weites, helles Zimmer; elegant und geschmackvoll, durchaus nicht auffallend und doch dichterisch, künstlerisch decorirt; eine Epheulaube um einen lauschigen Diwanwinkel; Blumen an den Fenstern, zwischen den Fenstern kleine Statüen auf entsprechenden Consols; — rings an den Wänden werthvolle Kupferstiche; Mappen, große Bücher, zierliche Lowelybände nachlässig geordnet auf Tischen mit schönen Decken; bequeme Lehnsessel mit dunkelrothem Sammet überzogen und darüber die weißen „Schützer" von der sorglichen Hand der Hausfrau ausgebreitet: das Alles machte einen hellen, heiteren, wohlthuenden Eindruck. Ich hatte ihn kaum empfangen, als ich freundlich von einer jungen, blühend schönen Frau begrüßt wurde, die aus den blitzend braunen Augen mich gescheidt und resolut anschaute und mir sofort das Bild einer durchaus gesunden, praktisch sicheren, doch innerlich fein theilnehmenden Natur einprägte. Es war Gutzkow's Frau zweiter Ehe; — sie begrüßte mich freundlich, bemerkend, daß ich schon früher erwartet sei; Gutzkow sei ausgegangen, werde aber jeden Augenblick zurück erwartet; die Stimme eines Wiegenkindleins aus fernem Zimmer rief sie ab; bald erschien sie wieder, mit dem ersten Kinde ihrer Ehe auf dem Arme, dem reizendsten, herzigsten Kinde, was ich seit Jahren gesehen. Im anstoßenden Zimmer hörte ich feste, strenge Tritte, „Karl!" rief die Frau, „komm doch herein, es ist Jemand da."

Im nächsten Augenblicke trat Gutzkow ein: eine kleine, aber stämmige, breitschultrige, muskulös gebaute Gestalt; der starke und namentlich im Profil durchaus edle Kopf saß dicht auf die breiten Schultern gesetzt; die Stirn ziemlich hoch, wenig gewölbt, aber fest wie aus Stahl gehämmert, doch giebt ihr das blonde, weiche,



Karl Gutzkow.

kurzgeschnittene Haar wieder einen milderen Ausdruck, als sie sonst wohl haben würde. Die Augen, aus hellem Blau und Grau zu einem eigenthümlichen Glanze gemischt, groß und schön geschnitten, doch fast zusammengedrängt durch die, in der außerordentlichen Kurzsichtigkeit des Blickes bedingte, Gewohnheit: die Augen halbzuzudrücken und gleichsam zu „blinzeln.“ Die Nase stark, trotzig, energisch, doch durchaus nicht derb, unschön. Zwischen dem kleinen blonden Schnurrbart und dem Napoleon's Kinn mit dem kecken „Henri-Quatre,“ der scharfgeschlossene Mund mit feinen, ironischen Zügen, mit kaustischen Linien umspielt. Der Ton des Gesichtes mehr erdbleich als frisch; doch nicht ungesund und nach dem was Gutzkow erfahren und gewirkt, nach dem, wie man sich ihn denken möchte: sieht er weit eher jünger als älter aus; der 43jährige Mann könnte noch recht gut für einen „Vierziger“ gelten. Seinem vielbewegten Leben und Wirken gegenüber, ist diese wohlerhaltene Kraft bestaunenswerth. Die Totalerscheinung des Mannes ist sofort bedeutend, vielleicht zu bedeutend, um auch sofort angenehm, wohlthuend zu sein; man muß sich erst darin zurecht finden; in den äußerlich scharfen Linien und Kanten erst nach und nach ihre weichen, schönen Wellenschwingungen herausfinden und fühlen; die Derbheit der Züge sich erst auflösen in der tief unter ihnen gleichsam versteckt liegenden Güte und Weichheit seiner tiefinnersten Natur; den spürend-prüfenden Blick aushalten, bis er zu etwas hingedrungen ist, was dem scharfen Prüfer Vertrauen und dann auch seinem Blicke einen ganz andern Ausdruck giebt; man muß auch ihn erst in Erregung sprechen oder ihn dramatisch vorlesen hören, um in seinem sonst herben, spröden, fast klanglosen Sprachton ein Schönes, Tiefes und elastisch Klangvolles zu finden. Kurz, man muß dieser merkwürdigen, freilich schwer beizukommenden Erscheinung die mannigfachste, allseitigste Aufmerksamkeit des Verstandes und Gefühles widmen, um sie nach ihrer wahren Bedeutung auffassen zu können. Die Einen traten nur mit dem Verstande, die Andern nur mit dem Gefühl zu ihr heran; Viele konnten sich aus ihrer Subjektivität nicht losmachen und wollten den Mann haben, wie er nach ihren Anforderungen sein sollte oder legten ihr Eigenes ihm zu: daher die so unendlich verschiedenen und die vielen so unendlich falschen Auffassungen, wonach er geschildert wurde.

„Nun rathe, wer das ist, lieber Karl,“ sagte die hübsche, liebenswürdige Frau zu dem Eingetretenen. Dieser trat dicht zu mir heran und beschaute mich mit freundlichem Blicke, dann sah er seine Frau heiter fragend an. Sie nannte meinen Namen.

„Also das sind Sie? Nun, herzlich willkommen,“ er reichte mir die Hand, „und nun lassen Sie sich einmal betrachten, wie

Sie aussehen," und er trat so dicht zu mir heran, daß unsere Füße sich berührten; sein Blick ruhte mit durchdringender Schärfe auf meinen Zügen und es war mir, als hinge von diesem Blicke ein Theil meines Geschickes ab. Ich weiß nur zwei Blicke ähnlicher Art mich zu erinnern: von Immermann und Kaulbach, und in jenem Augenblicke fiel mir wirklich eine Aehnlichkeit Gutzkow's mit jenen beiden Männern auf. Gutzkow nannte mir sofort mit glücklichem Treffen zwei Männer, der eine in London, der andere in Zürich lebend, mit denen ich Aehnlichkeit hätte, und die Nennung dieser Namen führte uns bald in ein ernstes Gespräch über Literatur, Kunst und Staat; ich brachte das Gespräch auf sein Schaffen, er beschämte mich mit der Güte, von meinem eigenen Schaffen zu sprechen, so wurde es Mittag und ich war gleich ein liebevoll eingeladener, ein glücklicher Gast am Tische des berühmten Mannes. Zwei kräftige, stämmige Knaben von zwölf und vierzehn Jahren (aus Gutzkow's erster Ehe) vergrößerten die Tafel und waren mir interessant, um aus ihrem Wesen und ihren Zügen viele Elemente des Vaters zu entziffern. Bei längerem Aufenthalt in Dresden hatte ich das Glück nach und nach ein herzlich aufgenommener Freund im Gutzkow'schen Hause zu werden und ich muß offen gestehen, daß jede Stunde in diesem Kreise mir von nachhaltiger Freude, von nachwirkendem Nutzen war. Der verständige, gescheidte und herzlich liebevolle Ton des ganzen Hauswesens, der ganzen Familie, war wohlthuend; Gutzkow als Gatten und Vater zu beobachten, war liebenswürdig, interessant; die kleinen Kreise der Gesellschaft waren gesucht und wurden einfach-natürlich belebt; es handelte sich da nie um Austria's und Geklatsche und doch war meist Alles auf das Naheliegende, auf das Fruchtbare und Nützliche gerichtet; man lebte nicht in Himmeln und Idealen, sondern auf der gesunden Erde, ebenso fern dem sogenannten „Genialen," als dem „Spießbürgerlichen;" nicht berlinisch frivol die schwere, ernste Zeit mit Witzen behandelnd, aber auch nicht geseufzt und geklagt, sondern mit Ernst und Kraft das Unabänderliche erfassend und das Mögliche erwägend. Gutzkow's außerordentliche Klarheit und Schärfe, sein reeller Patriotismus, sein sittliches Pathos traten mir dabei ebenso persönlich entgegen, wie das Alles mir stets aus seinen Schriften entgegen trat. Dann und wann wurde auch Musik gemacht; Gutzkow hört sie gern; an die Thüre gelehnt und den Blick von der Gesellschaft abgewendet, so stand er dann und war ganz Ohr, ganz Gefühl. Er selbst spielt recht gut. Oft auch wurde gelesen und merkwürdig, wie ich es sonst bei Keinem fand: Gutzkow liest ein Drama, ein Gedicht, zum erstenmale, ihm ganz fremd, und doch sofort mit einer so sicheren Charakteristik der betreffenden Person oder der betreffenden Stimmung, als wenn er das Ganze schon genau kenne. Ein wunderbarer Instinkt läßt ihn da nie fehlgehen. Vielleicht hängt dies mit einer Eigenschaft zusammen, die der berühmte englische Phrenologe Nöel an Gutzkow's Schädel herausfand: großes Darstellungstalent. Vielleicht wäre Gutzkow ein großer Schauspieler geworden, wenn er nicht eben ein großer Darsteller im Roman und Drama geworden wäre. In besonders heitern Stimmungen läßt er übrigens jenes Talent auch noch anders hervortreten; er copirt mit großem Glücke irgend wie bekannte Persönlichkeiten; so giebt er z. B. eine Scene aus dem Leben des weiland berühmten Theaterdirectors Schmidt in Hamburg mit unnachahmlicher Treue und Komik. Ueberhaupt kann Gutzkow sehr heiter und ein liebenswürdiger „Kneiper" sein, wenn er auch im Ganzen mehr ernst und zurückhaltend ist und es stets war. Das moderne „Genialsein" im Wirthshaus ꝛc. hat er stets verschmäht; er hat seine Zeit und Kraft wacker zusammengehalten und er kann wohl sagen, daß er ein redlich angewendetes Dasein, von sittlichem Ernst getragen, als fruchtbares Kapital zurückgelegt hat. —

Hier wollen wir denn von seiner Person übergehn zu seinem Wirken als Schriftsteller. Dieses reiche und umfassende Wirken liegt zwischen seinen beiden Werken: „Wally" und „Aus der Knabenzeit." Jenes ist zwar nicht das erste, was er herausgab; vorher erschienen schon — anonym, — die in Rousseau'schem Geiste geschriebenen „Briefe eines Narren an eine Närrin," von Börne sehr gefeiert, dann der phantastisch-satyrische Roman: „Maha Gura, Geschichte eines Gottes," die aus dem Morgenblatte und der A. Allgem. Ztg. gesammelten: „Novellen," „Soireen" und „Oeffentliche Charaktere," dann auch noch das gegen viele Schwächen der Zeit gerichtete satyrische Drama: „Nero;" diese Werke hatten den Verfasser nun zwar schon bedeutungsvoll in die Literaturkreise eingeführt, ihn als einen Hauptträger der damals beginnenden oppositionellen Literatur des „jungen Deutschlands" bezeichnet, große Erwartungen von ihm angeregt, viele Feinde ihm zugezogen, aber für die große Oeffentlichkeit wurde Gutzkow erst nach dem Erscheinen seiner „Wally" ein bekannter Name; theils durch das eigenthümliche, seltsame Buch selbst, theils durch die kirchlichen und polizeilichen Verfolgungen bis zur Einkerkerung, die dasselbe dem Verfasser zuzogen. „Aus der Knabenzeit" ist das neueste Werk Gutzkow's, und so schließen denn beide sein übriges Wirken ein. Dies bewegte sich nun nach drei Seiten hin: in kritischen Schriften, in Bühnenwerken und in Romanen, und es ist bereits eine historische Thatsache, daß er in jeder dieser Richtungen hin das Wirkungsvollste brachte, was die Gegenwart darbietet, wenn dabei auch Unbedeutenderes und Irrthümliches. Seine kritischen Schriften konnten zwar, ihres Stoffes und der Form der Kritik überhaupt wegen, nicht allgemein und populär werden, indessen wurde die deutsche Literaturgeschichte nicht allein bereichert, sondern auch gefördert durch die Werke: „Zur Philosophie der Geschichte," „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur," „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte," „Götter, Helden und Don Quixote," „Aus der Zeit und dem Leben," „Vermischte Schriften," „Wiener Eindrücke," „Pariser Briefe" und „Börne's Leben," ein braves Buch voll rührender Pietät; ein ebenso ehrenwerther als geistvoller Schutz gegen Heine's frivole und perfide Angriffe gegen einen der edelsten und größten Charaktere Deutschlands.

Von seinen zahlreichen Dramen sind die meisten mit vielem Erfolge gegeben worden; so namentlich: „Ein weißes Blatt," „Werner oder Herz und Welt," „Richard Savage;" mit „Uriel Acosta," so wie mit den historischen Lustspielen: „Zopf und Schwert" und das „Urbild des Tartüffe" wurde er indessen erst zum eigentlichen populären Bühnendichter, gewann er Erfolge, wie kein anderer jetztlebender Dramendichter, und bot er jedenfalls auch das Beste an zugleich practisch aufführbaren Werken, was irgend die Gegenwart geboten hat. Außer den genannten Dramen gab er noch das zuerst von ihm aufgeführte biblische Drama: „Saul;" die drei historischen Trauerspiele: „Patkul," „Pugatscheff" und „Wullenweber," mit gediegenem, starkem Gehalt und historischem Geiste durchwebt, doch ohne wahrhaft zündende tragische Gewalt; dann die capriciösen, theils etwas bizarren, theils etwas carrikirten, doch überall mit Intelligenz und poetischem Geiste getränkten Dramen: „Der 13. November," „Anonym" und „die Schule der Reichen;" ein psychologisch tief angelegtes und sublim ausgeführtes Drama: „Ottfried;" ein Lustspiel aus Goethe's Jugendzeit: „Der Königslieutenant," geistvoll belebt, doch mehr der höheren Literatur angehörend und viel gebildetere Schauspieler verlangend, als wir besitzen. — Dies könnte man auch sagen von dem liebenswürdigen, feinen Vorspielscherz: „Fremdes Glück."

Auch das Volksdrama betrat Gutzkow mit dem Trauerspiel: „Liesli," dessen dritter Act in seinem jähen und, nicht zu leugnen, grassen Ausgang wohl verhinderte, daß das Stück nicht den Erfolg gewann, den es im Ganzen und namentlich nach den zwei ersten Akten verdiente. Diese geben eine ebenso belebende als ergreifende Wahrheit und treffende Situationen; sie müssen bedauern lassen, wenn Gutzkow den so unendlich dankbaren Boden des Volksdrama's ein für allemal verlassen würde. Er könnte da noch Bedeutendes wirken.

In jener dritten Sphäre als Novellen- und Romandichter gab Gutzkow: „Novellen," unter denen: „Die Wellenbraut" und „Die Selbsttaufe" nicht allein als die besten des Verfassers genannt werden, sondern die auch mit zu den besten der deutschen Novellenliteratur gezählt werden müssen. Tiefe psychologische Conflikte auf's Feinste und Lebendigste gelöst und mit echter Poesie durchdrungen. Der Roman: „Seraphine" schließt sich in seiner kühnen Idee den Intentionen des Verfassers in der „Wally" an, bleibt aber in der Ausführung hinter der Idee zurück. Der komische Roman: „Blasedow und seine Söhne," ist mehr ein geistvolles, sehr merkwürdiges und in manchen Theilen auch bedeutungsvolles Capricio, als ein eigentlich komischer Roman und hat den beengenden Fehler, daß er eine eigentlich tragische Idee komisch behandelt. Das größte dieser dritten Sphäre und überhaupt das größte von allem Wirken Gutzkow's ist jedenfalls sein neunbändiger Roman: „Die Ritter vom Geiste." Der vortrefflichste Roman, den Deutschland besitzt, der uns mit Stolz den vielberühmten

Romanen Englands und Frankreichs gegenüber treten läßt, der die außerordentlichste Wirkung nach allen Seiten der Gesellschaft hin ausübte und noch ausüben wird und der dem Verfasser als Dichter, Denker und Historiker, als Bürger, Patriot und Verfechter der höchsten und edelsten Interessen des Vaterlandes und der Menschheit einen Ehrenplatz anwies und erhalten wird. — Das ist das bisherige schriftstellerische Wirken Gutzkow's, dem er jetzt noch die Führung der Zeitschrift: „Unterhaltungen am häuslichen Herd" verknüpft hat. Die Zeitschrift ist für populäre Intelligenz berechnet und wirkt dafür nach allen Seiten hin poetisch, ästhetisch und künstlerisch, die Naturwissenschaft, den Staat, das Familien- und Bürgerleben sinnig anregend und einfach geschmackvoll in ihre Kreise ziehend.

Das äußere Schicksalsleben Gutzkow's anbelangend, so erfahren wir zuerst aus seinem letzten Werke: „Aus der Knabenzeit," daß auch er aus dem Volke hervorgegangen, als Sohn eines Reitknechts eines preußischen Prinzen (am 17. März 1811) in Berlin geboren und der Bruder und Schwager von ehrbaren Handwerkern ist. Seine schon früh sich zeigenden Talente veranlaßten die Aeltern, den Knaben studiren zu lassen. In seiner Vaterstadt studirte er Theologie und Philosophie und gewann dabei schon den ersten Preis einer Concurrenzarbeit. Mächtig ergriff ihn die Julirevolution; er warf sich nun lebhaft auf öffentliche Fragen der Zeit und seine ersten Journalarbeiten erregten in hohem Grade die Aufmerksamkeit des damals mächtigen Wolfgang Menzel, der ihn deshalb nach Stuttgart zog, wo er einige Zeit für das Literaturblatt und Morgenblatt arbeitete. Aber der Wissensdrang ließ ihn nicht ruhen; Theologie und Philosophie ließen ihn kalt und bereits mit der Doctorwürde beehrt, studirte er in Heidelberg und München Jurisprudenz und Staatswissenschaft. Im Jahre 1835 gründete er mit dem wackeren Duller in Frankfurt a. M. den „Phönix;" gleichzeitig erschien seine „Wally," die ihn drei Monate nach Mannheim in's Gefängniß brachte. Von da an hatten er und seine Schriften, so wie mannigfach von ihm versuchte Journalunternehmungen die heftigsten und oft vernichtende Verfolgungen zu erdulden. Diese trieben ihn denn zuletzt nach Hamburg, wo er den „Telegraph für Deutschland" redigirte und damit auf die Höhe seines kritischen Rufes gelangte. Der Drang zur Bühne wurde aber immer mächtiger in ihm; so gab er sein Journal in andere Hände und widmete sich nur der Bühnenproduction. Seine glänzenden Erfolge darin verschafften ihm 1847 einen Ruf als Dramaturg für das Hoftheater zu Dresden. Als solcher wirkte er nun Schönes und Nützliches im Einrichten und Aufführen klassischer Stücke und in Förderung junger Talente. Indessen war seine Stellung doch nicht frei und selbstständig genug, daß er Alles das hätte ausführen können, was er wünschte, und so gab er denn dieses Wirken nach $2^1/_2$ Jahre wieder auf; in neuer Ehe und in neuem Schaffensdrange ein neues, ruhig schönes Leben beginnend, wie ich es Eingangs dieser Skizze anzudeuten versuchte. Direct an dem öffentlichen Leben des Jahres 1848 betheiligte sich Gutzkow nur mit einigen kleinen Schriften: „Ansprache an das Volk," ein Vermittelungsversuch in den Märztagen Berlins, und „Deutschland am Vorabend seines Falles und seiner Größe," eine Broschüre für das Frankfurter Parlament. Beide natürlich in liberalem Sinne.

A. S.

Tom Wade und der graue Bär.

Aus Amerika.

Es war eine kalte Novembernacht, als wir, ein halbes Dutzend Jäger, in einem halb geschützten Lager um ein helles Feuer lagen und Jagd- und andere Abenteuer erzählten. Tom Wade, ein großer riesenhafter Mann, der stets sehr still und in sich gekehrt lebte, den man aber seiner Gutmüthigkeit wegen sehr schätzte, ward ebenfalls aufgefordert, Etwas aus seinem Leben zu erzählen. Er schüttelte anfangs mit dem Kopfe und wollte nichts davon wissen, endlich aber begann er doch:

„Es mögen wohl fünfzehn Jahre her sein, als eine Partie von uns, zehn an der Zahl, von Bonn's Salzquell zu einer Büffeljagd in der Richtung nach Santa-Fé aufbrach. Wir hatten zwei oder drei gute Pferde, die Büffel zu jagen und ein Paar Packmaulesel bei uns. Wir hielten es nicht für nöthig, viel Lebensmittel mitzunehmen, da wir ja darauf rechnen konnten, Wildpret zu finden. Als wir indessen auf die große Straße kamen, hörten wir von den Händlern, daß es in diesem Jahre wenig Büffel gebe, und wir beschlossen daher, uns rechts zu wenden und den Missouri höher hinauf zu gehen. Wir setzten zuletzt bei Council-Bluffs hinüber und zogen die Höhenfläche am Ufer entlang.

„Aus irgend einer Ursache war das Wildpret äußerst selten und je weiter wir gingen, desto mehr verlor es sich. Seitdem wir die Pflanzungen hinter uns gelassen hatten, schossen wir nur so viel, als zu unserm Unterhalt diente und wir besaßen kein Pfund im Vorrath. Da das Wetter aber schön war, beschlossen wir weiter vorwärts zu ziehen, bis wir die Büffelgegend erreicht hätten und jede Nacht waren wir daher weiter ab von den Pflanzungen und damit auch ferner von dem Wildpret. Zuletzt wurde es so selten, daß wir eine Nacht insgesammt in's Lager kamen, ohne etwas geschossen zu haben. Nie werde ich diese Nacht vergessen, als wir uns um das Feuer setzten und Jeder zu berichten hatte, daß er auch keine einzige Kreatur gefunden habe. Wir fingen daher an zu glauben, daß wir in ein Pechland gerathen wären und besser daran thäten, umzukehren.

„Als aber Einer diesen Vorschlag machte, wurde er allgemein verhöhnt und ihm geantwortet, daß wir, da wir einmal so weit gegangen wären, nicht an Zurückgehen denken könnten. Was würden unsere Leute zu Hause wohl sagen, wenn sie hörten, daß wir einen Abend nichts zu essen gehabt hätten. Außerdem war es doch wahrscheinlich, daß wir morgen Wildpret finden würden. Irgendwo mußten doch Büffel in den Prairien sein und wir würden nur um so größeren Appetit darnach haben, wenn wir ein wenig gefastet hätten.

„Diese Gründe behielten das Uebergewicht und am nächsten Morgen brach unser Zug westwärts auf.

„Ich hatte einen prächtigen Hund, Namens Brutus mit mir genommen. Er war, ich sage Euch, das klügste und treueste Thier, das je dagewesen ist. Er war so an mich attachirt, wie nur ein Thier es einem menschlichen Wesen sein kann — und dabei war er muthig, schlau, wachsam und that Alles, was ich ihm hieß. Nie habe ich vorher oder nachher einen Hund so lieb gehabt, als ihn. Er war mein steter Begleiter. Sowie der Tag graute, war er auf, während der ganzen Jagd war er mir zur Seite oder jagte das Wild, das ich geschossen hatte, und Nachts schlief er mir zu Häupten und schützte mich vor Gefahren. Er war ein nobler Hund.

„Die Jagd am nächsten Tage war so unglücklich, wie die am Tage vorher. Es war kein Wildpret zu sehen. Ich hatte allein einen Prairiehund geschossen und brachte ihn mit, weil er doch besser war, als gar nichts. Nie werde ich die gierigen Blicke vergessen, mit denen meine Beute angesehen wurde. Er war nicht größer, als ein Fuchs. In einem Augenblick war er abgeledert, ausgeweidet und in zehn Stücke getheilt. Brutus bekam die Eingeweide und die Knochen. Ich habe hungrige Wölfe Fleisch verschlingen sehn, aber ihre Gier war nichts gegen die meiner hungrigen Gefährten. Ich mochte das Fleisch nicht und legte es daher zu Brutus Theil, aber der Hund nahm es nicht, so hungrig er auch war, er sah mich an und legte sich dann still nieder. Das Fleisch blieb liegen, ich streichelte ihn für sein edles Betragen und als ich wieder hinsah, war das Stück verschwunden.

„Jetzt wurde eifriger über die Rückkehr gesprochen, aber ein Umstand hatte diese erschwert. In unserm Jagdeifer hatten wir nicht an unsere Thiere gedacht und diese waren weit weggelaufen, um zu grasen. Die danach ausgesandt waren, sie zu suchen, hatten sie nicht gefunden, und es wurde daher nothwendig, weiter vorzugehen, um auf der Jagd zugleich unsere Pferde und Esel zu

suchen. Ein Pferd war glücklicher Weise da geblieben. Es war zu alt, um fortzulaufen.

„Nachdem der Prairiehund verzehrt war, hörten wir bald darauf ein Schnaufen hinter unserm Lager. Wir sahen das Pferd sich auf die Hinterbeine aufrichten und dann auf die Seite sinken. Das Beil hatte seine Stirn getroffen. Eine Stunde darauf hatten meine hungrigen Kameraden sich voll gegessen und sanken in tiefen Schlummer. Brutus und ich holten uns auch unsern Theil. Es schien mir die köstlichste Mahlzeit, die ich je genossen hatte. Das erste Stück verschlang ich halb roh, fast ungeröstet. Dann überkam auch mich der Schlaf, der immer nach solchem Exzeß folgt und ich überließ es Brutus, mich zu bewachen. Es gab indessen nichts zu bewachen, und wären in dieser Nacht Indianer gekommen, es wäre uns ganz recht gewesen, denn dann hätten wir ihnen ihre Jagdbeute abnehmen können. Es störte uns jedoch nichts.

„Das Pferdefleisch unterhielt uns beinahe eine Woche lang, ging aber zuletzt auch aus. Wir zogen immer vorwärts, trafen aber kein Wild. An dem Tage, als das Fleisch zu Ende ging, kamen wir mit der gewöhnlichen traurigen Nachricht zusammen, das nichts geschossen war, nicht einmal ein Prairiehund oder eine Schlange. Ich sah Joe Winn, einen meiner Jagdgefährten, einen großen, starken Mann einen begierigen Blick auf Brutus richten, und der Hund kroch augenblicklich an meine Seite und legte sich nieder.

„Am nächsten Abend machte Winn den Vorschlag, daß Brutus geschlachtet werden solle.

„Ich griff nach meiner Büchse und schwor, daß der Erste, der die Hand an den Hund lege, des Todes sein solle. Keiner regte sich, denn sie wußten, wie lieb ich den Hund hatte. Die ganze Zeit über sah der Hund mich starr an, als ob er sein Geschick in meinen Augen lesen wolle. Als er sah, daß ich nach der Büchse griff, schien er meinen Entschluß zu wissen, denn er wedelte mit dem Schwanze und legte sich dann auf seinen gewöhnlichen Ruheplatz.

„Meine Kameraden drangen aber darauf mit so viel Vorstellungen in mich, daß ich endlich einwilligte, daß der Hund getödtet werden solle.

„Als ich Joe Winn das Beil nehmen sah, ging ich aus dem Lager fort, um nicht das Ende meines treuen Freundes zu sehen. Ich wandte mich aber doch um, um ihm noch einen letzten Blick zuzusenden und sah, wie er mich sanft und bittend ansah, als wüßte er, was über ihn gesagt worden, und bäte mich, ihn zu schützen. Er regte sich dabei nicht von seinem Platze, sondern sah mich nur starr an. Ein Wink von mir und er wäre Winn an die Kehle gesprungen, aber er regte sich nicht. Ich wandte mich ab und hörte gleich darauf das Beil auf seinen Kopf niederfahren und diesen zerschmettern. Einen Augenblick darauf fühlte ich etwas an meinem Schenkel und sah den Hund meinen Fuß lecken. Das Blut strömte aus seiner Stirn, aber nach dem tödtlichen Schlag war er noch aufgesprungen und verendete zu den Füßen seines Herrn, um seine letzte Ergebenheit kund zu geben. Ich konnte es nicht mit ansehn. Ich weinte wie ein Kind."

Hier bedeckte Wade sein Gesicht. Die Thränen traten ihm noch in die Augen und auch ich konnte den riesigen Mann nicht weinen sehen, ohne daß mir die Wangen dabei feucht wurden. Endlich fuhr er fort: „Als ich mich ausgeweint hatte, trat ich auf Joe Winn zu. Joe Winn, sagte ich, es war gut für Euch, daß meine Büchse mir nicht zur Hand war. Ich vergebe Euch, aber vergessen kann ich Euch diese That doch nicht, die mich des edelsten und treuesten Geschöpfes beraubte. Der arme Brutus! Sein letzter Blick hat mir seitdem immer auf der Jagd vorgeschwebt. Ich mußte ihn immer sehen, wie er mich zuletzt anblickte. Ihr kennt die Schrecken noch nicht, welche diese Jagd mit sich brachte, Phil, aber für mich war dieser Augenblick doch der furchtbarste.

„Mir wurde mein Antheil an dem Hunde zuertheilt, ich konnte es aber nicht essen. Ich trug es heimlich aus dem Lager und begrub es im Sande. Meine Thränen flossen darüber hin und ich fühlte mich trostlos verlassen. Meine Gefährten mußten mich dabei wohl belauscht haben, denn als ich am andern Morgen einen Blick auf die Stelle warf, sah ich, daß sie umgewühlt war. Auch dieser Rest des armen Brutus war von den Hungrigen verschlungen worden.

„Im Lauf des Tages verschwand jede Spur von dem Hundefleisch. Als daher am nächsten Abend wieder nichts geschossen war, entstand eine sehr ernste Berathung, was nun zu thun sei. Die Aussicht auf Wildpret war fast ganz verschwunden, die Rückkehr ebenso trostlos als das Weiterziehen. Alles war verzehrt, was das menschliche Leben erhalten konnte, da schlug Einer vor — ich weiß nicht mehr, wer es war, da wir wahrscheinlich Alle umkommen würden, sei es besser für die Uebrigen, daß Einer sich opfere, und daß dann die Rückkehr versucht würde. Der Vorschlag wurde mit nur einem mißfälligen Gemurre angenommen und beschlossen, daß man noch einen Tag die Jagd versuchen, und wenn auch diese ohne Erfolg bleibe, einen aus der Gesellschaft auswählen wolle, der sich entweder selbst tödten oder von Einem getödtet werden solle, den das Loos dazu bestimmte.

„Der nächste Tag verfloß wie gewöhnlich und wir kamen sämmtlich mißgestimmt und hoffnungslos in's Lager zurück. Einstimmig und ohne ein Wort zu sagen, bildeten wir einen Kreis. Endlich brach einer das Stillschweigen und schlug vor, daß das Loos in folgender Weise entscheiden solle: Es sollten zehn Stäbe von ungleicher Länge geschnitten und von Einem, dem die Augen verbunden worden, an die Erde gelegt werden. Jeder solle mit verbundenen Augen ziehen. Der den kürzesten Stock zog, sollte das Opfer, der den längsten zöge, der Vollstrecker sein.

„Dies wurde ausgeführt. Niemand sprach ein Wort dabei. Man hörte nur den unsichern Schritt und den kurzen Athem jedes Einzelnen, als er mit verbundenen Augen an die Stelle geführt wurde. Endlich erfolgte die Entscheidung. Ich zog den längsten Stab und Joe Winn, der Mörder des Brutus, den kürzesten.

„Ich habe manche Hinrichtungen gesehen, und schon manchen Mann sterben sehen, Phil, aber solch Gemisch von tödtlicher Angst und Verzweiflung sah ich nie, wie dieser Mann sie kund gab, als das Loos ihn als Opfer bezeichnete. Es war der peinlichste Anblick, den ich je in meinem Leben hatte. Wir wandten uns sämmtlich unwillkürlich ab und erwarteten, daß der unglückliche Mann selbst die Weise angeben möge, in der er vom Leben scheiden wolle.

„Er stand von seinem Platze auf und sagte: „„Jungen, mir ist der kürzeste Stab zugefallen und —"" hier stockte seine Stimme vor Bewegung. Als er sah, daß wir unsere Gesichter abwandten, stieg in dem unglücklichen Manne plötzlich ein Hoffnungsstrahl auf. Im nächsten Augenblick faßte er mich beim Arm und wisperte mir zu, aber so, daß es Alle hören konnten, in dem jammervollsten, herzbrechenden Tone: „„O Wade, rette mich! Rette mich, Tom! Ich weiß, Du kannst es, wenn Du willst. Wenn Du es sagst, werden die Andern mich nicht tödten wollen. Ich weiß es, sie werden's nicht. Sag' es, lieber Tom, und ich will Alles für Dich thun. O Tom, schieß mich nicht todt! Schieß mich nur jetzt nicht todt. Wir können ja noch einen Tag ohne Nahrung zubringen. Ein Tag wird uns ja nicht so hart ankommen. Ich glaube sicher, wir finden morgen etwas. Du wirst etwas schießen, ich weiß es. Laß mich also nicht jetzt sterben. Ich kann jetzt nicht sterben. O, rette mich, Tom! Morgen will ich sterben, ohne ein Wort zu sagen. Ich habe Deinen Hund todtgeschlagen, Tom, aber die Andern haben mich dazu aufgehetzt. Du kannst sie darnach fragen, wenn Du willst. Wenn er noch am Leben wäre, sollte ihm Niemand ein Haar krümmen. Rette mich, Tom, Du kannst, wenn Du nur ein Wort sagst. Willst Du's thun, lieber Tom?""

„Dabei verschlang der Mann meine Hand mit Küssen. Ich fühle eine tiefe Verachtung gegen Feiglinge. Die Erwähnung des Brutus hatte mich vollends toll gemacht, aber mein besseres Gefühl und der starke Widerwille gegen das Vergießen von Menschenblut bei kaltem Blute gewannen das Uebergewicht, und indem ich mich zu meinen Kameraden umwandte, fragte ich sie, ob sie Winn bis morgen Abend leben lassen und ob wir's noch einmal einen Tag mit der Jagd versuchen wollten. Das wurde angenommen, jedoch mit der Bedingung, daß, wenn es nöthig wäre, Winn das erste Opfer sein sollte.

Wir schliefen die Nacht so gut es anging und der Anbruch des Tages fand uns sämmtlich zur Jagd bereit. Wir gingen nach verschiedenen Richtungen aus, mit der Verabredung, daß wir uns mit Sonnenuntergang in demselben Lager treffen wollten.

„Mir war der Tag in fruchtlosem Suchen verstrichen, als sich mein Blick auf etwas richtete, was ihn für einen Augenblick ganz starr fesselte. Es war das köstlichste Schauspiel, das ich unter diesen Umständen genießen konnte. Ich sah im Sande die frische Spur eines großen Thieres. Mein Herz schlug hoch, indem ich meine Büchse unter den Arm nahm und mich zur Verfolgung an-

schickte. Je mehr ich vordrang, desto frischer wurden die Spuren, und ich sah, daß ich dem Thiere nahe war.

„Ein Paar Schritte vorwärts lösten sich meine Zweifel. In einem kleinen Dickicht sah ich, zum ersten Mal in meinem Leben, einen grauen Bären. Wir mußten uns wohl zugleich erblickt haben, denn wir gingen auf einander los. Es war ein mächtig großes Thier, aber beinahe ebenso verhungert wie ich. Ich hob meine Büchse und feuerte, die Aufregung mußte mich aber wohl verhindert haben, gut zu zielen. Nachher fand ich, daß meine Kugel sein Schulterblatt getroffen hatte, damals wußte ich dies indessen nicht. Wir rückten auf einander los, bis wir ganz nahe waren. Ich erinnere mich noch seiner kleinen rothen Augen, die nach mir stierten und wie er mit seinen Klauen nach mir schnappte, die mit blutigem Schaum bedeckt waren. Alle Jäger hatten mir von diesem furchtbaren Thiere erzählt — daß Alles vor ihm fliehe, daß Kugeln keine wahrnehmbare Wirkung auf sein Fell übten, und daß sein Angriff gewissen Tod bringe. An alles dieses dachte ich aber damals nicht, ich war nur von der wahnsinnigen Gier nach Nahrung getrieben. Wenn statt eines Bären zwölfe dagewesen wären, würde ich mich auf den nächsten geworfen haben!

„Wir kamen an einander. Hier an dieser Schulter trage ich noch die Narbe der ersten Begegnung. Ich fühlte nichts davon, obgleich sie eine häßliche Schramme zurückließ. Mein erster Stoß mit meinem Jagdmesser drang, wie ich nachher fand, in seine linke Schulter und schnitt eine tiefe Wunde. Wir rangen mit einander. Ich war entschlossen, er sollte mir nicht entwischen. Lieber hier den Tod finden, als im Lager. Mein Gegner schien von demselben Entschluß beseelt zu sein, und Bisse und Stöße wurden mit furchtbarer Schnelligkeit und in vollem Stillschweigen ausgetheilt. Wir fochten denselben furchtbaren Kampf. Der Hunger hatte uns beide zur Verzweiflung getrieben. O Brutus, wie fehltest du mir da! Hättest du mir nur fünf Minuten beistehen können, wie wäre mancher schwere Biß, manche häßliche Schramme erspart geblieben.

„Endlich warf ein wohlgezielter Stoß oder der starke Blutverlust den Bären nieder. Gleich war ich auf ihm. Die Anstrengungen, die er mit seinen furchtbaren Klauen machte (eine davon habe ich noch zu Hause), nahmen mir fast die Kräfte, aber mein Messer war doch noch wirksamer als sie. Ich weiß nicht, wie lange dieser Kampf dauerte; glücklicher Weise packte er mein Pulverhorn und zerrte es zwischen seine Zähne. Ich hatte die Geistesgegenwart, es noch weiter in seine Kehle mit meiner linken Hand hinabzustoßen, während die rechte mit dem Messer in seiner Seite arbeitete. Bald fand ich, daß Erstickung eintreten müsse, wenn ich diese Operation lange genug fortsetzte. Wie ich meinen Platz auf seinem Leibe behauptete, weiß ich nicht, denn seine Anstrengungen und sein Sträuben waren furchtbar. Ich hielt aber aus, und bemerkte endlich, daß sie nach und nach weniger häufig und stark wurden. Noch ein Paar Augenblicke, und noch ein Paar Stöße beendeten den Kampf und mein Feind lag todt vor mir. Ihr könnt Euch denken, was ich zuerst that. Wäret Ihr an meiner Stelle gewesen, Ihr hättet ebenso gehandelt. Aus seinem noch zuckenden Fleisch schnitt ich Stück auf Stück und verschlang es so roh und blutig es war. Dann dachte ich an meine Gefährten. Einen Theil von dem Bären nahm ich mit mir, verbarg es in der Nähe und wartete dann ruhig auf die Rückkehr der Andern. Endlich kamen sie an, Einer nach dem Andern, Joe Winn zuletzt. Obwohl mir meine Wunden sehr unangenehm waren, so hatte ich doch beschlossen, Winn für seinen Todtschlag meines Hundes zu bestrafen und nahm deshalb eine so ernste Miene an, als es mir unter diesen Umständen nur möglich war. Die Jagd der Andern war wie gewöhnlich erfolglos ausgefallen und Joe's Gesicht war voll Angst und Schrecken. Sobald der Bericht abgestattet war, wandte ich mich zu Winn.

„Nun, Joe, Ihr habt den Bericht gehört. Seid Ihr zu heute Abend fertig?"

„Ich weiß nicht, ob das Blut an meinen Kleidern mich verrieth, oder ob ihm die zufriedene Miene, die ich doch nicht ganz verbergen konnte, Trost einflößte, er faßte mich scharf in's Auge, fiel dann plötzlich auf die Knie nieder und rief zwischen Angst und Freude schwebend aus: „O Gott, ich bin gerettet! Ich bin gerettet! Tom hat was geschossen. Seht seine Kleider an, seht das Blut an seinem Haar und um seinen Mund an. O du mein Herrgott, ich bin gerettet."

„Dabei sprang der Elende wieder in die Höhe und jubelte und tanzte im Kreise umher. Die Andern hatten gar nicht Zeit, das Letzte zu hören, denn er hatte mich dabei zugleich ergriffen und tanzte mit mir wie ein Comanche umher. Ich mußte daher erst ihre Zweifel lösen, indem ich ihnen von meinem Glück erzählte und daß ich ein Stück Fleisch mitgebracht und nahe beim Lager verborgen habe.

„Nun Jungens wißt Ihr woran Ihr seid. Es hätte sich nicht für Euch geschickt, daß Ihr Euch wie Wölfe verschlingt, das würde Euch doch hart angekommen sein. Wenn Ihr mit mir gehen wollt — und hier brachen alle auf — so will ich Euch den Platz zeigen, wo ich's verborgen habe. Aber geht ordentlich daran und nehmt jetzt nur ein Stück und nachher mehr. Da unter dem Strauche. Nicht so hastig!

„Wenn Ihr jemals eine Flucht wilder Tauben durch die Wälder habt sausen sehn oder wenn Ihr jemals ein Volk Rebhühner gesehen habt, das der Habicht verfolgt, oder wenn Ihr ein Dutzend Pferde, die zum Rennen abliefen, beobachtet habt, so könnt Ihr Euch einen Begriff von dem Rennen machen, das nun folgte. Ich dachte, ich sollte vor Lachen bersten. Und wer meint Ihr wohl, wer zuerst da war? — Joe Winn!

„Die ganze Nacht hindurch erscholl das Lager von Witzen über den armen Joe und ein schallendes Gelächter folgte jedesmal, wenn er ab und zu in kläglichem Tone sagte:

„Lieber Tom, ich will für Euch Alles thun, was Ihr nur auf der Welt wünscht. Sagt es, Tom. Warum wollt Ihr's nicht sagen?"

„Am nächsten Tage brachen wir nach dem Rest des Bären auf, und nachdem wir Alles, aus Furcht, es könne uns fehlen, sorgsam eingepackt hatten, zogen wir heimwärts. Unser Vorrath reichte so lange bis wir Wildpret fanden und endlich kamen wir glücklich in unsern Pflanzungen an."

Beruf und Bildung des Weibes.

Auch die Frauen bedürfen wie die Männer einer Vorbildung für's Leben, um ihre Stellung darin gehörig ausfüllen zu können. Zum Theil übernimmt zwar das Leben selbst, die Gesellschaft oder auch das Haus, dieses Geschäft, aber doch nicht immer und oftmals nicht auf die rechte Weise. Auch reicht die Bildung, welche Schulen oder Erziehungsanstalten dem in's Leben eintretenden Mädchen mitgeben, zu diesem Zwecke selten aus, bedarf wenigstens der Wiederauffrischung und Fortsetzung. Es geht den Frauen auch darin oft wie den Männern, daß sie Manches gelehrt bekommen, was sie für ihren eigentlichen Lebensberuf nicht brauchen können und dagegen Vieles nicht lernen, was sie so nöthig brauchten. Aber den Mann zwingt der äußere Beruf und leitet ihn zugleich an das Versäumte nachzuholen, bei den Frauen fehlt dagegen nur zu oft im spätern Leben diese Anleitung und dieser Anstoß von außen, und so bleiben sie gar häufig von jener Bildung fern, welche gleichwohl erst die Frau vollständig zu dem macht, was sie sein soll.

Der Beruf der Frau ist ein dreifacher, denn 1) sie soll einem Hausstande, einem kleinern oder größern, einem eigenen oder fremden vorstehen; 2) sie soll die Erziehung von Kindern, als Mutter oder Schwester, als Verwandte oder Erzieherin von Fach leiten; 3) sie soll Mitglied eines geselligen Kreises sein und als solches ihren Platz ausfüllen, von dem engsten, traulichsten Kreise der Familie an bis zu den weitesten Kreisen der großen Gesellschaft. — Jede dieser Berufsstellungen erfordert zu ihrer rechten Ausfüllung eine entsprechende Bildung, d. h. die Erwerbung gewisser Kenntnisse und die Fähigkeit diese richtig anzuwenden.

Zur zweckentsprechenden Führung eines Haushaltes gehören Kenntnisse von den Naturkräften und Naturprocessen ebensowohl derjenigen, die außerhalb wie auch derjenigen die inner-

halb des menschlichen Körpers vor sich gehen, und welche bei den hauswirthschaftlichen Verrichtungen fast jeden Augenblick in Betracht kommen, wie bei Erzeugung von Wärme und Licht, bei der Wahl, Zubereitung und Aufbewahrung der Nahrungsmittel, bei Beurtheilung der Luft, Temperatur, Wohnung und Kleidung u. s. w.

Eine naturgemäße leibliche und geistige Erziehung der Kinder richtig leiten zu können, setzt aber eine Kenntniß vom menschlichen Körper insofern voraus, als erst durch diese die Gesundheit gehörig bewahrt, die Krankheit verhütet und in ihrer Ausbreitung nicht selten gehemmt, das Organ für geistige Thätigkeit richtig erhalten und bearbeitet werden kann.

Die Frau als Gesellschafterin, als Lebensgefährtin des Mannes und als Mitglied eines Familienkreises muß von dem, was in der Welt vorgeht, von dem, was den Mann beschäftigt und interessirt, wenigstens so viel kennen, um ein Verständniß dafür, ein Mitinteresse daran zu haben. Die gebildete Frau muß auch über die Gegenstände, welche in der größern Gesellschaft besprochen zu werden pflegen, über die allgemeinern Interessen des Lebens, der Kultur, der Menschheit, wenigstens soweit unterrichtet sein, um wenn auch nicht allemal selbst mitzusprechen, doch mit ihrem Geiste und Gefühle an dem Gespräche sich betheiligen, nöthigenfalls auf dasselbe eingehen zu können. Sie muß daher wenigstens einige allgemeine Begriffe von dem Kulturleben der Menschheit haben d. h. von dem, was der menschliche Geist geschaffen und erstrebt hat, was er täglich noch schafft und erstrebt, von den Fortschritten der Menschheit in Kunst, Wissenschaft, Sitte, Erfindungen und Entdeckungen u. s. w.

Bei der Erwerbung dieser Kenntnisse von der Natur und ihren Kräften, von der menschlichen Kultur und ihren Ergebnissen, kommt es durchaus nicht darauf an, eine große Masse derartiger Kenntnisse einzusammeln und das Gedächtniß damit zu überfüllen; es bedarf nur weniger, aber recht ausgewählter, recht verstandener und recht angewandter Begriffe von dem, was zu wissen und zu können nöthig ist. Eine gebildete Frau soll darum noch keine gelehrte sein, — (die sogenannten gelehrten Frauen sind sehr oft nicht wirklich gebildete) — sie soll nicht mit einer Masse, vielleicht unverdauten oder oberflächlich angelernten Wissens kokettiren, sondern sie soll das was sie weiß ganz wissen und im Leben anzuwenden verstehen, dadurch aber die Fähigkeit erlangen, durch eigenes Beobachten und Nachdenken sich selbst weiter zu bilden. Es ist ein wesentlicher Mangel in der Bildung so vieler Mädchen und Frauen unserer Zeit, daß sie, vielleicht im Besitze von Kenntnissen mancherlei Art, auch gewisser äußerer Formen und conventioneller Redensarten, doch des selbstthätigen innern Geistes- und Gemüthslebens entbehren, welches erst die wahre Bildung ausmacht und welches das weibliche Geschlecht in allen möglichen Verhältnissen liebenswürdig macht.

Darin besteht die allein wahre und allein vernünftige Emancipation der Frauen, daß sie eine solche innere Bildung statt der nur zu häufig blos äußerlichen, eine wahre Seelen- und Herzensbildung statt der bloßen Dressur des Gedächtnisses und Verstandes erstreben, daß sie sich einen offenen Sinn für die sie umgebende Natur und deren Schönheiten, sowie auch deren ernste Zwecke, ein Verständniß und ein aus diesem hervorgehendes tiefes und warmes Interesse für die Bestrebungen der Menschheit, für die Fortschritte der Kultur, kurz für das Leben und seine mannigfach wechselnden Erscheinungen, für seinen Ernst wie für seine heitern Seiten, aneignen. — Durch eine solche Bildung wird die Frau eine tüchtige Hausfrau, eine sorgsame und für ihre Sorgfalt von den schönsten Erfolgen belohnte Erzieherin, eine liebenswürdige Gesellschafterin, eine beglückende und beglückte Lebensgefährtin des Mannes, kurz das was die Frau sein soll und bei ernstem Streben so leicht werden kann. **(B.)**

Amerikanische Briefe.

II. Neu-Schottland.

Ankunft in Neuschottland. — Halifax. — Seine herrliche Lage. — Indianerwildniß und Vatermörder. — Ein Negerdorf. — Wett-Pflügen. — Ein Ball in Halifax und die klaren, ruhig leuchtenden Augen der Engländerinnen. — Fisch-Depôt.

Nach der Reise, die ich beschrieben, hatte ich in Halifax zunächst keinen andern Wunsch, als tüchtig und fest auf festem Boden auszuschlafen. Die spärlich erleuchteten Straßen der neuen Stadt in der neuen Welt, durch welche ich vom Schiffe nach einem Gasthofe fuhr, änderten nichts in diesem Vorsatze. Ich wollte mir nun einmal erst klare, vorurtheilsfreie Augen verschaffen. Als ich am Morgen erwachte, in der eigenthümlichen Nachwirkung der unregelmäßig wiegenden Bewegung des Schiffes auch diese Nacht noch tüchtig geschaukelt, ging ich auch nicht einmal eher an's Fenster, als bis ich mich auf einer Karte gut umgesehen hatte, um genau zu wissen, wo ich eigentlich war: 900 geographische Meilen westlich von England, 1000 Meilen von dem Orte, wo meine Wiege stand, im Norden von Nordamerika, in Canada, auf dem südlichen Aste des Golfs von Lawrence, Neufundland gegenüber, also in Neuschottland und zwar in der Stadt Halifax. Nun glaubt' ich mit gutem Gewissen zum Fenster hinaussehen zu können. Noch nie hatte ich so etwas Reizendes, noch nie einen solchen Zauber gesehen. Welch eine Vereinigung der reinlichsten, niedlichsten Kultur mit Natur-Erhabenheit. Alles Menschenwerk schmuck, frisch, neu, weiß, zierlich und sich ausdehnend durch eine Atmosphäre, deren spiegelblanke Klarheit mich wie der Odem einer höhern, überirdischen Welt anwehte, nachdem ich in London ganz vergessen hatte, was Luft und Himmel und Farbe waren. Halifax besteht größtentheils aus einzeln stehenden Häusern, die aber zusammen regelrechte, weite, in rechten Winkeln sich schneidende Straßen bilden. Wie erheiternd blicken sie in ihrer Weißheit aus den vielen grünen Bäumen der Straßen oder Gärten! Ihr allmäliger Verlauf nach einem großen See hinüber, aus dessen großem blauen Auge eine Menge grüner Inseln in den Himmel und den klaren Sonnenschein hinaufjubeln, dazu jenseits des See's ein malerischer Landzug, besternt mit weißen Landhäusern, die sich nach dem Städtchen Dortmouth, welches sich jenseits im See bespiegelt, verdichten; dazwischen die lustigen weißen Schwingen von Booten und kleinen Schiffen — dies Alles zusammen, welch ein reines, reiches Kultur- und Naturbild! Halifax ist mit seinen 50,000 Einwohnern gewiß eine der am Glücklichsten gelegenen Städte der Welt und muß wegen der Vortheile, die ihm seine Lage bietet, noch eine der wichtigsten im nordamerikanischen Verkehre mit England werden, da sie an einem der großartigsten Häfen dem alten Mutterlande am Nächsten liegt und Neuschottland noch einen unerschöpflichen Reichthum von Mineralien und Früchten bieten kann. Freilich ist hier Alles von Holz, Häuser, Kirchen, Kirchthürme, Dächer, „Steinpflaster“, Säulen, Wege und Chausseen, selbst vielleicht viele Menschen, wenigstens die meisten Derer, welche in dieser Hauptstadt der Provinzialregierung so kleinlich und giftig zu politisiren scheinen, wie man es nur je auf einem „Holzwege“ verlangen kann; aber das Alles kümmert mich nicht. Sieht doch Alles rein, klar, anmuthig aus. Der Hafen läuft wohl $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen sehr breit unmittelbar aus dem Weltmeere herauf, verengert sich unweit der Stadt plötzlich und dehnt sich dann in einen ringsum geschützten ungeheuern Wasserspiegel von $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen Länge und einer halben bis zwei Drittel Breite. Dieser innere Hafen-See wird auf das Prächtigste von Höhenzügen, malerischen Klippen und grünem, oft weit überhangendem saftig grünen Baum- und Waldwerk eingerahmt. An der Halifax-Seite tritt noch ein besonderer Arm des See's zwischen prächtigen Hügeln, Wäldern und Felsen tief in's Land hinein und bildet so noch den geräumigsten Hafen im Hafen für den ausgedehntesten Handel, der sich bis jetzt nur deshalb noch nicht entwickeln konnte, weil es dem Lande an guten Straßen und Eisenbahnen, den Einwohnern aber an jener amerikanischen Kühnheit und frischen Speculation fehlt, welche keine Kosten und Hindernisse scheut. Die Neuschottländer haben auf ihrer Halbinsel viel altschottische Bedächtigkeit, Kleinstädterei und Engherzigkeit behalten und in ihren abgeschlossenen

Verhältnissen wohl gar wuchern lassen, wie sich dies besonders aus einigen Ausflügen in's Innere manchmal philisterhaft genug zu bewähren schien.

Zwischen den „blauen Nasen", wie die Neuschotten von den Yankees genannt werden, und den eigentlichen Yankees macht sich auch noch ein Unterschied der mannichfaltigsten Art geltend, der auch für Deutschland sein Interesse haben wird, da er sich in dem würzigsten Humoristen, den Amerika bisher producirt hat, in „Sam Slick" (dem Advokaten Haliburton in Neuschottland) auf eine Weise ausprägt, die durch Uebersetzungen in Deutschland schon vor Jahren olympisches Göttergelächter erregten. Wir hatten das Glück, den lustigen, modernen Weisen in seiner eigenen Behausung persönlich kennen zu lernen und werden ihm deshalb einen besondern Artikel zu seinem sprechend ähnlichen Portrait widmen.

Ich machte manche Ausflüge um Halifax herum und weiter in's Land hinein, kann mich aber nicht auf ausführliche Schilderungen einlassen, da selbst die malerischsten und ergreifendsten Landschaftsbilder unter der feurigsten, besten Wortbeschreibung leiden würden. Ich erwähne nur im Allgemeinen, daß der Reiz des Landschaftlichen hier größtentheils in gemischten Bildern großartiger Wald- und Felsennatur, in plötzlichen Uebergängen des Wildurwäldlichen in's Idyllische und die Kultur, von zerlumpter Indianerwildniß zu einer reitenden Dame der feinsten Art, aus der schwarzen Negerhütte zum cultivirtesten Backenbart und Vatermörder der „Blaunase" besteht. Hat man sich mit Lebensgefahr durch furchtbare Granitmassen und dichtverwachsene Wälder hindurchgearbeitet, klingeln und guken uns plötzlich fromme Kühe entgegen, die gemüthlich umherlungern, und drüber hinaus leuchtet das reinlichste, weiße Landhaus aus einladenden Obst- und Blumengärten heraus. Nicht selten wird man durch ein erbärmliches Wigwam (aus Stäben und darüber gebundenen Fellen bestehendes Indianerdorf) und einzelne, grell aber geistlos stierende Indianerweiber und Kinder überrascht, ein erschütternder Anblick der langsam aussterbenden rohen Menschennatur, die sich in die eindringende Kultur der anglo-sächsischen Race nicht finden kann. Man hat Vieles gethan, um diese „Micmacs", wie diese Indianerreste hier genannt werden, zu civilisiren und zu christianisiren. Eben jetzt ist wieder eine Gesellschaft in Halifax damit beschäftigt, diesen Indianern Christenthum, moderne Kleidung und Lebensweise beizubringen, jedenfalls wieder ohne besondern Erfolg, da man immer mit christlichen Dogmen anfängt, statt sie durch äußerliche Kultur für schönere Sittlichkeits- und Religionswahrheiten (nicht Katechismus-Brocken) vorzubereiten.

Unweit eines armseligen Indianerdorfs stieß ich plötzlich auf eine etwas höhere Kulturstufe einer andern Menschenrace von lauter Negern. Mitten im Walde standen plötzlich einige Dutzend Holzhütten mit Thüren, Fenstern und naiven Ackergeräthen vor mir, mit denen sich kohlpechschwarze Jungen und Mädchen in den verschiedensten Trachten zu thun machten. Das Weiße ihrer Augen wurde groß, wie ein neues preußisches Zweithalerstück, als sie mich anstarrten. Einige liefen in die Hütten und holten Mütter und Schwestern heraus. Ich aber machte nicht viel Umstände und bat, man möge mich in eine solche Hütte führen, was man denn auch mit viel Gefälligkeit that. Ich bemerkte einige Kamine und Kochapparate, viel Zerbrochnes und Zerlumptes und Betten von zerbröckeltem Laub und Gras, aber doch Menschen, die sogar zum Theil etwas Englisch sprachen und von der Kultur, die sich eine Stunde von ihnen in der feinsten, höchsten Potenz vereinigt fand, Begriffe hatten. Nur meinten sie, es koste zu viel Arbeit, sich so weit hinauf zu arbeiten. In Halifax erzählte man mir, es seien Neger, die ein englischer Admiral 1812 von einem Sklavenschiffe befreit und in Halifax abgesetzt habe. Ein Theil lebt in Halifax selbst in dienenden Verhältnissen, die in den Hütten außerhalb kosteten aber der Stadt im Winter viel Geld und Lebensmittel, da sie nicht dahin zu bringen seien, sich im Sommer gehörigen Vorrath von Kartoffeln, Getreide u. s. w. zu bauen. Ich glaube, sie bleiben deshalb so tief stehen, weil sie von den „christlichen Weißen" in Amerika fast durchweg als eine ganz untergeordnete Sorte von Geschöpfen mit Verachtung und Demüthigung selbst von Denen behandelt werden, die für sie beten und Geld geben und im „Onkel Tom" über sie weinen. —



Halifax.

Ich suche meine Erfahrungen und Beobachtungen in einzelne, abgeschlossene Bilder zusammenzudrängen. So laß ich denn hier eins von der Ackerbau-Kultur in Neuschottland folgen, wie ich sie in einem jener modernen „olympischen Spiele", ganz ähnlich denen im alten England, so recht dicht beisammen sah. Das vom Provinzial-Gouverneur arrangirte Agricultur-Fest bestand zuerst aus einem großartigen Wett-Pflügen auf einer grasbedeckten Ebene vor der Stadt. Das Bild als Ganzes machte einen durchaus erquickenden, heiter erhebenden Eindruck. Kunstvolle, moderne Pflüge von Eisen in den verschiedendsten Gestalten, schöne, starke

Pferde, rothwangige Rosselenker mit sehr weißer Wäsche und städtischer Kleidung, die schönsten, vornehmsten Damen zu Pferde und die ganze Elite außerdem in glänzenden Equipagen, große Säume von Fußgängern, ringsum grüne Wälder, mürrische Felsen und weither lachende Wasserspiegel, über dem Ganzen der klarste blaue Himmel und in dem Ganzen eine gleichsam chemisch gereinigte, wie Spiegelglas durchsichtige, warme, lustige Atmosphäre. Dabei keine Spur von blitzenden Säbeln und polizeilichen Octroyirungen, kein Militärschauspiel zum Vergnügen der Großen, sondern das gebildetste Fest der Ceres für die praktischen Bedürfnisse Aller.

Noch vor zwanzig Jahren wurden Gemüse von Boston und Butter, Fleisch u. s. w. von Irland nach Neuschottland gebracht, um die damals geringere Zahl von Bewohnern zu nähren; jetzt führt man bereits Ackerprodukte in Menge aus.

Der zweite Theil dieses Ceres-Festes bestand am folgenden Tage in einer großen Thierschau, welche von großen Menschenmassen aus allen Ständen und Theilen der Halbinsel eifrig besucht und studirt ward. Beweises genug, wie man dergleichen praktische Paraden zu würdigen weiß. Das Fest schloß mit einem großen Diner und Ball, woran ich natürlich nicht Theil nehmen konnte; doch hatte ich Genuß genug, nach den Muster- und Mastochsen die schönen Damen im Ballcostüm aussteigen zu sehen. Zwar fand ich manche gewöhnliche Gesichter, aber auch eine Menge der überraschendsten Schönheiten, zarte Gestalten mit den zugleich feinsten und gesündesten Köpfen vom regelmäßigsten Bau. Das große, klare, ruhig leuchtende, unbefangene Auge der alt- und neuenglischen Schönheiten muß man sehen, um es zu glauben. Im Allgemeinen fiel mir eine ungemeine Leichtigkeit und Frische sehr wohlthuend und im Gegensatze zu dem steifen Engländer in der Haltung und dem Benehmen der Leute auf. Ich lernte Kaufmannsdiener kennen, die sich eigene Pferde hielten und alle Tage lustige Ausflüge machten; ich hörte von prächtigen Schlitten- und Schlittschuhpartien im Winter und sah nach und von allen Seiten sorglose Gesichter und elastische Schritte auch unter den Geschäftsleuten, die in London verschlossen und vernagelt, gedrückt oder hochnäsig durch Millionen von Menschen wie durch eine Wüste eilen. Man erklärte mir diesen wesentlichen Unterschied wahrscheinlich sehr richtig: „Man weiß hier nicht viel von Steuern, und alle Bedürfnisse und Freuden des Lebens sind billig, zu denen außerdem selten Jemand spirituöse Getränke zählt. Stadt und Land ist lustig über eine Tasse Thee; Bier und gebrannte Wasser gelten für gemein und entehrend und Wein erscheint auch bei den Wohlhabendsten sehr selten auf dem Tische."

Von Schulen und Kirchen konnte ich wenig Notiz nehmen. Erstere sind, nachdem, was ich darüber hörte, noch sehr mangelhaft und für die Zahl der Kinder unzureichend. Architektur, Kunst und Wissenschaft boten mir auch keine besondern Merkwürdigkeiten. Doch verdienen das Parlamentsgebäude und die Wohnung des Gouverneurs (in einem reizenden Garten), viele große Waarenschuppen und besonders die ungeheuern Fisch-Depôts, unmittelbar am Hafen, genauer angesehen zu werden. Ungeheuere hölzerne Häusercolosse sind vier, fünf bis sechs Stockwerke hoch, von getrockneten Fischen vollgestopft, die hier ihre Verschiffung, größtentheils nach den westindischen Inseln, erwarten. Die Meerfischerei ist bekanntlich an den canadischen Küsten das eigentliche Gewerbe und eine so wichtige Lebensfrage, daß man früher schon einmal fürchtete, England könne um die Fische im Meere mit Amerika in Krieg verwickelt werden. Die Fischereifrage ist noch nicht ganz erledigt, doch verdanken England und Amerika dem lustigen Weisen „Sam Slick", der in dieser Angelegenheit 1842 nach England kam, einen Besuch, der uns ein gutes Stück neuen Humors brachte („Sam Slick in England"), wenigstens so viel, daß man beiderseits glaubt, die Sache friedlich lösen zu können.

Ich werde unterbrochen — morgen mehr!

Blätter und Blüthen.

Lord Raglan, erster Commandeur der englischen Landtruppen in der Türkei. Merkwürdiger Humor der Geschichte! Derselbe Mann, welcher den Wellington als Secretair durch hundert Schlachten begleitete, um die Bourbonen auf dem französischen Throne wiederherzustellen und die Dynastie Napoleon zu vernichten, natürlich mit Hülfe Rußlands, derselbe Mann zieht jetzt mit napoleonischen, kaiserlichen Franzosen Hand in Hand gegen Rußland!

Lord Raglan, früher Lord Fitzroy Somerset, ist jetzt, wie alle Admiräle und Generäle der englischen Militärmacht, ein alter, wenigstens sehr alternder Herr, ein Sechs-und-Sechziger; man setzt aber das meiste Vertrauen auf ihn, da er dem großen Wellington stets am Nächsten stand und von dessen Entschlossenheit, Strategie und Taktik am Meisten gelernt und behalten haben soll. Seine bedeutenden geistigen Fähigkeiten und persönlicher Muth hatten unter Wellington hundertfache Gelegenheit, sich zu zeigen. Die Wellington-Heldenthaten, welche in Portugal begannen und bei Waterloo endigten, können fast nirgends ohne ehrenhafte Erwähnung des Lord Somerset erzählt werden. Er betheiligte sich persönlich an den Schlachten bei Roleia, Vimiera, Tolavera und Busaco, wo er schwer verwundet ward: bei der Eroberung Oporto's, den Operationen gegen Marschall Soult, der Verfolgung Massena's, der Schlacht bei Fuentes d'Onor, der Belagerung von Badajoz, der Schlacht bei Salamanca, der Einnahme Madrids, der Vertreibung der Franzosen aus Valladolid, der Belagerung von Burgos, dem Rückzuge nach Portugal, dem letzten Vordringen 1813, bei den Schlachten von Vittoria und den Pyrenäen, bei Orthes, Toulouse und unzähligen andern Kriegsereignissen bis zur Gefangennehmung Napoleon's. Als dieser noch einmal von Elba her erschien, zog er zum letzten Male mit Wellington gegen ihn und half die Schlacht bei Waterloo persönlich schlagen. Hier ward er so schwer am rechten Arme verwundet, daß dieser ihm abgenommen werden mußte. Damit endigte seine militärische Laufbahn. Von Zeit zu Zeit nahm er seitdem verschiedene Staatsämter an, saß im Unterhause und unterstützte bei allen Abstimmungen die conservative Partei, ohne sonst jemals ein Wort zu reden. Der Tod des Herzogs von Wellington brachte ihm das Amt eines Ordonnanz-Master-Generals, den Titel Lord Raglan und einen Sitz im Oberhause.

Schon in seinem sechszehnten Jahre 1804 ward er Offizier unter den leichten Dragonern und von 1809 an war er ununterbrochen Secretair und Aides-de-camp Wellington's. Dieses Vertrauen Wellington's, welches er geistig und körperlich stets rechtfertigte, hat sich so sehr in der öffentlichen Meinung festgesetzt und ausgebreitet, daß nur er das gegenwärtige, bedeutungsvolle Amt übernehmen konnte, so wie bei dem besten oder schlechtesten Willen der Aberdeen's kein Anderer die baltische Flotte hätte bekommen können, als Charles Napier, der einmal mit 500 Seesoldaten 50,000 Mann Mehemed Ali's schlug, ihm den Frieden dictirte, dann Alles mit der Türkei in Ordnung brachte und ganz zuletzt an die Regierung nach Hause schrieb: „Alles abgemacht! Unterschreiben Sie gefälligst auch noch."

Nicht zu übersehen!

Mit der heutigen Nummer schließt das 2te Quartal unserer Zeitschrift und bitten wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen sofort in den betreffenden Postämtern und Buchhandlungen aufzugeben, damit die regelmäßige Zusendung nicht unterbrochen wird.

Die Tendenz der Gartenlaube bleibt dieselbe. Nach wie vor wird das unterhaltend-belehrende Element derselben durch die trefflichen Beiträge der bekannten Mitarbeiter gewahrt bleiben, während den Zeitereignissen im Orient und in der Ostsee durch gute und authentische Abbildungen und erklärende Berichte Rechnung getragen wird. In einer der nächsten Nummern beginnen die Briefe aus Varna von J. von Wickede.

Leipzig, Ende Juni 1854.

Die Redaction und Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 27. 1854



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Arzt und Advokat.

I.

Eine trübe, nebelige Nacht lag über die Häusermasse Hamburgs. Die feuchten Straßen waren wie ausgestorben, nur von Zeit zu Zeit hörte man die schweren Tritte der Wächter, die sich wie unheimliche Gestalten an den hohen Gebäuden hinbewegten. Die Glocken hatten die erste Stunde nach Mitternacht verkündet, als ein Mann, fest in einen Mantel gehüllt, den neuen Wall betrat, eine der schönsten Straßen, die nach dem verheerenden Brande im Jahre 1842 in der reichen Handelsstadt entstanden sind. Er ging so eilig über die breiten Trottoirs, daß ihm ein alter Diener, der ihn begleitete, kaum zu folgen vermochte. An einem der größten und prächtigsten Häuser blieb er stehen. Der Diener zog einen Schlüssel hervor, öffnete die schwere Thür, und ließ seinen Begleiter eine weite, matt erhellte Hausflur betreten.

„Wo ist Herr Raimund?"

Noch ehe der Diener diese an ihn gerichtete Frage beantworten konnte, öffnete sich eine Thür, und ein junger Mann, bleich und zitternd, trat hastig heraus.

„Doctor! Doctor!" rief er leise, indem er sich ihm wie ein Verzweifelnder an die Brust warf, den Kopf auf seine Schulter senkte, und leise zu weinen begann.

„Muth, Muth, mein lieber Freund!" sagte mit bewegter Stimme der Arzt. „Wir Alle stehen in Gottes Hand, und er hat schon oft geholfen, wenn menschliche Kunst und Hülfe vergebens waren. Sie sind meiner Aufforderung gefolgt und von der Reise zurückgekehrt — das ist mir lieb. Jetzt fassen Sie sich, und führen Sie mich zu der theuern Kranken."

Raimund erhob sich und sah mit seinen thränenfeuchten Augen den Arzt schmerzlich an.

„Mir scheint", flüsterte er, „der Zustand meiner guten Louise ist sehr bedenklich — sie erkannte mich nicht, als ich vor einer Stunde ankam — in meiner Todesangst ließ ich Sie rufen."

„Sie haben recht gethan", sagte der Arzt, und drückte dem betrübten Manne tröstend die Hand. Dann warf er seinen Mantel ab und ließ sich von Raimund in das Krankenzimmer führen, das mit großer Bequemlichkeit, selbst mit Luxus ausgestattet war. Eine schon bejahrte Kammerfrau entfernte sich bei dem Eintritte der beiden Männer. Der Arzt trat zu dem Bette, dessen weiße Gardinen zurückgeschlagen waren, und betrachtete prüfend das bleiche Gesicht der Kranken, einer schönen jungen Frau von vielleicht drei- bis vierundzwanzig Jahren.

Wohl zehn Minuten verflossen unter tiefem Schweigen. Dann trat der Arzt zurück und flüsterte:

„Es ist eine Krisis eingetreten. Wir können nichts thun, als uns in Geduld fassen."

„Doctor", flüsterte Raimund dringend, „verbergen Sie mir nichts, sagen Sie mir die reine Wahrheit, ich habe die Kraft, sie zu hören! Sehen Sie doch — ich bin völlig ruhig — ich beklage mich nicht — was halten Sie von dieser Krisis?"

Trotz der Anstrengung, mit der Raimund seine Bewegung zu verbergen suchte, verriethen dennoch die Blässe des Gesichts, die mit Thränen gefüllten Augen, und das leise Beben der Stimme die ungeheure Angst, die sein Herz zusammenpreßte.

Der Arzt begriff nur zu gut die schreckliche Verzweiflung, die sich unter dieser scheinbaren Ruhe verbarg. Er erfaßte die brennende Hand Joseph Raimund's, drückte sie sanft und sagte in einem schmerzlich milden Tone, mit dem man Unglückliche zu trösten sucht:

„Raimund, mein lieber, lieber Freund, ich hoffe zu Gott, daß diese Krisis heilbringend sein wird; aber ich verhehle auch nicht, daß sie die schlimmsten Folgen haben kann. Jetzt entfernen Sie sich, ich beschwöre Sie — Ihre Gegenwart ist mir lästig, sie stört mich in meinen Beobachtungen. Glauben Sie mir, ich bedarf meiner ganzen Ruhe und Kaltblütigkeit. Die geringste Bewegung übt einen unheilvollen Einfluß auf die Kranke aus. Ein Wort, ein Seufzer kann die Hoffnung vernichten, die ich noch hege. Darum entfernen Sie sich, mein Freund — ich bitte Sie!"

„Nein, Doctor, nein!" antwortete der junge Mann in verzweifelnder Beharrlichkeit — „ich kann dieses Zimmer nicht verlassen. Dort, dort, am Fußende ihres Bettes ist mein Platz. Tragen Sie keine Sorge, ich werde still und stumm sein, denn ich weiß ja, daß von meiner ruhigen Ergebung das Wohl meiner geliebten Louise abhängt."

„Nun, so bleiben Sie denn, da Sie es wollen; aber ich empfehle Vorsicht, die größte Vorsicht!"

Der Arzt schwieg und setzte sich leise auf einen Stuhl neben dem Bette. Wie überwältigt von seinen Gefühlen, versank Raimund in eine schmerzliche Regungslosigkeit. Eine wahre Grabesstille folgte dem leise geflüsterten Gespräche der beiden Männer. Man hörte nichts mehr als die gleichförmigen Schläge einer Pendeluhr und das schwere Athmen der Kranken. Draußen hörte man die Stimme des Wächters zwei Uhr rufen.

Benutzen wir die eingetretene Pause, um den Lesern etwas Näheres über die drei Personen zu sagen, die sich in dem Zimmer befinden. Der angehende Greis ist der Doctor Friedland, einer der angesehendsten Aerzte Hamburgs. Der jüngere Mann ist der Großhändler Joseph Raimund, der Besitzer eines der größten

Handlungshäuser der Stadt. Die Kranke ist Louise Raimund, die innig geliebte Gattin des jungen Kaufherrn.

Joseph Raimund stammte aus einer unbemittelten Familie; aber seine redlichen und großmüthigen Gesinnungen, seine Liebe zu allem Großen und Erhabenen und seine rastlose Thätigkeit wiesen ihm einen Platz in jener kleinen Zahl von arbeitsamen und intelligenten Menschen an, die sich künftig eine Bahn durch die Wogen des Lebens brechen. Joseph hatte früh schon seine Mutter verloren, und sein Vater, ein achtbarer aber armer Maler, hatte ihm jene schlecht geleitete und ungenügende Halbbildung geben lassen, die in unserer Zeit für das praktische Leben so wenig taugt. So hatte er bis zu seinem fünfzehnten Jahre das Gymnasium besucht. Um diese Zeit verfiel der Maler in eine langwierige Krankheit, an Erwerb war nicht mehr zu denken; und Joseph, den Kopf voll Griechisch und Latein, voll heroischer Erinnerungen und glorreicher Traditionen, mußte in dem väterlichen Hause bleiben, um den Kranken zu pflegen und mit Mangel und Elend zu kämpfen. Die Krankheit des Vaters endigte nach einigen Wochen mit dem Tode, und der arme Joseph war älterulos.

Seine Lage war die bejammernswertheste von der Welt, und ein weniger stolzer Geist als der seine würde dieser trostlosen Wirklichkeit, die alle seine Illusionen und Hoffnungen mit einem Schlage vernichtete, erlegen sein; aber Joseph ließ sich nicht entmuthigen. Wie er früher von Ehre, Glück und Vermögen geträumt, so fügte er sich jetzt der Armuth und der Arbeit.

Joseph hatte auf dem Gymnasium mit Julius Morel eine jener so ergebenen, so uneigennützigen Freundschaftsverbindungen unterhalten, die den Anschein haben, als ob sie ewig dauern müßten, aber wie alle Ideen und Ansichten in diesem Lebensalter durch den Druck der socialen Verhältnisse einer Wandelung unterliegen.

Der Vater des jungen Morel war ein reicher und vielgesuchter Advocat. Er hatte Joseph's Ordnungsliebe, seine Intelligenz, seine Lebhaftigkeit und seine beharrliche Willenskraft kennen gelernt. Als Herr Morel von dem Unglücke hörte, das den Freund seines Sohnes betroffen, fühlte er das lebhafteste Mitleid, er nahm sich des Verwaisten thätig an, und bald gelang es seinen Empfehlungen, ihm eine Stelle bei einem Negocianten zu verschaffen. Joseph gab sich nun der Arbeit mit einem brennenden Eifer hin. Noch waren nicht zehn Jahre verflossen, und aus dem armen Commis war ein erster Buchhalter geworden. Nach kurzer Zeit ward der Buchhalter Cassirer, und der Cassirer schwang sich zum Compagnon des Handlungshauses empor, in das ihm die liebevolle Fürsorge des Herrn Morel Zutritt verschafft hatte.

Zeit und Unglück hatten das Freundschaftsband, das Joseph und Julius umschlang, nicht gelockert; die beiden jungen Leute liebten sich, und Keiner hatte vor dem Andern ein Geheimniß. Joseph sprach von seinen Arbeiten, von seinen Mühseligkeiten und seinen Hoffnungen — Julius ermuthigte ihn, und hatte seine Freude daran, wenn er ihm die Zukunft mit lebhaften und glänzenden Farben schildern konnte. Solche Unterredungen fanden in der Regel Sonntags statt, wenn die beiden Freunde an den Ufern der Elbe weite Spaziergänge unternahmen, sich am Fuße eines Baumes niederließen, und mit jugendlicher Schwärmerei den Ergießungen des Herzens folgten.

In einer dieser traulichen Unterhaltungen gestand Joseph seinem Freunde, daß er die Tochter seines Prinzipals liebe.

Louise Cordes war ein reizendes Mädchen von achtzehn Jahren. Sie hatte ein volles blondes Haar, einen schneeweißen Teint, himmlisch blaue Augen, sanft geröthete Wangen, und schön geschweifte rosige Lippen, die, wenn sie sich öffneten, blendend weiße Perlenzähne zeigten. Oft artete ihre kindliche Fröhlichkeit in Uebermuth aus, aber sie verstand es, zu rechter Zeit den Zügel anzulegen, und dann zeigte sie einen guten, großmüthigen Charakter. Seit ihrer Rückkehr aus dem Pensionate einer benachbarten Residenz wohnte sie bei dem Vater. Joseph, der sie nun täglich sah, liebte sie bald mit der ersten Glut der Jugend, und nach zwei Jahren ungewissen Harrens und Hoffens glaubte er die Gewißheit zu haben, daß Louise ihn wiederliebe.

Sechs Monate später ward Louise Cordes die Gattin Raimund's, und der junge Mann, der einst als armer Waisenknabe in das Haus gekommen, befand sich auf dem Gipfel irdischen Glückes.

Seit dieser Heirath hatte Louisen's Vater dem Schwiegersohne das Geschäft übergeben, und sich auf ein Landgut zurückgezogen, was er auf den fruchtbaren Fluren Holsteins besaß. Joseph arbeitete mit verdoppeltem Eifer, er erweiterte den Kreis seiner Operationen, und in wenig Jahren hatte er das Vermögen seiner Frau um das Zwiefache vermehrt. Als Vater eines reizenden Kindes, das er mit Liebe erzog; als Gatte einer schönen, zärtlich geliebten Frau, die ihn wiederliebte; reich, geachtet und geehrt war Joseph Raimund der glücklichste der Menschen. Um diese Zeit kam auch Julius Morel von einer großen Reise zurück, die er nach glänzend bestandenem Examen angetreten; er übernahm die ausgebreitete juristische Praxis seines Vaters, und ward Advokat.

Joseph Raimund feierte einen hohen Festtag, als er Julius, den Freund und Bruder, seiner geliebten Louise vorstellen konnte. Das Haus Joseph's ward auch das Julius Morel's, und die Freundschaft erhöhte das Glück der Liebe.

So standen die Sachen, als Raimund, der, wie schon gesagt, seine Handelsverbindungen erweitert hatte, eine Reise nach Süddeutschland unternehmen mußte. Er wollte nur einen Monat dazu verwenden; glückliche Anknüpfungen aber veranlaßten ihn, länger zu bleiben, und in Frankfurt am Main empfing er von dem Doctor Friedland eine telegraphische Depesche, die ihn von der Krankheit Louisen's in Kenntniß setzte. Die Eisenbahn brachte ihn bald nach Hamburg, und drei Stunden nach seiner Ankunft fand die Scene statt, die wir Anfangs mitgetheilt haben.

II.

Joseph Raimund war dreißig Jahre alt; aber schon zeigten sich in seinem schönen Gesichte die Spuren seines Fleißes und seiner anstrengenden Thätigkeit. Das Haar begann zu bleichen, auf der Stirn zeigten sich Furchen, und die vollen Wangen sanken zusammen. In diesem Augenblicke, wo wir ihn zu den Füßen seiner kranken Gattin sehen, lauschend auf jeden Athemzug, der dem geliebten Munde entquillt, beobachtend jedes Zucken der zarten Glieder, die er schon dem Tod verfallen wähnt — jetzt erliegt Joseph, der starke Mann, das Werkzeug seines eigenen Glückes, zum ersten Male den Schlägen des Unglücks. Eine herbe Verzweiflung hat sich seines Herzens bemächtigt, und in der vom furchtbaren Schmerze erzeugten Zerrüttung seiner Sinne hadert er mit dem Himmel, der ihm sein höchstes Gut zu entreißen droht.

Ein durchdringender Schrei, den plötzlich die Kranke ausstieß, weckte ihn aus seiner schmerzlichen Betäubung. Die Krisis hatte begonnen. Louise erhob gewaltsam ihren schweren Kopf, ihre Augen blitzten in einem seltsamen Feuer, und gebrochene Worte und klagende Seufzer entrangen sich den bleichen Lippen.

Der Arzt gab Raimund ein Zeichen, daß er sich ruhig verhalten möge. Der unglückliche Gatte sah mit trockenen, starren Augen auf die Leidende, mit übermenschlicher Anstrengung suchte er seine Fassung zu bewahren — aber der Schmerz besiegte ihn, zitternd faltete er die Hände, und sank neben dem Bette auf beide Knie nieder.

Die Kranke stieß einige unverständliche Worte aus, dann begann sie bitterlich zu weinen.

Eine peinliche Pause trat ein. Wie gern hätte Joseph seine arme Gattin in die Arme geschlossen, und die Thränen von ihren hohlen Augen geküßt — aber der Arzt bat durch Geberden und Winke, daß er seine Anwesenheit nicht verrathen möge. Das schwache Licht der Lampe beschien eine traurige Gruppe.

„Mein Gott! Mein Gott!" flüsterte die Kranke in ihrem Fieber, „ich bin verloren! Warum habe ich auf ihn gehört? Joseph, mein guter, großmüthiger Joseph, darf ich Dir je wieder unter die Augen treten? Laß mich — ich bin eine unglückliche Gattin — laß mich — ich bin Deiner nicht mehr würdig!"

Bei diesen Worten hatte sich Raimund erhoben, seine starren Augen glühten, und, gebeugt über das Bett, schien er jedes Wort zu verschlingen, das in kurzen Stößen den Lippen der Sterbenden entschlüpfte.

„Fieberphantasien!" flüsterte der Arzt.

Aber vergebens bemühte sich der besorgte Greis, den aufgeregten Gatten von dem Bette zu entfernen. Joseph sah und hörte nichts mehr — sein Gesicht, noch blässer als das ihrige, neigte sich tiefer über das Bett, und er sog begierig alle Worte ein, die das Delirium der unglücklichen Frau entriß.

„Ich ertrage es nicht mehr!" fuhr sie unter leisem Schluchzen fort. „Meine Kraft ist gebrochen — die Strafe ist zu schreck-

lich! Julius, lassen Sie mich — vergessen Sie mich — ich darf Sie nicht mehr anhören! Gehen Sie — ich muß meine verlorene Ruhe wiedererlangen. O wie strafbar sind wir! Joseph ist Ihr Freund — Ihr Bruder — wir haben ihn verrathen! Mein Gott, verzeihe mir!"

Joseph war zur Bildsäule erstarrt. Fürchterliche Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Diese Frau, die er glücklich, schön und tugendhaft verlassen hatte, fand er auf dem Sterbebette wieder, eine Sünderin an den heiligsten Pflichten, eine Verrätherin an der Liebe, die ihm Alles war auf dieser Welt — und der Urheber dieses Unglücks war Julius, sein einziger, sein bester Freund!

Es schien, als ob die Kranke von einem gewaltigen, unwiderstehlichen Drange zum Reden gezwungen würde, als ob die Stimme des Gewissens sie zum Geständnisse und zur Bekehrung aufforderte. Ihre hastig und kurz ausgestoßenen Worte unterbrachen Seufzer und ein heftiges Schluchzen.

„Nehmen Sie Ihre Briefe zurück, Julius," fuhr sie fort, indem sie die bebenden Hände ausstreckte — „sie brennen wie Feuer auf meiner Seele — sie tödten mich — vernichten Sie die Papiere — und alle Erinnerungen an unsere verbrecherische Liebe!"

Der arme Joseph vermochte seine Fassung nicht länger zu bewahren, er stieß einen durchdringenden Schrei aus, und sank neben dem Bette nieder, dessen Pfosten er mit vor Schmerz und Verzweiflung bebenden Händen umklammerte.

Durch diesen Schrei schien Louise zum Bewußtsein und zum Leben zu erwachen; sie erkannte ihren Mann, und machte eine verzweifelte Bewegung, als ob sie sich der Papiere, von denen sie gesprochen, wieder bemächtigen wollte. Dann sank die unglückliche Frau in die Kissen zurück, und ihre Glieder erbebten in einer fürchterlichen Convulsion. Der Arzt trat hastig näher, führte den willenlosen Raimund zu einem Sopha, und beschäftigte sich dann mit der Kranken.

Eine ängstliche, unheimliche Stille herrschte in dem Gemache. Die kranke Gattin lag wie todt in ihrem Bette, und der unglückliche Gatte, von gräßlichen Gedanken gefoltert, fast regungslos, einer Leiche ähnlich, in einer Ecke des prachtvollen Polsters.

So verfloß eine halbe Stunde, dann schloß der Arzt die Vorhänge des Bettes und setzte sich zu Raimund, der in diesem Augenblicke aus seinem schmerzlichen Nachsinnen erwachte. Als er die geschlossenen Vorhänge sah, fragte er mit tonloser Stimme:

„Ist sie todt?"

Und zugleich überlief seinen Körper ein kalter Schauder.

„Sie ist gerettet," antwortete leise der Greis — „sie wird leben!"

„Gerettet, gerettet," schluchzte der arme Mann, „und ich bin verloren!"

Er bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, sein Schmerz löste sich in Thränen auf — er begann still zu weinen. Der Himmel hatte ihm seine Gattin wiedergeschenkt, der Freund hatte sie ihm entrissen.

Auch dem greisen Arzte traten die Thränen in die Augen.

„Bedenken Sie," tröstete er, „daß die Kranke im Fieberwahne gesprochen hat. Die Phantasiegebilde eines Kranken sind oft so wunderlich, daß sie Schrecken erregen, und dennoch entbehren sie jeder Begründung. Sie haben weder ein Recht, Ihre Gattin zur Rechenschaft zu ziehen, noch weniger aber dazu, sich mit verderblichen Illusionen zu martern. Sie bedürfen der Ruhe, mein lieber Freund, gehen Sie zu Bett. Vertrauen Sie Ihrem Arzte, der zugleich Ihr väterlicher Freund ist; hat sich die Aufregung gelegt, so sprechen wir mehr über diesen Gegenstand, und Sie werden sehen, daß ich Recht habe."

Geduldig wie ein Kind, ließ sich Raimund in sein Zimmer führen. Der Arzt gab der Kammerfrau noch einige Anweisungen. Dann verließ er das Haus, in welchem der Reichthum, aber auch das Unglück wohnte. Nachdem er seine nahe Wohnung erreicht, holte er ein Paket Briefe hervor. Er öffnete einen derselben, las ihn und flüsterte mit Entsetzen:

„Louise ist strafbar! Es ist ein Glück, daß ich mich dieser verhängnißvollen Papiere bemächtigen konnte, welche die Kranke in ihrem Bette zu verbergen suchte. Noch gebe ich das Glück des braven Raimund nicht auf, ich hoffe, daß ich die Verirrte auf den rechten Weg werde zurückführen können. Louise ist von Herzen gut und liebt ihren Gatten; der schurkische Advokat muß ein großer Virtuos in der Verführungskunst sein, daß ihm diese Infamie gelungen ist."

Der Doctor Friedland verschloß die Briefe in seinem Secretair.

III.

Am folgenden Morgen erschien der wackere Arzt im Hause Julius Morel's. Der Advokat, ein schöner, blühender Mann von neunundzwanzig Jahren, empfing den Doctor in seinem Arbeitszimmer.

„Was ist das, Doctor?" rief er aus. „Ihr sonst so heiteres Gesicht ist ernst — bringen Sie mir eine Trauerkunde?"

„Nein, Herr Morel."

„Wie befindet sich Madame Raimund?" fragte er mit großer Theilnahme, indem er den Arzt zum Sopha führte.

Der Greis sah den jungen Mann mit einem scharfen Blicke an.

„Sie ist seit gestern außer Gefahr," antwortete er ruhig und ernst. „Diese Nacht trat eine heilsame Krisis ein."

„Gott sei Dank!" rief der Advokat. „Nun fürchte ich die Rückkehr meines Freundes Raimund nicht mehr."

„Die Krisis," fuhr der Arzt fort, „war heilbringend für Körper und Geist der Kranken."

„Für den Geist?" fragte Julius verwundert.

„Oder richtiger, für das Herz, Herr Advokat. Es war in Beiden eine Störung der gewöhnlichen Existenz eingetreten, die durch eine Reaction nun wieder beseitigt ist. Ich besuchte diesen Morgen die Kranke. — Die Genesung hat begonnen, und wenn nicht neue, heftige Gemüthserschütterungen eintreten, so wird Raimund's, unsers gemeinschaftlichen Freundes, Glück bald wieder feststehen. Den ersten Impuls zu der schweren Krankheit Madame Raimund's hat ein moralisches Leiden gegeben, gegen das sie lange gekämpft haben muß. Die Frauen sind von Natur schwächer als die Männer, und es ist unsere Pflicht, die Schwachheit nicht zu mißbrauchen, vorzüglich wenn ein Freund darunter leidet."

„Sie sprechen seltsam, Doctor!" rief Julius, indem er eine leichte Verwirrung zu verbergen suchte.

„Aber doch für den verständlich genug, der das unbeschreibliche Glück kennt, das Raimund in dem Besitze seiner unbescholtenen Gattin findet. Der Arzt hat einen scharfen Blick, mein Herr, und er sieht durch den kranken Körper in die tiefste Seele, die von jenem abhängig ist. In Louisen's Seele habe ich nun gelesen, daß sie nicht frei von verderblichen Einflüssen ist, daß sie vielmehr in ihrer Eitelkeit Huldigungen empfängt, die das schwache Weib auf Abwege führen. Der Arzt sucht den Quell der Krankheit zu ersticken, wenn er heilen will — Herr Morel, ich bin der Arzt Louisen's — Sie sind der Freund Raimund's — ich bitte Sie, zerstören Sie mir meine Kur nicht durch Unvorsichtigkeit."

„Was soll das heißen, mein Herr?" fragte Julius wie verletzt. „Mir scheint, Sie setzen Dinge von so zarter Natur voraus, daß sie dem Bereiche eines Arztes fern liegen."

„Mein Herr," sagte ernst der Greis, „eine lange Erfahrung hat mich meine Pflichten und Berechtigungen so genau kennen gelehrt, daß ich deren Grenzen wohl zu unterscheiden weiß. Fürchten Sie also nicht, daß ich sie überschreite, noch weniger aber, daß ich zu falschen Mitteln greife, wenn ich den Grund der Krankheit erkannt habe. Sie fühlen sich verletzt, indem ich als Arzt zu Ihnen rede — dies ist mir ein sicheres Merkmal, daß ich den rechten Punkt getroffen habe. Herr Morel, Ihr Vater hat Raimund's Glück begründet — wollen Sie, der Sohn, es zerstören?"

„Ich habe nie daran gedacht!" fuhr Julius auf. „Uebrigens erklären sie sich deutlicher, mein Herr, und aus Rücksicht für meinen Freund Raimund werde ich Sie ruhig anhören."

„Gut, gut," sagte der Greis, „so will ich reden, und Ihnen als Arzt Verhaltungsregeln verschreiben. Gestern Abend ist Raimund von seiner Reise zurückgekehrt, ich konnte ihm die tröstliche Versicherung geben, daß seine Louise gerettet ist. Was ich in der Kranken erblickt, die von schmerzlicher Reue gefoltert wird, muß zu seinem und seiner Gattin Heile ihm ein ewiges Geheimniß bleiben. Ihre Freundschaft ist dem braven Manne ein Bedürfniß, ich weiß es — setzen Sie Ihre Besuche als ein wahrer Freund fort, achten Sie Louise als seine Gattin, und tragen Sie Sorge, daß er nie, nie die Verirrungen derselben erfahre. Die Brust des Arztes ist ein heiliges Depositum — unser Gespräch ist vergessen, und selbst Louise, die meine Kenntniß ihres Uebels nicht ahnt,

darf es je erfahren, damit wir ihr Zartgefühl nicht verletzen. Ich werde über meine Kranke wachen, Herr Morel, und nur wenn ich mich überzeugt habe, daß keine Gefahr mehr zu fürchten ist, ziehe ich mich zurück. Aber bis dahin bin ich der unerbittlich strenge Arzt, der alle unheilvollen Einflüsse mit starker Hand entfernt. Jetzt ruft mich mein Amt — leben Sie wohl, Herr Morel, und erinnern Sie sich dieses Morgens, so oft Sie Raimund's Haus betreten."

Der Doctor Friedland ergriff seinen Hut, verneigte sich, und verließ das Haus.

Julius sah ihm einige Augenblicke gedankenvoll nach, ohne sich von seinem Platze zu bewegen.

„Das war eine Drohung!" flüsterte er. „Der Doctor muß sehr genau unterrichtet sein, er würde sonst diesen Ton nicht angeschlagen haben. Aber wer hat ihm verrathen, daß ich in die reizende Louise verliebt bin, und daß sie meine zärtlichen Aufmerksamkeiten gern annimmt? Er sprach von Reue — Louise war schwer krank — sie selbst! Die alte Meta kann nicht geplaudert haben, da bei der Zerstörung unsers geheimen Verhältnisses ihr eine ergiebige Erwerbsquelle versiegen würde. Ich täusche mich nicht, wenn ich annehme, daß Louise Gewissensbisse fühlt! Diese Krankheit kam mir sehr ungelegen. O, über diese thörichte, schwache Frau! Hat sie nicht selbst das Feuer der Leidenschaft angefacht, das mich verzehrt? Und trägt Raimund nicht selbst die Schuld, da er mir seine Frau empfahl, als er abreiste? Mein Freund ist ein guter Speculant, aber ein schlechter Ehemann. Louise, die junge reizende Frau, fordert eine glühende Liebe — und er bringt ihr eine kalte, ruhige Neigung. Dieser moralische Doctor verbannt sie schonungslos zu einem freudelosen Leben, und weil sie als gehorsame Tochter dem Drängen des speculativen Vaters bei der Wahl ihres Gatten gefolgt ist, soll sie nun in dem Umgange mit einem trockenen Geschäftsmanne untergehen — das muß jeder Vernünftige eine grausame Tyrannei nennen. So richtig die Herren mit Waaren speculiren, so arg haben sie sich mit dem Herzen Louisen's verrechnet. Das sind die Folgen einer Speculationsheirath. Louise steht mir näher als Joseph — ich kann und darf sie nicht aufgeben. Doch ehe ich einen Entschluß fasse, will ich sondiren, und wehe Dir, alter Graukopf, wenn Du Dir eine ungebührliche Freiheit angemaßt, wenn Du in Deiner alten Moral zu weit gegangen bist. Dann mag der Prozeß beginnen, der Mediciner kämpfe mit einem Juristen."

Nach einer Stunde betrat er Raimund's Haus. Der junge Kaufmann empfing ihn mit schmerzlicher Freundlichkeit; kein Blick, kein Wort verrieth, was in der verflossenen Nacht vorgegangen. Joseph's ehrenhafter Charakter konnte es nicht über sich gewinnen, den Sohn seines Wohlthäters durch einen Vorwurf zu kränken, bevor er nicht vollkommen gewiß war, daß er ihn verdient hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die englischen Hülfstruppen in der Türkei.

Aus London.

Soldaten waren in England seit der großen Ausstellung, wo ich nach London kam, immer ein sehr untergeordnetes und für mich nur komisches Element des Lebens und Treibens hier. Die unförmlichen, langen, rothen Kerle mit einem Spazierstöckchen in der Hand, einer ganz kleinen, labtschigen Frau oder Geliebten am andern Arme und einem von Bärenfell gebauten Straßburger Münster (das dicke Ende nach Oben) auf dem Kopfe oder einer kleinen Mütze, ganz weit herunter nach dem Ohre mit dem großen Teller derselben, zuweilen auch etwas „im Schuß" mit sammt dem unvermeidlichen Anhängsel aus den Königreichen der Küche, diese krebsrothen Kolosse ragten immer nur sehr selten aus der stets wimmelnden schwarzen, backenbärtigen, vatermörderlichen und Oben ganz hutverfilzten Civilisation des Geschäfts und der Bürgerlichkeit hervor. Freilich wenn zufällig einmal ein solcher langenglischer Rothrock mit einem blauen Policeman zusammenstand — welch ein Stolz Englands, welch eine Garantie, eine breite Grundlage der bürgerlichen Freiheit. Jeder der seltenen, einzelnen Erscheinungen von Soldat, bewaffnet mit einem niedlichen, dünnen Kunstwerk von Stock-Meyer in Hamburg und der Policeman mit einer „Flöte", außerdem decorirt mit der unerschöpflichen Bescheidenheit und Allwissenheit in der Kenntniß von Wegen und Straßen und „wat o Clock it is." Fragte ein mit riesigen Zeitungen beladener Junge nach der „Glocke" oder dem Wege, so wurde das Bild noch beneidenswerther: der waffenlose Policeman zeigt der Presse den Weg, statt sie aufzuhalten. Die Engländer lachten, wenn ich sie auf solche kostbare Lebensbilder aufmerksam machte und meinten, das wäre bei ihnen 'ne alte Geschichte und das verstände sich doch ganz von selbst. Die Glücklichen, sie haben's ganz vergessen, daß die englische Militär- und Polizeigewalt einst den Schriftstellern mehr Ohren abschnitt, als sie entbehren konnten. Ja, die Barbarei der englischen Geschichte ist stark mit Gras überwachsen. Gewehre und Säbel kommen entweder gar nicht oder nur als Hirschfänger und Jagdflinten freier Jäger vor. Kanonen waren seit undenklichen Zeiten blos vor Freude zu Geburtstagen oder Geburten am civilen Hofe losgegangen. Ich sah und merkte keine Spur von Militär- und Polizeigewalt. Erst als nach dem Staatsstreiche in Paris die Presse von „Invasion" sprach und daß Napoleon eines schönen Morgens bei Hastings landen könne, schneller als Wilhelm der Eroberer vor 786 Jahren, entdeckte ich den ganz verborgenen militärischen Schatz Englands, der sich überall regte und zeigte und in Chobham ein Lager aufschlug, dergleichen die ganze Generation nicht gesehen. Es wurde wieder still und die kolossalen Rothröcke gingen wieder sehr einzeln mit Spazierstock-Meyer und je einer schönen Hälfte als Raritäten der geldmachenden Welthandelsstadt umher.

Da „Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab" und trommelt die ganze Christenheit und Türkenheit aus dem Friedensschlafe. John Bull, der während der vierzig Friedensjahre fabelhaft viel Geld zusammengeschachert hat, fängt an ernstlich zu untersuchen, ob seine feuerfesten Geldspinden und Handels-Comptoire in aller Welt umher mit Schlüsseln versehen sind, die Sicherheit gewähren gegen den zur „Kirche von Bethlehem", welcher als erster Aufwiegler zum allgemeinen Kriege emporgehalten ward und als ein Allerwelts-Dieterich alles Privateigenthum von Europa und Asien, so sehr es auch gegen Feuer-, Hagel- und Mottenschaden versichert sein mochte, unsicher machte. John Bull, sagt ein jovialer, friedlicher Kerl, versteht in dieser Beziehung nicht den geringsten Spaß und glaubte es dem friedlichen, greisen, weisen Aberdeen nicht, wenn er sagte, daß Alles nur Spaß sei. Und als gar der Weiseste der Weisen, Palmerston, das Parlament im vorigen Herbste mit der Versicherung entließ, daß Rußland, welches über den Pruth gegangen, seiner Ehre wegen jedenfalls von selbst wieder zurückgehen werde, sagte er Etwas, das kein Tertianer in seiner Ferienarbeit hätte wagen können, ohne daß ihm der Rektor gesagt haben würde, er möge abgehen und Gänsejunge werden, da er zum Studiren keinen Kopf habe. John Bull, obgleich kein Genie, glaubte nicht an den diplomatischen Schäfer und wühlte in allen Kriegshäfen herum, untersuchte alle Schiffe und Casernen und schmelz und goß Eisen und baute Schiffe und machte Flinten und Säbel und rüstete und rüstete, wie er es noch nie gethan, und stellte ein Paar Flotten hin, wie sie die Welt noch nie gesehen und rüstete eine Flotte „nach", als wollt' er nicht blos die Erde, sondern auch den Mond erobern. Hat 5000 Kanonen auf dem baltischen und schwarzen Meere schwimmen mit manchen eine deutsche Meile weit tragenden Sechsundachtzigpfündern. Ohne die Enten des Charles Napier und von Dundas und die in allen Häfen der Welt zerstreut liegenden Kriegsschiffe sind unterdessen in den vier englischen Häfen von Portsmuth, Devonport, Chatam und Sheerneß nicht weniger als 161 Kriegsfahrzeuge mit 6807 Kanonen, theils ganz fertig geworden, theils auf dem Wege naher Vollendung. Außer diesen 161 werden noch fünf in Portsmouth, sieben in Devonport, eins in Sheerneß, sechs in Chatam, eilf in Pembroke, vier in Deptfort, vier in Woolwich und eins in Millwall — zusammen 39, gebaut, so daß, wenn die baltische und schwarze Meer-Flotte bis auf Mann und Maus zerstört würden,

Englische Hülfstruppen in der Türkei.



Leichte Infanterie. Offizier vom 13. leichten Dragoner Regiment.
39. Regiment Hochländer. Offizier vom 6. Dragon.-Reg. (Inniskilling.)
Erstes Grenadier-Regiment. Artillerie-Offizier in Feld-Uniform. Offizier vom 11. Husaren-Regiment.

rasch eine neue Kriegsflotte von 200 Schiffen mit beinahe 8000 Kanonen vom Stapel laufen könnte, um unsern geschäftlichen John Bull die Geschäfte und die Geldspinden in aller Welt zu sichern.

Und dabei bezahlt er Alles baar, beide Flotten und die Reserveflotte und die Bürgersoldaten zu Hause und die Hülfstruppen für die Türkei und die Schulen und den Unterhalt für die ungeheuere Masse Weiber und Kinder, welche die Soldaten zurückgelassen haben. Und dabei ist kein einziger Soldat gepreßt worden — Alles freiwillig, während noch für Wellington die Leute von organisirten Banden im ganzen Lande umher gestohlen, geraubt, durch List geworben und gekauft, nicht selten im Schlafe überfallen wurden.

Man sieht, es ist jetzt den Engländern Ernst, was sich der Dorfbarbier und alle Andern, die barbieren oder sich barbieren lassen, zu Herzen nehmen mögen. Daß sie nicht blind drein schlagen, zeigt nur, daß es ihnen noch mehr kaltblütiger, gründlicher Ernst ist. Sie haben eben Alles mit der größten Gründlichkeit vorbereitet und nach allen Seiten gedeckt und geschützt, um furchtbar sicher zu gehen. Die englische Courage renommirt nicht nur

bemüht sich kein Ruhmes-Flittergold anzuhängen. Wer ruhig mitten auf dem neutralen Boden sitzt und seit Monaten alle Tage wieder liest, daß die entscheidende Schlacht noch nicht geschlagen und selbst Spielereien von kriegerischem Mord und Todtschlag sich nicht immer bestätigen, dem geht seine strategische Weisheit aus und er ruft muth- und unwillig, wie die Buben von der Gallerie: „Anfangen! Anfangen! Vorhang auf! Schießen Se los!"

Ich rufe auch mit, denn ich bin kein strategisches Genie, der hinterm Vorhange Bescheid weiß, aber so viel habe ich gesehen, daß man mit der furchtbarsten, kolossalsten Thätigkeit bei Tag und Nacht doch ungeheuer viel Zeit brauchte, um mit 20,000 Mann und dem nöthigen Proviant für Menschen, Pferde und Weiber (die in ziemlicher Anzahl mitfuhren), der nöthigen Munition, den nöthigen Kohlen u. s. w. von England bis nach Gallipoli und Scutari zu kommen. Man sehe sich die Entfernung mal auf der Karte an, denke sich die Hunderte von Meilen einzeln und dann zusammen und dann, daß eine an gutes Essen und Trinken gewöhnte Armee, eine Land-, Fuß- und Pferde-Armee zu Wasser aus dem Abendlande in das Morgenland zu bringen war — so haben wir mit Hülfe dieses leicht skizzirten Vorder- und Hauptgrundes wohl Stoff genug zur richtigen Beurtheilung der englischen Hülfstruppen in der Türkei. Da sie nicht „in einem Futter" hinkommen konnten, sondern auf Malta übernachten mußten, bekamen wir im Wesentlichen drei dramatische Hauptbilder, in welchen wir ihre nähere Bekanntschaft machen: Abreisebilder in England, Rasttage auf Malta, Landungs- und Aufenthaltsscenen in Gallipoli und Scutari.

Es ist nach Mitternacht. Selbst in Londons Hauptstraßen ist Leere und die Lampenreihen beleuchten blos einsame Gestalten männlichen und leider auch weiblichen Geschlechts. Nur auf dem Trafalgar-Platze wimmelt und murmelt es um Karls I. Reiterstatue und die hohe Nelson-Säule herum immer lauter und dichter, je näher der Morgen kömmt, größtentheils von Weibern und Kindern, welche in den Armen der Mütter schlafen, aber es diese Nacht sehr oft vorzuziehen scheinen, unbarmherzig zu schreien. Die Erwachsenen verhalten sich ruhig und beruhigen Kinder und Erwachsene. Ihr zäher Geduldsfaden reicht durch die ganze kalte Nacht hindurch bis acht Uhr Morgens. Die Garde, welche von hier aus Abschied nehmen wollte, um nach dem Osten abzugehen, hatte schon um vier Uhr fertig sein sollen, und die Frauen, Verwandten und Geliebten deshalb gleich nach Mitternacht zum letzten Stelldichein gebeten. Aber ehe ein englischer Soldat mit Sack und Pack, diesmal in fürchterlichster Vollständigkeit, fertig wird, vergehen die strengsten Ordres auf Zeit wie Spreu. Muß er nicht auch jeden Morgen frisch rasirt sein? Bis acht Uhr hatten sich also die kolossalen Rothröcke mit weißbordirten rothen Leibrocksklappen hinten, fürchterlichen Pelzmützen auf dem Kopfe und sechsfach mit Lederzeug zugeschnürter Brust alle durch die Weiber und Kinder und Enthusiasten, die wiederholt jauchzten und Mützen schwangen, hindurch gedrängt und jeder Weib und Kinder zum letzten Male an das Lederzeug gedrückt. Es mußte angetreten werden. Die Musik schmetterte und donnerte, die Leute jauchzten und heulten und mit gleichem, schwerem, langbeinigem, sonst aber ziemlich ungenirtem und bequemem Schritt marschirte das Regiment ab nach der Eisenbahn, die es zunächst nach der Hafenstadt bringen sollte, wo man Wochen lang unaufhörlich an der Ausrüstung des Schiffes gearbeitet. Das war noch nicht der hundertste Theil. Und mit welchen Schwierigkeiten mußten zum Theil die andern 99 vorbereitet und zu Schiffe und zu Lande oft Hunderte von Meilen weit her bis zum Hafen geschafft werden, von Ireland, von den schottischen Hochlanden und sonst aus unzähligen innern Theilen her! Die Grenadier-Garde, die Fusilier-Garde, die Coldstreams (von Monk in dem Orte Coldstream, Schottland, gegründet und seitdem am Reichlichsten mit militärischem Ruhm bedeckt) das 41ste, 47ste, 49ste, 88ste Linienregiment, das 33ste, 37ste, 77ste der Linien-Infanterie, die beinkleiderlosen Hochländer (39ste) und einige andere Infanterie-Bestandtheile mit ihren Aerzten, Apotheken, Krankenwagen, neuen Testamenten und Bierkrügen, dann die zwei Brigaden leichte und schwere Cavallerie, letztere aus der vierten irländischen Escadron Garde-Dragoner, der fünften „der Prinzessin von Wales", der ersten Königlichen Dragoner und der sechsten „Innislilling", erstere aus der achten „Königs königlichen irländischen Husaren", der eilften „Prinz Albert's eigenen Husaren", der dreizehnten leichter Dragoner und der siebenzehnten Lanziers (zusammen 2000) bestehend, mußten alle gründlich vorbereitet, ausgestattet, zusammen- und nach dem Hafen gebracht, flott gemacht und so nach und nach in's Morgenland spedirt werden. Zwanzigtausend Mann für den Krieg, mit Pulver, Blei, Eisen, Pferden, Decken, Wäsche, Testamenten und gutem Rasirzeug!

Unser Bild sagt, wie sie aussehen. Zum Theil fabelhaft kostspielig, und weniger zum Theil geschmacklos und unpraktisch uniformirt und überladen. Am Malerischsten sieht noch der hochschottische Infanterist ohne Beinkleider aus. Er hat doch wenigstens etwas Schottischkarrirtes, Nationales an sich. Es ist eine Art historischer Styl an ihm. Die gewöhnliche englische Infanterie hat sich durchweg einen furchtbaren schwarzen Bären auf den Kopf gebunden, auf dessen Fell die Sonne der Levante gar lieblich warm scheinen muß. Der Soldat kann sich sein Rostbeef unter der Mütze schmoren. Seine krebsrothe, eng zugeknöpfte, weißbelitzte Uniform schimmert in der Sonne sehr weit, so daß ihn der Russe gut treffen kann, zumal da das dreifach über die Brust gespannte und geschnürte weiße Lederzeug die Brust zu einer guten, gefelderten Schießscheibe macht. Die leichte Infanterie hat zum Theil Bären auf dem Kopfe, zum Theil Czako's in dem alten preußischen Styl mit Sternen und je einem großen Balle darauf. Die Artillerie, von der eine noch nicht abgeschlossene Zahl hinübergeschafft ward und wird, ist blau und golden und auch beczakot. Am Stolzesten sind die Engländer auf die Roß-Garde, die Leibgarde der Königin, wo jeder Mann zu Pferde für 700 bis 1000 Thaler Kleidung und Schmuck an und unter sich (ohne das Pferd) haben soll. Demnächst sind ihre Augenweide die leichten Dragoner, husarenartig behangen und mit einem breitgeformten Bärenpelze bedeckt, aus dem eine Kugel, aus der Kugel ein schwerer, metallener Halter und aus dem Halter ein fliegender Flederwisch hervorragt. Die Presse hat sich über das Geschmacklose, Schwerfällige, den Muth in der Brust Zusammendrückende, dem Kopfe Verbrennende oder Zerquetschende, das niederträchtig Krebsrothe u. s. w. der englischen Militär-Kleidungsstücke die Finger wund geschrieben: es hat nichts geholfen. Man traut dem Soldaten einmal Alles Gute zu und ist fest überzeugt, daß ein Engländer gleich drei Franzosen gleich zehn Türken gleich vierhundert Russen und überhaupt unvergleichlich sei. Von sachverständigen Militärs habe ich gehört, daß der englische Soldat im sogenannten „kleinen Dienste", in Scharmützeln und Attaken, überhaupt da, wo es gilt, persönlichen Muth zu zeigen, unvergleichlich, dagegen in der großen Schlacht, in weiten, großen Evolutionen den Russen durchaus weit untergeordnet sei. Sonst versteh' ich nichts davon; ich will denselben Vorzug des guten Bürgerthums, das die „Bürgerwehr" wohl vergessen haben wird, bei dem Leser voraussetzen.

Ich bemerke noch, daß Lord Raglan, Sprößling einer alten sächsischen Familie, mit hoher Stirn, die durch etwas Kahlköpfigkeit noch erhöht erscheint, Schnurrbart und etwas Haarwuchs zwischen Unterlippe und Kinn, wodurch er sich vortheilhaft vor den englischen Durchschnitts-Physiognomien unterscheidet, Chef-Commandeur der englischen Hülfstruppen und Ritter des russischen St. Annen-Ordens ist und in dem prächtigen Palaste des russischen Gesandten zu Constantinopel wohnt. Earl of Lucan ist Commandeur der Cavallerie, der Herzog von Cambridge, ein großer, schöner Lebemann im höchsten Style, von dem es früher einmal hieß, daß er statt des Prinzen Albert von der Königin gewählt werden würde, commandirt die Infanterie. Wer das General-Commando über beide vereinigten Heere erhalten soll, ob ein Franzose oder Engländer, war bei dem Niederschreiben dieser Zeilen noch eine große Streitfrage in Varna. Wahrscheinlich giebt England „nach": die Franzosen sind sehr eifersüchtig und eitel. Fanden sich doch die Engländer schon genöthigt, ihre Fahnen, die mit Waterloo und dergleichen historischen Reminiscenzen decorirt sind, zu verhüllen.

Nun einen kleinen Abstecher auf Malta, das wir dem Leser schon früher gezeigt haben. Lavaletta sieht jetzt aus wie ein Feldlager. Mit den eingebornen Malteser Inselsoldaten finden wir 10 Regimenter (alle sehr klein im Vergleich zu dem continentalen Begriffe von Regiment, ich glaube 6—800 Mann jedes) Engländer, drei Bataillons Garde, zwei Compagnien „Rifle"-Soldaten und vier Compagnien Artillerie, schottische Fusiliere, „Buffs" (drittes Regiment) Grenadiergarde u. s. w., die alle in ihren verschieden gescheckten Uniformen die Straßen, Kaffee- und Speisehäuser und andere Häuser erfüllen und mit komischem Staunen die seltsamen

Costume und die dunkeln Gesichter der Malteser und Malteserinnen, die schnurrbärtigen Kaufleute, die Priester und Soldatenmönche, die barfuß mit Stricken gebunden, umherwandeln, anstarren. Die scharfen Kehltöne der braunen Malteserinnen und die scharfen Blicke aus ihren mandelkernförmigen Augen, das Geklimper der Kirchenglocken, das Trommeln und Signalschießen von Nah und Fern, das Landen und In-See-Gehen von ganzen Regimentern, das Gedränge, der Lärm und die Confusion allenthalben, die schon die Hochschottländer nöthigte, sich zwischen den Bastionen unter ihren Zelten häuslich niederzulassen — das Alles zusammen giebt ein kaleidoskopisches, dramatisches, malerisches Leben, von dessen ewig frischem Farbenwechsel man sich kaum einen Begriff machen kann. Ganze Regimenter Rothröcke, die niemals etwas von verbesserten Schießgewehren gesehen, müssen sich täglich mit den neuen „minié rifles" üben. Dazu kommen eine unendliche Menge Offiziere und einzelne Soldaten, welche so glücklich waren, sich Colt'sche „Revolvers" zu verschaffen (es sind schon Tausende nach der Türkei abgegangen) und welche nun einzeln überall umherknattern, daß den Maltesern die Mäuler weit offen stehen. Dabei herrscht strenge Disciplin. Namentlich passen die höheren Offiziere scharf auf Kleider und den Bart auf, der jeden Morgen rein weggeschabt werden muß. Nur einzelne Abtheilungen der Cavallerie haben etwas Feld für Bartcultur. Hoffentlich werden später die Russen warten, bis sich die Armee immer ordentlich rasirt hat. In diesem gebildeten Jahrhundert wird auch der Russe einsehen, daß es besser ist, gut rasirte Menschen todt zu schießen, statt halbbarbarischer Individuen, die das Rasirmesser nicht als das erste aller Civilisationsinstrumente verehren.

Landungen und Landleben in Scutari und Gallipoli, das von englischen Correspondenten an Ort und Stelle auf die reichste Weise ausgemalt und täglich frisch nach London geschickt wird, schildern wir wohl gelegentlich in besondern Gruppen. Hier nur das gemeinsame Bild. Ein Soldatenschiff erscheint in der Ferne. Man schießt hin und her zur Freude. Boote laufen aus, um die Schiffe zu leeren. Die Landungsplätze füllen sich mit türkischen Unterthanen aller Farben und Formen und in jedem Costüm, unter denen das der Lumbacivagabunden und Barfüßler das hervorstechendste ist. Die Boote kommen an und mit gravitätischer Höflichkeit und Galanterie reichen die Türken jedem Rothrock die Hand, als wär' er eine zarte Dame, um ihm beim Aussteigen behülflich zu sein und beladet sich diensteifrig mit seinem Gepäck und wird für eine Weile zur Salzsäule des Erstaunens, wenn ihm auf einmal eine der vielen Soldatenfrauen die Hand reicht, um sich ebenfalls aus dem Boote helfen zu lassen. Die kunterbuntesten Züge vom tiefsten Schwarz bis zum frischen Käseweiß in den Gesichtern setzen sich nun in Bewegung durch den schon gräßlich entweihten Cypressenhain, wo die Türken ihre Todten begruben, nach den riesigen Selimskasernen bei Scutari, einer der geräumigsten Paläste, der je für Soldaten gebaut ward, und sucht sich unter der Verwirrung aller Sprachen Gehör, Platz und Bequemlichkeit zu verschaffen. Viele mußten inzwischen in Lagern untergebracht werden. Im Ganzen sieht's bei den Landungen in Gallipoli ähnlich aus. Von Erhaltung der „Integrität der Türkei" ist so wenig die Rede, daß überall sofort das Gegentheil hervortritt. Namentlich fingen die Franzosen an, überall, da, wo sie in eine Stadt kamen, die Straßen mit französischen Namenschildern zu decoriren und die Häuser zu numeriren, mit Türken Wein zu trinken und mit Türkinnen zu schäkern. Sie trinken den Kaffee „ohne Satz" und mit Zucker, sie machen Wege durch die größten Heiligthümer der Türken, die Cypressenhaine ihrer Todten, sie legen sich nicht auf Divans, sondern setzen sich auf Stühle, sie werfen Handküsse in die Harems und exerciren die Türken in französischer Sprache ein.

Die Türken staunen und schlagen die Hände über dem Kopfe zusammen und sagen nur, wenn sie hören, daß man ihnen helfen und sie von den Russen befreien wolle: Inshallah! (Gott geb' es!) Inshallah ist ein merkwürdiges Wort. Der Türke ruft es aus im höchsten Entzücken und im höchsten Schmerz. Es ist die Interjection des türkischen Glaubens, der in allen Lagen und Stimmungen, die sein Gleichgewicht stören, ihm seine Ruhe nehmen, den großen Allah herbeiruft. Die französischen und englischen Freunde haben ihm seine Ruhe genommen, den Glauben an sie und sich. Und so hört man überall bis Varna und Silistria, bis wohin die vereinigten Hülfstruppen vorgedrungen sind, in Freude und Schmerz tausendfach ausrufen: Inshallah! Inshallah!

Populäre Chemie für das praktische Leben.

In Briefen von Johann Fausten dem Jüngeren.

Sechster Brief.

Sprengen durch den galvanischen Strom.

Aller Augen sind jetzt auf den Norden gerichtet, wo für lange Zeit die Geschicke Europa's entschieden werden sollen. Auf den Wellen der Ostsee, die kaum den Namen eines Meeres verdient, sondern nur den eines großen Landsees, schaukelt sich eine stolze Flotte, wie sie vorher der Ocean nie gesehen und gegen die selbst die sprüchwörtlich gewordene „unüberwindliche Armada" des finsteren Philipp II. ein winziges Kind ist. Die öffentlichen Blätter sind voll von den furchtbaren Vertheidigungsanstalten, die längs der ganzen russischen Küste angeordnet sind, und dennoch scheint die Sicherheit, mit der man dort dem Feinde mit ironischem Lächeln entgegensieht, nicht ganz sicher zu sein. Man traut der Anzahl der Feuerschlünde nicht, denn durch alle Blätter lief jüngst die Kunde von einem noch viel furchtbareren — weil es im Finsteren schleicht — Vertheidigungsmittel. Man hat im Plane, von unter dem Wasser her die feindliche Flotte in die Luft zu sprengen. Dem Publikum wird dies als eine neue Entdeckung des Academikers Jacobi aufgetischt, eines Deutschen, der durch russisches Geld durch und durch Russe geworden, so daß er vor Kurzem sein Vaterland arg schmähete.

Wir haben hier wieder ein Beispiel, aus wie trüben Quellen die Belehrung des Publikums fließt. Hätten die Zeitungsschreiber nur eine Idee von der Wissenschaft, so würden sie gewußt haben, daß dies eine „längst abgedroschene Sache" ist. Aber bei ihnen heißt es auch: „wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand". Bei den jetzigen Zeitläuften und dem Umstande, daß diese äußerst interessante Anwendung des galvanischen Stromes so wenig in größeren Kreisen bekannt ist, scheint es gerechtfertigt, wenn wir hier näher darauf eingehen.

Daß Schießpulver durch den elektrischen Funken entzündet wird, wußte schon Franklin, der den Blitz vom Himmel zur Erde herniederzog. Noch jetzt gehört dieser Versuch oder das Sprengen einer mit Knallgas gefüllten Blase aus weiter Ferne mittelst einer Drahtleitung zu den interessantesten Experimenten in den Vorträgen über Physik und Chemie. Shaw in New-York benutzte 1831 zuerst den Funken einer Leidener Flasche, um Felsen zu sprengen. Die Elektrisirmaschine ist jedoch zu einem Gebrauch in der Technik nicht geeignet; einmal ist sie zu zerbrechlich, um den Händen gewöhnlicher Arbeiter überlassen zu werden und dann versagt sie zeitweise, wenn die Atmosphäre feucht und daher ein guter Leiter der Elektricität ist, ganz und gar den Dienst.

Die vielen Unglücksfälle, welche beim Steinsprengen vorkommen, machten dringend eine bessere und sicherere Methode wünschenswerth. Durch Shaw's Versuche kam Hare, Professor der Chemie an der Universität zu Pensylvania, auf den Gedanken, sich des galvanischen Stromes zu bedienen. Er machte schon darauf aufmerksam, wie vorzüglich diese Entzündung der Minen beim Sprengen von Felsen unter dem Wasser anzuwenden wäre. Aber auch sein Apparat war nicht geeignet zum alltäglichen Gebrauch und daher fand der Vorschlag keine Anwendung, wenngleich die erzielten Erfolge überraschende waren.

Endlich wurde die Sache 1842 von Roberts in's Reine gebracht. Er stellte vor einer Commission der Highland Society Versuche an, indem er Felsen unter dem Wasser und auf dem

Lande sprengte und die hierbei erhaltenen Resultate wurden unbedingt gut geheißen. Nun ist das Sprengen großer Felsenmassen eben so sicher und gefahrlos, wie das Abfeuern eines Gewehrs, außerdem noch wirksamer und weniger Kosten verursachend wie bisher. Besondere Aufmerksamkeit widmete Roberts dem galvanischen Apparat, der die Entzündung besorgt. Nach und nach hat er ihn so vereinfacht, daß jeder Zimmermann ihn verfertigen und jeder Arbeiter ihn mit Erfolg anwenden kann. Der Apparat hat Aehnlichkeit mit dem bekannten Troggapparat; es ist ein hölzerner, wasserdichter Kasten, der jedoch keine Zellen enthält; die Platten sind nur durch Holzleisten getrennt. Statt des Kupfers ist hier das billigere und wirksamere Eisen gewählt und die Anordnung so getroffen, daß die Platten erst im Moment des Losschießens in die erregende Flüssigkeit, die Säure, eintauchen und nach dem Gebrauch sogleich wieder daraus entfernt werden können. Dadurch erzielt man eine weit größere Stromstärke und eine bedeutende Verringerung der Kosten. Für wenige Groschen Säure reicht für ein ganzes Jahr aus, selbst wenn die Batterie täglich im Gebrauch sein würde. Die Person, welche die Schließung der Batterie, also die Entzündung der Mine zu besorgen hat, kann sich noch weiter von dem Bohrloch entfernen und die Schließung durch Ziehen an einer langen Schnur besorgen.

Die Ersparung an Pulver — $^2/_3$ gegen das gewöhnliche Verfahren — ist von größerer Bedeutung als man auf den ersten Blick glaubt. Bedeutende Sprengungen verursachen viele Kosten. Bei den Philadelphia-Wasserwerken kostete das verschossene Pulver 21,000 Thaler, bei einer neuen Straße nach Edinburg 7000 Thaler und bei Granitbrüchen verschießt man oft auf einmal für mehr als 20 Thaler Pulver.

Um nicht erst für jede Explosion den feinen zwischen den Leitungsdrähten ausgespannten Eisendraht, der durch den galvanischen Strom zum Erglühen gebracht wird, verrichten zu müssen, hat Roberts Patronen angefertigt, die man in beliebiger Zahl anfertigen kann und die in die Mitte der Pulverleitung eingesetzt werden, so daß die langen in ihr befestigten Drähte noch mehrere Fuß über den Felsen hervorstehen. Nun wird in das Loch ein Pfropf von Stroh oder Werg eingesetzt, so daß ein lufterfüllter Raum zwischen ihm und dem Pulver bleibt, dessen Größe von den zu erzielenden Erfolgen abhängt; dann wird das Loch lose mit Sand ausgefüllt. Die hervorstehenden Drähte werden mit den Zuleitungsdrähten, die zur Batterie führen, verbunden. Letztere sind mit Zwirn übersponnene Kupferdrähte von ungefähr 1 Linie Durchmesser und stärker. Je nach der Stärke der wirkenden Batterie, die sich genau berechnen läßt, kann man die Mine aus beliebiger Entfernung anzünden; nicht allein eine, sondern beliebig viele, die alle durch Drahtleitungen mit der Batterie in Verbindung stehen und dann alle genau zu ein und derselben Zeit losgehen. Auf die Art erlangt man durch eine Reihe von kleineren, zweckmäßig vertheilten Bohrlöchern eine bei weitem größere Wirkung als durch eine einzige große Mine selbst mit stärkerer Ladung. Ja man kann sogar die Felsmassen in Stücke von bestimmten Formen sprengen, während man früher nur regelmäßige Stücke erhielt, die bei der Verarbeitung viele Abfälle lieferten.

Uns liegt ein Bericht vor über Versuche, welche auf Veranlassung des sächsischen Oberbergamts 1844 in Schneeberg angestellt wurden. Hier werden die Vortheile der neuen Sprengmethode gebührend anerkannt. Näheren Aufschluß darüber werden einige großartige Sprengungen geben, die in England ausgeführt worden sind.

Die Londonderry-Coleraine Eisenbahn in Island geht bei Downhill mittelst zweier Tunnel durch die Basaltfelsen, welche an der irischen Küste in seltener Großartigkeit auftreten. Um die Arbeit zu beschleunigen, führte man die Sprengung mittelst des galvanischen Stromes aus. Die größere Ladung betrug 2400, die kleinere 600 Pfund Pulver; beide wurden durch eine Batterie zu gleicher Zeit entzündet. Kaum war die Batterie geschlossen, so sah man den Fuß des Felsens sich etwas erheben; die obere Masse zitterte und in tausend Spaltungen zerberstend rollte eine Felsenmasse von über einer halben Million Centner in's Meer. Man hörte einen tiefen hohlen Ton, wie fernen Donner, aber keinen Knall.

Die großartigste und kühnste Sprengung aber wurde wenige Jahre vorher in der Nähe von Dover ausgeführt. Um einen geraden Weg bei der von Falkestone herkommenden Eisenbahn herzustellen, mußte ein nicht unbeträchtlicher Theil des merkwürdig gestalteten Rounddownfelsens, der bekannten Shakspeareklippe, die sich $^3/_3$ Fuß hoch über das Meer erhebt, fortgeschafft werden. In drei großen Kammern am Ende der Schichte barg der Felsen in seinem Schooße den vernichtenden Feind, im Ganzen 18,000 Pfund Pulver, eine Menge, wie sie noch nie angewendet worden. Auf der Rückseite des Felsens war ein hölzerner Schuppen errichtet, aus welchem die drei großen electrischen Batterien aufgestellt waren. Die Länge der Drahtleitung betrug 1000 Fuß. Man hatte sich vorher eingeübt, um mit Sicherheit das Losgehen aller drei Minen auf einmal zu erreichen. Der Tag der Ausführung wurde auf den 26. Januar 1843 angesetzt. In der Nähe waren Tribünen errichtet und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit harrten viele Tausende in ängstlicher Erwartung auf den Ausgang dieses seltsamen Schauspieles, eines der kühnsten Unternehmen, die je der menschliche Geist ausgeführt hat. Genau 26 Minuten nach 2 Uhr empfand man eine leise Erschütterung des Bodens, darauf hörte man ein tiefes, schwaches, undeutliches und unbeschreibliches unterirdisches Rollen. Herschel vergleicht es mit einem dumpfen Murmeln, das kaum länger als eine halbe Secunde dauerte und so schwach war, daß es nur bei der lautlosen Stille gehört werden konnte. Unmittelbar darauf fing der untere Theil des Felsens an herauszubrechen und beinahe zu gleicher Zeit begannen etwa 500 Fuß in der Breite von der Spitze her geräuschlos allmälig herabzusinken, so sanft, daß die auf dem Gipfel des Felsens aufgesteckte Heggenstange unbeschädigt mit den Trümmern unten anlangte. Die Explosion war also nicht lautkrachend, das Zerklüften des Felsens nicht geräuschvoll. Dies erklärt sich aus der eigenthümlichen Structur der Kreide und dem zerklüfteten Zustande des Felsens. Die Kreide ist am wenigsten geeignet den Schall fortzupflanzen und am besten, die durch einen schweren Schlag erzeugte Schwingung zu dämpfen. Außerdem war die Kraft des Pulvers so genau berechnet, daß nicht ein einziges Bruchstück weit hingeschleudert wurde und so Gefahr brachte. Als hätte der Felsen seinen festen Zustand mit dem flüssigen vertauscht, glitt er wie ein Strom in das nahe Meer, riß das Ufer in seinem Laufe auf und trieb den Schlamm heftig mit sich fort. Der ganze Vorgang dauerte höchstens 5 Minuten. In einem Augenblick war der Felsen zertrümmert, der durch unzählige Jahrtausende hindurch den vereinten Kräften der Stürme und den aufgeregten Wogen getrotzt hatte; seine Trümmer bedeckten einen Raum von 15 Morgen 20 Fuß hoch mit einem Gewicht von 20 Millionen Centnern. Das giebt uns eine Schätzung für die ungeheure Größe der vernichtenden Kraft. Durch diese Sprengung wurden 50,000 Thaler Arbeitslohn erspart.

Unser Erstaunen wächst um so mehr, wenn wir an die Winzigkeit des Feindes denken, gegen den der menschliche Geist diesen Riesenkampf einging. Die Kreide wird bekanntlich durch die Kalkpanzer von Infusorien gebildet, von den Ueberresten kleiner Thierchen, die unser blödes Auge nicht wahrnehmen kann und von denen Schleiden sagt, daß der Ueberzug einer einzigen Visitenkarte schon ein zoologisches Cabinet von vielleicht 100,000 Thierschalen bildet. Tausende dieser Geschöpfe vermag der Druck eines Fingers zu vernichten. Halten wir die besprochene Thatsache dagegen, so lernen wir, daß in dem Wörterbuche der Natur das Wort „klein" nicht enthalten ist. Nur wir bezeichnen mit groß und klein das, was sich von dem gewöhnlichen entfernt; die Natur kennt einen solchen Maaßstab nicht, in ihr giebt es nichts Ungewöhnliches.

In England bedient man sich des Sprengens auch häufig bei dem Niederreißen der Häuser; die Maurer sind hier zugleich auch Minirer und üben so also die Nachtheile ihrer Kunst aus. Diese Thatsache verdient von unserer Seite Beherzigung, da der Fleiß der Maurer sprüchwörtlich geworden und hier und da Sitte zu sein scheint, Gebäude aufzuführen, um sie schnell wieder einzureißen. Die Artillerie eines einzigen Schiffes reichte hin, um alle Häuser der abgebrannten langen Straße in Edinburg in wenigen Minuten „sanft niedersitzen" zu machen, eine Arbeit, zu der Maurer, bei dem Schneckengange ihrer Arbeit, viele Monate gebraucht haben würden. Bei Abbrechen der Mauern des Schlosses Dunbar löste ein einziger Schuß eine Masse von 3000 Centnern.

Beim Sprengen kann auch mit der Zeit die Schießbaumwolle zu Ehren kommen. Versuche, die in England angestellt worden sind, lehren, daß in Schieferbrüchen ein Gewichtstheil Schießbaumwolle ebenso viel leistet, wie sechs bis sieben und in festern

Gestein wie vier bis fünf Theile Pulver. In einem Schieferbruche wurden 11,000 Centner Gestein durch nur ½ Pfund Schießbaumwolle sanft von dem festen Lager abgestoßen.

Sprengungen unter Wasser wurden bereits ausgeführt bevor man noch die Wirkungen des galvanischen Stromes kannte, doch waren sie sehr kostspielig und unsicher; unter zehn Versuchen mißlangen mindestens drei. Der englische Oberst Paslay hat die neue Sprengungsmethode unter Wasser so ausgebildet, daß sie dieselbe Sicherheit gewährt wie auf dem Lande. Er hat mit dem Ingenieurcorps zahlreiche Versuche auf dem Medway bei Chatham angestellt. Er entzündete aus einem Boote auf 500 Fuß Entfernung eine am Grunde des Flusses lagernde Pulvermasse, sprengte ein unter dem Wasser liegendes Wrack, dessen Trümmer unmittelbar nach der Explosion mit der emporgeschleuderten Wassermasse an die Oberfläche kamen und in 14 Fuß Tiefe versenkte große Sandsteinblöcke. Die Leitungsdrähte — von ⅛ bis ⅓ Zoll Stärke werden an einem mit siedendem Theer getränkten Tau der Länge nach durch Umwickeln von Hanfgarn befestigt, so daß das Ganze ein einfaches Tau bildet, das sich beliebig aufrollen und ausspannen läßt. Die Patronen werden durch Ueberziehen mit einer geschmolzenen Mischung von Pech und Talg wasserdicht gemacht. Solche wurden mit großer Sicherheit abgefeuert, nachdem sie bereits zehn Tage unter Wasser gelegen hatten. Die Batterie arbeitete stets in freier Luft, oft bei starkem Regen, einmal bei einem heftigen Schneesturme, ohne jemals zu versagen.

Von großem Interesse sind die Sprengungen, welche Pasley 1839—1840 in dem Hafen von Spithead ausführte, um das die Schifffahrt hindernde Wrack des Royal George, der vor 57 Jahren hier versunken wor, fortzuräumen. So lange hatte die Festigkeit dieses Linienschiffes den Angriffen des Wassers getrotzt und auch jetzt konnten Ladungen von mehreren Tausend Pfund Pulver nur Stücke davon abreißen. Die ersten Angriffe gegen das ungeheure Wrack begannen am 29. August. Fünf Ladungen, zusammen 360 Pfund Pulver, wurden mit Erfolg zu gleicher Zeit losgebrannt. Die Wirkung glich einem heftigen Erdbebenstoße; die in der nächsten Nähe vor Anker liegenden Schiffe geriethen, ungeachtet ihrer Größe, in ein heftiges Schwanken. Das Wasser blieb jedoch vollkommen ruhig; erst nach einigen Secunden bildete es unter heftigem Blasenwerfen und Sprudeln einen Kreis, der sich allmälig bis auf 50 Fuß in die Runde ausdehnte. Den 22. September wurden 2320 Pfund Pulver, die von Tauchern längs des festesten Theiles des Wracks befestigt worden waren, aus 500 Fuß Entfernung losgebraunt. Das Wasser, bei einer Tiefe von 90 Faden, dessen Oberfläche ganz glatt und ruhig war, gerieth anfänglich in eine zitternde Bewegung, die kleine unregelmäßige Wellen von nur ein Paar Zoll Höhe erzeugten. Nach drei oder vier Secunden aber erhob sich das Wasser in Gestalt eines großen Bienenkorbes, anfänglich langsam, dann aber rasch und an Umfang zunehmend bis es zu einer Höhe von 30 Fuß emporstieg. Von dieser Höhe herabfallend, bildete es sodann eine Reihe von Ringen, die sich nach allen Richtungen ausbreiteten und von denen der erste wie eine mehrere Fuß hohe Welle erschien. Weder die Erschütterung, noch der Knall war so groß, wie man nach den ersten kleineren Explosionen erwartete. Bei einer zweiten Explosion einer gleichen Pulvermenge hob sich das Wasser jedoch nur halb so hoch. Die ganz in der Nähe liegenden Schiffe wurden zwar heftig umhergeworfen, litten aber nicht den geringsten Schaden.

Es bleibt hier noch sehr zweifelhaft, ob die englischen Meerungeheuer, die „Erfindung Jacobi's" mehr zu fürchten haben werden, als den Heldenmuth der russischen Flotte, die ruhig die Küstenstädte bombardiren läßt und eben nur bei Sinope ihre Ehrentage zu feiern scheint. Ueberhaupt scheint der ganze Plan nur in den Köpfen der Zeitungsschreiber zu existiren. Anders wäre es, könnte man durch Taucher das Pulver direkt unter den Schiffen fest machen.

Viel Unglück würde man verhüten, wenn man im Frühjahr beim Aufgehen der Flüsse das Eis auf diese Art sprengen wollte. — Nach Vollendung der unterseeischen Telegraphen zwischen England und Frankreich machte man mit Hülfe der bestehenden Drahtleitung den merkwürdigen Versuch von einem Ufer der Meerenge zum andern ein Geschütz abzufeuern. Beim Entzünden des Pulvers auf so weite Entfernungen hin, bedarf man außerordentlich großer Batterien. Die neueste Zeit hat aber gelehrt, daß man bei Anwendung eines Inductionsapparates, den wir später in Gemeinschaft mit den übrigen galvanischen Apparaten erläutern werden, durch nur zwei Bunsen'sche Elemente Pulver selbst in einer Entfernung von über 3 Meilen sicher entzünden kann.

Das Haus des Präsidenten.

Zwar ist auch in Europa die Zeit vorüber, wo im Frohndienst Stein auf Stein zu kolossalen Bauten aufgethürmt wurde, um der Laune oder den bizarren Einfällen eines Großen zu genügen, der vielleicht, wie in Spanien kaum ein Eskorial mit seinen 36,000 Fenstern und 14,000 Thüren für würdig genug fand, seine Person zu beherbergen. Jene Zeit ist dahin, selbst so sehr dahin, daß in unsern Tagen vergleichsweise bescheidene Regentensitze, wie z. B. das herzogliche Schloß in Braunschweig aus lauter Sparsamkeit zur Hälfte unvollendet blieben. Allein die stolzen, auch jetzt noch benutzten Hallen, die sie uns übrig ließ, mahnen stets an ein Stück Geschichte, von welchem der Amerikaner nichts weiß, wenn er vor dem weißen Hause in Washington steht.

Die Geschichte vom weißen Hause ist kurz! Es ist die Amtswohnung des Präsidenten der großen Republik, und erhielt seinen Namen von der Farbe seiner Mauern. So steht es in der Bundesstadt Washington an den Ufern des Potomak, still und reizend gelegen zwischen Busch und Baum als bescheidener Sitz des Erwählten der freien Männer, die von Long Island bis zur Bai von St. Franzisko wohnen. Die Wohnung des Präsidenten ist so bescheiden wie sein Gehalt von 25,000 Dollars, womit das Maaß von Glanz angegeben ist, mit welchem die Amerikaner den Ersten im Staate umgeben wissen wollen. Den Republikanern der neuen Welt stand es wohl an, daß sie das Kapitol, wo der Kongreß tagt, der die Hauptsumme aller politischen Gewalt umschließt, in gewaltigen Umrissen errichteten, eine sinnbildliche Darstellung der Oberherrlichkeit des Volkes; — für die Wohnung des Staatsoberhauptes konnte man sich so genügsam erweisen, wie man sich erwies!

Schmucklos wie von Außen ist es auch innen im weißen Hause; schmucklos — nicht geschmacklos! Einen Ceremonienmeister giebt es dort nicht, von Antichambriren ist keine Rede und keine Wache ruft Dir irgendwo Halt entgegen oder wehrt hierhin oder dorthin den Eintritt. Auch wird das Auge nicht von Glanz geblendet; keine golddurchwirkten Tapeten schmücken die Wände und keine orientalischen Teppiche bedecken den Boden. An und in dem weißen Hause ist Alles fein bürgerlich und sittig. So aber will es der Amerikaner und Keinem kommt es in dem Sinn, sich deshalb mit weniger Achtung (Ehrfurcht kennt der Amerikaner Menschen gegenüber nicht) der Wohnung seines Präsidenten zu nahen. Außerdem hat die Leichtigkeit, mit welcher man Zutritt beim Präsidenten erlangt, nicht gerade zur Folge gehabt, daß davon übermäßiger Gebrauch gemacht wird; die Amerikaner wissen, daß bei ihnen das Staatsoberhaupt der müßigen Stunden nicht zu viele hat und so kommen nichtssagende Audienzen im weißen Hause nicht vor. Die Arbeitszeit des Präsidenten hat eine Art Unverletzlichkeit erlangt, und fast immer geht es still in seiner Wohnung her.

Fast immer, — denn bisweilen herrscht doch auch reges Leben im weißen Hause. Der 4. Juli, an welchem Tage im Jahre 1776 die vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit erklärten, ist einer jener Tage, wo sich das weiße Haus füllt und die Amerikaner ihren Präsidenten sehen wollen. Die Toiletten sind dann nicht so bunt wie bei der großen Cour eines Monarchen in Europa, indem der schwarze Frack allein von Galla ist, jedoch die Würde, welche herrscht, ist nicht geringer, wenn es jedenfalls auch freier und ungezwungener hergeht und man sich weniger tief bückt, als in der alten Welt. Zur Zeit des Kongresses ist es der Brauch, daß der Präsident die Repräsentanten des Volkes einige Mal in der Woche gesellig um sich vereinigt, wobei dann auch die fremde Diplomatie, überhaupt die Elite Washingtons und die feinere Damenwelt hinzugezogen wird. Es fehlt den Raouts des Präsidenten nicht an Würze, und wenn auch nicht so und[illegible] viel Ahnen er-

forderlich sind, um zutrittsfähig zu sein, so muß man doch so und so viel Geist besitzen; die Dummheit macht nirgends weniger Glück als in Amerika.

Die Gesellschaften bei dem ersten Beamten der großen amerikanischen Republik bieten in Bezug auf Nationalität der Gäste ein Gemisch, wie es bunter kaum irgend anderswo vorkommen kann. Neben allen Völkern Europa's, die man daselbst durch ihre stehende Gesandtschaften vertreten findet, begegnet man dort sämmtlichen reinen und gemischten Typen des nordamerikanischen Continents, die rothhäutigen Ureinwohner des Landes und die frommen Quäker von Philadelphia; die echten Yankees aus den östlichen und nördlichen Staaten neben den Kreuzlingen französischen und spanischen Blutes aus den Küstenpflanzerstaaten; den unerschrockenen Hinterwäldler, der halb Indianer, halb Yankee ist, Arm in Arm mit dem Sohne deutscher Eingewanderter. Das Alles wogt in den Gesellschaftszimmern des weißen Hauses auf und ab, plaudert in den hundert Dialekten, welche in dem ungeheuern Ländercomplex der vereinigten Staaten gesprochen werden, und denkt mitten unter den geselligen Vergnügungen an die Geschäfte des Landes, zu deren Besorgung sich die Meisten in Washington befinden. Sei es in öffentlichen oder eigenen Angelegenheiten, ganz bei Seite setzt der Amerikaner die Geschäfte zu keiner Zeit.

Das weiße Haus hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren regelmäßig alle vier Jahre seine Bewohner gewechselt, da während dieses Zeitraums keiner der stets nur auf vier Jahre erwählten Präsidenten wiedergewählt wurde. Seit dem 4. März vorigen Jahres hat es Franklin Pierce inne, dessen Ernennung, in heftigem Kampfe von der demokratischen Partei durchgesetzt, manche Befürchtung in Europa aufsteigen ließ. Der praktische Sinn aller, auch der entschieden demokratischen Amerikaner, bewahrte jedoch den Präsidenten Pierce und seine Partei vor Fehlgriffen, und diejenigen, welche von den gegenwärtigen Tonangebern im weißen Hause handwerksmäßiges Demagogentreiben erwartet hatten, sahen sich getäuscht. Wir wollen damit nicht sagen, daß alle Geheimnisse bekannt sind, welche in dem Arbeitskabinet des Präsidenten verhandelt werden, wenn die sämmtlich in der Nähe des weißen Hauses wohnenden Minister sich zur Berathung daselbst einfinden. Die Sklavenfrage, dieser wunde Fleck der Union, hat erst in den letzten Monaten wieder die ganze Gewandtheit der amerikanischen Staatsmänner in Anspruch genommen, um den unheilvollen Zwiespalt zwischen den freien und sklavenhaltenden Staaten, der schon mehr als einmal einen Bruch zwischen den nordöstlichen und südwestlichen Staaten herbeizuführen drohte, zu beseitigen. Der weite Gebietsstrich Nebraska, der zum Territorium erhoben wurde, mußte die Erlaubniß Sklaven einzuführen erhalten, so sehr sich auch die Abolitionisten dagegen sträubten. Dem Frieden, vielleicht dem Bestand der Union zu lieb, mußte diese Concession gemacht werden.

Bezüglich der auswärtigen Politik hat der Mann im weißen Hause einen leichtern Stand. Die Erwerbung Cuba's, welche dabei zunächst in's Spiel kommt, ist eine Herzensangelegenheit aller Amerikaner. Von Zeit zu Zeit, so erst vor Kurzem wieder, wird immer ein Vorwand gefunden zu Händeln mit Spanien um die köstliche Insel; durch Nachgiebigkeit von Seiten Spaniens beigelegt, tritt dann gewöhnlich wieder scheinbare Ruhe ein, darunter gährt und schürt es aber fort, bis das Gelüst nach der Königin der Antillen (s. Gartenlaube Nr. 39 v. J.) jedes Mal heftiger erwacht. Spanien sendet jetzt Truppen über Truppen nach der bedrohten Insel, und doch wird diese voraussichtlich ihrem Schicksal nicht entgehen. Cuba kann sich übrigens ein solches Schicksal gefallen lassen. Eine andere, ebenfalls seit Jahren reife Erwerbung steht den Amerikanern im stillen Ocean bevor, wo der König der Sandwichsinseln (s. Gartenlaube Nr. 8 v. J.) des Regierens müde ist und sein ganzes Land der Union einzuverleiben gedenkt. Das durch die Wirren im Orient beschäftigte Europa wird zur Stunde weniger als je den jungen Riesen in seinem Anwachsen aufhalten, und Alles wird mit ein Paar scheelen Gesichtern der englischen und französischen Minister abgemacht sein, wenn die im weißen Hause gehegten und gepflegten Pläne reif an's Sonnenlicht hervortreten.



Das Haus des Präsidenten in Washington.

Mein erster Wallfisch.

„Ihr müßt wissen, meine Herren, „erzählte mein Freund, als wir bei einer Tasse Thee im traulichen Zimmer saßen, „daß ich meine Laufbahn als Apotheker angefangen habe. Jetzt bin ich das freilich nicht mehr, so wenig wie ein Ellenreiter. Ich bin — doch darauf kommt es nicht an. Ich war also in meiner Jugend in einer Apotheke und handthierte ein Paar Jahre mit Mörser und Keule. Eines Morgens, als ich gerade Augenwasser für die alte Gräfin Kinkerlicky zurechtmachte, rief mich mein Prinzipal, der zugleich mein Onkel war, zu sich und sagte:

„Tim, mein Junge, ich will einen Mann aus Dir machen. Du mußt in einer halben Stunde nach der Baffingsbai abgehen! Du bist Chirurgus auf dem Wallfischfahrer „Jupiter." Funfzig Pfund für die Fahrt, Du Schelm, nebst Kost, Wohnung und Wäsche. Doch halt! Ueber die letztere bin ich nicht ganz sicher."

„Ich war ganz verdutzt und wußte nicht, wie mir geschah. Ich war jedoch damals schon so voll von Principien, daß ich mich nicht enthalten kannte, meinem Oheim demgemäß zu erwiedern:

„Onkel, sagte ich, ich habe erst ein Jahr studirt, und kann die Verantwortlichkeit nicht über mich nehmen, Beine abzuschneiden, bis ich mehr von der Anatomie und Physiologie verstehe.

„Was bist Du für ein Narr! sagte mein Onkel darauf, der ein kleiner brünetter Mann war, und Napoleon glich, den Alten meine ich, nicht den jungen.

„Ich wollte eben weitere Einwendungen machen, da kam aber gerade der Rheder des „Jupiter" herein und ich mußte still schweigen.

„Ist Euer Neffe einverstanden?"

„Ja wohl!"

„Ich wollte den Mund aufmachen, aber mein Onkel trat zwischen mich und den Rheder, und ich mußte davon abstehen.

„Nun, dann kommt, Doctor!"

„Jetzt wurde ich vollends roth vor Schaam, als ich Doctor genannt wurde. Ich Springinsfeld, der ich eine schmutzige Schürze umhatte und nach Kastoröl, Opodeldoc und Gentiantinktur roch — ich sollte mit einem Mal einen Doctor spielen! Was blieb mir aber übrig? Ich mußte meine Schürze abnehmen und dem Rheder folgen.

„Ich fürchte nur, Herr, daß meine medizinischen Kenntnisse — begann ich, als wir in das Menschengewühl traten, das uns von meinem Onkel trennte, er schnitt meine Bedenken aber kurz mit den Worten ab:

„Schon gut, wir wissen schon Alles."

„Damit kamen wir nach dem Kai, wo ein Langboot in Bereitschaft lag und ich wurde ohne weitere Ceremonie an Bord gewiesen.

„Na, leb wohl, Tim, sagte mein Onkel zu mir, ich wollte Dir wohl noch etwas Taschengeld geben, Junge, aber die Esquimaux da unten kennen doch keine Münzen!"

„Ich hatte weder Vater noch Mutter und nun verließ mich auch noch mein Onkel. Zu welchem Schicksal, war klar. Ich war noch nicht aus den Flegeljahren. Das Boot flog wie ein Pfeil hin und brachte uns nach dem „Jupiter," der zum Abfahren bereit, unruhig auf und ab wegte.

„Habt Ihr den Doctor mit?" rief eine Stimme durch ein Schallrohr.

„Ja!"

„Dann paßt auf!"

„Der „Jupiter" machte eine Wendung, ein Strick flog uns zu, wir kletterten herauf und in drei Minuten waren wir vor Wind und die Thürme von W— schwanden aus unserm Gesichtskreise. Ich wurde seekrank und man beorderte mich in die Kajüte. Dort blieb ich zwei oder drei Tage, bis die Krankheit vorüber war. Dann stieg ich herauf und wurde über das Wie und Wo meiner Anstellung als Chirurgus der guten Barke „Jupiter" in Kenntniß gesetzt.

„Jeder Wallfischfahrer mußte gesetzlich eine Art Chirurgus mit sich führen, und nahm dazu gewöhnlich einen Studenten der Medizin, der eben seinen Cursus gemacht hatte. Der Jüngling, den der „Jupiter" dazu engagirt hatte, war aber mit einem Male durch die Aussicht auf die Seefahrt so in Schrecken gesetzt worden, daß er fortgelaufen war. Was blieb dem „Jupiter" übrig? Capitain Junk wollte den guten Wind nicht um so einen Schlingel von Doctor verlieren, und erklärte, er wolle seine Leute schon selbst kuriren, der Rheder wollte aber die gesetzliche Strafe nicht riskiren, und wendete sich daher in dieser Verlegenheit an meinen Onkel. So mußte der „Jupiter" so lange in der Rhede liegen, bis ich eingefangen war.

„Der alte Junk war ein Teufelskerl. Er war im Stande, einen Matrosen oder einen seiner Bulldogs ohne viele Vorrede niederzuhauen, wenn sie ihm in die Quere kamen, aber das geschah nur, wenn sie ihn in Harnisch setzten. Sonst war er nicht grausam, und wenn man ihm seinen Willen that, so sanft wie ein Lamm. Ich erkannte dies bald und lebte ganz gut mit ihm. Ich corrigirte ihm seine Federn, spitzte seine Bleistifte und rollte seine Karten auf, machte ihm den Thee und so dergleichen.

„Aber, wenn Ihr nun Kranke zu behandeln hattet?" fiel ich ein.

„Pah! es gab keine Kranken. War einer von den Matrosen unwohl, so gab ich ihm Liqueur auf Zucker, und der bekam ihnen vortrefflich. Matrosen sind fast immer gesund.

„Aber wenn sie nun Arme oder Beine brachen?"

„Pah, sie wußten, daß ich mein Diplom nicht hatte und hüteten sich daher, Arme und Beine zu brechen. Ich hatte also gute Zeit am Bord des „Jupiter" und unterhielt mich ganz gut. Allmälig wurde es aber verteufelt kalt und ich hätte arg frieren müssen, wenn ich nicht glücklicher Weise in dem Koffer meines Vorgängers gute warme Kleider gefunden hätte. Seine Mutter hatte für diesen offenbar auf das Beste gesorgt. Endlich kamen wir nach dem Nordpol und legten vor einem weiten Meere von Eis vor Anker. Der alte Junk kletterte nach dem Krähennest, das sich, wie Ihr wissen werdet, auf dem Hauptmast befindet, um nach Wallfischen zu sehen und ließ sogleich die Boote in Stand setzen. Das war am Freitag Morgen. Die Boote wurden voll bemannt und nur der Capitain, ich und drei Schottländer blieben zurück. Ihr müßt nämlich wissen, wenn ein Wallfischfahrer nicht Leute genug hat, so legt er an den Shetlandsinseln an, wo er immer arme Teufel genug findet, die mit ihm gehen, und zum groben Schiffsdienst ganz brauchbar sind.

„Bald nachdem unsere Boote fort waren, trat ein dicker Nebel ein, so daß wir kaum unser Bugspriet sehen konnten. Er hielt Tag und Nacht an und Junk wurde unruhig. Am nächsten Morgen war es noch eben so nebelig — wir riefen, feuerten unsere Kanonen ab und machten allen möglichen Lärm — kein Ruf kam zurück. Keine Boote waren in Sicht. Wir waren zwar um die Leute nicht besorgt, denn sie hatten Lebensmittel genug und konnten sich auch mit ihren Büchsen Wild schießen, wir hatten auch keine Furcht, daß sie nicht wiederkehren würden, denn sie waren aller Wahrscheinlichkeit nach bei dem Aufeisen aufgehalten worden. Aber Junk konnte es seinem heftigen Charakter gemäß nicht ertragen, daß er so ganz ohne Nachricht blieb. Er ging in steter Erregung auf dem Verdeck auf und ab, und konnte weder schlafen noch essen. Am Sonntag Morgen beschloß er darauf, eine Entdeckungsexpedition auszusenden, die ich kommandiren sollte. „Doctor, sagte er zu mir, ich bin besorgt wegen der Boote — zieht Eisstiefeln an, nehmt eine Pike und geht nur über das Eis — vielleicht ist's da klarer, und wenn Ihr ein Paar Meilen vorgeht, können sie Euch besser hören als uns. Ich kalkulire, wir liegen hier an einer langen Eiszunge, und wenn Ihr in rechtem Winkel eine halbe Stunde vorgeht, müßt Ihr an klares Wasser kommen. Merkt Euch aber Euere Spuren im Schnee, damit Ihr Euch zurückfinden könnt. Ich will Euch einen von den Schottländern mitgeben."

„Ich sah wohl, daß die Expedition nicht ohne Gefahr war, aber ich war des ewigen Einerleis in dem Nebel müde, und wollte auch vor dem alten Junk meinen Muth zeigen. Ich willigte also ein.

„Darauf wurde ich für die Reise ausgerüstet und ich machte mich mit dem Schottländer guten Muthes auf den Weg. Wir gingen die angegebene Richtung entlang, riefen fortwährend und gingen so ein Paar Stunden. Der Nebel blieb aber immer derselbe. Endlich hörten wir etwas wie das Geräusch der See zu unserer Rechten. Das belebte unsere etwas schwach werdenden Geister, denn die Beschwerlichkeit, die uns das Gehen auf dem Eise verursachte und das stete Forthelfen mit der Pike, hatte uns müde gemacht und wir schritten ermuthigt dahin, bis wir den Rand des Wassers erreichten. Hier sahen wir die Bucht einer Bai vor uns, über die hinaus, so viel wir bei dem Nebel sehen konnten, wieder Meilen weit Eis lag. Das Wasser war ungefähr eine Viertelmeile breit. Wir standen an dem Vorgebirge und schrieen, so laut unsere Lungen es erlaubten, erhielten aber keine Antwort und entschlossen uns daher, nach dem „Jupiter" zurückzukehren. Seitdem wir unsere Reise angetreten, hatte es ab und zu geschneit, wir hatten indessen keine besondere Unbequemlichkeit davon gehabt. Jetzt sahen wir aber zu unserm Schrecken, daß, je weiter wir vorgingen, desto mehr auch unsere Fußtapfen verschwanden. Ich wollte meine Furcht nicht zeigen, um meinen Gefährten nicht zu entmuthigen, er hatte nicht diese Rücksicht gegen mich, sondern brach sogleich in Thränen aus und erklärte, wir würden nie mehr nach dem Schiff zurückkommen, sondern vor Kälte und Hunger sterben oder von Bären gefressen werden.

„Ich dachte freilich bei mir, etwas der Art könnte wohl passiren, war indessen zu stolz, um vor dem feigen Schottländer meine Furcht zu zeigen und bot ihm daher die Spitze.

„Seid stille, Ihr alte Memme, sagte ich. Doctoren sterben nicht vor Hunger und Kälte und was die Bären betrifft, so will ich den sehen, der mich fressen will. Wenn jetzt einer käme, würde ich ihn bei der Kehle packen und beim Zapfen festhalten, dann würde er wohl, meine ich, genug haben.

„Der Schottländer sah mich erstaunt an, denn ich war noch ein schlankes Bürschchen. Da er aber sah, daß ich ein gehöriger Eisenfresser war, so ergab er sich mir.

„Was wollt Ihr thun, Doctor?" fragte er ganz demüthig.

„Thun? Was, wir gehen den Weg zurück, den wir gekommen sind, zu unserem Schiff. Es liegt auf der andern Seite des Eises und wir brauchen blos herumzugehn. Wir werden es sicher bald treffen. Also vorwärts."

„Wir waren diesmal schon sehr müde, versichere ich Euch. Wir gingen also zurück, entdeckten aber zu unserm Mißbehagen, daß der Schnee auch unsere letzten Spuren verwischt hatte und mußten daher unsere Richtung ganz auf's Gerathewohl suchen. Nach einer langen mühsamen Wanderung kamen wir wieder an die See. Unsere Freude darüber war aber nicht groß, denn wir sahen bald, daß wir nur an die andere Seite der Bai gelangt waren, die wir verlassen hatten. Das war nicht sehr einladend, und wir waren so erschöpft, daß wir nur noch, um unser Leben zu retten, eine Viertelmeile uns weiter schleppen konnten. Jetzt sah es in der That so aus, als sollten wir hier umkommen. Ich verlor aber auch jetzt den Muth noch nicht. Ich hatte eine Pfeife, Taback und Feuerzeug bei mir, und bot meinem Gefährten die Hälfte von dem Kraute an. Der arme Teufel konnte aber weder rauchen noch kauen:

„Ich will Euch was sagen, lieber Freund, rief ich ihm darauf zu. Ihr solltet was Besseres thun, als hier auf dem Eisstück sitzen und heulen, und Euch lieber frisch und wach halten, denn wenn Ihr in Schlaf fallt, so erfriert Ihr und müßt sterben."

„Ach, Doctor, wir sind verloren. Ich bin müde und wenn die Bären uns wittern."

„Pah, hängt die Bären! Hier, thut einen Zug aus meiner Pfeife, das wird Euch den Mund wärmen."

„Er versuchte es, es machte ihm aber nur übel und er gab es wieder auf.

„Doctor, was sollen wir nun thun?“ fragte er flehentlich.

„Was wir thun sollen? Uns ein Wenig ausruhen, und dann wieder aufbrechen. Ich warne Euch aber zum zweiten Mal; wenn Ihr Euch zu sehr der Furcht hingebt, seid Ihr ein todter Mann.“

„Ich war so voll Furcht wie er, zeigte sie aber auch jetzt nicht. Er fiel einige Male in Schlaf, ich weckte ihn aber von Zeit zu Zeit immer wieder auf. So verbrachten wir die Nacht, wenn das stete Zwielicht, das uns umgab, so zu nennen ist, und zuletzt verschwand der Nebel. Ich besaß keine Uhr und weiß daher nicht, wie spät es war. Es war aber gegen Morgen, als der Schottländer, während ich auch ein wenig nickte, mich mit dem Ruf weckte: ein Bär, ein Bär!

„Wu, wuwu, wu—u“, rief etwas, das einem Bären gleich sein konnte, zuweilen rasch hinter einander wie eine Locomotive und dann wieder leiser.

Ich spitzte die Ohren und griff nach meiner Pike. Nachdem ich ein Paar Mal hingehört, fand ich zu meiner Befriedigung, daß der Ton aus der See kam, und bald darauf sah ich eine glänzende Masse, die wie ein großer Mahagoniblock aussah, auf mich zuschwimmen. Das Wasser war dabei ganz ruhig, denn des Thieres Flossen waren ruhig, und es bewegte sich nur mit dem Schwanz langsam vorwärts.

„Wu, wu“, stöhnte der Wallfisch und ich und der Schottländer wir waren ganz starr vor Erstaunen auf das Wunder. Hätte ich eine Harpune gehabt, ich hätte ihn so leicht wie einen schlafenden Hund durchbohren können, aber was hätte uns Beiden halbtodten Leuten der Wallfisch nützen sollen!

„Ich hatte noch nie einen Wallfisch gesehen, und kannte ihn nur aus Beschreibungen. Ich wußte, daß Leviathan zuweilen an die Oberfläche kommt, um Luft zu schöpfen und dann wieder untertaucht. Mir kam es aber so vor, als geschehe sein Athmen sehr unregelmäßig, und ziehe er das Oxygen länger an sich, als es ein gesunder Fisch thun würde. Konnte dies daher nicht ein sterbender Wallfisch sein, der hierher gekommen war, um sein Leben in Gegenwart zweier menschlichen Wesen auszuhauchen, die wahrscheinlich bald demselben Schicksal folgen würden? Dieser Gedanke gab mir neue Frische und über diese interessante Frage vergaß ich für eine Zeit lang Hunger und Kälte. Nicht so der Schottländer. Seine Neugier war bald zufrieden gestellt und trotz aller meiner Ermahnungen verfiel er in eine Art Starrsinn, der in solcher Lage das Vorspiel zu dem Tode bildet.

„Er war aber noch nicht todt, und der Wallfisch war es auch nicht, und so lange er am Leben war, konnte ich mich der Hoffnung nicht entschlagen, daß etwas zu unserer Befreiung geschehen könnte; was, wußte ich freilich noch nicht. Weiteres Umhersuchen war nutzlos, denn meine Kraft hatte mich verlassen und ich war erschöpft durch Hunger und Kälte. Ich setzte mich daher nieder und beobachtete den Wallfisch. Er athmete immer schwächer und unregelmäßiger. Er war ersichtlich krank. Aber woran? War er vielleicht harpunirt worden und die äußere Blutung hatte aufgehört und die innere hatte begonnen, oder hatte ein Schaalthier ihn verwundet oder wollte er der Natur überhaupt nur seinen Zoll abtragen, denn weshalb sollten die Wallfische nicht so gut sterben, wie alle andern Thiere? Diese Frage beschäftigte mich länger als eine Stunde. Die Lösung sollte mir aber nicht lange verborgen bleiben. Nachdem er sich wie ein schwerfälliger holländischer Ostindienfahrer umhergewälzt, legte sich das Ungeheuer auf den Rücken, streckte den Kopf in die Höhe und versank dann mit einem Male in den Abgrund der See. Er war noch nicht ganz todt und sank auch nicht ganz unter, und ich beobachtete daher mit steigendem Interesse die Zuckungen seiner feinen Muskeln, indem ich unwillkürlich daran denken mußte, wie schwer allen Kreaturen der Abschied vom Leben wird. Ich wußte, daß nach dem Tode sich gewisse Gase entwickeln und daß der Cadaver auf der Oberfläche erscheinen mußte und lauerte daher voll Begier auf diese Erscheinung. Inzwischen nahm aber eine neue Gefahr meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Eis um mich herum begann zu krachen und ich sah plötzlich, daß ich auf einem festen Block stand, den die See zu isoliren und zu zermalmen suchte. Es entstand ein Lärmen wie von Kanonenschüssen. Ich rüttelte den Schottländer, er blieb aber unempfindlich. Da überkam mich ein Gefühl, als ob auch mir der kalte Tod die Hand auf die Schulter legte.

„Da — o Freude — erblickte ich mit einem Male ein Boot in der Ferne. Ich rief, so laut ich konnte, die Matrosen achteten aber nicht darauf, sondern das Boot glitt ruhig weiter. Jetzt überkam mich wilde Verzweiflung. Ich stampfte den Boden, raufte mein Haar und rief auf's Neue. Sie ruderten noch immer weiter. O, diese Menschen haben kein Herz — es sind Ungeheuer in Menschengestalt — da kam mir plötzlich eine Idee, ich hatte ja ein Mittel, ihre Sehnsucht, ihr Interesse zu erregen. Zu meinen Füßen lag der Wallfisch, der mehrere Hundert Pfund Sterling werth war, und nach dem sie sicher steuern würden, wenn sie es wüßten. Ich raffte also meine letzte Kraft zusammen und schrie aus vollem Halse:

„Ein Wall, ein Wall, ein Wall!

„Dieser Ruf schien wie Musik in ihre Ohren zu dringen, denn sie legten sogleich nach mir um. Mittlerweile hatte die See meinen Eisberg gelockert und ich stand darauf wie auf einer schwimmenden Insel, umrauscht von den Wogen.

„Wo ist der Wallfisch?“ fragte der Harpunier des Bootes.

„Hier, hier!“ erwiederte ich, indem ich nach der Stelle zeigte, wo der Wallfisch verschwunden war.

„Was macht Ihr hier?“

„Ich bin der Chirurgus des Jupiter und suche nach dessen Booten. Ich und der Schottländer hier wir haben unsern Weg verloren und ich fürchte, er ist im Sterben.“

„Wir dachten, Ihr wäret Esquimaux und wolltet Euch deshalb nicht antworten.“

„Jetzt tauchte der Wallfisch gerade zu meinen Füßen auf, und da ich mich jetzt außer Gefahr fühlte, fiel mir auch dessen Handelswerth wieder ein. Ich sprang auf seinen Rücken, um ihn zu reclamiren.

„Ihr seid Engländer, sagte ich, und werdet das Recht achten. Ich nehme Besitz von diesem Fisch als einer der Offiziere des „Jupiter“, unter Commando des Capitains Junk, und ersuche Euch, mir den Preis sichern zu helfen.“

„Doctor, Ihr seid halb erfroren, kommt und nehmt etwas Spirituöses zu Euch, kommt an Bord und wärmt Euch.“

„Ich dankte dem Harpunier für sein freundliches Anerbieten und trat in sein Boot. In demselben Augenblick stieß er aber seine Harpune in den Fisch. Dies war sehr kunstgerecht ausgeführt worden, ich konnte aber nicht begreifen, weshalb er den Finger an die Nase legte und das ganze Schiffsvolk lachte. Ich fragte daher darnach und erhielt folgende Auskunft:

„Doctor“, sagte er, „Ihr seid ein wahrer Grünschnabel. Der Wallfisch gehörte dem Jupiter, so lange Ihr darauf standet, als Ihr aber von dessen Rücken wegspranget, ohne den Besitz zu bezeichnen, gehörte er dem ersten Besten, der ihn markiren konnte. Seht her, das ist die Harpune der Nancy und das Seil der Nancy, sowie das Boot der Nancy, und deshalb ziehen wir den Fisch als den der Nancy mit uns, und ich will den sehen, der ihn uns nehmen will. Hättet Ihr nur Euer Messer hineingesteckt und Euer Halstuch daran gebunden, so hätte der Fisch Euch gehört. Merkt Euch das, Doctor, wenn Ihr wieder einmal einen todten Wallfisch findet.“

„Und das ist Gesetz?“

„Abgemacht im Haus der Lords“, was ich nachher allerdings bestätigt fand.

„Wie Ihr denken könnt, machte ich ein trauriges Gesicht. Als ich indessen den Wallfisch verschmerzt hatte, dachte ich an den Schottländer. Er befand sich in einem traurigen Zustande. Nachdem man ihm indessen einige Hülfe geleistet, kam er wieder zu sich, und der Chirurgus der Nancy erklärte nachher, es sei nicht so schlecht um ihn bestellt, er habe nur vier Zehen und drei Finger zu verlieren. Mich nahm man an Bord der Nancy gut auf, aber die Unerfahrenheit, die ich in Bezug auf den Wallfisch gezeigt, blieb das stete Stichblatt der Matrosen, und ich sehnte mich deshalb nach dem Jupiter. Aber kein Jupiter ließ sich sehen und nachdem die Zeit für den Fischfang vorüber war, segelten wir nach dem lustigen England zurück. Nachdem ich dort angekommen, eilte ich gleich zu meinem Onkel und erzählte ihm meine Abenteuer und Gefahren, denn von dem Jupiter wußte man noch nichts. Erst nach einigen Wochen hörte ich, daß mein alter Capitain in Sicht sei und eilte nach dem Kai, ihn aufzusuchen.

„Hoho“, rief Junk, „beim heiligen Georg, das ist der Doctor! Gebt mir Eure Pfote, junger Magnesia. Ich hätte drauf geschworen, daß Ihr längst zum Teufel wäret.“ —

„Weiter sagte er aber nichts und wir gingen auseinander.“

Blätter und Blüthen.

Türkische Sprüchwörter. Das türkische Leben und die türkischen Gedichte alter, neuerer und neuester Zeit sind stark mit moralischen Sentenzen gespickt, die sehr häufig als Sprüchwörter im Leben dienen. Daraus zu schließen haben die Türken eine sehr edele Moral. Wir ziehen aus einem großen Werke über die neueste türkische Gnomologie (Spruchweisheit) einige solcher „Gnomen“ aus.

„Wer die Gewohnheit als sechsten Sinn hat, dem helfen die fünf andern nichts.“

„Verstehst Du die Thür der Leidenschaft nicht zu schließen, öffne sie gar nicht.“

„Die Katze wandelt auch unter einer ganzen Heerde von Mäusen noch sicher.“

„Mit der Wahrheit kommen wir nur langsam vorwärts, mit der Lüge gar nicht.“

„Wenn der Vornehme auf dem Kopfe steht, werden Elende auch seine Füße mit Ehrerbietung anreden.“

„Gefahr kennt nur der, dem der Muth fehlt, ihr entgegenzutreten.“

„Dürre Knochen findet der Hund überall, wie der Schurke Entschuldigungen.“

„Brüste Dich nicht mit Deiner Enthaltsamkeit, Verschnittener des Harems.“

„Wenn Du, Edler, durch Zufall Deines Freundes holdes Weib unverschleiert siehst, dann reiße Dir beide Augen aus, wenn Du Deines Freundes Schwelle wieder betreten willst.“ (Ein radicales Mittel gegen „Hausfreunde.“)

„Das Gesetz ist für die Armen, für die Reichen das Recht.“

„Wer die Rosse bellen hört, ist auch im Recht, wenn er behauptet, daß die Hunde wiehern.“

„Verachte Keinen, den Du nicht kennst. Auch das Blatt des Cactus sieht schlecht aus, aber schwellend in Purpur ist die Blüthe, die aus dem stachelichen Blatte hervorwächst.“

„Auch das edele Zuckerrohr verliert seine Süßigkeit im Schilfsumpfe des rothen Meeres.“

„Der Dummkopf, der den ernsten Weisen spielen will, erinnert an den Mohn, der so ernst sein Haupt im Winde wiegt, obgleich wir wissen, wie klein die Körner sind, die darin wohnen.“

Und eine dichterische Lobpreisung des Dichters: „Der Dichter ist der Sultan aller Sultane. Seine Unterthanen sind Tausende von Versen, seine Waffen die Gedanken, die er aus seinem Haupte schleudert; sein Schatz ist die Anbetung der Völker, sein Erbe, das er der ganzen Welt vermacht, der Ruhm, der an seinem Grabe zwischen Cypressen eine Moschee errichtet und den Seinigen durch Jahrhunderte hindurch so lange Kränze flicht, so lange noch ein Sproß seines Stammes das helle Licht der Sonne begrüßt.“

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



